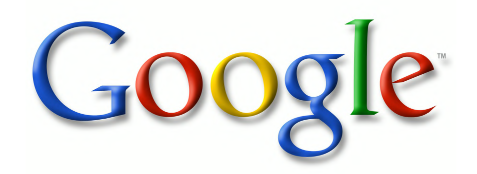






Johann Meyer

[illegible] Meyer

A present to the Astor-Library
from Jean Meyer
Kiel, 18. Juli, 1901.

Johann Meyer

ein

Schleswig-Holsteinischer Dichter.

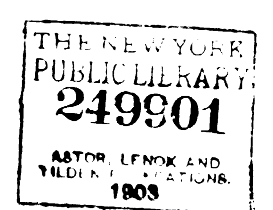
Festschrift zu seinem 70. Geburtstage

von

Dr. phil. **Johann Heinemann.**

Erster Band:
Johann Meyer's Lebensgeschichte und Charakteristik.

Hamburg.
Verlag von C. Boysen.
1899.



Dem Dichter

in Freundschaft und Verehrung

zugeeignet

vom

Verfasser.

Erster Band.

Johann Meyer's Lebensgeschichte und Charakteristik.



Inhalt.



Einleitung.

In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erfuhr die deutsche Litteratur, das ganze geistige Leben unseres Volkes einen mächtigen Auf- und Umschwung. Hochbegabte Männer der verschiedensten Richtung schlugen neue Bahnen ein und begründeten — ebensowohl durch Bekämpfung verjährter Irrthümer als durch geniale Schöpfungen auf dem Gebiete der Dichtung und Wissenschaft — einen Höhegrad der Bildung, wie er anderswo kaum seines Gleichen hatte. Den höchsten Aufschwung nahmen Dichtkunst und Kunstgeschmack, so daß die ästhetische Bildung jeder anderen den Vorrang abgewann. Namentlich in der Dichtkunst entfalteten und bewährten sich die größten Geister: es entstand ein Schatz von Meisterwerken, wie ihn werthvoller kein anderes Volk besitzt. Und die Deutschen sind stolz auf diesen Schatz; er ist Gemeingut aller geworden, und Rede und Schrift werden damit geschmückt. Auch heute noch, trotz der materialistischen und pessimistischen Anschauungen unserer Tage, bildet diese Liebe zur Dichtkunst einen hervorragenden Zug des deutschen Nationalcharakters. Denn seit jener Zeit des poetischen Aufschwungs grünt und blüht, singt und klingt es im deutschen Dichterwalde. Aber nicht alle Blumen des Waldes sind Maiglöckchen, Veilchen und Himmelsschlüssel und nicht alle Sänger, die dort ihre Stimme ertönen lassen, Drosseln, Finken und Meisen. Neben jenen lieblichen Kindern des Waldes machen sich Bittersüß, Toll-

kiriche und Stechapfel breit, und nicht weit von den melodischen Sängern krächzen Waldkauz und Häher. — Und nicht gering ist auch die Zahl derer, auf welche Geibel's Worte passen:

> Dichter begehrst du zu sein? — Du verwechselst Talent mit Bedürfniß. —
> Bist Du Prometheus schon, weil dich das Feuer erwärmt?

In der heutigen Zeit der Geschmacksverirrung giebt es nicht wenige, die im Walde der Dichtkunst nur nach jenen Giftpflanzen ausschauen und dabei Florens schönste Kinder unbeachtet lassen, oder bei denen Ohr und Empfinden so weit abgestumpft sind, daß sie nur noch den durchdringenden, rücksichtslosen Ruf von Häher und Kauz und nicht mehr die glockenreinen Töne unserer Singvögel wahrnehmen. Und sie sind hierauf nicht wenig stolz; sind doch — wie sie immer wieder mit Emphase betonen — gerade jene Gebilde, deren Duft und Gekrächz die anderen Menschenkinder beleidigen, schön, sogar sehr schön, weil sie unverfälscht das eigentliche Wesen der Natur widergeben! Für diese Leute bedeuten schön und natürlich so ziemlich dasselbe. Aber schon Goethe sagt: „Ich bin keineswegs der Meinung, daß die Natur in allen ihren Äußerungen schön sei; ihre Intentionen sind zwar immer gut, aber die Bedingungen sind es nicht, die dazu gehören, sie stets vollkommen zur Erscheinung gelangen zu lassen. So ist die Eiche ein Baum, der sehr schön sein kann; doch wie viele Umstände gehören dazu, ihn wahrhaft schön hervorzubringen!" — Die Natur ist in ihrem Wirken beschränkt: sie wird in ihren Hervorbringungen von Zufälligkeiten beeinflußt; umso vollkommener aber sind die Naturgebilde, umso näher kommen sie der Idee, die ihrer Schöpferin gleichsam vorschwebte, je weniger mächtig jene störenden Einflüsse gewesen sind. Ganz vollkommen, d. h. auch künstlerisch wahr und wirklich, würde also nur dann ein Naturgebilde sein, wenn es sich uneingeschränkt von irgend welchen Hemmnissen entwickelt hätte. Und somit wäre die Schönheit der Einklang der Wirklichkeit mit der Idee im Sinne des Platonischen Systems, in dem ja das Wort Idee das wahrhaft Seiende seinem Begriffe nach bezeichnet.

Diese Idee hat man den göttlichen Gedanken in der Natur genannt. Alles, was ist, ringt nach der Verwirklichung eines solchen Gedankens, nach dem Ideale. Sind ihm die schaffenden Mächte günstig gewesen, so ist es dieser Idee so nahe gekommen, daß

man sie, wenn auch nicht vollständig erkennen, so doch ahnen kann.

Nun hat die Natur so viele von jenen Ideen, als es verschiedene Arten von Naturgegenständen giebt, und jedes neue Individuum einer Art könnte als ein neuer Versuch gelten, eine bestimmte Idee zu verwirklichen. Was individuell ist, was einem einzelnen Gegenstande so angehört, daß er sich dadurch als etwas Besonderes von Individuen derselben Art abhebt, gehört nicht der Idee dieser Art an. Aber das Gemeinsame in der Mannigfaltigkeit der Individuen einer und derselben Art, das Eine im Vielen, das Feste und Beharrende im Wechselnden: das ist die Idee der Art. Und wie nach Plato in diesen Ideen und nicht in der Welt des Materiellen das wirkliche Sein zu suchen ist, so liegt in ihnen auch das eigentliche Wesen der Schönheit, also das, was der Künstler in Formen darzustellen hat.

Darum sagt auch Mendelssohn: „Was die Natur in verschiedenen Gegenständen verstreut hat, versammelt der Künstler in einem einzigen Gesichtspunkt, bildet ein Ganzes daraus und bemüht sich, es so darzustellen, als wenn die Schönheit dieses Vorwurfes ihre (d. h. der Natur) einzige Absicht gewesen wäre." Und nur von dieser Deutung des Schönen aus erklären sich die Worte Bodenstedt's:

Die Kunst will nicht die Wirklichkeit erreichen
Und doch noch mehr als diese offenbaren;
Sie redet in geheimnißvollen Zeichen,
Die alles Lebens Kern und Geist bewahren.

Die Wirklichkeit treibt alles zur Vernichtung,
Scheucht von des Lebens Gastmahl jeden fort;
Doch höh'res Leben treibt in Kunst und Dichtung
Durch Bild und Wort.

Ist so der Künstler eine Art Eklektiker, der das Wahre — denn zu ihm gehören die Ideen des Schönen — überall da aufnimmt, wo er es findet, und es von dem scheidet, was Irrthum und Blendwerk ist, dann hat Goethe Recht mit seinem Paradoxon: „Man weicht der Welt nicht sicherer aus als durch die Kunst, und man verknüpft sich nicht sicherer mit ihr als durch die Kunst."

Aber deine Kunst — so wird man mir entgegnen — kann ja nichts als Phantasiegebilde schaffen; sie studirt zwar die Natur,

aber reißt sich dann von ihr los; sie ist eine Schwärmerin, die sich in metaphysischen Tändeleien ergeht. — Hier die Antwort! Die Phantasie ist trotz Goethe's Lobgesang in Mißkredit gekommen, und mit metaphysischen Ideen hat man heutzutage nicht viel Glück mehr. Und doch wissen wir alle, daß der Verstand ohne die Gehülfin Phantasie nicht allzuviel erreicht; denn was er allein schafft, ist nur todtes Wissen: er führt viel Baumaterial zusammen; aber es fehlt der Baumeister, der es zu einem lebensvollen Tempel der Wissenschaft fügt. Und gestehen wir es nur ein: dieser Baumeister ist die Phantasie; sie bringt das Wissen in angemessene Formen, sie individualisirt es, und je mehr sie in Wirksamkeit tritt, desto mehr gewinnt auch die Verstandesthätigkeit an Leben, Kraft und Anmuth. Ist es nicht auffallend, daß es gerade unter den Mathematikern, deren Wissenschaft doch als unsagbar trocken verschrieen ist, so viele poetisch veranlagte Talente giebt! — Was ferner das Gebiet der Metaphysik angeht, so konnte es allerdings von der Wissenschaft nicht behauptet werden; es fehlte dem Verstande der feste Boden, auf dem allein er sich bewegen kann. Aber darum soll jenes Gebiet der Menschheit verloren gehen? Ist nicht die Phantasie der devinirende Verstand, der ahnet, wo man sonst mißt, wägt und zählt? Wohin uns der Verstand keine Flügel leiht, da thue es die Phantasie! Und darum sei der Künstler ein Schwärmer und Phantast, der kühn das ergänze, was der kalte und trockene Verstand nicht auszusinnen vermag! Was der Künstler tief schauenden und prophetischen Blickes erkannt hat, das stelle er in Worten und Tönen, in Farben und Marmor dar! Und diese seine Darbringungen sind noch etwas mehr als Phantasien; sie haben es sogar mit etwas ganz Realem zu thun, nämlich mit dem Leben, freilich mit **dem** Leben, wie es sich bethätigen dürfte, wenn es keine störenden und hemmenden Einflüsse gäbe.

Auch die Individualität des Künstlers, die schrankenlose, unbedingte Ausbildung seiner Originalität, auf die ja unsere „Rebellen und Neuerer" so ängstlich bedacht sind, kommt bei dem „alten", auf unveräußerlichen ästhetischen Maximen fußenden Verfahren durchaus nicht zu kurz. Sagt doch Lotze in seiner gedankenreichen Abhandlung „Über den Begriff der Schönheit": „Der Verlauf unserer Vorstellungen wird ohne Zweifel durch allgemeine, gleichgültig über jeder besonderen Gestalt des Erfolges schwebende Ge-

setze bedingt; aber eben diese bestimmte Endgestalt seiner Verwirklichungen, die Geschwindigkeit seines Flusses und die Richtung, nach welcher hin die einzelnen Vorstellungen und Strebungen einander hervorrufen oder hindern, dies alles kann nur von dem Werthe abhängen, den wir einzeln derselben zugestehen, und durch welchen sie erst jene Stärke und jenen Gegensatz erhalten, durch den sie später allgemeinen Gesetzen zufolge ein Spiel des Verdrängens und Hervorlockens beginnen können. Es ist unnöthig, hier die Quellen jener Werthertheilung besonders zu betrachten; sie mögen zum Theil selbst in leiblichen Bedingungen liegen, noch mehr aber in dem ursprünglich sittlichen Gehalt des Geistes, den wir nicht umgekehrt aus einer zufällig gewordenen Verschlingung der Vorstellungen ableiten dürfen, endlich in einer selbst schon dem Gebiet freier Schönheit angehörigen Färbung und Neigung der Thätigkeiten, die als Keim in dem Wesen der Seele liegen mag, um an jedem spätern äußern Anstoß sich folgerichtig zu entwickeln. Solche Beweggründe werden an sich den Geist verleiten, zunächst das, als das ihm Ähnliche, schön zu finden, in dessen Zusammenhangsweisen er die nämliche Stetigkeit oder Zerrissenheit, die nämliche Weichheit oder Strenge, Flüchtigkeit oder in sich zurückkehrende Erinnerung, dieselbe Raschheit oder zögernde Entwicklung der Übergänge wahrnimmt, die dem Ablauf seiner eigenen Vorstellungen, Gefühle und Bestrebungen eigenthümlich sind. Und in der That wird auch bei den gebildetsten Gemüthern die wirkliche Beurtheilung des Schönen, der Geschmack in den Künsten immer den Einfluß solcher Bedingungen in der eigenthümlichen Vorliebe für manche einzelne Gattungen der Darstellung verrathen; ja noch mehr werden die volksthümlichen Ausbildungen der Kunst sich auf eine solche in herrschenden Sitten und zur Gewohnheit gewordenen Ansichten der Dinge gegebene Grundlage stützen."—

Viel mehr noch als in der „Natur" zeigt sich ein Zurückbleiben hinter der Vollkommenheit im geistigen Leben. „Es trägt jeder Mensch", wie Schiller sagt, „der Anlage und Bestimmung nach einen rein idealischen Menschen in sich, mit dessen unveränderlicher Einheit in allen seinen Abwechselungen übereinzustimmen, die große Aufgabe seines Daseins ist." Aber „Wer unter den Sterblichen", fragt Herder, „kann sagen, daß er das Bild der Menschheit, das in ihm liegt, erreiche oder erreicht habe?" Die meisten erinnern sich entweder

gar nicht oder doch zu spät dieses idealen Menschen; niedere Triebe und äußere Verhältnisse gewinnen zu viel Gewalt über sie, als daß sie an die Entwicklung der in ihnen schlummernden Keime zum Höchsten dächten.

Das ist der ewige Widerstreit in der menschlichen Natur: hier sittliche Freiheit, dort Willensschwäche; hier das Hinanstreben zum Idealen, dort als schwer lastendes Gegengewicht Verhältnisse, Begierden und Leidenschaften. Und so wirft ein namenloser Wunsch, der die Seele mit Schmerz und Entzücken zugleich erfüllt, seine Schatten auf das Antlitz eines jeden besseren Menschen. Unaufhörlich fragt es im Innern: „Giebt es hinter den rauchenden Bergen, den auffliegenden Wolken und dem gestirnten Himmel eine Lösung dieser Räthsel?“

Man hat die Philosophie ein inwendiges Leben genannt; man könnte die Kunst, die wie jene nach „Ideen“ sucht, aber hierbei die Grenzen, die sich die Philosophie ziehen mußte, kühn überschreitet, eine Symbolisirung des inwendigen Lebens mit all seinem über die Erde reichenden Sehnen nennen. Denn dieses sich Sehnen nach dem, was hinter der sichtbaren Natur liegt und, unerreichbar für den Verstand, über ihr schwebt, ist unseres Erachtens die erste Bethätigung des künstlerischen Schaffens; und darum ist der Mensch der vornehmste Gegenstand ebensowohl für das Studium des Künstlers wie für das des Philosophen. —

Werfen wir nun noch einmal die Frage nach dem Wesen der Schönheit auf, so müßte die Antwort folgerichtig zunächst also lauten: Die Schönheit ist die Identität des Wirklichen mit der Wahrheit, d. h. der Idee. Wäre sie aber nur das, so würde es in der Natur und in der Menschheit wohl nichts wahrhaft Schönes geben. Doch schön nennen wir einen Gegenstand auch dann, wenn er in scharfer Ausprägung das Hinstreben nach der Idee, d. h. nach dem, was er bei völlig ungestörter Entwicklung erreichen könnte, zeigt. Schön ist die sich entfaltende Blüthenknospe, die soeben ihre Hülle sprengt, unter der sich, geheimnißvoll wie unter einem Isisschleier, alle Anlagen zum ferneren Leben bildeten. Schön ist darum auch die Menschenknospe, das Kind, dessen mit Duft und Nebel noch bedecktes Innenleben wir aus den großen, wie in weite Fernen sich verlierenden Augen ergründen wollen. – Schön ist ein Gebilde auch dann, wenn es sich im Kampfe mit den Hemmnissen so kraftvoll erweist,

daß es der in ihm liegenden Idee möglichst nahe kommt. Schön ist darum die Eiche, deren Keimling den harten Boden durchbrach und deren knorriger Stamm durch das einengende Gestrüpp und darüber hinaus kühn aufwuchs, und schön ist das länderumgürtete Meer, wenn es zwischen Tausenden von Schären den Kern des Festlandes umspült.

Solche und ähnliche Gebilde darzustellen ist die alleinige Aufgabe der Kunst; sie sei nur der wahren Schönheit bildende Schöpferin; das Häßliche und Abstoßende führe sie uns nie seiner selbst willen vor Augen, sondern zeige es nur, damit sich von ihm wie von einem dunklen Hintergrunde das Schöne um so glänzender abhebe! So wirkt die Kunst veredelnd, und so nur wird sie, wie es Goethe will, moralische Folgen haben, wenn man auch nicht moralische Zwecke von ihr fordern darf. Darum nennt auch Lotze die Schönheit den Widerschein des Sittlichen im Seienden, und darum möchten wir die rechte und wahre Kunst einen Hort der Sittlichkeit nennen. — —

Das sind im großen und ganzen die Ansichten, die ein jeder, der es noch mit der „guten alten Schule" hält, von dem Wesen und den Aufgaben der Kunst haben dürfte.

Die gute alte Schule! Mit ihr soll denn nun auch gründlich aufgeräumt werden! — Und wer will und wagt dies? — Eine junge Künstlerschaar, die bis dahin noch niemand kannte, aber die viel Selbstbewußtsein und kecken Muth besitzt. — —

Was hat man denn an der alten Schule auszusetzen?

Das ist ja nichts als hohle, phrasenhafte Afterkunst und süßlicher Idealismus, nichts als alte, überlebte, gekünstelte, saft- und kraftlose Modekunst. Das muß anders werden! Fort mit dem Alten und Conventionellen! Es müssen neue Motive benutzt werden! die überlieferten sind ja nur nichtiger Plunder!

Und alle die früheren Anschauungen über das Kunstschöne und der ästhetische Classicismus?

Das ist ein überwundener Standpunkt! Wir sind germanischer Race und bedürfen des aus eurem Alterthume stammenden Tandes und Flitters nicht.

Und Schiller und Goethe und Titian und Rafael und alle die anderen, die zu den Classikern der Kunst zählen?!

Guck dir doch einmal genau ihre Werke an? Wo findest du

da Natur, Kraft, Phantasie und Leidenschaft, kurz: künstlerischen Gehalt? Dieser ist unserer ganzen Kunst abhanden gekommen; aber wir, wir, das jüngste Deutschland, wir werden ihr ihn wiedergeben.

Was soll denn mit jenen Männern, deren Kunst für uns bis dahin eine Art Evangelium war, denen wir Denkmäler errichtet und Ehrungen anderer Art in Hülle und Fülle haben zu Theil werden lassen, geschehen?

Laßt die guten, alten Schafe laufen und wendet euch uns, den jungen Löwen, zu!

Und was werden wir bei euch finden?

Unverfälschtes Menschenthum und wahre Natur!

Und wie schildert ihr den Menschen?

Genau so, wie er ist, etwa so, wie du ihn auf der Landstraße herumstrolchen siehst, ungewaschen und ungekämmt, hübsch mit Lumpen angethan und ausgestattet mit einer liebenswürdigen Bestialität, die ihm als dem vornehmsten der Thiere alle Ehre macht.

Wo bleibt denn da der Culturmensch?

Geh mir doch mit deinem Culturmenschen und seiner Cultur! — Von Cultur bekommst du bei uns natürlich nichts zu sehen. Cultur ist ja nichts als Schminke und Tünche, so etwas obenauf, damit der Mensch anders erscheine, als er wirklich ist. Willst du den Menschen kennen lernen, so spüle erst seine Cultur herunter!

Und wie gebt ihr uns die Natur wieder?

Fein, mit photographischer Treue! Und gerade das bekommst du zu sehen, was dir deine Classiker, weil es gemein und häßlich sein soll, ängstlich verbargen.

Aber der Künstler soll doch das Schöne darstellen!

Was heißt „schön" und was „häßlich"! Kennst du nicht das Wort von Hermann Marggraff in seinem „Johannes Mackel"? „Was ist Häßlichkeit? . . . . Der Hottentotte ist auch schön, aber nur in seiner Weise, verhältnißmäßig, bei sich zu Lande; Der Mensch verschluckt Austern, das Wildschwein Eicheln, so hat jeder seinen eigenen Appetit, und der Grönländer zieht seine garstige Landesgenossin der erhabensten weiblichen Bildung Griechenlands vor."

Gewiß, es geht in der Kunst wie in der Liebe, das meint auch Goethe; aber wir Leute von Civilisation lieben nicht wie die Grönländer und stellen auch andere Anforderungen an die Kunst als sie.

Eure ganze Civilisation ist ja Unnatur; und darum wollen wir sie zurückschrauben, damit sie wieder Natur werde.

Und unsere ganze Vergangenheit, die das, was die Gegenwart an allem Schönen, Wahren und Guten besitzt, als herrliche Frucht reifen ließ: soll sie denn gar nicht mehr für die Kunst in Betracht kommen.

Sie bildete mit ihrem Denken und Empfinden lange genug den Schwerpunkt der Kunst; wir wollen ihn jetzt einmal in die Zukunft verlegen.

Wie kann der Schwerpunkt eines Dinges in etwas liegen, was noch garnicht da ist?

Für euch noch nicht, aber für uns, die wir die Hüter und Heger, Führer und Tröster, Pfadfinder und Wegeleiter, Ärzte und Priester der Menschheit sind, für uns ist die Zukunft schon Gegenwart geworden, wenigstens in unserer Künstlerbrust. Und wir werden auch euch ummodeln, damit auch ihr aus dem Dunkel, in dem ihr euch jetzt befindet, heraus- und eurer wahren Bestimmung zugeführt werdet!

Und welches ist diese Bestimmung?

Das läßt sich mit ein paar Worten nicht sagen; lest unsere Gedichte, betrachtet aufmerksam unsere Bilder und lauschet den Tönen unserer Musik, und es wird euch eine Ahnung von dem werden, was wir erreicht haben und wonach ihr streben sollt! — — —

Das, mein lieber Leser, ist so eine Blüthensammlung von Ansichten über die Kunst, denen du in den Schriften der Modernen auf Schritt und Tritt begegnen kannst.

Aber das ist ja entsetzlich! — rufst du aus; diese Menschen zertrümmern ja den im Laufe der Jahrtausende Stein um Stein gefügten herrlichen Dom unserer Cultur! Das sind ja wahre Vandalen!

Halt, lieber Freund! Vandalen wollen sie sein; dieses Wort ist für sie ein Ruhmestitel. Höre sie selbst:

Wir sind die „modernen Vandalen“,
Wir wandeln wuchtig und schwer
In eisenbeschlag'nen Sandalen
Die Pfade der Zukunft daher.
Wir schreiten mit dröhnendem Schritte
Durch die schwankenden Thore der Zeit,
Wir wandeln Ordnung und Sitte,
Gesetz und Gerechtigkeit.

Und überall zeigt sich dieser Vandalismus mit seinen auflösenden und zersetzenden Kräften, nicht nur auf den profanen Plätzen des menschlichen Schaffens und Wirkens, sondern ganz besonders auf den geheiligten und geweihten Gebieten des Sittlichen und der Kunst. Überall sucht man Herz und Gemüth zu eliminieren und an deren Stelle die Brutalität der Thatsachen und die extremsten Folgerungen des kalt grübelnden Verstandes zu setzen. Und so wird auch die Phantasie, auf deren Schwingen uns Bilder und Gedanken, voll von Lieblichkeit und heiligem Schauder, voll von Kleinigkeiten und Welten, vorüberrauschen, abgethan und nichts soll dem Sterblichen bleiben als die arme, öde Wirklichkeit. Selbst einem Kotzebue, der nicht gerade zu den vornehmsten der älteren Dichter zählt und auf den jetzt nicht viel mehr gegeben wird, dürfte das zu viel gewesen sein; nennt er doch das den schönsten Vorzug des Menschen, daß er sich ein fernes Glück herzaubern und still genießen kann, ohne Beimischung der Wirklichkeit, die oft zerstört, was sie bringt. — So soll alles in der Kunst, so wollen es unsere Modernen, einen „naturgemäßen" Verlauf nehmen und nichts hineingetragen werden, was nicht sein Analogon in der „Natur" findet; als wenn Herz und Gemüth nicht auch der Natur, wenigstens der Natur des Menschen angehörten!

Und so macht sich selbst in der Musik, in jenem „Nachklang aus einer entlegenen harmonischen Welt", in jener Kunst, die doch lediglich unser Inneres aufregen und anregen soll, ein ungesunder Naturalismus breit. Man ging zwar auch hierbei, wie auch sonst wohl, von einem vernünftigen Gedanken aus, gerieth aber dadurch, daß man ihn bis in die letzten Consequenzen verfolgte, auf Abwege. Man griff nämlich die Grundidee des stilo representativo auf: dem von der contrapunctischen Kunst überwucherten Texte wieder zu seinem Rechte zu verhelfen, that dies aber meist in so übertriebener Weise, daß die Musik, die Poesie der Luft, wie sie der bilderreiche Jean Paul nennt, zur langweiligen Prosa wurde. Denn es mußte ihr, sobald man ihre „Sprache in Gefühlen und Tönen" derselben Behandlungsweise unterzog wie „die Sprache in Gedanken und Worten", der eigentliche ästhetische Gehalt, die Melodie, geschmälert werden; und gerade in der Melodie liegt im wesentlichen das, was wir musikalisch schön nennen. Was gefällt uns neben dem herzlichen, gemüthstiefen Texte an den schlichten und an-

spruchslosen Volksliedern sonst als der Liebreiz ihrer Melodien? Und was erhält unsere wenigen classischen Opern ständig auf dem Repertoire, was macht sie dem Volke lieb und werth und schützt sie vor der Nacht der Vergessenheit? Ist es wieder nicht vor allem ihr Reichthum an leichtfaßlichen, in sich abgerundeten Melodien? Aber wie wenige von allen Compositionen, die in unseren Tagen Woche für Woche in großer Zahl entstanden sind, von der Oper und Symphonie bis zum Marsch und Tanz hinunter, haben sich die Gunst des Publikums und damit einen Freibrief für die Zukunft erworben! Nicht einmal die Werke Richard Wagner's, den man doch als den größten dramatischen Componisten unseres Jahrhunderts rühmt, haben diese Probe auf die Unsterblichkeit bestanden. Mag man an ihnen Intensität des Ausdruckes, Reichthum der Harmonik, Rhythmik und Instrumentation loben, mag man die großartige Durchführung des Gedankens, die Musik nicht für sich, sondern in Verbindung mit der Dichtung und Scene wirken zu lassen, voll anerkennen, man wird doch nicht den Gedanken abweisen können, daß sie außerhalb der Bühne mehr zur Geltung kommen würden, wenn sie reicher an Melodien wären. Dem musikalisch gebildeten Fachmanne werden sie wohl zusagen; aber die Laien unter den Gefühlsmenschen — und diese kommen doch hauptsächlich in Betracht, wenn es sich um die Unsterblichkeit von Kunstwerken handelt — werden ihnen so leicht nicht Geschmack abgewinnen. — —

Mehr noch als in der Musik mußte in der plastischen Kunst der Idealismus vor dem Materialismus und Naturalismus zurückweichen; und wohl hauptsächlich hierauf ist es zurückzuführen, daß jene Kunst in den letzten 25 Jahren trotz der materiell günstigen Position, in der sie sich gegenüber den Schwesterkünsten befand, doch nur wenig hervorbrachte, was über das Maß des Alltäglichen hinausgegangen wäre. Sie blieb mit der Auswahl ihres Stoffes überall da, wo ihr dieser nicht — wie bei Kriegerdenkmälern und Statuen fürstlicher und anderer um das Vaterland verdienter Personen — gegeben war, meist innerhalb der Grenzen des banalen Lebens. Selten, am häufigsten noch bei Krieger- und Kaiserdenkmälern, machte sich ein höherer Schwung der Phantasie bemerkbar; aber dabei verlor sich diese vielfach in die einem gewöhnlichen Sterblichen unerreichbaren Sphären der Symbolik und Mystik. Dann übte auch auf viele unserer jüngeren Bildhauer

das Häßliche einen eigenthümlichen Reiz aus; sie folgten dem Beispiele ihrer „modern“ sein wollenden Vettern im Reiche der Poesie und stellten das Abstoßende seiner selbst willen dar. So entstanden Gebilde, von denen sich ein normal entwickeltes Herz und Gemüth mit Widerwillen abwendet. — Der Franzose Aug. Rodin hat sogar die „geniale Verwegenheit“ gehabt, den Impressionismus der Malerei in die Plastik zu übertragen. Die Genossenschaft der französischen Schriftsteller beauftragte ihn mit der Lieferung eines Balzac-Monumentes; nach langem Zögern erschien als Modell hierzu eine formlose weiße Masse, „die aus einiger Entfernung ein auf seiner Schwanzflosse aufgerichtetes apokalyptisches Walroß zu sein schien, sich aber in der Nähe als ein Mehlsack darstellte, aus dem ein Kopf mit zwei zusammengekniffenen Augen herauskroch.“ Das sollte Honoré Balzac, der Verfasser der Comédie humaine sein! Von einer Schaar journalistischer Ausfrager nach dem Quis, quid, ubi .... überfallen, sagte der „Künstler“, stolz auf seinen Balzac hinweisend: „Ich habe darin eine noch ungekannte Kunst wiederzugeben versucht, eine Kunst, die keine Photographie-Sculptur ist. Mein Balzac markirt eine Grenzlinie zwischen der conventionellen Plastik und der künstlerischen, die wir in Europa nicht mehr haben. Mein Balzac bedeutet ein Datum in der Kunst, den Ausgangspunkt einer neuen Sculptur, die alle Marmorfabrikanten für Export, Schaufenster und Kaminsimse fürchten. Mein Princip ist es, nicht nur die Form, sondern das Leben nachzuahmen. Dieses Leben suche ich in der Natur, aber indem ich sie vergrößere, indem ich die Löcher und Beulen übertreibe, um mehr Licht zu bringen.“ Das heißt also: Licht bringen, indem man die Dunkelheit vermehrt! Das verstehe, wer kann. Auch hier zeigt sich, wie überhaupt bei unsern Modernen — ein geistreicher Gelehrter fragte einmal in meiner Gegenwart, ob das Wort mit „modern, faulen“ zusammenhinge — viel Selbstbewußtsein und guter Wille, viel Phrase und unklare Vorstellung. — —

In einem noch verstärkteren Grade als in der Plastik findet sich das Streben nach „unbedingter Treue in der Nachahmung der Natur“ in der Malerei. Da sind zunächst zwei Richtungen, von denen allerdings die eine aus der anderen hervorgegangen ist, zu unterscheiden, die Freilichtmalerei und der schon erwähnte Impressionismus. Mit jener, sofern sie sich frei hielt von allem

künstelnden Subjektivismus, haben wir uns stets einverstanden erklärt. Denn ihr Streben ging ja zunächst dahin, die seit der Renaissance vorwiegend in geschlossenen Räumen angewandte bräunliche Farbenmischung für Bilder aufzugeben und die freundlicheren Töne aufzusuchen, welche die Natur im Freien, im Sonnen- und Tageslichte bietet. Wenn auch diese neue Richtung, die in dem Franzosen Bastien-Lepage ihren ersten energischen Vertreter fand, mit ihrer crassen Behauptung, daß die alte Kunst conventionelle Unwahrheit sei, entschieden Unrecht hat, so darf man ihr doch die Anerkennung nicht vorenthalten, daß sie die Natur wahrer schildert, oder besser gesagt: wahrer schildern kann, als es vordem geschehen ist.

Aber da kam Eduard Manet mit seinem Impressionismus, dem Radicalismus des Plein air. Er verlangte, die Dinge nicht so zu malen, wie sie sich einer genauen Betrachtung darbieten, sondern nach dem Eindrucke, den sie unter den gerade herrschenden Lichtverhältnissen auf unser Auge machen. Soweit es sich hierbei um die Wiedergabe von „Helldunkel“ handelt, jener eigenthümlichen Verschmelzung von Licht und Schatten, in der die Gegenstände in zwielichtartiger Beleuchtung erscheinen, wird man auch dem Impressionismus die Zustimmung nicht versagen; aber dieses Clair-obscur in der Malerei ist keine Errungenschaft der Neuzeit, schon Corregio und Rembrandt waren darin Meister.

Jedoch unsere modernen Impressionisten gehen viel weiter; sie verfolgen ihr Princip bis zum Extrem, und da gilt mutatis mutandis Cicero's Wort: Summum jus summa injuria. Man bemüht sich nämlich, all die verschwimmenden und verschwebenden Farbentöne wiederzugeben, welche die Luft unter dem Einflusse des Lichtes annimmt. Bei diesem Gebahren kommt nun eine Pinselführung und eine Wahl der Farben zum Vorschein, wie sie bisher die Welt nicht kannte; und gerade unsre Landsleute unter den modernen Farbenkünstlern sind — entsprechend dem deutschen Charakter — hierin am gründlichsten. Von Conturen und Perspective kaum eine Spur, und die Gestalten so verzerrt und verrenkt, daß jeder Chirurg sofort Binden und Bandagen anlegen möchte! Und Farben, als wenn die Naturobjecte in unseren Tagen das Licht ganz anders denn früher absorbirten und reflectirten! Da ist die Pflanzenwelt blau, der Himmel grün, zinnoberroth oder

quittengelb! Und schüttelt man den Kopf bei Betrachtung all dieser Absonderlichkeiten, so kann man noch die Grobheit einstecken, man könne nicht sehen und habe nicht gelernt zu sehen. Wir wollen nun nicht Gleiches mit Gleichem vergelten und darum auch den Ausdruck unterdrücken, womit einer unserer ersten Künstler, allerdings ein Vertreter der alten Schule, die modernen Farbenmagier bezeichnete; lieber versuchen wir einmal, in Kürze darzulegen, wie man auf diese Abwege gekommen ist, oder noch besser: wir wenden uns in dieser Sache an einen unserer Modernen selbst.

Da erhalten wir von ihm die folgende Auskunft: Allerdings ist der klare Himmel blau, das Gras grün und die Butterblumen darin, wie der Name schon andeutet, gelb.

Warum aber malst du das alles anders?

Ja, siehst du, jenes Blau und Grün und Gelb, das sind nur die wirklichen Farben jener Dinge; und diese Farben, man nennt sie die objectiven, will ich ja gar nicht malen.

Was für Farben denn?

Nur die Farben, welche dem Reizungszustande meiner Augen entsprechen.

Das sind doch wohl jene objectiven Farben, oder wie sie sonst heißen mögen?

Beileibe nicht! es giebt noch andere Farbenerscheinungen, für die ihr eben kein Auge zu haben scheint; sie werden zwar durch objective Farben veranlaßt, aber entsprechen ihnen nicht.

Das mußt du mir klarer machen.

Gern! Betrachte einmal diesen farbigen Fleck auf weißem Grunde und richte dann dein Auge seitwärts. Nun siehst du von dem Fleck ein Nachbild, aber in einer anderen Farbe, die man als complementär zu jener bezeichnet. Diese complementäre Farbe ist subjectiv; und so machen sich immer nach längerer Betrachtung farbiger Körper Contrasterscheinungen in einem anders gefärbten Felde bemerkbar, mit Complementärfarben, die hier garnicht vorkommen.

Und das willst du auf deinen Bildern wiedergeben?

Selbstverständig! Dies und noch vieles andere, was du außer Acht lassen würdest. Ich muß doch die Dinge so darstellen, wie ich sie sehe.

Gewiß! Aber wenn beim Zeichnen und Malen das Auge

auf den Gegenständen ruht und nicht durch die Farben der weiteren Umgebung beeinflußt wird, dann können doch keine subjectiven Farben auftreten!

Das nicht! Jedoch das Auge wandert hin und her und empfängt von allen Seiten Licht und Farbe, und diese Farben verschmelzt es zu den wunderbarsten Gemischen. Diese sind für mich das Erste und dann kommen die Gegenstände!

Müßte es nicht eigentlich umgekehrt sein?

Nein; denn die Farbe ist Licht, und ohne Licht giebt es für meine Augen nichts.

Das ist allerdings richtig, und das wissen auch deine Collegen von der alten Schule; der Unterschied besteht nur darin, daß sie, nachdem sie das Ganze erfaßt und skizzirt haben, das Einzelne fest ins Auge fassen und es dann, wie du es ausdrückst, in seiner objektiven Farbe wiedergeben, natürlich unter genauer Beachtung der jeweiligen Lichtverhältnisse.

Das ist aber falsch; ein solches Bild macht keinen naturgetreuen Eindruck!

Und eure Bilder? Muß man sie nicht im günstigsten Falle einer ganz flüchtigen Betrachtung unterziehen, wenn man euch bei der Beurtheilung der Farbenwahl gerecht werden will? . . . .

Nun, mit einer solch flüchtigen Betrachtung begnügt man sich auch meist; man wendet sich bald ab von diesen Bildern, die so wenig Erbauliches und Erquickendes bieten. Und die besten unter den Impressionisten thun es auch; sie versuchen es, sich durch die Grünspan- und Berlinerblauperiode zu einer soliden, den Farben der Naturobjecte mehr Rechnung tragenden Malerei hinauf zu arbeiten. Freilich! zu etwas Fertigem ist man bei diesem Streben noch nicht gekommen; daraufhin deuten schon die verschiedenen Schlagworte, womit man diese allerneuste Kunst charakterisiren will: bald nennt man sie idealistisch, bald phantastisch und bald symbolisch-antikisirend.

Das wäre nun eine Klimax im Naturalismus der Kunst, von der Musik, wo er noch recht zahm auftritt, wo er nur das Raisonnement an die Stelle des Empfindens setzt, bis zur Plastik und von der Plastik zur Malerei. In dieser feiert er in seiner Art die großartigsten Triumphe, so daß man sich kaum mehr von ihm versehen dürfte. Aber in seinem Siegeslaufe läßt er sich nicht Einhalt gebieten; auf einem vierten Gebiete, von dem er schon lange Besitz

genommen hat, auf dem der Poesie, tobt er sich förmlich aus. Das sind keine Triumphe mehr, das sind wahre Orgien, die er hier feiert. Und wenn du Lust verspüren solltest, lieber Leser, dir dieses Treiben einmal anzusehen, so steck nur, sofern deine Nerven nicht Schiffstaue sind, ein Fläschchen mit belebender Essenz zu dir; denn was du da zu sehen und zu hören bekommst, greift den sensiblen Menschen gewaltig an.

Verwegen, wie sie sind, haben unsere Modernen den Parnaß erklettert, und sie führen hier, — namentlich die Lyriker unter ihnen — im Schatten der Lorbeerbäume Apolls die tollsten Capriolen aus. Für diese modernen Poeten ist der Name Gigerl, mit dem man die Blau- und Grünfärber in der Malerei treffend bezeichnet hat, recht am Platze. Denn mit einer Überhebung, die kaum ihres Gleichen hat, mißachten diese Herren die Regeln der Metrik und des Wohlklangs, sie übersteigen oder reißen ein die Schranken der grammatischen Form, octroiren der Sprache eine Unmenge der absurdesten Ausdrücke, schwelgen in Nuditäten und waten mit Vorliebe im Schmutz.

Sind das nicht Auswüchse auf dem Gebiete der Kunst, wie sie sich ähnlich, wenn auch weniger kräftig, beim Giglerthum auf dem Gebiete der Mode zeigen? — Und die es am weitesten in dieser Modenarrheit gebracht haben, die Symboliker oder Decadenten (auch diese Mode ist von Frankreich nach Deutschland importirt), reden gar nicht mehr wie die anderen Leute; sie haben sich einen eigenen Jargon gebildet und geben in ihm nur ungefähre Andeutungen von den Dingen, über die sie sprechen wollen. Ja, sie gehen noch weiter; sie machen es ähnlich wie ihre Brüder, die Impressionisten in der Malerei, für die sie übrigens vorbildlich geworden sind: sie *sagen* überhaupt nichts mehr; wie jene die Farben, so stellen sie Worte, denen ein bestimmter Begriff nicht mehr adäquat ist, nebeneinander und wünschen dann, daß durch diese Symbole beim Leser dieselben Gedanken und Gefühle, wie sie sie hatten, angeregt werden. Es ist kaum glaublich; man sollte sich doch sagen, daß es schier unmöglich ist, neue Worte so zu finden, daß beim Lesen derselben ganz bestimmte Gedanken- und Gefühlsreihen ausgelöst werden. Daß sich unsere Symboliker etwas denken, wenn sie so kindlich lallen, darf man wohl annehmen; aber sie müßten doch ihre Gedanken kurz und bündig in der sonst üblichen Sprache ihren

Landsleuten mittheilen und nicht in einem neuen Volapück. Man wird sonst über kurz oder lang, wenn dieser Unsinn Methode werden sollte, auch bei uns ein besonderes Wörterbuch der Impressionisten schreiben müssen; in Frankreich giebt es bereits ein solches: Petit glossaire pour servir à l'intelligence des auteurs décadents et symbolistes par J. Blowert. —

Die Heimath der modernen Lyrik ist, wie schon gesagt, Frankreich; aber kräftige Ableger davon werden in der Kaiserstadt an der blauen Donau gezogen, und das Treibhaus dafür ist das „deutsche Dichterheim". Wir wollen nun unsern Lesern einige Proben, die wir dieser Zeitschrift entnommen haben, mittheilen, und zwar prima Waare. Wenigstens sind die beiden ersten Gedichte prämiirt worden, mit 500 bezw. 250 Mark; das dritte rührt von dem preisgekrönten Verfasser des zweiten her, das vierte sogar von dem Herausgeber des Dichterheims, also einem Manne, zu dem man wohl Vertrauen haben darf, und das fünfte, ein Liebeslied, von einem mir sonst unbekannten Autor, der aber nach der vorliegenden Probe zu den schönsten Hoffnungen berechtigt.

Zuvor aber, liebe Leserin, einen freundlichen Rath; sind deine Nerven nicht ganz fest, so überschlage lieber die nächsten Seiten unseres Buches; hast du aber Muth, so greife zu deinem Riechfläschchen und lies!

Der Ton vom Tode.

Schwarzumflorte Trommel, — willst den Ton nicht lassen!
Klänge, die mich hassen,
Fänge, die mich fassen,
Die mich wild umkrallen,
Durch die Seele hallen
Ins Gebein!
Zieh die Qualgedanken,
Die mit schwarzen Pranken
Tief ins Hirn mir sanken
Schweigend ein!
Laß das Satanslachen, —
Willst mich rasend machen?
Ach, . . der Trommel Rollen
Grollt darein.

— — —

Durch die Gassen bin ich stumpf geschlichen,
Schwarzer Ton ist nicht von mir gewichen,

Schwarze Klänge, die mein Aug' umflorten,
Die ihr Gift mir in die Seele bohrten.

Schwarze Töne, die wie Glocken klangen,
Mir ein Lied von frühem Tode sangen.

Als sie dampfend mir den Leib umwanden,
Ist der Tod mir auf dem Haupt gestanden.

Hat — ein Kobold, den die Lüfte tragen, —
Mit dem Hammer mir aufs Haupt geschlagen.

Hat so seltsam mir den Sinn verschoben,
Saß dann lachend auf der Wolke droben.

— — —

Und wieder die Trommel,
Der Tod ist geschwunden,
Der Hammer verklungen,
Es blieben die Wunden.

Wie pocht doch die Trommel
In stampfenden Schritten,
Hat blutig, so blutig
Ins Herz mir geschnitten.

Und hüpf' ich im Frühling,
Und sing' ich beim Weine,
Und schleich' ich verdrossen. —
Ich hör' nur das Eine!

Und glüht mir ein Mädchen,
Und küß ich die Kleine, —
Durchzuckt mich die Trommel!
Da wein' ich und weine . .

— — —

Also ist's mir schon ein Jahr ergangen:
Zitternd hält mich schwarzer Ton gefangen.

Hinter mir das knochenharte Pochen
Hat das Herz mir und den Leib gebrochen.

Wunde Klänge, die mich dumpf umklungen,
Haben Nesseln mir ums Haupt geschlungen.

Also schleif' ich meine Schattenlieder, —
Und ein Geier flattert auf und nieder.

Doch in Nächten, wenn die Säfte schwellen,
Schrei' ich auf, daß laut die Felsen gellen:

Schwarzumflorte Trommel, — willst den Ton nicht lassen?
Klänge, die mich hassen,
Fänge, die mich fassen,
Die mich wild umkrallen,
Durch die Seele hallen
Ins Gebein!
Zieh die Qualgedanken,
Die mit schwarzen Pranken
Tief ins Hirn mir sanken,
Schweigend ein!
Laß das Satanslachen —
Willst mich rasend machen?

Doch da scharrt's von Hufen —
Und die Todten rufen . . .

Wie der Erde Schollen,
Die auf Särge rollen,
Grollt's darein!

Ich habe das Poem wiederholt gelesen und andern vorgelesen oder zum Lesen gegeben, aber weder selbst seinen tiefen Sinn errathen, noch jemand gefunden, der mir ihn hätte verrathen können. Und nicht nur in dem Unvermögen, in des Dichters Gedanken- und Gefühlslabyrinth einzudringen, stimmten wir alle überein, sondern auch in der Annahme, daß ihm beim Niederschreiben der Verse, wie er selbst schreibt, gar seltsam der Sinn verschoben war. Eine Analyse einer solchen Dichtung darf natürlich nicht gewagt werden; das würde sich ihr Autor, der die „Natur" zur Lehrmeisterin genommen hat, auf das schönste verbitten: läßt sich doch auch die Natur — wie Goethe sagt —, geheimnißvoll am lichten Tag, des Schleiers nicht berauben. Und etwa von einer Bildervermengung zu sprechen oder dem Verfasser logische Fehler aufzumutzen, was leicht jemand einfallen könnte — wäre eine „Dummheit"; denn wer weiß, ob die Worte, die da stehen, das besagen wollen, was sie sonst bedeuten.

Verlassen wir darum den „Ton vom Tode" und wenden uns dem zweiten Preisgedichte zu! Es ist ein kleines Frühlingsidyll; es hat geregnet, der Himmel ist wieder blau geworden, und die Schwalben lassen sich wieder sehen. Aber bei der Liebsten ist noch kein Sonnenschein gekommen; es ist ihr schwer ums Herz und sie möchte weinen. Jedoch ihr Schatz tröstet sie, und bald

lächelt sie auch wieder. — Das ist nun ein recht hübscher poetischer Vorwurf; aber welch wunderliche Form hat er unter den bildenden Händen des Dichters angenommen; da werden die Schwalben mit Fischen verglichen, und da sollen die Bäume und die Vögel zum goldenen Bilde werden, das die Seele des Mädchens schmücke. Man urtheile selbst!

Nach einem Regen.

Sieh, der Himmel wird blau,
die Schwalben jagen sich
wie Fische über den nassen Birken.
Und du willst weinen?

In deiner Seele werden bald
die blanken Bäume und blauen Vögel
ein goldnes Bild sein.
Und du weinst?

Mit meinen Augen
seh ich in deinen
zwei kleine Sonnen.
Und du lächelst.

Derselbe Verfasser, der übrigens kein Wiener, sondern ein Norddeutscher ist und zu den allermodernsten zählt, ist auch der Vater des folgenden Gedichtes, das eines Commentars umso weniger bedarf, als es sich der besonderen Aufmerksamkeit des Kladderadatsches erfreute.

Durch die Blume.

Ich kann dir nicht die Blume nennen,
Der deine Seele gleicht.
Sie müßte tief scharlachen brennen,
Solche Blumen welken leicht.

Und wen ihr rother Liebreiz bannt,
Der möchte sie verjüngen
Und muß tief herum den Sand
Mit seinem Blute düngen.

Nun möge der Dithyrambus des Herausgebers des Dichterheims folgen, in dem er, wenig decent, die Nacktheit feiert.

Sonnenwildniß.

O, laßt mich auf der Erde liegen,
Den Leib im Duft der Gräser letzen,
Im Winde mich auf Ästen wiegen —
Natur ist nackt, fort mit den Fetzen!

Und läg' ich auch auf Dornenpfühlen
Und sickerte mein Blut zur Erde,
O Lust, mich frei und nackt zu fühlen,
Entrückt der eitlen Narrenherde!

Die Sonne grüßt aus blauer Mildnis,
Benetzt ihr Kind mit Schöpferstrahlen,
Und ich gesunde. Heil dir, Wildnis!
Wo giebt es Unglück? Giebt es Qualen?

Jetzt noch das kräftige Liebeslied!

Und müßt' ich mir das Fleisch für dich
Aus meinem Leibe schneiden,
Die eignen Knochen nagte ich;
Nur du, du darfst nicht leiden!

So äußert sich bei unsern Modernen die Liebeslust, nicht wie sonst im Nachtigallengesang, sondern in einem Schlachterliede. Da wir gerade bei den Liebesliedern der neuesten Lyriker sind, so mögen noch einige Poesien angeschlossen werden, welche sich in einer kleinen bei Johann Saßenbach (Berlin) erschienenen Sammlung von Gedichten („Neues Leben" von Georg Stolzenburg) finden.

Heut' früh sang ich drei Liebeslieder
über den schmelzenden Schnee
in die weiche Luft.
Mittags war ich so hungrig;
fast fielen mir die Träume in die Erbsen.
Ich stopfte.
Jetzt scheint der Mond,
Aus meinem Herzen
schreien dreihundert Kater.

Noch stumpfsinniger ist das folgende:

Vollmondwein
durch meine Adern,
in meinen Pranken
ein Weib!
Allein.
In den Morgen!
Hohe Blumen schwanken in den stillen Himmel,
empfangen
den goldenen Regen.
Warme Strahlenfinger
tasten über meine wächserne Maske.

Wenn sich angesichts dieser lyrischen Ergüsse die Muse nicht schamhaft verhüllt, so kann sie nicht länger mehr die Freundin der Chariten sein. Oder sollte sich der menschenfressende Baal die Rolle des Musagetes angemaßt haben? Difficile est satiram non scribere! —

Mit den gegebenen Proben sollte es eigentlich genug sein; aber kurz nach der Niederschrift der letzten Zeilen finde ich in No. 11 des „Dichterheims" (vom 15. Mai d. J.) ein wunderseltsames Poem, so charakteristisch für unsere moderne Dichtkunst, daß ich es meinen Lesern nicht vorenthalten möchte. Sein Verfasser hat die Fünfzig schon hinter sich und sollte also eigentlich über die Flegeljahre, in denen sich eine erklecklich große Zahl unserer Kunstjünger noch zu befinden scheint, längst hinaus sein. Most muß gähren; aber ein alter Wein muß solide Kraft und Aroma haben. Doch hier die Dichtung, die sich anspruchsvoll als „Symphonie" betitelt.

Wir gingen durch Felder lispelnd spaziren,
Umrauscht von werbender Frühlingsluft.
Der Roggen blühte so duftig und warm,
Und rauchend entquoll ihm ein wirbelnder Schwarm
Erotischer Nebel, mit uns zu charmiren
Und uns zu berücken Herz und Brust.

Wir saßen zusammen auf schwellendem Rande,
Ihr Athem wärmte wie Roggenhauch.
Und was sie sprach, war voll Begier
Und liebend langten die Arme zu mir.
Der Leib erbebte vom tiefen Brande,
Aus jeder Pore lohte sein Rauch.

Viel Lerchen über dem Felde hingen
Und jagten einander werbungsfroh.
Der Roggen duftete gar so warm.
Da schlug ich nach ihr mit gierigem Arm,
Ein letztes stürmischsüßes Ringen,
Dann brannten zwei Herzen lichterloh.

Das nennt man nun heutzutage nicht nur ein Gedicht, sondern die einzig wahre Poesie, und die Leute, die sich so an der Kunst vergehen, werden als Größen gepriesen, denen gegenüber die berühmten Alten nichts als Pygmäen sein sollen! —

Wer über unsere modernen Lyriker schreiben will, braucht die Feder gar nicht mehr aus der Hand zu legen; denn wir leben nun

einmal in einer Welt, worin ein Narr viele Narren und ein Weiser nur wenige Weise macht. Was für wunderliches Zeug Gründeutschlands Lyriker zusammendichten, haben wir dem Leser in einigen Proben vorgeführt. Man sollte nun glauben, das Äußerste des Äußersten sei in dieser Narrheit erreicht. Aber weit gefehlt! Für das „Streben" des Menschen giebt es ebenso wenig nach unten wie nach oben hin eine Grenze. Da finde ich in der „Gegenwart" einen lehrreichen Artikel, „Dalldorfer Lyrik" überschrieben. Sein Verfasser, Börries Freiherr von Münchhausen, erzählt uns darin von einem Schriftsteller (?!) Ernst Schur, der in Pankow — also in der Nähe des Dalldorfer Narrenhauses — wohnen soll. Dieser Mann „hat ein Buch Verse geschrieben, dem er, um ihm gleich den Stempel des Blödsinns aufzudrücken, den Titel gab: „Seht, es sind Schmerzen, an denen wir leiden" . . . . Schur's Buch ist derartig dumm und unbedeutend, daß es an sich auch nicht ein einziges Wort, nicht eine einzige Zeil werth ist. Aber es ist symptomatisch für die bei uns eingerissene „Dehmelei" in der Lyrik . . . . ." „Die Gedichte Schur's scheinen bald keine Überschrift, bald eine Unterschrift zu haben, stehen manchmal ganz hoch oben, manchmal ganz tief unten auf den Seiten und sind so gesetzt, daß drei Viertel des Buches weißes Papier geblieben ist."

Zwei dieser „Gedichte," die in der Gegenwart citirt sind, sehen so aus:

Gedicht 1.

Flimmern.
Neben mir steht ein Stuhl leer —
hell beleuchtet von dem matten Schein der Lampe —
halb im Schatten —
— wenn nun dort jene Frau
säße, die du schon zu lieben meinst,

∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾
∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾
∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾
∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾
∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾
∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾
∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾
∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ welche Frau ∾ ∾
∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾

Wenn sich angesichts dieser lyrischen Ergüsse die Muse nicht schamhaft verhüllt, so kann sie nicht länger mehr die Freundin der Chariten sein. Oder sollte sich der menschenfressende Baal die Rolle des Musagetes angemaßt haben? Difficile est satiram non scribere! —

Mit den gegebenen Proben sollte es eigentlich genug sein; aber kurz nach der Niederschrift der letzten Zeilen finde ich in No. 11 des „Dichterheims“ (vom 15. Mai d. J.) ein wunderseltsames Poem, so charakteristisch für unsere moderne Dichtkunst, daß ich es meinen Lesern nicht vorenthalten möchte. Sein Verfasser hat die Fünfzig schon hinter sich und sollte also eigentlich über die Flegeljahre, in denen sich eine erklecklich große Zahl unserer Kunstjünger noch zu befinden scheint, längst hinaus sein. Most muß gähren; aber ein alter Wein muß solide Kraft und Aroma haben. Doch hier die Dichtung, die sich anspruchsvoll als „Symphonie“ betitelt.

Wir gingen durch Felder lispelnd spaziren,
Umrauscht von werbender Frühlingsluft.
Der Roggen blühte so duftig und warm,
Und rauchend entquoll ihm ein wirbelnder Schwarm
Erotischer Nebel, mit uns zu charmiren
Und uns zu berücken Herz und Brust.

Wir saßen zusammen auf schwellendem Rande,
Ihr Athem wärmte wie Roggenhauch.
Und was sie sprach, war voll Begier
Und liebend langten die Arme zu mir.
Der Leib erbebte vom tiefen Brande,
Aus jeder Pore lohte sein Rauch.

Viel Lerchen über dem Felde hingen
Und jagten einander werbungsfroh.
Der Roggen duftete gar so warm.
Da schlug ich nach ihr mit gierigem Arm,
Ein letztes stürmischsüßes Ringen,
Dann brannten zwei Herzen lichterloh.

Das nennt man nun heutzutage nicht nur ein Gedicht, sondern die einzig wahre Poesie, und die Leute, die sich so an der Kunst vergehen, werden als Größen gepriesen, denen gegenüber die berühmten Alten nichts als Pygmäen sein sollen! —

Wer über unsere modernen Lyriker schreiben will, braucht die Feder gar nicht mehr aus der Hand zu legen; denn wir leben nun

einmal in einer Welt, worin ein Narr viele Narren und ein Weiser nur wenige Weise macht. Was für wunderliches Zeug Gründeutschlands Lyriker zusammendichten, haben wir dem Leser in einigen Proben vorgeführt. Man sollte nun glauben, das Äußerste des Äußersten sei in dieser Narrheit erreicht. Aber weit gefehlt! Für das „Streben" des Menschen giebt es ebenso wenig nach unten wie nach oben hin eine Grenze. Da finde ich in der „Gegenwart" einen lehrreichen Artikel, „Dalldorfer Lyrik" überschrieben. Sein Verfasser, Börries Freiherr von Münchhausen, erzählt uns darin von einem Schriftsteller (?!) Ernst Schur, der in Pankow — also in der Nähe des Dalldorfer Narrenhauses — wohnen soll. Dieser Mann „hat ein Buch Verse geschrieben, dem er, um ihm gleich den Stempel des Blödsinns aufzudrücken, den Titel gab: „Seht, es sind Schmerzen, an denen wir leiden" .... Schur's Buch ist derartig dumm und unbedeutend, daß es an sich auch nicht ein einziges Wort, nicht eine einzige Zeil werth ist. Aber es ist symptomatisch für die bei uns eingerissene „Dehmelei" in der Lyrik ....." „Die Gedichte Schur's scheinen bald keine Überschrift, bald eine Unterschrift zu haben, stehen manchmal ganz hoch oben, manchmal ganz tief unten auf den Seiten und sind so gesetzt, daß drei Viertel des Buches weißes Papier geblieben ist."

Zwei dieser „Gedichte," die in der Gegenwart citirt sind, sehen so aus:

Gedicht 1.

Flimmern.
Neben mir steht ein Stuhl leer —
hell beleuchtet von dem matten Schein der Lampe —
halb im Schatten —
— wenn nun dort jene Frau
säße, die du schon zu lieben meinst,

∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾
∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾
∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾
∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾
∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾
∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾
∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾
∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ welche Frau ∾ ∾
∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾ ∾

Gedicht 2.

~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~
~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~
~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~
~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~
~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~
~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~ ~

.   .   .

.   .   .

!   !

ganz unten rechts steht: „Meine Augen quellen über ein dunkles Weh!“

Wie ich aus der Gegenwart ersehe, hat Schur in dieser Art der „Dichtung“ einen Vorläufer in dem „mit kaninchenhafter Fruchtbarkeit producirenden“ Wilhelm Arent gehabt, von dessen Poesien die eine also lautet:

Im „Carneval“

. . . .
. . . .
. . . .

. . . .
. . . .
. . . .
. . . .

Derartige „Poemata“ sind heller Blödsinn; wer anderer Meinung ist, kann einem nur leid thun. Aber wir wundern uns doch nicht, daß es soweit gekommen. Sind doch schon für die Symboliker die Worte insofern ein überwundener Standpunkt, als sie ihnen eine Bedeutung beilegen, die sie bis dahin gar nicht gehabt haben. Wenn nun andere „Dichter“ Verse ohne Worte schreiben, so ist das eigentlich ein Fortschritt in dem Gebahren der Modernen. Ein weiterer würde darin bestehen, daß auch jene Zeichen — wie Punkte, Ausrufungszeichen und Circumflexe — fehlten und nur leere Blätter zur Ausgabe kämen Dann wären aus den Gedichtssammlungen unserer jüngsten Lyriker Notizbücher geworden, die wenigstens noch Verwendung finden könnten. Diese Dinger dürfte man auch kaufen, ohne zu erröthen; denn ich konnte zuletzt bei den Ausschreitungen und den Verdrehtheiten jener Poetaster den Gedanken nicht los werden, daß sich diese Gesellschaft über ihre

Käufer und Leser lustig macht: sagt doch Jean Paul, daß die meisten Narrheiten unter Leuten verübt werden, nach denen man nichts fragt. — — —

Bei diesem Stande der Lyrik hat sich auch das Drama nicht frei gehalten von den Einflüssen der naturalistischen Schule; ja in den modernen Stücken, zumal in den socialen, offenbart sich nicht selten der Naturalismus in seiner crassesten, consequentesten Form. Man zerrt den Staub und Schmutz des Lebens auf die Bühne, giebt von dem socialen Elend der Proletarier und der „sittlichen Verkommenheit der Gesellschaft" die widerlichsten Schilderungen und verräth hierbei besonders in der Wiedergabe der Liebes- und Eheverhältnisse die roheste Auffassung. Wir brauchen keine Beispiele hierfür zu geben, da diese Dramen in ihrer Eigenschaft als gute Zugstücke sattsam bekannt sind.

Jeder Kenner der deutschen gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Verhältnisse wird bald einsehen, daß uns viele dieser Stücke gar nicht den Spiegel vorhalten können; sie führen importirte Waare, bezogen aus Frankreich und Rußland und, Gott weiß woher, aber gestempelt mit einem „Made in Germany". Nein, so ist der Durchschnittsdeutsche nicht geartet, wie er von unseren Modernen oft geschildert wird; mag er auch wirthschaftlich auf den Hund kommen: „deutsch handeln" und „gerade handeln" ist auch für ihn noch nicht zweierlei.

Daß sich unsere Dramatiker mit der socialen Frage beschäftigen, kann nur gebilligt werden; „aber, wie sie es bisher gethan haben, waren sie nur einseitig bemüht, den Klassenhaß zu schärfen, und sie haben dadurch wenig segensreich für die „Armen und Heimathlosen" gewirkt." Denn zeigt sich in ihren Stücken etwa ein Ausgleich in den Mißtönen des Lebens oder kann bei den meisten von ihnen von einer poetischen Gerechtigkeit gesprochen werden? Nein! sie hinterlassen beim Zuschauer kein Gefühl der Befriedigung, und wer sie einmal gesehen und gehört hat, trägt wohl kein Verlangen danach, sie zum zweiten Male zu genießen.

Noch manches andere könnte man hier tadeln, so den zerhackten, skizzenhaften Stil, die oft saloppe Sprache mit den vielen Mätzchen und die unverfälschte Wiedergabe des Straßenjargons.

Es fällt dieses alles besonders da unangenehm auf, wo dem

Autor ein entschiedenes Talent zu charakterisiren und den Dialog lebhaft zu gestalten gern zuerkannt wird.

Worin hat nun die perverse Richtung in der Kunst unserer Tage ihren Grund? Wir haben es in ihr mit einer bestimmten Form jener geistigen Epidemie zu thun, welche in den letzten Jahrzehnten des dahinscheidenden Jahrhunderts unsere Gesellschaft verseuchte. Es ist leicht erklärlich und beinahe verzeihlich, wenn den Dutzendmenschen in dem harten Kampfe um das Dasein Kopf und Herz verschoben werden. Entweder legen sie resignirt die Hände in den Schoß und wenden sich träumerisch einem Trugbilde zu oder lassen sich von dem materiellen Leben mit seinen Sorgen, Kämpfen und Mühen derartig in Anspruch nehmen, daß sie vom Idealismus, der zwar dem Leben die Weihe geben soll, aber mit dem gewöhnlichen Menschengetriebe nichts zu thun hat, abgezogen werden.

So hat schon die heutige Gesellschaft mit ihren offenbaren Mißständen den Materialismus groß gemacht. Und dieser wiederum brachte den Pessimismus hervor mit seiner totalen Umwerthung aller geistigen Größen. Hören wir, um dies zu verstehen, für einige Augenblicke dem Philosophen Friedrich Nietzsche zu! Die Bestie im Menschen ist das wahrhaft Gute in ihm." — „Die Advokaten eines Verbrechers sind selten Artisten genug, um das schöne Schreckliche der That zu Gunsten ihres Thäters zu verwenden." — „Der Verbrecher ist häufig genug seiner That nicht gewachsen, er verkleinert und verleumdet sie." — „Das Gewissen ist ein Produkt äußeren Zwangs und daher etwas Krankhaftes und Widernatürliches; es ist die Folge einer gewaltsamen Abtrennung von der thierischen Vergangenheit, eine Kriegserklärung gegen die alten Instinkte, auf denen bis dahin seine Kraft, Lust und Furchtbarkeit beruhte." — „Recht, Gesetz und Ordnung im Staate sind, wie dieser selbst, etwas Aufgezwungenes." — „Der Staat selbst ist durch ein Rudel prachtvoller, nach Beute und Sieg lüsterner blonder Bestien entstanden, welche in der Unschuld des Raubthiergewissens andere unterjocht haben. Und um sich schadlos zu halten und sich an jenen zu rächen, logen sich die Unterjochten das asketische Ideal des Guten, Wahren und Schönen vor, und da sie nicht mehr gegen andere grausam sein konnten, waren sie es nun gegen sich selbst." — „Diese Selbstverlogenheit der

Schwachen pflanzte sich dann allmählich auch auf die Starken fort; es siegte die Sclavenmoral, die Humanität über die Herren-, Verbrecher- oder Bestienmoral. Dieser Sieg ist durch die Juden begonnen, durch Christus vollendet worden." — „Nur dann ist der Mensch frei, wenn es keine Grenzen mehr für seine Willkür giebt, wenn er die höchste Macht über ein anderes Wesen hat, es zu zertreten, zu vernichten, grausam zu quälen, es stück-, zollweise sterben zu lassen."

„Man stelle sich nun vor," schreibt Prof. Kirchner in seinem „Gründeutschland", Wien und Leipzig 1893, „welcher Jubel von allen Materialisten strenger Observanz, von allen Geistesproletariern und „freien Geistern" angestimmt werden mußte, als ihre innerste Meinung von einem Philosophie-Professor als die Wahrheit und Sittlichkeit nachgewiesen wurde. — Und in der Kunst? Nicht mehr, wie Kant sagt, ist das schön, was allgemein und ohne Interesse gefällt, sondern nur, was „ein Versprechen auf Glück" enthält, was also mit der persönlich beschränkten Individualität irgendwie in Bezug steht. Nichts ist schön, was nicht Befriedigung der Selbstsucht verspricht, wohl aber, was bisher niedrig, gemein und pöbelhaft hieß."

Nietzsche's „Genealogie der Moral" und die sich hieraus ableitende Ästhetik ist heller Wahnsinn, eingekleidet in das Gewand der Wissenschaft. Einer Widerlegung Wort für Wort bedarf es hier nicht; ist doch die Art der Entwicklung des menschlichen Seelenlebens, darwinistisch gesprochen, sowohl ontogenetisch wie phylogenetisch, Widerlegung genug. —

Dann ist der Materialismus in der Kunst noch dadurch gefördert worden, daß man die naturwissenschaftliche Methode der Neuzeit, die zu so großen Ergebnissen geführt hat, auch in der Kunst anwenden wollte. Wilhelm Bölsche, der Ästhetiker des jüngsten Deutschlands, behauptet in seinen „naturwissenschaftlichen Grundlagen der Poesie" geradezu, daß jede poetische Schöpfung, die sich bemühe, die Linien des Natürlichen und Möglichen nicht zu überschreiten und die Dinge logisch sich entwickeln zu lassen, vom Standpunkte der Wissenschaft betrachtet, nichts mehr und nichts minder als ein einfaches, in der Phantasie durchgeführtes Experiment sei. Wie thöricht diese Behauptung und die sich daraus ergebene Forderung ist, naturwissenschaftlich experimentell auf dem Gebiete der Kunst vor-

zugehen, hat Prof. Kirchnera. a. O. dargethan. „Es ist nichts als eine naturwissenschaftliche Phrase, der Sucht entsprungen, hinter unserem exacten Zeitalter nicht zurückzubleiben.“

Auch sonst wird die moderne Kunst von der naturwissenschaftlichen Phrase beherrscht; man schwärmt für „Vererbung“, „mechanischen Determinismus“ und „Descendenztheorien“ und vergißt, daß die Grundanschauungen, die den biologischen Wissenschaften zu den glänzendsten Fortschritten verhalfen, auf dem so ganz anders gearteten Gebiete der Kunst nicht am Platze sind. Und was man sich von vornherein hätte sagen können, ist auch eingetreten: statt eines Fortschrittes war trotz Ibsen und Zola ein Rückschritt zu verzeichnen.

Jene Gesetze, die die Ergebnisse überaus mühevoller, langjähriger naturwissenschaftlicher Studien sind, waren für unsere Modernen willkommene reife Früchte, die sie so en passant auf der Landstraße von den Bäumen herunter schütteln konnten, um sie dann in der ihnen beliebten Art der Zubereitung ihren Lesern aufzutischen. Was der Naturforscher — nicht der Naturphilosoph — mit diesen so in Aufnahme gekommenen Ausdrücken eigentlich bezeichnet, das macht unseren Phrasenhelden wenig Sorge. Sie freuen sich kindlich, wenn sie ihren in ein poetisches Gewand gekleideten Sophismen einen wissenschaftlichen Anstrich geben können. Und so errichten sie ein Gebäude auf einem Grund und Boden, der ihnen garnicht gehört, und bauen mit einem Materiale, das zwar nach etwas aussieht, aber sich bei näherer Betrachtung als klägliche, nicht wetterfeste Imitation erreicht. Das wäre nun alles weniger schlimm, wenn es keine Consequenzen nach sich zöge; die Lehre von der „Vererbung“ und der mechanische Determinismus führt einen schwachen Kopf leicht zu der Annahme, daß der Mensch keinen freien Willen habe, sondern erbarmungslosen, eisernen Gesetzen unterworfen sei und daß es somit auch keine Verbrecher mehr, sondern nur Märtyrer der Gesellschaft gebe. Wir kennen ja diese Phrasen. — —

Aber wie alle Bewegungen, die so schroff und negirend auftreten — man denke nur an den die krassteste Form des Materialismus, der die Materie als die Grundursache aller, auch der geistigen Vorgänge ansieht — hat der moderne Naturalismus in der Kunst auch sein Gutes gehabt. Denn er bewirkte, daß sich auch

die Idealisten unter den Poeten noch weniger als früher in rein metaphysische Tüfteleien einließen und noch aufmerksamer, als es vielleicht vordem geschehen war, die Natur betrachteten, freilich nicht nur mit dem Auge des Forschers, sondern zugleich mit dem des Dichters und Sehers, der etwas von dem zu erkennen glaubt, was hinter den Erscheinungen liegt.

Sonst aber stürzen unsere Modernen wie junge Füllen dahin, alles in Staub und Moder hüllend und alle Schranken, die Sitte und Gesetz aufgerichtet haben, niederreißend. Schiller und Goethe und die andern, welche bis dahin mustergültig für uns waren, lassen sie weit hinter sich; aber die Erde ist rund, sie werden wieder zu Schiller und Goethe zurückkehren. Und viele von den Modernen, die es zuerst recht bunt mitgetrieben haben, kamen auch schon zur Besinnung, und den anderen ruft sogar einer ihrer Getreuen, E. von Wolzogen, das mahnende Wort entgegen:

> Wer die Ahnen wirft unters alte Eisen,
> Soll eigene Zeugungskraft erst beweisen.

Dann läutet uns selbst die „versunkene Glocke" Hoffnung zu, wenn wir uns bei dem Anblick des Hexensabbats „Gründeutschlands" sorgend fragen, was daraus werden soll:

> Die Zeit geht ihren Gang —
> Und Mensch bleibt Mensch:
> Der Taumel währt nicht lang. —

Unser Jahrhundert geht zur Rüste; es war mehr ein Jahrhundert der Wissenschaft als der Kunst: denn jene ist in ihm an Fortschritten und Erfolgen besonders reich gesegnet gewesen. Aber auch die Kunst lachte ihm verheißungsvoll bei seinem Beginn, und manch duftige Blume und manch herrliche Frucht kamen, während unser Säculum dahinfloß, zur Entwicklung und Reife. Jedoch die letzten Jahrzehnte bedeuten eine Periode der Décadence oder, correcter gesprochen, der Revolution in der Kunst. Wir haben die Gründe hierfür kennen gelernt; sie liegen in dem immer mehr um sich greifenden, allerdings oft affectirten, lebenssatten Pessimismus unserer Tage und in der Manie, die Arbeitsmethode der naturwissenschaftlichen Forschung auf andere Gebiete zu übertragen.

Gegenüber den tiefbedauerlichen Ausschreitungen und Verirrungen unserer Modernen, die aus dem Tempel der Kunst eine Circusarena

gemacht haben, muß es einem jeden, der sich in unserer schweren Zeit noch Herz und Sinn für die idealsten Güter des Lebens gerettet und gewahrt hat, eine hohe Freude sein, Menschen zu begegnen, die mit dem Weihekuß der Muse die Bestimmung empfingen, sich freudig schaffend in den Dienst des Idealismus zu stellen und so dem Menschenleben festen Halt und erhabene Richtung zu geben.

Und zu jenen bevorzugten Naturen, die mit sonnenhellem Auge in der Kunst etwas Göttliches sehen und mit geweihter Hand das Ewige in Stimmungseinklang mit dem Sterblichen bringen, gehört auch derjenige, mit dessen poetischen Schaffen wir es in diesem Buche hauptsächlich zu thun haben und dessen Lebensgeschichte wir nunmehr in den wichtigsten Abschnitten folgen lassen wollen: Johann Meyer, der schleswig-holsteinische Dichter.



Aus Johann Meyer's Leben.

Das Bild, welches dieser Festschrift vorangestellt wurde, ist die wohlgelungene Photographie desjenigen, dem ich dieses Buch in Hochachtung und Verehrung widme. Es ist von altersher ein schöner Brauch, lieben Menschen ein besonderes Interesse zu bekunden und ihnen ein Zeichen der Freundschaft zu reichen, wenn sie angelangt sind an einem Marksteine des Lebens, der ganz darnach angethan ist, ernste Gedanken in ihnen zu erwecken und sie mit einem Dank an die Vorsehung zurückblicken zu lassen auf eine weite Spanne Zeit, wie sie nur wenigen unter uns Menschen zu leben vergönnt ist. „Des Menschen Leben währet siebenzig Jahre, und wenn es hoch kommt, sind's achtzig, und wenn es köstlich gewesen ist, so ist's Mühe und Arbeit gewesen.“ Diese Worte sind Johann Meyer sicherlich aus dem Herzen gesprochen; denn auch sein Leben hatte bis dahin der Mühe und der Arbeit ein vollgestrichenes Maß. Aber „köstlich“ ist es auch gewesen, gleichviel, in welchem Sinne der Psalmist das Wort will verstanden haben, ob mit einem Anfluge von pessimistischer Bitterkeit, oder in der vollen Überzeugung von dem unschätzbaren Werthe dessen, was auch heute noch als die Würze des Lebens gepriesen wird, der Arbeit mit all der in ihr liegenden Fülle von Genügsamkeit und Zufriedenheit, von Glück und Segen.

Johann Hinrich Otto Meyer wurde am 5. Januar 1829 in Wilster, einer kleinen an der Wilsterau und auf Marschboden belegenen holsteinischen Stadt, geboren. Sein Vater, Otto

Meyer, — geboren in Wilster am 12. Mai 1803 und gestorben in Schleswig am 4. November 1864 — befand sich damals schon in Schafstedt, einem von Wilster etwa drei Meilen entfernten Geestdorfe in Süderdithmarschen, und leitete hier den Betrieb einer ihm von seinem Vater gekauften, mit einer Branntweinbrennerei verbundenen Landstelle.

Bald nach der Geburt des Sohnes verließ auch die Mutter mit diesem das Städtchen, ihrem Gatten nachfolgend in das neu erworbene Heim auf dem Lande. So wurde also unser Dichter, wenn auch nicht in Dithmarschen geboren, doch im frühesten Knabenalter im Lande der Marsen heimisch.

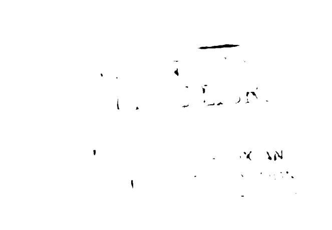
Der Großvater väterlicherseits, Hinrich Meyer, geboren am 4. April 1772, gestorben am 24. März 1836, war ein wohlhabender, in seiner Vaterstadt Wilster hochangesehener Bürger; denn er bekleidete das Ehrenamt eines Senators und gehörte als solcher der Magistratsverwaltung der Stadt an. Er war im Besitze einer aus mehreren größeren Schiffen bestehenden Rhederei und eines werthvollen Geweses, das mit dem Betriebe eines ausgedehnten Kornhandels, einer Kartoffelbranntweinbrennerei und Braunbierbrauerei, deren Produkte sehr beliebt waren und großen Absatz fanden, verbunden war. Aber den größten Theil seines Vermögens hatte sich der Herr Senator in Gemeinschaft mit seinem Bruder Johann, einem Marschhofbesitzer in Norderdithmarschen, als Lieferant für einen Theil der französischen Occupationsarmee erworben, welche damals unter Davoust in Hamburg hauste und später den Russen die Stadt überlassen mußte.

Hinrich Meyer hatte in erster Ehe mit Christine Baak, geboren am 31. Dec. 1778, gestorben am 27. Sept. 1812, acht Kinder, von denen fünf früh verstarben. Die Nachlebenden waren außer dem Vater unseres Dichters ein Sohn, Heinrich, der Pharmacie studirte und später Inhaber der Apotheke in Wilster wurde, und eine Tochter, Margaretha, die mit dem Senator Thies Lübbe verheirathet war, einem gleichfalls hoch angesehenen und wohlhabenden Bürger Wilsters.

Der Vater des Hinrich Meyer, also der Urgroßvater unseres Dichters, der sich seiner noch wohl erinnert, war Johann Hinrich Meyer, ein vermuthlich aus Holland eingewanderter Schiffer, der anfänglich als Besitzer eines oder vielleicht mehrerer Kähne von



Wohnhaus des Senators Hinrich Meyer in Wilster.
Johann Meyer's Geburtshaus.



Wilster hinauf bis nach Hamburg das Schiffergewerbe auf der nahen Elbe betrieb und später als Rentner in Wilster lebte.

So stammt die Familie unseres Dichters väterlicherseits vielleicht aus Holland, während seine Abkunft mütterlicherseits auf Dänemark hinweist. Die Mutter, Christine Dorothea Lagesen, geboren am 28. November 1801, gestorben in Schleswig am 3. Februar 1884, war die Tochter des Organisten und Lehrers Hans Konrad Lagesen in Bröns, einer freilich noch im Herzogthume Schleswig belegenen, aber früher zum Amte Ripen in Jütland gehörigen dänischen Enklave. Der Vater des Konrad Lagesen hatte vor ihm an demselben Orte die gleiche Stellung inne. Die Frau des Großvaters unseres Dichters mütterlicherseits war eine geborene Coch, sie gehörte einer dänischen Officiersfamilie an. Ihre Schwester war mit einem vielleicht aus einer französischen Emigrantenfamilie stammenden Königlichen Beamten, einem Landschreiber, verheirathet, dem Justizrathe Arbo in Wilster. In dessen Hause hielt sich die Mutter unseres Dichters als Gesellschafterin der Tante und auch wohl als deren Stütze in der Führung des Hausstandes zeitweilig auf; und hier lernte sie — vor 75 oder 76 Jahren — den Sohn des Senators kennen, als er eben von einer Reise um die Erde, die er auf einem Kauffahrteischiffe seines Vaters mitmachen durfte, zurückgekehrt war. Bald darauf fand die Verlobung statt. Daß der begüterte Vater in Wilster dem Ehepaare zu einem schönen und begüterten Heim auf dem Lande verholfen hat, ist bereits gesagt worden.

Es verlebte also der Dichter die ersten Lebensjahre in dem schönen, idyllisch gelegenen Dorfe Schafstedt, und seine ersten Spielkameraden holte er sich aus der urwüchsigen Dorfjugend.

Als er das schulpflichtige Alter erreicht hatte, besuchte er mit seiner ein Jahr älteren Schwester Christine die gemischte Schule seines Wohnortes; dieser stand der bei den Bauern sehr angesehene Lehrer Gudenrath vor, ein liebenswürdiger, tüchtig gebildeter Mann, der auch bald mit den Eltern der beiden Kinder in freundschaftliche Beziehungen trat und längere Zeit hindurch, bis zum 10. Lebensjahre des Knaben, auf dessen Herzens- und Geistesbildung von wesentlichem Einflusse war. Der dankbare Schüler hat ihm in seinem „En lütt Waisenkind" ein ehrendes Erinnern gesichert.

Aber die nachhaltigsten Eindrücke hat unser Freund in seiner Kindheit von der Mutter empfangen. Er spricht nie ohne große Rührung von ihr und selten, ohne auf die sittliche Macht ihrer Persönlichkeit hinzuweisen. Für jeden, der ihrer bedurfte, hatte sie ein freundliches Wort und für denjenigen, der, ins Unglück gerathen, sie um Hülfe anflehte, nicht nur Tröstung und Mitleid, sondern auch thatkräftige Unterstützung. Nächstenliebe und Wohlthätigkeitssinn waren stark hervorstechende Züge ihres Charakters. Und so brachte sie besonders ihren Kindern eine große Liebe entgegen; unermüdlich sorgte sie für deren Wohl, und deren körperliche und geistige Entwicklung blieb ihre stete Sorge. Scharf ausgeprägt war auch ihr Rechtlichkeitsgefühl; sie trat jeglichem Unrecht mit scharfem Tadel und, wenn es in ihrer Macht stand, durch die That entgegen. Selbst ausgestattet mit einer großen Arbeitskraft und Arbeitsfreude, hielt sie streng darauf, daß ein jeder, der in ihrem Hauswesen und in dem Betriebe ihres Mannes thätig war, seine Schuldigkeit that. So war sie in ihrem ganzen Wirken und Schaffen das Bild einer wackeren Mutter und Hausfrau. Aber dabei war sie nicht hausbacken; es war ihr vielmehr eine nicht geringe Begeisterung für alles eigen, was zur Kunst gehört, namentlich zur Dichtkunst und Musik. In der Poesie bevorzugte sie das Drama und in der Musik das Volkslied und die Oper. Mit ihrer wohlklingenden Sopranstimme sang sie nach dem Gedächtnisse alle bekannten Volkslieder und Melodien der gangbarsten Oper, wie Fra Diavolo, die weiße Dame, Troubadour, die Stumme von Portici und der Freischütz. — Wer Johann Meyer kennt, wird bei ihm all diese Züge im Charakter und Wesen der Mutter wiederfinden. So bestätigt es sich hier, wie so oft, daß es namentlich die Mutter ist, welche die bildsame Seele des Kindes gestaltet und daß sich ihr Herz und Gemüth bei dem erwachsenen Sohne zum zweiten Male zeigt, nur noch schärfer ausgeprägt und abgeklärter.

Aber auch der Vater war ein vortrefflicher Mann, dem alle Tugenden eines guten Menschen nachgerühmt werden können. Er arbeitete, sorgte und lebte unter Darbringung vieler Opfer in unerläßlicher Liebe und Treue für die Seinen. Ein gerader offener Sinn, starkes Rechtlichkeitsgefühl, Güte und Nächstenliebe kennzeichneten ihn. Dann war er sehr genügsam und bescheiden in seinen Ansprüchen; so genoß er geistige Getränke fast nie. In die Kirche

kam er selten, während seine Frau sie gern und oft besuchte. Er that es nur bei ganz besonderen Anlässen, wenn er eben nicht anders konnte; und doch war er in seiner Weise sehr religiös, jedenfalls ein Mann von strengster Sittlichkeit. Er verehrte seinen Gott in der Natur, in der er sich, selbst im kältesten Winter, gern erging. Unseren Dichter, den ältesten seiner Söhne, hatte er mit großer Liebe in sein Herz eingeschlossen, aber darum nicht weniger auch die übrigen neun Kinder.

Schon früh hat die immer jugendlich schöne Natur auch das offene Herz unseres Dichters lebhaft beschäftigt — ein günstiges Omen für sein späteres poetisches Schaffen! —, und je älter er wurde, desto größer ward die Innerlichkeit, mit der er sich in ihre Reize vertiefte. Wenn ihn nicht die Schule und andere Pflichten in Anspruch nahmen, dann trieb er sich mit seinen Gespielen in dem großen Dorfe umher, das mit den Scheunen und Ställen seiner Gehöfte, mit seinen Straßen und freien Plätzen, seinen Blumen und Obstgärten den Augen der Kinder des Interessanten genug darbot. Oder man unternahm Excursionen in die liebliche Umgebung des Ortes, auf die Äcker und Wiesen, in den Wald, auf das Moor und die Heide. In den hohen „Knicks“, welche mit Sträuchern aller Art die Koppeln und Viehtriften umhegten, suchte man nach Haselnüssen, in den Hölzungen nach dem Geisblatt und dem gefleckten Bienensaug, den „Süßblumen“, auf der Heide und im Walde nach Erd-, Preißel- und Heidelbeeren.

Ja, der Wald mit seinen hoch ragenden Stämmen und dichten Laubkronen mit seinem geheimnißvollen Rauschen, mit seinem weichen Grasteppich, in dem Blumen der verschiedensten Farben, wie Anemonen, Mieren, Veilchen, Primeln und Knabenkraut, eingewirkt waren, der Wald mit seinem Wiederhall vielfältiger Vogelstimmen, des Geschreies der über ihm kreisenden Habichte, des Gekrächzes der bunten Häher, des Rufes der Kuckucke und des Geflötes der kleinen Sänger — was war nicht der Wald den Kindern! Und dann die grüne Wiese im reichen Blüthenschmucke und das Kornfeld, unter dessen wogenden Ähren der Mohn, die Cyane und Rade wuchsen, und die idyllisch gelegene Wassermühle mit ihrem Teich voll schwimmender Nympheen, hohen Schilfes und grüner Binsen, worin der geschwätzige Rohrspatz seine Monologe hielt, und der Bach mit seinem Erlen- und Weidengestrüpp —,

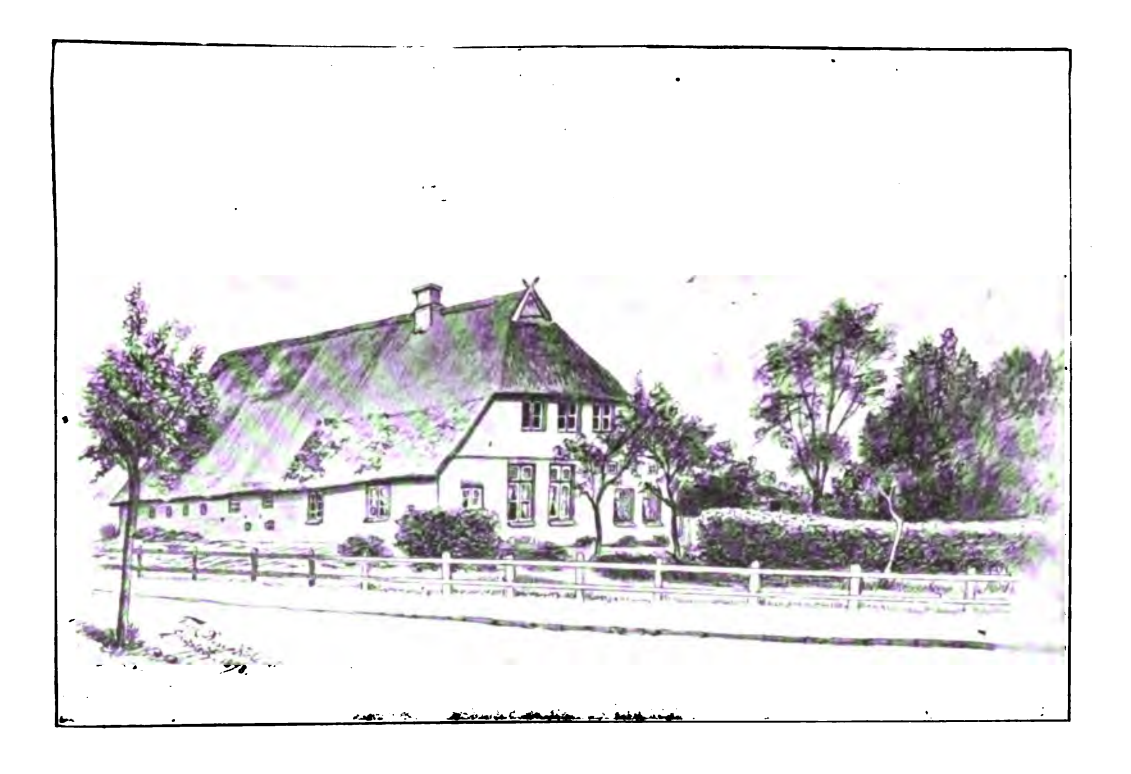
konnte es für die Jugend etwas Schöneres geben! Was fesselte da nicht alles die Aufmerksamkeit der kleinen Forscher! Im Sumpfe der Kibitz und Storch, am Wasser die Wildente, im Gebüsch das Rothkehlchen und die Goldammer, in der Hecke die Nachtigall, auf dem Felde die Lerche und unterm Dache die Schwalbe! Dies und noch vieles mehr nahm das Gemüth der Kinder gefangen und verblieb ihnen in freundlicher Erinnerung, auch dann noch, als sie längst keine Kinder mehr waren.

Auch ein gut Theil der Meyer'schen Poesien steht mit solchen und ähnlichen Eindrücken aus der Knabenzeit in inniger Beziehung, so besonders die nach Art der alemannischen Gedichte Hebels verfaßten Lieder, einige Märchen und Sinnsprüche, aber auch viele andere Perlen seiner hochdeutschen und plattdeutschen Dichtungen.

Als der Knabe 10 Jahre geworden, mußte er das Paradies seiner Kindheit verlassen; der Großvater in Wilster war gestorben und der Vater hatte das Gewese in Schafstedt verkauft, um mit seiner Familie, die mittlerweile auch um einige Köpfe angewachsen war, aus dem Gebiete des damaligen Herzogthums Holstein in das Herzogthum Schleswig zu verziehen. Hier hatte er die an einer Nebenaue der Treene belegene Wassermühle zu Sollerup in dem zum Amte Flensburg gehörigen Kirchspiele Klein-Jörl käuflich erworben. Auch hier besuchte Johann Meyer, und nunmehr in Gemeinschaft mit mehreren seiner schulpflichtigen Geschwister, die von der Mühle etwa eine halbe Stunde Weges entfernte gemischte Dorfschule, die mit der Kirche, dem Pastorate und einem Wirthshause ebenso einsam wie die Mühle an jener Nebenaue der Treene lag.

Bald hatte sich der Knabe den neuen Verhältnissen so gut angepaßt, daß das anfänglich in ihm genährte Sehnen nach dem verlassenen schönen Heimathsdorfe in Süderdithmarschen durch die neuen Eindrücke immer mehr zurückgedrängt wurde. Dann gewann er auch bald die Liebe des Lehrers und Küsters in Klein-Jörl, der ihn zu seinen besten Schülern zählte und ihm auch besondere Stunden im Zeichnen und in der Aquarellmalerei gab. An dieser künstlerischen Beschäftigung hatte Johann Meyer seine besondere Freude, und er brachte es darin auch in der Folgezeit zu einer anerkenn[illegible] Fertigkeit.

[illegible] Künstler benutzte anfangs einen Tuschkasten [illegible] reise von etlichen Schillingen und zeichnete



Johann Meyer's Elternhaus in Schaffstedt.

und malte nach Vorschriften, die sein Lehrer auf dem Seminar noch ausgearbeitet hatte. Der Knabe war für die Malerei so eingenommen, daß er sich oft tagelang damit beschäftigte und damals den festen Vorsatz hatte, ein berühmter Maler zu werden. Das ist er nun nicht geworden; aber das Interesse für die Malerei ist Johann Meyer geblieben: das bezeugen die vielen Gemälde, womit er sein Haus geschmückt hat, und dafür spricht der Umstand, daß zu seinen größten Genüssen auch heute noch der Besuch einer Gemäldeausstellung gehört, vorausgesetzt, daß sich darin die modernen Anarchisten der Farbe, auf die er sehr schlecht zu sprechen ist, nicht allzu breit machen.

Ein kleines von ihm gemaltes Aquarellbild aus jener Zeit des Schulbesuchs in Klein-Jörl, eine Fernansicht der Solleruper Mühle, sowie ein anderes, das er als Secundaner angefertigt hat und das eine Fernansicht Meldorfs giebt, mögen als Beweisstücke für Johann Meyers zeichnerisches Talent und frühes künstlerisches Verständniß in unserem Buche zur Wiedergabe kommen. —

Schon in jener Zeit erwachte in dem Knaben das Interesse für die dramatische Kunst. Der Vater hatte einmal ein Fuder Korn zum Verbrauch für die Mühle aus Flensburg zu holen und den Sohn, wie es auch sonst wohl geschah, zu dessen großer Freude mitgenommen. Da erst am anderen Tage die Heimreise angetreten werden konnte, beschloß man ins Theater zu gehen. Hier wurde von der Hubert'schen Gesellschaft das Drama „Elfriede, oder das Verbrechen aus Liebe" gegeben; es machte nun das Gehörte und Gesehene einen so mächtigen Eindruck auf den Knaben, daß ihm noch lange Zeit nachher Herz und Gemüth voll davon blieben. Fortan waren ihm Schauspieler die interessantesten Menschen; und wie ein Heiligthum verwahrte er den Theaterzettel und legte sich, als er später die Schule in Schleswig besuchte, sogar eine Sammlung von Theaterzetteln an. Selbstverständlich gehörte auch hier ein Besuch des Theaters, den sich je nach dem Bestande seiner Kasse der Schüler wohl dann und wann einmal erlaubte, zu seinen höchsten Genüssen.

Zu Hause ging er in der klappernden Mühle aus und ein und beschäftigte sich in den freien Stunden mit allen möglichen ihn interessirenden Dingen; er fischte, fuhr im Boote auf dem Mühlenteich, ging mit seinem Vater auf die Jagd, schweifte im Felde umher, besuchte Heide und Moor und bezeigte auch schon ein lebhaftes

Interesse für den Betrieb der Mühle und die Landwirthschaft des väterlichen Geweses. Bald bei den Gesellen und Lehrlingen in der Mühle, bald bei den Knechten und Mägden auf dem Felde, legte er hier wie dort Hand mit ans Werk.

Und auch schon um diese Zeit, wenn nicht vielleicht sogar noch etwas früher, erwachte in dem Knaben der Trieb zur poetischen Gestaltung seiner Gedanken und Gefühle. Er begann zu dichten; sein erstes Gedicht, war ein Erntelied, zwar noch ein dürftiges Poem, wie es ja auch nicht anders sein konnte, da der Verfasser erst 11 oder 12 Jahre zählte; aber es zeigte doch schon recht deutlich, welche poetische Anlage in dem kleinen Burschen steckte. Darum wollen wir es an dieser Stelle mittheilen und ihm ein anderes von demselben Inhalte, das fünf oder sechs Jahre später entstand, folgen lassen, damit sich der Leser, wenn er beide mit einander vergleicht, ein Urtheil über die Entwicklung unseres Dichters bilden kann. Zuvor sei noch erwähnt, daß sich jenem ersten Gedichte eine ziemlich große Zahl anderer bald anschloß und daß eines darunter — ein Weihnachtslied aus dem Jahre 1844 — das erste gewesen ist, das vom Dichter, wenn auch ohne Namennennung, veröffentlicht wurde. Erst der Abdruck des zweiten der beiden Erntelieder im Jahre 1846 in einer Augustnummer des damaligen „Itzehoer Wochenblattes" brachte zum ersten Male die Unterschrift des Verfassers.

1. Erntelied.

Auf, Leute, auf zur Ernte.
Es dränget schon die Zeit!
Drum strebet auch mit Ernste,
Die Schnitter sind bereit.

Am Morgen müßt ihr frühe
Ins gelbe Feld hinein
Und dann mit Fleiß und Mühe
Das Korn itzt bringen heim.

Und habt ihr's, dank dem Fleiße,
Dann in der Scheune hier,
So giebt es nach dem Schweiße
Ein schönes Erntebier!

Das ist zu Gottes Lobe,
Des Höchsten, der uns liebt,
Gemacht; drum lobet, lobet
Gott, der die Ernte giebt!

2. Erntelied.

Blasser glänzt das Grün der Saaten,
Gold'ne Frucht die Ähre beugt;
Halm und Korn sind wohl gerathen,
Und was wir vom Herrn erbaten,
Hat er gnädig dargereicht!
Zephyr fliegt zum letzten Male
Übers gold'ne Meer entlang,
Küßt die Ähren trüb und bang;
Denn auf Höhen und im Thale
Tönt der Schnitter Jubelsang.

Seht im Schweiß die Leute ringen!
Fleiß zur Freude sich gesellt, —
Wie sie hoch die Sensen schwingen,
Ihre frohen Lieder singen,
Wenn der letzte Schwaden fällt!
Wie des Mähers Dirne heiter,
Wenn er seine Sense wetzt,
Ihn durch manches Lied ergötzt,
Und der Hocker immer weiter
Seine bunten Reihen setzt!

Zählend schon der Landmann schreitet
Durch die Garbenfelder hin, —
Und wie sich die Aussicht weitet,
Liegt nur Segen ausgebreitet,
Vielfach doppelter Gewinn!
Schwerbepackt die großen Wagen,
Schleppt er seine Schätze heim,
Wie die Bien' den Honigseim, —
„Bald", hört man die Knechte sagen
„Ist der letzte Rest hinein!"

Ja, dort eilt der letzte Wagen,
Ladet ein zu Spiel und Tanz!
Freude, Freude! fort mit Klagen!
Seht, die gold'nen Garben tragen
Schon den grünen Erntekranz!
Frische Kränze von Cyanen
Fehlen Hut und Sense nicht; —
Doch bevor zum Tanz ihr fliegt,
Laß euch Gottes Güte mahnen
Zur Vollführung eurer Pflicht!

Dankt dem lieben Herrn vor allen,
Der uns wieder Brot gereicht!
Laßt ein Jubellied erschallen
In des Himmels ferne Hallen,
Segnend hat sich Gott gezeigt!
Ihn den Großen woll'n wir loben,
Er hieß uns die Saat zu streu'n,
Er gab Segen und Gedeih'n;
Richtet euren Blick nach oben,
Um ein Danklied ihm zu weih'n!

Prüft man die beiden „Erntelieder" auf ihren poetischen Werth, so findet man unschwer den großen Fortschritt heraus, den der Dichter in der verhältnißmäßig kurzen Spanne Zeit, die zwischen ihrer Abfassung liegt, in der Behandlung der Sprache und der Form gemacht hat. Freilich hatte ihr Verfasser inzwischen auch zwei bessere Schulen, als es die Dorfschulen waren, besucht.

Es hatten nämlich die Eltern beschlossen, dem Knaben einen seiner Veranlagung und seinem Streben mehr entsprechenden Unterricht zu Theil werden zu lassen; und so kam er nach Lunden, wiederum in das Land der Dithmarschen, in das Haus einer entfernt verwandten Familie. Hier besuchte er eine von einem Candidaten der Theologie gegründete und geleitete Privatschule. Wie sehr er sich's hatte angelegen sein lassen, den an ihn gestellten Anforderungen zu entsprechen, kann man aus seinen Schulzeugnissen ersehen. Das erste wurde ihm am 9. Juli 1842 ausgestellt und lautet: „Mit rühmlicher Lernbegierde und einem lobenswerthen stillen Betragen hat er seinen Schulbesuch begonnen. Er war aufmerksam während des Unterrichts und fleißig in seinen Arbeiten." Ebenso günstig sagt das letzte Zeugnis über ihn aus; es ist vom 24. Juni 1843 datirt. Johann Meyer stand also bei Beginn seines Schulbesuches in Lunden in einem Alter von 13 Jahren, und schon nach einem Jahre hat er aus Gründen, die wir weiter unten angeben werden, Lunden verlassen. Übrigens hat er hier auch den ersten Unterricht im Lateinischen erhalten. Während seines Schulbesuches in Lunden schloß sich der Sollerupер Müllerssohn besonders an einen seiner Mitschüler, Emil Geisler, an. Dieser, der auch eine nicht geringe poetische Veranlagung zeigte und von dem in späteren Jahren auch manche recht ansprechende Dichtung veröffentlicht wurde, war der Sohn eines Landwirthes in Lunden. Er ist insofern ein

Verwandter des Verfassers dieser Festschrift, als er ein Bruder von dessen Schwiegervater, dem früher in Kiel wirkenden und jetzt als Emeritus in Hamburg lebenden Hauptlehrer Karl Gerhard Geisler, ist. Emil Geisler wollte anfänglich studiren und dann ein Seminar besuchen, um Lehrer zu werden; er zog aber beim Ausbruch der schleswig-holsteinischen Erhebung als Freiwilliger mit in den Krieg gegen Dänemark, den er — bald zum Unterofficier avancirt — von Anfang bis zu Ende glücklich mit durchmachte. Nach dessen Beendigung fühlte er sich unter dem neu beginnenden Dänenregimente nicht recht wohl und wanderte deshalb — wie viele seiner Kampfgenossen — nach Amerika aus. Hier lebt er auch heute noch, in Davenport (Jowa), hochangesehen bei seinen Mitbürgern und infolge seiner unermüdlichen Thätigkeit in sehr glücklichen Verhältnissen. Beide Freunde sind sich alle Zeit hindurch, von damals bis heute, in unverbrüchlicher Anhänglichkeit treu geblieben.

In Lunden verlebten sie manch glückliche Stunde; sie lasen zusammen in ihren Wohnungen oder hingestreckt ins Gras der Knickböschungen die Schöpfungen unserer Classiker und besprachen die eigenen poetischen Versuche. Nicht selten gingen sie auch nach Lehe hinaus und erfreuten sich an dem Anblick des damals noch in seiner vollen Schönheit erhaltenen „bunten Pesels", der besten Stube des weiland Achtundvierzigers Marcus Swyn. Und später, als die Entfernungen zwischen ihnen immer größer wurden und sie sich infolge dessen immer seltener, oft erst nach vielen, vielen Jahren einmal wieder sehen konnten, erzählten sie einander brieflich, was ihnen das Leben im wechselnden Geschicke gebracht hatte, und erfreuten sich durch gegenseitige Zusendung ihrer Gedichte. Nun sind sie alt geworden, d. h. nur an Jahren; denn als sie sich vor gar nicht langer Zeit in Kiel wieder einmal begrüßen durften, machte der eine dem andern Complimente über das vorzügliche Aussehen.

Aus einem Briefe meines lieben Verwandten Emil Geisler an mich mögen die nachstehenden Zeilen, die das Verhältnis der beiden Freunde betreffen, hier wiedergegeben werden: In den Jahren 1842 und 43 besuchten Johann Meyer und ich die Privatschule des Candidaten der Theologie Koch in Lunden. Der Leiter der Anstalt war ein tüchtiger Lehrer und namentlich in den alten Sprachen gut beschlagen. Johann Meyer hatte bei einem Verwandten, A. Reimers, Wohnung und Kost. Bisher war er nur in Dorfschulen

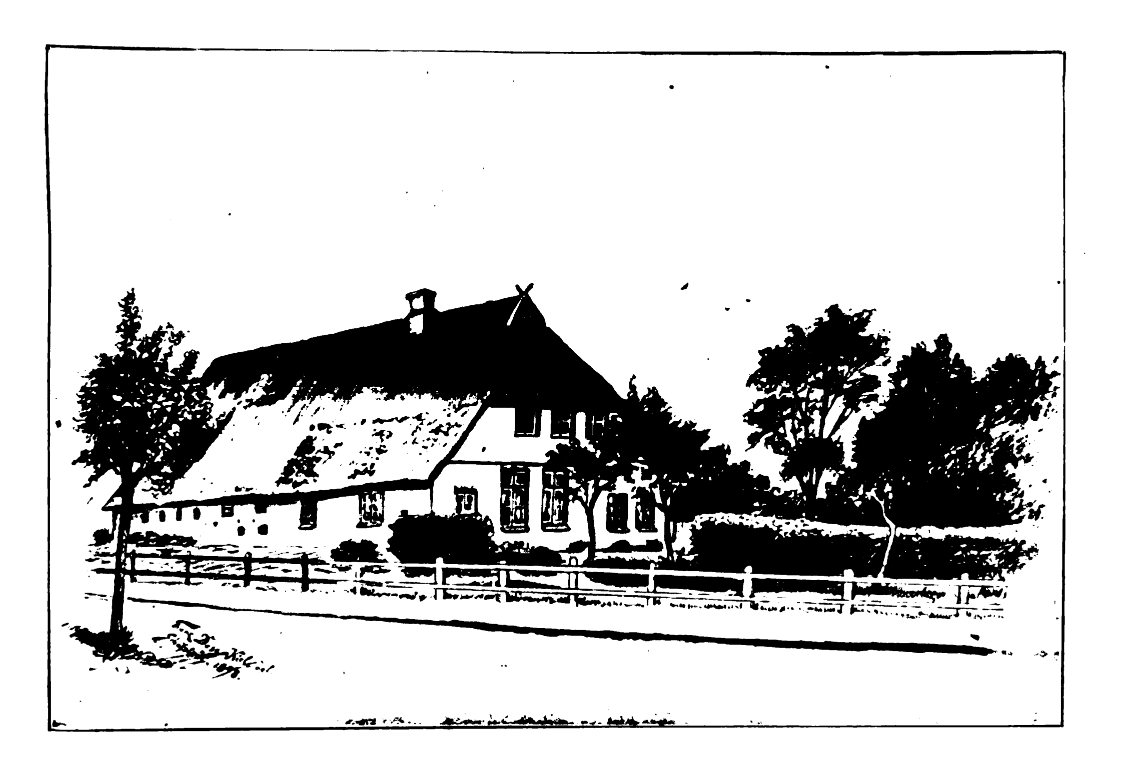
konnte es für die Jugend etwas Schöneres geben! Was fesselte da nicht alles die Aufmerksamkeit der kleinen Forscher! Im Sumpfe der Kibitz und Storch, am Wasser die Wildente, im Gebüsch das Rothkehlchen und die Goldammer, in der Hecke die Nachtigall, auf dem Felde die Lerche und unterm Dache die Schwalbe! Dies und noch vieles mehr nahm das Gemüth der Kinder gefangen und verblieb ihnen in freundlicher Erinnerung, auch dann noch, als sie längst keine Kinder mehr waren.

Auch ein gut Theil der Meyer'schen Poesien steht mit solchen und ähnlichen Eindrücken aus der Knabenzeit in inniger Beziehung, so besonders die nach Art der alemannischen Gedichte Hebels verfaßten Lieder, einige Märchen und Sinnsprüche, aber auch viele andere Perlen seiner hochdeutschen und plattdeutschen Dichtungen.

Als der Knabe 10 Jahre geworden, mußte er das Paradies seiner Kindheit verlassen; der Großvater in Wilster war gestorben und der Vater hatte das Gewese in Schafftedt verkauft, um mit seiner Familie, die mittlerweile auch um einige Köpfe angewachsen war, aus dem Gebiete des damaligen Herzogthums Holstein in das Herzogthum Schleswig zu verziehen. Hier hatte er die an einer Nebenaue der Treene belegene Wassermühle zu Sollerup in dem zum Amte Flensburg gehörigen Kirchspiele Klein-Jörl käuflich erworben. Auch hier besuchte Johann Meyer, und nunmehr in Gemeinschaft mit mehreren seiner schulpflichtigen Geschwister, die von der Mühle etwa eine halbe Stunde Weges entfernte gemischte Dorfschule, die mit der Kirche, dem Pastorate und einem Wirthshause ebenso einsam wie die Mühle an jener Nebenaue der Treene lag.

Bald hatte sich der Knabe den neuen Verhältnissen so gut angepaßt, daß das anfänglich in ihm genährte Sehnen nach dem verlassenen schönen Heimathsdorfe in Süderdithmarschen durch die neuen Eindrücke immer mehr zurückgedrängt wurde. Dann gewann er auch bald die Liebe des Lehrers und Küsters in Klein-Jörl, der ihn zu seinen besten Schülern zählte und ihm auch besondere Stunden im Zeichnen und in der Aquarellmalerei gab. An dieser künstlerischen Beschäftigung hatte Johann Meyer seine besondere Freude, und er brachte es darin auch in der Folgezeit zu einer anerkennungswerthen Fertigkeit.

Der angehende Künstler benutzte anfangs einen Tuschkasten geringster Sorte, im Preise von etlichen Schillingen und zeichnete



Johann Meyer's Elternhaus in Schaffstedt.

und malte nach Vorschriften, die sein Lehrer auf dem Seminar noch ausgearbeitet hatte. Der Knabe war für die Malerei so eingenommen, daß er sich oft tagelang damit beschäftigte und damals den festen Vorsatz hatte, ein berühmter Maler zu werden. Das ist er nun nicht geworden; aber das Interesse für die Malerei ist Johann Meyer geblieben: das bezeugen die vielen Gemälde, womit er sein Haus geschmückt hat, und dafür spricht der Umstand, daß zu seinen größten Genüssen auch heute noch der Besuch einer Gemäldeausstellung gehört, vorausgesetzt, daß sich darin die modernen Anarchisten der Farbe, auf die er sehr schlecht zu sprechen ist, nicht allzu breit machen.

Ein kleines von ihm gemaltes Aquarellbild aus jener Zeit des Schulbesuchs in Klein-Jörl, eine Fernansicht der Solleruper Mühle, sowie ein anderes, das er als Secundaner angefertigt hat und das eine Fernansicht Meldorfs giebt, mögen als Beweisstücke für Johann Meyers zeichnerisches Talent und frühes künstlerisches Verständniß in unserem Buche zur Wiedergabe kommen. —

Schon in jener Zeit erwachte in dem Knaben das Interesse für die dramatische Kunst. Der Vater hatte einmal ein Fuder Korn zum Verbrauch für die Mühle aus Flensburg zu holen und den Sohn, wie es auch sonst wohl geschah, zu dessen großer Freude mitgenommen. Da erst am anderen Tage die Heimreise angetreten werden konnte, beschloß man ins Theater zu gehen. Hier wurde von der Hubert'schen Gesellschaft das Drama „Elfriede, oder das Verbrechen aus Liebe" gegeben; es machte nun das Gehörte und Gesehene einen so mächtigen Eindruck auf den Knaben, daß ihm noch lange Zeit nachher Herz und Gemüth voll davon blieben. Fortan waren ihm Schauspieler die interessantesten Menschen; und wie ein Heiligthum verwahrte er den Theaterzettel und legte sich, als er später die Schule in Schleswig besuchte, sogar eine Sammlung von Theaterzetteln an. Selbstverständlich gehörte auch hier ein Besuch des Theaters, den sich je nach dem Bestande seiner Kasse der Schüler wohl dann und wann einmal erlaubte, zu seinen höchsten Genüssen.

Zu Hause ging er in der klappernden Mühle aus und ein und beschäftigte sich in den freien Stunden mit allen möglichen ihn interessirenden Dingen; er fischte, fuhr im Boote auf dem Mühlenteich, ging mit seinem Vater auf die Jagd, schweifte im Felde umher, besuchte Heide und Moor und bezeigte auch schon ein lebhaftes

Interesse für den Betrieb der Mühle und die Landwirthschaft des väterlichen Geweses. Bald bei den Gesellen und Lehrlingen in der Mühle, bald bei den Knechten und Mägden auf dem Felde, legte er hier wie dort Hand mit ans Werk.

Und auch schon um diese Zeit, wenn nicht vielleicht sogar noch etwas früher, erwachte in dem Knaben der Trieb zur poetischen Gestaltung seiner Gedanken und Gefühle. Er begann zu dichten; sein erstes Gedicht, war ein Erntelied, zwar noch ein dürftiges Poem, wie es ja auch nicht anders sein konnte, da der Verfasser erst 11 oder 12 Jahre zählte; aber es zeigte doch schon recht deutlich, welche poetische Anlage in dem kleinen Burschen steckte. Darum wollen wir es an dieser Stelle mittheilen und ihm ein anderes von demselben Inhalte, das fünf oder sechs Jahre später entstand, folgen lassen, damit sich der Leser, wenn er beide mit einander vergleicht, ein Urtheil über die Entwicklung unseres Dichters bilden kann. Zuvor sei noch erwähnt, daß sich jenem ersten Gedichte eine ziemlich große Zahl anderer bald anschloß und daß eines darunter — ein Weihnachtslied aus dem Jahre 1844 — das erste gewesen ist, das vom Dichter, wenn auch ohne Namennennung, veröffentlicht wurde. Erst der Abdruck des zweiten der beiden Erntelieder im Jahre 1846 in einer Augustnummer des damaligen „Itzehoer Wochenblattes" brachte zum ersten Male die Unterschrift des Verfassers.

1. Erntelied.

Auf, Leute, auf zur Ernte.
Es dränget schon die Zeit!
Drum strebet auch mit Ernste,
Die Schnitter sind bereit.

Am Morgen müßt ihr frühe
Ins gelbe Feld hinein
Und dann mit Fleiß und Mühe
Das Korn itzt bringen heim.

Und habt ihr's, dank dem Fleiße,
Dann in der Scheune hier,
So giebt es nach dem Schweiße
Ein schönes Erntebier!

Das ist zu Gottes Lobe,
Des Höchsten, der uns liebt,
Gemacht; drum lobet, lobet
Gott, der die Ernte giebt!

2. Erntelied.

Blasser glänzt das Grün der Saaten,
Gold'ne Frucht die Ähre beugt;
Halm und Korn sind wohl gerathen,
Und was wir vom Herrn erbaten,
Hat er gnädig dargereicht!
Zephyr fliegt zum letzten Male
Übers gold'ne Meer entlang,
Küßt die Ähren trüb und bang;
Denn auf Höhen und im Thale
Tönt der Schnitter Jubelsang.

Seht im Schweiß die Leute ringen!
Fleiß zur Freude sich gesellt, —
Wie sie hoch die Sensen schwingen,
Ihre frohen Lieder singen,
Wenn der letzte Schwaden fällt!
Wie des Mähers Dirne heiter,
Wenn er seine Sense wetzt,
Ihn durch manches Lied ergötzt,
Und der Hocker immer weiter
Seine bunten Reihen setzt!

Zählend schon der Landmann schreitet
Durch die Garbenfelder hin, —
Und wie sich die Aussicht weitet,
Liegt nur Segen ausgebreitet,
Vielfach doppelter Gewinn!
Schwerbepackt die großen Wagen,
Schleppt er seine Schätze heim,
Wie die Bien' den Honigseim, —
„Bald", hört man die Knechte sagen
„Ist der letzte Rest hinein!"

Ja, dort eilt der letzte Wagen,
Ladet ein zu Spiel und Tanz!
Freude, Freude! fort mit Klagen!
Seht, die gold'nen Garben tragen
Schon den grünen Erntekranz!
Frische Kränze von Cyanen
Fehlen Hut und Sense nicht; —
Doch bevor zum Tanz ihr fliegt,
Laß euch Gottes Güte mahnen
Zur Vollführung eurer Pflicht!

Dankt dem lieben Herrn vor allen,
Der uns wieder Brot gereicht!
Laßt ein Jubellied erschallen
In des Himmels ferne Hallen,
Segnend hat sich Gott gezeigt!
Ihn den Großen woll'n wir loben,
Er hieß uns die Saat zu streu'n,
Er gab Segen und Gedeih'n;
Richtet euren Blick nach oben,
Um ein Danklied ihm zu weih'n!

Prüft man die beiden „Erntelieder" auf ihren poetischen Werth, so findet man unschwer den großen Fortschritt heraus, den der Dichter in der verhältnißmäßig kurzen Spanne Zeit, die zwischen ihrer Abfassung liegt, in der Behandlung der Sprache und der Form gemacht hat. Freilich hatte ihr Verfasser inzwischen auch zwei bessere Schulen, als es die Dorfschulen waren, besucht.

Es hatten nämlich die Eltern beschlossen, dem Knaben einen seiner Veranlagung und seinem Streben mehr entsprechenden Unterricht zu Theil werden zu lassen; und so kam er nach Lunden, wiederum in das Land der Dithmarschen, in das Haus einer entfernt verwandten Familie. Hier besuchte er eine von einem Candidaten der Theologie gegründete und geleitete Privatschule. Wie sehr er sich's hatte angelegen sein lassen, den an ihn gestellten Anforderungen zu entsprechen, kann man aus seinen Schulzeugnissen ersehen. Das erste wurde ihm am 9. Juli 1842 ausgestellt und lautet: „Mit rühmlicher Lernbegierde und einem lobenswerthen stillen Betragen hat er seinen Schulbesuch begonnen. Er war aufmerksam während des Unterrichts und fleißig in seinen Arbeiten." Ebenso günstig sagt das letzte Zeugnis über ihn aus; es ist vom 24. Juni 1843 datirt. Johann Meyer stand also bei Beginn seines Schulbesuches in Lunden in einem Alter von 13 Jahren, und schon nach einem Jahre hat er aus Gründen, die wir weiter unten angeben werden, Lunden verlassen. Übrigens hat er hier auch den ersten Unterricht im Lateinischen erhalten. Während seines Schulbesuches in Lunden schloß sich der Sollerupær Müllerssohn besonders an einen seiner Mitschüler, Emil Geisler, an. Dieser, der auch eine nicht geringe poetische Veranlagung zeigte und von dem in späteren Jahren auch manche recht ansprechende Dichtung veröffentlicht wurde, war der Sohn eines Landwirthes in Lunden. Er ist insofern ein

unterrichtet worden. Für seine 13 Jahre war er groß und stark. Er poetisirte schon damals und war uns andern Schülern im schriftlichen Ausdrucke gewaltig über, so daß seine Aufsätze als eine Art Musterstücke des öfteren vom Lehrer vorgelesen wurden, eine Ehre, nach der wir alle strebten, deren aber außer Johann Meyer selten jemand gewürdigt wurde. Da wir beide große Freunde der Natur waren, machten wir oft mit einander einsame Spaziergänge, namentlich an den Deich, hinter dem die Wogen der Eider und weiterhin die der Nordsee rollten. Das regte die poetische Ader bei uns Knaben an, zugleich aber auch die Liebe für unsere schöne, reiche Heimath und die Anhänglichkeit an das große deutsche Vaterland; das kräftigte den Patriotismus, der meinen Freund, so lange ich ihn kenne, in hohem Grade auszeichnet und der in seinen späteren Gedichten so warm und so voll ausklingt. Ich erinnere mich eines Gespräches am Wollersumer Deiche zu einer Zeit, als soeben von den Dänen die Reichsbankkupfermünze als Wechselgeld in Schleswig-Holstein, entgegen den verbrieften Rechten, eingeführt war. Wie waren wir Knaben empört über die Frechheit unserer Gewalthaber. Es stieg schon eine Ahnung kommender Zeiten in uns auf, und so gelobten wir einander, immer treu zu unserem Vaterlande, zu unserm Schleswig-Holstein, zu halten. — Ich wurde auf Dispens schon früh confirmirt, noch keine 15 Jahre alt, und kam dann ins östliche Holstein, während Johann Meyer in seine Heimath zurückkehrte. So hörten wir lange nichts von einander. Nach etlichen Jahren conditionirte ich als Hauslehrer auf dem Hofe Pageron in Angeln. Da las ich in dem „Itzehoer Wochenblatt" mehrere hübsche Gedichte, „Der Sonntagmorgen auf dem Lande" und „Erntelied", unterzeichnet von Johann Meyer. Die ganze Art der Dichtung kam mir so bekannt vor, daß ich mir sagte: Der Dichter muß mein Johann sein! Denn, wenn es auch viele Johann Meyer gab, so konnte doch nur einer darunter solche Gedichte schreiben. Da er seinen Aufenthaltsort als Schleswig bezeichnet hatte, so trieb es mich, an den Johann Meyer in Schleswig zu schreiben. Es war eine poetische Epistel, die ich freilich noch besitze, mit der ich Dich aber verschonen will. (Schade! denn mein lieber Onkel sitzt recht fest auf dem Pegasus und wird ihn auch wohl schon damals gut geritten haben). Ich hatte die Freude, fast umgehende Antwort von meinem Johann zu bekommen. Dann setzten

wir den Briefwechsel fort, und der Freund machte mir den Vorschlag, uns gegenseitig unsere poetischen Ergüsse zur Recension zuzuschicken. Ich freute mich dessen; denn obwohl er ein schlichter Zimmerlehrling war, waren seine Gedichte doch schwungvoller und gerundeter als die meinen. Ich erkannte ihm gerne die Palme zu. — Unter anderen schrieb er mir, daß er mit seinem Schicksale unzufrieden sei, da es ihn zwang, die Axt statt der Feder zu führen. Johann Meyer dichtete damals mehrere Richtsprüche für Meistergesellen, die dieselben beim „Richten" eines Neubaus sprachen, wenn der Kranz am Giebelsparren hing. Vielleicht hat er davon noch einige, ich habe in seinen Gedichten keine gefunden. — Von seinen damaligen Gedichten habe ich noch in Erinnerung eine Ballade „Mazeppa", „Dichters Herz verzaget nicht" und „Meine Tabackspfeife." — Später ließ sich Johann Meyers Vater bewegen, ihn studiren zu lassen, und als 20jähriger ochste er eifrig Latein. Ich besuchte ihn 1849, als ich auf dem Marsche ins Feld mit meinem Bataillon in der Nähe von Sollerup einen Rasttag hatte. Bei meinem Besuche der alten Heimat im Jahre 1884 bin ich wieder bei ihm gewesen. Und merkwürdig! er erkannte, obgleich ich im Dämmerlichte auf seiner Hausflur vor ihm stand, nach mehr als 30jähriger Trennung den Jugendfreund an der Stimme. Beim Scheiden übergab ich ihm eine Goldfeder zur Erinnerung und einen Abschiedsgruß, dessen Schlußstrophe also lautete:

Un nu Adjüs, min leev Johann!
Nimm dissen lütten, spitzen Degen,
Bruk em för Din- und annertwegen:
Dar klev noch mennig Leed daran!

Er führte mich damals auch in der von ihm geleiteten Anstalt umher, und hierbei erkannte ich sein segenreiches Wirken auch auf diesem Gebiete. — — Die Werke meines lieben Freundes sind seit lange einer der mir liebsten Bestandtheile meiner Bibliothek. Als sie mir Meyer geschickt hatte, schrieb ich ihm u. a.: „Herzlichen Dank! Die Bücher sind mir doppelt werthvoll, sowohl durch Inhalt und Ausstattung als Zierde meiner Bibliothek, wie ganz besonders als Ausfluß des Geistes und Genius, des innersten Denkens und Fühlens meines liebsten Jugendfreundes, mit dem ich mich immer so nahe verwandt fühlte. — — mit Stolz zeigte ich die Bücher meiner Familie. Das prächtige Büchelchen mit den zarten, sinnigen

Sprüchen, „Kleinigkeiten“, wanderte sogleich in die Hand meiner Tochter Sophie, die mir durch einen Kuß dankte, den ich hiermit dem Verfasser übersende. Soll ich wie ehedem eine Kritik Deiner Werke geben? dazu fühle ich mich jetzt nicht mehr berufen. Das haben fähigere Männer bereits vortrefflich besorgt. Doch will ich mit einem Deiner Sinnsprüche schließen:

An gutem Stoff gebricht es nie,
Mag man ihn noch so sehr vermissen!
In jedem Ding liegt Poesie,
Man muß sie nur zu finden wissen. —

Und ein solcher, der das versteht, mein Johann! bist Du geworden!“ — — —

Suchen wir nun nach dieser willkommenen Abschweifung unsern Freund wieder in Lunden auf.

Leider war sein dortiger Aufenthalt nur von kurzer Dauer. In der Familie, wo er wohnte, war ein Typhus ausgebrochen, von dem mehrere Personen und zuletzt auch der Pensionär befallen wurden, und dieser in einem so hohen Grade, daß lange Zeit hindurch sein Leben in großer Gefahr schwebte. Nachdem die Krisis glücklich überstanden war, befand sich unser Freund körperlich sehr geschwächt, so daß man es für den Fortgang seiner Reconvalescenz für das beste hielt, ihn vorläufig ins Elternhaus zurückkehren zu lassen. Zudem hatte sich bei ihm gerade während der Krankheit eine große Sehnsucht nach den Eltern und Geschwistern rege gemacht.

So kam also Johann Meyer bei Beginn der letzten Hälfte des Jahres 1843 wieder nach der Sollerupер Mühle; hier verweilte er zur völligen Herstellung seiner Gesundheit bis zum September 1843. Dann verließ er zum zweiten Male das Elternhaus, um in Schleswig, das nur drei Meilen von dem Dorfe Sollerup liegt, eine Schule, ähnlich so eingerichtet wie jene in Lunden, zu besuchen.

Ihr Leiter, der zeitweilige Hülfsprediger an der Friedrichsberger Kirche, Pastor Dieckmann, war ein freundlicher, wohlwollender Herr, dem alle Schüler, meist Kinder angesehener Beamten, in Hochachtung und Verehrung zugethan waren. Auch hier betheiligte sich der Knabe am Unterrichte im Lateinischen und brachte es als Schüler der ersten Classe bis zum Lesen des Sallust. Der

Besuch dieser Anstalt war wiederum reich an mancherlei Anregungen und Genüssen, deren sich der Dichter auch heute noch gern und lebhaft erinnert. Die idyllisch gelegene, alte, historisch denkwürdige und sagenumwobene Stadt an dem äußersten Winkel der sich weit ins Land erstreckenden blauen Meeresbucht mit ihrer grünen Möveninsel, — das stattliche Gottorper Schloß mit seinem schattigen Park und dieser wiederum mit seinem Wasserwerk und seiner großen, aber schon damals verfallenden Herkulesstatue, — die alte ehrwürdige Domkirche mit dem berühmten Brüggemann'schen Altarbilde, — der Wald mit seinen prächtigen Bäumen, die Schleiwiesen, die vielen blumen- und blüthenreichen Gärten, das der Stadt gegenüberliegende Haddeby, dessen kleine Felsenkirche einst unter Anschar erbaut und von ihm selbst geweiht worden war und in dessen Nähe die alte Veste Oldenburg gestanden mit dem Margarethenwall, von dem noch Reste vorhanden waren: das alles bot unserm Dichter immer neue und wechselnde Eindrücke und mag, gleichwie früher sein Aufenthalt in dem idyllischen Dorfe Süderdithmarschens, für den Inhalt vieler seiner späteren Gedichte von bestimmendem Einflusse gewesen sein.

Außerdem ließ ihn noch manches andere den Aufenthalt in Schleswig in bleibender, angenehmer Erinnerung behalten, so jenes kleine Haus am Friedrichsberg mit seiner nur aus zwei älteren Personen, Bruder und Schwester, bestehenden Familie, wo er eine so freundliche Aufnahme gefunden und ein nettes, gemüthliches Stübchen inne hatte, ferner seine Betheiligung an einem von einem dänischen Wachtmeister geleiteten Tanzcursus, was für den in seinem Auftreten noch recht linkischen und ungewandten Schüler vom Lande von großem Nutzen war, und wobei er zugleich Gelegenheit hatte, mit einer Anzahl junger Herren und Damen aus bürgerlichen Kreisen Umgang und Bekanntschaft anzuknüpfen, und dann noch der zwei starke Meilen lange Weg von der Stadt nach dem elterlichen Gewese, das er jeden Sonnabend nach Schluß der Schulzeit per pedes apostolorum noch vor Eintritt der Dunkelheit bequem erreichen konnte.

In die Schleswiger Schulzeit fiel auch, und zwar im Juli 1844, jenes große Sängerfest, das insofern eine historische Bedeutung hat, als auf ihm das von dem Schleswiger Advokaten Chemnitz gedichtete und von dem Organisten der Domkirche, Bellmann, componirte Lied „Schleswig-Holstein, meerumschlungen"

zum ersten Male, und zwar in der Festhalle auf der Koppel am Hasterberge, gesungen wurde. Wenn auch Johann Meyer kein Theilnehmer an dem Feste war, so konnte er doch mit vielen andern „Zaungästen" auf dem Festplatze in der Nähe der Halle die begeisternden Klänge dieses herrlichen Liedes vernehmen. Vier Jahre später begann die schleswig-holsteinische Erhebung. Im Juli 1894, also 50 Jahre nach jenem Sängerfeste, befand sich Johann Meyer abermals auf demselben Festplatze; in dessen Halle sangen diesmal die vereinigten Sänger des Niedersächsischen Bundes ein von unserem Dichter dem lieben Schleswig zur Begrüßung gewidmetes Lied: „Slesvicum, amoenum, wir grüßen dich!" Dieser Sang fand stürmischen Beifall und brachte dem nunmehr längst beliebten und gefeierten Poeten eine jubelnde Ovation ein.

Während jener Aufenthaltszeit in Schleswig verfaßte Johann Meyer zum 28. November 1844, dem Geburtstage seiner Mutter, ein längeres Gedicht, das er ihr an diesem Tage nebst einem von ihm gezeichneten Bilde, „Der Tochter Abschied", überreichte. An dieser Dichtung fand der Lehrer, Pastor Dieckmann, so viel Gefallen, daß er den Verfasser ehrenvoll belobte und ihm eine „Anleitung zur Dichtkunst" übergab, in dem der wißbegierige Knabe alles Wesentliche über die Gesetze, Regeln und Eigenthümlichkeiten der Dichtkunst fand. Das alles machte er sich dauernd zu eigen, und noch heute rühmt er den Nutzen, welchen ihm das übersichtlich geordnete und praktische Buch für sein späteres Schaffen gewährte.

In demselben Jahre 1844 hat auch unser Dichter zum ersten Male ein von ihm in hochdeutscher Sprache verfaßtes Gedicht veröffentlicht, eben jenes Lied, dessen wir schon oben erwähnten. Es entstand während der im Elternhause verlebten Weihnachts- und Neujahrsferien und hatte die Überschrift: „Empfindungen und Gedanken beim Ende des alten und am Anfange des neuen Jahres". Es kam in dem damaligen „Königlich privilegirten Husumer Wochenblatt" zum Abdrucke. Zwei Jahre später übergab Johann Meyer das erste plattdeutsche Gedicht, ein Gelegenheitsgedicht polemischen Inhaltes, der Öffentlichkeit; es stand Anfang März 1846 in dem „Itzehoer Wochenblatt". Mithin hätte unser Freund sein 50jähriges Jubiläum schon vor vier Jahren als hochdeutscher und vor zwei Jahren als plattdeutscher Dichter feiern können.

Doch verfolgen wir nunmehr weiter den sich bald wieder

anders gestaltenden Lebenslauf des jugendlichen Poeten. Auch in Schleswig blieb er nicht sehr lange; schon im März 1845 verließ er die Stadt, um ins Elternhaus zurückzukehren. Sein Lehrer gab ihm ein vorzügliches Zeugniß mit auf den Weg und in ihm zugleich die Bescheinigung über die längst erworbene Reife für die bevorstehende Confirmation. Es möge dieses Schriftstück hier zum Abdruck kommen, weil es wiederum den Beweis liefert, wie ernst es sein Inhaber in der Jugend mit allen Pflichten und Anforderungen nahm, die an ihn herantraten.

„Johann Meyer aus Sollerup ist anderthalb Jahre mein Schüler gewesen, und sehr gerne bezeuge ich ihm bei seinem Weggange von hier zum Behufe seiner Confirmation, daß er sich nicht nur durch sein musterhaftes Betragen innerhalb und außerhalb der Schule meine ganze Liebe erworben, sondern auch durch sehr regen Fleiß in allen Gegenständen des Unterrichtes, an welchem er Theil nahm, sehr gute Fortschritte gemacht, sowie auch namentlich die heiligen Wahrheiten unseres christlichen Glaubens in Kopf und Herz in einer Weise aufgenommen hat, die ihn vollkommen befähigt, vor versammelter Gemeinde ein selbstständiges Bekenntniß des Glaubens unserer evangelischen Kirche als seines eigenen theuren Glaubens abzulegen. Wollte der Herr, der bisher ihn geführt, auch mit ihm in jene heilige Stunde gehn und als der gute Hirte auch auf seinem ferneren Lebenswege an Seiner Hand ihn leiten! —

Schleswig, den 1. März 1845.

Dieckmann, Pastor adj. und Rector."

Nachdem der Knabe nunmehr noch einigen Stunden des Confirmationsunterrichtes des Predigers zu Klein-Jörl, des Herrn Pastor Freese, beigewohnt hatte, wurde er mit den übrigen Confirmanden der Gemeinde Palmarum 1845 öffentlich eingesegnet.

Er verblieb vorläufig, noch im Unklaren darüber, welchem Lebensberufe er sich widmen wolle und könne, im Elternhause. Von nun an begann für ihn eine andere, an vielen Kämpfen und Gemüthsaufregungen reiche Zeit. Denn immer mehr regte sich in ihm der poetische Drang und der Wunsch, ein Dichter zu werden. Aber um dieses Ziel zu erreichen, mußten noch mancherlei Schwierigkeiten überwunden und noch viele Vorbedingungen, besonders solche, welche

Interesse für den Betrieb der Mühle und die Landwirthschaft des väterlichen Geweses. Bald bei den Gesellen und Lehrlingen in der Mühle, bald bei den Knechten und Mägden auf dem Felde, legte er hier wie dort Hand mit ans Werk.

Und auch schon um diese Zeit, wenn nicht vielleicht sogar noch etwas früher, erwachte in dem Knaben der Trieb zur poetischen Gestaltung seiner Gedanken und Gefühle. Er begann zu dichten; sein erstes Gedicht, war ein Erntelied, zwar noch ein dürftiges Poem, wie es ja auch nicht anders sein konnte, da der Verfasser erst 11 oder 12 Jahre zählte; aber es zeigte doch schon recht deutlich, welche poetische Anlage in dem kleinen Burschen steckte. Darum wollen wir es an dieser Stelle mittheilen und ihm ein anderes von demselben Inhalte, das fünf oder sechs Jahre später entstand, folgen lassen, damit sich der Leser, wenn er beide mit einander vergleicht, ein Urtheil über die Entwicklung unseres Dichters bilden kann. Zuvor sei noch erwähnt, daß sich jenem ersten Gedichte eine ziemlich große Zahl anderer bald anschloß und daß eines darunter — ein Weihnachtslied aus dem Jahre 1844 — das erste gewesen ist, das vom Dichter, wenn auch ohne Namennennung, veröffentlicht wurde. Erst der Abdruck des zweiten der beiden Erntelieder im Jahre 1846 in einer Augustnummer des damaligen „Itzehoer Wochenblattes“ brachte zum ersten Male die Unterschrift des Verfassers.

1. Erntelied.

Auf, Leute, auf zur Ernte.
Es dränget schon die Zeit!
Drum strebet auch mit Ernste,
Die Schnitter sind bereit.

Am Morgen müßt ihr frühe
Ins gelbe Feld hinein
Und dann mit Fleiß und Mühe
Das Korn itzt bringen heim.

Und habt ihr's, dank dem Fleiße,
Dann in der Scheune hier,
So giebt es nach dem Schweiße
Ein schönes Erntebier!

Das ist zu Gottes Lobe,
Des Höchsten, der uns liebt,
Gemacht; drum lobet, lobet
Gott, der die Ernte giebt!

2. Erntelied.

Blasser glänzt das Grün der Saaten,
Gold'ne Frucht die Ähre beugt;
Halm und Korn sind wohl gerathen,
Und was wir vom Herrn erbaten,
Hat er gnädig dargereicht!
Zephyr fliegt zum letzten Male
Übers gold'ne Meer entlang,
Küßt die Ähren trüb und bang;
Denn auf Höhen und im Thale
Tönt der Schnitter Jubelsang.

Seht im Schweiß die Leute ringen!
Fleiß zur Freude sich gesellt, —
Wie sie hoch die Sensen schwingen,
Ihre frohen Lieder singen,
Wenn der letzte Schwaden fällt!
Wie des Mähers Dirne heiter,
Wenn er seine Sense wetzt,
Ihn durch manches Lied ergötzt,
Und der Hocker immer weiter
Seine bunten Reihen setzt!

Zählend schon der Landmann schreitet
Durch die Garbenfelder hin, —
Und wie sich die Aussicht weitet,
Liegt nur Segen ausgebreitet,
Vielfach doppelter Gewinn!
Schwerbepackt die großen Wagen,
Schleppt er seine Schätze heim,
Wie die Bien' den Honigseim, —
„Bald", hört man die Knechte sagen
„Ist der letzte Rest hinein!"

Ja, dort eilt der letzte Wagen,
Ladet ein zu Spiel und Tanz!
Freude, Freude! fort mit Klagen!
Seht, die gold'nen Garben tragen
Schon den grünen Erntekranz!
Frische Kränze von Cyanen
Fehlen Hut und Sense nicht; —
Doch bevor zum Tanz ihr fliegt,
Laß euch Gottes Güte mahnen
Zur Vollführung eurer Pflicht!

Dankt dem lieben Herrn vor allen,
Der uns wieder Brot gereicht!
Laßt ein Jubellied erschallen
In des Himmels ferne Hallen,
Segnend hat sich Gott gezeigt!
Ihn den Großen woll'n wir loben,
Er hieß uns die Saat zu streu'n,
Er gab Segen und Gedeih'n;
Richtet euren Blick nach oben,
Um ein Danklied ihm zu weih'n!

Prüft man die beiden „Erntelieder" auf ihren poetischen Werth, so findet man unschwer den großen Fortschritt heraus, den der Dichter in der verhältnißmäßig kurzen Spanne Zeit, die zwischen ihrer Abfassung liegt, in der Behandlung der Sprache und der Form gemacht hat. Freilich hatte ihr Verfasser inzwischen auch zwei bessere Schulen, als es die Dorfschulen waren, besucht.

Es hatten nämlich die Eltern beschlossen, dem Knaben einen seiner Veranlagung und seinem Streben mehr entsprechenden Unterricht zu Theil werden zu lassen; und so kam er nach Lunden, wiederum in das Land der Dithmarschen, in das Haus einer entfernt verwandten Familie. Hier besuchte er eine von einem Candidaten der Theologie gegründete und geleitete Privatschule. Wie sehr er sich's hatte angelegen sein lassen, den an ihn gestellten Anforderungen zu entsprechen, kann man aus seinen Schulzeugnissen ersehen. Das erste wurde ihm am 9. Juli 1842 ausgestellt und lautet: „Mit rühmlicher Lernbegierde und einem lobenswerthen stillen Betragen hat er seinen Schulbesuch begonnen. Er war aufmerksam während des Unterrichts und fleißig in seinen Arbeiten." Ebenso günstig sagt das letzte Zeugnis über ihn aus; es ist vom 24. Juni 1843 datirt. Johann Meyer stand also bei Beginn seines Schulbesuches in Lunden in einem Alter von 13 Jahren, und schon nach einem Jahre hat er aus Gründen, die wir weiter unten angeben werden, Lunden verlassen. Übrigens hat er hier auch den ersten Unterricht im Lateinischen erhalten. Während seines Schulbesuches in Lunden schloß sich der Solleruper Müllerssohn besonders an einen seiner Mitschüler, Emil Geisler, an. Dieser, der auch eine nicht geringe poetische Veranlagung zeigte und von dem in späteren Jahren auch manche recht ansprechende Dichtung veröffentlicht wurde, war der Sohn eines Landwirthes in Lunden. Er ist insofern ein

Und als em nu de Jungens narrn,
Wa fung lüttj Petje an to blarrn,
Wa wurr de Kopp em glönig!
Lüttj Petje wull geern König warrn,
Nu weer he Rutenkönig!

Beiläufig sei bemerkt, daß dieses kleine Gedicht von dem Componisten Claudius Serpenthien in Hamburg, welcher für viele der Meyer'schen Gedichte sehr ansprechende Melodien erfunden hat, für vierstimmigen Männerchor componirt worden ist und von Liedertafeln und Gesangvereinen oft und gern gesungen wird. —

So führte nun unser Dichter im Hause der Eltern, wenn auch unter stetiger und oft recht schwerer Arbeit, scheinbar ein angenehmes und genußreiches Leben, trotzdem in seinem Innern der Götterfunke fort und fort glühte und sich auch gar nicht selten der Conflict, in welchem der gottbegnadete Jüngling mit der Außenwelt vielfach stand, in dem einen oder andern seiner Gedichte erkennen läßt.

Man darf auch wohl annehmen, daß er in jener Lebensweise mit ihrer vielfachen Beschäftigung und Zerstreuung ein vorzügliches Mittel wähnte, jenen Zwiespalt zu mildern oder doch erträglicher zu machen; und dieselben Erwägungen werden auch die Eltern bewogen haben, den Sohn gewähren zu lassen.

Aber wie kam es denn nun, daß sich dieser immer mehr in die ihm von vornherein wenig zusagenden Verhältnisse fügte und keine ernstlichen Versuche machte, sie anders zu gestalten? Nun, er fühlte sich nicht gerade unglücklich; dann wußte er ja auch, von welchem Nutzen er durch seine Thätigkeit für die Eltern war und wie schwer es ihnen werden würde, bei einer so zahlreichen Familie und im Besitze eines Geweses, dessen Erträge eben nur in bescheidener Weise für die Unterhaltung der Ihrigen ausreichten, auch noch die Kosten aufzubringen, die der Besuch von Gymnasium und Universität beansprucht hätten. Dazu kam, daß noch so mancherlei für den Unterricht der jüngeren Geschwister zu thun war, wenn sie ebenso vorgebildet werden sollten, wie der älteste Bruder. Und da nun zuletzt noch der Versuch mißglückte, von einem nahen und wohlhabenden Verwandten jene Mittel leihweise bis zu einer ganz unbestimmten, fern liegenden Zeit der Rückzahlung zu erhalten, mußte die Sache fürs erste ihr Bewenden haben. —

Kommt Zeit, kommt Rath! — Und es kam die Zeit, aber nicht der Rath, — und so trieb unser Freund, und so ließ er sich treiben in dem Curs, in dem sich nun einmal sein Lebensschiff befand; ja, er fügte sich vorläufig harm- und sorglos den Umständen und paßte sich ihnen vielleicht mehr an, als er sich selbst bewußt war. Und damit gerieth er, wenn der Ausdruck gestattet ist, gegenüber seinen ursprünglich genährten Wünschen schon in den Zustand einer gewissen Verbauerung, und es währte nicht lange, da wurde in ihm die Hoffnung rege, ihm, als dem ältesten Sohne, könne vielleicht das lieb gewordene väterliche Gewese einmal zu eigen beschieden werden. Ob dies auch von den Eltern in Erwägung gezogen wurde, ist uns nicht bekannt; aber es ist Thatsache, daß sich der Sohn immer mehr mit diesem Gedanken befreundete und daß hierbei ein besonderer Umstand nicht unwesentlich mitwirkte, nämlich die Bekanntschaft mit einer jungen hübschen Bauerntochter einer benachbarten größeren Hufe, mit deren Besitzer und Besitzerin die Eltern gut bekannt waren und mit denen sie, wenn auch nicht gerade häufig, so doch in freundschaftlichem Verkehr zusammen kamen. Also die erste Liebe! — — — Was für Opfer werden dieser nicht gebracht, und was für Pläne dabei nicht geschmiedet!

Zu Johann Meyer's Jugendzeit mußte mehr denn heutzutage ein tüchtiger Müller auch ein tüchtiger Zimmermann sein oder sich doch wenigstens in diesem Handwerke soweit üben, daß er alle Reparaturen einer damaligen Mühle, bei der noch hölzerne Getriebe in Anwendung kamen, selbst ausführen konnte. So äußerte nun eines Tages unser Freund, dem das Müllerhandwerk längst geläufig war, den Wunsch, auch noch die Zimmerei zu erlernen und am liebsten bei einem solchen Meister, der auch den Mühlenbau betrieb. Die Eltern waren ihm hierin nicht entgegen, einerseits wohl mit Rücksicht auf seine auch ihnen gewiß nicht mehr unbekannte Neigung zu jener Bauerntochter und andererseits im Hinblick auf sein späteres Fortkommen, dann aber auch, und zwar nicht zum geringsten, in der Überzeugung, daß ein jedes Handwerk einen goldenen Boden habe. Die Vorbereitungen waren schnell und leicht getroffen, und so begleitete eines Tages der Vater den Sohn, der einen kleinen Reisekoffer mit sich führte, nach Schleswig. Das war im Frühling 1846.

In der Schleistadt, die nun Johann Meyer zum zweiten Male als Wohnort nehmen sollte, wurde er einem angesehenen, intelligenten und humanen Zimmermeister und Mühlenbauer, Namens Lund, in die Lehre gegeben. Da er nicht in der Familie des Meisters Wohnung und Beköstigung erhielt, gab er sich in der Michaelisstraße bei einem Schlachtermeister Paulsen in Pension. Hier erhielt er ein gemüthliches Stübchen und kräftige, schmackhafte Kost; dann gewann er noch in dem freundlichen, jovialen Schlachter und dessen vortrefflicher, fürsorglicher Gattin zwei wackere ältere Freunde. Die Ausgaben für den Lebensunterhalt konnte er zum Theil selbst bestreiten; denn er bekam im ersten Sommerhalbjahr einen Tagelohn von sieben, im zweiten von zehn und im dritten von zwölf Schilling.

Die Stadt war dem jungen Müller und Zimmermann von früher, wo er als Schüler dort weilte, lieb und bekannt, und sie gewährte ihm in der neuen Stellung den großen Vorzug, daß sie nicht mehr als 2½ Meilen von der Mühle der Eltern entfernt war, so daß er an jedem ganz freien Sonntage, den er allerdings nur alle 14 Tage, mitunter jede dritte Woche hatte, die Eltern und Geschwister aufsuchen konnte. Des Vaters Sonntagsgefährt mit den beiden schönen, „wähligen" Braunen kam ihm dann wohl des Morgens bis kurz vor die Stadt oder auf halbem Wege entgegen und brachte ihn spät am Nachmittage zur neuen und immer gern wieder aufgenommenen Arbeit zurück.

Auch dieses Leben und diese Thätigkeit, obwohl damals noch in den nunmehr längst veralteten und versteinerten Schranken der Zunft, war für Johann Meyer von großem Reiz; und viele Anregungen für sein späteres Schaffen und gar interessante Erinnerungen verdankt er auch ihm. Er lernte neue Menschen kennen mit neuen Sitten und Gebräuchen, ganz anderen Schlages als daheim. Alle Absonderlichkeiten einer zünftigen Lehrzeit kostete er ganz durch. So hatte er sich jeden zweiten Sonntag früh morgens in die Wohnung des Meisters zu begeben, um vorerst dessen Stiefel zu putzen, gegen 12—16 Paare, und dann die Werkstätte aufzuräumen und zu reinigen. Inzwischen war es so Mittag geworden. Des Nachmittags vergnügte er sich mit seines Gleichen, mit anderen Lehrlingen desselben Handwerks. Aber Tanzbelustigungen durften diese jungen Leute noch nicht besuchen; und wenn sie es dennoch wagten, geschah es auf

die Gefahr hin, von einem der Gesellen barsch hinaus gewiesen oder gar hinaus geworfen zu werden. Auch rauchen durften die Lehrlinge nicht, sie riskirten sonst eine unvermuthete Maulschelle derart, daß ihnen Glühstummel oder Brösel weithin aus dem Munde flog. Werktags mußten sie mit dem ledernen Schurzfell und dem hohen Spint bekleidet an die Arbeit gehen, und wenn es einer von ihnen, auch nur aus Versehen, unterließ, einen ihm vielleicht noch ganz unbekannten Gesellen der Zunft beim Begegnen auf der Straße zu grüßen, so sauste ihm auch schon mit einer obligaten Ohrfeige und dem gebräuchlichen „Du hest wul Vageln unner'n Hut" der Cylinder vom Kopf. Dann hatten die Lehrlinge für die Herren Gesellen zum Frühstück und zum Vesperbrot das nöthige Bier und den Kümmel heranzuschaffen und nicht selten, selbst nach Feierabend, ihnen und ihrer Familie behülfliche Handreichungen zu leisten.

Johann Meyer hat das alles mit durchgekostet und sogar noch mehr, als einem Lehrling jetzt geboten werden dürfte. Eines Tages, im zweiten Sommer seiner Lehrzeit, hatte er mit einem neu zugereisten Gesellen, einem großen, baumstarken Mecklenburger, auf der am Neuwerk belegenen alten Stampfmühle zu arbeiten. Es sollte eine neue „Kumme" hergestellt werden, und dabei mußte er eine dreizöllige, eichene Bohle über Kopf so lange festhalten, bis der Geselle den Nagel eingeschlagen hatte. Aber hierzu fehlte dem Lehrling die Kraft, und so konnte er es nicht verhindern, daß das Ende der Bohle ein wenig herunterglitt. Wüthend hierüber, warf der jähzornige Geselle Hammer und Nagel hin und versetzte seinem jungen Kollegen einen solchen Schlag ins Gesicht, daß ihm das Blut aus Mund und Nase quoll und ihm überdies das schwere Brett auf die Füße fiel. Hierüber lachte der brutale Mensch noch höhnisch. Der mißhandelte Lehrling sagte kein Wort; es rollten ihm nur volle Thränen über das blutige Gesicht. Aber am Abend berichtete er dem Meistergesellen von dem Geschehenen, und als ein paar Tage später an einem Sonnabend des Abends die Löhnungen für die Woche ausgezahlt wurden, mußte der Mecklenburger den Ranzen schnüren.

Im übrigen gewannen Meister wie Gesellen unseren Freund bald lieb, und namentlich war ihm jener sehr zugethan. War doch Johann Meyer der Sohn eines nach ihren Begriffen wohl-

habenden Mühlenbesitzers, und hatten sie doch auch schon verschiedene Gedichte von ihm in den heimathlichen Blättern gelesen. Denn auch um diese Zeit durchbrach ab und zu seine alte Freundin, die Muse, das Einerlei seiner täglichen Beschäftigung. Eines dieser Gedichte, das der Lehrling des zünftigen Handwerks der Zimmerleute in dem damals überall in Schleswig-Holstein gehaltenen und gelesenen „Itzehoer Wochenblatt" mit seines Namens Unterschrift veröffentlichte, veranlaßte den Meister an demselben Morgen, an dem das Blatt das Gedicht brachte, zu dem in der Werkstätte aufräumenden Dichter zu sagen: „Johann, Du solltest das Handwerk der Zimmerei und Müllerei an den Nagel hängen und studiren!" Der wohlwollende Meister dachte nicht anders, als daß es dem Besitzer einer großen Wassermühle mit ausgedehntem Zwangsdistrikte ein Leichtes wäre, dem Sohne die zum Studium erforderlichen, wenn auch nicht gerade unerheblichen Mittel zu gewähren. Aber Johann Meyer war besser unterrichtet; er wußte nur zu gut, was für Schwierigkeiten der Ausführung dieses Planes entgegen standen. Er freute sich zwar über die anerkennenden Worte des Meisters, blieb aber im übrigen bei dem festen Entschlusse, das einmal Begonnene ganz zu Ende zu führen. So nun arbeitete er weiter, im Sommer als Zimmermannslehrling in der Stadt und im Winter als schon vollkundiger Müllergeselle in der väterlichen Mühle. — Es dürfte für die Leser unseres Buches und die vielen Freunde unseres Dichters von Interesse sein, jenes Gedicht kennen zu lernen; es sei darum anstandslos an dieser Stelle mitgetheilt.

Der Sonntagmorgen auf dem Lande.

Süße, jugendliche Wonne
Schwellt den Busen mir mit Macht,
Wenn die goldne Morgensonne
Über Berg und Thäler lacht,
Wenn Aurorens Purpurschimmer
Auf der grün gewirkten Au'
In der Blumen buntem Schimmer
Spiegelt sich im Silberthau.

Durch des Haines Tiefen schallet
Philomelens Frühgesang,
Das Geflöt der Drossel hallet
Und des Lerchentrillers Klang!
In der hohen Buchenlaube,

Unter dunklem Blätterdach
Kurrt die alte Muttertaube
Ihre kleinen Jungen wach.

Wo die hohe, stolze Eiche
Wölbt der Zweige schützend Dach,
Plätschert im krystallnen Teiche
Fischlein seiner Nahrung nach,
Hascht die Schwalb' mit schnellen Schwingen
Mücken hier und Fliegen dort,
Zirpen Grillen froh und springen
Rasch von Blum' auf Blume fort.

Weiße Blüthen seh' ich kosen
Mit dem Morgenstrahl, es wallt
Ambraduft um rother Rosen
Wunderliebliche Gestalt,
Schmetterling und Bien' umfliegen
Blumen, duft- und honigreich,
Und verliebte Vögel wiegen
Sich auf jedem Blüthenzweig.

Horch! der Kirche Glocken rufen
Laut ins Gotteshaus hinein,
Und zu des Altares Stufen
Wallt es hin in langen Reih'n;
Aus den off'nen Kirchenhallen
Tönt melodischer Gesang,
Und die Orgelklänge schallen
Zu des Liedes Feierklang.

Ja, wenn solch ein gold'ner Morgen
Uns're Erde froh begrüßt,
Wenn so stille und verborgen
Feier sich ins Herz ergießt,
Wenn so alles jubelt Freude
In der herrlichen Natur
Und im bunten Feierkleide
L i e b e predigt Wald und Flur:

Dann, dann schwinden meine Schmerzen
Fern in dunkle Nacht zurück,
Und mit kindlich reinem Herzen
Fühl ich dann mein ganzes Glück!
Eil' hinaus in Gottes Tempel
Wo sich Blatt und Blüthe liebt
Und wo Andacht mir den Stempel
Meiner Kindheit wieder giebt.

Es weist dieses Poem, das seinem Verfasser zunächst von Seiten des verständigen Lehrherrn reichliches Lob einbrachte, einen ähnlichen Fortschritt gegenüber dem oben abgedruckten zweiten Erntelieden auf, wie er sich bei diesem im Hinblicke auf das andere gleichbenannte Gedicht feststellen ließ.

Um diese Zeit wurde zum Zwecke der Entwässerung der niedrig gelegenen Ländereien im Megger Kooge, jenem großen damaligen Besitzthume des bekannten schleswig-holsteinischen Patrioten und Agitators Landinspector Tiedemann, eine große Wind- und Wassermühle erbaut. In deren Getriebe hatte unser Dichter in der Werkstätte des Meisters in Schleswig wacker mitgearbeitet. Als nun die Richtfeier stattfinden sollte, forderte der Lehrherr den Lehrling auf, die übliche Kranzrede zu dichten. Bereitwillig ging der Dichter auf diesen für ihn so ehrenvollen Wunsch ein, und er erledigte sich der Aufgabe mit besonderem Geschick und Glück, so daß der Bauherr und seine Familie sowie Meister und Gesellen des Lobes voll waren.

Im Spätherbste 1846 kehrte Johann Meyer nach der Sollerupmühle zurück, um hier den Winter über, wo es für den Meister in der Stadt nichts zu bauen gab, in der gewohnten Weise im Getriebe der Mühle mitzuhelfen; und er war jetzt auch schon im Stande, manches von dem, was er in der Stadt erlernt hatte, zu verwerthen. Nach Beendigung des Winters begann dann Ostern 1847 wieder die unterbrochene Lehrzeit, und sie währte gleich der vorigen bis zum Spätherbste. Dann kam wieder der halbjährige Winteraufenthalt auf dem Lande. Nunmehr fast ebenso geschickt in der Arbeit eines Zimmermanns wie in der eines Müllers, wäre der Lehrling schon reif zum Junggesellen des zünftigen Zimmerhandwerkes gewesen; aber nach den strengen Regeln der Zunft bildeten drei Jahre das Minimum der Lehrzeit, und so war denn noch ein dritter Sommer für den angehenden Zimmergesellen in Schleswig zu verleben. Schnell verstrich nun auch der zweite Winter der Lehrzeit im Elternhause unter der gewohnten Beschäftigung. Aber wenn es noch so viel zu thun gab, hier wie dort, so verblieb unserem Freunde, namentlich während seines winterlichen Aufenthaltes im Hause der Eltern, doch noch freie Zeit genug, der Dichtkunst zu leben und sich seiner fast vergessenen idealeren Richtung zu erinnern. Und so erschienen, wenn auch in größeren Zwischenräumen, in verschiedenen vaterländischen

Blättern Gedichte von ihm. Meister und Gesellen sowie die Bauern in dem großen Zwangsdistricte der Sollerupmühle freuten sich darüber und waren auf „Müllers Johann", der ja einer der Ihrigen war, nicht wenig stolz.

Und mit Stolz und Freude erfüllten auch unseren Dichter seine Erfolge, und mehr denn je regte sich in ihm der Drang jenes unbeschreiblich beseligenden Gefühles des aufkeimenden Talentes. Und so, wie unter dem Einflusse einer höheren Macht, sann er auf Mittel und Wege, sich die Mittel zu erzwingen, neben den profanen Beschäftigungen des Berufes seine wissenschaftlichen Kenntnisse zu erweitern und da wieder zu beginnen und fortzufahren, wo der Unterricht in der Privatschule des Pastor Dieckmann in Schleswig vor zwei Jahren aufgehört hatte. Und jene Möglichkeit fand sich leichter, als er selbst vermuthete. Sie kam wie von Ungefähr, und ein glücklicher Gedanke verhalf ihm dazu. Der benachbarte Prediger zu Klein-Jörl, Pastor Freese, von dem er vor zwei Jahren confirmirt worden war und bei dem er schon wegen des aus Schleswig mitgebrachten guten Zeugnisses im besten Andenken stand, sprach mit seiner Frau auf Spaziergängen nicht selten auch einmal auf der Solleruper Mühle in dem gastfreien Hause von Johann Meyer's Eltern vor. Auch waren dem Herrn Pastor als Abonnenten des „Itzehoer Wochenblattes" und anderer heimischer Blätter einige Gedichte seines früheren Confirmanden zu Gesicht gekommen. Sie gefielen ihm sowohl wie seiner Frau, und beide haben wiederholt dem jungen Poeten in schmeichelhaften Worten Beifall gespendet. Und wie der Zimmermeister Lund in Schleswig meinte auch der Pastor Freese in Klein-Jörl, Johann Meyer müsse studiren. Er stellte ihm auch bereitwillig seine Bibliothek zur Verfügung und machte sich sogar erbötig, ihm Privatstunden zu geben.

Eine große, unverhoffte Freude überkam mit dieser Wendung den jungen Mann, und sofort begannen die Stunden. Es mochte dies gegen Beginn des Winters 1847 gewesen sein, wenigstens steht fest, daß im Frühjahre des nächstfolgenden Jahres der Lehrer schon angefangen hatte, mit seinem Schüler Vergil und Cäsar's „Commentarii de bello gallico" zu lesen. Der Pastor gewährte dem Müllergesellen vorläufig zweimal wöchentlich und jedes Mal in ungefähr zwei Stunden lateinischen Unterricht in dem Pastorate zu Klein-Jörl. Daneben unterwies er ihn in der römischen und griechischen Geschichte

und Mythologie. Später schlossen sich griechische Lectionen an. Es war aber das alles mit ganz seltenen Ausnahmen so eingerichtet, daß den beruflichen Arbeiten des Lernenden kaum ein nennenswerther Abbruch geschah. Die Vorbereitungen für die Stunden, wie Vocabeln lernen, präpariren und repetiren, geschah nach Feierabend, das Lernen von Vokabeln des öfteren auch, während die Mühle klapperte und dem auf sie Acht gebenden Gesellen genug Muße für eine derartige Beschäftigung blieb.

Als so im Elternhause der letzte Winter der Lehrzeit Johann Meyer's zwischen der Arbeit eines Müllers und derjenigen eines Schülers verstrichen war und ihn schon die kommenden Frühlingsboten daran erinnerten, daß er bald das Land zu verlassen und sich beim Meister in der Stadt zur neuen Arbeit zu melden habe, ereignete sich eine Begebenheit von außerordentlicher historischer Tragweite und von tief einschneidender Bedeutung für die gesammten bürgerlichen Verhältnisse in den beiden Herzogthümern, so daß sie auch auf den Lebensgang unseres Dichters von großem Einfluß wurde: die schleswig-holsteinische Erhebung.

Durch dieses Ereigniß wurde die sonst nahe bevorstehende Übersiedelung Johann Meyer's nach Schleswig zur Absolvirung des dritten und letzten Halbjahres der zünftigen Lehrzeit aufs unbestimmte verschoben. Auch in unserem Dichter, der damals in einem Alter von 19 Jahren stand, entbrannte die Liebe zum Vaterlande lichterloh, und am liebsten würde er wohl gleich als Freischärler mitgegangen sein, hätten sich nicht auch die zunächst in Betracht kommenden Verhältnisse so gestaltet, daß ihm jenes zur Unmöglichkeit wurde.

Als am Sonntag den 9. April 1848 der Kampf bei Bau entbrannte und vom Morgen bis zum Mittag der Kanonendonner von den im Flensburger Hafen liegenden dänischen Schiffen her dumpf grollend über die Gegend von Sollerup hallte, harrten die Bewohner der Mühle bangend einer Nachricht über das Schicksal der braven schleswig-holsteinischen Kämpfer. Doch erst in der Nacht sollten sie Näheres erfahren. Gegen 1 Uhr kam auf einem Nebenwege von Norden her das Braklow'sche Freicorps in einer langen Reihe von requirirten Bauernwagen über den Hofplatz der Mühle, und nun erst erhielten deren Bewohner von diesen auf dem Rückzuge befindlichen Freischärlern die erste Kunde über den traurigen

Ausgang des Kampfes. Zugleich erfuhren sie, daß die Dänen im Nachrücken seien und ihre Vorposten schon nach wenigen Stunden erscheinen könnten.

An ein Schlafen war unter diesen Umständen nicht mehr zu denken, zumal das Gerücht ging, die dänischen Truppen seien undisciplinirt und gegen jeden Schleswig-Holsteiner roh und brutal; dann sollte ihnen noch ein Haufe fanatischen und beutegierigen Gesindels als jütländischer und nordschleswiger Landsturm folgen. Später erwies sich dieses Gerede als gänzlich aus der Luft gegriffen und unwahr. Aber zunächst glaubte man es, und so wurde in aller Eile beschlossen, daß der Vater und der älteste Sohn allein auf der Mühle verbleiben und die Mutter mit den Kindern über die Eider zu Verwandten nach Wilster gebracht werden sollten. Schnell wurde das Nothwendigste für die Reise zusammengepackt, und ehe noch der Morgen kam, fuhren die Frau Müllerin und ihre Söhne und Töchter unter der Führung eines alten bewährten Dienstknechtes davon. Die Mutter war allerdings dagegen; aber Stimmenmehrheit entschied, und sie mußte sich fügen.

Und Vater und Sohn, die daheim geblieben waren, machten sich zunächst daran, auf einer der Mühle nahe gelegenen Koppel, die in Brache lag und mit Sommerkorn bestellt werden sollte, eine große Kiste zu vergraben, welche angefüllt war mit einer Menge werthvoller Sachen, die einem marodirenden Feinde leicht zur verlockenden Beute hätten werden können. Nachdem die Arbeit gethan war, ging der Vater nach der Mühle zurück, während der Sohn mit den Pferden und einer Egge auf der Koppel verblieb, um die frischen Spuren über der Stelle, wo der Schatz vergraben war, zu verwischen. Hiermit noch beschäftigt, sah er von Norden her einen jungen Mann raschen Schrittes daherkommen. Nach einem freundlichen „guten Morgen“ fragte der Ankömmling, ob er hier bei der Solleruper Mühle sei und ob er jetzt den Besitzer und dessen Sohn wohl zu Hause antreffen könne. Der so Angeredete, den diese Fragen etwas stutzig machten, betrachtete forschend den jungen, stattlichen Wanderer, der mit einer schmutzigen, leinenen Hose und Jacke und einer alten schirmlosen Schiffermütze, unter der die blonden Locken hervorquollen, bekleidet war und einen abgeschnittenen Haselstock in der Hand hatte. Da lachte plötzlich der Fremde laut auf und meinte, sie seien eigentlich schon alte Bekannte, man



Sollerup-Mühle. Nach einer Zeichnung von Franz Dose.

möge nur einmal an den früheren Lehrer Gudenrath aus Schafstedt zurückdenken, der jetzt die Schulstelle in der Brunswik bei Kiel inne habe. — Und der Name Gudenrath war kaum ausgesprochen, da hatte auch schon Johann Meyer den andern erkannt.

Jener Lehrer war auch nach seinem Wegzuge aus Schafstedt ein treuer Freund der Familie Meyer geblieben. Und als die älteste Schwester unseres Dichters zu ihrer weiteren Ausbildung irgendwo in Pension gegeben werden sollte, fiel die Wahl der Eltern auf Gudenrath; und zur Zeit des Kieler „Umschlages", in einem harten Winter, der Flur und Hain ringsum in hohen Schnee gehüllt hatte, brachte der Vater das Mädchen mit ihrem Bett und ihrer Commode in einem mit vier Pferden bespannten Bauernwagen über Schleswig und Eckernförde nach Kiel. Der Bruder Johann machte als kleiner Passagier die Reise mit. Und im Hause des lieben alten Lehrers lernte er jenen kennen, der ihm nunmehr so unvermuthet gegenüber stand. Er war das Kind armer Eltern vom Lande; als Präparand und Pensionär war er in die Gudenrath'sche Familie gekommen, um sich hier für die Aufnahme in das Seminar vorzubereiten. Aber bald, vielleicht auf Anregung einiger Studenten, die seine Mitpensionäre waren, besann er sich eines anderen: er wollte Theologie studiren. So hatte er sich denn, vorläufig noch als Präparand, mit den Gymnasialstudien privatim soweit beschäftigt, daß er in die Secunda aufgenommen werden konnte. Und diese Klasse besuchte er damals, als der Sollerupmer Müller seine Tochter nach Kiel brachte; und bei dieser Gelegenheit hatte der Sohn den freundlichen und gefälligen jungen Mann schnell lieb gewonnen. Aber wie es denn so kommt! — Es brach der Krieg aus, — und nach der Proklamirung der provisorischen Regierung in Kiel ging auch der Secundaner unter die Freischärler und rückte mit den Kieler Turnern und Studenten aus, zunächst nach Rendsburg und von da rasch weiter gegen Norden bis hart vor den Feind. Und dann hatte er in der Schlacht bei Bau wacker mitgerungen; und es war an dem Morgen darauf, als er auf dem Sollerupmer Felde so rüstig daher kam und an des Müllers Sohn, den er anfangs nicht erkannte, jene Fragen richtete.

Natürlich war bei dem Wiedererkennen die Freude groß. Und nun erzählte der Flüchtling, welchem Umstande er seine Rettung vor der Gefangennahme verdanke, wie er die Schlacht mit durch-

gemacht, und sich dann unter denen befunden habe, die, von der Übermacht zurückgetrieben, in Flensburg von den Dänen umzingelt waren; wie er aber unbeachtet in eine Seitengasse geflüchtet und von einer deutschgesinnten jungen Frau herangerufen sei, die ihn mit ins Haus genommen und ihm schnell die andere Kleidung gebracht, mit der er eiligst seinen Freischärleranzug vertauscht habe. — Dann sei er, als Schiffsjunge verkleidet, wieder auf die Straße geeilt und, unbehelligt von den dänischen Dragonern, an seinen gefangenen Kameraden vorüber und westwärts aus der Stadt bis nach dem Kirchdorfe Hundewitt gegangen. Dort habe er ein wenig geruht und sich dann nach dem Wege erkundigt, der nach Sollerup führt. Und mit Dunkelwerden sei er in die Nacht hineingewandert und nun endlich glücklich am Ziele angekommen.

Nach bald beendigter Arbeit nahm der Müllersohn den jugendlichen Kämpfer mit nach der Mühle; hier wurde er als lieber Gast vom Vater beglückwünscht und willkommen geheißen.

Aber es lag Gefahr im Verzuge. — Schnell schlüpfte er in einen mit Mehl bestäubten Anzug eines Müllerburschen. Die blonden Locken verfielen der Scheere, die Schiffermütze, welche darüber gesessen, wurde mit einer weißen Müllermütze vertauscht, — und als dies alles geschehen und der Müllerbursche fertig war, erlabte sich der todtmüde Wanderer an Kaffee und „Stutenbodderbrod."

Gegen 10 Uhr jagte auch schon die erste dänische Dragonerpatrouille auf den Hofplatz der Mühle, und der Führer derselben fragte mit vorgehaltener Pistole nach entkommenen und versteckten Insurgenten. Der Müller, drei Gesellen und der neue Müllerbursche beantworteten ihnen, freundlich entgegenkommend, die barsch gestellten Fragen. Selbstverständlich: Nichts gehört und gesehen, und keine Spur von solchen Vagabonden! — Und als sich nichts Verdächtiges ergeben hatte, gaben jene ihren Pferden die Sporen und jagten weiter.

Aber nun mußte er schlafen, der jüngste Müllerbursche, der so ermüdet war, daß er sich kaum noch aufrecht zu halten vermochte. Er warf sich im vollen Müllerkostüm auf eines der aufgemachten Betten und schnarchte von 11 Uhr Vormittags bis 4 Uhr Nachmittags in Einem fort. Und welche Bilder und Träume mögen ihn während dieser Zeit umgaukelt haben!

Um 4 Uhr mußte er wieder geweckt werden. Aus dem be-

nachbarten Pastorate war der Knecht gekommen mit der Bitte des Herrn Pastors an seinen Schüler um schleunigen Beistand. Man habe dort auf dem Dielenflur die weißen Ziegelsteine aufgebrochen, ein großes Loch gegraben und in dasselbe eine große Kiste voll werthvoller Sachen, darunter auch das silberne Kirchengeräth, gestellt, und nun sei die Grube nicht tief genug, so daß die Kiste etwa noch um einen Fuß über das Niveau des Dielenbodens hervorrage und man sei nicht im Stande, sie mit den vorhandenen Kräften wieder herauszuheben, um dann das Loch zu vertiefen. Selbstverständlich wurde die erbetene Hülfe sofort gewährt. Der schnarchende Krieger wurde geweckt, und in Begleitung zweier kräftiger junger Müller kam der Knecht wieder ins Pastorat zurück. Wir brauchen es nicht erst zu sagen, wer der eine war und wer der andere. Sie faßten wacker mit an, das Monstrum aus der Grube zu heben und waren eben damit beschäftigt, das Loch zu vertiefen, als das mittlerweile zur Ausschau in den Garten gegangene Dienstmädchen mit dem Rufe hereinstürzte: „Ach Gott! Herr Pastor, — se kamt! se kamt! — dar achter op de Höchden blitzt un blinkert dat all von luter Rüters!“ — Dann eilte sie wieder davon und der Knecht mit ihr, um sich selbst davon zu überzeugen; und diese Gelegenheit benutzend, stellte der Sohn des Sollerupser Müllers dem Herrn Pastor und der Frau Pastorin schnell seinen Kollegen vor, den neuen Müllerburschen, wobei beide höchlichst erschraken. Und dann stürzten auch schon wieder die beiden Dienstboten herein mit der Meldung, daß sich ein starker Trupp Reiter von der Menge abgelöst habe und schon dahergesprengt komme. Es war kaum gesagt, da waren sie auch schon auf dem Hofplatze des Pastorats; und ebenso wie auf der Mühle, machte es auch hier der Führer. Er hielt dem ehrwürdigen Herrn Pastor die große Reiterpistole mit gespanntem Hahn entgegen und fragte ihn nach versprengten und versteckten Insurgenten. Natürlich, auch hier waren keine. Dann kamen die beiden neugierigen Müllerburschen heraus, was Hochehrwürden gar nicht lieb war; denn nun erkundigte sich der Führer im gebrochenen Deutsch auch nach diesen beiden jungen Leuten, und da mußte ihm der Pastor erklären, warum sie hier seien und wozu er sie von der benachbarten Mühle habe holen lassen. Das bewog den Offizier vom Pferde zu springen und ins Haus zu treten; und laut lachte er auf, als er hier die

verzweifelte Situation der Hausbewohner erblickte. Dann ersuchte er freundlichst den Pastor und die Frau Pastorin, doch alles wieder an die alten Plätze bringen zu lassen, kein dänischer Soldat werde es wagen, sich auch nur das kleinste Stück davon widerrechtlich anzueignen. So verlief denn alles wunderschön, und Hochwürden bot dem Offizier noch freundlichst eine Cigarre, die er dankend entgegennahm und anzündete. Und dann sagte er höflich „farewell!", schwang sich in den Sattel und jagte mit seinen Leuten davon, wieder dahin zurück, woher sie gekommen waren. Und alsbald setzte sich der ganze Trupp in Bewegung, zog an dem Pastorate vorüber gen Osten, zunächst nach Eggebeck, und von da weiter bis zur Chaussee, die von Flensburg nach Schleswig führt, um sich hier wieder mit den größeren vorrückenden Heeresabtheilungen der dänischen Armee zu vereinigen.

Unser junger Freischärler aus Kiel verweilte nun noch einige Tage als Gast auf der Solleruper Mühle, und als er sich von den ausgestandenen Strapazen einigermaßen wieder erholt hatte, wurde er auf seinen Wunsch auf Umwegen sicher nach Rendsburg gebracht, um sich hier zu stellen und wieder einkleiden zu lassen.

So rückte denn die dänische Armee unbehelligt immer weiter gen Süden vor und hatte sich bereits in Schleswig und darüber hinaus festgesetzt, als auf Anordnung des deutschen Bundes, in dessen Zugehörigkeit ja bisher noch die beiden Herzogthümer standen, preußische und andere Truppen in Schleswig-Holstein einrückten. Am ersten Ostertage, am 28. April, kam es zur Schlacht; die Dänen wurden geschlagen und dann, von den Deutschen bedrängt und verfolgt, zum Rückzuge nach Jütland gezwungen.

Auch der Kanonendonner bei diesem Zusammenstoße drang vor bis zum Dorfe Sollerup, mitten hinein in den Feiertagsfrieden. Am Morgen des zweiten Ostertages fuhren der Müller und sein Sohn nach Schleswig, um die Stadt und deren nächste Umgebung, den Schauplatz des mörderischen Kampfes, in Augenschein zu nehmen. Tief ergriffen sahen sie die Gräuel der Verwüstung, und unendlich wehmüthig und für immer unvergeßlich war ihnen der Anblick der zahlreichen gefallenen Kämpfer auf dem Friedrichsberger Friedhofe, wo sie, nachdem sie vom Schlachtfelde weggetragen worden waren, in langer Reihe neben einander lagen, um bald darauf in ein neben der Kirche aufgeworfenes Massengrab gebettet zu werden.

Es waren der Mehrzahl nach Preußen vom Kaiser Alexander- und Kaiser Franz-Grenadierregimente und Dänen; aber auch Schleswig-Holsteiner und Freischärler fanden sich darunter. Auf dieser Stätte, wo Freund und Feind, des Streites ledig, schlummern, errichtete man später ein hohes Kreuz von Eisen, auf dessen einer Seite die Worte standen: „Friede sei mit Euch!" und dessen andere den tröstlichen Zuruf enthielt: „Ich lebe, und Ihr sollt auch leben!" — So oft unser Dichter in späteren Jahren nach Schleswig kam — und das geschah, nachdem die Eltern hier ihren Wohnsitz genommen hatten, gar häufig — besuchte er den Kirchhof, um an jenem Grabe all der wackeren Jünglinge und Männer zu gedenken, die das Vaterland zum Kampfe gerufen und die, diesem Rufe folgend, eines heldenmüthigen Todes starben. Und eine noch größere Weihe erhielt für ihn der Ort, als man später auch seinen lieben Eltern nicht weit von dem Soldatengrabe die letzte Ruhestatt bereitet und noch vor kurzem den Schwager und Freund, Dr. med. J. Claußen, der ihm so lange Jahre hindurch durch die Bande der Verwandtschaft und Liebe verbunden war, dort gebettet hatte. Darum ist dem Schleswiger Kirchhofe auch ein tief empfundenes Gedicht, auf das wir noch zurückkommen werden, von ihm gewidmet worden. —

Mit der Schlacht bei Schleswig und dem Einzuge der Deutschen in Jütland war zwar der Krieg noch nicht beendigt: die Dänen beunruhigten unter Mithülfe ihrer Flotte namentlich noch die Ostseite des Herzogthums und ließen es so zu vereinzelten kleinen Gefechten und Scharmützeln mit den zurückgebliebenen Bewachungstruppen kommen; aber einen erneuerten Einfall des Feindes hatte man nicht mehr zu befürchten, es hätte denn die schleswig-holsteinische Armee und das ganze X. Armeecorps des deutschen Bundes besiegt und zurückgeworfen werden müssen. So schwanden allmählich Furcht und Sorge, und so kehrte auch die Familie des Solleruper Müllers in das traute Heim zurück, und alle freuten sich, wieder mit einander vereint zu sein.

Nun gab aber die Mutter resolut und energisch ihren Vorsatz dahin kund, daß sie sich nicht wieder vor den anrückenden Feinden auf die Flucht begeben werde; es möge da kommen, was da wolle.

Bald begannen nun auch unter dem Drucke der Großmächte, namentlich Englands und Rußlands, die Waffenstillstands-Unterhandlungen zwischen Dänemark und Preußen, welche trotz des

Protestes der Regierung der Herzogthümer in dem für diese j
nachtheiligen Waffenstillstand zu Malmö — Ende August — ihre
Abschluß fanden. Während der siebenmonatlichen Dauer der Waffe
ruhe wurden von Johann Meyer die unterbrochenen Privatstund
bei dem Prediger zu Klein-Jörl wieder aufgenommen. Aber s
mußten häufig ausgesetzt werden; denn der Scholar hatte auf de
väterlichen Gewese mehr denn sonst zu thun, weil es in Folge d
kurz vordem eingeführten allgemeinen Wehrpflicht an Arbeitskräft
mangelte. Besonders machte sich dies im darauffolgenden Jah
1849 fühlbar.

Am 26. März dieses Jahres, Mittags 12 Uhr, war d
Zeit des Waffenstillstandes abgelaufen, und da ein vorhergegangen
Versuch zur Anbahnung von Friedensunterhandlungen an d
Weigerung der dänischen Regierung gescheitert war, begannen d
Feindseligkeiten von neuem, auch diesmal wieder unter Mithü
Preußens und des deutschen Bundes auf Seiten der Herzogthüm
aber alsbald auch wieder unter Symptomen einer den Dän
geneigten Politik der Großmächte. Zudem waren Änderung
erfolgt sowohl im Obercommando der Bundestruppen und in d
der schleswig-holsteinischen Armee wie in der Zusammensetzung d
provisorischen Regierung.

Während die Bundestruppen unter dem Oberbefehle d
Generals von Prittwitz in der Absicht, nach Jütland vorzudring
gen Norden zogen und ihnen mit demselben Zwecke die schlesw
holsteinische Armee folgen sollte, operirten die Dänen im Rüc
beider mit ihrer Flotte und versuchten es, die zwei kleinen Schan
an der Eckernförder Bucht zu demoliren und dann zu landen.

So war inzwischen der Gründonnerstag, der 5. April, her
gekommen, der Tag, an dem sich jener gewaltige Kampf zwisc
den beiden dänischen Kriegsschiffen und den zwei nur mit Rekru
der schleswig-holsteinischen Artillerie besetzten kleinen Schanzen
spinnen sollte, jener Kampf, der trotz der Übermacht der Dä
mit ihrer vollständigen Niederlage und mit einem Siege der Schlesw
Holsteiner endete, wie ihn ein zweites Mal kaum die Geschi
aufzuweisen hat.

Und wiederum an einem Sonntag donnerten die Kano
von dort herüber, und im Garten der Sollerup er Mühle war Sch
auf Schuß deutlich zu vernehmen; und als gegen Abend das däni

Linienschiff Christian VIII. in die Luft flog, klirrten im Hause die Thüren und die Fenster. Früh am anderen Tage fuhr der Vater nach Eckernförde, und es mag dem Sohne wohl schwer gefallen sein, diesmal, weil es der Betrieb der Mühle verlangte, im Hause zu bleiben. Aber einen gewaltigen Eindruck machte auf ihn die Erzählung des Vaters, der schon am Abend zurückkehrte, und von allem getreu berichtete, was er gehört und selbst gesehen hatte. Und in seinem Herzen hat alles dieses unser Dichter wohl verwahrt bis zu jener Stunde, wo er daran ging, das gewaltige Ringen bei Eckernförde mit seinem fast wunderbaren Ausgange zum Gegenstande einer Dichtung zu machen, die auch heute noch zu dem Schönsten gehört, was im Gebiete der epischen Poesien die plattdeutsche Muse hervorgebracht hat.

Groß war die Freude über jene glorreiche Waffenthat der Schleswig-Holsteiner, sowohl im engeren Vaterlande, als weit über dessen Grenzen hinaus, wo nur deutsche Zungen redeten; und als die junge Armee noch vor den Bundestruppen, deren Hauptquartier sich derzeit noch in Christiansfeld befand, unter der Führung Bonin's in Jütland eindrang und am 23. April bei Kolding einen neuen Sieg über die Dänen davontrug, da wollte der Jubel kein Ende nehmen.

Noch immer lagerte das Bundesheer unthätig diesseit der Königsau, und es bedurfte des persönlichen Drängens der Statthalterschaft, des Grafen Reventlow und des Advokaten Beseler, des späteren Curators der Bonner Universität, die sich beide in das Hauptquartier des Generals von Prittwitz begaben, um ein Einrücken in Jütland zu veranlassen.

Zum 3. Male, am 7. Mai, errangen die Schleswig-Holsteiner einen glänzenden Sieg über die Dänen — bei Gudsöe —, worauf der hier engagirte Theil der feindlichen Armee in die hart am kleinen Belt belegene Festung Fredericia zurückgedrängt wurde, während sich das Gros derselben weiter nordwärts in der Stadt Veile und deren Umgegend festsetzte. Gegen dieses wandten sich nach Überschreitung der Grenze die Bundestruppen.

Die Schleswig-Holsteiner dagegen zogen auf Befehl des Obercommandeurs von Prittwitz gegen Fredericia und begannen am 8. Mai mit dessen Belagerung. Sie setzten sie mit viel Glück und Geschick und oft erwiesener Bravour gegen zwei Monate fort, bis

zu jener Schreckensnacht vom 6. zum 7. Juli, wo die Dänen in einer gewaltigen und erdrückenden Übermacht einen Ausfall gegen die Belagerer machten, der für diese und die Sache der Herzogthümer die traurigsten Folgen hatte. Das war die unglückliche Schlacht bei Fredericia, deren Erinnerung sich aus dem Gedächtnisse der Schleswig-Holsteiner nicht verwischen läßt. Sie währte von halb zwei Uhr nachts bis 11 Uhr vormittags; dann sahen die Schleswig-Holsteiner ihr Lager in Flammen aufgehen, und sie mußten zuletzt trotz der größten Aufopferung und einer fast beispiellosen Tapferkeit mit einem Verluste von 79 Officieren und 3000 Gemeinen — darunter die meisten todt — sowie nach Einbüßung des ganzen Zeltlagers mit 31 Belagerungsgeschützen, 81 Wagen, 100 Pferden und 2500 Gewehren das Schlachtfeld räumen und dem Feinde überlassen.

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel war das Unglück daher gekommen, alles in Trauer und Bestürzung versetzend, wo nur immer deutsche Brüder wohnten und deutsche Herzen schlugen — von der Königsau bis zu den Alpen hin. Man fragte sich: wie konnte das nur kommen?! Und bei der Beantwortung dieser Frage erging man sich in Vermuthungen, die nicht darnach angethan waren, die Oberleitung der beiden Armeen in einem besonders günstigen Lichte erscheinen zu lassen. Ob man ein Recht hierzu hatte, — wer möchte es jetzt noch behaupten oder bestreiten?

Aber es ist Thatsache, daß am 10. Juli durch Preußen ein Waffenstillstand mit Dänemark abgeschlossen wurde, mit noch ungünstigeren Bedingungen als der im vorhergehenden Jahre zu Malmoe; die Statthalterschaft der Herzogthümer protestirte auch diesmal, aber, gleich wie damals, vergebens. Freilich mögen auch Preußen und der Bund nicht aus eigenem Antriebe so gehandelt haben; sie wurden wohl durch die Pression der anderen Mächte dazu getrieben. Man nahm nun zunächst der Statthalterschaft die Regierung über Schleswig, das einem preußischen und einem dänischen Commissar, Graf von Eulenburg und Kammerherr von Tillisch, sowie einem Schiedsrichter, dem großbritannischen Generalconsul der Hansastädte, von Hidges, unterstellt wurde. So mußte die Statthalterschaft Gottorf verlassen und ihren Sitz nach Kiel verlegen. Die Bundestruppen und die schleswig-holsteinische Armee hatten Jütland zu räumen, jene sogar bis über die Elbe hinaus,

während diese die Eiderlinie besetzen und in Holstein verbleiben durfte. Das Herzogthum Schleswig aber wurde militärisch getheilt, und die nördliche Hälfte bis einschließlich Flensburg von einem schwedisch-norwegischen, die südliche von einem preußischen Corps occupirt. So traurig stand es am Schlusse des Jahres 1849 mit der schleswig-holsteinischen Sache, die in der ersten Hälfte desselben Jahres in den glänzendsten Siegen die günstigsten Auspicien hatte!

Bei Beginn des Jahres 1850 unterlag es keinem Zweifel mehr, daß die Schleswig-Holsteiner von seiten Preußens und des deutschen Bundes keine Hülfe mehr erwarten durften und darauf angewiesen sein würden, ihre Rechte gegen die Dänen fortan auf eigne Hand zu verfechten. So mußte nun vor allen Dingen die provisorische Regierung darauf bedacht sein, ihre Armee möglichst zu vergrößern und zu vervollkommnen. Bereits im vorigen Jahre war die beschränkte Dienstpflicht aufgehoben und die allgemeine Wehrpflicht eingeführt worden, wodurch denn auch die bisher militärfreien Städter mit zur Einberufung gelangten und die Zahl der ausgehobenen Recruten um ein Erhebliches gegen früher vermehrten.

Da gelangte nun auch ein Gestellungsschein für den Sohn in die Hände des Solleruper Müllers; und wie ungern ihn dieser auch scheiden sah, weil mit seinem Weggange eine empfindliche Lücke in dem Betriebe des Mühlengeweses entstehen mußte, so konnte doch der Sohn, der unter anderen Verhältnissen um diese Zeit das elterliche Gewese aus eigenem Antriebe gewiß nicht verlassen hätte, diese Wandlung nur mit Freude begrüßen. Denn nun durfte auch er, gleich so vielen andern, dem geliebten Heimathlande seine Liebe und Opferwilligkeit thatsächlich erweisen.

So verließ er einige Wochen vor der Schlacht bei Idstedt das Elternhaus und die Seinigen, um sich, der Ordre Folge leistend, in Rendsburg zur Ableistung der Militärpflicht zu stellen. Dort wurde er mit vielen anderen eingekleidet und in einer der Baracken als Mitglied einer zum 1. Bataillon gehörenden Recrutenabtheilung einquartirt. Sofort begann die sogenannte Schule. Sie wurde aber etwas hintangesetzt, weil man es für nothwendig erachtete, an der einen Seite der Befestigungswerke möglichst schnell eine große Schanze zu errichten; zu diesen Arbeiten zog man auch die Recruten heran, und so hatte unser Dichter gleich nach seiner Ein-

kleidung, abwechselnd grabend, karrend und exercirend, eine lange Reihe arbeitsschwerer und heißer Tage.

Eben war die Schanze nothdürftig fertig gestellt, als auch schon die Dänen aus Flensburg vorrückten und auf der Ebene von Idstedt der schleswig-holsteinischen Armee angriffsbereit gegenüberstanden.

Schon am 24. Juli kam es zu einem Avantgardengefechte der beiden Armeen bei dem Orte Helligbeck und dem nur eine halbe Stunde von der Sollerupmühle gelegenen Sollbro; das Gefecht begann 10 Uhr morgens und zog sich, ohne entschieden zu werden, bis zum Eintritt der Dunkelheit hin. Wenige Stunden später — um 2½ Uhr Morgens des anderen Tages — nahm die Hauptschlacht bei Idstedt den Anfang. Auf beiden Seiten wurde mit großer Erbitterung und bewunderungswürdiger Tapferkeit gekämpft. Über 12 Stunden wogte die Schlacht; und als sie gegen 3 Uhr am Nachmittage endete, befand sich die schleswig-holsteinische Armee im wilden Rückzuge. Und so sollten auch diesmal die vielen Opfer der Patrioten vergebens hingegeben sein! Und wer trug die Schuld an dem neuen Mißerfolge? — Allgemein wurde deutscherseits behauptet, daß bei Idstedt nicht die Schleswig-Holsteiner, sondern die Dänen geschlagen worden seien und bereits den Befehl, sich zurückzuziehen, erhalten hätten, als plötzlich und übereilt infolge der unglücklichen, irrigen Meldung, es sei der linke Flügel von den Dänen umgangen worden, das Obercommando den Befehl zum Rückzuge geben ließ.

Während der Schlacht bei Idstedt tobte auch der Kampf in der Umgegend der Solleruper Mühle, wo sich der rechte Flügel der Dänen und der linke der Schleswig-Holsteiner gegenüberstanden. Diesmal hielt die Frau Müllerin wacker stand,. sie blieb mit den Kindern daheim, auch ohne den Schutz des Mannes und des ältesten Sohnes. Denn dieser befand sich, wie wir wissen, in Rendsburg, und der Gatte war früh morgens am Tage vor der Schlacht nach Schleswig gefahren, um ein Fuder Bauholz zu holen. Als er aber abends mit dem Fuhrwerk heimkehren wollte, verwehrten ihm die Dänen den Durchgang durch ihre Kette, und so mußte er wieder nach Schleswig zurück. Und am anderen Tage, in den ersten Morgenstunden, entbrannte die Schlacht, und da war für den besorgten Mann erst recht nicht daran zu denken, seinen Besitz und die lieben

Seinen zu erreichen; denn das Terrain, das er zu durchfahren hatte, gehörte mit zum Schlachtfelde. An diesem Tage sah es auf der Solleruper Mühle recht bunt aus. In den Räumen des Wohnhauses wimmelt es von dänischen Offizieren und Soldaten und auf der geräumigen Lehmdiele der dem Wohnhause gegenüber liegenden großen Scheune hatten die Dänen einen Verbandplatz für ihre Verwundeten eingerichtet. Vorsichter- oder, wohl besser gesagt, unvorsichtigerweise hatte man vorher — gegen den Willen der Mutter — alles Silberzeug im Garten vergraben. Als es nun aber von Dänen zu wimmeln begann, waren alsbald fast alle Speisevorräthe von den nicht wenig abgehetzten, ermatteten, hungrigen und durstigen Leuten verzehrt, und die Müllerin hatte nicht einmal die nöthigen silbernen Löffel, als sie den Offizieren noch einen kleinen Rest rother Grütze und frisch gemolkener Milch vorsetzen wollte. Die gute Frau war der dänischen Sprache vollkommen mächtig, da sie ja eigentlich eine geborene Dänin war, und so konnte sie sich denn leicht entschuldigen und die Herren davon verständigen, warum sie nicht im Stande sei, die nöthigen Löffel mit aufzudecken. Die Offiziere nahmen diese Mittheilung jovial entgegen, und stracks bot einer von ihnen der Frau Müllerin den Arm, und unter Begleitung zweier Soldaten, die mit den nöthigen Spaten versehen waren, ging es zu der Stelle hin, wo sich der silberne Schatz begraben fand. Tableau! — und dann wurde von den Offizieren auch das Letzte verzehrt, was die Solleruper Mühle noch zu bieten hatte.

Da draußen in der Scheune auf der großen Diele entfaltete sich aber mitlerweile ein anderes Bild, im Gegensatze zu jenem reich an tiefernsten und traurigen Momenten. Denn hier jammerten die armen Verwundeten, und hier lagen die Ärzte mit Messer und Sägen ihrem besonders in Kriegszeiten so edlen, aber dann auch um so grausigeren Berufe ob. Und die resolute Müllerin mit einer durch ihr Beispiel angefeuerten ebenso resoluten Dienstmagd war immer dazwischen und gab alles her, was sich an Leinenzeug fand; und dann erquickte sie die armen Verwundeten und ermunterte und tröstete sie durch sanften, freundlichen und herzlichen Zuspruch in der lieben Muttersprache. Noch in späteren Tagen hat sie aus dieser Episode ihres Lebens manches erzählt, und sie freute sich dann noch jedesmal, daß sie, ihrem Vorsatze getreu, nicht das zweite Mal Heim und Herd beim Anrücken des Feindes verlassen hatte.

In eine nicht geringe Bestürzung wurde die Stadt Rendsburg versetzt, als dorthin spät am Nachmittage die Kunde von dem mißlichen Ausgange der Idstedter Schlacht gelangte. Man fürchtete, daß die Dänen unverweilt gegen die Festung vorrücken würden, zumal der Rückmarsch der schleswig-holsteinischen Armee nicht nach Rendsburg, sondern weiter östlich nach Fleckebye und der Gegend von Eckernförde gerichtet war. Es wurde darum in aller Eile beschlossen, die Besatzung der Festungswerke sofort zu verdoppeln. Aber die hierzu erforderlichen geschulten Mannschaften waren nicht mehr in ausreichender Anzahl vorhanden — denn kurz vor der Schlacht bei Idstedt hatte man eine beträchtliche Menge regulärer Truppen dorthin zur Hülfe entsandt —, und so mußten die in der Festung liegenden Rekruten mitverwandt werden, obwohl sie noch keinen Schuß abgefeuert hatten und in ihrer ganzen Schulung kaum weiter als bis zu einigen Handgriffen und etwas Exercieren gekommen waren. Da stand nun auch unser Dichter an einer dem Wind und dem Wetter ausgesetzten Stelle mit Gewehr und „Käsemesser“ die ganze Nacht auf Wache, Ausschau haltend nach dem Feinde, dessen Vorrücken man von Norden her erwartete. Di Nacht war thaufeucht, und Mäntel hatten die Rekruten noch nic erhalten. Die folgende Nacht, in der er auch auf Posten stan war nicht besser, und die Equipirung auch diesmal noch mangelha Und bei dieser Gelegenheit wird sich unser Freund wohl die schwe Erkältung und die rheumatischen Schmerzen geholt haben, welc ihm schon am zweiten Tage nach der Schlacht bei Idstedt de Dienst unmöglich machten.

So war er denn gezwungen, sich krank zu melden, und wäre wohl sofort einem Hospital übergeben worden, wenn ih nicht auf seine dringenden Bitten sein Unterofficier, der ein liebe würdiger und humaner Vorgesetzter war, gestattet hätte, auf ein Tage als „Revierkranker“ in den Baracken zu verbleiben.

Es besserte sich auch bald sein Zustand so weit, das er voraussichtlich nach kurzer Zeit wieder als gesund melden kon aber da wurde er unvermuthet mit einigen anderen Kamera nach Altona abcommandiert, um einer dortigen Krankenwärterc pagnie, deren Personal wohl infolge der Idstedter Schlacht e Vermehrung dringend bedurfte, eingeordnet zu werden. Di Befehl kam dem jungen Rekruten, der die gerechte Sache s

Heimathlandes am liebsten mit der Waffe in der Hand im freien Felde vertheidigt hätte, in hohem Grade unbequem. Er wandte sich sofort mit allerlei Einwendungen an seinen Unteroffizier. Dieser würde ihn auch gern in seiner Compagnie behalten haben; aber er konnte in dem, was von oben beschlossen war, nichts ändern. Es blieb ihm so nichts weiter übrig, als den jungen Kameraden zu trösten und ihn, als er damit nicht viel erreichte, darauf hinzuweisen, daß es sich bei der ganzen Angelegenheit um etwas handele, was der militärischen Disciplin angehöre, der sich nun einmal ein jeder, mag er nun Officier oder Gemeiner sein, stillschweigend zu fügen habe.

Diese ultima ratio der Logik schnitt natürlich jegliche Entgegnung ab, und so mußte es sich Johann Meyer und mit ihm etwa 20 Kameraden gefallen lassen, daß sie am nächsten Morgen unter der Leitung eines Gefreiten zur Bahn gebracht und am Nachmittage an die Krankenwärtercompagnie abgeliefert wurden.

Es beruhigte sich auch bald das Gemüth unseres Freundes; er kam zu der tröstlichen Einsicht, daß diese Wendung in seiner militärischen Laufbahn ohne sein Verschulden gekommen sei und daß er ja auch in dem Dienste, zu dem er commandirt worden war, dem Vaterlande nützen könne.

In Altona wurde er einem von der Armee abberufenen Sergeanten, der infolge eines Schusses im Fußgelenk für den activen Dienst nicht mehr tauglich und nunmehr mit der Leitung eines Lazarethes betraut war, zugewiesen. Dieser nahm ihn recht freundlich auf und theilte ihm mit, daß er fürs erste alle Dienste eines Krankenwärters zu verrichten habe und später im Bureau bei der Buchführung helfen, beziehentlich den Leiter des Lazarethes vertreten solle.

So war denn unser Dichter gegen seinen Willen ein Krankenwärter geworden; aber bald fand er volle Befriedigung in dem Samariterdienste, und auch dieser Dienst war ja keineswegs entehrend und gefahrlos; wiederholt hatte Johann Meyer an Typhus schwer erkrankte Kameraden zu pflegen; wochenlang mußte er in ihrer Nähe sein, ihnen Medizin oder einen erquickenden Trank einflößen und ihre Fiebergluth durch kühlende Umschläge lindern. Und nicht weniger auch spendete er Trost und Hülfe, wenn die letzte Stunde gekommen; er sprach ihnen ein Gebet vor, benetzte ihre brennenden Lippen, kühlte ihre lallende Zunge, wischte ihnen den Todesschweiß

von der Stirn und schloß ihnen, wenn sie ausgerungen, weh muthsvoll die gebrochenen Augen. Wie viele traurige Erlebnisse aus jener Zeit haften noch heute in seiner Erinnerung! Und diese Hülfeleistungen eines Krankenwärters sollten ihm auch, ohne daß er es damals ahnen konnte, eine Vorschule sein für einen andere werkthätigen Dienst der Nächstenliebe, der ihm später fast ein ganzes langes Menschenleben hindurch zum Berufe wurde.

Später avancierte unser Dichter vom einfachen Wärter zum Hülfsarbeiter des das Lazareth leitenden Sergeanten. Er hatte als solcher eine Zeitlang die täglichen Morgenvisiten der Ärzte durch sämmtliche Krankenzimmer zu begleiten, um die über den Betten hängenden schwarzen Tafeln mit der Bezeichnung der betreffenden Krankheit zu versehen oder dies oder jenes an der bereits vor handenen Aufschrift zu ändern, auch um Anordnungen entgegen zu nehmen und Registrirungen auszuführen. Und was alles sah und hörte er nicht auch hierbei, und wie sehr wurde ihm der Scha der Erfahrungen nicht auch bei diesen Arbeiten bereichert, gleic als hätte ihn das Geschick zu seiner späteren Lebensthätigkeit scho in jungen Jahren tüchtig machen wollen! —

Wie ging's aber da draußen zu, von woher diese Stätte de Jammers und der Schmerzen Woche um Woche immer wieder auf neue gefüllt wurde? — — Nicht sehr erfreulich! Die Däne waren seit jener letzten Schlacht fast schon in den Besitz des ganze Herzogthums Schleswig gekommen, und es mochte wohl in de Beschaffenheit der Umstände sowohl auf dänischer wie auf deutsche Seite liegen, daß es zu einem abermaligen Zusammenstoß beide Armeen mit einer endgültigen Entscheidung fürs erste noch nic kommen konnte. — Der Statthalterschaft wäre es am liebsten g wesen, wenn recht bald eine neue Schlacht geschlagen worden wär und sie suchte auch den Oberstcommandierenden der Schleswi Holsteiner, General-Lieutenant von Willisen, hierzu zu bewege aber dieser war aus strategischen, vielleicht auch aus ander Gründen wenig geneigt, dem Wunsche der Regierung zu entspreche Und so entstanden Mißhelligkeiten zwischen den beiden Factore deren Anfänge schon auf den Ausgang der Schlacht bei Idste zurückgingen.

Eine Menge kleiner Gefechte und Scharmützel, die eine lan Zeit hindurch mit wechselndem Glücke bald hier, bald dort sta

fanden, war für die Hauptsache von ganz untergeordneter Bedeutung und ganz darnach angethan, die Spannung zwischen der wiederholt zu energischem Handeln drängenden Statthalterschaft und dem vielleicht allzu vorsichtigen Oberstcommandirenden ihrer Armeen bis zu einem bedenklichen Grade zu steigern. Endlich entschloß sich von Willisen doch zu einem Angriff auf Friedrichsstadt, wo sich mittlerweile die Dänen festgesetzt hatten. Die Stadt wurde wiederholt beschossen und dadurch vielen der unglücklichen Bewohner Hab und Gut und selbst das Leben vernichtet. Dann versuchte man einen Sturm, der aber trotz aller Tapferkeit der dazu herangezogenen Truppentheile abgeschlagen wurde. Hierdurch wurde die schon seit der Schlacht bei Idstedt recht precär gewordene Sache der Herzogthümer noch mißlicher; denn nun fühlten sich die Dänen zum zweiten Male als Sieger, und mit ihnen jubelten ihre mächtigen, einflußreichen Freunde.

Hieran war wenig zu ändern; es fand zwar zu guterletzt noch ein Wechsel im Obercommando statt: von Willisen erhielt den Abschied, und Generalmajor von Horst trat an seine Stelle; aber was konnte dies noch nützen, nachdem sich Preußen und der Bund veranlaßt, wenn nicht unter dem Einflusse einer auswärtigen Pression genöthigt sahen, die Statthalterschaft zu einer Einstellung der Feindseligkeiten aufzufordern. Dieses Verlangen wurde zwar abgewiesen und infolgedessen auch noch das eine und andere kleine Gefecht geschlagen; aber mit dem Prestige der schleswig-holsteinischen Sache war es vorbei. Man drohte sogar mit Executionstruppen, und die Statthalterschaft mußte sich fügen. Es kamen die deutschen Bundescommissarien für Holstein und der des Königreiches Dänemark für Schleswig. Die Statthalterschaft dankte Anfang Februar 1851 ab, und der Krieg war zu Ende. — –

Es fanden nun zunächst eine Menge Entlassungen statt, und zwar in erster Linie derjenigen, die im Herzogthume Schleswig zum Dienste ausgehoben waren, also als Schleswiger betrachtet wurden. Zu diesen gehörte nun auch der Sohn des Sollеruper Müllers, und groß war die Freude der Eltern und Geschwister, als sie das Kind und den Bruder wieder hatten. Und dieser nahm sofort mit der alten Arbeitsfreude und Bereitwilligkeit die früheren Dienstleistungen im Betriebe des väterlichen Gewesens wieder auf; auch die Bücher wurden hervorgeholt, da er an dem

Plane zu studiren auch jetzt noch mit aller Entschlossenheit festhielt, und die Privatstunden begannen von neuem.

Aber dieser Unterricht sollte nur von kurzer Dauer sein; denn es wurde jetzt mit allem Ernste erwogen, was der nunmehr bereits zweiundzwanzigjährige Schüler zu thun habe, um möglichst schnell in seinem Studium gefördert zu werden. Da ihn sein Lehrer, der benachbarte Prediger, für reif zum Besuch einer Gymnasialtertia hielt, erklärten sich die Eltern bereit, die hierzu erforderlichen Opfer zu bringen. So stand nur noch die Wahl der Gymnasialstadt in Frage, und da ließ man dem angehenden Gymnasiasten freie Hand. Er entschied sich für Kiel, und zwar deshalb, weil er bei seinem früheren Lehrer Gudenrath, der dort als Leiter der Schule in der Brunswik wirkte, gern in Pension gewesen wäre. Er hoffte um so eher auf Aufnahme in dessen Familie, weil schon vordem die älteste Schwester und der Secundaner, von dem oben die Rede war, dort als Pensionäre gewohnt hatten. So wurde denn alsbald die Ausrüstung beschafft und die Reise mit Sack und Pack auf dem Wochenwagen über Eckernförde nach Kiel angetreten.

Hier harrte unseres Freundes eine bittere Enttäuschung, die er freilich hätte vermeiden können, wenn er seinem Pensionsvater in spe vorher Mittheilung von seinem Vorhaben gemacht hätte. Als er nämlich beim Lehrer Gudenrath ankam, fand er diesen mit den Vorbereitungen zu einer Übersiedelung nach — Amerika beschäftigt. Der gute Mann, den das Geschick mit einer kinderreichen Familie gesegnet hatte, glaubte, sich drüben, in der neuen Welt, mit seinen vielen und tüchtigen Kenntnissen ein besseres Auskommen als im Vaterlande verschaffen zu können, und so hatte er seine Lehrerstelle aufgegeben.

Johann Meyer mag ein nicht wenig verdutztes Gesicht gemacht haben, als er seinen Lehrer und Gönner, bei dem er auf freundliche Aufnahme sicher gerechnet hatte, inmitten derartiger Pläne und Zurüstungen fand. Aber er wußte sich schnell in diese so unerwartete Situation zu finden; sofort griff er wacker zu und half beim Verpacken der Sachen in Kisten und Kasten. Und hierbei zeigte er sich auch, dank seiner Geschicklichkeit als Zimmerer, recht brauchbar, so daß er der befreundeten Familie sehr gelegen kam.

Wenn nun während dieser paar Tage der Vorbereitung für die große Reise der Lehrer im Kreise der Seinen verlockend über Amerika sprach und in glänzenden Farben schilderte, wie sich dort ein jeder, sofern er nur fleißig sei und redlich strebe, eine sichere Existenz erringen könne, da erfüllte es auch den Ankömmling von der Solleruper Mühle mit Begeisterung für dieses Land; sodaß er sogar die Möglichkeit, zusammen mit Gudenraths auszuwandern, in ernste Erwägung zog. Denn er wollte sich ja auch eine geachtete Lebensstellung verschaffen und war darum im Begriffe, entscheidende Schritte hierfür zu thun. Aber noch ein wichtiger Factor spielte bei diesen Betrachtungen mit und war zuletzt auch ausschlaggebend: der Schullehrer hatte ein gar liebreizendes Töchterlein, und in dieses hatte sich unser Dichter blitzschnell verliebt. Und rasch entschlossen, wie die Liebe nun einmal den Menschen macht, erbat er sich von dem Mädchen und dessen Eltern die Erlaubniß, die Reise über den Ocean mitmachen zu dürfen. Dann bestieg er mit Gudenraths dasselbe Eisenbahncoupe, um sie zunächst nach Neumünster zu begleiten und von dort nach Sollerup aufzubrechen, wo er mit seinen Angehörigen die Sache näher besprechen wollte. In der festen Überzeugung, daß sich alles glatt abwickeln werde, nahm er in Neumünster nur kurzen Abschied von der Lehrerfamilie und versprach, rechtzeitig vor Abgang des Schiffes wieder bei ihnen in Hamburg zu sein.

Der Solleruper Müller und seine Frau waren sehr erstaunt, als sie ihren Johann wieder ankommen sahen, und wunderten sich noch mehr, als sie vernahmen, daß ihn nunmehr nicht der Wissensdrang auf die höhere Schule, sondern die Liebe über den Ocean führen wolle. Weil er aber keine besonders stichhaltigen Gründe für diesen Umschwung in seinen Plänen anführen konnte, wurde ihm mit gewichtigen Gründen stark zugesetzt; und zuletzt hatte man so viel kaltes Wasser in das schon über seinem Kopfe zusammenschlagende Feuer gegossen, daß um die Zeit der Abfahrt des Schiffes das leicht aufflammende und lichterloh brennende Dichterherz beruhigt war. — Es war wie ein schöner Traum, schnell hingezaubert von der Fee, aber auch schnell zum Erlöschen gebracht und ohne tiefe Nachwirkung.

So ward unser Freund, nachdem er beinahe weit vom Ziele verschlagen worden wäre, seiner Bestimmung wiedergegeben, und

so konnte abermals deliberirt werden, welches Gymnasium er demnächst besuchen könne. Da war es nun das sorgsame, treuliebende Herz der Mutter, das den richtigen Ausweg fand. In Meldorf wohnte ihr eine Freundin von Wilster her, die Tochter des Hauptpastors Wolf und nunmehrige Gattin des Hauptpastors Hansen, des späteren Probsten Süderdithmarschens. An diese Freundin schrieb sie sofort, sie bittend, den Sohn, der die Meldorfer Gelehrtenschule besuchen wolle, als Pensionär aufzunehmen. Frau Hauptpastor Hansen erklärte sich hierzu bereit, und nach kaum einer Woche ließ der Müller anspannen, um diesmal den Sohn selbst nach dem Bestimmungsorte zu bringen.

Das war zu Anfang der Gymnasialosterferien im Jahre 1851. Ein neuer Abschnitt in dem Leben des Dichters begann, reich an schönen Stunden und Tagen, deren Erinnerungsblätter ihm zum großen Kranze wurden, so grün, bezaubernd und frisch, daß noch heute, nach so vielen, vielen Jahren, die über alles dahingehende Zeit keines der Blätter zum Verwelken bringen konnte. Und wie viele Lorbeerkränze ihm auch später beschieden werden sollten, keiner von ihnen blühte ihm schöner als jener Kranz. — Das war eine herrliche Zeit, unvergeßlich für das ganze lange Leben unseres Poeten. Nur einmal sollte in dieser Gymnasialzeit der sommerhelle Himmel seines Gemüthes ernstlich getrübt werden, und das war gleich im Anfang; wir werden bald darauf zurückkommen.

Der Empfang seitens der Meldorfer Pastorenfamilie war außerordentlich freundlich und darum nicht minder wohlthuend für die seit den letzten Ereignissen noch etwas gedrückte Gemüthsstimmung des neuen Kostgängers. Die gutherzige und liebenswürdige Jugendfreundin der Mutter nahm sich seiner so an, als gehörte er zu ihren Kindern, und ebenso war der Gatte gegen ihn gesinnt, der stets freundlich und heiter gestimmte Herr Pastor. Dieser, der einer dithmarsischen Bauernfamilie eines der benachbarten Dörfer entstammte, erfreute sich in Meldorf wie in allen Ortschaften seiner umfangreichen Gemeinde sowohl als Hauptpastor wie später als Probst einer großen Beliebtheit. Zwei kaum erwachsene, lebensfrohe, hübsche Mädchen, die Töchter des Hauses, die der Mutter in der Führung des Hausstandes helfend zur Seite standen — beide musikalisch und die eine mit einer hübschen Altstimme begabt, und vier wohlerzogene Söhne,

die sämmtlich das Gymnasium besuchten, und von denen der älteste gerade sein Abiturientenexamen gemacht hatte und in kurzem zur Universität abgehen wollte, um Jurisprudenz zu studiren, sowie mehrere Pensionäre, gleichfalls Meldorfer Gymnasiasten, bildeten mit den beiden Ehegatten den Bestand der großen Familie, in der der zweiundzwanzigjährige Zimmermann und Müller aus Sollerup einen ihm überaus zusagenden Aufenthalt gefunden hatte.

Johann Meyer war schon früher von Pastor Hansen bei dem alten, freundlichen Direktor des Gymnasiums, Professor Dr. Kolster, angemeldet und ihm warm empfohlen worden. Am ersten Tage nach seiner Ankunft wurde er dem Direktor sowie einigen Lehrern persönlich vorgestellt und, nachdem man Einsicht von einem Zeugniß genommen hatte, das ihm sein bisheriger Lehrer, Pastor Freese zu Klein-Jörl, ausgestellt und mitgegeben hatte, einstimmig in die Tertia des Gymnasiums aufgenommen, allerdings mit der Verpflichtung, während der Ferienzeit, die eben begonnen hatte, Unterrichtsstunden im Englischen, das ihm bis dahin noch fremd war, aber dem Lectionsplane der Tertia angehörte, und im Griechischen zu nehmen. Und gleich am andern Morgen, nachdem der Vater in der Frühe abgereist war, fing dieser Unterricht an. Wenn sich nun auch der Schüler sagte, daß er in den paar Ferientagen nicht gerade Erhebliches an Wissen gewinnen könne, so trat er doch gerne an diese Arbeit heran; aber schon in den ersten Stunden erschien ihm das Verfahren seiner beiden Lehrer recht bedenklich. Denn ohne sich miteinander zu besprechen, begannen sie ganz einseitig den Unterricht, als hätte der Schüler nur in dem Fache nachzuarbeiten, in welchem er jedesmal von dem einen der Herren unterrichtet würde. Und so wurde er mit einer Fülle von Lernstoff überhäuft, daß ihm davor schwindelte; man verlangte z. B., daß er in wenigen Tagen die hauptsächlichsten Regeln, die in den betreffenden, ihm noch ganz unbekannten Grammatiken der englischen und griechischen Sprache standen, auswendig lerne. Die Folgen dieses unpädagogischen Vorgehens konnten nicht ausbleiben. Dem Schüler ging bei diesem philologischen Dauerlauf der Athem aus, und da er noch Neuling war und somit nicht wußte, welche Anforderungen an einen Gymnasialtertianer überhaupt gestellt werden könnten, und er zu dem auch in die pädagogische Einsicht seiner Lehrer keinen Zweifel setzen durfte, ergriff ihn eine Art Verzweiflung. Er hatte nicht den Muth, zu

gestehen, daß er nicht im Stande sei, alles das zu leisten, was man von ihm forderte, und so nahm er, kurz entschlossen, zu etwas anderem seine Zuflucht.

Er erklärte den beiden Lehrern, sowie dem Director und Pastor Hansen, daß er es für nöthig halte, noch vor Ablauf der Ferien wieder nach Hause zu reisen, um noch einmal mit den Eltern zu erwägen, ob es für ihn, besonders wegen seines schon so weit vorgerückten Alters, doch nicht rathsamer sei, das Handwerk der Müllerei und Zimmerei, in dem er bereits genügend bewandert sei, wieder aufzunehmen. Mit Erstaunen nahmen alle diese Mittheilung entgegen; aber niemand kam dem jungen Manne mit einem Einwand oder machte ihm gar Vorwürfe; man sagte sich wohl, daß er alt genug sei, um selber am besten zu wissen, was ihm und seinem Fortkommen am dienlichsten sei.

So zog denn Johann Meyer wieder von dannen, dem Elternhause zu, und in einer nichts weniger als gehobenen Stimmung. Er kam sich vor wie ein Schiffbrüchiger, der sich aller Hoffnung begeben hat und daran zweifelt, je das zu erreichen, worauf bis dahin all sein Sinnen und Streben gerichtet war. Und beinahe hätten auch hier, wie so oft, ganz geringfügige Umstände das Geschick und den Lebensgang eines Menschen vollständig umgestaltet. Aber glücklicher Weise sollte es dazu nicht kommen.

Ein vollen Tag und den größten Theil der darauf folgenden Nacht wanderte unser Freund, und todtmüde kam er morgens gegen 3 Uhr bei der Solleruper Mühle an. Dann ging er in den Garten und klopfte etwas schüchtern und zaghaft an das Fenster von Mütterchens Schlafstube. Und die Mutter mag nicht wenig erschreckt und überrascht gewesen sein, als sie des Sohnes Stimme vernahm. Aber liebend begrüßte und umarmte sie den Hoffnungslosen, redete ihm sanft und tröstend zu und begleitete ihn dann in seine Kammer, damit ihm vorerst die nöthige Ruhe werde. Hier umfing ihn denn auch bald ein fester und gesunder Schlaf; und als er am späten Morgen erwachte, erschien ihm alles, was ihn vordem so sehr beängstigte, daß er an sich selbst und seinem Können irre wurde, in einem viel freundlicheren Lichte. Aber sie, deren treues Mutterherz in der Sorge für die Kinder ganz aufging, wird wohl in dieser Nacht kein Auge mehr geschlossen haben und auch am andern Morgen, als sie früh an die gewohnte Arbeit ging, noch voller Bekümmerniß

gewesen sein. — Ein recht verwundertes Gesicht machte auch der Vater, als er den Sohn, den er kaum nach Meldorf gebracht hatte, schon wieder daheim fand; aber er machte es wie die Mutter: er verwand bald das Erstaunen und begrüßte sein Kind mit Liebe und Güte.

Aber was nun? — — Nach ruhiger Überlegung des Geschehenen mußten doch die Eltern dem Sohne sagen, daß er übereilt gehandelt habe; zunächst hätte er wohl einen anderen Ausweg suchen können, als gerade diesen, auf dem er mit einem Schlage alles das, was er bis dahin mit vieler Mühe, und großem Fleiße erreicht habe, verlieren müsse. Um einen solchen Schritt zu thun, seien doch auf der einen Seite die Ursachen und Bedenken zu geringfügig und auf der anderen die Folgen zu schwerwiegend. Und im Einvernehmen mit dem Vater hatte auch bald die verständige Mutter durch vernünftige und freundliche Vorstellungen den Sohn dahin gebracht, dies einzugestehen, und, wenn auch nicht unschwer, dazu bestimmt, nach Meldorf mit frischem Muthe zurückzukehren. Dort solle er es wenigstens einmal energisch versuchen, sich als Tertianer neben den Nebenschülern zu behaupten. Das werde ihm wohl gelingen, wenn er einmal im gehörigen Geleise sei. Zudem habe er ja durch den übereilt gefaßten Entschluß, wieder Müller und Zimmerer zu werden, noch garnichts verloren, da man mit dem Unterrichte noch nicht begonnen habe. Und so wurde noch vieles zu Gunsten seines Studiums angeführt und unserem Dichter zuletzt wieder Muth gemacht. — Noch heute segnet er die Eltern, die schon beide längst im Grabe liegen, für diesen Zuspruch und Rath.

So ging es wieder nach Meldorf; hier wurde er zum zweiten Male auf das freundlichste begrüßt und aufgenommen, und auch die beiden Lehrer, vor denen er in den ersten Unterrichtsstunden, die sofort wieder begannen, sein Herz ausschüttete, behandelten ihn nachsichtig und rücksichtsvoll. Und als die Ferien zu Ende waren und der Classenunterricht den Anfang nahm, gab es keinen glücklicheren Menschen auf Gottes Erde als unseren 22 jährigen Tertianer inmitten der viel jüngeren Commilitonen.

Nun ging es rasch vorwärts, gleichwie mit Riesenschritten, auf das nächste Ziel, die Sekunda, zu. Zwar hatte er für die ersten Wochen im Englischen noch viel nachzuholen; aber im Lateinischen war es ihm schon leicht mitzukommen, und auch im Griechischen

ging es schon ganz nach Wunsch. Und als nach 8 Tagen der deutsche Ferienaufsatz über Solon's Worte: Nemo ante mortem beatus, den unser Freund noch nachträglich angefertigt und eingeliefert hatte, zurückgegeben wurde, da hatte er die große Freude, aus dem Munde des Classenlehrers zu vernehmen, daß seine Arbeit weitaus die beste von allen sei und er im Deutschen schon die Reife für Secunda habe. Wie dieser erste so waren auch seine anderen deutschen Aufsätze in der Tertia allen anderen voran, und auch sonst machte er so rasche Fortschritte, daß er im Herbste, als das erste Halbjahr seiner Gymnasialzeit verflossen war, als der erste und der beste von allen die Prüfung bestand und damit zugleich die Reife für Secunda errang. Wie groß mag nicht seine und der Eltern Freude gewesen sein, als er sich in den Michaelisferien nach Vertauschung der blauen Mütze mit der grünen als den Primus aller Secundaner vorstellen durfte! Mit freudigem Herzen nahm er nach Ablauf der kurzen Ferien Abschied von den Seinen! Und freudig entließen ihn diese, als ihn das Sonntagsgefährt des Vaters unter dessen Führung bis zur Eider brachte, von wo er zu Fuß nach Meldorf ging. Nach Meldorf — das ihm nun fast so lieb geworden war wie das kleine, bescheidene Dorf an der Treene und dessen von hohen Erlen und Pappeln umschattete, idyllisch belegene Mühle mit ihrem lauten Geklapper da drinnen und mit ihren sich rauschend drehenden und von Gischt und Schaum triefenden, mächtigen Rädern da draußen!

Bei dieser gehobenen Stimmung, in der sich nun Johann Meyer befand, war es nicht zu verwundern, wenn in seinem Innern auch jener Funke wieder aufzuleuchten begann, der vordem in einer Fluth von Widerwärtigkeiten dem Erlöschen so nahe gewesen war. Die Muse, die ihn seit lange scheu geflohen, kehrte zurück und umstrickte ihn wieder mit ihrem göttlichen Zauber.

So ward er wie neu geboren, und bewegten Herzens beschritt er am ersten Morgen des beginnenden Schuljahres die Schwelle der Secunda. Und noch weitere Veränderungen zum Besseren bedeutete dieser Schritt: gab es doch nunmehr eine größere Fülle von geistigen Genüssen für den fleißigen und wissensdurstigen jungen Mann, und gestalteten sich von diesem Zeitpunkte an seine Beziehungen nach außen noch angenehmer, als sie es bis dahin schon waren. Denn er war nicht nur bereits mündig, sondern im Besitze

von Erfahrungen und Kenntnissen, die ihn zur Theilnahme am gesellschaftlichen Leben der Erwachsenen berechtigt erscheinen ließen. So hatte er Zutritt zu einer Anzahl der besseren Familien der kleinen Stadt, besonders zu denjenigen, die mit der angesehenen und beliebten Familie des Propstes in Verkehr standen. Es wurden Gesellschaften gegeben, Ausflüge unternommen, Picknicks veranstaltet und Concerte, Kränzchen und Bälle besucht. An all diesen Vergnügungen betheiligten sich auch die Familien der Lehrer bis zum Rektor hinauf, wie sich überhaupt ein freundliches, fast familiäres Verhältniß zwischen Lehrern und Schülern ausgebildet hatte, was neben der Menge des Interessanten und Fesselnden der einzelnen Lehrgegenstände und der Methode des Unterrichts nicht wenig dazu beitrug, den Besuch der Schule so angenehm zu gestalten, daß man fast mit Bedauern in die Ferien ging und sich jedesmal freute, wenn man wieder zur gemeinsamen Thätigkeit beisammen war.

Auch in der Secunda ging es mit unserm schon 23 jährigen Scholaren flott weiter, und auch hier waren seine deutschen Aufsätze fast immer die besten. Ebenso machten ihm die fremden Sprachen, besonders die beiden alten, durchaus keine Schwierigkeit, und als das erste halbe Jahr verstrichen war, ließ das Zeugniß nichts zu wünschen übrig. Darum erfreute ihn auch der Rector mit der Andeutung, daß vielleicht schon nach der nächstfolgenden Prüfung, am Ende des zweiten Semesters, seine Versetzung nach Prima erfolgen werde. —

Bevor wir die Schicksale unseres Freundes weiter verfolgen, wollen wir wieder einmal seine Familie und deren Heim aufsuchen. Schon während des Krieges, als der Sohn zum Militärdienste einberufen worden war, hatte der Vater im Hinblick auf die durch die Zeitläufe hervorgerufenen Stockungen im Betriebe seines Gewerbes und noch aus anderen Gründen, auf die wir gleich zu sprechen kommen, den Entschluß gefaßt, sein Besitzthum zu verkaufen. Es fand sich auch ein zahlungsfähiger Reflectant in der Person eines begüterten Mühlenbesitzers aus der Umgegend von Eckernförde, der die Sollerupер Mühle für einen seiner Söhne erwerben wollte. Aber die für die Herzogthümer eingetretenen verhängnißvollen kriegerischen Ereignisse hatten ihn zuletzt doch noch bestimmt, vorläufig von diesem Handel abzustehen und erst den Ausgang des Krieges ab-

zuwarten. Und als dieser dann später durch den Friedensschluß beendet worden war, erschien jener Müller aufs neue und es kam der Verkauf zu stande. Ganz besonders hatte die Mutter dazu gedrängt, deren Streben vor allem darauf gerichtet war, auch den anderen Kindern, drei Knaben und fünf Mädchen, das zu bieten, was für ihr späteres Fortkommen unumgänglich nöthig war. Und dazu gehörte vor allem ein besserer und umfassenderer Unterricht, als ihn die Dorfschulen zu Sollerup und Klein-Jörl gewähren konnten. So kaufte sich denn der Vater, nachdem der Mühlenbesitz an den neuen Käufer übergeben worden war, eine kleine Landstelle in dem Dorfe Sollerup, eine sog. halbe Hufe mit einem Grundbesitze von etwa 80 Tonnen Acker- und Wiesenland und einem lebenden Inventar von zwei Pferden, zehn Kühen und einigem Jungvieh sowie Schafen und Hühnern. Während er nun selbst den Betrieb des neuen Eigenthums mit Unterstützung einer der Töchter, die den Hausstand führte, leitete, übersiedelte seine Gattin mit den sieben übrigen Kindern nach der nahe gelegenen Stadt Schleswig und richtete dort in der Altstadt für sich und die Ihrigen in einer billig gemietheten Wohnung ein zweites kleines und bescheidenes Heim ein. Bei einer richtigen Verwaltung konnte nun auch die kleine Landstelle so viel Gewinn ergeben, daß nicht nur deren Besitzer, sondern auch dessen Familie in der Stadt ein genügendes Auskommen hatten, zumal die hauptsächlichsten Lebensmittel, wie Fleisch und Speck, Milch und Butter, Mehl und Brot, Kartoffeln und alles Gemüse sowie die Feuerung allwöchentlich vom Lande herein an die Stadtfamilie geliefert werden konnten.

So war denn nun für die des Unterrichtes noch bedürftigen Kinder die Gelegenheit zu einer genügenden Ausbildung geschaffen, und alles ging, wie gewünscht, von Statten. Auch unser Secundaner in Meldorf begrüßte diese Umgestaltung der Dinge daheim, und als im Juli 1852 die Zeit der Sommerferien gekommen war, begab er sich in Begleitung zweier Mitschüler, von denen der eine der Sohn des väterlichen Freundes, des Meldorfer Probsten, und der andere der des dortigen Kirchspielvogtes war, per pedes apostolorum auf die Reise, zunächst zu der Mutter und den Geschwistern nach Schleswig und dann zum Vater und der Schwester aufs Land.

Das war eine köstliche und in hohem Grade anziehende Reise,

die die drei jungen Leute da mit dem Stecken in der Hand und dem Ranzen auf dem Rücken, so ganz nach Studentenart von Meldorf aus über die Eider und von dort noch weit in das Herzogthum Schleswig hinein unternahmen. An einem schönen warmen Julitage, inmitten der Heuernte, marschirten sie morgens 8 Uhr aus Meldorf, gestatteten sich einen längeren Aufenthalt in Heide, wo sie das Denkmal Heinrich von Zytphen's an der Stätte besuchten, wo er verbrannt worden ist, und kamen erst gegen Abend über die Eider. Dann gingen sie in der Abendkühle noch etwa 2 Stunden weiter gen Norden und übernachteten auf einer großen Wiese in einem Heudiemen. Gegen Morgen wurden sie durch ein starkes Gewitter aus dem Schlafe geweckt, und nun eilten sie nach einem nahe gelegenen Gehöfte, wo sie gegen das Unwetter Schutz fanden. Als sich der Himmel wieder geklärt hatte, marschirten sie weiter und langten gegen 10 Uhr vor Schleswig an. Da lag sie nun vor ihnen, die schöne Stadt an der Schley, gar lieblich bespült von der blauen Bucht, umrahmt von waldigen Höhen und blumenreichen Wiesen und überfluthet vom Golde der Morgensonne. Von den Bustorfer Höhen riefen ihr die drei Wanderer ein helles: „Slesvicum amoenum, wir grüßen dich!" zu, und dann ging es hinein in die Stadt und in ihr zu der Mutter und den Geschwistern des ältesten der fahrenden Schüler. Und wie herzlich wurden sie hier begrüßt und empfangen! Hier nahmen sie nun für die vier Ferienwochen Quartier, und von hier aus unternahmen sie viele Ausflüge in die nächste Umgebung und darunter natürlich nach Sollerup und der Solleruper Mühle.

So interessant es nun auch wäre, von diesen Spaziergängen und Ferienvergnügungen der damaligen Jugend, der Jugend vor nahezu 50 Jahren, noch mehr zu hören, so müssen wir doch, weil es uns zu weit von unserem eigentlichen Thema ableiten würde, darauf verzichten. Nur von etwas soll noch gesprochen werden, von einem poetischen Tagebuche, das Johann Meyer während dieser Zeit des Besuches in Schleswig führte und das er sich bis auf den heutigen Tag treu aufbewahrte als einen Schatz lieber Erinnerung, den er gerne einmal wieder in die Hand nimmt. Auch einen gewissen historischen Werth hat dies kleine Buch, wenigstens insofern, als sich in ihm die Inschriften einer großen Zahl von Kreuzen verzeichnet finden, welche auf jener Stätte errichtet wurden, wo man

-- wie bereits erwähnt — nach der Schlacht bei Schleswig eine große Zahl von Gefallenen, Freund und Feind, zur ewigen Ruhe gebettet hatte. Auf dem großen Massengrabe steht schon nicht mehr jenes große Kreuz mit der Inschrift: „Friede sei mit Euch!" sondern ein anderes Erinnerungszeichen; und auch von jenen kleinen Kreuzen, womit Verwandte und Freunde das Gedächtniß der Tapferen, die ihr Leben für das Vaterland dahingaben, frisch zu erhalten wünschten, mögen schon verschiedene verschwunden sein. — Verloren und verschwunden! Aber in dem Tagebuch unseres Dichters, wenn sonst auch wohl nirgends mehr, sind die Inschriften noch erhalten.

Und auch manch kleines Gedicht steht auf den Tagebuchblättern, wie es der flüchtige Augenblick auf der Reise erstehen ließ; und eines darunter, welches an die Eindrücke erinnert, von denen des Dichters Herz und Gemüth erfüllt waren, als er in Begleitung des Vaters alle in der mörderischen Schlacht dahingemähten Menschenbrüder in zwei Reihen nebeneinander auf der Erde liegen sah, möge für die Leser unserer Festschrift hier wiedergegeben werden:

Die Gräber auf dem Friedrichsberger Friedhofe.

An der dunklen Kirchhofsmauer,
Sahst du wohl den Trauerort? —
Leise zittern Todesschauer
Über Grün und Blüthen dort! —
All die schwarzen Kreuze sagen,
Und die Kränze und das Band,
Wer an jenen Ostertagen
Starb den Tod für's Vaterland! —

Was das Leben streng geschieden,
Innig hat's der Tod vereint!
Alle ruh'n im süßen Frieden
Eines Grabes, Freund und Feind! —
Ausgesöhnt durch Todeswunden
Von des Schicksals weiser Hand,
Haben sie den Tod gefunden,
Jeder für sein Vaterland.

Ostern, als mit Frühlingsbeben
Leben überall erwacht,
Ach, wie manches Blüthenleben
Brach des Todes dunkle Macht! —
Doch das Land, darum gerungen
Jene Helden, kühn und groß,
Liebevoll hält es umschlungen
Alle jetzt im kühlen Schooß!

Knospet, Rosen! — Döglein, singe
Sanfte Trauermelodie'n! —
Hoch um diese Kreuze schlinge,
Epheu du, dein Hoffnungsgrün! —
Blühet frischer rings im Kreise,
Alte Linden, voller Duft,
Überhaucht mit Blüthen leise
Diese große Heldengruft! —

An der dunklen Kirchhofsmauer,
Sahst du wohl den Trauerort?
Leise zittern Todesschauer
Über Grün und Blüthen dort! —
Ringsumher im weiten Kreise
Schlafen sie in sanfter Ruh', —
Und die Rosen decken leise
Kranz und Kreuz mit Blüthen zu! —

Sed fugit interea, fugit irreparabile tempus, unwiederbringlich entfliehet die Zeit; und so entflohen auch die schönen Stunden dieser Ferientage, und als der Unterricht wieder begann, wurde von unserem Freunde mit umso größerer Anstrengung gelernt und gearbeitet, damit er das Ziel, auf dessen Erreichung ihm der Rector bereits Hoffnung gemacht hatte, um so sicherer erreiche. Und es gelang ihm auch: Michaelis 1852 wurde er Primaner!

Aber nun ging es nicht mehr in diesem schnellen Tempo weiter, und das war auch nur von Vortheil für den ganzen Bildungsverlauf des nun schon angehenden Studenten. Er hatte zwei volle Jahre die Prima zu besuchen, und als er sich dann, im Herbste 1854, der Abiturientenprüfung unterzog, erhielt er in allen Fächern ein gutes Zeugniß, so daß er nunmehr die Universität zu Kiel als Studiosus theologiae beziehen konnte.

Bevor wir ihn aber dorthin begleiten, wollen wir noch ein wenig bei seiner Gymnasialzeit verweilen und einiges hervorheben,

was der Erwähnung wohl werth sein dürfte. Hatte er schon als Secundaner manche freie Stunde mit Fabuliren und Dichten verbracht, so geschah dies noch mehr während der Primanerzeit. Denn während dieser beiden Jahre standen ihm hierfür Stunden genug zur Verfügung; und eine nicht geringe Zahl von hochdeutschen und plattdeutschen Gedichten aus dieser Periode zählen auch heute noch mit zu dem Besten, was er überhaupt geschaffen hat. Zu ihnen gehören ganz besonders die meisten seiner plattdeutschen Balladen „Ut olen Tiden“, von denen einige in ihrer Entstehung noch in die Secundanerzeit zurückgehen, so die Dichtung „Heinrich von Zutphen“, deren tragische Handlung sich in ihrem Anfange in eben demselben Hause abspielte, wo das Gedicht entstand. Denn in dem alten Pastoratsgebäude, in dem unser Dichter nach der Gartenseite hin ein gemüthliches Erkerstübchen bewohnte, verweilte der Bruder Heinrich als Gast bei dem ihm gleichgesinnten Meldorfer Pastor Nicolaus Boie, einem Vorfahren Heinrich Christian Boie's, des Herausgebers des Göttinger „Musenalmanach“. Auf Einladung einiger Meldorfer, namentlich einer reichen Wittwe, die Luther's Lehre zugethan waren, hatte sich der protestantische Sendbote, der in Bremen einer Gemeinde vorstand, nach dem holsteinischen Städtchen begeben, um hier einige Wochen im Geiste des Wittenberger Professors zu predigen. Da drang in der Nacht vom 10. auf den 11. December 1524 ein von Heide kommender, trunkener, fanatischer Haufen gewaltsam in das Meldorfer Predigerhaus, riß die beiden Geistlichen aus ihren Betten und zerrte sie, die nur mit einem Hemd bekleidet und barfuß waren, auf die Straße in den Schnee. Hier ließ man ab von dem Pastor Boie, fesselte aber dem jungen Prediger die Hände mit einem Strick und band diesen an den Schweif eines Pferdes. So schleppte man ihn unter beständigen Mißhandlungen nach Heide, wo er am anderen Morgen von einem „Glaubensgerichte“ als Ketzer zum Scheiterhaufen verurtheilt wurde. Doch lassen wir den Dichter reden, der in einer schöneren Form, als es uns gelingen will, das Ende des jungen Predigers geschildert hat:

Heinrich von Zytphen.

(1524, December 11.)

De Wächter geiht un röppt op Een,
Ganz Meldörp liggt to slapen;
Keen Hand vör Ogen is to sehn,
Keen Husdöhr steiht mehr apen.
Wat tüggt denn dar herop de Strat,
So still, als weern't Gespenster?
En Lücht vöran, — na't Pastorat
Un sachen dör dat Fenster? —

Nu geiht de Döhr, — nu ward dat lud,
En Poltern un en Larmen.
Twee Menschen stöt un slagt se 'rut
Un sla't se ahn' Erbarmen.
Dar weer keen Hülp, keen Rettung mehr,
Dar wurr keen Gnad mehr geben;
De Fremme mit de Fremme Lehr
Schull't büßen mit sin Leben.

Half nakelt — un in Is un Snee
Un blödig allerwegen
Hett dor Herr Boie op de Knee
Um Broder Heinrich legen;
Dat röhr se ni; — se leeten man
Denn Preester wedder lopen,
Den annern awers bunn de Hann
Se mit en Strick tohopen.

Un vörwarts gung dat in de Nacht,
verhöhnt vun alle Siden;
Un Stot um Stot, — un Slag um Slag,
Wat muß Herr Heinrich liden!
Barfot un in de dullste Küll
Gungt wider, jümmers wider;
Herr Heinrich folgt ehr bleek un still
Un bevt an alle Glieder.

Un ob he stöhn, un ob he blött,
Se hör'n ni na sin Klagen;
Un sack he mal, so wurr he stött,
Un full he, — wurr he slagen.
In Meldörp leep Herr Boie rum
Un klopp se ut de Betten,
Sin Fründ vun't Evangelium,
To hölpen un to retten.

Doch ehr se keem'n, weer't all to lat,
Sick in de Sak to mischen!
Dar harrn se all de Geest tofat,
Dat Swinmoor leeg dartwischen. —
So keem'n se seker mit em an
Op egen Grund un Boden,
Nu hölp Di Gott, du arme Mann!
Wer weer sick dat vermoden!

He sack tohop, bedeckt mit Wunn,
He fleh se um sin Leben;
Dar wurr he achter'n Peersteert bunn
Un als en Slachtveh dreben.
Von babn de Regn, — un neern de Snee;
Dat wurr en grulich Weller!
Un in de Heid dar smeeten se
Em in de depsten Keller.

Un in de Heid des Morgens lat,
Wul op'n Marktplatz buten,
Dar weern se um sin Dod to Rath
Un kunn sick nich entsluten;
Dar schreeg dat Volk: „In Düwels Namen
Tom Füre to! dat hüden
Wie so darför to Ehren kamn
Bi Gott un alle Lüden!

Un ut'n Keller togn s' em 'rut,
De Straten langs vun Heide;
Dar harrn se'n Sünderhupen bu't
To Otzen op de Weide.
De Schinner slep em hin to Ste',
Wat heel he ut, wat lee' he!
He sweeg un fohl de Hann un be':
Dein Wille, Herr, geschehe!

Süh dar! wat löppt un drängt sick dör'
Un schriggt in Angst un Nöthen?! —
Wieb' Junge is't, vun Meldörp her,
Se fallt de Herrn to Föten;
Se beedt wul all ehr Gut un Geld,
Se lett sick slagn un stöten
Un kann för allens in de Welt
Dat Unglück doch ni möten.

Nu wurr he knewelt, wurr he bunn;
Un rügglangs op en Ledder
Le' he den Dod twee vulle Stunn
Un jümmers lev he wedder.
In'n Regen wull dat Für ni brenn; —
Noch be' Herr Heinrich lisen;
Dar mak dar'n Smid de Qual en Enn
Un slog em mit sin Isen.

De Slag weer fast! he drop em gut!
Uns' Herrgott mag't vergeben!
Dat Blot dat störrt — un ahn' en Lud
Swev still de Seel na'n Heben.
De annern Dag bi Spel un Danz,
So hebbt se em begraben,
Wat weer darbi? ! — — he harr sin Kranz,
Sin Kranz ja all dar baben! — —

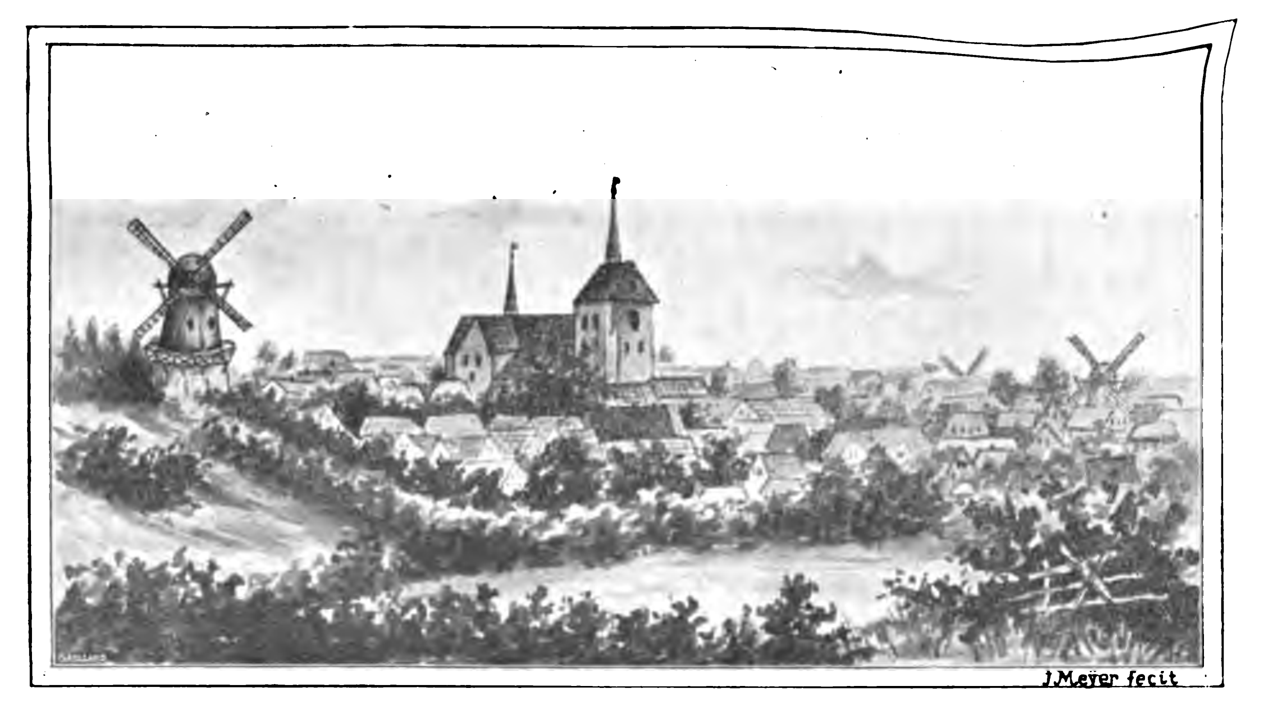
Wir haben bereits oben angedeutet, in welch angenehme gesellschaftliche Stellung unser Dichter zugleich mit seinem Eintritte in die Secunda gekommen war. Selbstverständlich hatte sich hierin während seiner Primanerzeit nichts geändert; im Gegentheil: er erfreute sich dieser Stellung in einem umso höheren Maße, je näher er dem feierlichen Acte der Entlassung rückte. Aber auch als Dichter stand er bei seinen Commilitonen, bei seinen Lehrern und allen, mit denen er gesellschaftlich verkehrte, in stets zunehmendem Ansehen. Das waren also alles Leute, die zur Elite der Meldorfer Gesellschaft gehörten. Denn in jenem kleinen, mehr ländlichen als städtischen Orte bildeten die Beamten, zu denen ja auch die Lehrer zählen, die Ärzte und der wohlhabende Apotheker, die hier als Rentner lebenden von der Umgegend hereingezogenen früheren Marschhofbesitzer und einige besonders angesehene Kaufleute mit ihren Familien die höheren und vornehmen Schichten. Und die erwachsenen Töchter aus diesen Familien, fast alle frühere oder derzeitige Schülerinnen der am Orte befindlichen Mädcheninstitute, einerseits — und die Gymnasialsecundaner und -primaner sowie einige andere Jünglinge, die sich bei einem Landmesser auf das Landmesserexamen vorbereiteten, andererseits waren die Crême der Jungen, unter denen auf Seite der männlichen Hälfte vor allem die Primaner das prae hatten.

Bald aus der einen, bald aus der anderen Familie ergingen

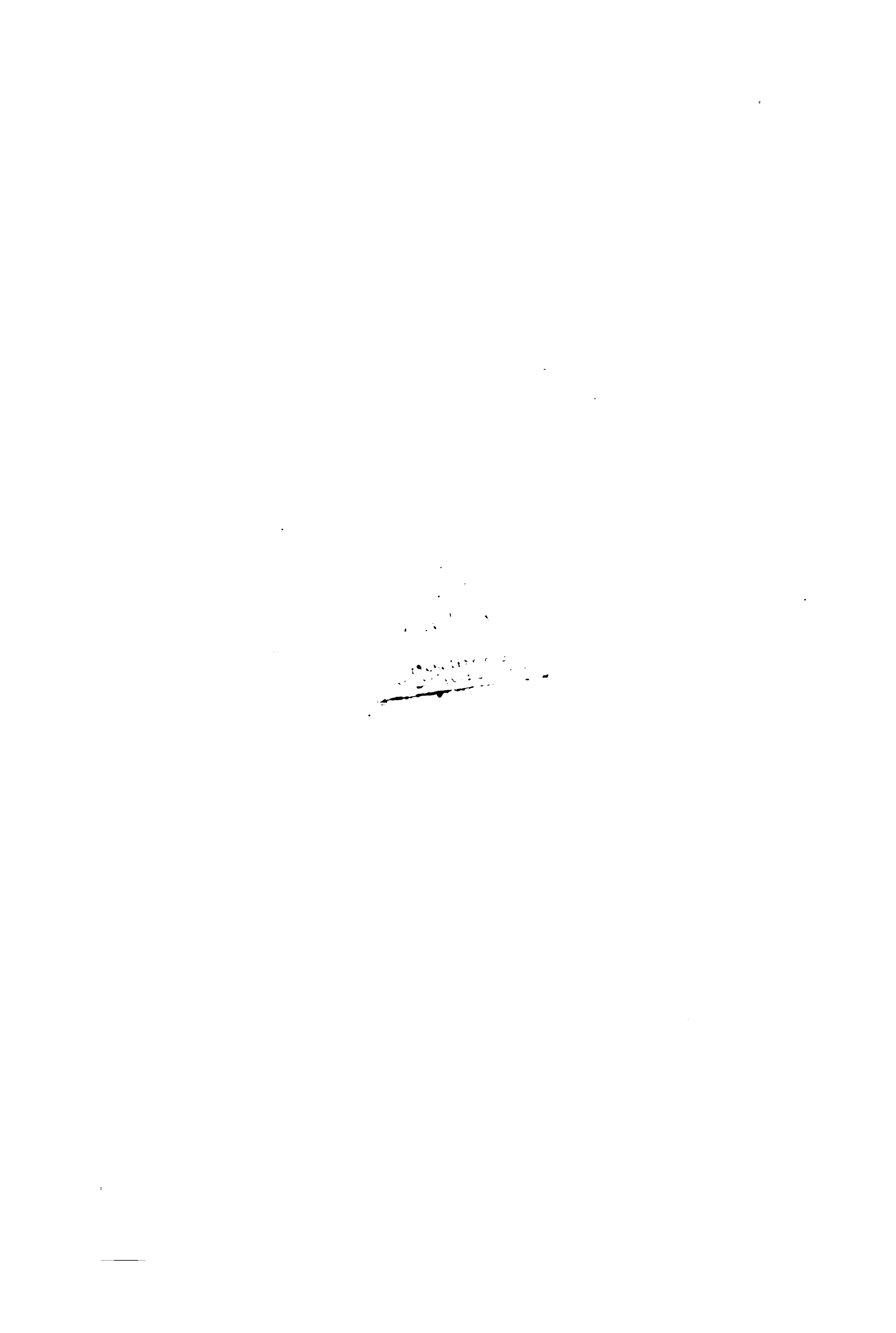
die Einladungen an sie. Es wurden die Geburtstage gefeiert, Ausfahrten gemacht, Kränzchen veranstaltet und nicht selten auch Privatbälle gegeben, die damals besonders beliebt waren und für die jungen Damen und Herren einen großen Reiz hatten. Bei Gelegenheit eines solchen Balles, der nicht in Meldorf, sondern in Heide stattfand, im Hause des Landvogtes Hansen, dessen Sohn ein Schüler des Gymnasiums in Meldorf war, und wozu einige Primaner und Secundaner Einladungen erhalten hatten, lernte unser Dichter eine in ihrem Heimathlande hochangesehene Schwester in Apoll, die dithmarsische Dichterin Sophie Dethlefs, kennen. Ganz besonders interessirte ihn ein von dieser Dame in plattdeutscher Sprache verfaßtes größeres Idyll „De Fahrt na de Isenbahn," das bald nach Eröffnung der Altona-Kieler Eisenbahn, also schon damals, als er noch ein Knabe war und von einer neuen plattdeutschen Poesie in Schleswig-Holstein noch sonst keine Spuren vorhanden waren, in einem schleswig-holsteinischen Jahrbuche oder Kalender gestanden und in beiden Herzogthümern wie schon über deren Grenzen hinaus ein freudiges Aufsehen erregt hatte. Es befindet sich auch in der später von dieser Dichterin herausgegebenen Sammlung ihrer hoch- und plattdeutschen Gedichte und ist auch heute noch als eine der schönsten Perlen in der gesammten plattdeutschen Litteratur zu betrachten. Jener Abend, welchem unser Dichter die persönliche Bekanntschaft mit dieser Dichterin verdankte, ist seinem Gedächtnisse in unauslöschlicher Erinnerung verblieben.

Daß bei derartigen Vergnügungen in Augenblicken, die besonders dazu geeignet erschienen, auch die poetische Ader unseres Dichters zu sprudeln begann und sich vielfach in extemporirten Toasten in gebundener Rede Luft machte, so auch hier in einem begeisterten poetischen Hoch auf die Dichterin, ist wohl nicht zu verwundern, ebenso nicht, daß die fröhliche, gesellschaftliche Stimmung aller Theilnehmer dadurch noch bedeutend erhöht wurde. Und wen könnte es befremden, wenn auch schon der kleine Amor bei solchen festlichen Vergnügungen hüben und drüben sein loses Spiel trieb?!

Auch unser Dichter machte hiervon keine Ausnahme, und wieder einmal schlug ihm die Stunde, wo er von dem Pfeil des kleinen Gottes schwer verwundet wurde. Sein leicht entzündbares Herz stand in hellen Flammen! Die junge, hübsche und lebensfrohe



Fernansicht von Meldorf im Jahre 1852.
Nach einem Aquarell von Johann Meyer.



Tochter eines vor Jahren verstorbenen Kirchspielvogtes aus der Umgegend hatte es ihm angethan. Sie lebte mit den erwachsenen Geschwistern in Meldorf bei ihrer Mutter, einer Rentnerin; da sie poetisch veranlagt war, für Poesien „schwärmte," schön wie eine Nachtigall sang, einen sprudelnden Witz, einen stets heiteren Sinn und gesellschaftliche Tournüre besaß, machte sie auf unseren Freund einen tiefen Eindruck. Aber auch er war ihr nicht gleichgültig; und so war es selbstverständlich, daß dieses anscheinend gleichgestimmte Paar bald Freundschaft und Liebe tauschte.

Dann aber kam die Stunde der Entlassung vom Gymnasium; unser Dichter hatte die Abschiedsrede zu halten, und er brachte sie auch tadellos zum Vortrag, so daß er von allen Anwesenden, wozu namentlich die Lehrer mit ihren Frauen, die sämmtlichen Schüler, eine stattliche Anzahl von Vätern und Müttern aus der Meldorfer haute volée und als Letztes, aber nicht Geringstes auch ein Kranz lieblicher junger Damen, worunter natürlich auch „sie", gehörten, reichen Beifall erntete.

Das vom Redner selbst gewählte Thema war der zweite Spruch des Confucius in der Schiller'schen Form:

> Dreifach ist des Raumes Maß,
> Rastlos fort ohn Unterlaß
> Strebt die Länge fort ins Weite,
> Endlos gießet sich die Breite,
> Grundlos senkt die Tiefe sich.
>
> Dir ein Bild sind sie gegeben:
> Rastlos vorwärts mußt du streben,
> Nie ermüdet stille stehn,
> Willst du die Vollendung sehn!
> Mußt ins Breite dich entfalten,
> Soll sich dir die Welt gestalten!
> In die Tiefe mußt du steigen,
> Soll sich dir das Wesen zeigen.
> Nur Beharrung führt zum Ziel,
> Nur die Fülle führt zur Klarheit,
> Und im Abgrund wohnt die Wahrheit.

In Ermangelung einer Aula in dem steinalten Gebäude des Gymnasiums, das früher ein Dominikanerkloster gewesen war, fand der feierliche Act der Entlassung in irgend einem anderen Locale

statt, das den nöthigen Platz gewährte, aber nicht zur Schule gehörte und zu Zeiten auch wohl profanen Zwecken diente. Auch ein Orchester, bestehend aus 6 bis 8 Musikanten der städtischen Kapelle, kam bei dieser Feier regelmäßig zur Verwendung. Es hatte durch passende Vorträge die Pausen zwischen den deklamatorischen und rhetorischen Nummern des Festprogramms auszufüllen und stimmungsvoll auf das Kommende vorzubereiten. In der Nähe dieses Orchesters, dessen Klarinette und Flöte sammt Trompete und Brummbaß ihr Möglichstes thaten, damit die Feier auch eine musikalische Weihe erhalte, saßen gemeinsam an einem großen Tische der Rector mit den Lehrern, Abiturienten und Declamatoren, die bei der Feier zu irgend einem Vortrage das bekränzte Katheder noch zu besteigen hatten. Der alte, liebe Rector, mit seinem weichen, warmen und tiefen Gemüthe auch ein großer Freund der schönen Kunst der Töne, achtete stets sorgfältig darauf, daß die bei dem feierlichen Actus zu Gehör gebrachten Musikstücke in Inhalt und Stimmung dem jedesmaligen Vortrage möglichst entsprachen; und da dieser dem Humor so gut wie nie ein Plätzchen einräumte, hatte es das Orchester fast ausschließlich mit Compositionen ernsten Charakters zu thun.

Für unseren Poeten war aber die Feier schon ohne die Musik ernst genug; stand ihm doch nach dem Abschiede von der Schule noch ein anderer, viel herberer bevor. Und in der Meinung, daß eben darum ein heiteres lustiges Stückchen mehr am Platze sei als ein ernstes, durch das ja nur seine Stimmung und die einer gewissen anderen noch weiter herabgedrückt werden könnte, bestellte er bei dem taktirenden Musiker, der ihm von den Concerten und Bällen her ein alter Bekannter war und bei dem er auch wegen seiner Gedichte schon längst einen Stein im Brett hatte, als Ouvertüre zu seinem Vortrage einen lustigen Schnellwalzer! Dieses zwar sonst nicht gerade opportune Tonstück war bei dem Zwecke, den unser Freund im Auge hatte, insofern ganz gut gewählt, als es bei der im Saale anwesenden Geliebten, mit der er sich ja so oft nach dem $^3/_4$ Tacte einer solchen Musik süßschwärmend im Tanze gedreht hatte, schöne Erinnerungen wachrufen und so wie ein lindernder Balsam auf den herben Abschiedsschmerz einwirken konnte.

Als aber die Klänge des Schnellwalzers durch den Saal dahinbrausten, da wurden alle Anwesenden in ein nicht gelindes Erstaunen versetzt; und das Gesicht des guten Rectors wurde immer

länger und länger und immer ernster und unwirscher, je länger die lustigen Weisen dieses Lieblingstanzes der Meldorfer jeunesse dorée ihr Gaukelspiel trieben. Und als ihm der geliebte Schüler am andern Tage die Hand zum Abschiede reichte, da konnte der alte Lehrer doch nicht umhin, ihn in ernsten Worten auf sein ungebührliches Vorgehen und auf das Unpassende einer solchen Musik bei einem so feierlichen Acte hinzuweisen.

Bei „ihr" aber schien unser Poet mit seinem Streiche alles erreicht zu haben, was er bezweckte; denn der Abschied wurde ihr auffallend leicht, jedenfalls unendlich viel leichter als ihm, der sich am liebsten stante pede noch als mulus mit ihr öffentlich verlobt hätte. Mulus, d. h. Maulthier, nennt man bekanntlich den angehenden Studenten, dessen Species wie bei jenem Vierfüßer nicht festzustellen ist; denn er gehört weder dem Gymnasium an, noch zu den akademischen Bürgern einer Universität. — Nun, glücklicherweise kam es nicht zu dieser Verlobung, weil sie meinte, damit könne man vorläufig gerne noch etwas warten, etwa bis gegen die Zeit des letzten großen und abschließenden Candidatenexamens. Und ein Glück war es für beide, daß sie das meinte. Übrigens wäre ihnen bei diesem Warten die Geduld auf eine recht harte Probe gestellt worden; denn jenes Examen ist bis heute noch nicht gemacht worden! Aber wir wollen dem Laufe der Begebenheiten nicht weiter vorgreifen, sondern uns damit begnügen, hier nur kurz anzudeuten, von wie langer Dauer diese schöne Zeit der jungen Liebe denn gewesen ist, — und das können wir am besten durch die Wiedergabe einer stimmungsvollen Dichtung unseres Poeten.

Eisblumen.

Was sitzt er denn und brütet still im Traum?
Laut heult der Winter draußen durch die Gassen
Mit Sturm und Schnee; — vier Monde sind es kaum,
Seit man ihm schrieb, sie habe ihn verlassen.

Nun wacht er auf, es weckt ihn das Gebraus
Aus seinem Traum, darin er still vergangen;
Er fährt empor, und wie er blickt hinaus,
Sieht all die Blumen er am Fenster prangen.

Da funkelt es in seinen Augen hell,
Es wollt', als ob er Thränen hätt', ihm scheinen;
O öffne dich, du längst versiegter Quell,
Noch einmal möcht' um seinen Schmerz er weinen!

Jüngst saßen noch sie draußen, Herz an Herz
Und Hand in Hand und Blick in Blick versunken;
Von ihren Lippen hat den süßen Schmerz
Der Liebe bis zur Neige er getrunken.

Und aus den Blumen haben sie vereint
Die schönsten sich in heil'ger Stunde gebrochen
Und Freudenthränen haben sie geweint
Und durch die Blumen haben sie gesprochen.

Und als er ging, als er den letzten Gruß
Ihr scheidend gab, da weinte sie aufs neue,
Und einen Blumenstrauß zum letzten Kuß
Gab sie als Pfand ihm ew'ger Liebestreue.

Ha, schneller als die Blumen welken hin,
Schwand ihre Treu', die ewig sie verheißen!
Was wollt ihr nun an seinem Fenster glüh'n,
Ihr Blumen, neu die Wunde aufzureißen?!

Er sitzt und sinnt, das dunkle Herz so schwer;
Wo eine Blume, die ihn noch erfreute? —
Sie welkten all' und keine blieb ihm mehr,
Als eisige, die ihm der Winter streute! —

Und eisig fährt der Winter durch das Herz,
Das, einst so reich, des Glücks soviel besessen,
Das, nun so arm, so arm in seinem Schmerz,
Die Eine, die es brach, nicht kann vergessen.

Warum auch schwand der süße Wahn so bald?
Getäuscht, — verlassen, — einsam und betrogen! —
O, fort mit euch, ihr Blumen, bleich und kalt,
Er weint, daß eure Schwester ihm gelogen! — — —

Also im Herbste 1854, nach einem herzlichen und wehmüthigen Abschiede von dem geliebten Meldorf und allen Lieben darin, bezog Johann Meyer die Universität in Kiel, und vier Monate später dichtete er während eines wilden Schneegestöbers da draußen hinter den von Eisblumen bedeckten Fensterscheiben seines bescheidenen Stübchens jene Strophen. Mit der Schwermuth, die ihn damals drückte, wurde der Bruder Studio bald fertig. „Wer wollte sich mit Grillen plagen, so lang uns Lenz und Jugend blüh'n?“ Und einem so offenen und empfänglichen Gemüthe, wie es unser Freund besaß, sprossen überall und immer, auch mitten im Winter, Frühlingsblumen, und er ließ sie nicht unbeachtet. Was ihm die



Johann Meyers Studentenwohnung in Kiel
(zweite und erste Etage links).

flüchtigen Stunden an heiteren Genüssen darboten, das hat er auch genossen; und bei dieser Gestaltung der Dinge konnte er nun auch seinem vormaligen Lieb nicht mehr zürnen.

Der Wechsel, d. h. die pecuniäre Unterstützung, die der Studiosus von seinen Eltern empfing, war nicht gerade hoch bemessen; er betrug 80 bis 100 Mark für das Jahr. Außerdem genoß er ein paar kleinere Stipendien für Theologie-Studirende aus seiner Vaterstadt Wilster; es gelang ihm auch mehrfach, durch Ertheilung von Privatstunden seinen Kassenverhältnissen etwas aufzuhelfen. Aber es würde ihm doch nicht möglich geworden sein, sich während der Studienzeit in Kiel zu halten, wenn ihm nicht die Eltern auch Unterstützungen in Victualien in reichlicher Menge hätten zukommen lassen. So erhielt er vom Hause Butter, Weiß- und Schwarzbrot, Schinken, Rauchfleisch, in Sauer prägnirtes Schweinefleisch (vulgo: Sülze und Preßkopf), mitunter auch frisch gebratenes Rindfleisch und überdies Kartoffeln, alles im Überfluß. In regelmäßigen Zwischenräumen erfreute ihn mit diesen Zusendungen die treusorgende Mutter, welche auch die Beschaffung der Wäsche übernommen hatte. Unter diesen Verhältnissen war es unserm Dichter natürlich unmöglich, eine andere Universität als die seines Heimathlandes zu besuchen.

Und indem er seiner materiellen Lage Rechnung trug, miethete er sich auch eine der billigsten Wohnungen, die überhaupt zu haben waren. Er wohnte in einer, wenn auch nicht gerade weit von der Universität gelegenen, so doch engen, versteckten und nichts weniger als schönen Gasse, der Faulstraße, ungefähr da, wo in sie hinein die vom Markte hinunterführende Küterstraße mündet, in einem alten und kleinen Hause, das einem Korbmacher gehörte. Seine Wirthsleute waren ein in ärmlichen Verhältnissen lebendes Ehepaar, das sich erst vor kurzem in dem obersten Stockwerk ein überaus bescheidenes Heim eingerichtet hatte. Der Mann war Schuster und wenige Tage vor der Hochzeit auf Grund eines Meisterstückes vom Gesellen zum Meister avancirt. Die junge Frau, eine heitere Thüringerin, war äußerst tüchtig, fleißig und stets zufrieden. Ihre Wohnung hatte zwei recht kleine Stuben und eine dazwischen liegende dunkle Küche. Das eine der beiden Zimmerchen, das nach der Hofseite lag, war zugleich Werkstätte und das andere, dessen Fenster nach der Straße gingen, die soge-

genannte beste Stube. Diese nun vermiethete die Frau Meisterin in Übereinstimmung mit dem Gatten dem Studenten für 7 Mark Courant, nach jetzigem Gelde für 8 Mark 40 Pfg. im Monat. Und für diesen Preis hatte der Miether nicht allein die Stube mit Aufwartung, sondern auch noch morgens eine Tasse Kaffee und abends eine Tasse Thee; dann besorgte ihm auch noch die Frau jeden Mittag das Abschälen und Kochen der nöthigen Anzahl seiner Kartoffeln sowie das Häuten einer Zwiebel und das Schmelzen bez. Braten der dazu gehörigen, seinem Buttertopfe entnommenen Butter.

Das sämmtliche Mobiliar und Inventar der kleinen Stube bestand aus einem altersschwachen Tisch mit Decke, einer ebenso beschaffenen leeren Bettstelle deren Bettzeug der Studiosus mitgebracht hatte, einem Koffer, der sein Eigenthum war, vier „antiken", recht hart gepolsterten und wohl erst zur Hochzeit von einem Trödler gekauften Stühlen, den Gardinen von zweifelhafter Güte für die beiden kleinen Fenster, einem Eckbrett mit daran befestigter Gardine, hinter der die Garderobe aufgehängt werden sollte, einem kleinen Spiegel und einer alten Öllampe. Und dieses Zimmerchen mit seiner ärmlichen Einrichtung genügte den bescheidenen Ansprüchen seines Insassen, der hier nicht allein fleißig studirte, sondern auch gar oft den Pegasus tummelte: er fühlte sich wohlig und zufrieden, vielleicht mehr als andere, die von Prunk und Reichthum umgeben sind.

Zwischen dem jungen Ehepaare und dem Studiosen entspann sich nach und nach ein fast freundschaftliches Verhältniß. Er stand bei ihnen hoch angeschrieben, vielleicht schon infolge der massenweise in seiner Stube umherliegenden poetischen Manuscripte, in die das neugierige Auge der jungen Frau wohl dann und wann einmal hineinsah, wenn der Autor im Colleg saß, vielleicht auch aus einem mehr materiellen Interesse, weil er von jeder Sendung vom Hause den jungen Eheleuten einen ansehnlichen Theil als Probe abgab. Aber der Umstand, daß sich der Schuster und sein Ehegespons noch in den Flitterwochen befanden und die poetischen Ergüsse des Einlogirers fast lauter kleine, rührende Liebeslieder waren, scheint dafür zu sprechen, daß die freundschaftliche Zuneigung zu dem Stubenbewohner auf idealistischem Boden entsprossen ist. Bald konnten es die Wirthsleute auch nicht mehr ansehen, daß

sich der junge Dichter ohne Sofa behelfen mußte; sie fingen an zu sparen und hatten auch bald soviel zusammen gespart, daß sie sich bei einem Trödler das betreffende Hausgeräth erstehen konnten. Aus Dankbarkeit hierfür übernahm der Student bei dem ersten Sprößling die Gevatterschaft, und der kleine Schuster erhielt in der Taufe den Rufnamen Johann. Im zweiten Jahre erhielt der Dichter noch eine ganz nette Schatulle, derselben Niederlage entstammend, die vordem Stühle und Sofa geliefert hatte. Etwas später bezog er mit dem Ehepaare und dem Pathenkinde eine andere Wohnung in demselben Hause, nur ein Stockwerk tiefer. Das neue Heim war in nichts von dem alten unterschieden, gewährte aber, namentlich in Rücksicht auf die zunehmende Kundschaft des Schusters, den großen Vortheil, daß es um eine Anzahl von Treppenstufen tiefer lag.

Unser Studiosus der Theologie erleichterte sich erheblich die Schwierigkeiten, die ihm der Besuch der Universität bereitete, dadurch, daß er sich die Collegiengelder bis auf spätere Zeiten stunden ließ. Werfen wir nun einen Blick auf die verschiedenen Disciplinen, welche er sich von Semester zu Semester für das Studium auswählte. Hiermit wollen wir zugleich die Zeugnisse der Professoren wiedergeben, um so auf den Fleiß hinzuweisen, mit dem Johann Meyer den ihm dargebotenen Stoff zu verarbeiten und sich zu eigen zu machen bemüht war. Im Wintersemester 1854/55 hatte er belegt:

Logik und Metaphysik, 4stündlich, bei Professor Chalybäus; ununterbrochener Fleiß,

Briefe an die Römer, 4stündlich, bei Professor Wieseler; ausgezeichnet fleißig und aufmerksam,

Universalkirchengeschichte, 3. Theil, 5stündlich, bei Prof. Thomsen; völlig unausgesetzter Fleiß und rühmlichst aufmerksame Theilnahme,

Einleitung ins Neue Testament, 4stündlich, bei Prof. Wieseler; ausgezeichnet fleißig und aufmerksam.

Einleitung in das Alte Testament, 6stündlich, bei Prof. Dillmann; fortwährend ausgezeichnet fleißig und aufmerksam.

Philosophie seit Kant, einstündlich, bei Prof. Harms; ausgezeichnet fleißig und aufmerksam.

Im Sommersemester 1855:

Geschichte der neueren Philosophie, 4stündlich, bei Prof. Thaulow; sehr fleißig und aufmerksam,

Geschichte der Kunst bei den Griechen und Römern, einstündlich bei Prof. Thaulow; sehr fleißig und aufmerksam,

Ästhetik, einstündlich, bei Prof. Chalybäus; unausgesetzt fleißig

die Psalmen, 4stündlich, bei Prof. Wieseler; ausgezeichnet fleißi und aufmerksam bis zu Ende,

die drei ersten Evangelien, 4stündlich, bei Prof. Wieseler; ausge zeichnet fleißig und aufmerksam bis zu Ende,

deutsche Übungen, einstündlich, bei Prof. Müllenhoff; sehr fleißi und aufmerksam.

Im Wintersemester 1855 bis 56:

Der Korintherbrief, 4stündlich, bei Prof. Wieseler; ausgezeichn fleißig,

Schleiermachers System, einstündlich, bei Prof. Fricke; fleißige Besuch und vorzügliche Aufmerksamkeit,

Allgemeine Kirchengeschichte, 3. Theil (neuere Kirchengeschichte se Luther), 4stündlich, bei Prof. Thomsen; völlig ununterbrochen Fleiß und rühmlichst aufmerksame Theilnahme,

Apostolisches Zeitalter, 1stündlich, bei Prof. Thomsen; ebenso,

Anatomie, 6stündlich, bei Prof. Behn; fleißig besucht,

Experimentalphysik, 6stündlich, bei Prof. Karsten; unausgesetzt besuch

Deutsche Übungen (Walther von der Vogelweide), 1stündlich, b Prof. Müllenhoff; sehr fleißig und aufmerksam.

Im Sommersemester 1856:

Dogmatik, 1. Theil, 4stündlich, Hebräerbrief, einstündlich, Pau nischer Lehrbegriff, einstündlich, bei Prof. Fricke. Vorzüglicher Fle und gleiche Aufmerksamkeit für die drei vorstehenden Vorlesunge

Anthropologie und Psychologie, 2stündlich, bei Prof. Thaulo sehr fleißig und aufmerksam.

Im Wintersemester 1856 bis 57:

Dogmatik, 2. Theil, 4stündlich, Leben Jesu, 2stündlich, Wesen d Protestantismus, 2stündlich, Colloquium über Dogmatik, einstündli bei Prof. Fricke. Vorzüglichster Fleiß und gleiche Aufmerksamk für sämmtliche Vorlesungen,

Nordische Mythologie, einstündlich, bei Prof. Mollbach; sehr flei und aufmerksam.

Im Sommersemester 1857:
Ethik, 2stündlich, Messianische Weissagungen, 2stündlich, bei Prof. Fricke. Vorzüglichster Fleiß und gleiche Aufmerksamkeit für beide Vorlesungen,
Über die menschliche Seele, 2stündlich, Religionsphilosophie, 2stündlich, bei Prof. Chalybäus. Fleißiger Besuch beider Vorlesungen.

Wintersemester 1857 bis 58:
Encyklopädie der Theologie, 4stündlich, bei Prof. Fricke; vorzüglichster Fleiß und gleiche Aufmerksamkeit,
Über Schelling und Hegel, 2stündlich, bei Prof. Thaulow; ausgezeichnet fleißig,
Nordische Alterthümer, einstündlich, bei Prof. Mollbach; vorzüglich fleißig besucht,
Psychologie, 2stündlich, bei Prof. Harms; ausgezeichnet fleißig und aufmerksam.

Wie man aus dieser Übersicht ersehen kann, war der in seinem bescheidenen Stübchen in der Faulstraße hausende Dichter — er wohnte, dort so lange er Student war — allen Ernstes beflissen, seine Universitätszeit bestens auszunützen. Er „schwänzte" fast nie ein Colleg, führte und vervollständigte gewissenhaft seine Hefte und legte sich während seiner sieben Semester einen umfangreichen Schatz von theologischen Kenntnissen an. Aber je mehr er die Wissenschaft der Gottesgelahrtheit studirte, desto mehr gelangte er zu der Überzeugung, daß sie ihm als Berufswissenschaft niemals volle Zufriedenheit gewähren könne und daß er somit noch nicht auf dem richtigen Wege sei, eine Lebensstellung, in der er auch ein dauerndes Lebensglück finden werde, zu erreichen. So schwankte er, ob er sich nicht lieber doch noch einem anderen Studium widmen solle; aber er hatte nicht den Muth, dies der Mutter und anderen gegenüber, denen er sich verpflichtet glaubte, auch nur auszusprechen, geschweige denn auszuführen. Infolge häufigen Umgangs mit einigen seiner Commilitonen von der Schule her, die alle Medicin studirten, und andern Studenten derselben Facultät glaubte er eine Zeit lang, daß ihm das Studium der Medicin die bis dahin vermißte Befriedigung geben könne, und deshalb belegte und besuchte er recht fleißig ein 6stündiges Colleg über Anatomie. Aber auch hierbei erkannte er bald, daß er auch in der Medicin kein Genüge

finde; denn was er wohl am liebsten werden und auch imm bleiben möchte, das war — ein Dichter! Soweit wir bis je Johann Meyer's Lebens- und Entwicklungsgang kennen gelernt habe nimmt uns dieser Wunsch nicht Wunder. Doch getraute er si nicht, ihn offen auszusprechen: seiner klugen und praktischen Mutt daheim durfte er damit nicht kommen, und andere hätten ein de artiges Wünschen für Unsinn erklärt. Und doch nährte er i Stillen einige Zeit hindurch diese Absicht und studirte heimlich u verschwiegen mancherlei, was auf einen solchen Lebensberuf wo vorbereiten konnte, so namentlich Philosophie, Geschichte, Litterat und Ästhetik. Und dann war er auch dichterisch so fleißig thäti wie vielleicht vordem noch nie, und er hatte auch die Freude, d viele seiner Poesien nicht nur bereitwillige Aufnahme in Zeitschrift und Tagesblätter fanden, sondern auch recht anständig honori wurden. Zu diesen Blättern gehörte die in Hamburg erscheinend vielgelesene „Reform", deren Begründer und Besitzer, J. E. Richt mit dem Johann Meyer auch persönlich bekannt wurde, spät dessen plattdeutsche Gedichte in Verlag nahm.

Einer kleinen recht lustigen Episode aus dem Leben unser Poeten verdankt das erste Gedicht, das er der Redaction d „Reform" zur Veröffentlichung übersandte, seine Entstehung. (war somit ein Gelegenheitsgedicht, aber eines der besten unter d fast zahllosen Gedichten dieser Gattung, die Johann Meyer zu Verfasser haben und mit denen er, alle zeitgenössischen deutsch Brüder in Apoll weit übertreffend, wahrhaft einzig und gr dasteht. So möge denn auch jenes Gedicht hier seinen Pl finden, nachdem die Vorgeschichte dazu erzählt worden ist.

Unweit der alten holsteinischen Musenstadt liegt, ebenso n sie, am Strande der blauen Ostsee das herrliche, üppig fruchtba Land der Probstei, in deren Dörfern auch jetzt noch alljährli das schöne Fest der Pfingsten eine ganze Woche hindurch n Musik und Tanz gefeiert wird. Und Sitte war es von alters und ist es, wenn auch in etwas beschränkterem Maße, auch in u seren Tagen noch, daß zu dieser Zeit die Kieler Bürger mit ihr Familien Ausflüge dorthin machen, um in dem einen oder ande Dorfe des im prächtigsten Frühlingsschmucke prangenden Ländche einige fröhliche und genußreiche Stunden zu verleben, sei es n für sich und die Natur genießend im Freien oder in Gesellsch

der die Pfingsten lustig und fast ausgelassen feiernden Probsteier. Da ist nun auch von jeher der Bruder Studio gern ein bißchen mit dabei, aber mit einer ungleich zäheren Ausdauer als der biedere Spießbürger, der mit den Seinigen zur rechten Zeit zu den heimischen Penaten zurückkehrt, und zwar im Wagen, während die Musensöhne nicht selten die ganze Woche lang zusammen mit der ländlichen Bevölkerung alles gründlich durchmachen, bevor sie nach Kiel zurückpilgern. Und von den gastfreien Bauern und Bäuerinnen werden sie dann wohl gern gesehen; denn lustig sind sie ja immer und Ulk machen sie auch, und viele von ihnen sind Landeskinder und nicht wenige vom Lande selbst, die noch plattdeutsch zu sprechen, fröhliche Lieder zu singen und das Tanzbein noch flotter zu schwingen vermögen als die flottesten Bauernsöhne und Knechte. Und die jungen hübschen Probsteierinnen, damals auch noch alle in ihrer kleidsamen Nationaltracht, hatten gegen die fidelen Kieler Gäste auch gewiß nichts einzuwenden, und sie waren andererseits für den flotten Studenten mit seinem leicht entzündbaren Herzen stets verlockend genug, ihn an diese Feier bis zur letzten Stunde zu fesseln. So wanderte man denn von Dorf zu Dorf, die ganze Probstei hindurch, und wo es allemal am schönsten war, verweilte man am liebsten und am längsten. Und da marschirte man dann inmitten einer großen Schar von alt und jung und eine hübsche Probsteierin am Arm, wenn nicht gar noch eine zweite an dem andern, die Musikanten voran, von Haus zu Haus, und in jedem Hause gab es „en Lüttjen un'n Glas Beer“ und ein paar lustige Tänze zum Abschied, bis die Reihe herum und das Haus erreicht war, wo die Feier dieses Tages den Abschluß finden sollte und ihn oft erst beim Morgengrauen fand. Und waren sie dann alle sieben, ein jeglicher für sich in solcher Weise gefeiert — und gar zu schnell flog die Zeit dahin — und die lustigen Brüder, wohl keinen Schilling mehr in dem kleinen von der Schwester oder der Mutter gehäkelten Geldnetz, aber dafür mit einem prächtigen Kater versehen, zu den verlassenen Laren der kleinen Bude wieder zurückgekehrt, so durchlebten sie noch einmal die schönen, schnell verrauschten Stunden und Tage!

Und noch eins blieb dann besonders fest in der Erinnerung, noch eins, das zu erwähnen wir beinahe vergessen hätten. Wie im Lande der Schweiz war es damals auch noch im Ländchen

bstei gebräuchlich, daß . . . . . . , doch wir wollen es nur
ie Blume bezeichnen, indem wir auf jenes reizende Theater-
. von Seidel's hinweisen: „'s letzte Fensterln“.

Es waren ihrer drei, alle drei junge, angehende, ehrsame
ogen, freilich erst im zweiten Semester, und zwei von ihnen
uch heute noch ehrsame alte Pastoren, während der dritte,
Dichter, es bis jetzt soweit noch nicht gebracht hat. Und
drei waren vom Lande und Söhne von Bauern, und es wan-
sie die Lust an, auch einmal eine Pfingstwoche in der Probstei
zu feiern Und sie haben es redlich gethan, und, standhaft
haltend, alles bis auf das Letzte hin mitgemacht. Aber dieses
te hätte ihnen doch leicht übel bekommen können; denn die
ersucht hat hundert Augen und der scheel blickende Neid schläft
ch nicht, wenn andern ein Glück blüht. Das sollten die drei
lusensöhne erfahren, als sie sich in der Probstei in Amors Bande
erstrickten. Sie hatten nämlich auf ihrer Pfingsttour die Bekannt-
chaft dreier junger und hübscher Mädchen aus einem und dem-
elben Bauernhause gemacht, viel mit ihnen getanzt und sie beim
Tanzen recht lieb gewonnen. Darum brachten sie auch das nied-
liche Kleeblatt nach Hause, und zwar, um ungestört zu sein, etwas
früher, als die andere Gesellschaft aufbrach. Und da wurde ihnen
auch erlaubt, für einige Augenblicke in der gemeinsamen Kemenate
der Mädchen zu verweilen. Aber einige Bauernburschen, die sich wohl
schon vordem darüber geärgert haben mögen, daß ihnen die Kieler
ins Gehege gekommen waren, hatten bemerkt, wie sich die drei
Paare hinwegstahlen, und waren, von Neid und Eifersucht getrieben,
leise herangeschlichen; und als nun Männlein und Weiblein in der
Kammer waren, um den obligaten Zins für das Nachhause-
bringen zu empfangen und auszutheilen, da wurde die Thür unter
höhnischem Gelächter zugeschlossen. Da waren nun die nasch-
haften Mäuse in der Falle, und dem Honig der Abschiedsküsse,
die doch noch mit aller Herzlichkeit ausgetauscht wurden, mag nicht
wenig Wermuth beigemischt gewesen sein. Aber das Küssen drinnen
brachte die Bengel draußen noch mehr auf, und alsbald machten
sie, indem sie sich langsam entfernten, einen infernalischen Lärm. Da
sprang entsetzt der Bauer aus dem Bette, um zu sehen, was in
seinem Hause los sei. Und als ihn die Mädchen herbei riefen,
und er auf ihre Bitte die Thür öffnete, war er zwar nicht wenig

erstaunt, als ihm die Studiosen entgegentraten; aber er begriff die Sachlage bald und faßte sie von der gemüthlichen Seite auf. Und er that dies um so bereitwilliger, als er erst wenige Stunden vorher mit den Studenten gezecht und sich mit ihnen in der alten, lieben Muttersprache unterhalten hatte; ja sie hatten sogar auf Du und Du getrunken und standen sich ja jetzt als Dutzbrüder gegenüber. Und laut auflachend rief er: „Ei, der Deutscher, wat seeg ick? Sünd Ju dat? Wat hebbt Ju denn hier verlar'n?!“ Und sie dagegen: „Ja, wie wulln man eben mal en beten fenstern, un darbi hebbt sie uns inpannt!“ Und er wieder lachend: „Na, denn kamt man gau herut un slapt man erst mal'n beten ut, — un Klock um acht oder neg'n, denn kamt man wedder un drinkt den Kaffe bi uns, denn schüllt se Ju noch all dree to guterletzt noch de Tassen mal fülln un bi't Fröhstück bedeen'. — Awers nu kamt man, ick will Ju dochen leewer eerst gau noch na'n Krog hin öwerlotsen, — dat de annern nich wedder kamt un Ju ock noch dat Jack vull haut!“ — Und wie gesagt, so gethan, und dann noch ein paar Stunden geschlafen und gegen 9 Uhr bei dem Bauern zum Kaffee und Frühstück, wobei die drei Mädchen, jedwede den verliebten Augen eines jeden als olympische Hebe erscheinend, bedienten. Kein Wunder, als über unsern jungen Poeten, als er wieder daheim in seiner kleinen Bude war, eine Stunde der Begeisterung kam; und was ihm da die Muse in die Feder dictirte, wollen wir hier folgen lassen.

Pingsten in de Probsti.

Ick schall Di mal hinschrieb'n wasück mi dat geiht
Un ob ick hier we'n mag? — dat do' ick mit Freud.
Un Kiel is de Hüll un de Füll vun Plaseer
Un doch för so'n Burjung op de Gündsit noch mehr.

Se sünd mi to städtsch hier, tö vörnehm un fien,
Dat kann ick un mag ick nu eenmal ni lidn;
Obschons ick Student bün, so leng ick bischurn
Doch bannig — un wünsch mi na Hus mank de Burn.

Op de Gündsit — ei deutscher! op Gündsit an'n Strand,
Dar wahnt de Probstier; — dat is di en Land!
So grön un so welig, so smuck un so schön,
Dat heff ick in de Pingstwek mi gehörig besehn.

Wat'n Segn op de Koppeln, an Kleewer un Gras!
Dat Land is als Marschland, un de Weeten, de dar waßt,
Hett Deg, dat't en Lust is, — dar schaft Du Di wahrn!
Un in Blöth stunn de Rappsaat, un de Rogg schot all Ahrn,

Un denn mank de Knicken, un denn op'n Wall
Waßt de Katzbein un Eerdbein man so wild öwerall;
Un de Nachtigaln slat, un de Oschen de blöht,
Als werst Du in'n Blomhoff — langs'n Weg för de Föt.

Is't nu to verwunnern, dat se Pingsten so fiert?
Un dat se in de Pingstwek dree heele Dag swiert?
Un dat se dat Vorjahr, an Freuden so rik,
So lustig begröt'n do't mit Danz un Musik?

Juchheissa! wat'n Leben! dar heff ick mi freut!
Heff sprungn op de Lohdehl na'n Brummbaß un Fleut,
Heff sungn mit de Burjungs un klönt mit de Oln,
Un Allns, wat dar Mod weer, heff ick redlich mit holn.

Un man jümmers op plattdütsch so hartlich und tru,
Mit de Mannslüd, mit de Frunslüd man jümmers op Du!
Un wenn ick mal möd wurr, un keem mal de Slap,
Denn leeg ick in'n Kohstall bi de Kalwer un Schap.

Un nößen denn gung dat frisch wedder darmank,
Vun een Hus na't anner, dat Burdörp hinlank.
Dar achter dat Jungvolk, — de Spellüt vörop,
Un so man jümmers lustig na de Lohdehln herop.

Un wurr ick mal hungrig, so sä ick dat fri;
Brade Bütt harrn se allerwegen un Förten darbi,
Stutenbodderbrot un Kaffee, — keeg'ck'n Geldbüdel 'rut,
Denn drücken se de Hand mi un lachen mi wat ut.

So gung dat dree Dag dör', jümmers lustig un frisch.
In Schönbarg, in Krockau, in Barsbek un Wisch,
In Labö un Fifbargen, in de Neegd un de Feern,
Un öwerall harrn se vun Harten mi geern.

Un, Junge, — wat kreeg ick för Deerns dor to sehn!
Dat sünd di de smuksten in't ganze Holsteen;
So blid, als en Lachduv, — so bunt, als en Tulk,
So slank als en Wichel un so flink, als en Swulk.

Se dreiht sick in'n Danz 'rum, als 'n Küsel so gau,
Se lacht rein so fründlich, als de Rosen in'n Dau;
Un kiest du in de Ogn ehr, — so büst Du all tamm,
Se mak di so lief' un so fram, als en Lamm.

Ick wüß wul noch mehr, — un Du hörst dat wul geern,
Un meenst: dat is dösig, sick lang to schaneern;
Doch nu mutt ick stillswiegen, — un schullst Du ok schelln,
Denn dat Fenstern, — — dat lett sick man mündlich vertelln!

Der Verfasser sandte das Gedicht der Redaktion der Hamburger „Reform" zur Veröffentlichung ein; es wurde mit der größten Bereitwilligkeit angenommen, und als es gleich darauf in diesem vielgelesenen Volksblatte zum Abdrucke gekommen war, liefen eine Anzahl von Anerkennungsschreiben, darunter auch zwei aus dem Lande der Probstei, bei dem glücklichen Dichter ein. Von all diesen Zuschriften erfreute keine mehr den Adressaten als diejenige, welche er von Herrn Richter, dem Besitzer der Reform, und den Mitgliedern der Redaktion erhielt,und zwar deshalb, weil das Schriftstück mit einem blanken Luisd'or, dem Honorare für das mit den schmeichelhaftesten Ausdrücken bedachte Poem, beschwert war und der Empfänger ersucht wurde, den Leserkreis der „Reform" recht oft mit derartigen Einsendungen zu erfreuen. So wurde Johann Meyer ein fleißiger Mitarbeiter am Feuilleton dieser Zeitung; und recht viele, namentlich plattdeutsche Gedichte, wären ohne jenes Debüt, das ja zugleich eine wesentliche Aufbesserung der pecuniären Verhältnisse des Dichters zur Folge hatte, nicht entstanden.

Und noch eine zweite Episode aus dem Leben unseres Poeten während dieser Zeit, freilich eine ganz andere, aber mit nicht minder ruhmreichem Ausgange für ihn als die vorhergehende, will ich hier, wenn auch wegen einer ihm befreundeten bürgerlichen Familie etwas weiter ausholend, hier nicht unerwähnt lassen.

Als Student wurde Johann Meyer durch einen seiner Studiengenossen in eine dem Mittelstande angehörige Bürgerfamilie eingeführt, mit der er sich bald befreundete, und in der er bis zu seinem Fortgange aus Kiel stets ein gern gesehener Gast war. Es war die Familie Wilms. Sie bestand nur aus 4 Personen: aus Mann, Frau und zwei Söhnen, von denen der ältere mit im Geschäfte des Vaters thätig war und der jüngere noch die Schule besuchte. Der Vater war früher Eigenthümer eines Hotels und Gasthofes ersten Ranges in der Stadt Eckernförde gewesen, hatte aber wegen eingetretener Taubheit sein Besitzthum veräußert und darauf in Kiel eine kleine Tabaksfabrik gegründet, die unter der Firma Wilms einen guten Absatz hatte und ihren Mann ernährte.

Herr Wilms war ein vortrefflicher Charakter, ein biederer herzensguter Mann, der für alles Interesse hatte, namentlich auch für Kunst und Wissenschaft. Er war sehr gesprächig und gesellig, verständig und sehr belesen und ein großer Freund der Dichtkunst. Es war aber schwer, sich mit ihm zu unterhalten; denn dies konnte, weil er stocktaub war, nur schriftlich geschehen. In verschiedenen Blättern waren ihm Gedichte von Johann Meyer, die ihm sehr gefielen, zu Gesichte gekommen, und da sich der junge Student, der Mühe des Schreibens ungeachtet, oft und stets gerne mit ihm unterhielt und gleich Herrn Wilms einer idealen Geistes- und Gefühlsrichtung angehörte, waren beide schnell mit einander befreundet worden.

Die Gattin dieses Mannes, Frau Hannchen Wilms, war ein Charakter, wie man deren nur wenige findet; ein Charakter edelster Art mit allen Tugenden ausgestattet, die nur ein Weib schmücken und es, wie im Abglanz des Lichtscheines einer Heiligen, verherrlichen und erheben können. Auch sie nahm lebhaften Antheil an allem Guten und Schönen, war sehr klug im Abwägen und Ermessen, — im Urtheilen, Beschließen und Handeln und traf in allem, was sie unternahm, stets das Rechte. Auch Gottesfurcht und Frömmigkeit zeichneten sie aus, sowie Nachsicht und Sanftmuth; und Arbeit, Sorg' und Mühe und Wohlthun waren ihr Tagewerk. Ein jeder, der mit ihr in nähere Berührung kam, mußte sie hochachten und lieb gewinnen.

In Eckernförde, wo der Mann und die Frau ihrem Hotel und Gasthofe jahrelang vorgestanden, waren sie allgemein bekannt und mit vielen Familien auch befreundet; mit einigen darunter standen sie auch noch nach ihrem Fortzuge im Briefwechsel, so daß sie über alles Wesentliche, was sich in der kleinen Stadt zutrug, gut unterrichtet waren. Und eines Tages wurde ihnen Kunde, daß sich dort etwas Unerhörtes zugetragen habe, worüber die ganze Stadt in Aufregung und Empörung gerathen sei. Ein bekannter dortiger Localreporter, der für verschiedene Blätter arbeitete, mitunter auch als Gelegenheitsdichter den Pegasus quälte und eine besondere Freude daran hatte, unter dem Deckmantel der Anonymität, Menschen, auf die er nun einmal nicht gut zu sprechen war, in Versen öffentlich anzuzapfen, hatte sich in seiner Unbesonnenheit soweit vermessen, daß er zwei junge Mädchen, die Töchter eines dortigen, angesehenen Advokaten, in einem Poem in den „Eckernförder Nachrichten" in der empörendsten

Weise besang und verleumdete. Natürlich that er dies, ohne sich zu nennen, und überdies auf eine so schlaue Art, daß ihm selbst der Vater der jungen Mädchen, welcher doch ein Rechtsgelehrter und gesuchter Advokat war, auf dem Wege einer Klage nichts hätte anhaben können. Auch die Eheleute Wilms, denen eine befreundete Familie die betreffende Zeitungsnummer zugeschickt hatte, waren empört über diesen Frevel und baten unsern Dichter, dessen poetische Leistungen sie ja sehr schätzten, die beiden jungen Damen in Schutz zu nehmen und dem Verläumder für die Niedertracht eine gebührende Züchtigung angedeihen zu lassen. Das war Wasser auf unsers Dichters Mühle! Nicht mehr als gern erfüllte er diesen Wunsch, und so entspann sich denn ein poetischer Streit, der für das Städtchen Eckernförde wie für die unserem Dichter befreundete Familie eine cause célèbre wurde. Für Johann Meyer war es übrigens ein Leichtes, den Gegner zu werfen; denn dieser hatte sich ja nicht nur einer That schuldig gemacht, die Verachtung und Strafe verdiente: er ermangelte auch jener Gewandtheit im poetischen Ausdrucke und in der Form, die unsern Freund in so hohem Grade auszeichnet. Wir können hier nicht gut diesen Kampf durch Mittheilung der Gedichte pro et contra weiter verfolgen und müssen uns daher damit begnügen, ihn als ein Ereignis aus dem Leben unseres Dichters während seiner Studentenzeit einfach zu erwähnen.

Es war der erste derartige Streit, deren er später noch verschiedene zu bestehen hatte, die gleichfalls nicht minder rühmlich für ihn ausfielen, und erstreckt sich im Jahrgange 1857 während der Zeit vom 17. Januar bis zum 21. Februar durch die Nummern 5, 10, 11, 12, 13, 14 und 15 des genannten Blattes.

Übrigens hatte die ganze Angelegenheit noch ein Nachspiel heiterer Art, das aber leicht sehr ernst hätte werden können. Der Pasquino war voller Wuth über die empfindliche Niederlage und sann auf Rache. Als bald nachher in Eckernförde zum Jahrmarkt eine mit Kieler Verbindungsstudenten voll besetzte Break anlangte, deren lustige Insassen die edle Absicht hatten, einmal das Colleg zu schwänzen und sich einen vergnügten Tag zu machen, glaubte man, daß sich auch unser Dichter in dieser Schar befände. Und in diesem Wahne befand sich auch sein Gegner. Er hatte sich darum unter seinem Anhange einige handfeste Kerle geworben, die den ihm verhaßten Kieler Poeten einmal gründlich verholzen sollten. Diese

Burschen nun mit ihrem Anführer an der Spitze verfolgten die kleine Schar der nichts Böses ahnenden, lustigen Musensöhne von dem einen Local in das andere, und wiederholt kam es zu Reibereien bis zum Losschlagen. Glücklicher Weise stellte es sich, bevor es zum Äußersten gekommen, heraus, daß unser Dichter nicht dazwischen war Es war ja so schon durch das unvermuthete Intermezzo die vergnügliche Ausfahrt nach dem Eckernförder Jahrmarkt gründlich verdorben worden; wie leicht hätte nun noch der eine oder der andere die Johann Meyer zugedachten Prügel entgegennehmen können!

Den Eltern, die durch den Sohn über alles, was ihn betraf, stets unterrichtet wurden, gewährten seine dichterischen Erfolge eine große Freude, was aber die fürsorgliche Mutter nicht abhielt, den jungen Poeten wiederholt und dringend aufzufordern, über all dem Dichten doch ja nicht das eigentliche Studium zu vernachlässigen. Die gute und kluge Mutter! — Sie mochte es wohl bei sich erwogen haben, wie gefährlich für einen jungen Menschen von der Art ihres Sohnes eine solche an sich zwar erfreuliche, aber von der Berufsthätigkeit leicht ableitende Beschäftigung werden könne; wie oft lag nicht in einer derartigen Begabung der Grund dafür, daß eine gesicherte Lebensstellung überhaupt nicht erreicht wurde!

Um nun diese sich im Herzen der Mutter vordrängende Besorgniß um die Zukunft des Sohnes etwas zu zerstreuen, beschloß Johann Meyer, ihr auch einmal zu zeigen, daß er die kostbare Zeit nicht unbenutzt gelassen habe und als angehender Prediger schon jetzt im Stande sei, eine wohldurchdachte Predigt nicht allein zu machen, sondern auch zu halten. Und die sorgende Mutter war nicht wenig erfreut, als sie der Sohn von diesem Entschlusse in Kenntniß setzte. Es war im Sommer, als jenes Ereigniß stattfinden sollte, und in der letzten Hälfte der Studienzeit des Dichters. Wir konnten die Jahreszahl nicht erfahren, wissen aber bestimmt, daß damals der Vater mit der einen Tochter noch jene kleine Landstelle im Dorfe Sollerup bewirthschaftete und die Mutter mit den übrigen Geschwistern unseres Freundes nicht mehr jenes kleine Haus in der Altstadt Schleswigs bewohnte, sondern ein anderes im Stadttheil und in der Gemeinde Friedrichsberg. Es war dies ein größeres mit Garten und Stallraum versehenes Gewese, in dem eine gut gehende Grobbäckerei, verbunden mit einem Brot- und Mehlhandel

betrieben wurde. Johann Meyer's Vater hatte es für seine in der Stadt befindliche Familie auf den Wunsch der Mutter gepachtet, weil diese — von der Solleruper Mühle her wohlerfahren in dem Betriebe und der Führung eines solchen Geschäftes — die Hoffnung hegte, durch eigene Arbeit auch etwas miterwerben und so mit beitragen zu können zu den nicht unerheblichen Mitteln, welche für den Haushalt in der Stadt erforderlich waren. Und in dieser Hoffnung wurde sie nicht getäuscht, und sie war darum trotz der vermehrten Arbeitslast um so glücklicher, je mehr es ihr gelingen wollte, ihrem Gatten in der Fürsorge für eine gute Ausbildung der Kinder die Schwere des Erwerbes mittragen zu helfen.

Sehr gern würde es nun die Mutter gesehen haben, wenn ihr Johann seine erste Predigt in der Kirche der Stadtgemeinde Friedrichsberg gehalten hätte. Aber hierin konnte ihr der Sohn nicht zu willen sein; denn er hatte ja noch nicht das Tentamen gemacht, das dem eigentlichen Staatsexamen vorangeht und dem jungen Theologen überhaupt erst die Berechtigung zum Predigen giebt. Dagegen durfte er wohl voraussetzen, daß man ihm gestatten werde, vor einer kleinen, von der Stadt ziemlich weit entlegenen Landgemeinde seine Erstlingspredigt zu halten, zumal die kirchlichen Zustände, insbesondere diejenigen der Dörfer, während der ersten Jahre nach dem Kriege in dem für die Dänen wiedergewonnenen Herzogthume Schleswig noch recht ungeregelt waren. Sehr viele der alten Prediger waren auf ihren Wunsch pensionirt oder wegen politischer Ursachen entlassen worden, und die zum Ersatze meist aus dem Norden gekommenen und dänisch gesinnten Nachfolger ermangelten wohl oft noch einer genügenden Orientierung über die in ihrem neuen Wirkungskreise bestehenden gesetzlichen Bestimmungen, und sie versahen ihres Amtes in dieser Beziehung meist mit einer recht sorglosen Gleichgültigkeit. Auch der alte, unserem Dichter so wohl befreundete Prediger zu Klein-Jörl hatte sich pensioniren lassen und war nach der Stadt Schleswig verzogen; zu seinem Nachfolger hatte die Gemeinde einen Geistlichen erhalten, der nicht einmal der deutschen Sprache mächtig war, in der er doch seine Predigten zu halten hatte. Im übrigen war er ein harmloser, freundlicher und gemüthlicher Mann, weit davon entfernt, seine Gemeinde um einen Genuß zu bringen, auf den sich viele ihrer Mitglieder schon im Voraus freuten. So nahm er denn den

Besuch des jungen Theologen freundlich entgegen und hatte nichts dagegen einzuwenden, als dieser ihn bat, einmal in der Kirche predigen zu dürfen.

Das erforderliche Bäffchen war dem jungen Prediger von seiner Schwester Therese, die besonders viel von ihm hielt, sorgfältig und fein gearbeitet worden. Dieses Mädchen war eine bildhübsche Blondine mit einem wahrhaft himmlischen Herzen und Gemüthe; sie wirkte damals als Lehrerin an einer blühenden Privatschule, der sie auch als Schülerin angehört hatte, und wohnte im Hause der Mutter. Ein trauriges Geschick sollte der Armen beschieden sein; wir kommen an einer anderen Stelle noch darauf zurück und wollen hier nur noch erwähnen, daß der Bruder das Geschenk der Schwester stets als ein heiliges Andenken an sie gehegt und bewahrt hat und noch heute besitzt.

Für die Bauern und viele andere Gemeindemitglieder ringsumher war die bevorstehende Erstlingspredigt Johann Meyer's ein Ereigniß. War ihnen doch allen „Müllers Johann" zur Genüge bekannt; mit vielen von ihnen hatte er als Knabe die Dorfschule zu Klein-Jörl besucht, für andere auf der Mühle seines Vaters manche Tonne Korn durchgemahlen oder mit ihnen Hochzeiten und andere Festlichkeiten besucht. Und noch mehr! Alle hatten schon so manch ein Gedicht von ihm in den Blättern gelesen und Kunde davon bekommen, bis zu welchem Ansehen er sich als Dichter in dem Heimathslande schon emporgeschwungen hatte. Es erfüllte sie mit nicht geringem Stolze, daß er einst zu ihnen gehörte, und es gereichte ihnen zu einer großen Freude, ihren früheren Müllergesellen nunmehr als Prediger auf der Kanzel wiedersehen zu sollen. Der eine erzählte es dem andern schon wochenlang vorher. Und als der betreffende Sonntag erschienen war, stand es bereits zur Zeit der Aufschließung der Kirchenthüren vor dieser und auf dem Kirchhofe so voll von Menschen, daß das Gotteshaus, kurz nachdem es geöffnet war, bis auf den letzten Platz gefüllt wurde und sich andere, die etwas später kamen, damit begnügen mußten, im Vorbau des Einganges zu stehen, um so viel wie möglich von der Predigt da drinnen aufzufangen.

Unser junger Prediger war schon am Sonnabend auf der Eisenbahn von Schleswig nach der Station Sollerup gefahren und von hier die kurze Strecke bis nach Klein-Jörl gegangen.

Nach einem Besuche im Pastorat hatte er dann in dem der Kirche nahegelegenen Kruge Wohnung genommen. Hier blieb ihm bis zum anderen Tage noch Zeit genug, seine Predigt, die er schon recht gut auswendig gelernt hatte, noch einige Male zu memoriren. Der Vater war an demselben Tage mit seinem Fuhrwerke und dem Knecht von Sollerup nach Schleswig gefahren, um von dort frühmorgens am Sonntag die Mutter und einige Geschwister noch rechtzeitig nach Klein-Jörl zu bringen. Leider mußte aber der gute Mann selbst in Schleswig bleiben und dem Knechte die Beförderung überlassen, weil ihm eines seiner Pferde beim Anspannen durch einen Hufschlag das Bein verletzt hatte.

Es war ein schöner Sommertag und zugleich ein Ehrentag für unsern Dichter-Theologen, dieser Tag seiner ersten und letzten Predigt. Als Thema hatte er die Bibelworte 1. Joh. 4 V. 16 gewählt: „Gott ist die Liebe; und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott, und Gott in ihm! Es möge der Anfang dieser Predigt, der noch vorhanden ist und uns vorgelegen hat, hier wieder gegeben werden. Er kann als ein kleines geistliches Lied betrachtet werden, das, unbeschadet seiner Abtrennung von dem Hauptheil der Predigt, für sich als ein in sich abgeschlossenes Ganzes wirkt.

Du bist die Liebe!

Du bist die Liebe! — Darum will ich streiten;
Dein Auge sieht mich, Deine Hand muß leiten,
Ob licht mein Pfad, — ob kummervoll und trübe:
Du bist die Liebe!

Die Liebe Du! — O Trost dem bangen Herzen!
In Lust und Leid, — in Freuden wie in Schmerzen,
Dein bleiben wir, und nichts soll dich uns rauben!
Herr, hilf uns glauben!

Die Liebe Du! — O wonnevoll Entzücken,
Mit diesem Trost zu Dir hinaufzublicken!
Ob Morgen oder heut', — Dein Reich ist offen, —
Herr, hilf uns hoffen!

Die Liebe Du! — so groß, wie soll ich's fassen,
Daß sie ihr Liebstes uns zum Heil gelassen,
Im Tod am Kreuz ist er für uns geblieben,
Herr, hilf uns lieben!

Dann sind wir Dein! — und wär's schon heut zu Ende,
Froh geben wir den Geist in Deine Hände!
Herr, wie Du willst, gescheh's — in Jesu Namen,
Wir sprechen Amen!

Mit der ihm eigenen schönen und wohlklingenden Stimme und mit Schwung und Begeisterung hielt unser Freund vor der andächtig lauschenden Gemeinde seine Predigt. Sie mochte wohl gegen eine Stunde gedauert haben, und als sie zu Ende war und er die Kanzel wieder verlassen hatte, gratulirte ihm neidlos und herzlichst der Pastor in seinem Kirchenstuhl mit Worten ehrender Anerkennung. Und als der Schlußgesang gesungen und die Kirche entleert war, sprachen ihm auch die Mutter und die Schwester mit nassen Augen ihren Beifall aus und nach ihnen noch auf dem Kirchhofe eine solche Menge von alten Bekannten beiderlei Geschlechts, daß es recht lange dauerte, bevor er sich im Pastorate bedanken und verabschieden und dann mit den Seinigen das Gefährt des Vaters besteigen konnte. Der alte treue Knecht, der den Wagen lenkte, drückte ihm jetzt noch unter Thränen die Hand. Auch der in Schleswig zurückgebliebene Vater, der sich haarklein alles berichten ließ, freute sich dieses schönen Erfolges seines Sohnes. Noch lange nachher sprachen die Bauern und Bäuerinnen von der herrlichen Predigt, die ihnen „Müllers Johann" gehalten hatte; und daß sie diesen noch einmal zum Prediger bekommen möchten, war ihrer aller Wunsch. —

Johann Meyer kehrte nach Ablauf der Ferien zur alma mater zurück und verweilte hier noch ein paar Semester, bis er auch die letzten der oben angeführten Vorlesungen gehört und gehörig verarbeitet hatte. Dann beschloß er — es war nach Ablauf des Wintersemesters 1857 bis 58 — dem Beispiele vieler seiner Commilitonen zu folgen, nämlich vorläufig ins Elternhaus, nach Schleswig, zurückzukehren, um hier auf Grund der in den Hörsälen der Universität eingeheimsten und in den Collegienheften hübsch aufgezeichneten Wissenschaft weiter zu studiren und sich so auf die beiden Examina, das Tentamen und das Staatsexamen, vorzubereiten. Jenes, seinem Namen entsprechend, eine Versuchsvorprüfung, war schon bedenklich nahe gerückt.

Zu Hause in der Familie der Angehörigen unseres Dichters waren aber mittlerweile zwei Veränderungen vor sich gegangen,

Fernansicht von Schleswig.
Nach einer Photographie des Hofphotographen Koch in Schleswig.

Vergrößerte Ansicht von dem Elternhause des Dichters.

die, wenn auch nur von lokaler Beschaffenheit, hier noch kurz erwähnt werden müssen. Der Vater in dem Dorfe Sollerup hatte seine dort bewirthschaftete kleine Landstelle vortheilhaft verkauft und war zu Frau und Kindern nach der Stadt Schleswig zurückgekehrt. Es muß kurz nach der Zeit gewesen sein, wo der Sohn in der Kirche zu Klein-Jörl die Kanzel bestiegen und gepredigt hatte. Eine zweite Veränderung ähnlicher Beschaffenheit in dem Familienleben der Eltern und Geschwister unseres Dichters war aber nun auch noch dadurch herbeigeführt, daß der Vater in Übereinstimmung mit der Mutter den Miethecontrakt, betreffend die Wohnung und die darin betriebene Grobbäckerei, nachdem er abgelaufen war, nicht wieder erneuerte, sondern statt dessen ein in demselben Stadttheile belegenes größeres Gewese mit hübschem Garten käuflich erwarb. Es war ein großes, guterhaltenes, herrschaftlich eingerichtetes Wohngebäude mit so vielen Räumlichkeiten, daß die hierfür einzunehmende jährliche Miethe voll genügte, um die Zinsen der Kaufsumme und die auf dem Gewese lastenden städtischen Abgaben zu decken. Der hinter dem Hause befindliche hübsche Garten grenzte an grasreiche und liebliche Wiesen der Schleibucht. Sowohl aus dem Garten, wie aus den auf der Gartenseite befindlichen Zimmerräumen des Hauses genoß man die herrlichste Fernsicht auf die Schleibucht mit ihrer Möweninsel und auf die jenseit die Schleibucht bekränzende Stadt mit ihrem mächtigen Dom, ihren rothen Dächern und weißen Mauern, bis ganz dahin, wo sie zu Ende war und die alten Gebäude des St. Johannisklosters noch in grauer Ferne sichtbar wurden.. Unmittelbar an dieser Wohnung, so daß Garten an Garten grenzte, befand sich jenes Haus, in welchem vor Jahren einmal unser Dichter als Knabe die Privatschule des Herrn Pastor Dieckmann besucht hatte. Auch mag als Curiosum noch hinzugefügt werden, daß in diesem erworbenen Hause der Eltern unseres Dichters früher schon einmal der Rittmeister v. Flindt seine Wohnung gehabt, der in dem hübschen Genrebilde „Im Kruge zu Tolk", welches viele Jahre später von Johann Meyer gedichtet wurde, eine der Hauptpersonen ist.

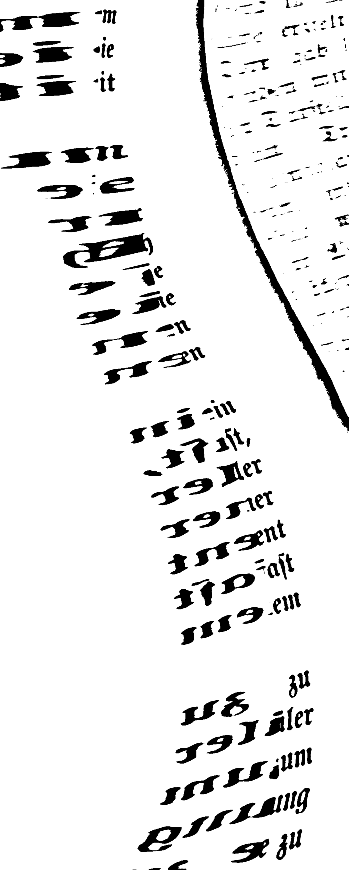
Kurz nach seiner Ankunft im Hause der Eltern machte Johann Meyer die Bekanntschaft eines jungen Philologen, des Dr. phil. Friedrich Dörr, dessen Eltern gleichfalls in Schleswig wohnten, und zwar in der Nachbarschaft jenes Bäckereigewefes, wo nunmehr

dere Miethsleute eingezogen waren. Der Vater de
elehrten war ein alter, beliebter Volksschullehrer an de
Elementarschule im Stadttheile Friedrichsberg und der
: die Ferien im Hause der Eltern verlebte, gleichfalls Lehrer;
ichtete unmittelbar nach dem Abgange von der Universität
großen mit Pensionat verbundenen Lehrinstitute in Altona,
haber der bekannte Schulmann Andresen war, derselbe,
Ostern 1866 mit dem neu geschaffenen Posten eines Altonaer
ldirektors betraute. Friedrich Dörr war eine durch und
listisch angelegte, poetische Natur; er hatte schon damals
Herausgabe eines bei Voigt und Günther in Leipzig
en Weihnachtsidylls, „Das Christfest", bei der Kritik eine
: Anerkennung gefunden und in seiner Thätigkeit an dem
schen Institute, wo er bei sehr gutem Honorare nur die
en Classen in Deutsch und Geschichte unterrichtete, Zeit
r weitere poetische Arbeiten.

: Eltern Johann Meyer's und Friedrich Dörr's waren
gute Bekannte, und so fügte es sich bald, daß sich auch die
ier Beziehung so gleichartig angelegten Söhne einander
und zuletzt in ein Freundschaftsverhältniß traten, das sich
timer gestaltete und zugleich von bestimmendem Einflusse
päteren Lebensverhältnisse unseres Dichters wurde. Sie
gtäglich zusammen und tauschten ihre poetischen Gedanken
ürfe aus. Eine kleine Episode aus der Zeit ihres damaligen
soll hier nicht unerwähnt bleiben.

r junge Doctor der Philosophie schwärmte gleichwie sein
von dem wir das bereits wissen, für die dramatische Kunst,
r reichlich mit allen Gaben, über die ein tüchtiger Schauspieler
muß, ausgestattet. Dann war er auch während seiner
udiensemester für eine angesehene Zeitung als Theaterrecensent
wesen und hatte als solcher nicht allein das Theater fast
sucht, sondern auch vielfach mit dem Director und seinem
ersonal gesellschaftlichen Verkehr gehabt.

sollte nun in Schleswig auf Anregung eines Vereins, zu
itgliedern wohl auch Leute zählten, die vormals Schüler
Dörr und Mitschüler dessen Sohnes Friedrich waren, zum
niger verarmter Familien eine öffentliche Theateraufführung
ttanten stattfinden, in der mitzuwirken und dessen Regie zu



übernehmen, sich der junge Doctor Dörr hatte bereit finden lassen. Auch seine Schwester, ein der idealen Richtung zuneigendes, liebenswürdiges Mädchen, erklärte, mitwirken zu wollen. Es waren für die Vorstellung „die Räuber" in Aussicht genommen. Dr. Dörr wollte Carl Moor, seine Schwester die Amalia und Johann Meyer den Roller spielen. Auch die übrigen Rollen, namentlich die des Franz und des alten Moor, des Kosinsky und des Paters waren scheinbar in guten Händen, und mit Eifer ging man an die Einstudirung und die Proben. Unser Dichter aber gab seine Rolle bald wieder zurück, weil er die für das Spiel erforderliche Routine nicht zu besitzen glaubte; es fand sich aber bald ein anderer dafür. Am Tage der Aufführung war das Theater schon am Morgen ausverkauft und am Abend in all seinen Räumen überfüllt, so daß eine beträchtliche Einnahme erzielt wurde und der Hauptzweck völlig erreicht war. Dr. Dörr gab den Franz Moor so ausgezeichnet, daß ihn die Anwesenden mit dem reichsten Beifall überschütteten. Und auch die übrigen Darsteller thaten ihr Möglichstes und spielten für Dilettanten recht gut. Trotzdem riß in der nächsten Nummer des „Schleswiger Intelligenzblattes" ein Kritiker die Aufführung in Knittelversen herunter, indem er an die Darbietungen ungerechter Weise den Maßstab wie bei geschulten Schauspielern anlegte. Aber da kam Johann Meyer gleichwie damals, wo er als Bruder Studio mit dem Eckernförder Pasquillanten anband, und ging dem hämischen Recensenten mit einigen scharfen Distichen so fest zu Leibe, daß er, wenn auch der Streit noch fortgesetzt wurde, doch schon keinen Boden mehr unter den Füßen hatte. Für den jungen Doctor, der als Carl Moor nicht nur entzückend spielte, sondern auch entzückend aussah, hatte die Theateraufführung noch ein interessantes Nachspiel in der Art eines kleinen Liebesverhältnisses; eine junge hübsche Dame, die er durch sein Spiel und seine Erscheinung bezaubert hatte, sprach ihm in einem niedlichen Briefchen Anerkennung und Dank aus und wagte es sogar, dem kühnen Räuberhauptmann mehrere Stelldichein zu gewähren.

Die Ferien gingen zu Ende und Carl Moor verwandelte sich wieder in einen ehrbaren Altonaer Präceptor. Das Freundschaftsverhältniß zwischen den beiden Poeten blieb von dauerndem Bestande, und als nicht lange nach der Trennung in Schleswig Dr. Dörr seine bisherige Stelle aufgeben und in Hamburgs Vorstadt St.

Pauli selbst eine Privatschule gründen wollte, machte er Johan Meyer den Vorschlag, seine Stunden an dem Andresen'schen In stitut zu übernehmen.

Er wolle, sofern der Freund damit einverstanden sei, di einleitenden Schritte thun, und er zweifele umso weniger an eine Erfolg, als sein Chef ein gutes Stück von ihm halte und ihn ge beten habe, ihm eine geeignete junge Kraft für die durch seine Abgang frei werdende Stelle in Vorschlag zu bringen. Da nich gerade viele Unterrichtsstunden zu geben waren, also noch Zei genug für andere Arbeiten übrig blieb, und außerdem die Stell so gut dotirt war, daß ihr Inhaber auf eigenen Füßen stehe konnte, zog unser Dichter das Anerbieten des Freundes i ernstliche Erwägung und war zuletzt garnicht abgeneigt, es anzu nehmen. Als er aber der Mutter seine Pläne eröffnete, hatt er einen harten Kampf zu bestehen, den durchzuführen ihm um s schwerer wurde, je mehr die sorgende Mutter einen baldigen Ab schluß seiner Studien herbeiwünschte. Sie wandte mit Recht ein daß er durch die Übernahme einer Lehrerstelle von dem einma erwählten Berufe und von der schon soweit beschrittenen Bah zu demselben wieder abgelenkt werde. Als aber der Sohn versprach die Dichtkunst einmal gänzlich ruhen zu lassen und die freie Zei zur Vorbereitung auf die Examina zu verwenden, da fügte sich di Mutter seinem Wunsche; so erhielt denn der Altonaer Freund ein bejahende Antwort, und auf dessen Empfehlung hin war das Üb rige leicht gethan. Nach Einsendung einer kurzen Darstellung des bis herigen Lebenslaufes und von Abschriften aller seiner Zeugnisse erhiel Johann Meyer die gewünschte Lehrerstelle, und kurz vor Michaeli 1858 reiste er nach herzlichem Abschiede von den Seinigen un unter den Segenswünschen der lieben Mutter mit leichtem Gepä von Schleswig ab.

In Altona wurde er von Herrn Andresen überaus freundli aufgenommen. Bei dem Unterrichten in den vollbesetzten Classe stieß er anfänglich auf einige Schwierigkeiten; aber er überwan sie leicht, und geachtet und geliebt von dem Chef der Anstalt un den Schülern, versah er des Amtes mit vielem Vergnügen un großer Genugthuung. Er freute sich geradezu der angenehme Stellung, in die er so unvermuthet, dank der Verwendung de Freundes und Bruders in Apoll, gekommen war. Dieser hat

sein Institut bereits eröffnet und war durch das Entgegenkommen vieler Familien und durch eine beträchtliche Anzahl von Schüleranmeldungen schon nach kurzer Zeit im Stande, es finanziell zu halten und weiter zu führen. Unser Dichter verlebte in seiner neuen Thätigkeit eine wahrhaft schöne Zeit; und war sie auch nur von kurzer Dauer, so bot sie ihm doch der Freuden und Genüsse soviel, daß sie ihm für immer unvergeßlich geblieben ist und er noch heute in der Erinnerung daran dem Himmel dafür dankt. Das Verhältniß zu Herrn Andresen und den Schülern war das denkbar günstigste und nicht weniger das zu seinem Freunde Dr. Dörr, der sich mit seiner Schwester, die damals in den „Räubern" die Amalie spielte, ein gemüthliches Heim eingerichtet hatte. Johann Meyer war fast täglich dort nach Beendigung des Unterrichtes und übernahm alsbald auch den Religionsunterricht an der Schule des Freundes. Abends gingen sie zusammen aus, besuchten Concerte und Theater und verlebten während der Sommerzeit auch Sonntags und an den Tagen, wo Nachmittags der Unterricht ausfiel, viele schöne und genußreiche Stunden im Freien. In Hamburg fehlte es ja nicht an Gelegenheit hierzu, sowohl innerhalb seiner Mauern, wie in seiner schönen Umgebung. Und so wurden die großartigen Wirthschaftsetablissements und das Thalia- und Stadttheater, der Cirkus, die Kunsthalle mit ihren Gemälden und Sculpturen und das Museum für hamburgische Alterthümer mit seinen lehrreichen Reminiscenzen aus der glorreichen Vergangenheit der alten Hansastadt fleißig besucht. Und von welcher Anregung auf das Dichtergemüth der beiden Freunde waren die so gewonnenen Eindrücke!

Und da wundern wir uns nicht, daß sich unser Poet der Beschäftigung mit der Dichtkunst nicht entschlagen konnte. Um so weniger vermochte er dies, als Dr. Dörr einen plattdeutschen Volkskalender bei Voigt und Günther in Leipzig erscheinen ließ, zu dessen Mitarbeiterschaft eine Anzahl schleswig-holsteinischer Dichter und Schriftsteller herangezogen war. Selbstverständlich arbeitete auch Johann Meyer dafür, und so schrieb er gleich für den ersten Jahrgang eine größere Erzählung, „De Konterlör sin Dochder", deren Inhalt theils Wahrheit, theils Dichtung war. Auch an dem zweiten Jahrgang war er mit einer Erzählung, „Saffen mit de Hummel", betheiligt. Beide Stücke spiegeln ein Charakterbild aus dem schleswig-holsteinischen Volksleben wieder

und erfreuten sich, da sie recht spannend geschrieben waren, allgemeinen Beifalls. Diese beiden Erzählungen sind in die Werke unseres Dichters noch nicht aufgenommen worden und befinden sich gedruckt nur in dem erwähnten Kalender. Außerdem hat Johann Meyer noch eine dritte Erzählung, „Ann-Marie," geschrieben, die nur als Manuscript vorliegt. Da noch eine Fülle von hochdeutschen und plattdeutschen Dichtungen in gebundener Sprache, gleichfalls aus der Feder unseres Freundes, der Veröffentlichung in einem dritten starken Bande harrt, so dürfen wir hoffen, daß mit ihnen auch jene drei Erzählungen einem größeren Leserkreise zugeführt werden.



Während seines Aufenthaltes in Hamburg und Altona lernte Johann Meyer auch Claudius Serpenthien, den liebenswürdigen Componisten vieler seiner Lieder, kennen. Dieser hatte kaum von seiner Anwesenheit gehört, als er ihn auch schon, in der Hand das Manuscript der „Fünf plattdeutschen Lieder", die später bei Cranz erschienen, aufsuchte. Später kamen die beiden Künstler, der Poet und der Musiker, öfters zusammen und verlebten, zugleich mit den Geschwistern Dörr, manche genußreiche Stunde. Während dieser Zeit machte unser Dichter auch die Bekanntschaft Heinrich Zeise's, des schon damals hoch angesehenen Lyrikers, sowie die Adolph Strodtmann's, mit dem er in persönlichen Verkehr trat. Auch die beiden Dichter Wulff, Wilhelm Wilibald, der Vater, und Fritz Wilibald, der Sohn, besonders dieser, sowie Gerd Heinrich Philipp Pehling, der zuerst Schreiber, dann Kaufmannslehrling und zuletzt Lehrer und Dichter war, und ein Poet, Namens Krüger, der eine „Junggermanische Gesellschaft" gegründet hatte und in deren Interesse ein Jahrbuch erscheinen ließ, zu dessen Mitarbeitern Johann Meyer gehörte, und außerdem mehrere Redacteure der angesehensten Hamburger Zeitungen, unter diesen namentlich der Besitzer und Chefredacteur der „Reform" J. F. Richter, mit dem er schon als Student zusammengekommen war, gehörten zu seinen Bekannten.

In Hamburg lernte Johann Meyer auch den angesehenen Verlagsbuchhändler Julius Campe, Heinrich Heine's väterlichen Freund und Verleger, kennen. Mit dem Manuscripte seiner plattdeutschen Gedichte unter dem Arm ging er eines Tages auf gut Glück in das Geschäftslocal der renommirten Firma und bot die



Blätter zum Verlage an. Der alte Campe nahm sie bedächtig entgegen und ersuchte den Dichter, nach acht Tagen wieder einmal vorzukommen. Als diese Frist verstrichen war und Johann Meyer wieder kam, empfing ihn Campe mit den Worten: „Ihre Gedichte gefallen mir, ich werde sie behalten und gut honoriren". Und so erschienen dann Johann Meyers „Plattdeutsche Gedichte" im Verlage von Hoffmann und Campe in zwei Bänden und hatten sich einer überaus günstigen Beurtheilung zu erfreuen. Bald darauf erschien auch in demselben Verlage des Dichters plattdeutsche Übersetzung der alemannischen Gedichte Hebels. Johann Meyer mußte sie an einigen Abenden dem Alten von Anfang bis zu Ende vorlesen, und, ebenso kurz entschlossen wie vordem bei der Annahme der plattdeutschen Gedichte, erklärte ihm Campe, daß er sie behalten und sofort in Druck geben werde. Und als das Werk erschienen war, fand es überall eine außerordentlich herzliche Aufnahme; fast alle Kritiker, die es einer eingehenden Durchsicht gewürdigt haben, sprachen sich in der schmeichelhaftesten Weise darüber aus. Unseres Wissens sind aber doch vier der Herren Litteraten als Kritiker anderer Meinung gewesen und darunter drei — wie es der Verfasser des plattdeutschen Hebels selbst meint, — nur deshalb, weil ihnen Klaus Groth mit dieser Ansicht vorangegangen war. In dem ersten Jahrgange der Gegenwart, worin der Dichter des Quickborn eine Reihe von Artikeln „über Hoch- und Plattdeutsch" veröffentlichte, erklärte er, Johann Meyers „plattdeutschen Hebel" für ein verfehltes Unternehmen; und die, welche später mit ihm derselben Meinung gewesen, waren die beiden Litterarhistoriker Heinrich Kurz und Adolf Stern in ihren Litteraturgeschichten und schließlich in neuester Zeit der Kieler Oberrealschuloberlehrer Hermann Krumm in seinem famosen Artikel über die schleswig-holsteinischen Dichter in dem bei Lipsius & Tischer erschienenen Werke „Schleswig-Holstein, meerumschlungen". Ich erwähne dies nur hier, und werde noch an einer andern Stelle in meiner Schrift, wo von Johann Meyers plattdeutschem Hebel ausführlicher die Rede sein wird, wieder darauf zurückkommen.

Ich möchte hier noch eines allerliebsten plattdeutschen Gelegenheitsgedichtes gedenken, das während der kurzen Zeit des Aufenthaltes unseres Dichters in Hamburg und Altona entstanden ist. Es gelangte zuerst in den „Itzehoer Nachrichten" zur Veröffentlichung,

an die es der Dichter eingesandt hatte, ging aber dann, nachdem es von diesen gebracht worden war, in eine Anzahl anderer Blätter über, woraus sich schon mit Sicherheit schließen läßt, daß es seiner Zeit sehr angesprochen und vielen Beifall gefunden haben muß. Es wurde veranlaßt durch einen poetischen Streit in irgend einem Blatte. Beide Gegner waren Bauern, wenigstens hatten sie sich pseudonym als solche unterzeichnet. Der eine, welcher den Streit hervorgerufen, hatte die plattdeutsche Sprache verunglimpft und heruntergerissen, dagegen der andere sie in Schutz genommen und gepriesen. Und dieser hatte sich unterzeichnet als ein Bauer aus Heikendorf, jenem hübschen und in unmittelbarer Nachbarschaft der Probstei belegenen Dorfe an der Kieler Föhrde; vielleicht war er selbst ein Probsteier und einer von denjenigen, mit welchen unser Dichter ein paar Jahre früher als Kieler Studiosus bei seinem Pfingsten-Ausfluge in der Probstei persönlich bekannt geworden war. Hier das Gedicht:

An en Heikendörper Bur.

Als he sin Modersprak vertheidigen de'.

Dat's recht min Jung, Du büst vun't Slag,
Un mit Vergnögen heff ick't lesen!
En Bursmann, de keen Plattdütsch mag,
De is keen Bur, is't nümmer wesen.

Uns' Modersprak, so fram un tru,
So klar, als babn de blaue Heben,
So hartlich, so op Du un Du,
De holt wi fast, als wer't uns' Leben!

Kumm her, ick drück Di warm de Hann!
Ick mutt min Brod op Hochdütsch eten,
Doch wenn'ck so recht mal plattdütsch kann,
Is't Hochdütsch allemal vergeten.

Denn warr ick warm, den sleit dat Hatt,
Denn kamt torügg de olen Tiden,
Un ward mi denn de Ogn mal natt,
Du weest wul sacht, wat't to bedüden.

Ick weer ja malinst ock en Jung,
Ick heff in't Holt na Möschen lopen;
Ick heff dar sprungen, ick heff dar sungn
Un Kukuk mit den Kukuk ropen.

Ick heff de Nachtigaln belurt,
Heff Nöt un Erdbein plöckt in'n Redder,
Heff achter Wall un Knicken schurt,
Bischuerns bi dat dullste Wedder.

Ick heff in'n Grashoff legn to drömn,
Heff mank de Blom in'n Blomhoff seten,
Ick heff dar vun de Appelböm
Hindal de blanken Appeln smeten.

Ick heff, — de Ahrn bit an de Ohrn,
In Roggn un Weeten ganz versteken,
Bischuerns dör' dat hoge Korn
Na blaue Blom herümmerstreken.

Ick heff, — — — ach ja, wat heff ick all!
Heff spelt mit Naver Klas sin Lischen
In't Hus an'n Wall, in'n Hoff bi'n Stall
Un mank de Hümpels op de Wischen.

Denn sä se mennig mal: „Johann,
Wi wüllt tohopen Hochtid geben." — —
Dar keem tonöst dat Schicksal an
Un hett uns beid vunanner dreben.

Wo bleev se in de Welt so wit?
Du fragst darna un möchst dat weten?
En annern Frier hett se friet, —
Un mi, — mi hett se lang vergeten.

Ick keem tonößen bi de Lehr
Un muß in Kiel de Böker lesen;
Doch allemal, wenn't Pingsten weer,
Bün ick bi Jüm am leevsten wesen.

Bi Jüm, dar an den smucken Strand,
So frisch un fröhlich allerwegen!
Bi Jüm, dar in dat gröne Land,
So vull un rik vun Gottes Segen!

Denn stunn in'n Snee de Kaßbeinböm,
Denn sungn de Vageln in de Büscher,
Denn hungn de Tellgns vull Appelblöm,
Un alle Dehl'n vull Kränz un Strüscher.

Denn gung dat rut, denn gung dat 'rin,
Denn gung de Fleut un gung de Fidel,
Un nargns en trurig Hart to finn,
Un Allns so lustig, so candidel.

Denn wurr dar mennig Fründschap makt,
So mit de Oln, als mit de Jungen,
Un in uns' ol' leew' Modersprak
De olen smucken Leeder sungen.

Ach, gröt se All dar in de Runn,
Mit de ick so tohopen seten,
Un segg, ick wurr de schönen Stunn
Min ganzes Leben ni vergeten.

Un denn de Deerns, — de Deerns! — o! — o! —
Ick kenn se ja noch alltohopen!
Ick heff ja ock als Studio
Bischuerns mal to Fenstern lopen!

De Deerns, de gröt mi alltomal,
So slank, als Dann, — so staatsch, als Böken!
Un wüllt mal Welk' na Hamburg dal,
Denn segg, se schulln mi mal besöken!

Wir haben schon gesagt, daß jene schöne Zeit des Aufenthaltes unseres Dichters in Hamburg und Altona nur von kurzer Dauer war. Eines Tages erschienen in dem Institute des Herrn Andresen während der Unterrichtszeit zwei Männer, die sich dem Vorsteher als J. G. Pfingsten aus Itzehoe und Dr. Ludwig Meyn aus Ütersen vorstellten und um die Erlaubniß baten, den Lehrer Johann Meyer einen Augenblick zu sprechen. Meyer wird gerufen, die beiden Herren stellen sich auf dem Hausflur vor und machen dem Erstaunten kurzer Hand den Vorschlag, seine Altonaer Stellung aufzugeben und Redacteur der „Itzehoer Nachrichten" zu werden. Unser Freund war seinem Besuch nicht persönlich, wohl aber durch seine Gedichte, von denen auch die „Itzehoer Nachrichten" einige veröffentlicht hatten, längst bekannt. Wie freudig er nun auch das überraschende Anerbieten entgegennahm, so war es ihm doch nicht möglich, sich sofort zu entscheiden und eine bündige Antwort zu geben. Er bat sich darum eine kurze Bedenkzeit aus, um während derselben mit seinem Chef und den Freunden die so plötzlich an ihn herangetretene Frage zu besprechen. — Und das Ergebniß dieser Rücksprache war eine bejahende Antwort an Herrn Pfingsten, den Besitzer der „Itzehoer Nachrichten". Vieles zwar wurde von den Freunden gegen die Annahme der angebotenen Stellung vorgebracht, vieles aber auch dafür; und ausschlaggebend war insbesondere die Erwägung, daß unser Dichter nun doch einmal mit dem Studium der Theologie völlig gebrochen, sich mithin einen andern Lebensberuf zu wählen und hierbei vor allem darauf zu sehen habe, daß die neue Thätigkeit dauernd und sicher und so einträglich sei, daß

nicht nur die von den Eltern bezogenen Vorschüsse zurückgezahlt, sondern auch alle Bedürfnisse zu einem angemessenen und auskömmlichen Leben bestritten werden könnten. Es sei noch erwähnt, daß Johann Meyer nahe daran war, das Dörr'sche Institut zu übernehmen, und daß diese Absicht auch so gut wie gewiß zur Ausführung würde gekommen sein, wenn nicht jenes Ereigniß dazwischen getreten wäre.

So übernahm er denn vorläufig, um sich auf seine neue Berufsthätigkeit in etwas vorzubereiten, die Abfassung und Einsendung von wöchentlichen Correspondenzartikeln aus Altona. Und als nun die Zeit gekommen war, Hamburg und Altona zu verlassen, nahm er Abschied von allen, die ihm dort so nahe standen und die sein Scheiden schmerzlich bedauerten. Zu diesen gehörten vor allem auch der Inhaber und Leiter des Instituts, an dem er unterrichtet hatte, Herr Andresen, und die Collegen sowie die Schüler, die ihm noch in letzter Stunde die Werke classischer Dichter als liebes Andenken verehrten; die eine Classe spendete Schiller, die andere Goethe, die dritte Shakespeare und die vierte Körner und Seume. Und der Prinzipal erfreute ihn mit dem folgenden schönen Zeugniß:

„Herrn Johann Meyer bescheinige ich hierdurch mit vielem Vergnügen, daß derselbe seit Michaelis 1858 bis heute in meiner Lehr- und Erziehungsanstalt für Knaben in den vier ersten Classen den Unterricht in der Weltgeschichte und im Deutschen (Literatur, Aufsätze, Grammatik) mit wöchentlich 24 Stunden ertheilt hat. Herr Meyer hat sein Lehramt mit großer Hingabe und Treue versehen, und wie er eigne Arbeit und Mühe nicht gescheut hat, so haben auch seine Schüler fleißig und gern gearbeitet und ersichtlich in seinen Stunden gute Fortschritte gemacht. Indem ich ihm meine völlige Zufriedenheit mit seinen Leistungen hierdurch bezeige, spreche ich zugleich mein Bedauern darüber aus, daß Verhältnisse ihn veranlassen, so bald aus meinem Wirkungskreise auszuscheiden, in welchem er sich die herzliche Liebe und Hochachtung seiner Collegen und Schüler in einem so hohen Grade erworben hat.

Altona, den 30. Juni 1859.

L. Andresen,
Vorsteher eines Knabeninstituts.

Und nun, Gott befohlen, du kurze Freude! — Ein jeder ist

seines Glückes Schmied! — Und mit einem solchen Geleitschreibe
wie es Herr Andresen ausgestellt hat, darf der Scheidende getr
und hoffnungsfreudig von hinnen ziehen.

Itzehoe, das hübsche und freundliche Städtchen an der Stö
hatte damals wohl nur gegen 9000 Einwohner; aber sein Bla
die „Itzehoer Nachrichten", war die gelesenste Zeitung in ga
Schleswig-Holstein. Herr Pfingsten war ein liebenswürdiger Charakte
mit dem man leicht umgehen konnte. Er hatte sich vom einfach
Factor zum Besitzer dieses einträglichen Blattes emporgearbeit
Es war ihm von dessen Begründer, einem alten Herrn Schönfelt
der sich durch diese Zeitung ein großes Vermögen erworben u
sich dann in Hamburg zur Ruhe gesetzt hatte, unter coulant
Bedingungen verkauft worden, und Herr Pfingsten war, als uns
Dichter an die Spitze der Leitung des Blattes trat, ein reich
Mann. Die Beschäftigung machte dem neuen Redacteur, obglei
er zum ersten Male einen solchen Posten bekleidete, kaum Schwieri
keiten; er arbeitete sich leicht hinein und hatte bezüglich der politisch
Seite seiner Thätigkeit in dem Eigenthümer der Zeitung stets ein
treuen Freund und klugen Berather. Und dann gab es der Mi
arbeiter und darum auch der Einsendungen aus allen Himmel
richtungen eine solche Fülle, daß wohl zwei solcher dreimal wöchentli
erscheinenden Blätter genug daran gehabt hätten.

Einer der fleißigsten und jedenfalls weitaus der erste u
beste Mitarbeiter war jener Dr. Ludwig Meyn, der mit dem Her
Pfingsten auf der Suche nach einem neuen Redacteur nach Alto
gekommen war und der seinen Freund auch wohl hauptsächli
dazu überredet hatte, den Dichter Johann Meyer für diesen Post
zu wählen. Ludwig Meyn war ein ausgezeichneter Gelehrter u
warmer Freund des Volkes, zu dessen Dienst er schon viele Jah
hindurch als „Wirthschaftsfreund" der „Itzehoer Nachrichten" sei
umfangreichen Kenntnisse segensreich verwandt hatte. Er war Natu
forscher und hauptsächlich Geologe. Sein großes fachmännisch
Werk, die „Geognostische Beschreibung der Insel Sylt und ihr
Umgebung", ist von seiten der Fachgenossen hoher Anerkennun
gewürdigt worden, und auch seine gemeinverständliche Schrift, „d
natürliche Schöpfungsgeschichte", die Zusammenfassung einer Reih
von „Briefen an eine Freundin", die nach einander in den „Itzehoe
Nachrichten" veröffentlicht waren, fand allgemeinen Beifall. Oster

1846 habilitirte er sich als Privatdozent der Mineralogie und Geologie an der Kieler Universität und machte sich durch Gründung der academischen Mineralien- und geognostischen Sammlung sehr verdient. Als Lehrer vertrat er mit dem größten Nachdrucke Liebig's Ansichten über landwirthschaftliche Chemie und wies zuerst die Schleswig-Holsteiner auf die Nothwendigkeit hin, die dem Boden durch den Landbau entzogenen Kräfte durch wohl berechnete Düngung zu ersetzen. 1848 übertrug ihm die provisorische Regierung die Ämter eines Bergcontroleurs in Segeberg und eines Salineninspectors für Oldesloe. Die Energie, womit er für die Rechte der Herzogthümer eingetreten war, machte ihn der dänischen Regierung mißliebig, und so war er genöthigt, den academischen Lehrstuhl zu verlassen. Nun wurde er Fabrikant in Ütersen und beglückte als Privatgelehrter von hier aus die Schleswig-Holsteiner durch eine Fülle von viel begehrten, populärwissenschaftlichen Aufsätzen. Als Volksschriftsteller stand er fast einzig und unerreichbar da und er hätte von rechtswegen eine höhere Würdigung all seiner Verdienste um seine Landsleute finden müssen, als es in dem Werke „Schleswig-Holstein, meerumschlungen" geschehen ist. Wie unermüdlich thätig Dr. Ludwig Meyn bis an sein Ende gewesen ist, erkennt man an seiner fleißigen Mitarbeiterschaft an vielen fachwissenschaftlichen Zeitschriften und Tagesblättern; bei einer nach seinem Tode stattgefundenen Schätzung aller seiner schriftstellerischen Arbeiten stellte es sich heraus, daß er dem Raume und der Menge nach ebenso viel geschrieben hat, als in einer Auflage des Brockhaus'schen Conversationslexikons enthalten ist. In welch hohem Ansehen er bei seinen Landsleuten stand, davon kann man sich heute — 20 Jahre nach seinem Tode — noch kaum eine Vorstellung machen. Sein Wort war eine Macht, und dies umso mehr, als ihm die That folgte oder vorangegangen war. Seine Landsleute schworen darauf, und sie brachten ihm auch sonst das volle Vertrauen entgegen, das er als Lehrer und Freund des Volkes voll verdiente. Ludwig Meyn starb, vom Schlage gerührt, am 5. November 1878 in Hamburg in dem Hause eines Freundes, und ganz Schleswig-Holstein wurde durch sein Hinscheiden in tiefe Trauer versetzt. Nun dürfte es auch endlich an der Zeit sein, daß ihm, einem der Besten ihrer Söhne, die Heimathprovinz ein Denkmal errichte. Wann wird es geschehen? so möchten wir auch an dieser Stelle fragen. In An-

regung wurde ein solches Denkmal oft gebracht; es sind sogar Gelder dafür gesammelt worden, man hat aber allzu voreilig einen Fonds daraus geschaffen für Geldunterstützungen zu landwirthschaftlichen Zwecken. Ein recht schönes, sinniges Denkmal hat ihm aber unser Dichter in seiner Weise gesetzt, indem er den Manen Ludwig Meyn's den Band der „Plattdeutschen Gedichte" gewidmet hat. Es seien darum diese Strophen, die in gleicher Weise ihren Verfasser, wie den ehren, zu dessen Ruhm sie geschrieben sind, hier abgedruckt.

Widmung.

„Am leevsten Di,
För alles, wat din Hand all schreev!
Nehm't an vun mi,
Ick wüss keen, den ick't leever geev!"

So heff ick sungn,
Als du mal levst in all Lüd Mund,
De Tid vergung, —
So sing ick noch ut Hartensgrund!

Wo büst Du nu?
Dal gung Din Steern vull Licht un Glanz, —
Still slummerst Du, —
Un op Din Hart legg ick min Kranz.

Wer weet, waneer,
Wenn't jüst den leeven Gott sin Will,
Ock ick ni mehr,
Lig ebn als Du, so stumm und still. —

So lang ick bin,
Denk ick an Di un heff Di leev!
Nehm't doch mal hin!
Heff noch keen, den ick't leever geev!

Fort levt Din Wort!
Uns grönt un blöht, wat Du heft sei't!
Noch giff't keen Ort,
Wo Ludwig Meyn sin Denkmal steiht.

Auf der ersten Strophe dieses Gedichtes ruhten noch die freundlichen Augen des bald darauf Hingegangenen. Johann Meyer

schrieb diese Strophe in ein Exemplar seiner plattdeutschen Gedichte, das er Ludwig Meyn verehrte.

Aber wenden wir uns wieder dem lieblichen Städtchen zu, in welchem nunmehr unser Poet ein neues gemüthliches Heim und eine ihm zusagende Thätigkeit gefunden hatte und dessen mannigfaltig wechselnde Reize in Lage und Umgebung wohl nicht wenig mit dazu beitrugen, daß sich der neue Redacteur so schnell in die noch ungewohnten Verhältnisse einlebte. Itzehoes Naturschönheiten geben denen der vielgeliebten Schleistadt — in die, nebenbei gesagt, mittlerweile auch des Dichters Vater nach Verkauf der Solleruper Landstelle wieder zu Frau und Kindern gezogen war — nur wenig nach. Herrliche Wälder voll dunkler Tannen, majestätischer Buchen und Eichen und frischgrüne Wiesen, durch die sich mäandrisch die blinkende Stör hinzieht, umgeben es von der einen Seite. Und hier liegt weit von der Stadt an dem lieblichen Flüßchen das alte Schloß Breitenburg, das einst dem Grafen Heinrich Rantzau gehörte, einem der gelehrtesten Männer seiner Zeit, den man kurzweg „den Gelehrten“ nannte, zugleich dem hellsten Sterne der schleswig-holsteinischen Ritterschaft. An der anderen Seite umrahmen den Ort ein nicht minder schöner Wald und üppige Kornfelder mit buschreichen Wällen und Knicken, und etwas weiter nach der Richtung hin, wo sich die nahe Schwesterstadt Wilster, der Geburtsort unseres Dichters, mit ihrem Thurm und den roth schimmernden Dächern aus der tief liegenden Marsch erhebt, tauchen stattliche Gehöfte auf mit ragenden Giebeln zwischen den dunklen Baumkronen, und daran schließen sich goldene Rappsfelder, üppige, grüne Weiden voll strotzender Rinder und unzählige kleine Mühlen an den Weddern und Deichen. Und auch hier, zwischen den beiden Städtchen, liegt ein schmuckes Schloß, Heiligenstedten, das Besitzthum eines Barons von Blome. Die herrlichen Orangerien zu Heiligenstedten waren damals im weitesten Umkreise eine Berühmtheit für alle Garten- und Blumenfreunde; auch unser Dichter suchte sie oft auf und verträumte, berauscht von dem Blüthendufte ihrer Insassen, manche Stunde dort.

Zu all diesem kam dann noch das ansprechende Innere der kleinen Störstadt! — Da war es zunächst die alte St. Jürgenskirche, wo der unvergeßliche Prediger Probst V e r s m a n n wirkte,

der Herausgeber des mit den „Itzehoer Nachrichten“ verbundenen, sehr beliebten und weit verbreiteten „Sonntagsblattes“, ein Dichter in Prosa, ein Mann, der bei aller streng religiösen und orthodoxen Richtung seines Blattes so voller Humor und Naivetät war wie früher sein Amtsbruder, der weiland Prälat und Konsistorialrath Johann Peter Hebel. Rund um die Kirche lagen altehrwürdige Gebäude und moderne Villen mit hübschen Anlagen und Gärten, die Heimstätten der Conventualinnen des adeligen Klosters, sowie der Prinzenhof, die Wohnung der Äbtissin. Damals bekleidete diese Stellung die Prinzessin Juliane Luise Amalie zu Hessen, die Tante des dänischen Königs Christian IX. Ihr Herz war voller Güte und Nächstenliebe, und reich wie arm verehrte und liebte sie wie eine Mutter. Und auch die gemüthlichen Bewohner sagten unserem Freunde zu, so daß er recht bald mit vielen Familien in gesellschaftlichen Verkehr trat und ein gern gesehenes Mitglied mancher Vereine wurde, deren Vergnügungen er mitmachte und deren Feste er feierte, wie sie gerade fielen und soweit es ihm die Zeit gestattete. Dann fand sein Dichterherz und sein künstlerisch geschultes Auge auch Gefallen an den lieblichen Mädchenblüthen, die sich allerorten in Itzehoe entfalteten. Genug, alles war danach angethan, ihm reichlich Ersatz für das zu bieten, was er in Hamburg und Altona zurückgelassen hatte.

Auf diesen blumigen Pfaden der Itzehoer Periode begegnete er nicht selten auch der Muse; und wenn dann in dem Blatte, dem er vorstand, das eine oder andere seiner Gedichte das Tageslicht erblickte, gewährte es ihm allemal eine große Freude, wenn er sah, wie gern das Publicum diese poetischen Überraschungen entgegennahm und wie hoch man ihn als Dichter schätzte.

Aber bald sollten sich dunkle Wolken vor die Sonne dieser ersten Freuden legen, die der Dichter in dem Störstädtchen genoß. Und so verhältnißmäßig kurz sein Aufenthalt dort war, so reich im jähen Wechsel an Lust und Leid wurde er.

In Hamburg und Altona war bereits vor Johann Meyer's Übersiedlung nach Itzehoe die Cholera zum Ausbruch gekommen. Viele waren ihr schon zum Opfer gefallen, auch manch einer in der Nachbarschaft des Dörr'schen Institutes; und so lebte unser Dichter in banger Sorge um den Freund und dessen Schwester. Beide blieben glücklich verschont, und die Seuche war wieder im

Erlöschen, als in Glückstadt und dem ihm nahe liegenden Itzehoe eine fast nicht minder schreckliche und gefürchtete Krankheit, die rothe Ruhr, epidemisch wurde und viele dahinraffte. In Itzehoe grassirte sie hauptsächlich in demjenigen Stadttheile, der auf Marschboden stand, während die der Geest angehörende Hälfte so gut wie verschont blieb. In jenem lagen auch das Betriebsgebäude der „Itzehoer Nachrichten“ und die Wohnung des Redakteurs; und dieser gegenüber — auf der anderen Seite der Straße — nahm die Krankheit eine ganze Familie hinweg: Vater, Mutter und Kinder. Auch in des Dichters Haus kam sie, ergriff ihn selbst und brachte ihn dem Tode nahe. Dank seiner kräftigen Constitution und der guten Pflege blieb er am Leben. Als die Krisis glücklich überstanden war, bedurfte es noch einer langen Zeit der Reconvalescenz und der Erholung, bis er die Redaktion seines Blattes wieder übernehmen konnte.

Während dieser Zeit war in Hamburg bei dem Freunde und dem Bruder in Apoll ein ganz besonderer Gast eingetroffen, auch ein Dichter, und zwar ein solcher, dem schon damals des Ruhmes und der Ehre ein reiches Maß im deutschen Vaterlande und weit über dessen Grenzen hinaus zu theil geworden war — Fritz Reuter, der plattdeutsche Sänger aus Neubrandenburg. Dr. Dörr, der für seine Dichtungen schwärmte und schon manchen Brief mit ihm gewechselt, hatte ihn eingeladen; Reuter kam und gedachte, einige Wochen zum Besuch und zugleich zur Erholung in Hamburg zu verweilen. Auch an Johann Meyer war die dringende Bitte gerichtet, auf ein paar Tage nach der Elbstadt zu kommen; man wußte ja nicht, wie krank er gewesen war und in welchem Schwächezustande er sich auch jetzt befand. So konnte unser Dichter vorläufig garnicht daran denken, eine derartige Reise zu unternehmen. Mit großem Bedauern mußte er ablehnen, und mit gleichem Bedauern lasen der Freund und sein Gast den Brief, worin die Gründe der Ablehnung angegeben waren. Für Fritz Reuter wie für Johann Meyer würde es eine große Freude gewesen sein, wenn sie einander persönlich kennen gelernt hätten; und nun konnte es nicht geschehen. Aber eine kleine Entschädigung sollte unserem Dichter doch werden; Reuter schickte ihm seine „Läuschen und Riemels“ und „De Reis’ na Belligen“; dann ließ er sich in Hamburg für ihn photographiren und schrieb ihm gleich nach der

Rückkehr in die Vaterstadt, wie gern er Johann Meyer's Bekanntschaft gemacht hätte und wie hoch er ihn als Dichter schätze. Hier der Brief, der mir in einer Abschrift vorliegt:

Verehrtester Herr Meyer!

Freund Dörr hatte es gut mit mir im Sinne, als er mich auf Ihre Bekanntschaft einlud; aber der gute Wille reicht nicht immer aus, wenigstens diesmal nicht. Aus dem allgemeinen Bedauern, welches sich an dem fröhlichen Abende über Ihr Ausbleiben und den Grund desselben aussprach, konnte ich entnehmen, was Sie Ihren Freunden sind und was Sie mir hätten werden können. Aber habe ich Sie nicht, so habe ich doch Ihre Schriften, und selten gab es deren, die ein so treuer Spiegel des Verfassers sind als die Ihrigen, aus jeder Zeile guckt Jan Meyer's Gesicht hervor, bald mit dem ernsten, bald mit dem schelmischen Ausdruck und immer g e s u n d. Es ist doch wahr, das Beste im Leben und Dichten ist die G e s u n d h e i t. Im Dichten haben Sie dieselbe sich bewahrt; ich will hoffen, daß dieselbe Ihnen im Leben nicht abhanden kommt.

Ich erlaube mir, Ihnen den ersten Theil von „Läuschen und Riemels“ in neuer Auflage zuzusenden, und bitte, die Vorrede zu dieser Auflage zu lesen. Ich habe darin einen uns plattdeutschen Scribenten angehenden Vorschlag gemacht, der möglicherweise zu einer Verständigung unter uns führen dürfte, wenn auch sehr langsam und mit Weile. — Lieber Herr Meyer, wir alle müssen uns verständigen, sonst wird's nichts mit unserer ganzen plattdeutschen Litteratur! — Wer liest Sie hier? Wer mich in Holstein. Die Leute m ö c h t e n wohl, aber sie k ö n n e n nicht. Das Idiom ist ihnen zu fremd, und das Nachschlagen im Glossar ist zu unbequem. Ging's doch mir im Anfang mit Klaus Groth ebenso.

Beherzigen Sie meinen Vorschlag, der — auf mein Gewissen gesprochen — durchaus nicht die Absicht hat, den e i n e n Dialekt zu zwingen, sich dem a n d e r n zu Gunsten aufzugeben; nein! alle sollen sich aufgeben, und zwar zu Gunsten der plattdeutschen Sprache. — In dieser Auflage habe ich den Anfang gemacht; in meinem zunächst erscheinenden „Olle Kamellen“ werde ich Ihnen den Beweis liefern, daß ich auf dem Wege fortschreiten werde und gewiß mit Nutzen. Durch die von Groth und Müllenhoff

im Quickborn nachträglich gemachten Regeln ist viel Unheil entstanden, und wenn jeder plattdeutsche Schriftsteller aus seinem Dialekt sich solche Regeln bilden wollte, dann adieu! Verständigung und Verständniß.

Nun, lieber College, leben Sie wohl und nehmen Sie die freundliche und herzliche Einladung an, mich mit Dörr in den nächsten Pfingstfeiertagen zu besuchen.

Mit freundlichem Gruß

Neubrandenburg, den 22. Sept. 1859. Ihr

Fritz Reuter.

Ein schmeichelhaftes Schreiben, das wohl darnach angethan war und es auch heute noch ist, unseres Dichters Herz zu erfreuen! — Und welch eine Gelegenheit zur Anknüpfung eines langjährigen Briefwechsels zwischen den beiden niederdeutschen Dichtern, der vielleicht heute für die plattdeutsche Literatur und Bewegung von wesentlichem Werthe gewesen wäre, hätte dieser Brief geben können! Und wer war Schuld daran, daß es nicht so gekommen ist. Als ich einmal Johann Meyer darnach fragte, antwortete er mit einem „Pater peccavi!“ er habe auch später nach der Zusendung des „Gröndunnersdag bi Eckernför“ einen recht liebenswürdigen Brief von Fritz Reuter erhalten, aber diesen ebensowohl wie jenen unbeantwortet gelassen. — Und warum? — Das leidige Aufschieben trägt auch hier die Schuld, jener allgemein verbreitete Fehler, von dem Lichtenberg behauptet, daß ihn ein jeder, der Thätigste wie der Faulste, einmal zu bereuen habe. — Auch nach Neubrandenburg kam Johann Meyer nicht. Dr. Dörr machte diesen Besuch allein, während der Ferienzeit. Für unseren Dichter aber gab es keine officiellen Ferien, und er mochte um so weniger um einen Urlaub einkommen, als er vorher viele Wochen hindurch die Redaction nicht führen konnte. Er hätte ja den Besitzer der Zeitung, der ihm regelmäßig das Honorar auszahlen ließ, obgleich er seine Arbeiten that, noch weiter für sich in Anspruch nehmen müssen. Und daß nach dem zweiten Briefe Reuter's, auf den ich später noch zurückkommen werde, eine Annäherung nicht erfolgte, lag wiederum in den ungünstigen Zeitverhältnissen begründet. Hier war die Anstalt noch ein weiteres Hinderniß, über welches sich Johann Meyer, der sich stets im Banne einer übertriebenen Pflicht-

erfüllung befand, nicht hinweg zu setzen vermochte. Es klingt unglaublich, und doch ist es wahr, daß er, nachdem er Begründer seiner Idiotenanstalt geworden war, deren Leitung auch jetzt noch in seinen Händen liegt, also während einer Zeit von 36 Jahren, keine sieben Nächte außerhalb der Kieler Wohnung zugebracht hat.

In Itzehoe lernte Johann Meyer einen Dichter kennen, den er wegen seiner poetischen Begabung sehr hoch schätzte und in dem er bald einen Freund von unerschütterlicher Anhänglichkeit und Treue durch einen Zeitraum von nunmehr schon 38 Jahren gewann: Paul Trede, auch ein Marse, wenn auch nicht gerade einer aus dem Lande der Dithmarsen. Er ist zu Brockdorf an der Elbe als der Sohn eines Tagelöhners geboren, besuchte bis zu seinem 16. Jahre die Distriktsschule zu Arensee im Kirchspiele Brockdorf, erlernte darauf die Buchdruckerei in Itzehoe und trat im November 1849 bei der Erhebung Schleswig-Holsteins als Freiwilliger in das 10. Bataillon, in dem er den Krieg bis zur Schlacht bei Idstedt mitmachte. Später war er längere Zeit bei einem fliegenden Corps, der sogenannten Fröhlich'schen Patrouille, die fast täglich kleine Vorposten-Scharmützel mit den Dänen hatte. Nach Auflösung der schleswig-holsteinischen Armee begann Paul Trede seine Wanderschaft, bereiste den größten Theil Deutschlands und der Schweiz und kehrte 1856 nach Itzehoe zurück, wo er nunmehr schon 42 Jahre in der Pfingst'schen Officin thätig ist. Er ist 9 Monate jünger als sein Freund Johannn Meyer und wird ebenso wie dieser im Jahre 1899 den siebenzigsten Geburtstag erleben. — Paul Trede ist hauptsächlich lyrischer Dichter, und zwar ebensowohl in der hochdeutschen wie in der plattdeutschen Sprache, die er beide mit gleicher Meisterschaft zu behandeln versteht. Als Erstlingswerk veröffentlichte er das heitere plattdeutsche Epos „Klaas vun Brochdorp"; dann erschienen von ihm die plattdeutschen Erzählungen „Abel" und „Lena Ellerbrook", eine umfangreiche Gedichtsammlung, „Grüne Blätter", und ein Einacter„ Engelsch und Pattdütsch is eendohnt." Das bedeutendste dieser Werke sind die „Grünen Blätter" (Garding, Lühr und Dirks), reich an Perlen der Dichtkunst, durchweht vom Hauche eines sinnigen und frommen Gemüthes und eine gesunde, sympathische Lebensanschauung offenbarend. Von Paul Trede rühren auch viele und vortreffliche Gelegenheitsgedichte her, von denen die meisten in den „Itzehoer

Nachrichten" abgedruckt worden sind. Von unserem Kaiser wurde Trede durch die Verleihung des Kronenordens ausgezeichnet. Wie hoch ihn sein Freund Johann Meyer schätzt, erfahren wir aus dem nachstehenden Gedichte, welches er ihm zum 19. August 1889, dem 60. Geburtstage, gewidmet hat.

An Paul Trede.

Di bring ick geern vundag min Glückwunsch dar
Un lat na Itzeho' em röwersweben,
Hin in dat Hus, wo Du so Jahr för Jahr
All arbeid't hest, en vulles Menschenleben.

Süh, Paul, is't denn ni so? — Dar seeg ick Di
Vör dörrtig Jahrn alln mank de Bokstab'n griepen,
Dar weern wi jung, — uns' Vörjahr is vorbi, —
Un all bi lüttjen fangt wi an to riepen.

De Stunn de fleegt, — fort is de schöne Drom, —
Un hin na't Süden teht de lüttjen Sänger, —
Un so, als nu de Appeln fallt vun'n Bom,
Fallt wi in't Gras um't lüttje oder länger.

Du hest vundag de vulle Söszdig fat, —
Ick bruk op düssen Dag ni mehr to luern, —
Da schall uns awers op uns' Lebensstraat
De Tid, de wi noch na hebbt, ni versurn!

Süh, noch is hell dat Og un warm dat Hart,
De Fot noch rüstig un de Hand noch kräftig,
Un wenn dat Haar ock grau un dünner ward,
Wat drünner arbeidt, is noch frisch un deftig!

Un is't ni schön dat Leben op de Welt?!
Un lacht de Freud ni sülb'n en Bessenbinner
In Wisch un Moor, in Wald un Hoff un Feld,
Un in de lüttje Stuv bi Fru un Kinner?!

Un harrn wi beid' denn ni all heel vel mehr,
Als so en armen Slavenmensch hett kregen
An Glück un Freud op düsse schöne Eer
Un an en ganz besonnern Himmelssegen?!

Twars arbeidt hebbt wi beid' un möt dat noch, —
Doch op en Goldschatz hett uns' Spaden drapen, —
Un anners bröch uns beid de Arbeit doch
Als Middags — eten — un des Abends — slapen!

Ick bruck Di ni to seggen, wat ick meen, —
Un weer de Welt ock all vörher vergeben,
Als wi nach ankemn, — — ach, se's doch so schön!
Un wi wahnt ock bischurns mal mit in'n Heben!

Un wat uns denn so tüggt dör Hart und Seel
Merrn mank de Musen, — Junge, dat Entzücken,
Dat unbeschrievlich leewliche Gefőhl
Kann doch alleen man'n Dichterhart beglücken!

Vellicht büst Du in'n Ogenblick darbi,
De Stunn dörch en Gesang Di to verklaren,
Un singst en Leed Di sülben: „Ick an mi
To min Geburtsdag" — so als mal vör Jahren *).

Un vör Di steiht en Buddel vull von Wien,
Un ock en Glas, darin so hell dei't winken.
De schönste, de dar wassen dei't an'n Rhien, —
An'n so'n Dag ni to gut, darvun to drinken!

Un süh, wakeen kummt dar? — Herrje, — Johann!
Un vun dat Musenpeerd springt he so eben, —
Un mit sin Dichterbroder stött he an
Un röppt vergnögt: Paul Trede, Du schast leben!

*) „Ich an mich an meinem Geburtstage", eines der schönsten Lieder aus Paul Trede's „Grünen Blättern".

Johann Meyer machte noch die Bekanntschaft zweier anderer Itzehoer Dichter, und zwar kurz nach seiner Ankunft diejenige Emil Pörcksen's, der wie Paul Trede Setzer in der Officin der „Itzehoer Nachrichten" war, und viel später diejenige Johann Hinrich Fehrs', eines vorzüglichen epischen Dichters, der 1863 Lehrer am Waisenhause in Itzehoe wurde und seit dem Jahre 1865 eine Privattöchterschule und ein Pensionat für junge Mädchen daselbst leitet. Jedoch haben beide Männer nicht in einem ähnlichen freundschaftlichen Verhältnisse zu unserem Dichter gestanden wie Paul Trede. —

Welch großen Ansehens sich Johann Meyer sowohl in seiner Eigenschaft als Redacteur wie als Dichter und Gesellschafter in dem weiten Kreise der Itzehoer Bürgerschaft und deren Vereine zu erfreuen hatte, haben wir bereits gehört. Diese Beliebtheit hatte nun auch zur Folge, daß ihm kurz nach seiner Genesung von jener schweren Krankheit eine überaus ehrende Aufgabe zu Theil wurde. Schon während seiner Reconvalescenz zeigten sich in Itzehoe wie anderswo in den deutschen Landen die ersten Anregungen zu einer

würdigen Säcularfeier des Geburtstages Friedrich von Schiller's. Es bildete sich aus Mitgliedern der vornehmen Gesellschaft und des mittleren Bürgerstandes ein Ausschuß zur weiteren Berathung. Von diesem nun wurde Johann Meyer ersucht, den Prolog für die Feier zu dichten und zu sprechen. Gern und willig gab er die Zusage. Er hatte noch Zeit genug, die Fülle der Gedanken, die sich einem jeden litterarisch Gebildeten bei einer solchen Gelegenheit aufdrängen, zu sichten und poetisch zu gestalten. Und das geschah nicht abends bei der Lampe, sondern tagsüber auf Spaziergängen im nahen Walde; und unter dessen Rauschen vollendete er die Dichtung, und an dessen stillen, verschwiegenen Plätzen übte er sie auch für den freien Vortrag ein. Dann kam der Tag der Feier; und als der Augenblick für den Beginn des Prologes erschienen war, da fuhr es in begeisterten Worten über die vielköpfige, wie athemlos lauschende Menge dahin, die förmlich bestrickt und fortgerissen war von der frischen Dichtung und dem lebendigen Vortrag und am Schlusse nicht enden wollenden, rauschenden Beifall zollte. Es war eine ergreifende Feier, und nicht zum mindesten gebührte unserm Dichter das Verdienst, zu ihrem schönen Verlaufe durch die Dichtung und den Vortrag des Prologes wesentlich beigetragen zu haben. Darüber herrschte nur e i n e Stimme, und darum dürfte es geboten sein, jene poetische Ansprache hier wiederzugeben.

Prolog zur Itzehoer Schillerfeier.

Gesprochen vom Verfasser am 10. November 1859.

O, welch ein Tag für Deutschlands Millionen!
Welch ungetrübter, schöner Freudentag!
Gleich segensreich, wo immer Deutsche wohnen,
Im Fürstensaal wie unterm Hüttendach!
Im großen Reich wie in den fernsten Zonen,
Wo nur ein deutscher Laut ertönen mag!
Der hehre Tag, an welchem einst geboren
Dem deutschen Volke seine Dioskoren!

Im Sturm der Schlacht und mit dem Schwert der Worte,
Ein Cäsar auf des Kampfes Siegesbahn,
Wie selbst im Sang der Nibelungenhorte
Kein tapf'rer Kämpe Größeres gethan,
Wie größer nicht ihn jemals Hellas Orte
Im Heldenlied des blinden Sängers sah'n.
So kam der eine in des Ruhmes Klarheit,
Und Luther war's, der Kämpe für die Wahrheit!

Ein weißer Schwan auf seines Liedes Wogen,
So hell und licht, so sonnenklar und rein,
Von tausend Genien der Kunst umflogen,
Die Nachtigall.im großen Liederhain, —
So kam der andere dahergezogen,
Und alle, alle Herzen wurden sein!
Ein Wunder, wonnesam je mehr, je länger! —
Und Schiller war's, der Deutschen Lieblingssänger!

Wer mehr vollbracht? — wir wollen's nicht entscheiden,
Nicht wer der größ're war in seinem Glanz!
Es flocht ja längst das Vaterland den beiden
Um ihre Stirn den deutschen Eichenkranz!
Und keiner soll den andern darum neiden!
Sind sie doch beide unser, beide ganz!
Dem einen wie dem andern uns're Freude;
Und aller Herzen gleiche Lieb' für beide!

Und wie die Kirchenglocken einmal klingen,
Wenn mehr nicht, unserm Luther jedes Jahr,
So müßten sie ihr schallend Loblied bringen
Am heut'gen Tage unserm Schiller dar,
Weil er doch auch auf seiner Dichtung Schwingen
Dem deutschen Volk' der Reformator war,
Und weil von seiner Harfe goldnen Saiten
So wunderbar im Glockenlied sie läuten!

Und hätt' er weiter nichts der Welt gesungen
Als dieses eine Lied, — er stürbe nie!
Er aber hat nach Größ'rem noch gerungen
Auf den Gefilden ew'ger Poesie!
Zum Licht' der Sonne hat er sich geschwungen,
Im Reich' der Gottheit weilte sein Genie
Und ließ vor unsern Augen sich entfalten
Die Ideale seiner Lichtgestalten.

Im Drang nach Freiheit, welch ein göttlich Spenden!
O, welch ein Räuber, dieser Karl Moor'!
Und warum mußt' Fiesko jäh verenden?
War's nicht, weil er das Ideal verlor?
Im dritten Werk aus unsers Dichters Händen,
Wie flammt's auch da so himmelhoch empor!
Kabal' und Liebe, ihm so schön gelungen,
Ist doch ein Lied, der Freiheit nur gesungen!

Und wer müßt' nicht Messinas Braut gedenken?
Und wer nicht Schottlands frommer Königin?!
Wer nicht sich in das liebe Herz versenken
Der Jungfrau, Galliens Befreierin?!

Wer nicht dem Wallenstein Bewund'rung schenken?!
Wer nicht eines Posa, eines Carlos Sinn?!
Und wer des Tell sich nicht erfreu'n noch heute,
Der einst sein Land vom Sclavenjoch befreite?!

So hörst du auch des Meeres rauschend Wallen,
Das eine Liebe um ihr Glück betrügt!
So hörst du auch des Volkes Jubel schallen,
Wenn Möros seinem Freund entgegenfliegt!
So siehst du auch im Hain den Sänger fallen,
Der singen wollt' und Mördern unterliegt!
Und siehst den Ritter mit dem Drachen ringen!
Und hörst im Kaisersaal' den Priester singen!

Und fühlst mit ihm der Freude Götterfunken
Und siehst mit ihm des Kampfes Schwertertanz!
Und klagst mit ihm, daß Hellas Pracht gesunken
Und daß erloschen seiner Götter Glanz!
Und flichst mit ihm der Göttin, wonnetrunken,
Cyanen in den goldnen Ährenkranz!
Und singst mit ihm das Lied, so süß erklungen,
Das schönste Lied, das Frauen je gesungen.

Und so durchwandelst du die Blüthenauen
Der hohen Kunst, wo er den Kranz gepflückt!
Siehst ihrer goldnen Sterne Himmel blauen,
Und schwelgst, von seinem Sphärenklang entzückt!
So fühlst du die Begeist'rung niederthauen!
In deine Seele, dieser Welt entrückt,
Und fühlst, auf seinen Armen sanft getragen,
In deiner Brust den Puls des Weltalls schlagen.

Und wunderbar beginnt es dich zu fassen!
Die Ketten brechen, und der Geist wird frei!
Durch deinen Busen brennt ein glühend Hassen
Des Sclavenjochs und seiner Tyrannei!
Und müßtest du das Liebste opfernd lassen,
Du bliebest doch dem Vaterland' getreu,
Und fühltest dich ersteh'n in neuer Jugend
Zum heil'gen Kampf für Freiheit, Recht und Tugend!

O, deutsches Volk, was hat er dir gegeben,
Eh' seines Lebens helle Fackel sank!
Vertiefe dich in seines Geistes Streben!
Erquicke dich an diesem Labetrank!
Zum Himmel wollest du die Hände heben
Und dieser Gabe sprechen deinen Dank!
Glück auf! daß ihm nach Kräften es zu lohnen
Sich heut' gefunden deine Millionen!

So jauchze denn! und laß die Freude wallen
Von Gau zu Gau durch deiner Länder Grün!
So laß die Glocken deiner Kirche hallen!
Und deine Feuer auf den Bergen glüh'n!
So laß die Lieder deiner Lust erschallen
Und laut erbrausen ihre Melodien!
So jauchze denn! und laß in frischen Kränzen
Die Locken deines großen Dichters glänzen!

Bald rauschte der grüne Wald nicht mehr, in dem diese Dichtung entstanden ist; die Herbststürme erbrausten, und, von den Nachtfrösten entfärbt, flatterten die Blätter zur Erde. Dann kam das Weihnachtsfest und dann Neujahr. Und die „Itzehoer Nachrichten" brachten innerhalb einer Woche zwei größere Gedichte Johann Meyer's. Sie fanden vielen Beifall und mögen darum hier folgen.

Weihnachtabend.

(1859.)

Der Abend naht, — so will ich singen,
Gesang erfreut des Menschen Herz.
Es giebt das Lied der Freude Schwingen,
Es stillt das Lied der Sehnsucht Schmerz!
O, sei gegrüßt mir, Stern der Sterne
Voll Gnad und Wahrheit von dem Herrn!
Sei laut gegrüßt, du Licht der Ferne,
Du lieber, süßer Weihnachtsstern!

Welch Heil durch dieses eine werde!
Und welch ein Frieden rings umher
Durch diesen Stern auf dieser Erde,
Welch Licht und welch ein Wonnemeer!
Welch selig Nehmen, selig Spenden!
Und welch ein Paradiesestraum
Von Glück und Freuden aller Enden
Auf Erden um den Weihnachtsbaum!

Den hellen Baum, der heute leuchtet,
Der lichten Freude strahlend Bild,
So manch ein Aug' mit Thränen feuchtet,
So manches Herz mit Wonne füllt!
Den hellen Baum, mit dessen Zweigen,
Umkränzt vom frischen Hoffnungsgrün,
Die Gaben sich der Liebe neigen,
Die heut' der heil'ge Christ verlieh'n

Er kam, er trat in uns're Mitte,
Er reichte seinen Segen dir;
O, eine Bitte: in die Hütte
Des Armen tritt nun du dafür!
Sprich: Grüß dich Gott! — Die Engel haben
Mit diesem Gruß mich hergesandt.
Und drück' die Gaben, ihn zu laben,
Der Bruderliebe in die Hand!

Und wo noch einer traurig bliebe,
Und wo kein Licht, kein Kerzenschein,
Da send' den Engel du der Liebe,
O Herr, ihm in sein Kämmerlein!
Laß keinen diese Nacht durchweinen,
Nicht diese Nacht in seinem Schmerz!
Und laß den Stern der Freude scheinen
Auf jedes Haus, in jedes Herz!

Wohl manchem mag kein Baum mehr brennen,
Dem doch gebrannt so mancher Baum,
Denn, was sich liebt, das muß sich trennen,
Und schnell verrauscht der Jugend Traum.
Nicht immer kann die Freude lachen,
Wenn erst das Leben uns zerstreut,
Und will das Heimweh mal erwachen,
Am liebsten kommt es so wie heut'. —

Dann denken wir der süßen Stunden,
Wo einst auch uns der Eltern Hand
Die Freude in den Baum gebunden,
Der hell im Glanz der Kerzen stand;
Und wo, wenn sie uns traut umfingen,
Und für die Gaben allzumal
Die Lippen aneinander hingen,
Sich aus dem Aug' die Thräne stahl.

Herabgebrannt sind längst die Kerzen,
Verdorret ist der grüne Baum.
Weit voneinander sind die Herzen,
Längst ausgeträumt der schöne Traum.
Und manches Auge, dem entflossen
Die Freudenthränen licht und her,
Das hat sich müde schon geschlossen
Und schläft und weinet keine mehr. —

Es dunkelt still, — — und singend wallen
Die Engel durch die Nacht des Herrn.
O, Friede heut' und Freude allen!
Und allen heut' ein Weihnachtsstern!

Und allen heut' daheim, euch Lieben,
Wo jetzt er fröhlich leuchten muß,
Von einem, welcher fern geblieben,
Dies Lied und seinen Gruß und Kuß!!

In der Neujahrsnacht.

Die Fackel sinkt — das Grab ist offen,
Im Tode ringt das alte Jahr;
Ein neues bringt mit neuem Hoffen
Im flücht'gen Tanz der Horen Schar.
Wein her! vom besten, ohne Säumen!
Der Wein gehöret zum Gesang;
Es läßt beim Wein sich besser träumen,
Es giebt, wenn hoch die Gläser schäumen,
Des Sängers Laute laut'ren Klang.

Das war ein Jahr voll bitt'rer Stunden,
Ein Jahr voll Menschenhaß und Groll!
O Gott, wann wird das Herz gesunden,
Das statt zu hassen — lieben soll?!
Wann bringt ein Engel uns den Frieden,
Das Palmenblatt dem Vaterland,
Dem jüngst noch so viel Leid beschieden?!
Und wann umschließt uns all' hienieden
Der Liebe süßes Rosenband?

Durch sie allein kann's besser werden;
Fort mit des Haders Ungethüm!
Wer in der Liebe lebt auf Erden,
Der lebt in Gott und Gott in ihm.
Es ist die Welt so reich an Schmerzen
Und könnt' so reich an Freuden sein!
Der Liebe öffnet eure Herzen!
Was eine Stunde kann verscherzen,
Holt oft kein ganzes Leben ein!

Im Buch der Zukunft möcht'st du lesen?
Blick lieber in dich selbst hinein;
Heut' denk' zurück, was du gewesen
Und was du hättest sollen sein;
Heut' rüste dich zu neuem Ringen,
Heut' stähle dich mit frischem Muth!
Was auch die Zeiten mögen bringen,
Das Schlimmste kann der Mensch bezwingen,
Wenn nur der Mensch das Seine thut.

Und Du, o Herr, im Licht der Sterne,
Du wollest auch im neuen Jahr
Allüberall in Näh' und Ferne
Behüten deiner Kinder Schar!
Du wollest stärken, die da klagen,
Und trösten jeden, der da weint!
Du wollest allen, die verzagen
In ihrem Leid, es helfen tragen,
Bis daß die Sonne wieder scheint!

Mach' Du des Harten Sinn erweichen
Im Mitgefühl für and'rer Schmerz!
Gieb Du dem Armen, wie dem Reichen
Ein glücklich' und zufried'nes Herz!
Gieb Du den Deinen allerwegen,
Zumal wo Noth und Mangel droht,
Vom Sonnenschein, sowie vom Regen,
Vom Traubensaft und Ährensegen
So viel, als für jedweden noth!

Und weiter wollen wir nicht sorgen;
Getrosten Muths in's neue Jahr!
Bleibt auch die Zukunft uns verborgen,
Bleibt Gottes Lieb' doch offenbar!
Sie hilft uns auch durch trübe Zeiten,
Wir stehen all' in ihrer Hut;
Sie wird die Welt auch ferner leiten
Und jedem seinen Pfad bereiten,
Bis er in ihrem Schooße ruht.

Wein her! — vollendet ist die Runde!
Das Leben gleicht der Blume Hauch! —
Ein volles Glas zur zwölften Stunde
Dem neuen Jahr nach altem Brauch!
Da schlägt sie schon! — Es geht zu Ende!
Wir nach! — Nur Gott bleibt, wie er war!
Schenkt ein der Rebe gold'ne Spende!
Die vollen Gläser in die Hände!
Ein donnernd Hoch dem neuen Jahr!

Das Jahr 1860, dem unser Dichter so begeisterungsvoll dieses Begrüßungslied gewidmet hatte, sollte für ihn weit mehr des Ernsten als des Heiteren, ja sogar Stunden und Tage voll tiefer Betrübniß bringen. Kaum begann nach den beiden ersten Monaten der Schnee zu schmelzen und an sonnigen Plätzen das

erste Grün zu sprießen, als der kleinen Stadt die ernste Kunde wurde, daß ihre geschätzteste Bürgerin, die Prinzessin Juliane, bedenklich erkrankt sei. Das hohe Alter der hohen Patientin ließ das Ernsteste befürchten. Wir haben schon an anderer Stelle darauf hingewiesen, wie hülfbereit und wohlthätig sich diese edle Dame während all der Jahre, die sie als Äbtissin des adeligen Klosters in Itzehoe zugebracht, gegen jedermann und insbesondere gegen die ärmere Classe erwiesen hatte. Und so erfreute sie sich der größten Verehrung in allen Schichten der Einwohnerschaft. In kurzer Zeit sollte der Tag gefeiert werden, an dem sie vor 50 Jahren mit den Insignien ihres so segensreichen Amtes bekleidet worden war. Mit Bangen und großer Besorgniß erwartete und vernahm man die täglichen Mittheilungen der Ärzte. Aber ehe noch der Frühling ins Land gekommen, hatte der Engel des Todes die Fackel gesenkt und die hochbetagte Kranke von hinnen geführt. Tiefe Trauer lag nun über der Stadt, und gar viele klagten und weinten über den herben Verlust. Die innigste Theilnahme bekundete auch Johann Meyer's warmfühlendes Dichterherz; denn als am 23. März die feierliche Bestattung erfolgte, zu der viele hohe Fürstlichkeiten aus dem Kreise der Verwandtschaft der Verewigten eingetroffen waren, darunter auch der damalige Erbprinz, der jetzige König von Dänemark, und an der sich fast alle Bewohner der Stadt leidtragend betheiligten, brachten am Vormittage die „Itzehoer Nachrichten" das nachstehende Klagelied, das die Trauer mildern und Trost und Erquickung gewähren wollte.

Zum 20. März 1860,

dem Begräbnißtage Ihrer Hoheit der Prinzessin
Juliane Louise Amalie zu Hessen, Äbtissin des adel. Convents
zu Itzehoe.

Schon grüßt der Lenz und schmilzt des Winters Flocken,
Schon singt die Lerche froh im Sonnenschein,
Es träumt der Wald von seinen grünen Locken,
Von seinem Osterfeste träumt der Rain,
Und fröhlich läuten frühe Blumenglocken
Den Mai uns schon, den Mond der Freuden, ein, —
Wir aber trauern schmerzgebeugt, — wir haben
Ja Maienlust und Maienfreud' begraben.

Das sind nicht Frühlingsglocken, die uns läuten,
Das gilt dem Lenze nicht und seiner Pracht;
O, diese Klänge können Dir nur deuten,
Die so um einen schönen Traum gebracht!
Die eine Freud', auf die sie all' sich freuten,
Gebettet in der Erde dunkle Nacht,
Und mit der Freude, unter tausend Schmerzen,
Ein Herz zugleich, geliebt von allen Herzen!

Du warst es ja, zu der aus nied'rer Hütte
So gern die Armuth ihre Zuflucht nahm!
Du warst es ja, von der mit seiner Bitte
Kein Hartbedrängter ohne Hülfe kam!
Du warst es ja, mit der in uns'rer Mitte,
Ein Engel Gottes weilte liebesam,
Der treu mit uns in gut' und bösen Tagen
Ein halb Jahrhundert Freud' und Leid getragen!

Und sieh, wir harrten lange schon der Stunde,
Und hofften auf den Freudentag des Mai's,
Zu danken Dir's aus tiefstem Herzensgrunde,
Wir alle allzumal, – daß Gott es weiß!
Und zu bekennen Dir mit lautem Munde,
Wie lieb, wie lieb Du uns geworden seist, —
Da war auch Deine Stunde schon gekommen,
Wo Dich der Herr von uns hinweggenommen.

O, das ist hart! — wie könnten wir's vergessen
Bis an das Ende uns'rer Lebensbahn!
Wie alles Gute nennen und ermessen,
Was Du in Deiner Herzenslieb' gethan,
Und nicht versteh'n die heil'gen Worte dessen,
Den wir am Kreuze für uns sterben sah'n,
Und der mit seinem Herzblut es geschrieben:
Den Nächsten sollst Du als Dich selber lieben!

Ja Liebe! — Was ist alle Macht im Leben,
Was ohne sie ein armes Menschenherz!
Es mag der Ruhm bis an die Sterne schweben,
Auch Gottes Sterne sinken erdenwärts!
Und wären Engelzungen uns gegeben,
Wir wären ohne sie nur tönend Erz!
Der Stein zerbricht und Monumente fallen,
Wer in der Liebe lebt, lebte, lebt in Allen!

So schlafe süß, wo wir dich hingetragen
Zur letzten Ruh' im stillen Erdenthal!
Schon grüßt der Lenz, — er kommt nach wenig Tagen
Und küßt die Welt im goldnen Sonnenstrahl:

Dann läßt er seine Nachtigallen schlagen,
Dann weckt er seine Blumen allzumal;
Und Liebe wird die ersten Rosen pflücken,
Um Deinen Hügel still damit zu schmücken!

Noch blühten die Rosen und sangen die Lerchen, als am 3. August desselben Jahres die Amtsnachfolgerin der Betrauerten, Prinzessin Louise zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg, in das reich geschmückte Städtchen unter Betheiligung aller Bewohner ihren festlichen Einzug hielt. Es lag wohl nahe, daß auch diese Begebenheit von unserem Dichter eine poetische Weihe erhielt, und so entstand das folgende Begrüßungslied, das gleichfalls in den „Itzehoer Nachrichten" abgedruckt war und, wie sein Verfasser später erfuhr, der neuen Äbtissin zu einer hohen Freude gereichte.

Willkommensgruß

zur Ankunft ihrer Durchlaucht der Prinzessin Louise zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg, Äbtissin des adel. Convents zu Itzehoe.
(1860, August 3.)

Noch sind die Rosen nicht verblüht,
Noch hören wir die Lerche singen,
So möge nach dem Klagelied
Ein Lied der Freude wieder klingen.
Aus Gottes Hand kommt Leid und Schmerz,
Thaut Lust und Freud' vom Himmel nieder,
Und wird zerrissen mal das Herz, —
Die Liebe Gottes heilt es wieder.

Das war ein Tag, so trüb' und bleich,
Wie keinen je geseh'n wir haben!
Das war ein Herz, so lieb und reich,
Das wir an diesem Tag begraben!
Sie schläft, — sie schlafe still und süß.
Wo wir sie unter Thränen ließen,
Und was sie uns zum Erbe ließ,
Wir wollen's heute froh begrüßen!

Willkommen denn mit Herz und Hand
Bei uns in unserm grünen Thale!
Auch hier ist Deutsches Vaterland,
So gut wie fern am Strand der Saale!
Auch hier grüßt Dich der Eichenhain,
Und deutsche Lieder hörst Du schallen,
Und fern wird Dir das Heimweh sein
Bei Rosen und bei Nachtigallen!

O Fürstin, hohe Fürstin, Du,
Was wir im stillen Herzen denken,
Wir wissen's wohl, Du kannst dazu
Nur wenig der Erfüllung schenken; — —*)
Doch was Du kannst, das wissen wir,
Das thust Du gerne Deinen Lieben,
Die von der lieben Todten Dir
Gelassen und zurückgeblieben.

Sie stand so manchem Herzen nah',
Sie that so viel' um Gottes willen!
Sie hat so manche Thräne ja,
Die hier geweint, gestillt im Stillen!
Sie brach so manches Stücklein Brot,
Sie ließ so manches Herz erwarmen!
Sie war der Engel in der Noth,
So oft sie kamen, ja den Armen!

Und weil du Blut von ihrem Blut,
So sei willkommen uns, willkommen!
Und weil die Lieb' nur Liebes thut,
So bleibt der Trost uns unbenommen:
Nicht ewig währen Gram und Leid;
Und der uns so gebeugt danieder,
Der bringt wohl auch zu rechter Zeit
Das Morgenroth der Freude wieder!

* Eine Anspielung auf die damaligen unleidlichen politischen Zustände in den Herzogthümern, namentlich in Schleswig.

Bald nachher, Anfang September, veranlaßte eine Begebenheit ganz anderer Art Johann Meyer, wieder einmal in recht heiterer Weise die Saiten seiner Laute erklingen zu lassen. Es war auch diesmal ein Ereigniß, an dem sich die gesammte Einwohnerschaft der Stadt betheiligte, aber nicht in dem Gefühle einer allgemeinen Freude, sondern in dem der Mißbilligung und Entrüstung. Und für diese Stimmung mußte unser Freund, der ja im besten Sinne des Wortes ein Volksdichter stets war und auch heute noch ist, der poetische Dolmetsch werden.

Ein junger Arzt, ein Allopath und zugleich ein gewandter Dichter und vorzüglicher Improvisator, hatte einen ehrwürdigen alten Collegen und Anhänger der Homöopathie, der in der Nähe Itzehoes einen kleinen Hof bewirthschaftete und nebenbei, mehr zum Vergnügen als zum Gelderwerb, practicirte, in einem Spottgedichte der Lächerlichkeit preisgeben wollen und dadurch weit und breit,

in der Stadt, sowohl wie in ihrer ländlichen Umgebung, volle Entrüstung hervorgerufen. Da sprengte unser Dichter, wie er das schon früher zweimal gethan, auf seinem Pegasus zum lustigen Turniere in die Kampfesarena, und auch hier gelang es ihm, den Pasquillanten aus dem Sattel zu heben. Der ganze Streit drehte sich um die Berechtigung der Hahnemann'schen Heilmethode, die damals noch nicht eine so weit verbreitete Aufnahme wie heute gefunden hatte. Johann Meyer ist nun niemals ein Bekenner des therapeutischen Dogmas „Similia similibus curantur“ gewesen; wenn er sich aber nichtsdestoweniger zum Ritter des Homöopathen aufwarf, so geschah es deshalb, weil jener Allopath und zwei seiner Collegen, die sich mit in den Streit mischten, recht unvorsichtig und taktlos von dem Kernpunkt der Sache abschweiften und statt zu den Waffen der Wissenschaft zu den giftigen Stacheln des Hohnes und des Spottes griffen. Da wurde es nun unserem Dichter zumal bei seiner Gewandtheit im sprachlichen Ausdruck und seiner Meisterschaft in der Form verhältnißmäßig leicht gemacht, den Alten zu schirmen und die drei jungen Gegner aus dem Felde zu schlagen.

Es würde über den Rahmen unserer Schrift allzuweit hinausgehen, wollten wir alle infolge dieses Kampfes entstandenen und ins Feuer geführten Gedichte hier wiedergeben; wir müssen uns vielmehr damit begnügen, den Lesern an einem Beispiele zu zeigen, wie Johann Meyer in einem derartigen Streite seine Klinge, rectius Feder, gebrauchte.

En beten nux vomica.

An den allopathischen Dichter.

Dat's nix, mit Spott is gar nix da'n!
Wat schall de „Hehn“, wat schall de „Hahn“
Wat schall de „Kiwitt“ un de „Uhl“?
So'n Schimperi is jümmers ful!*)

Hier nützt keen Mütz un keen Haubitz,
Keen Berberitz un keen Lakritz,
Un nix vun Peter un vun Fritz;
Dat is man all so'n losen Witz!**)

---

*) Der Hauptgegner hatte in einer Fabel den alten Homöopathen als Eule dargestellt und verspottet.

**) Reime aus einem der gegnerischen Gedichte.

Un de in Glückstadt mit sin „Rad",
Do hett em ock noch lang ni fat;
So rötert wul en oles Wiv,
Doch jo keen Mann mit Ehr in'n Liv!

Similia similibus,
Dat makt all mennig een Verdruß, —
Dat makt all mennig een gesund,
Den se cureert harrn op'n Hund. —

Wat deh' ju denn de ohle Mann?
Ju griept em ja als Jüngers an,
He wist doch, dat he schrieben kann,
Ju lopt un schrigt blots achteran.

Hebbt Ju dat vun den Dicken lehrt? *)
De meen, he kreeg em recht bi'n Steert,
Un als he togreep unschaneert,
Dar harr he sick erst recht blameert!

Sä't sülbn, — paßt dat för kloke Lüd,
Wenn se op düsse Art sick stried'? —
Ju lacht dar öwer Tiedemann,
Un fangt dat sülbn ni beter an.

So lett de Ol' sick lang ni fangn,
Eerst griept em mal, nöß kann he hangn;
Dat's eenmal wiß: mit Schimp un Spott
Sett Ju em nümmer op'n Pott.

Doch wüllt Ju em mal recht to Liv,
So stippt in't Black un holt Ju stiv
Un makt dat als de Weertschapsfründ **)
Un wist, dat Ju em wussen sünd!

*) Der „Dicke" ist einer der beiden anderen Gegner.
**) Der Wirthschaftsfreund der „Itzehoer Nachrichten."

Nach nicht langer Zeit erregte ein anderes Ereigniß, und zwar diesmal ein tieftrauriges, die allgemeine Theilnahme des Städtchens. Ein blühendes Mädchen aus dem Bürgerstande, von großer Schönheit und Lieblichkeit in der Erscheinung, dessen Mutter man erst vor wenigen Monden zu Grabe getragen hatte, erkrankte am Typhus; nach wochenlangem, schwerem Ringen erlag die junge Menschenblume der verderblichen Krankheit, und alle Bewohner trauerten mit dem alten Vater und der Schwester und den vielen Gespielinnen aus der Schulzeit an ihrem Sarge. Und als an einem trüben Oktober-

morgen, an dem Strauch und Baum noch voller Tropfen des frisch gefallenen Regens hingen, die früh Entschlafene hinausgetragen wurde, da brachten die „Itzehoer Nachrichten“ von der Hand unseres Dichters, der mit dem Mädchen bekannt, um nicht zu sagen, befreundet war, die folgende tief empfundene Elegie:

Christine Maas.

(1860, Oktober 27).

Das war wohl gar ein trüber Tag,
Nicht wollt' die liebe Sonne scheinen,
In Thränen glänzten Baum und Hag,
Das war so recht ein Tag zum Weinen.
O schlafe still, o schlafe still,
Wer sollt' Dir das nicht wünschen können,
Du süßes Mädchen, und wer will
Den Engeln nicht die Schwester gönnen?!

Du gingst mit keines Priesters Wort,
Doch mit des grauen Vaters Segen,
Und sieh', die Liebe trug Dich fort
Und durft Dich unter Blumen legen;
Und wo mit Deinem Todtenschrein
Der stille Zug vorbeigekommen,
Da hat er Dir von groß und klein
Manch schöne Gabe mitgenommen.

Nicht Blumen nur, — auch Thränen hell,
Womit die Blumen sie begossen;
Das Aug' ist ja ein Liebesquell,
O, wie er reichlich Dir geflossen!
Wo so ein Kind zur Ruh' gebracht,
Da weiß es nichts von Leid und Kummer,
Da singen Engel durch die Nacht
Das kranke Kind in süßen Schlummer.

Und sieh', wo wir mit unserm Schmerz
Dich dort so stumm gebettet haben,
Da haben sie Dein Mutterherz
Vor wenig Monden ja begraben.
O tröste Gott, was brechen will,
Wo solche Schicksalsschläge trafen!
Doch Dir ist wohl, Du darfst ja still
An diesem lieben Herzen schlafen.

So wollen wir von dannen geh'n,
So hast Du ja die liebste Stätte.
Schlaf wohl, schlaf wohl, Du Engel schön,
In diesem theuren Blumenbette!
Auf Rosen liegst und schlummerst Du.
Und sieh', es wird nach wenig Tagen,
Nach wenig Tagen stiller Ruh'
Dein Herz des Frühlings Rosen tragen!

Aber noch ehe die Weihnachtskerzen zur brennen begannen, und das Jahr zu Rüste ging, griff das Geschick in noch ernsterer Weise als vordem mit eisiger Faust in das so warme Gefühls- und Gemüthsleben des Dichters. Und wiederum mußte ein junges Mädchen und noch dazu eine glückliche Braut, Therese, die Lieblingsschwester unseres Freundes, den finsteren Pfad wandeln, den Christine Maas nicht lange vorher gegangen war. Und auch hier war es, ebenso wie dort, eine lieblich erblühte Jungfrau von bestrickendem Reiz in Erscheinung und Wesen. Sie hatte ihre letzte Ausbildung bis zur Confirmation in einer von einer Frau Schulz in dem Stadttheile der Gemeinde Friedrichsberg geleiteten Privatschule für junge Mädchen erhalten und war nach der Einsegnung auf besonderen Wunsch der Vorsteherin dieser Anstalt als Hülfslehrerin verblieben. Die Eltern und Geschwister, in deren Heim sie ihren Tisch und ihr Stübchen hatte, sowie die Ehegatten Schulz, die Colleginnen und Schülerinnen liebten und schätzten Therese. Eines Tages erhielt der Bruder in Itzehoe von der Mutter einen Brief, der mit den Worten begann: „Seit gestern haben wir eine glückliche Braut im Hause . . . . ." Und dann wurde weiter berichtet, daß der Bräutigam der wohlgerathene Sohn eines angesehenen und begüterten Schleswigers und ein Seefahrer sei, der sein Steuermannsexamen rühmlichst bestanden und die gewisse Aussicht habe, schon bald ein größeres überseeisches Schiff als Kapitän zu führen.

Die Eltern des glücklichen Paares waren damit einverstanden, daß Hochzeit gemacht werde, sobald der Bräutigam, der sich für eine große Fahrt als Obersteuermann hatte anwerben lassen, wieder heimgekehrt sei. Unterdeß solle die Braut, um sich in der Führung eines Hausstandes noch etwas mehr auszubilden, in einem größeren ländlichen Gewese als Stütze der Hausfrau thätig sein. Eine solche Stelle war bald gefunden. Eine Schwester der Mutter war die

n eines reichen Marschhofbesitzers in Hoyer, dem bekannten
chdorfe an der nördlichen Westküste des Herzogthums Schleswig.
d hierhin zu dem Onkel und der Tante begab sich das hoff-
ngsfreudige junge Mädchen, nachdem der Verlobte seine voraus-
tlich letzte Seereise bereits angetreten hatte.

Kaum war Therese dort angelangt, als der Onkel am Typhus
ankte. Die Tochter schrieb den Eltern noch, daß man sich
twegen keiner Befürchtung hingeben möge, sie sei wohl und
nter und vor einer Ansteckung nicht im geringsten ängstlich.
d die stets so fürsorgliche Mutter theilte das alles dem Sohne
Itzehoe mit, und dieser schrieb zurück, man solle die Schwester
fordern, unverzüglich heimzukehren. Aber dies konnte leider
t mehr geschehen; denn noch an demselben Tage, an dem die
tter den Brief an die Tochter abschickte, kam die Kunde, daß
rese erkrankt sei und sich auf Anordnung des Arztes habe
n müssen. Das betrübte und beunruhigte die Familie aufs
ste, ganz besonders auch unseren Dichter. Und die aus Hoyer
r das Befinden der beiden Kranken fast täglich eintreffenden
hrichten lauteten schlimmer und schlimmer; und zuletzt wurde
noch die alte Großmutter aus Bröns, die sich schon seit län-
r Zeit zum Besuche bei ihrer Tochter in Hoyer aufhielt, von
elben Krankheit befallen.

Da faßte die von banger Sorge gequälte Mutter den Ent-
ß, sich unverweilt nach Hoyer zu begeben, um in der Pflege
geliebten Kindes, der alten Mutter und des Schwagers der
wester hülfreich zur Seite zu stehen. Am Ziele angekommen,
hr sie von dem Arzte, daß von den drei Erkrankten die Tochter
schwersten darniederliege und ihr Zustand das Schlimmste
rchten lasse. Und immer mehr verschlechterte sich der Zustand
jungen Mädchens, und immer größer an Aufregung wurde
Zeit für die Familie daheim und den fern weilenden Bruder.
was für Tage und Nächte für das gequälte und zitternde
tterherz! So kam denn die letzte, schlimmste Stunde; — sanft
n der Erlöser Tod die junge Braut aus den Armen der Mutter,
ihre letzten Worte waren: „Dein Wille geschehe!“

Das war ein schweres Opfer für die ganze Familie! Un-
lich waren Eltern und Geschwister, und der Bruder in Itzehoe
t sich sofort Urlaub, um zunächst nach Schleswig und von

dort am Tage vor der Beerdigung mit dem Vater und einem Schwager, dem Bahnhofsverwalter Turretin in Husum, nach Hoyer zu reisen. — Die Eltern wünschten, daß der Sohn einige Worte am Sarge der Schwester spreche. Doch konnte dies ohne Erlaubniß des Predigers nicht geschehn, und dieser — ein Stockdäne — wollte sie nicht ertheilen. Da fuhr nun der Schwager frühmorgens vor der Beerdigung nach Tondern, um von der betreffenden Behörde die Einwilligung zu erwirken. Aber auch das gelang nicht, wie überhaupt damals, unter dem Regime Altdänemarks im Herzogthume Schleswig derartige Mißlichkeiten an der Tagesordnung waren. Trotzdem erfüllte der Sohn den Wunsch der tiefgebeugten Eltern; er widmete der geliebten Schwester, während der Pastor mit dem Küster und den Schulkindern, die am Grabe singen sollten, in ziemlicher Entfernung vom Trauerhause draußen blieb, einige ergreifende Abschiedsworte. Dann setzte sich der Zug nach dem Grabe in Bewegung, und hier hielt auch der Ortsgeistliche eine von Herzen kommende Rede, allerdings in dänischer Sprache, deren aber die Mutter vollkommen mächtig war. — Von dem, was zu Hause vor sich gegangen war, ahnte nichts der fern auf dem Meere schwimmende Bräutigam; und als er am Geburtstage der Braut fromme Grüße und Wünsche in die Heimath schickte, konnte er nicht wissen, daß man gerade jetzt die Verlobte in die Erde bettete.

Auf Theresens Grabstein, den ihr der Bruder setzen ließ, stehen folgende Worte:

Therese Meyer,
geb. den 16. Juli 1838, gest. den 5. November 1860.

„Ihr Brautkranz wurde ihr zum Todtenkranze. Aber Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott und Gott in ihm. Es mußte auch so das Beste sein.“

Noch an demselben Tage fuhren die Eltern mit dem Sohn und Schwiegersohn nach Schleswig und von dort der Sohn gleich weiter nach Itzehoe. Es reißt der Tod eines Kindes wohl allemal ein Stück vom Herzen der Eltern; und so klagte auch hier besonders die alte Mutter noch lange um den Verlust des Kindes, aber sie haderte nicht mit ihrem Geschick. Ihr religiöses Gemüth und ihr frommer Sinn gewährten ihr stille Ergebung in den Willen der Vorsehung, und mit bewunderungswürdiger Kraft — und ihrem Manne und

den Kindern hierin ein Vorbild — ertrug sie standhaft das schwere Leid. Und aus Itzehoe erhielt sie und der Vater von dem geliebten Sohne ein Blatt mit dem nachfolgenden Gedichte, das den herben Schmerz zu lindern vermochte.

Sieh' hin, es geht zur Neige!

„Es ist bestimmt in Gottes Rath,
Daß man vom Liebsten, was man hat,
Muß scheiden."

Sieh hin, es geht zur Neige,
Längst schwand des Sommers Grün,
Entblättert steh'n die Zweige,
Der Blumen keine blüh'n,
Verstummt ist Lust und Scherzen,
Als müßt' es all vergeh'n,
So kann's mit deinem Herzen
Wohl auch einmal gescheh'n.

So kann der Winter kommen,
Wo's Frühling im Gemüth,
So wird Dir oft genommen,
Was kaum zur Lust erblüht;
Da hilft kein warm' Umfassen,
Kein Weinen bang und still,
Vielliebes mußt Du lassen,
Wenn's Gottes Liebe will.

O Du, so früh geschieden,
So innig Du geliebt,
Wie thut so weh hienieden
Das Leid, das Scheiden giebt!
In tiefer Grabesstille,
Im dunklen Blumensarg,
Schlaf wohl, Du süße Hülle,
Die uns're Freuden barg!

Schlaf wohl nach all dem Leide,
O Du, mein Schwesterherz!
Gott segnet ja die Freude,
Gott segnet auch den Schmerz!
In Leid bist du gegangen,
Dein Braut- ein Todtenkranz;
In Freud' bist Du empfangen
Vor Gott im Sternenglanz.

Dich darum neiden wollen?
O nein, wir wollen's nicht!
Nicht grämen und nicht grollen
Um diese Nacht zum Licht.
Was dunkel hier auf Erden
Und undurchschaut uns blieb,
Einst wird es klar uns werden,
Gott that's ja doch zur Lieb'!

Und alles, was wir haben
Von ihm an Freud' und Leid.
Es sind ja seine Gaben,
Und sein ist auch die Zeit;
Und ist's von ihm gekommen,
So segnen wir den Herrn,
Auch wenn er das genommen,
Was wir gehabt so gern!

O Du, mein Herz, sei stille,
So war's ja garnicht Dein,
So war's ja Gottes Wille,
Und muß das Beste sein!
So ist sein Thun nur Segen,
Und Segen auch der Schmerz,
Und was wir schlafen legen,
Wir legen's ihm an's Herz!

Und mögen Thränen thauen
Auf Seufzer bang' und schwer:
Am Dom, dem ewig blauen,
Da prangt der Sterne Heer;
Blick auf; und wo sie prangen,
Im Licht mit Gott vereint,
Sollst wieder Du umfangen,
Was hier so heiß beweint.

So mag es Winter werden
Mit Dir und Deinem Glück,
Es kehrt ja doch auf Erden
Der Lenz einmal zurück;
Und wo die Thränen fließen
Auf einen Hügel klein,
Da werden Rosen sprießen
Im Frühlingssonnenschein!

Das war im Spätherbste, und nun kam das Weihnachtsfest, wohl ein recht trübes für die Lieben daheim und zumal für die Mutter. Wie hatte sie früher schon lange vor und an diesem Tage aller gedacht und für sie gesorgt und gearbeitet; mit welcher Freude und Genugthuung schmückte sie mit dem Vater für die Kinder den Tannenbaum, auch dann noch, als sie schon herangewachsen waren. Und nun? — — An dem kommenden schönen Abende — so sagte sich der Sohn, den der Beruf auch an diesem herrlichsten der Familienfeste im Redactionslocale fest hielt — wird sich wohl ein tiefer Schatten über die Freude der Mutter und aller legen, die sie umgeben. Und darum sandte er ihr in dem Blatte, dessen Leiter er war, ein Weihnachtslied, das zunächst für sie und die anderen im Elternhause, aber auch für einen jeden sonst, dessen Weihnachtslichter keine helle Freude auszustrahlen vermochten, Trost und Frieden gespendet haben mag. Es lautete also:

Weihnacht-Abend.

(1860).

In Thränen hab ich dein gedacht,
Es wird mir noch so schwer zu fassen,
Daß auch in dieser schönen Nacht
Die Freude uns allein sollt' lassen;
Es machen ja im Sternenschein
Die Engel Gottes heut' die Runde,
Und sieh, ich weiß ein Stübchen klein,
Da tragen sie den Schmerz hinein,
Anstatt der Lust zu dieser Stunde.

Ein Stübchen nur? — Wie manches noch
Wird's außer diesem einen geben,
Das freudenleer! — Es ist ja doch
So reich an Schmerzen dieses Leben!
Euch, denen Gott das Leid beschied
Und seine Engel Thränen bringen,
Daß keine Weihnachtskerze glüht,
Euch sing' ich heut' mein Weihnachtslied,
Und möcht' es euch zum Troste singen.

Sagt, habt ihr es wohl recht bedacht,
Wohl recht bedacht in eurem Herzen?
Es brennt auch euch in dieser Nacht
Ein Weihnachtsbaum voll lichter Kerzen;

Gott selber hat ihn aufgestellt
Und läßt ihn leuchten nah und ferne,
So strahlt er durch die ganze Welt,
Die Krone ist das Himmelszelt
Und seine Lichter sind die Sterne!

O, schaut empor zu diesem Baum,
Und freut euch seiner allzusammen!
Das Leben ist ja nur ein Traum,
Doch ewig leuchten diese Flammen!
Der Geist will Licht, — er kehrt zum Licht,
In welchem Staub er möge wohnen!
Wie lang es währt, — wir wissen's nicht,
Doch jeder Stern am Himmel spricht:
Hier muß der Gott der Liebe thronen!

Der Liebe! — o, wie wohl das thut,
Zu wissen sich in ihrem Segen,
Zu fühlen sich in ihrer Hut
Auf allen unsern Lebenswegen!
Sie walten ja in jedem Raum,
Und keinen kann sie je versäumen;
So dunkel ist kein Tannenbaum,
Daß nicht ein schöner Hoffnungstraum
Sich ließ' in seinem Schatten träumen!

O, träumet denn ihn alle heut',
Wie viel des Leid's euch Gott beschieden!
Wer Thränen säet, erntet Freud',
Durch Prüfung führt der Weg zum Frieden.
Und wär' der liebe Weihnachtsstern
Auch noch so trüb euch aufgegangen, —
Das Schicksal kommt von Gott dem Herrn,
Und wen er liebt, dem giebt Er's gern;
In Wemuth sollen wir's empfangen.

Das wollen wir! — Auch heute soll
In dieser schönen Nacht der Freuden
Kein hadernd Wort, kein bitt'rer Groll
Die andern um ihr Glück beneiden.
Gott segne, Gott behüte sie!
Und wenn sie ihre Herzen zählen,
Wie viele Seine Lieb' verlieh,
O, mög' an diesem Abend nie
Eins um den Baum der Freude fehlen!

Da draußen schläft manch' liebes Herz,
O, hätten wir's zu dieser Stunde!
Sei still, sei still! was soll der Schmerz?
Es heilt Dein Gott Dir wohl die Wunde!
So ward auch mir das Auge naß,
So konnt' auch ich es noch nicht fassen,
Daß sie, die wir ohn' Unterlaß
So heiß geliebt, dahin, — und daß
Wir schon so früh sie mußten lassen.

In Thränen hab' ich Dein gedacht
Und möchte selig mit Dir wandern,
Du schwebst ja auch durch diese Nacht,
Ein Engel Gottes, wie die andern.
O, komm', zünd' uns den Christbaum an,
Auf daß er nicht so dunkel stehe!
Und lehre beten uns alsdann,
Wie Du's zuletzt so fromm gethan:
Dein Wille, Herr, geschehe!

Auf die tiefe Trauer, die gegen Ende des Jahres 1860 unserem Dichter wie seinen Eltern und Geschwistern beschieden war, folgte für ihn mit Beginn des kommenden Jahres eine große Freude. In den bürgerlichen Kreisen des Mittelstandes der Itzehoer Einwohnerschaft, worin er sich bisher hauptsächlich den Umgang gesucht hatte, lernte er ein junges Mädchen kennen, das immer mehr sein Herz gefangen nahm, so daß er schließlich den Vorsatz faßte, die Geliebte zu bewegen, ihm die Hand zum Bunde für das ganze Leben zu reichen. Sie war die jüngste Tochter eines alten, ehrwürdigen Ehepaares, Namens Burchardt, das es durch Fleiß und Sparsamkeit zum Besitze eines eigenen Hauses — in der Breitenstraße — und von soviel Baarvermögen gebracht hatte, als erforderlich war, um in den alten Tagen ein sorgenfreies und gemüthliches Leben zu führen. Unserem Dichter glückte es, seinen Herzenswunsch erfüllt zu sehen, wenn sich auch die Braut, ebenso wie er selbst, nicht verhehlen konnte, daß noch mancherlei Hindernisse beseitigt werden mußten, bis auch die Eltern Burchardt in diesen Bund einwilligten. Denn außer seinem treu liebenden Herzen hatte der Bräutigam nur noch seine Kenntnisse und seine Arbeitskraft als Grundlage für das in Aussicht genommene Heim zu bieten. Alles andere, was als hochwillkommenes Accessorium auch schon damals in Rechnung gezogen wurde, fehlte ihm vollständig. So

mußte denn vorläufig und bis auf weiteres die Verlobung geheim gehalten werden; und außer dem Brautpaare und den beiden Schwestern der Verlobten, die sich mit deren Neigung und Entschluß freundig einverstanden erklärten, wußte niemand darum, auch nicht die Eltern Johann Meyer's, die ihm auch keine Einwendungen gemacht haben würden, da sie sich längst darin einig waren, dem Sohne in allem, was er beginne, völlig freie Hand zu lassen.

Auf die glückliche Zeit der ersten Liebe unseres jungen Brautpaares sollte aber schon bald der Schatten einer dunklen Wolke fallen. Noch ehe das Jahr 1861 zu Ende ging, kündigte der Besitzer der „Itzehoer Nachrichten" dem Redacteur die Stellung. Was ihn hierzu bewogen hatte, darüber waren in dem übrigens sehr freundlich gehaltenen Kündigungsschreiben keinerlei Andeutungen gegeben. Das Blatt hatte während der Redactionszeit Johann Meyer's immer mehr an Ansehen und Abonnenten gewonnen; und wenn auch an dieser Blüthe der damals als „Wirthschaftsfreund" so beliebte und fleißige Mitarbeiter Dr. Ludwig Meyn das Hauptverdienst hatte, so stand es doch fest, daß sich auch die Beiträge des Redacteurs und nicht zum geringsten die von ihm in dem Blatte veröffentlichten Gedichte stetig eines großen Beifalls erfreuten. Der Grund der Kündigung mochte darum wohl anderswo zu suchen sein. Da er aber in dem Schreiben nicht angegeben war, glaubte auch unser Dichter davon absehen zu müssen, den Besitzer des Blattes darüber zu befragen.

Aber was ein Unglück zu sein schien, sollte für den Dichter und seine Zukunft zum Glücke werden. Denn er hatte nun sein Streben hauptsächlich darauf zu richten, sich zunächst eine dauernde Stellung zu verschaffen und dann einen eigenen Herd zu gründen. Die Zeit, die er noch länger in seiner jetzigen Thätigkeit verblieben wäre, würde ja für ihn und seine Braut so gut wie verloren gewesen sein. Viele Pläne wurden nun geschmiedet und vieles erwogen; und hieran betheiligten sich selbstverständlich auch diejenigen recht lebhaft, welche dem kleinen Kreise der Eingeweihten angehörten. So wurde unter anderm ernstlich in Erwägung gezogen, ob nicht der Gekündigte der Compagnon eines Schwagers der Braut werden könne, der in Hamburg ein flottgehendes und sehr einträgliches Commissionsgeschäft in Südfrüchten hatte, aber seit einiger Zeit schwach und kränklich und darum einer Mithülfe dringend bedürftig

war. Der Dichter selbst aber hatte nur das Eine im Auge: vor allem darnach zu streben, sich innerhalb des Bereiches seiner Kenntnisse und Fähigkeiten ein Arbeitsfeld zu schaffen. Und dies konnte nach seiner Meinung nur auf zwei Wegen geschehen, entweder als Redacteur und Besitzer einer noch zu erwerbenden oder zu begründenden Zeitung oder als Vorsteher und Lehrer irgend eines noch zu kaufenden oder neu einzurichtenden Institutes. Zunächst wurde jenes versucht und zu diesem Zwecke auch eine Reise nach Kopenhagen gemacht, woselbst Johann Meyer vierzehn Tage verweilte und sogar eine Audienz bei dem damals sehr einflußreichen Minister Hall hatte. Aber alles, was er nach dieser Richtung unternahm, mißglückte. Darum wandte er sich frischen Muthes der andern Eventualität zu; und hierbei hatte er auch, dank den damaligen politischen Verhältnissen, schon bald die besten Aussichten auf einen glücklichen Erfolg seiner Bemühungen.

Zunächst reiste er, nachdem mit Schluß des Jahres seine Thätigkeit als Redacteur zu Ende war, nach Schleswig, um vorläufig im Hause der Eltern Aufenthalt zu nehmen. Den Angehörigen theilte er nun auch die geheime Verlobung sowie die weiteren Pläne für die Zukunft mit, und die Eltern erklärten sich bereit, ihn in einem jeglichen Unternehmen, sowie sie es vermöchten, mit Rath und That zu unterstützen.

In der Stadt Schleswig, die schon seit lange vorzügliche Anstalten für Irre und Taubstumme hatte, befand sich seit einigen Jahren auch ein Privatinstitut für Idioten, das von dem Begründer und Leiter, einem Dr. med. Hansen, wegen zunehmender Körperschwäche an einen jungen Lehrer, der schon längere Zeit als Stundenlehrer dort gewirkt hatte, gegen entsprechende Vergütung abgetreten worden war. Der nunmehrige Besitzer, ein Herr Stender, vordem Lehrer an einer städtischen Elementarschule im Stadttheile Friedrichsberg, war ein guter Bekannter der Familien Dörr und Meyer und überdies durch seine Heirath in ein entfernt verwandtschaftliches Verhältniß mit unserem Dichter getreten. Somit fehlte es diesem nicht an Gelegenheit, die schleswigsche Idiotenanstalt kennen zu lernen, und bald gewann er ein so großes Interesse dafür, daß er nicht selten zum Vergnügen darin unterrichtete.

Wenn nun auch schon die Anzahl der dort untergebrachten

Pfleglinge recht erheblich war, so stand sie doch durchaus noch nicht in einem richtigen Verhältniß zu der Zahl der Idioten in den beiden Herzogthümern. Auffallend war es überdies, daß sich fast ausschließlich Angehörige des Herzogthums Schleswig dort befanden. Es war dieser Umstand wohl hauptsächlich in den damaligen politischen Verhältnissen begründet Der Terrorismus der damals in Kopenhagen dominirenden Partei der Eiderdänen strebte ja darauf hin, die beiden Herzogthümer von einander zu trennen und Schleswig dem Königreiche Dänemark einzuverleiben. Zur Verwirklichung dieser Absicht sollte das Land nördlich der Eider allmählich danisirt werden, und zwar insbesondere dadurch, daß man die deutschen Beamten verdrängte und durch dänische ersetzte. Dies geschah bezüglich der Kirchen und Schulen namentlich in Districten mit gemischter Sprache, damit dem Dänischen gegenüber dem Deutschen der größtmögliche Vorschub geleistet würde. Dadurch war aber in beiden Verwaltungen des Landes, in der weltlichen wie geistlichen, eine arge Mißwirthschaft entstanden, unter der der weitaus größere Teil der Bewohner jahrelang schwer zu leiden hatte. So war es denn nicht zu verwundern, daß sich unter diesen Umständen die im Herzogthume Holstein wohnenden Eltern scheuten, ihre idiotischen Kinder der Schleswiger Anstalt zur Pflege und Erziehung zu übergeben, zumal als auch diese Anstalt jener Maßregel mit unterworfen war, indem man von oben her sie dazu drängte, die Stadt Schleswig zu verlassen und nach Sonderburg auf Alsen überzusiedeln. Dem Vorsteher blieb nichts anderes übrig, als zu folgen, wenn er nicht das seiner Anstalt von Seiten der Regierung geschenkte Wohlwollen verscherzen und mit einem Schlage verlieren wollte.

Von nun an aber wurde eine Anstalt für die Idioten im Herzogthume Holstein noch mehr denn früher ein Bedürfniß; und so kam unser Dichter, der ja schon einmal mit so gutem Erfolge als Lehrer thätig gewesen war, zu dem schnellen Entschlusse, diese Anstalt, die zugleich für das benachbarte Hamburg, in dem es damals auch noch nicht ein derartiges Institut gab, hätte in Betracht kommen können, ins Leben zu rufen. Nachdem sich die Braut, der ja bei diesem mühevollen Berufe auch eine schwere Aufgabe zufallen mußte, damit einverstanden erklärt hatte, ging Johann Meyer rasch ans Werk. Er sicherte sich zunächst das

Geld für die erste Einrichtung, besuchte andere derartige Anstalten, so namentlich diejenige des Gammel Bakkehus in Kopenhagen und begab sich dann nach Kiel, das er als den passendsten Ort für sein Unternehmen auserseshen hatte, um sich hier bei dem Magistrate und der sonstigen in Betracht kommenden Behörde die Erlaubniß zur Gründung der in Frage stehenden Anstalt zu erwirken. Die Familie Wilms, bei der er zuerst vorsprach, empfing ihn mit offenen Armen und bezeigte das lebhafteste Interesse an seinem Vorhaben. Der zweite Besuch galt dem einflußreichen und journalistisch überaus thätigen Privatgelehrten und Redacteur des „Kieler Wochenblatts" Dr. phil. Friedrich Volbehr, der schon früher für Johann Meyer, als er noch als Lehrer in Altona und Hamburg thätig war, durch eine überaus günstige Besprechung der eben erschienenen plattdeutschen Gedichte ein lebhaftes Interesse bekundet hatte. Als sich unser Freund dem Doctor vorstellte, wurde er mit den lebhaftesten Ausdrücken der Freude begrüßt, und als er im Laufe der Unterhaltung von seinen Plänen für die Zukunft sprach, erbot sich der liebenswürdige Mann, ihn bei der Ausführung nach Kräften zu unterstützen.

Auf Grund einer Eingabe und der ihr beigelegten außerordentlich günstigen Zeugnisse wurde nun Johann Meyer bereitwilligst die Erlaubniß ertheilt, in der Stadt Kiel eine Idiotenanstalt zu gründen. Mit seinem Freunde Wilms sah er sich alsbald nach einem passenden Heim für die Pfleglinge um; und der Zufall fügte es, daß eine für diesen Zweck vorzüglich geeignete, eben neu erbaute Villa in Miethe zu haben war. Es steht dieses Haus noch, und es liegt an der linken Seite der Hamburger Chaussee, gleich hinter dem Bahnübergang. Damals gehörte es dem Justizrathe Rendtorff, und von diesem miethete es Johann Meyer für 320 Thaler im Jahre.

Am 1. Juli 1862 wurde die neue Anstalt eröffnet. Es würde das dem jungen Director kaum möglich gewesen sein, wenn ihm nicht die Mutter mit ihrer Liebe, Energie und Arbeitskraft zur Seite gestanden hätte. Sie verließ ihre Familie in Schleswig und verzog unter Mitnahme von Betten und anderen für den Anfang nöthigen Mobilien mit ihrem Sohne nach Kiel. Und sie hat mit ihm alle Mühen und Sorgen, welche mit der Begründung eines solchen Institutes, zumal mit so beschränkten Mitteln, wie es

hier der Fall war, verbunden sind, treu und liebevoll getheilt. Rastlos arbeitend stand sie dem Haushalte vor und war zugleich die Repräsentantin des Hauses, und nicht eher verließ sie die Anstalt, als bis deren Bestehen nach menschlichem Ermessen gesichert war und der Sohn die Braut als Gattin und Frau des Hauses in das neugegründete Heim einführen konnte.

Mit der Einrichtung und Eröffnung der Idiotenanstalt war nun auch schon die kleine Kasse, aus der bisher die nöthigen Ausgaben bestritten worden waren, in einem recht bedenklichen Grade erschöpft, und es mußte vor allem daran gedacht werden, das junge Unternehmen für die ersten paar Jahre oder doch wenigstens für das erste und schwerste in seinem Bestehen zu sichern. Dies zu thun, gab sich sein Begründer alle erdenkliche Mühe, und er hatte hierbei auch fast mehr Erfolg, als er erwarten durfte. Schon um des humanen Zweckes willen erfreute sich sein Institut eines regen und warmen Interesses der Kieler Bürgerschaft. Die Herren der Presse, und namentlich Dr. Volbehr, der mit vielen Blättern in Verbindung stand, waren bemüht, die Aufmerksamkeit des Publicums darauf zu lenken und Stimmung dafür zu gewinnen; und der damalige Oberdirector der Stadt Kiel und Curator der Universität, zugleich Amtmann in Bordesholm, Graf Arthur von Reventlow, der schon durch Johann Meyer's Gesuch auf ihn und sein Vorhaben aufmerksam gemacht worden war, kam dem Unternehmen mit Wohlwollen entgegen. Er ließ unseren Freund zu sich nach Bordesholm kommen und sich von ihm in einer längeren Unterredung über den Charakter der Anstalt und ihre Einrichtung genaue Mittheilungen machen. Dann forderte er ihn auf, sobald der erste Pflegling aufgenommen sei, in einer Eingabe an das Königliche Ministerium für die Herzogthümer Holstein und Lauenburg um eine Unterstützung nachzusuchen, die er — von Reventlow — gern befürworten wolle.

Am 25. Juli, mithin noch im Monate der Eröffnung der Anstalt, kam der erste Pflegling, ein kleiner, leider vollidiotischer, zehnjähriger Knabe, und bald auch schon der zweite, dem dann in kurzer Zeit noch andere folgten, so daß noch vor Schluß des Jahres ein Bestand von sechs Insassen zu verzeichnen war. So konnte nun auch der Vorsteher das angedeutete Gesuch an das Königliche Ministerium nach Kopenhagen ausfertigen und einsenden. Die Angelegenheit

wurde schnell gefördert; sie kam zum Berichte bei dem Grafen von Reventlow, und von diesem wurde dann der Königliche Physikus des Stadt- und Landbezirkes aufgefordert, die Anstalt zu besichtigen und eingehend darüber zu berichten. Das geschah bereits im November, und der Bericht fiel überaus ehrenvoll für die Mutter und den Sohn aus. Er hatte den folgenden Wortlaut:

„Unterm 10. Nov. d. J. hat das Königl. Oberdirectorium der Stadt Kiel mir den Auftrag ertheilt, über die von dem Candidaten Herrn Meyer hieselbst neu errichtete Idioten-Anstalt ein Gutachten abzustatten, welches ich hiemit in Folgendem thue.

Das Gebäude der Anstalt, ganz neu, liegt frei und sehr gesund. Dasselbe ist hinreichend groß, um 16 bis 20 Idioten einen gesunden Aufenthalt zu gewähren. Die getroffenen inneren Einrichtungen sind sehr zweckmäßig. Für Reinlichkeit wird auf die minutiöseste Weise gesorgt. Die Diät ist eine in jeder Hinsicht lobenswerthe. Die Aufsicht sowie die Lehrkräfte sind für den jetzigen Bestand überflüssig ausreichend. Die Kinder, welche jetzt in der Anstalt sind, gedeihen vortrefflich, fühlen sich dort offenbar sehr gemüthlich und machen, soweit es angeht, Fortschritte in der Gesittung. Der Herr Meyer, sowie seine Mutter geben sich der Pflege der Unglücklichen mit der größten Aufopferung und Liebe hin. Mit einem Worte, Herr Meyer scheint mir nach seinem Kennen und Thun durchaus die geeignete Persönlichkeit für die Leitung einer solchen Anstalt. Bei dem geringen Kostgelde aber, welches derselbe von den Alumnen bezieht, ist es unmöglich, daß diese Anstalt existiren kann, selbst wenn sie sich bedeutend vergrößern sollte. Da nun in unserm Lande eine Menge geistesschwacher Kinder vorhanden sind, welche der Familie im höchsten Grade zur Last fallen, welche von jedem öffentlichen Unterrichte naturgemäß ausgeschlossen sind, welche nur unter besonderen Verhältnissen in Idioten-Anstalten Aufnahme finden, welche also, zumal da die meisten Fälle von Idiotismus in den niederen Ständen vorkommen der Verwahrlosung und Verwilderung anheimfallen und ein Gegenstand des Abscheues und leider auch oft des Spottes werden, so scheint es im höchsten Grade wünschenswerth, wenn durch Beitrag aus öffentlichen Mitteln das Bestehen einer Anstalt möglich gemacht wird, welche darnach strebt, den unglücklichsten Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft nach ihren geringen Fähigkeiten eine Aus

bildung zu verschaffen, dieselben gegen die Außenverhältnisse in Schutz zu nehmen und auch die Gesellschaft gegen die oft extravaganten Handlungen dieser Unglücklichen sicher zu stellen.

Kiel, den 16. November 1862.

Dr. Francke.

An das Königl. Oberdirectorium der Stadt Kiel."

Der gute Erfolg dieses Gutachtens blieb nicht aus, wenn auch die Zeit eines vollen Jahres verstrich, bis sich der Bittsteller und seine sorgende Mutter desselben erfreuen sollten. Erst Ende November 1863 erhielt Johann Meyer aus dem betreffenden Ministerium ein Schreiben des Inhaltes, daß durch Allerhöchste Resolution Sr. Majestät des Königs von Dänemark (Friedrichs VII.) der Idiotenanstalt in Kiel für das folgende Jahr 1864 eine Unterstützung von 800 Thalern Reichsmünze (600 Thalern Preußisch) überwiesen worden sei.

Von nicht minder günstigem Ergebniß war eine an die „Gesellschaft freiwilliger Armenfreunde" in Kiel gerichtete Bitte um Zuwendnng aus den Überschüssen der Kieler Spar- und Leihkasse; es wurden der jungen Anstalt, gleichfalls für das Jahr 1864, 300 Thaler Reichsmünze (225 Thaler Preußisch) überwiesen.

So war durch diese erheblichen Geldunterstützungen das Bestehen der neuen Idiotenanstalt während ihres zweiten Jahres gesichert, und ihr Begründer durfte sich der freudigen Hoffnung hingeben, daß bei seiner pflichtgetreuen Leitung auch für die Zukunft die Unterstützungen nicht ausbleiben würden. Aber gleichwohl mag die erste Feier des Weihnachts- und Neujahrsfestes in dem jungen Institute von dem Vorsteher und dessen Mutter noch in sehr gemischter Stimmung begangen worden sein; denn es sollte immerhin noch ein ganzes Jahr, das Jahr 1863, vergehen, bis jene beträchtlichen Gaben der sich immerhin noch in bedrängten Verhältnissen befindenden Anstalt zukommen konnten. Aber das Glück half über diese schwere Zeit hinweg. Die Anmeldungen neuer Pfleglinge nahm rasch zu, so daß deren Zahl Ende 1863 21 war, zwölf männlichen und neun weiblichen Geschlechts.

Da hätte nun wohl die Wiederkehr jener beiden Feste Mutter und Sohn in dem freudigsten Gemüthszustande treffen können;

und doch sollten auch diesmal die Feiertage recht ernste und sor-
genvolle Stunden bringen.

Schon im Laufe des Sommers war der alte Vater, der
von Schleswig zum Besuche herübergekommen war und sich in
Kiel im Hause seines Sohnes und im Zusammensein mit seiner Frau
über das Gedeihen der Anstalt so sehr freute, von einer schlimmen
Krankheit befallen worden, deren erstes Symptom eine ganz all-
mählich auftretende Lähmung der linken Extremitäten war. Man
hielt diese Erscheinung anfänglich für Rheumatismus, bis sie der
consultirte Arzt, der zugleich Arzt der Anstalt war, als die Folge
einer Gehirnstörung deutete. Leider sollte diese Diagnose zu Recht
bestehen; das Übel machte weitere Fortschritte, und es machten
sich schon Störungen in den Functionen des Geistes bemerkbar,
so namentlich im Denken und Sprechen. Noch andere geschickte
Ärzte, an denen in der Universitätsstadt Kiel kein Mangel war,
wurden hinzugezogen, und sie erklärten nach gemeinsamer Unter-
suchung des Kranken einstimmig, daß es sich um eine Gehirner-
weichung handele, für die es keine Besserung gebe und an der
somit der Patient unrettbar dem Tode verfallen werde. So
kamen denn im Verlaufe der letzten Hälfte des Jahres 1863 für
Mutter und Sohn recht kummervolle Tage, und so konnten auch
die Weihnachtskerzen, die am heiligen Abende für die Pfleglinge
so hell erglänzten, doch für diejenigen, welche sie angezündet
hatten, nur trüb und dunkel brennen, und trotz der sonst so
glücklichen Anstaltsverhältnisse wollte kein holder und segenspendender
Lichtstrahl ihre Herzen erwärmen und erhellen.

Der Zustand des theuren Kranken verschlechterte sich immer
mehr. Die Lähmung wurde schlimmer und die Geistesstörungen wurden
häufiger, so daß der Vater zuletzt nicht mehr zu gehen vermochte,
und die Hallucinationen und wirren Reden oft das Bild eines
gänzlich dem Irrsinn verfallenen Menschen gewährten. Und nicht
selten waren Gattin und Sohn nicht mehr im Stande, den cor-
pulenten und ganz hülflosen Mann zu heben, um ihn bequemer
auf den Stuhl zu setzen oder abends ins Bett zu legen; es mußte
dann das Hausmädchen zu Hülfe genommen werden. Dann hatten
sie ganze Nächte mit dem armen Kranken zu durchwachen, wenn
ihn Wahnvorstellungen ängstigten und quälten und keinen Schlaf
in die Augen kommen ließen. So ging es dann Woche auf Woche

hindurch, bis zuletzt der Arzt den beiden Angehörigen, deren ganze Kraft schon durch die Arbeiten in der Anstalt genügend in Anspruch genommen war, zu erwägen gab, ob es nicht ermöglicht werden könne, daß dem Kranken ein anderes Asyl, wo er eine mindestens ebenso gute, wenn nicht noch bessere Pflege und Behandlung finde, für seine letzte Lebenszeit verschafft werde. Vor allem war für ihn ein größeres und in der heißen Sommerzeit kühleres Zimmer zum Bedürfniß geworden, und ein solches stand ihm im Hause des Sohnes nicht zur Verfügung, da die geräumigeren und tiefer gelegenen Stuben für die Anstalt benutzt wurden und nicht zu entbehren waren. Ja, die vorhandenen Räume erwiesen sich für die Zahl der aufgenommenen Pfleglinge als noch so eben ausreichend, und es war für den Vorsteher, der doch an eine Vergrößerung der Anstalt und an eine noch weitere Aufnahme von Pfleglingen denken mußte, zur Nothwendigkeit geworden, sich nach einem anderen größeren Gebäude umzusehen. Zufällig wurde in der Nähe des bisherigen Hauses ein derartiges, ebenso vortheilhaft belegenes Gewese frei, und da es für eine jährliche Miethe von 480 Thalern Preußisch zu haben war, entschloß sich Johann Meyer dazu, es zu übernehmen.

Es war der am Rondeel liegende Besitz eines Kieler Advokaten, der das Haus bereits geräumt hatte, und es ist dieselbe Stätte, wo sich auch heute noch die Anstalt befindet. Allerdings hat das Grundstück im Laufe der Zeit mancherlei Anbauten und Umbauten erfahren, welche sich durch das Anwachsen der Zahl der Pfleglinge als nothwendig erwiesen. Michaelis 1864 fand der Umzug statt, den auch der kranke Vater noch mitmachen mußte.

Um diese Zeit nahmen Ereignisse von politischer Bedeutung, und zwar in erster Linie für Schleswig-Holstein, ihren Anfang. Bis gegen Ende des Jahres 1863 waren die Dänen im ungeschmälerten Besitze der beiden Herzogthümer. Als aber am 15. November der König von Dänemark, Friedrich VII., auf seinem Schlosse zu Glücksburg plötzlich und unerwartet gestorben und damit die Königliche Linie des Oldenburger Hauses erloschen war, hatte Dänemark keine Rechte mehr auf die Herzogthümer, die nunmehr der Herzog Friedrich VIII. von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg als sein rechtmäßiges Erbe beanspruchte. Aber

die Dänen, die seit der verlorenen Sache der Schleswig-Holsteiner die Lande wieder besessen und darin nach Belieben regiert und gewirthschaftet, ja, das Herzogthum Schleswig sogar ihrem Königreiche einverleibt hatten, waren weit davon entfernt, den schönen Besitz gutwillig herauszugeben, und so kam es denn zum Kriege. Vorläufig rückten deutsche Bundestruppen in Holstein ein, vor denen sich die Dänen bis über die Eider zurückzogen. Als sie nun aber auch hier von den Bundestruppen aus den festen Stellungen und aus dem Herzogthume Schleswig selbst gewaltsam vertrieben werden mußten, hielt es der Bund wohl für bedenklich, noch weiter vorzugehen, und nun verbündeten sich Österreich und Preußen zu einer gemeinschaftlichen Occupation Schleswigs. Das Heer stand bekanntlich unter dem Oberbefehle des preußischen Generalfeldmarschalls von Wrangel und unter den beiden Unterbefehlshabern Prinz Friedrich Karl über die Preußen und Feldmarschallieutenant von Gablenz über die Österreicher. Diese marschirten über Rendsburg geraden Weges auf Schleswig zu, bis heran an die befestigten Plätze des Feindes, während sich die Preußen weiter östlich wandten, bei Missunde auf den Feind stießen und schon Anstalten machten, bei Arnis und Kappeln über die Schlei zu gehen. Am 3. Februar griffen die Österreicher die Dänen bei den Dörfern Jagel und Selk und um den Königshügel herum, etwa eine halbe Stunde vor Schleswig, an; es entspann sich ein sehr heftiger Kampf, der auf beiden Seiten viele Opfer forderte und mit einem Rückzuge der Dänen in eine zweite befestigte Stellung unmittelbar vor der Stadt Schleswig und in diese selbst endete. Schon war es bestimmt, sie hier abermals, und zwar früh morgens am 6. Februar, anzugreifen. Aber die Dänen waren in der Nacht vorher plötzlich und in großer Eile gegen Norden abgezogen, aus Furcht, von den Preußen, die östlich an der Schlei vordrangen, abgeschnitten und im Rücken angefallen zu werden. Bei Oeversee, eine Meile südlich von Flensburg, setzten sie sich in einem für sie sehr günstigen Terrain fest und wurden noch an demselben Tage, am Vormittag des 6. Februar von den anrückenden Österreichern wiederum angegriffen und nach hartem, für beide Theile opferreichem Kämpfen zurückgeworfen. In Eilmärschen und bedrängt von dem nachrückenden siegreichen Heere zogen die Dänen durch Flensburg und, nachdem sich hinter dieser Stadt ein Theil ihrer Truppen abgezweigt hatte, um hinter den großartig

angelegten und außerordentlich günstig belegenen Düppeler Schanzen wieder Stellung zu nehmen, weiter gen Norden bis nach Jütland hinein.

In der dänischen Armee befanden sich zwei der Familie Meyer sehr nahestehende Männer; der eine, ein junger Offizier, war der Verlobte, der andere, ein Angehöriger des Bauernstandes, der seiner Militärpflicht bei den Dänen bereits genügt hatte, aber beim Ausbruch des Krieges wieder einberufen war, der Gatte einer Schwester des Dichters. Die um das Wohl der Ihrigen in Schleswig wie um das der beiden Schwiegersöhne besorgte Mutter in Kiel drängte den Sohn, der ihre Beunruhigung theilte, sofort nach Schleswig zu reisen, um eine hoffentlich beruhigende Nachricht von dort mitzubringen. So reiste nun Johann Meyer an demselben Tage nach Schleswig, an welchem früh morgens, während er unterwegs war, der Kampf bei Oeversee tobte. Es herrschte starkes Schneegestöber und schneidende Kälte. Bis Rendsburg gelangte er auf einem der Bahnzüge; aber von hier an waren diese sammt und sonders für das Militär beschlagnahmt, und mit genauer Noth und auf vieles Bitten erhielt er noch einen Platz bei dem Fuhrmanne eines vollbesetzten Wochenwagens, auf dem er dann früh Nachmittags in Schleswig ankam. Dort stand es in dem elterlichen Hause wohl; aber über das Schicksal jener beiden dänischen Soldaten hatte man noch nichts erfahren können. Auch war der dritte Schwager, der Doctor medicinae Claußen, seit dem ersten Kampfe bei Self und um den Königshügel unausgesetzt in einem der überfüllten Lazarethe thätig und deswegen außer Stande, nach den beiden Schwägern Erkundigungen einziehen zu lassen.

So machte sich denn unser Dichter selbst auf den Weg, um wo möglich, im Schlosse Gottorf, wo die noch immer auf Wagen eintreffenden Verwundeten von Oeversee vorläufig untergebracht wurden, etwas zu erfahren. Dort lagen sie nun in den großen Räumen bunt neben einander, auf Stroh gebettet und mit ihren Mänteln zugedeckt, die zahlreichen Opfer der blutigen Schlacht, Dänen und Österreicher, und harrten der weiteren Hülfe. Keinen lauten Klageton vernahm man, alle waren stumm und ergeben in ihr Geschick und einige wohl schon im Sterben. „Es ist der Krieg ein roh gewaltsam Handwerk“; Herz und Gemüth wurden bei diesem grausigen, unvergeßlichen Anblicke tief ergriffen.

Unten auf dem Hofplatze befand sich eine Gruppe gefangener Dänen, alle aus dem südlichen Schleswig gebürtig und kurz vor Beginn des Krieges einberufen. Sie waren meist verheirathet und von deutscher Gesinnung und hatten sich darum absichtlich bei der ersten Gelegenheit gefangen nehmen lassen. Von ihnen erfuhr unser Dichter Näheres über jene Abtheilungen der dänischen Armee, welche während der letzten Tage im Feuer gewesen waren, und hieraus ergab sich mit Gewißheit, daß sich die Bataillone, in denen die beiden Schwäger standen, nicht darunter befunden hatten. Und so konnte der Sohn am Abend recht beruhigende Nachrichten für das angsterfüllte Mutterherz zurückbringen. Auf der Heimreise benutzte er nach Rendsburg wieder jenen Wochenwagen, den diesmal eine Menge dänischer Beamten aus der Stadt Schleswig besetzt hatte, die nach Verlust ihrer Ämter schleunigst zu entkommen suchten, um sich vor Insulten zu schützen. Es möge hier noch bemerkt werden, daß die beiden Verwandten unseres Dichters in dem dänischen Heere auch während der übrigen Zeit des Krieges, in der ja noch das gewaltige Ringen um die Düppeler Schanzen stattfand, von irgend welchen Unfällen glücklich verschont blieben.

Für Johann Meyer und seine Anstalt hatten diese Kriegswirren insofern wohl nachtheilige und fühlbare Folgen, als die ihm unter der Dänenherrschaft zugesagte Unterstützung erst ein volles Jahr später unter der deutschen Verwaltung der Herzogthümer zur Auszahlung gelangte. Doch auch dieser mißliche Umstand konnte das weitere Fortbestehen der Idiotenanstalt nicht mehr in Frage stellen, da die Anzahl der Pfleglinge beträchtlich gewachsen und die Zuwendung seitens der Kieler Spar- und Leihcasse pünktlich eingetroffen war.

Bald war wieder Frieden im Lande; aber bald sollten auch wieder die Furien des Krieges ihre brennenden Fackeln schwingen. Es kam das Jahr 1866 mit seinem siebentägigen Bruderkriege zwischen den früheren Waffengefährten, den Österreichern und Preußen. Bis dahin residirte auf dem Kieler Schlosse der Feldmarschalllieutenant Freiherr von Gablenz als Gouverneur von Holstein, während sich die Verwaltung des Herzogthums Schleswig in den Händen des preußischen Generals Freiherrn von Manteuffel befand. Jener, ein freundlicher, liebenswürdiger Herr, erwies sich sehr wohlwollend gegen die Anstalt; er besichtigte sie eines Tages sehr

eingehend und sprach sich recht anerkennend über ihre Einrichtung aus. Zugleich lud er den Vorsteher für den andern Tag zur Tafel; und an dieser unterhielt er sich längere Zeit auf das herzlichste mit ihm.

Aber wir sind schon zu weit vorausgeeilt und über andere Ereignisse, die das Leben des Dichters und seine Anstalt innig berühren, hinweggegangen. Kehren wir deshalb wieder etwas zurück! Bald nach dem Umzuge in das neu gemiethete Heim und den glücklich überstandenen Kriegsunruhen mußte man sich wieder vor die Frage stellen, ob es nicht für den kranken Vater und ebenso für die ihn so treu pflegende und dabei noch dem großen Hausstande vorstehende Mutter gut und rathsam sei, wenn sie wieder in ihr eigenes schönes und ruhiges Haus in Schleswig und in die Mitte der größeren Familie zurückkehrten. Hier war der Arzt, der zudem noch der Schwiegersohn war, im Hause und somit der Kranke, der jenem in einem hohen Grade zugethan war, unter beständiger unmittelbarer ärztlicher Pflege und Beaufsichtigung. Hier waren auch mehrere erwachsene Töchter, die in der Pflege des geliebten Vaters der Mutter zur Seite stehen konnten. Diese Gründe fielen gegenüber andern, die dafür sprachen, daß der Patient in Kiel verbleiben solle, schwer in Gewicht; und nachdem sich der ihn behandelnde Arzt und ein Kieler College von ihm sowie der Schwiegersohn in Schleswig dahin ausgesprochen hatten, daß eine Reise dem Kranken nicht schade, fand die Überführung unter der Aufsicht der Mutter und des Sohnes statt; und, am Ziele angekommen, wurde der Vater von den Kindern und dem Schwiegersohne mit den Ausdrücken rührendster Liebe empfangen.

An Stelle der Mutter übernahm eine Schwester der Braut, die größeren Haushaltungen schon vorgestanden hatte, die Führung des Hauswesens in Johann Meyer's Heim. Aber auch diese Umgestaltung währte nicht lange; denn die stetige Zunahme in der Frequenz der Anstalt, in der sich nunmehr schon 23 Zöglinge befanden, und die Bewilligung jener beiden Unterstützungen, was alles nach menschlichem Ermessen eine weitere gedeihliche Entwickelung des Institutes sicherte, zerstreuten die letzten Bedenken der Eltern der Braut, so daß sie gegen die eheliche Verbindung der Tochter mit dem Verlobten nichts mehr einzuwenden hatten. So konnte denn endlich Johann Meyer in optima forma um die Hand der

Tochter anhalten, und es wurden dann nach freundlicher Gewährung dieser Bitte die Vorbereitungen zur Hochzeit rasch betrieben.

Diese fand dann am 29. Oktober 1864 in aller Stille im Hause der Eltern statt; und noch am Abend desselben Tages reist das junge Paar von dannen, und wenige Stunden später betra es die Schwelle seines mit Blumen und Grün so reich und s sinnig geschmückten stattlichen Hauses. Wohl ernste Gedanke mögen neben all den freudigen im Herzen der jungen Fra während dieser Stunde, wo für sie eine neue bedeutungsvolle Zei beginnen sollte, auf und nieder gefluthet haben; hatte sie doch zu gleich mit der Schwelle des eigenen Hauses auch die Schwelle z einem ganz anderen Leben überschritten, als es das war, das si bisher im trauten Heim der Eltern und Geschwister, reich a Glück und Freuden, führen durfte. Nun sollte sie mit einem Mal nicht nur die Führung eines großen Hausstandes übernehmen, de voraussichtlich im Laufe der Jahre noch umfangreicher wurde sondern auch — und das war wohl noch viel schwieriger als alle andere — bei so vielen unglücklichen, an Geist und Körpe schwachen und kranken Kindern die ebenso verantwortungsreiche wi mühe- und sorgenvolle Stelle einer Mutter übernehmen. Und si hat dies alles gethan, und das soll ihr vor allem auch hier i dieser ihrem Manne gewidmeten Festschrift zur hohen Ehre aner kannt und nachgerühmt werden; sie hat es gethan ein lange Menschenleben hindurch mit aller Energie und Ausdauer, mit aller Ge wissenhaftigkeit und Pflichttreue und unter Darbringung unzählige Opfer und unter Verzichtleistung auf ebenso viele Annehmlichkeite und Freuden. Und sie ist froh und glücklich in der Gewißheit ihrem so überaus schweren Berufe in unermüdlicher Treue gelet zu haben, und in der schönen Verheißung, die in den Worte dessen liegt, der der Menschheit die Nächstenliebe als die höchst Pflicht, der gegenüber andere Pflichten klein erscheinen, gepredig hat: „Was ihr gethan habt einem unter diesen meinen geringste Brüdern, das habt ihr mir gethan.“

Freude und Betrübniß reichen sich so oft im Menschenlebe im jähen Wechsel die Hand. Mitten in das Glück des junge Paares drängten sich trübe Gedanken und Erinnerungen, und s rankten sich um das in der Schleistadt belegene Heim eines alte guten Mannes, der hier in der großen Wohnstube schwer kra

darnieder lag. Und sehr bedenkliche, betrübende Nachrichten brachte die Post herüber. Das Leiden hatte sich dort schon in den ersten Wochen so wesentlich verschlimmert, daß der Sohn beschloß, sobald es seiner Anstalt wegen geschehen könne, hinüberzureisen. Bevor es aber hierzu kam, wurde er von dem den Vater behandelnden Arzte, seinem Schwager, telegraphisch aufgefordert, sofort zu kommen, da sich das Befinden des Kranken derart verschlechtert habe, daß ein baldiges und vielleicht schon ein schnelles Ende zu befürchten sei. Die Depesche traf spät abends ein, und unverweilt reiste der Sohn am andern Tage früh morgens mit dem ersten Zuge von Kiel nach Schleswig. Als er das Elternhaus mit Bangen und Hoffen betrat, eilte ihm die Mutter weinend entgegen, mit der erschütternden Nachricht, daß der geliebte Vater überwunden habe und sanft entschlafen sei. Und um die noch lebenswarme Leiche des Todten standen die Angehörigen und streichelten ihm weinend die bleichen Wangen und die weißen Locken.

Am Abend kehrte Johann Meyer nach Kiel zurück, und er brachte herben Schmerz und tiefe Trauer auch für diejenige mit, die seiner Rückkehr mit banger Erwartung geharrt hatte und die so bald das sommerlich helle Gewand der Freude mit dem dunklen der Trauer vertauschen mußte. Am vierten November hatte der Tod den schwer Erkrankten von seinem furchtbaren und unheilbaren Leiden erlöst, und als er dann wenige Tage später unter zahlreicher Betheiligung der Verwandten und anderer Leidtragenden aus dem Kreise seiner schleswigschen Mitbürger, die ihn so gut gekannt und so hoch geachtet hatten, zu Grabe getragen wurde, fiel ein sanfter Regen in vereinzelten Tropfen still zu Erde, als ob der Himmel mit weinte über den Heimgang eines so lieben und guten Menschen. Gut war er und lieb zu jeder Zeit, so lange ihn das Auge der Gattin und die Augen der Kinder geschaut und gekannt hatten; und der Sohn setzte ihm darum auch später — und im Namen aller Angehörigen den Denkstein mit der Inschrift:

„Er war so lieb und so gut. In unserer Liebe wird sein Andenken leben ohne Aufhören!"

In Kiel ging das Leben der Anstalt in raschen Pulsschlägen weiter. Wenn nun auch die Mutter, die sie hat mit begründen helfen, nicht mehr dort weilte, sondern in Schleswig bei ihren Kindern war, so blühte doch die Anstalt fröhlich empor, und gegen Ende

des Jahres 1863 hatte sie schon einen Bestand von 23 und am Jahresschlusse 1865 einen von 27 Pfleglingen, so daß sich in ihr zusammen mit dem Personal der Wärterinnen und Hausmädchen sowie den beiden Ehegatten 33 Personen befanden. Nein: 34! Denn beinahe hätten wir jenes kleine Wesen vergessen, das auch schon damals in der Anstalt seine Verpflegung hatte, aber noch nicht am großen Tische der andern, sondern an der Mutterbrust, die kleine Tochter, mit der die Gatten am 7. August 1865 beschenkt und beglückt wurden. Sie hatte in der Taufe den Rufnamen Anna erhalten; ein schöner Name, der den Vater später zu dem nachfolgenden kleinen, der Tochter gewidmeten Gedichte begeisterte:

Anna — das heißt Gottes Huld; —
Willst Du hören gute Lehre:
Zeig' Dich stets wie lauter Gold,
Bet' und arbeit', lieb' und duld',
Also machst Du, rein von Schuld,
Deinem schönen Namen Ehre.

Immer mehr häuften sich nun die Arbeiten, und immer lebendiger wurde es im Hause. Vorläufig war noch die Anstaltsschule gemischt; die bildungsfähigen Pfleglinge männlichen und weiblichen Geschlechts erhielten gemeinsamen Unterricht, und zwar vom Vorsteher ganz allein. So war er denn wieder Lehrer geworden wie vordem, und es gewährte ihm diese Beschäftigung ebenso wie damals große Freude, obgleich seine Arbeitskraft schon bedeutend mehr in Anspruch genommen wurde als zu jener Zeit, wo er in den ersten Classen des Andresen'schen Institutes in Altona als Lehrer wirkte. Es kam ja jetzt noch die Erziehung und Überwachung seiner unglücklichen Pflegbefohlenen hinzu und dann noch in den Abendstunden die mannigfachen Schreibereien für die Anstalt. Und eine gleiche Zunahme erfuhren mit dem Wachsthume des Institutes die Arbeiten, welche in der Beschäftigungssphäre der Gattin lagen; auch sie zeigte sich ihrer Aufgabe voll gewachsen, und so fanden beide Genugthuung und Befriedigung in ihrem Schaffen und Mühen.

Dasselbe fröhliche Weiterwachsen war der Anstalt auch im Jahre 1866 vergönnt. Aber da brach im Juli der Krieg zwischen Österreich und Preußen aus, und um diese Zeit gerieth das Institut auch ganz unvermuthet in Gefahr, sein schönes Heim zu verlieren.

Ein sogenannter Unternehmer, der für reich galt und in Grundstücken speculirte, hatte sein Augenmerk auf das schön belegene und werthvolle Anstaltsgewese gerichtet und dem Besitzer eine Kaufsumme von 16000 Thalern Preußisch geboten. Glücklicherweise hatte der Miether in seinem Contracte das Vorkaufsrecht vorbehalten, und so konnte der Eigenthümer das Besitzthum nicht verkaufen, ohne es vorher für denselben Preis dem Miether angeboten zu haben. So stand nun dieser vor einer höchst kritischen Frage. Aber woher sollte er das erforderliche Geld nehmen? Er erbat sich ein paar Tage Bedenkzeit und setzte zunächst seine Hoffnung auf einen Hamburger Kaufmann, der sich überseeisch ein großes Vermögen erworben und sich dann im östlichen Holstein auf einem schönen Gute häuslich niedergelassen hatte. Der Mann hatte eine schwachsinnige Tochter, und die war Pensionärin der Idiotenanstalt in Kiel. Bei Gelegenheit der oft stattfindenden Besuche, welche die Eltern dem Kinde machten, hatten sie gar manchmal der Verwunderung über das schöne Anstaltsgewese Ausdruck gegeben und der Mann schon mehrfach angedeutet, daß auch er wohl dort wohnen möchte und daß der Inhaber der Anstalt darauf Bedacht nehmen müsse, das hübsche Gewese käuflich zu erwerben, damit ihn nicht andere unvermuthet daraus verdrängten. Auf eine Bemerkung des Vorstehers, daß er wohl kaum in die Lage komme, die hierzu erforderlichen Geldmittel aufzubringen, hatte jener Herr dann einmal geantwortet: „Die gäbe ich Ihnen eventuell unter der Bedingung, daß das Gewese auf meinen Namen gekauft und gebucht würde; Sie könnten es ja dann so lange für Ihre Anstalt benutzen, bis Sie einmal Gelegenheit haben, ein anderes passendes dafür zu erwerben, worauf ich mit meiner Familie vielleicht selbst einmal dieses Gewese bewohnen werde."

Diese möglicherweise nur so hingeworfenen Worte ermuthigten unseren bedrängten Vorsteher, hieran anzuknüpfen und einen Versuch zu wagen. Und schon am ersten Tage nach der Auseinandersetzung, die der Eigenthümer des Grundstückes mit dem Miether inbetreff des Ankaufes hatte, an einem jener sieben Tage, an dem zwei gewaltige deutsche Heere wegen der Suprematie ihrer Souveräne über die Völker deutschen Stammes miteinander rangen, kutschirte Johann Meyer selbst auf einem gemietheten Einspänner nach jenem Gute im östlichen Holstein. Er wurde hier sehr freundlich empfangen; der Eigenthümer des Gutes führte seinen Besuch überall umher,

zeigte ihm alles und war sichtlich erfreut über all die Anerkennung, welche sein Gast der vorzüglichen Bewirthschaftung des Gutes zollen mußte; als aber der Herr Gutsbesitzer, der sich doch früher einmal, und zwar ungebeten, bereit erklärt hatte, das Geld zum Ankauf des Anstaltsgewesеs herzugeben, erfuhr, welchem Umstande er die Freude dieses Besuches zu verdanken habe, verhielt er sich ablehnend, indem er, den kaum ausgebrochenen Krieg zum Vorwande nehmend, erklärte, er könne jetzt die erforderliche Summe nicht flüssig machen, und zudem wisse man ja auch nicht, wie lange der Krieg noch dauern und was für Folgen er nach sich ziehen werde. Mit diesem recht unerquicklichen Ergebnisse seiner kurzen Reise langte unser Freund spät Abends in Kiel wieder an, und er hatte nur noch die Nacht und den anderen Tag zu weiteren Schritten vor sich, bevor die ihm gewährte Frist abgelaufen war.

Am anderen Morgen hatte er aber auch schon seinen Entschluß gefaßt, den auch die mitsorgende junge Frau so richtig fand, daß sie darin mit dem Gatten ganz eines Sinnes war. Unverweilt begab sich Johann Meyer zu dem Eigenthümer des schönen Gewesеs mit dem Entschlusse, daß er es für den festgesetzten Preis behalten wolle. So war er denn glücklicher Besitzer, aber ähnlich wie Georg Brown in der „Weißen Dame", der Besitzer des Schlosses von Avenell; denn wie diesem war es auch ihm ein Räthsel, wie er es anzufangen habe, jenen beim Kaufe mit übernommenen Verpflichtungen inbezug auf den nervus rerum gerendarum gewissenhaft nachzukommen. Aber kommt Zeit, kommt Rath, — wir wissen, welche Bedeutung dieses Wort im Leben unseres Dichters hatte. Zunächst war sein Herz froh; denn er hatte für seine liebe Anstalt ein Heim erworben, aus dem ihn niemand fürs erste verdrängen konnte. Und war es auch diesmal nicht ein Glück für ihn, für seine Familie und seine Pfleglinge, daß es anders gekommen ist, als er gehofft hatte? Hätte jener andere den Besitz gekauft, so würde ihn der Vorsteher mit seiner Anstalt sicherlich schon längst haben verlassen müssen; und nun weilen sie noch heute darin.

Mit der Beschaffung des Geldes hatte er auch Glück; denn zwei liebe Hände wie die der weißen Frau reichten ihm das Kästchen, worin sich die erforderliche Summe befand, — — und innerhalb sieben Tage war auch dieser Krieg zu Ende, und es ward vorläufig

Frieden. Das Gewese Rondel 1 in Kiel erhielt Herr Johann Meyer und Schleswig-Holstein der König von Preußen!

Und auch die Anstalt war preußisch geworden, aber in einem etwas anderen Sinne wie jene Lande: die unter Preußen den Herzogthümern vorgesetzte Regierung vergaß die Unterstützung nicht, sie zahlte sie auch; aber unseres Dichters Institut blieb nach wie vor — eine Privatanstalt.

In der ersten Hälfte des Jahres 1866 ereignete sich auch der erste Todesfall in der Anstalt, worüber der Vorsteher und seine Frau aufs tiefste betrübt waren. Der Verstorbene war ein Knabe von 10 Jahren, der mit hochgradiger Idiotie behaftet gewesen war; und als Todesursache gab der Arzt Tuberculose an. Und so durfte man es wohl als ein Glück betrachten, daß der Engel des Todes den armen Kleinen, dessen Körper und Geist auf das furchtbarste erkrankt waren, von dannen führte. Am Schlusse des Jahres hatte die Anstalt einen Bestand von 29 Pfleglingen, und da fast alle Idioten nicht nur geisteskrank, sondern auch körperlich leidend sind, so muß es als unabweislich feststehen, daß bei ihnen der Procentsatz der Sterblichkeit weit größer ist als bei geistig gesunden Menschen. Den zunächst Betroffenen, Johann Meyer und seiner Gattin, konnte dies zur Beruhigung gereichen; sie hatten aber auch noch die tröstende Gewißheit, hinsichtlich der Pflege des Kindes in jeder Beziehung ihre ganze Schuldigkeit gethan zu haben. —

Aber nun wollen wir einmal abschweifen von den Mühen und Sorgen, die das Leben und der Beruf unserem Dichter brachten, und, hinübergreifend in das sonnige Gebiet seines poetischen Schaffens, ein Gedicht aus jener Zeit zum Abdruck bringen.

Dulce et decorum est pro patria mori!

Concurrenz-Gedicht zur Verherrlichung der Siege der preußischen und österreichischen Truppen in Schleswig-Holstein.

O sieh, nach langer Winterszeit
Beginnt es Frühling nun zu werden!
So folgt die Freude doch dem Leid,
Und alles wendet sich auf Erden.
Das war ein Jahr wie keines war,
Des Vaterlandes Ruhm zu melden!
Herbei, du deutsche Sängerschar!
Ein Lied, ein Lied dem deutschen Aar,
Ein Lied den Thaten seiner Helden!

Von ihrem Herzblut' schmolz der Schnee,
Wo sie gekämpft im heil'gen Bunde,
Bei Dannewirk und Oewersee,
Vor Düppel und am Alsensunde!
Das ging im Sturme Schanz' auf Schanz'!
So kämpfen die vom deutschen Reiche!
Sie flochten sich im Waffentanz
Um ihre Stirn den schönsten Kranz
Aus Schleswig-Holsteins Doppeleiche!

Und wo ihr Aar auf hohem Meer'
Gerauscht von seiner Masten Spitze,
Da floh'n die Feinde vor ihm her
Im wilden Feuer seiner Blitze!
Da sank vor seinem Flügelschlag'
Ihr Stolz, der Dannebrog darnieder.
So ward gesühnt die lange Schmach,
So kam der Freiheit Ostertag
Dem hartbedrängten Lande nieder!

Gesegnet sei sein Morgenroth,
Mit deutschem Heldenblut erstritten!
Fürs Vaterland ist süß der Tod!
Gesegnet sei, wer ihn erlitten!
Er ist des Landes liebster Sohn,
Er wird es bleiben ohne Gleichen!
Ward auch kein Kreuz des Braven Lohn,
Flammt doch auf seinem Hügel schon
Das schönste Kreuz, — der Liebe Zeichen!

Der Liebe! — o, wo du auch bist,
Es wird um dich die Liebe weinen!
Weil keines Liebe größer ist,
Denn daß er hingeht für die Seinen!
Dich rühme laut des Sängers Mund
In seinem Liede, dich vor allen!
Und dein gedenk' zu jeder Stund'
In Bruderlieb' aus Herzensgrund
Das Volk, für welches du gefallen!

Und euch, die ihr zum Tod bereit,
Nicht minder freudvoll euer Leben
Verlaß'nem Bruderstamm' geweiht,
Die Freiheit ihm zurückzugeben,
Euch, die der Herr in seiner Gnad',
Wo eure Brüder sterbend sanken,
Beschirmt auf blut'gem Siegespfad',
Euch wird, so lang es Worte hat,
Dies Volk ob eurer Thaten danken!

O, wie so gern nach all dem Harm,
Den ungebeugt sein Muth ertragen,
Die weiße Binde um den Arm,
Hätt' es mit euch den Feind geschlagen!
Erprobt war längst sein gutes Schwert
In manchem blutigen Gefechte;
Doch ward die Freude ihm verwehrt,
Zu kämpfen für den eignen Herd
Und seines Fürsten heil'ge Rechte.

Ihr habt's vollbracht! — fern sei der Neid,
Vergessen alles, was erduldet!
Und fern die Frage: wer das Leid
An Schleswig-Holstein einst verschuldet.
Gott sei's gedankt, es ist vorbei,
Gedankt dem deutschen Heldenmuthe!
O, Schleswig-Holstein, du bist frei!
Unsterblich deinem Herzen sei,
Wer das gethan mit seinem Blute!

Und du, o hohes Herrscherpaar,
Sei hochgelobt und hochgepriesen!
Du hast zur Stunde der Gefahr
Dich ja als rechten Hort erwiesen!
O, wollest das auch fürder sein,
Daß keine handvoll deutscher Erde
Und keiner Mark bemooster Stein,
Auch da, wo nicht die Grenze Dein,
Von Deutschland je gerissen werde!

Du bist bestimmt zu solcher Wacht,
Und wenn die andern mit Dir gehen,
Wo wär' auf Erden eine Macht,
Die dieser könnte widerstehen?!
So schirme Du das Vaterland,
So oft es ruft zum heil'gen Streite!
So stehe Dir mit Herz und Hand,
Umschlungen von der Eintracht Band,
Das ganze deutsche Volk zur Seite!

Und Gott im Himmel jederzeit
Geleite jedes Deiner Werke
Zu Deutschlands Ehr' und Einigkeit,
Zu Deutschlands Ruhm und Deutschlands Stärke!
Und daß, wofür der Deinen Schwert
Gekämpft in Schleswig-Holsteins Namen,
Auch Schleswig-Holstein sei gewährt:
Sein heilig' Recht, sein freier Herd,
Das walte Gott im Himmel! Amen.

Es handelt sich, wie aus der Überschrift zu ersehen ist, um ein Concurrenzgedicht. Von unbekannter Seite war für ein Gedicht zur Verherrlichung der Siege der preußischen und österreichischen Truppen in Schleswig-Holstein ein nicht unbeträchtlicher Preis ausgeschrieben und jeder deutsche Dichter zur Betheiligung an dem Wettbewerbe aufgefordert worden. Johann Meyer folgte dieser Aufforderung, und zwar mit dem oben abgedruckten Gedichte. Den Preis erhielt Rudolph von Gottschall für eine an und für sich recht schöne und schwungvolle Dichtung, die aber insofern den Bedingungen nicht genügte, als sie hauptsächlich die Siege der Preußen, namentlich den bei Düppel, feierte und für die glorreichen Waffenthaten der Österreicher nur wenige Worte übrig hatte. — — —

Nach dem Kriege zwischen Preußen und Österreich im Jahre 1866 kam also Schleswig-Holstein in den Besitz Preußens, das ja nun die Macht in Händen hatte und die Erbansprüche des Herzogs Friedrich VIII. wenig zu beachten schien. Da sollte nun am 14. Januar 1867 diese Annexion der Herzogthümer durch eine Proclamation des Königs von Preußen öffentlich vollzogen und dieser wichtige Act zu gleicher Zeit mit einer Festlichkeit in Kiel, dem damaligen Sitze des Oberpräsidenten, verbunden werden. Zu dieser Feier, für welche ein Festessen nebst Ball im Schlosse und eine Festvorstellung im Stadttheater bestimmt waren, hatte der Königliche Oberpräsident, Baron Karl von Scheel-Plessen, eine Anzahl Einladungen an die Spitzen der schleswig-holsteinischen Militär- und Civilbehörden und unter diesen namentlich an alle damaligen Amtmänner (Landräthe) mit ihren Damen ergehen lassen. Unter der Einwohnerschaft Kiels, besonders in Bürger- und Handwerkerkreisen sowie im Arbeiterstande, herrschte aber damals noch eine sehr particularistische Strömung zu Gunsten des Herzogs Friedrich VIII., der bis vor kurzem unter der Begünstigung der Österreicher in Kiel sozusagen residirt und mehrfach Huldigungen der Schleswig-Holsteiner empfangen, dann aber vor den einrückenden Preußen — ebenso wie der bisherige österreichische Statthalter, Freiherr von Gablenz, mit seinem Militär — die Stadt verlassen hatte. Man munkelte von ernstlichen Demonstrationen, die für diesen Tag, zumal gegen die Feier im Stadttheater, geplant sein sollten; und so sah mancher unter dem Drucke banger Erwartung den nächsten Stunden entgegen. Auf der Kieler Bühne, die damals unter der

tüchtigen Leitung von L. Friedrich Witt stand, sollte die Oper „Norma“ aufgeführt werden. Die Titelrolle lag in den Händen der Frau Director, der sich damals noch im Zenithe ihrer Kunst befindenden hochgefeierten Primadonna Frau Josephine Schütz-Witt. Dann war ein Festprolog in Aussicht genommen, der der Oper vorangehen sollte. Da mußte nun Umschau nach einem Dichter gehalten werden, der fähig und unter den obwaltenden Verhältnissen bereit sein würde, die gewünschte Dichtung zu liefern. Zunächst hatte man den Privatgelehrten Dr. Friedrich Volbehr hierzu in Aussicht genommen; denn dieser hatte als Redacteur des „Kieler Wochenblattes“ und Theaterrecensent vielfach Fühlung mit der Bühne und zudem schon wiederholt Prologe für das Kieler Stadttheater gedichtet. Aber Dr. Volbehr stand sowohl in seiner Eigenschaft als Redakteur wie als Berichterstatter vieler auswärtiger Zeitungen mit den Räthen des Herzogs und mit diesem selbst während seiner Anwesenheit in Kiel als einer seiner eifrigsten und treuesten Anhänger zu sehr in Verkehr, als daß er jener Aufgabe hätte entsprechen können. So mußte er denn ablehnen; aber er brachte selbst an maßgebender Stelle unseren Dichter, den er ja persönlich kannte und als Poeten sehr schätzte, für diese Arbeit in Vorschlag. Bereitwilligst ging man höheren Ortes hierauf ein, und so kamen denn am Vormittage des der Aufführung vorangehenden Tages Dr. Volbehr und der Theaterdirektor Witt im Auftrage des Oberpräsidenten von Scheel-Plessen zu Johann Meyer, um ihn um die Dichtung des Prologes dringend zu ersuchen.

Unser Freund, seiner politischen Gesinnung nach gleichfalls ein Anhänger des Herzogs, wie er das ja auch am Schlusse seines „Concurrenzgedichtes“ unzweideutig zu erkennen giebt, hatte anfangs einige Bedenken, dem ihm geäußerten Wunsche zu entsprechen. Aber „necessitas est lex temporis et loci“ oder, wie Schiller sagt, „eine Gunst ist die Nothwendigkeit;“ Johann Meyer erinnerte sich noch schnell daran, wie ja eigentlich das Bestehen seiner Anstalt von dem Wohlwollen des Oberpräsidiums und der Regierung abhänge, es sogar ausschließlich in deren Macht liege, ob die für sein Institut so nothwendigen Unterstützungen auch fernerhin bewilligt würden oder nicht. Zudem kam es ja auch ganz auf die Art der Abfassung des Prologs an, ob von einer Wandlung des früheren politischen Glaubensbekenntnisses gesprochen werden konnte.

Somit entschloß sich denn unser Dichter, jenem Anliegen zu entsprechen, und er that dies jetzt umso lieber, als ihm ja die Dichtung wegen der Überfülle des ihm zu Gebote stehenden Stoffes nicht allzu schwer fallen durfte. Freilich stand ihm hierfür nur wenig Zeit zur Verfügung; denn schon am anderen Vormittage vor 10 Uhr sollte der Prolog in den Händen des Schauspielers sein, der ihn zu sprechen hatte.

Aber ein halber Tag und eine ganze Nacht konnten doch noch ausgenutzt werden; und so ließ Johann Meyer für diesmal die Anstaltsgeschäfte von der Gattin allein besorgen und stellte sich selbst in den Dienst der „heiligen dreimal Drei". Morgens gegen 5 Uhr war der letzte Federstrich gethan, und da der Dichter wegen der Aufregung, in der er sich naturgemäß befand, doch nicht schlafen konnte, besorgte er auch noch die Reinschrift. Dann überbrachte er schon um 8 Uhr dem bei der Generalprobe bereits beschäftigten Theaterdirector das Manuscript.

Am Nachmittage war der versäumte Schlaf leicht nachgeholt — denn die Poeten schlafen schnell und intensiv —, und am Abend war unser Freund im Theater; aber er stand ganz hinten und unerkannt zwischen der erdrückenden Menge, die das Parterre füllte. Wie man erwartet hatte, waren alle Plätze besetzt; der erste Rang und das Parkett waren für die vielen vornehmen Gäste reservirt, von denen sich wenige auch mit einem Platze auf dem zweiten Range begnügen mußten. In der Umgebung des Dichters im Parterre und ebenso auf der Gallerie war jeder vierte oder fünfte Mann ein preußischer Unteroffizier. Und ehe sich noch der Vorhang hob, war es wohl allen Theaterbesuchern klar, daß an dieser Stelle an eine ernstliche Demonstration nicht gedacht werden konnte. Aber auch schon während des Tages würde irgend eine feindliche Kundgebung gegen die Einverleibung der Herzogthümer in Preußen auf offener Straße ein Ding der Unmöglichkeit gewesen sein; denn überall, wo an passender Stelle die Proclamation angeschlagen war, sah man unter der sich ansammelnden Menge stets ebenso viel Soldaten wie Civilisten, so daß keiner von diesen es hätte wagen dürfen, eine unliebsame Bemerkung zu machen oder gar eine Demonstration ins Werk zu setzen. So kam denn auch der Prolog im Theater vortrefflich zur Geltung, und er erfreute sich eines fast beispiellosen Erfolges. Der Verfasser

wurde sogar wiederholt gerufen; aber er stand im Parterre so eingepfercht, daß er sich nicht rühren, geschweige denn vor die Rampe treten konnte. Auch die Oper nahm einen glänzenden Verlauf; Frau Schütz-Witt entzückte und begeisterte wieder mit ihrer herrlichen Sopranstimme und ihrem sympathischen Spiel alle Anwesenden.

Das war nun Johann Meyer's Debut als Prologdichter. In späteren Jahren hat er poetische Ansprachen in großer Zahl und zu den verschiedensten Festlichkeiten, namentlich für solche im Kieler Theater, gedichtet und sich stets — bis in die jüngste Zeit hinein — als Meister in dieser Art der Dichtung erwiesen. Einige von diesen Prologen, die zum Theil künstlerisch noch höher stehen als jener erste, der am Tage der Einverleibung Schleswig-Holsteins in Preußen im Kieler Stadttheater gesprochen wurde, werden noch in dieser Festschrift wiedergegeben werden.

Um die Zeit, die für die beiden Herzogthümer den Beginn einer neuen geschichtlichen Epoche bedeutete, lernte der Dichter einen Mann kennen und bald als Freund gewinnen, den ebensowohl eine umfassende wissenschaftliche Bildung wie seltene Gaben des Herzens und Charakters in hohem Grade auszeichneten. Es war dies der mit ihm fast in gleichem Alter stehende Privatdocent und Bibliothekar an der Königlichen Universitätsbibliothek Dr. phil. Eduard Alberti, auch ein bekannter Dichter und ein beliebter Jugendschriftsteller. Er hat sich durch sein „Lexikon der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen und Eutinischen Schriftsteller von 1829 bis 1866" sowie durch die Fortsetzung dieses Werkes für die Zeit von 1866 bis 1882 — je zwei starke Bände — ein unvergängliches Verdienst um sein schleswig-holsteinisches Heimathland erworben und wird allein um dieses Werkes willen, für das er eine lange Reihe von Jahren bis kurz an sein Lebensende mit so unermüdlichem Fleiße gesammelt und gearbeitet hat, allezeit in der dankbaren Erinnerung seiner Landsleute bleiben. Wo ist der Gelehrte, der schon jetzt, nachdem sich vor einigen Monden das Grab über Alberti geschlossen hat, diese zwar compilatorische, aber wissenschaftlichen Geist und wissenschaftliche Tüchtigkeit verlangende Arbeit, die ja nur bis zum Jahre 1882 reicht, wieder aufnehmen und im Sinne des Verstorbenen fortsetzen könnte und möchte? Eduard Alberti ist am 11. März 1827 in Friedrichstadt geboren. Der Vater bekleidete eine kleine, untergeordnete Beamtenstelle bei der Stadt und der dortigen Justiz-

von ihm über unsern Freund als „Dichter seines Volkes" ist auch in diese Festschrift mit aufgenommen worden.

Alberti erhielt nach seinem Abgange als Bibliotheksbeamter den Titel eines Professors honoris causa; und sein Kaiser ehrte ihn in Anerkennung seiner vielen Verdienste durch den rothen Adlerorden IV. Klasse. Die letzten Jahre verlebte er, nach wie vor im innigen Verkehr mit den Wissenschaften und der edlen Dichtkunst, im Hause seines Schwiegersohnes in dem reizend gelegenen Dorfe Voorde an der Eider, in der Nähe Kiels. Hier starb er, im Frühling 1898, tief betrauert und vermißt von seinen vielen Freunden. An seinem Begräbnißtage wurde ihm von unserm Dichter der folgende Nachruf gewidmet:

Professor Dr. Eduard Alberti.
(Am Tage seiner Beerdigung).

Viel' Arbeit, Müh' und Sorgen,
Spät abends, früh am Morgen,
War Deine Jugendzeit,
Bis Du das Ziel errungen
Und Dich emporgeschwungen,
Wo voll Dein Herz von Glück und Freud'!

Vom Lehrling zum Studenten
Und weiter — zum Dozenten
Und dann — — o, welch ein Schlag!
Die Hoffnung Dir genommen,
Auch da hinauf zu kommen,
Wo Deines Strebens Endziel lag!

Nicht blind, — doch taub! — Was schlimmer? —
Gar Schlimmes bleibt es immer,
Kommt's auch von Gott, dem Herrn!
Noch weiter nun? — mit nichten!
Entsagen und verzichten!
Versunken Deiner Hoffnung Stern!

Und dennoch Dein Entsagen
Bis zu den letzten Tagen
Wie herrlich und wie groß!
Wie muthvoll noch Dein Streben,
Und segensreich Dein Leben,
Trotz diesem Dir so harten Loos!

Der Außenwelt entrissen, —
Kein schmerzliches Vermissen
Hat Dir dies Leid gebracht!
Nach Innen mehr gerichtet
Den Geist! — — und Dir gelichtet
Zur Freud' so manches Räthsels Nacht!

Dein Wissen — Deine Stütze! —
Und so, — wie viel noch nütze
Uns andern um Dich her!
Und was Du uns gewesen
Und ließest uns zu lesen,
Dich rühmt's und bringt Dir Dank und Ehr'!

Und eine Hohe, Milde
Aus himmlischem Gefilde,
So hehr und wundervoll
Mit ihres Glückes Wonne
War Deiner Arbeit Sonne
Für Deine Brüder in Apoll!

Für uns're Ruhmeshalle*)
Wie danken wir Dir alle,
Die Du uns bautest hin!
Sie steht — und bleibt bestehen,
Ob wir, wie Du, vergehen,
Wir leben doch mit Dir darin!

Und legen, Deine Brüder,
Den Ehrenkranz Dir nieder
Heut' auf die frische Gruft,
Wo bald die Lieder schallen
Der lieben Nachtigallen,
Und füllt die Luft der Blumenduft!

Und eine, die auf's neue
Die Farbe trägt der Treue,
Wie es ihr Name spricht,
Soll uns im Herzen blühen,
Zum Dank für all' Dein Mühen
Um uns, — — stets das Vergißmeinnicht!

*) Schriftstellerlexikon, jenes für die schleswig-holsteinische Litteraturgeschichte bedeutsame Werk.

In demselben Jahre, in dem die Herzogthümer Schleswig-Holstein zu einem werthvollen Bestandtheile des preußischen Staates wurden, ward unserem Dichter ein Töchterlein geschenkt, das die

Herzen der Eltern hoch erfreute. Das kleine, prächtige Mädchen wurde auf den Namen Bertha getauft. Und auch dieses schöne Wort, das der sprachenkundige Vater richtig zu deuten und der Poet in ihm herrlich zu umschreiben verstand, gab Veranlassung zu einem ähnlichen kleinen Liede, wie es seiner Zeit die Schwester bekommen hatte; beide Sprüche erhielten später in dem den Kindern gewidmeten reizenden Büchlein „Kleinigkeiten" einen Platz. Berthas Verslein lautet:

Bertha.

„Bertha," meine jüngste Kleine,
Merk es Dir, das heißt die Helle;
Zeig' in Deinem Sonnenscheine
Nie sich eines Schattens Stelle;
Deine Freude sei das Reine!
Halt das Schmutzige, Gemeine
Fern aus Deinem Herzensschreine
Und von Deines Hauses Schwelle!

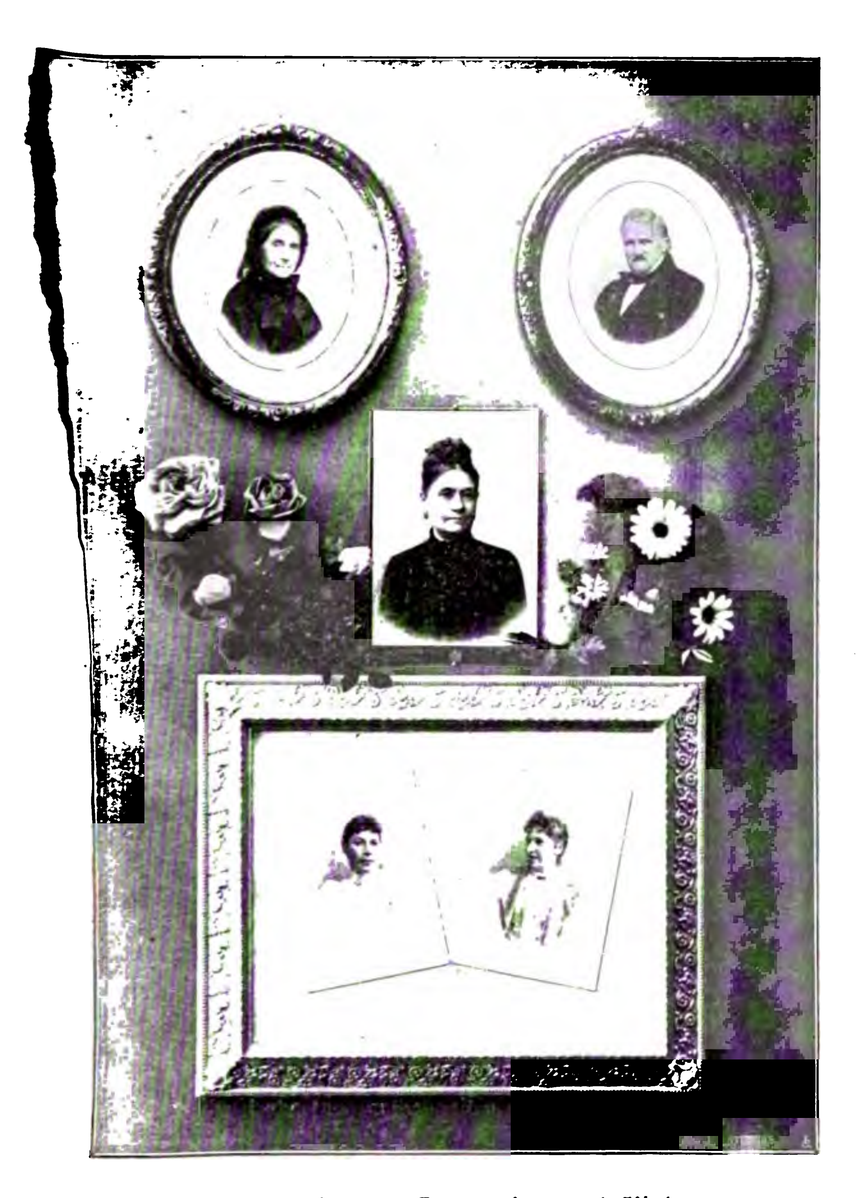
Ein gütiges Geschick hat die beiden Kinder gnädig den Eltern erhalten und sie fröhlich wachsen und gedeihen lassen. Und die Eltern selbst haben sich redlich bemüht, ihnen eine gute Erziehnng zu geben, und für die vortrefflichste Schulbildung Sorge getragen. So wurde auch hier der Zweck aller echten und wahren Erziehung erreicht, nämlich der, die Kinder tugendhaft, verständig und gesund an Körper und Geist zu machen. Und wenn mir die beiden Damen in ihrer Bescheidenheit keine Beschränkung auferlegten: ich würde noch mancherlei zur weiteren Ausführung und zum Belege dessen anführen können, was so nur eben angedeutet ist. Aber auf etwas muß an dieser Stelle doch noch besonders hingewiesen werden, und zwar deshalb, weil es in der innigsten Beziehung zu der Thätigkeit unseres Dichters als Vorstehers einer Idiotenanstalt steht. Johann Meyer's Töchter, die schon durch die Geburt mit seinem Institute verknüpft wurden, sind durch ihre aufopfernden Samariterdienste aufs engste damit verwachsen, so daß sie zuletzt bei der Führung und Leitung den Eltern eine nicht zu entbehrende Stütze geworden sind. Und sie beide werden auch von den Pfleglingen nicht minder geliebt als der Vater und die Mutter. In zweifacher Beziehung gehören sie also in unsere Festschrift hinein, zunächst als die beiden Kinder unseres Dichters

und dann als persönliche Bestandtheile der Anstalt, die mit seinem Namen aufs innigste verquickt ist. Darum freut es mich doppelt, daß ich — dank dem freundlichen Entgegenkommen ihres Vaters, dem ich auch sonst für so mancherlei Mittheilungen aus seinem Leben für dieses Buch verpflichtet bin — der vorliegenden Biographie ein Familienbild einreihen kann, auf dem die lieblichen Bilder der Kinder mit enthalten sind.

Zuerst freilich hatte es die Mutter, nachdem die Familie um zwei kleine Ankömmlinge größer geworden war, bei der Führung des Hausstandes noch bedeutend schwerer denn sonst: die Kinder verlangten auch ihr Recht, und daneben waren noch 36 Anstaltspfleglinge, denen des Vorstehers Frau nicht minder eine treue und fürsorgliche Mutter sein sollte; und dann kamen noch all die übrigen, die im Hause lebten und die mit jenen andern einen Bestand von 47 Personen bildeten. Aber die wackere Frau zeigte sich auch diesen erhöhten Ansprüchen an ihre Geschicklichkeit, Umsicht, Arbeitskraft und Ausdauer vollkommen gewachsen.

Und all dieses Mühen und Streben, sowohl auf Seiten des Vorstehers wie seiner Frau, sollte auch die verdiente Anerkennung finden; noch war das Jahr 1867 nicht zu Ende, als die Unterstützung, welche die Regierung dem Institute bis dahin hatte zu Theil werden lassen, wesentlich erhöht wurde. Die Freude darüber war umso größer, als unser Freund um diese Vergünstigung nicht nachgesucht hatte. Auch die beiden Sparkassen von Kiel und Rendsburg fanden sich bereit, durch Zahlung größerer Beiträge das Gedeihen der Anstalt zu fördern.

Trotz der sich mit der Zunahme der Pfleglinge immer mehr steigernden Ansprüche an seine Arbeitskraft fand der Vorsteher doch noch dann und wann ein Stündchen Zeit, wo er den ihm innewohnenden Drange nach poetischem Schaffen befriedigen konnte. So schuf er für das Fest des niedersächsischen Sängerbundes in Flensburg im Jahre 1872 ein schwungvolles Begrüßungsgedicht. Und als in dem darauffolgenden Jahre der Freund Dr. Eduard Alberti bei Ehlers in Neustadt den „Jugendboten" erscheinen ließ, wurde das für unseren Dichter eine gewaltige Anregung zum fröhlichen poetischen Weiterschaffen, und hierbei offenbarte sich nun zum ersten Male seine dichterische Begabung als eine reiche Quelle der Freuden für das Gemüth der Kinder. Selbst harmlos wie ein Kind in



Johann Meyers Eltern, Frau und Kinder.
Bertha. Anna.

seinem Anschauen, Fühlen und Empfinden, vermochte er die jugendlichen Leser und Leserinnen dieser kleinen vortrefflichen Schrift so zu fesseln, daß er bald ihre Herzen gewonnen hatte. Leider mußte der „Jugendbote" schon nach drei Jahren wieder eingehen. Als dann aber bald nachher, im Jahre 1873, bei Alphons Dürr in Leipzig unter der Redaction von Julius Lohmeyer die „Deutsche Jugend" erschien und Johann Meyer zur Mitarbeiterschaft angegangen wurde, bethätigte er aufs neue sein Können als Jugendschriftsteller. Und gleich wie damals für den „Jugendboten" lieferte er nun für die „Deutsche Jugend" eine große Zahl von Beiträgen der verschiedensten Art, wie Sinnsprüche, Balladen und Märchen, sowie sehr viele Räthsel und Charaden. So verdanken wir nicht wenige der werthvollen Dichtungen, die Johann Meyer geschaffen hat, namentlich seine sämmtlichen Märchen, dem Antriebe von Seiten der Herausgeber und Leiter jener beiden Jugendschriften. An einer anderen Stelle werden wir noch auf manche dieser poetischen Schöpfungen zurückzukommen haben. — —

Noch einmal wurden die Trommeln gerührt, und zwar zu einem neuen Kriege, — und zu welch einem Kriege! — zu einem der bedeutungsvollsten, zu denen jemals das deutsche Volk unter die Waffen trat. Und die gewaltigen Eindrücke dieser großen Zeit gingen nicht spurlos an dem Gemüthe unseres Dichters vorüber. Sie fanden Ausdruck in einer großen Zahl von Schöpfungen, die zum Theil von erheblichem künstlerischem Werthe sind. In beiden Bänden von Johann Meyer's Dichtungen, unter den hochdeutschen wie plattdeutschen, finden sich genügend Proben davon; einige dieser patriotischen Gesänge mögen hier mit eingereiht werden.

Na, Jungens, denn man los!

Dat weer dar över'n Rhein,
De Hahn fung an to kreih'n,
Den Franzmann juck de Puckel un de Dütschen schulln em neihn,
Se hebbt't all eenmal dahn,
Se künnt den welschen Hahn
Von tweeten mal wul ock den Kopp affla'n.
    Na, Jungens, denn man los!
    Frisch op den Schelmfranzos!
    Haut se in Grus und Mus, de Parlevus!

De Herr Napoleon,
De is en Erzcujon,
He liemt sick mit Gloarr tohop sin Kron un ock sin Thron,
Dat weer to Ems in't Bad,
Dar wurr de König patt,
Un pattst du mi, so patt ick di, — weetst dat!
Na, Jungens, denn man los!
Frisch op den Schelmfranzos!
Haut se in Grus und Mus, de Parlevus!

De Turco un de Zuav,
Swart, als en Klunkerrav,
Un mit en Kater op de Nack, so kamt se an in'n Draf.
Hoch op steiht ehr de Snut,
Heel gräsig seht se ut,
Se brüllt dar, as en Ossen brüllt, so lud.
Un weer de Deuwel los,
Frisch op den Schelmfranzos!
Haut se in Grus un Mus, de Parlevus!

De Mamsell Mitralljös,
De snackt verflucht französch, —
Wie haut ehr mit'n Sabel doch de Kugeln ut de Krös'.
Un hebbt wie se eerst fat,
So mutt se ohne Gnad
Conösten in Berlin mit langs de Strat.
Na, Jungens, denn man los!
Frisch op den Schelmfranzos!
Haut se in Grus un Mus, de Parlevus!

Hurrah, wo liggt Paris?
Dar stellt wie jüm den Pries
Un snackt mit jüm, as Blücher dahn, mal recht op dütsche Wies'.
Un will se't noch nich dohn,
So kriggt se blaue Bohn
In't grote Mul, de grote grang Natschon.
Na, Jungens, denn man los!
Frisch op den Schelmfranzos!
Haut se in Grus und Mus, de Parlevus!

Wat se vör Jahrn uns stahln,
Nu schüllt se't utbetahln,
Nu wüllt wi uns mal Elsaß un Lothringen wedder haln!
Wa schön, wa schön klingt dat
Un makt so warm dat Hatt:
„O, Straßburg, du wunderschöne Stadt!“
Na, Jungens, denn man los!
Frisch op den Schelmfranzos!
Haut se in Grus un Mus, de Parlevus!

Hurrah!

Hurrah! wie schlagen sie darauf
Für Deutschland, uns're Braven!
Wie bringen sie sie auf den Lauf,
Die Turkos und die Zuaven!
Wo liegt Paris? — ist nicht mehr weit,
Nur wenig blut'ge Stunden,
Und aus ist's mit der Herrlichkeit
Und Babel überwunden!

Zusammen stürzt der morsche Thron
Vor unsern Feuerschlünden.
Napoleon empfängt den Lohn,
Den Lohn für seine Sünden.
Verloren hat er Ruhm und Ehr';
Von einer Stadt zur andern,
Verspottet von dem eignen Heer,
Muß Frankreichs Kaiser wandern.

Ihm nach der Blutstrom seiner Schuld
Seit den Decembertagen!
Ihm keine Stätte, die ihn duld',
Nun ihn die Furien jagen!
Und wenn er mit des Windes Flug
Auch um die Erde ränne,
Ihm nach mit seinem Leichentuch
Die Todten von Cajenne!

Hurrah! was er vernichten wollt'
In seinem Größenwahne,
Er hat's errichtet: Schwarz-Roth-Gold,
Die deutsche Einheitsfahne!
Kein Nord, kein Süd mehr und kein Main!
Kein Reich, das das könnt' zwingen!
Weit übern Rhein, weit übern Rhein
Auch Elsaß und Lothringen!

Ist denn der Alte aufgewacht,
Der Rothbart im Kyffhäuser?
Er ist's zu Deutschlands Ehr und Macht,
Der alte deutsche Kaiser!
Und weithin über Land und Meer,
Aus allen Herzen schall es:
Hoch König Wilhelm! Hoch sein Heer!
Hoch Deutschland über alles!

So kommt's!

So kommt's! nun schlagen sie nicht faul
Den Parlezvous-Franzosen
Schon lustig auf das große Maul
Und auf die rothen Hosen!
Trotz Turcos, Zuaven und Spahis
Und allerlei Banditen
Geh'n schon im Sturmmarsch auf Paris
Die preußischen Eliten.

Bei Weißenburg der Geisberg liegt,
Da ging's auf allen Vieren,
Da wurden sie zuerst besiegt
Und mußten retiriren.
Bei Spicheren ging's ebenso,
Und weiter ging's und weiter,
Und hinterher in jubilo
Das Heer der deutschen Streiter.

Und als der Herr Mac Mahon sich
Bei Wörth nicht wollte drücken,
Da bläute Kronprinz Friederich
Ihm jämmerlich den Rücken.
Da büßten sie den Adler ein,
Die afrikan'schen Bösen,
Und ließen gar noch obendrein
Im Stich die Mitrailleusen.

Bei Metz, da hat es 'was gesetzt,
Drei heiße, blut'ge Tage,
Da kriegte auch Bazain' zuletzt
Die allerdickste Lage.
In Metz, da sitzt der Herr Bazain'
Nun in der Mausefalle;
Wenn das die Mexikaner säh'n,
Wie jubelten wohl alle!

Wo ist denn Er? und wo Lulu?
Wo sind sie? — allewetter!
Was sagt denn seine Frau dazu?
Und was Plon Plon, der Vetter?
Sie sagen nichts, — sie packen all',
Daß keine Zeit verloren,
Denn draußen steht schon Hannibal,
Der Zweite, vor den Thoren.

Nun, hat es denn so große Eil',
So laßt sie flöten gehen,
Die Deutschen werden sich derweil
Paris einmal besehen.
Und während sie bei Wein und Bier
Französch einmal parliren,
Wird König Wilhelm zu Papier
Den Frieden hübsch dictiren.

So kommt's! — und wenn Herr Benedett'
Dann just zu Hause wäre,
So nähm' der König ihn, ich wett',
Dabei zum Sekretaire;
Denn keiner kann es so wie der, —
Er würd' es leicht vollbringen,
Und wenn es auch nichts and'res wär',
Als — Elsaß und Lothringen!

So macht's der Ulan!

So macht's der Ulan:
Er läßt flattern die Fahn'
Und giebt dem Roß die Sporen,
Daß ihm nicht auf blutiger Siegesbahn
Der wälsche Feind geh' verloren.

So macht's der Ulan:
Er läßt flattern die Fahn'
Und läßt die Lanze sausen,
Wo immer die Feinde sich wieder nah'n,
Darein mit Wetterbrausen.

So macht's der Ulan:
Er läßt flattern die Fahn'
Und jagt mit verhängtem Zügel,
Bis daß er hält den gallischen Hahn,
Napoleon, beim Flügel.

So macht's der Ulan:
Er läßt flattern die Fahn'
Und läßt die Trompeten erschallen.
Und dem kühnen Reiter, der das gethan,
Ein donnernd Hoch von allen!

Dies kleine Kriegslied ist von Claudius Serpenthein für eine Singstimme mit Pianobegleitung sehr hübsch componirt und das Titelblatt mit einem prächtigen Ulanenbilde geschmückt worden.

Victoria!

(Als der Kaiser Napoleon gefangen wurde).
(1870, September 2.)

Victoria! laßt die Flaggen weh'n
Und laßt die Häuser prangen!
Unglaubliches, es ist geschehen,
Der Kaiser ist gefangen!
Ist's Wahrheit? — ist es denn kein Traum?
So geht's von Mund zu Munde;
Man hört sie wohl, doch glaubt man kaum
Die wunderbare Kunde.

Ja, was ist heut' noch wunderbar,
Und könnte nicht geschehen?
Wir alle haben's sonnenklar
So Tag für Tag gesehen.
Sechs Wochen, — und sie machten's gut!
Nun sei der Herr gepriesen!
So hat den Wälschen deutscher Muth,
Was er vermag, bewiesen.

Vernichtet ist die stolze Macht,
Die uns vernichten sollte!
Und der ist in den Staub gebracht,
Der uns zertreten wollte!
Nun ist es aus, — Ihr habt ihn schon!
Hurrah! Ihr deutschen Krieger,
Zu Füßen liegt Napoleon
Dem Königlichen Sieger!

Den Gefallenen.

Schlaft sanft in stillem Frieden,
In kühler Erde Schoß!
Was euch der Herr beschieden,
War doch ein herrlich Los!
Ihr seid des Ruhmes Erben,
Dem kein Erlöschen droht,
Und für den Bruder sterben,
Das ist der schönste Tod.

Ihr habt so treu gehalten,
So treu die Wacht am Rhein!
Nie soll die Lieb' erkalten,
Die wir euch dankend weih'n.
Ob euch auch fern erkoren
Der Tod im blut'gen Streit,
Ihr bleibt uns unverloren
Im Herzen allezeit.

O, wären nichts als Kränze
Auf Gottes weiter Welt
Die Rosen all' im Lenze,
Die Blumen all' im Feld',
Wir wollten sie euch reichen,
Euch, aller Kränze werth,
Ihr Braven sonder Gleichen,
Die nun der Tod verklärt.

Ihr habt mit eurem Blute
Zu Ehren uns gebracht.
Euch kommt es nicht zu Gute,
Ihr schlaft in Grabesnacht.
Nun wird sie wahr die Sage
Von Deutschlands Herrlichkeit,
O, daß am Ehrentage
Ihr auch so ferne seid!

Doch ziemt es nicht, zu fragen,
Warum es mußt' gescheh'n.
So wollen wir nicht klagen,
Daß wir euch nicht mehr seh'n.
Der Ruhm, den ihr erworben,
Macht alle Leiden klein;
Für's Vaterland gestorben,
Das heißt: unsterblich sein! — —

Kurz vor dem Ausbruch des Krieges im Jahre 1870 war man in der Stadt Kiel eifrigst mit den letzten Vorbereitungen für das nah bevorstehende vierte niedersächsische Sängerbundesfest, das hier gefeiert werden sollte, beschäftigt. Schon hatte man an verschiedenen Stellen mit dem Aufrichten von Ehrenpforten und dem Ausschmücken der Häuser begonnen, als plötzlich die Kunde kam, der Kaiser von Frankreich habe an den König von Preußen den Krieg erklärt. Da nahmen nun alle Vorbereitungen ein jähes Ende, und das Sängerfest mußte auf unbestimmte Zeit verschoben werden. Als es aber nach Beendigung des Krieges im Juli 1872 zur Verwirklichung kam, stiftete unser Dichter zur Begrüßung der Sänger ein längeres plattdeutsches Gedicht, das in einem der Kieler Blätter veröffentlicht wurde. Der Verfasser ließ darin dem Humor, der ihm ja so reichlich zur Verfügung steht, freien Lauf, und er hatte die Freude, daß sein Poem viele Anerkennung fand und nicht wenigen Theilnehmern die Feststimmung beträchtlich er-

höhte. Es wurde später in den plattdeutschen Band seiner Gedichte mit aufgenommen und findet sich hier Seite 658 unter den Gelegenheitsgedichten.

Ebendaselbst, Seite 542, steht auch jene plattdeutsche Dichtung, welche Johann Meyer im Jahre 1874 zur Feier der Grundsteinlegung des neuen Universitätsgebäudes zu Kiel verfaßte und gleichfalls in einer Kieler Zeitung abdrucken ließ. Auch diese Verse sind meist humoristisch gehalten und verfehlen ihre Wirkung nicht, so daß der Verfasser schon während der Feier, an der er als früherer Studiosus der Christiana Albertina von Anfang bis zu Ende betheiligt war, von vielen Seiten, namentlich aus den Kreisen der Studentenschaft erfuhr, wie gern man es gelesen und wie sehr man sich darüber gefreut habe. Das war ein Fest für die Stadt und für ganz Schleswig-Holstein! — Kein Wunder! War doch der geliebte Kronprinz, „unser Fritz", der in dem schweren Ringen bei Königgrätz durch rechtzeitiges Eintreffen mit seiner Armee den Sieg herbeigeführt und später im blutigen Kriege mit Frankreich die Armee Mac Mahon's bei Weißenburg und Wörth so siegreich überwunden und dadurch die drohende Gefahr eines Einmarsches der Feinde in das deutsche Grenzgebiet so heldenmüthig abgewendet hatte, auch dabei! Er legte und weihte ja eigenhändig den Grundstein und war später im Verlaufe der weiteren Feier und des ganzen Tages bis 12 Uhr nachts in der Mitte der Festtheilnehmer ein Gegenstand der höchsten Freude und Verehrung! Damals noch in der vollen Schöne seiner persönlichen Erscheinung und in der bestrickenden Liebenswürdigkeit des Verkehrs mit seinem Volke — wie schlugen ihm da die Herzen aller entgegen und wie jubelten die Scharen, wenn er sich in ihrer Mitte befand! Und wie fühlte sich ein jeder mit gerechtem Stolze ob des Besitzes eines solchen Fürsten erfüllt, wenn er sah, wie „unser Fritz" mit einer fast beispiellosen geistigen und körperlichen Kraft alle Anstrengungen, wie sie ein solcher Festtag mit sich brachte, fast spielend überwand. Von der Insel Föhr, wo die Gemahlin zur Erholung weilte, war er frühmorgens abgereist und hatte dann in Husum eine feierliche Begrüßung seitens der obersten Behörden der Stadt entgegengenommen, in Schleswig eine zweite, in Rendsburg eine dritte und in Neumünster und Kiel eine vierte und fünfte; es folgte die feierliche Grundsteinlegung im Schloßgarten und im Anschlusse hieran das

Festmahl auf Bellevue; von hier ging es nach dem Wriedt'schen Etablissement, wo der letzte Theil der Feier in einem solennen Commerse bestand. Und überall mußte eine Ansprache gehalten werden, und bei „Wriedt" wurde die Ansprache sogar zu einer langen und prächtigen Rede, die alle bezauberte und entzückte, sowohl durch den Inhalt wie durch die Form des Vortrags. Aus seiner kurzen Pfeife rauchend und aus einem kostbaren Seidel trinkend, den ihm die Universität zu dieser Feier verehren durfte, verweilte in bester Stimmung der Kronprinz inmitten der Schar der fröhlichen studentischen Jugend, der alten Herren und Professoren bis 12 Uhr Nachts. Dann erst brach er auf, bestieg die bereitstehende Equipage und fuhr nach dem Hafen hinunter, wo der Dampfer seiner wartete, um ihn nach Schweden zum Besuch des dortigen Königs zu bringen. Nur eine so kraftvolle Natur wie die des deutschen Kronprinzen war im Stande, eine solche Fülle von Anstrengungen und Mühen in so kurzer Zeit ohne nachtheilige Folgen zu ertragen. Wer hätte es damals ahnen können, daß dieser Fürst, an dem das Volk mit allen Fasern des Herzens hing, so bald von einer heimtückischen Krankheit, die ihm am innersten Lebensmarke zehrte, hinweggerafft werde! Eine glänzende Zukunft schien nach der langen und glorreichen Regierung des Vaters dem ebenbürtigen Sohne zu lächeln. Aber:

> Was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe,
> Die der Mensch, der flüchtige Sohn der Stunde,
> Aufbaut auf betrüglichem Grunde? — —

Das werthvolle Glas, aus dem Seine Königliche Hoheit getrunken, übergab er, bevor er vom Commerse aufbrach, dem Rector magnificus mit der Bitte, es aufzubewahren bis zu dem Tage der Einweihung der neuen Universität; dann wolle er wieder kommen und noch einmal daraus trinken. — Er hat nicht wieder daraus getrunken. Alldeutschlands Siegfried, welch eine Nacht des Schicksals war Dir vorbehalten und welch ein Schmerz dem alten Kaiser und seinem Volke! —

Es möge nun hier noch jenes Gedicht folgen, das Johann Meyer zu jener Feier in Kiel gesungen und in dem er den Kronprinzen von Preußen und des deutschen Reiches gepriesen hat.

An unsen Kronprinz.

Zur Grundsteinlegung des neuen Universitäts-Gebäudes in Kiel.

(1873, August 3.)

Ei, süh mal an! gudn Dag, potz Blitz!
Dat is en Ehr för uns, Herr Fritz!
För Di is't Beste nich to gut!
De Handschen an! den Steertrock 'rut!
Un op'n Kopp dat lange Spint!
Willkam'n! Wilkam'n! uns' Kaisers Kind!

Wa is't mit Di? wasücken geiht't?
Doch gut mit de Gesundheit steiht?
Will't höpen! — weer dar wat in'n Wegn,
Harrn wi Di wul so gau nich kregn,
Harrst ock wul nich so'n Reis' in'n Sinn,
In'n Rupps vun Föhr na Sweden hin.

Vun Föhr na Sweden, wat en Tour!
Na, mak Di't man nich allto sur!
Wat hett't denn ock för grote Il?
Wi lat so gau Di nich ut Kiel;
De schönste Stadt in't Holstenland
Is't schöne Kiel an'n Ostseestrand!

Willkam'n! willkam'n! — nu drück ick Di
De Hand un segg Di frank un frie,
Wenn't ock man so op Plattdütsch is,
Wat Du mi'n leewen Kronprinz bist,
Un weer't ock man vunwegn de Freud',
Dat Du den Franzmann so verneiht!

Den Franzmann mit sin Parlewu,
„De Trepp hindal, Kantüffelnslu" —
As hier to Landn dat Wort so geiht,
Un uns' Slag Lüd de Sprak versteiht, —
Den Franzmann mit sin grot Ambrasch',
Mit sin Gloar un sin Curasch'.

Juchhei! bi Wörth! wa Du se kneepst,
As Du de smucken Adlers greepst!
As Du de Mitralljösen halst
Un ehr de Bodder utbetalst!
Wa leegn se dar un kreih'n nich mehr!
Juchhei! bi Wörth! wa kregn se Smeer!

Gott Lof un Dank! dat hebbt wi hat
Un hebbt Di nu in unse Stadt,
Un hebbt Di to de grote Fier,
Uns intowiehn den Grundsteen hier.
Dree Släg, — ja, Du versteihst dat Sla'n! —
Nu schall de Bu wul vörwarts gahn.

Un heft tonöst en beten Tid,
Denn kiek man noch mal in bi Wriedt,
In Wriedt sin Gard'n un groten Saal,
Dar kneipt wi nösten alltomal,
Un wullst en beten bi uns blibn,
Wi wulln Di wul de Tid verdribn!

Dar sünd de Oln un sünd de Jungn,
Ward Pauken holn un lustig sungn,
Un is uns' Kronprinz mit darbi,
So ward't eerst recht en Kneiperie,
Denn Old un Jung un Jedermann,
Un tut' sick een ut Freuden an.

Du weerst ja malinst ock Student, —
Ach ja, wenn so de Piepen brennt, —
So op'n Disch dat grote Fatt, —
Un hier en Kater, — dar en Katt, —
Wat kunn't denn ock wul Schönres gebn,
As so'n vergnögt Studentenleben!

Gesundheit, Fritz! — denn drinkst Du ut, —
En Kronprinz makt dat jümmers gut!
Gesundheit, Fritz! — Dat hett keen Enn,
Se holt Di All den Seidel hen,
Se wünscht Di't All vun Mund to Mund:
Gesundheit, Fritz! ut Hartensgrund.

Un mennig ol' Perückenstock,
De süppt vunabend, as en Lock,
Un rifft en Salamander mit,
Dat he dat Hörn un Sehn vergitt, —
Un röppt in dulci jubilo
Sin Kronprinz gar en Smollis to.

Na, nehm't nich krumm, wenn he dat deiht,
He deiht't ja doch ut luter Freud!
Un geihst ja ock tonöst an Bord
Un mußt vunabnd all wedder fort
Un sittst dar op de hoge See,
Wenn wi hier kneipt, wul gar bi'n Thee.

Dat weer en Spaß, leeg denn för Di
Dat „Kieler Wochenblatt“ darbi,
Dat Du dar sülbn mal 'rinner seegst
Un dit Gedicht to lesen kreegst!
Dat weer en Spaß! — un schullst Du't mögn,
So schull mi't ganz unbannig högn!

Un frögst Du gar, wakeen dat dicht,
Un frögst umsünst, — he seggt Di't nich!
Mit witte Handschen an de Handn
Un mit den spitzen Steertrock an,
So leep he mit in'n groten Trupp
Un harr den hogen Spintshot op. — —

Das Jahr 1873 ist insofern noch ein wichtiger Abschnitt aus dem Leben unseres in so hohem Grade productiven Dichters, als in ihm seine episch-lyrische Dichtung „Gröndunnersdag bi Eckernför'“ erschien, ein Werk, ganz einzig in seiner Art und von hohem poetischem Werthe. Wir werden es in der Abtheilung unseres Buches, der Johann Meyer's epischen Dichtungen gewidmet ist, einer besonderen Besprechung und Würdigung unterziehen.

Eine recht hübsche Episode, in der unser Freund den Mittelpunkt bildet, gehört dem Jahre 1874 an. In Kiel war wieder einmal alles Jubel und Freude, gleichwie damals bei der Feier der Grundsteinlegung des neuen Universitätsgebäudes, als der Kronprinz durch seine Gegenwart dem Feste eine besondere Weihe gab. Aber diesmal war der erlauchte Gast der Kaiser selbst, der in die alte Holstenstadt am blauen Ostseebusen gekommen war, um ein neuerbautes großes Panzerschiff der jungen deutschen Flotte zu taufen und dem Stapellaufe beizuwohnen. Und es war dies zum ersten Male, wo er als Kaiser des kaum geeinigten mächtigen deutschen Reiches, das in dem ruhmreichsten aller Kriege unseres Vaterlandes geschmiedet worden war, dorthin gekommen! Das war ein Ereigniß, das seine Kreise weit über die Grenzen Schleswig-Holsteins hinaus zog; in Kiel wimmelte es von Fremden und Gästen, nicht allein aus den Herzogthümern, sondern auch von weither aus allen Theilen des deutschen Vaterlandes. Und die Stadt selbst prangte in ihrem schönsten Schmucke. Ehrenpforten waren errichtet und Läden und Häuser festlich geschmückt; von allen Dächern und über allen Straßen hingen und flatterten bunte Flaggen, und alle Vorbereitungen waren getroffen, um mit Dunkelwerden die ganze Stadt im Glanze einer großartigen

Illumination erstrahlen zu lassen. Dann ankerten im Hafen die besten Schiffe der deutschen Flotte, um ihren Kriegsherrn mit donnernden Saluts zu begrüßen; und unter ihnen befand sich auch das neue prächtige Schwesterschiff.

Und wie jeder Patriot sein Möglichstes that, an der Verherrlichung des für ganz Schleswig-Holstein und besonders für Kiel so wichtigen Ereignisses mitzuwirken, so auch Johann Meyer; er griff in die Saiten seiner Laute und bekundete seine Freude im Gesange. Und er sang sogar zwei Lieder, beide in plattdeutscher Sprache; das eine, „An unsen Kaiser", stand am Tage der Ankunft Sr. Majestät in der Abendausgabe der „Kieler Zeitung" und das andere, „An dat lüttje Pöppen", am Tage darauf im „Kieler Wochenblatt." Pöppen heißt Püppchen und bedeutete hier das neue Schiff, das durch den Kaiser auf den Namen Friedrich des Großen getauft werden sollte.

Beide Gedichte mögen zur Ergänzung der vorstehenden Mittheilungen über das Kieler Kaiserfest und zur Erläuterung der noch zu erzählenden Episode zunächst hier folgen.

An unsen Kaiser.

Zur Anwesenheit Sr. Majestät des Kaisers in Kiel.
(1874, September 20.)

Hurrah! Kanon' un Klocken gaht!
Vull Ehrenporten steiht de Strat!
Ut alle Hüser Flagg an Flagg!
Dat's wedder mal en Freudendag!
Willkamn, willkamn! na'n lange Wiel,
Vel dusend mal willkamn in Kiel!

Vun Sleswig-Holsteen stammverwandt
Hört Di doch lang all Hart un Hand.
Dat wi't man seggt: Du löwst dat ni,
Wa wi uns högt un freut op Di!
Wi hebbt Di ock so lang ni sehn!
Un wat is ni bideß geschehn!

Ja, wat is ni bideß gescheh'n!
So Een, als Du, gifft doch keeneen!
Du heft den Franzmann Moritz lehrt,
Dat sick de ganze Welt verfehrt,
Un 'rünnersprung sogar de Ol'
Jn'n Barg dar vun sin Kaiserstohl!

Un wenn de ole Fritz dat wüſs,
Dat Du vunwegen em hier büſt,
He keem gewiſs vun'n Himmel dal
Un fat Di um, un küß Di mal,
Un ſä: Parblö! — alle Honnör!
Ick wull, dat 'ck Kaiſer Wilhelm weer!

De ole Fritz, — wat he in'n Sinn,
Du bröchſt dat noch vel höger hin!
Du halſt för veerdig Million'
Ut Frankrik Di de Kaiſerkron,
Un wahr is, wat unſ' Schiller dicht:
De Weltgeſchicht is't Weltgericht!

Dat weeſt Du wul un heſt dat markt,
Süh', darum geihſt ock eerſt to Kark
Un giffſt den leewen Gott de Ehr;
Dat weer ni gut, wenn't anners weer. —
Un mit Di gaht wi alltomal
Un bed op Di den Segen dal.

Hurrah! un nöſt is't hoge Tid,
Heröwer na de anner Sit. —
Du ſchaſt di wunnern, wat en Jung,
Hett lang all in de Wickeln hungn
Un kann op eegen Föten ſtahn,
Denn lat em man to Water gahn!

Ja, lat em man! — ſin Nam is Fritz,
De kummt, wenn't knippt, als weer't en Blitz,
Un wo he op de Waggen reiſt,
Swevt öwer em ol' Fritz ſin Geiſt
Un röpt em to: geiht mal verdweer,
Mak mi un mak Din Kaiſer Ehr!

Un is de Jung to Water, ſüh,
Denn geiht't wull all na Bellevü,
Un de ni mit to Tafel lad'n.
De itt denn wul för ſick ſin Brad'n.
Min Fru un ick hört mit darto
Un makt to Hus dat ebenſo.

Doch weern wi noch ſo wit vun Di,
Wi do't, als weern wi mit darbi,
Un nehmt de Gläſ' mal in de Hann
Un ſtöt op Din Geſundheit an
Un ropt Hurrah! un lat Di lebn
Un allns, wat to Di hört, danebn.

Ja, allns, wat to Di hört! — ick meen,
Da denk wi Kieler gliks an Een,
De prächtig, als jung Siegfried, weer, —
He seet all mal bi uns to Beer,
Un mak in'n Ogenblick min Olsch,
Un heel veel Frunslüd rein katholsch. —

Op den stöt wi apart mal an, —
Un wenn Du wullst, denn gröt em man
Un segg: denk an Din Seidel, Fritz, —
Dat Du de Kieler ni vergittst,
Se freut sick op de Kneiperie,
Un holt en Barg vun Di un mi!

En ganzen Barg! — wenn't anners weer,
Denn gung't hier ni so fröhlich her; —
Süh, wat en Menschen op de Been,
Ut Leevd' to Di keem Jedereen!
Un nümmermehr vergitt de Stadt,
Dat se den dütschen Kaiser hatt!

An dat lüttje Pöppen.

Zum Stapellauf des Panzerschiffes „Friedrich der Große."
(1874 September 20).

Du büst en Jung, dat's eenmal wiß,
De nich vun slechte Öllern is!
Herr Gottes ne, wa stramm un stiev!
Un wat för Quoddeln op'n Liev!
Un wat en Steert un wat en Snut!
Wanem fisch di de Adbar 'rut?

Ick weet ock all, wo he di fung,
Du büst en echten Kieler Jung!
Dat högt un freut de ganze Stadt,
So'n Bengel hett se noch nich hatt,
En Kerl, as wenn't „de Kronprinz" weer;
Un morgen is all de Kinnerbeer.

O, Junge, Junge, wat en Fest!
Vun Nord un Süd un Ost un West,
To Schipp, to Wagn, to Fot, to Peer,
Vun alle Kanten kamt se her!
De ganze Stadt in Sünndagsstaat,
Un wat en Leben op de Strat!

Un Een kummt mit de Isenbahn,
De will bi di to Vadder stahn;
Du schast di wunnern, wat för Een!
Dar möt se all den Hot för tehn!
En olen Mann mit graue Haar,
Doch ewig jung un wunnerbar.

Ja, ewig jung un wunnerbar
De ole Mann in graue Haar!
As Keen, so rik an Ruhm un Glanz!
As Keen, so smuck in'n Siegeskranz!
As Keen, so hoch, as Keen, so hehr!
Din Kaiser sülbn! — wat wullt Du mehr?

Un döfft warst mit Schampanjewien,
So'n Kinddöpswater magst wul lid'n,
Dat hett en ganz apparten Sinn,
Sitt nix as Für un Leben in, —
Lettst du man erst de Flaggen weih'n,
Hörst ock mit to de Wacht an'n Rhein.

Wa schast denn heeten? — süh, ick meen,
Di mutt man't an de Näs' ansehn,
Wakeen du büst un wat du kannst,
Wenn du dat Mul mal apenspannst; —
Denn kunn't all ganz nich beter kamn,
As mit den olen Fritz sin Namn.

De ole Fritz, — Schock Schwerenoth!
Wa weer de lüttje König grot!
Em kunn de halwe Welt nix lehrn,
He reckt tohöchd bit an de Steern. —
Den hebbt se di as Muster sett,
Dar denk man an un hol di nett.

Un wies' di man as Kieler Jung,
Gesund vun Kopp un Hart un Lung,
Krieg Hannis, wenn he kummt, bi'n Pull,
Un wackel em den Puckel vull,
Verneih em, dat dat hult un brummt
Un he sin Dag ni wedder kummt.

Denn segelst du mit guden Wind
Un büst de Stadt ehr leevstes Kind,
Denn heest all na en korte Wiel
Gewiß de grote Fritz vun Kiel,
Un makst, as dütsche Waff un Wehr,
Din Nam un ock din Kaiser Ehr!

Der alte Kaiser übernachtete im Schlosse der einstmaligen Residenz der Herzöge von Holstein-Gottorp; er wird sich wohl, ermüdet von den Anstrengungen der Reise und der Stunden unmittelbar nach seiner Ankunft in Kiel, nach dem üblichen großen Zapfenstreiche rechtzeitig zur Ruhe begeben haben. Die Beleuchtung der Stadt gewährte im Verein mit der prachtvollen Ausschmückung der Häuser und Straßen einen überwältigend schönen Anblick, und eine Fluth von Menschen wogte in den Hauptstraßen. Auch die Gattin des Dichters war mit zwei Schwestern, die zum Besuch von Itzehoe herübergekommen waren, in die Stadt gegangen, während er selbst zunächst daheim blieb, um in der Anstalt nach dem Rechten zu sehen und die Fenster im Glanz der Kerzen erstrahlen zu lassen. Als aber die Frauen zwischen 9 und 10 Uhr zurückkehrten, redeten sie ihm zu, sich die Illumination, die noch voll im Gange war, auch einmal anzusehen. Da hiergegen unser Freund nichts Stichhaltiges einzuwenden hatte, versah er sich vorsichtshalber mit dem Hausthürschlüssel und pilgerte das Sophienblatt hinunter nach der Stadt.

Hier gab es nun vieles für ihn zu schauen, und namentlich interessirten ihn die zahlreichen Transparente mit den mehr oder weniger geistreichen, aber immer loyal und gut gemeinten Inschriften. So stand er denn auch vor einem großen Schlachterladen, dessen Schaufenster voll von Würsten hing; unter ihnen befand sich auch eine wahre Riesenwurst und darüber ein Transparent mit den klassischen Worten:

Was diese Wurst ist unter den Würsten,
Das ist der Kaiser unter den Fürsten.

Herzlich mußte er lachen, unser Dichter, als er sah, wie der biedere Wurstfabrikant aus der Sphäre seiner geräucherten und ungeräucherten Erzeugnisse die Gedanken und Worte zur Bekundung seiner tiefinnerlichen patriotischen Gesinnung geholt hatte. Und als er noch darüber nachdachte, wie verschieden die Metaphern sein können, deren sich die Herren Poeten je nach ihrer Individualität bedienen, klopfte ihm ein befreundeter Zeitungsmensch auf die Schulter, indem er die Worte sprach: „Nu kumm man Johann! Wi beiden hebbt dat fur hatt, Du als Dichter, un ick als Berichter. — Nu wüllt wi uns ock mal en beten amiseren!“ Und damit schob er

den Arm in den des unseres Freundes, und dann ging es selbander hinunter in den nächsten großen Bierkeller, wo frisch aus dem Fasse gezapft wurde und Hunderte die schäumenden Seidel leerten. Gleich kamen noch einige, zufällig anwesende gute Bekannte hinzu, und es bildete sich, was man so im Kneipjargon eine fidele Runde nennt. Und da Scherz und Humor nicht ausgingen, befand sich unser Dichter äußerst wohl dort, ob zuletzt auch etwas angeheitert, das wage ich nicht zu behaupten, aber auch nicht in Abrede zu stellen, da er mir davon nichts erzählt hat. Und wenn auch, wer wollte ihn deshalb tadeln? Ist es doch wahrhaftig keine Kleinigkeit, zwei solche Gedichte, wie er sie geschaffen, zur Verherrlichung eines so ungewöhnlichen Festes aus sich herauszupressen! Und wenn er nun in berechtigter Freude darüber, daß sie ihm so schön gelungen waren, einmal ein wenig über das Maß, für das er geeicht ist, hinaus getrunken haben sollte — wer wird es ihm verargen wollen? Meine Leser und ich gewiß nicht. Erst in später Nacht kam er heim und erlebte hier in Morpheus Armen die kaum verlebten heiteren Stunden noch einmal.

Am anderen Morgen, kurz nach sieben, pochte die eine der Schwägerinnen recht unsanft an die Schlafstubenthür und rief dem jäh aus seinen Träumen aufgeschreckten müden Poeten hastig zu, er möge schnell aufstehen, an der Pforte halte eine elegante Equipage, und darin seien zwei sehr vornehme Herren angekommen, und der eine von ihnen, in Uniform und mit vielen Orden geschmückt, säße noch im Wagen, und der andere, ein Mann in Civil, sei schon ausgestiegen und komme die Verandatreppe hinauf — und weg war sie wieder!

Nun aber trotz der Müdigkeit schnell aus den Federn heraus und ebenso schnell in die Kleidung! Und dann einen Blick in den Spiegel, der dem armen Poeten die Worte zuzurufen schien: Noch recht verschwiert und noch lange nicht ausgeschlafen! Aber was half's? Es klopfte schon wieder an die Thür, und man rief hinein, daß zum Waschen keine Zeit mehr sei, er solle nur schnell hinunter kommen. Und so mußte er denn nolens volens, nachdem er noch eben mit dem Kamm durch die Haare gefahren war, in Morgenschuhen die Treppe hinab auf die große Vordiele, wo sich schon für die Morgentoilette der Wohnung, Handeule, Wischtücher und Wascheimer eingestellt hatten und wo sich auch die

liebe Schwägerin, die sich eben zum Reinigen der Diele hatte anschicken wollen, im lebhaften Gespräche mit dem so frühen Besucher befand.

Es mußte ein sehr vornehmer Herr sein, das sah man auf den ersten Blick: Lackstiefel, weiße Handschuhe, schwarzes Beinkleid und schwarzer Frack, weiße Cravatte, ein glänzendschwarzer Cylinderhut und verschiedene Orden auf der Brust! — „Na nu! un wat denn? wat is dar los!?“ dachte unser Freund, da trat ihm auch schon in der jovialsten Weise der Fremde entgegen, drückte ihm warm die Hand und entschuldigte sich wegen der ungewohnten Zeit, in der er ihn schon so früh morgens habe stören müssen. Und dann erzählte er fast in einem Athem und in größter Eile, so daß der andere mit seinem schweren Kopfe kaum folgen konnte, daß er der Geheime Hofrath Schneider sei und sich im Gefolge Sr. Majestät des Kaisers befinde und daß da draußen im Wagen noch Sr. Majestät Correspondenz-Sekretair, der Geheime Hofrath Bork sitze. Und dann weiter: daß er in der Nähe des Schlosses bei einem Schneidermeister Manshardt wohne, und daß dieser ihm, als er vom Schlosse nach Hause gekommen, die Abendnummer der „Kieler Zeitung“ gebracht habe mit dem Gedicht „An unsen Kaiser.“ Dieses nun habe er gelesen und so schön befunden, daß er sofort entschlossen gewesen sei, es am anderen Morgen Sr. Majestät beim Kaffee vorzutragen. Und Majestät seien sehr darüber erfreut gewesen und hätten ihn wiederholt unterbrochen und geäußert: „Nein, ein solches Lob verdiene ich doch nicht.“ Dann hätten Allerhöchst dieselben ihn und Bork beauftragt, sofort zur Redaction der „Kieler Zeitung“ zu fahren und sich nach dem Namen und der Wohnung des Verfassers zu erkundigen und dann diesem Sr. Majestät Dank für das hübsche Gedicht zu überbringen. — Und dann erging sich der Herr Geheime Hofrath in Lobeserhebungen über die Dichtung und entschuldigte sich wieder wegen der unpassenden Zeit des Besuches; aber es habe sich nicht anders machen lassen: denn um 8 Uhr wollten Se. Majestät den Gottesdienst in der Nicolaikirche besuchen und vorher müßten Geheimrath Bork und er wieder im Schlosse sein. Und bevor ihm noch der so jäh überraschte und erstaunte Poet ein paar Worte zu seiner eigenen Entschuldigung erwiedern konnte, drückte ihm der gewandte Schauspieler — denn das war des Königs Vorleser ja

früher gewesen — schon wieder die Hand, um sich schleunigst zu empfehlen. Der Dichter, der noch immer recht verstört und übernächtet dreinschaute, begleitete ihn die Gartenpforte hinaus und wurde hier noch dem in der Equipage sitzenden Herrn von Vork vorgestellt. Dann schnellte der Herr Geheimrath in den Wagen und richtete, ehe dieser abfuhr, an Johann Meyer die Frage, ob er noch mehr für die Feier in Kiel gedichtet habe. Der Dichter bejahte, wenn auch etwas zögernd; denn in dem Gedichte „An dat lüttje Pöppen" befand sich bei der ersten Veröffentlichung ein etwas drastischer Vers, der später durch einen anderen ersetzt wurde. Herr Schneider wünschte auch dieses Gedicht zu besitzen; es wurde schnell herbeigeholt und mit der Äußerung: „Das werde ich Sr. Majestät in Berlin vorlesen" dankend entgegen genommen. Dann jagte die Kutsche mit den beiden vornehmen Insassen eiligst davon.

Der an der Pforte stehende Dichter schaute schwerwiegenden Kopfes dem Gefährt nach und rieb sich verwundert die Augen; es war ihm fast so, als wäre alles nur ein Traumbild gewesen, hervorgezaubert durch die Geister, die in der verwichenen Nacht von seinem Innern Besitz genommen hatten.

Ob dem Kaiser von dem gewandten Hofmann auch jenes Gedicht „An dat lüttje Pöppen" vorgelesen worden ist, darüber hat Johann Meyer nichts erfahren. Vielleicht ist es wegen der einen Stelle, die im Ausdrucke etwas weniger derb hätte sein können, nicht geschehen. Übrigens war es eben so gut gemeint wie das andere; ja es wurde ihm sogar von vielen der Preis vor diesem zuerkannt.

An dieser Stelle möge noch bemerkt werden, daß die Zahl der Gedichte, die Johann Meyer zu Ehren des Kaisers und der kaiserlichen Familie, namentlich auch des Prinzen Heinrich, seiner Gemahlin und Kinder, geschaffen hat, erheblich groß ist, so daß aus ihnen allein schon ein ansehnlicher Band, den man als „Hohenzollerngedichte" bezeichnen könnte, gebildet würde. Aber auch die „Gelegenheitsgedichte" anderen Inhalts sind fast ebenso zahlreich. Einige der besten davon sollen in unserem Buche noch abgedruckt werden.

Die nächste große Festlichkeit für die Stadt Kiel und die ganze Provinz war die am 24. October 1876 erfolgte Einweihung

Alma mater.

(Zur Einweihung des neuen Universitätsgebäudes).

Du Olsch' mit Din latinschen Nam,
Wenn ick ock man op Plattdüsch kam
Un in uns' ole Modersprak
Vundag min lütten Glückwunsch mak,
Nehm mi't nich krumm, — Din Hart versteiht't,
Süh, Landeskinner sünd wi beid'.

Ne, wat en Pracht un'n Staat mit Di!
Un wat för'n bunte Püttjerie!
Un wat för'n Sprüch för't Publikum
Dar baben um de Halskrüs' rum!
Un wat för'n Architektenstöhl!
Du keemst wul ut de Jungfernmöhl?!

Wa steihst Du nu so leevlich dar!
Nargns stundst Du beter, dat is wahr!
To beide Sidn de hogen Böm, —
Un vör de Döhr en Hoff mit Blöm, —
Un dat nix feilt, — to linker Hand
De Utsicht na de Waterkant. —

Un dochen weern dar Welk', de wulln,
Dat wi mit Di na achtern schulln
Na'n hortus stinkmorasticus
Bi'n groten slickadorius, — —
Dat Letzte sä ick op Latin,
Op Plattdütsch kann ick't nich so fien.

Weer dat en Platz för so en Dam? —
Gott Loff un Dank, dat't anners kam!
Un dat vundag vun alle Sidn
De Lüd all kemn, Di intowiehn!
Vun Nord un Süd, vun Ost un West,
Hurah! hurah! wa ward't en Fest!

Ja, wat en Fest! — doch feilt dar Een,
Wa geern harrn wi em hier mit sehn!
Ick meen uns' leev Herr Kronprinz Fritz!
Wi harrn uns' dar so lang op spitzt
Un hebbt ja ut sin egen Hand
Den smucken Seidel noch as Pand. — —

Na, wur ock ditmal nix darut,
He makt dat wul mal wedder gut.
En Kronprinz hett nich jümmers Tid,
Wenn wi mal kneipt bi Krischan Wriedt; —
Nu snitt Di Docter Falk de Cour, —
Un Excellenz is ock keen Bur!

Du warrst Din Dank nich schuldig blibn
Un em en Salamander ribn!
Süh, wat en Salamander is,
Dat weet Herr Excellenz gewiß, —
Den Ehr gebührt, — de Ehrngebühr! —
He steiht ja all so lang in't Für! —

Wenn't hier ock brennt un dar ock brennt, —
Dat Für dat is sin Element! —
Un schreegn se Holland gar in Noth,
Wat gelt? — se smort em doch nich dot!
Un wenn se Höll un Deuwel harrn,
Exlenz de ward se doch wat narrn!

Un Du? — — Du brukst Di nich to schamn, —
Weerst du't nich werth, — he weer nich kamn!
So hochverehrt un allbekannt
In Sleswig-Holsteen stammverwandt!
Is Keen as Du, — dat's eenmal wiß,
Wa jung Du wurst, — wa old Du büst!

Du tüggst uns unse Besten grot,
Du nährst de Kraft un hegst den Moth!
Du streost na Allns, wat hehr un echt,
Na Wahrheit, Frieheit Licht un Recht!
Wakeen kunn mehr un Bet'res dohn
För Vaderland un Kaiserthron?!

Wo harr en Junfer, wo en Fru
Ock so vel Herrn an'n Band, as Du?
Süh, Di umswarmt un na Di rennt
De Herr Professer un Student, —
Un Preester, Docter un Afkat
Du hest se ja noch all an'n Draht!

Segg sülbn, weer't sunst so vull in Kiel? —
Nu wull ick man, ol' Vadder Biel
De harr den Dag noch mit belevt,
Wo wi dat nie Kleed Di gevt! —
Ol Vadder Biel liegt in de Ehr, — —
Wa Vel' drapt wul ehr Fründn nich mehr!

De Stundn de lopt, — de Klock de sleiht, —
Dar geiht Een rum un meiht un meiht, —
Un wat dar riep, — dat snitt he af, —
Un hier en Graff un dar en Graff, —
Ja, wat dar riep, — wakeen kann't seggn? —
Wat slapen schall, dat mutt sick leggn.

Na, mak man nich son sur Gesich,
Di trurig maken wull ick nich, —
Dar keem ick halvwegs meist in't Tweern,
Un will Di doch man gratuleern,
Vel Glück un Heil! — her mit de Hand!
To'n Segen för uns' Vaderland!

Alma mater.

(Zur Einweihung des neuen Universitätsgebäudes).

O, daß die Blumen schon vergangen,
Nun Du erblüht in neuem Glanz!
Dir sollten heut' zu Füßen prangen
Ringsum gebettet Kranz an Kranz!
Wie schön Du bist! — und dieser Hülle
Kommt Unermess'nes noch hinzu! —
Verklärt Dich erst des Geistes Fülle,
Des herrlichen, — wie schön bist Du!

Sieh', was dem Auge giebt das Leben,
Ist doch allein des Geistes Kraft!
Und was die Menschheit mag erstreben,
Verdankt sie nur der Wissenschaft!
Uns leuchtet zu dem Stein der Weisen
Hier keiner andern Sonne Strahl!
Sie müssen auch die Künstler preisen
Im Ringen nach dem Ideal!

Hienieden Kampf! — Du, stark zum Streiten,
Hoch halt' den Schild und hoch das Schwert!
O, zeige Dich zu allen Zeiten
Der Macht, die Dir verliehen, werth!
Hinaus, hinaus aus Finsternissen
Und in den Staub mit allem Gleis!
Kein wirklich Leben ohne Wissen
Und ohne Kampf kein Siegespreis!

Und denkst Du heut' der ernsten Jahre,
Der vielen, die Du mit erlebt,
Dem Volk voran! — Das ist das Wahre,
Wonach Du immerdar gestrebt!
Als edles Zweiglein einst gepriesen,
Da Du für uns erstanden bist,
Längst hast Du Dich als das erwiesen,
Was doch am Baum das Schönste ist!

Und heute zu der neuen Weihe,
Wer hätte nicht ein Segenswort?!
O, grüne, blühe und gedeihe
Zum Heil des Landes fort und fort!
Dem Kaiser und dem deutschen Reiche
Sei Du mit stolzer Freudigkeit
Von Schleswig-Holsteins Doppeleiche
Die Krone! sei es allezeit!

An dat ole Hus.

(Zum Abschied von dem alten Universitätsgebäude).

So lev denn wohl, Du ole Kath!
Mit Di makt nu keen Mensch mehr Staat!
Wat schüllt wi mit den olen Krempel?
Wie hebbt ja nu den nien Tempel.

Dat is ja eenmal so in'n Lebn:
De Oln ward von de Jungn verdrebn,
Un vun de nie'n de olen Saken,
Dar lett sick nix bi dohn un maken.

Se jung un schön, — Du old und stief, —
Se 'n lütte Deern, — Du 'n oles Wiev, —
Se drall, — un Du mit slappe Titten, —
Wi gaht mit ehr — un lat Di sitten.

Un dochen, meen ick, weer dat schad,
Kreegst Du nich ock so'n lütt' Kantat',
So ähnlich, as Din smucke Süster,
Du arme, ole Aschenpüster!

Se kiekt doch man eerst in de Welt, —
Du büst all een, de Hunnert tellt,
Un wenn ock sunst keen Gründn nich weeren,
Di mutt man all wegn 't Öller ehren.

Süh, wat hest Du nich Allns belevt,
Wenn Din Gedanken rüggwarts swevt,
In so en Tid vun hunnert Jahren
Wat muß sik dar nich Allens klaren!

Sunst gung dat man in'n Schritt un Drav,
Nu geih't per Damp un Telegraph, —
Sunst harrn dat Regiment de Papen, —
Un nu regeert de Wetenschapen! —

Ja, nix as Wunner sünd passeert,
De Tid, de hett de Welt umkehrt,
Un dat wi mit to Dütschland kamen,
Du hest dar redlich Deel an nahmen!

En wahren Segen för dat Land
Keem alltid ut Din Moderhand,
Man markt un spört em allerwegen,
Dat is de alma mater-Segen!

Wa Vel' hest Du nich nährt un tagn,
Uns bitostahn in alle Lagn,
An Preesters, Dokters un Affkaten
Un hochgelehrte Magistraten!?

Full Een un anner ock mal dör',
Du harrst keen Schuld, — kunnst Du daför? —
Ick schull doch meen: en slecht Examen
Dat kann ja man vun 't Bummeln kamen!

Wa Vel' hest Du nich mores lehrt,
Dat se de leges still studeert
Dar baben achter 't schwedsche Isen!? — — —
So'n Moderleevd, de mutt man priesen!

Du dehst din Plicht, — as Een, so tru!
Sülbn affett, günnst Di noch keen Ruh
Un lettst Di ton Museum maken
För ole Pütt un Isensaken. —

Förwahr! verdeent dar Een en Leed,
Du büst't — un kost dat ock min Sweet,
Ick kunn Di dat nich schuldig blieben
Un muß Di een to'n Affscheed schrieben!

Un wur dat ock en beten lank,
Un leep ock Allerlei darmank,
Nehm't fründlich an, so as ick't snatert
Un di dat to de Fier kantatert!

Ad hospitem.

(Ein Katerlied nach der Feier).
(1876, Oktober 24 u. 25).

Nun, wie geht's Dir? — gleich nach verrauschtem Feste,
Sei's erlaubt mir, theuerster aller Gäste,
Eh' des Abschied's schmerzliche Stund' geschlagen,
So Dich zu fragen.

Wie mir scheint nicht optime, — grauer Asche
Gleicht Dein Antlitz, — nahe der Wasserflasche
Hockst Du wortkarg, — Liebster, um Gottes willen
Meide die Grillen!

Quält Dich Heimweh? — weilst Du bei Muttern ferne
In Gedanken? — ihr, die nicht allzu gerne
Ließ nach Kiel Dich zieh'n, einst den Flotten, Losen
Und Burschikosen? —

Ist's die Sehnsucht nach den geliebten Kleinen,
Welche drückt Dich? — Keiner verläßt die Seinen
Ohne Furcht, sie könnt', bis er kehrt, derweilen
Schlimmes ereilen.

Oder sinnst Du, welcherlei Angedenken
Du Jedwedem möchtest von ihnen schenken,
Wenn Du heimkehrst und den Papa mit Küssen
Alle begrüßen?

Schwerlich! schwerlich! — wärest nicht so verdrossen
Und griesgrämlich, freundlichem Wort verschlossen!
Ha, ich hab's! o, trotz ihm und halt Dich strammer!
Das ist der Jammer!

Er, der Menschheit schrecklichster Attentater!
Nach der Kneipnacht leise beschleicht der Kater
Die gerieben klappernden Salamander
All miteinander.

O, des Jammers! — aber Du sei gerüstet
Zu bekämpfen, welchen nach Dir gelüstet,
Rücke muthig nun mit probatem Mittel
Ihm auf den Kittel!

Ist Dir übel, schlürfe, Gambrin zum Hohne,
Doppelt stark das schwärzliche Naß der Bohne,
Oder spürst Du fröstelndes Gliederzittern,
Thee trink', den bittern!

Grimmt's im Bauch Dir, und, mit Respekt zu sagen,
Knurrt und murrt es, — Etliches biet' dem Magen,
Frommt ihm nicht mehr saftigen Beefsteak's Nahrung,
Frommt noch der Harung!

Thut's auch der nicht, sei des Versuch's beflissen,
Ihm zum Trotz, eh' ganz er Dich hingerissen,
Nimm' 'was andres, — spieß' auf die blanke Furke
Salzige Gurke!

Hilft auch die nicht, — fort mit dem grünen Knollen!
Mehr der Mittel giebt es, — dem Jammervollen
Gar nicht selten halfen mit einem Male
Saure Aale.

Auf die Aale, daß sie das Schwänzchen rühren,
Etwas Feuchtes! — Laß Dich zum Schnaps verführen!
Und so nahen endlich die drei famosen
Spirituosen:

Hilft kein Lütjenburger Dir mehr, Duckmäuser;
Thut's vielleicht rechtzeitig noch ein Nordhäuser,
Macht vielleicht ein doppelter Bommerlunder
Wieder Dich munter.

Prosit, Bruder! — Was Du um ihretwillen
Nun erleidest, sollt' sie es Dir nicht stillen?
O, Du, hilf ihm! — hilf ihm, o, alma mater,
Sanft durch den Kater!

Diese Gedichte fanden vielen Beifall, namentlich das letztere, das ja auch ein wahres Cabinetstück von köstlichem, übersprudelndem Humor und feinsinniger Naivetät ist. Ein jeder wollte es besitzen und mit nach Hause bringen, und die Nachfrage darnach bei der Expedition der Zeitung, die es gebracht hatte, war so groß, daß kurz nach der Veröffentlichung alle Nummern vergriffen waren. „Ad hospitem" ging in andere Blätter über, und später erhielten es alle Festtheilnehmer in der von Dr. Friedr. Volbehr geschriebenen Broschüre: „Die Einweihungsfeier des neuen Universitätsgebäudes in Kiel." Auch in Bezug auf die Form dürfte das Poem ein Unicum sein. Bietet die Sapphische Strophe an sich schon dem Dichter viele Schwierigkeiten: mit Reim wie hier, ist ihre Handhabung noch einmal so schwer; unser Dichter scheint sich aus purem Uebermuth daran gewagt zu haben, und die Ueberwindung aller Schwierigkeiten dabei muß ihm eine Spielerei gewesen sein: so leicht und flott fließen die Verse dahin. Für andere seiner Gelegenheitsgedichte, die wir auch in unserem Buche in einigen Proben wiedersehen werden, wählte er die alcäische Strophe, und auch dieser gab er den Reim. Es mag das ein poetisch-technisches Experiment der schwierigsten Art sein; aber auch hiermit wurde unser Verskünstler — dies Wort im besten Sinne des Wortes gebraucht — leicht fertig.

In der erwähnten Schrift des Dr. Volbehr finden wir auch Johann Meyer's lateinisches Gedicht. Der Name des Verfassers steht nicht darunter, wie unter keinem der anderen seiner Lieder zur Verherrlichung dieser Universitätsfeier; es ist vielmehr von dem bekannten Besitzer einer von Studenten und auch von unserem Dichter oft besuchten Wirthschaft in der Schumacherstraße unterzeichnet. Dr. Volbehr sagt bei der Wiedergabe, daß es ihm nicht gelungen sei, den Verfasser zu ermitteln; lebte der alte Freund noch, er würde sich nicht wenig wundern, wenn ich ihm hier erzählte, daß das Gedicht von seinem amicissimus Johann Meyer herrührt. Dessen neulateinische Muse sang also:

Ad capita muscosa et omnes festi socios.

Salvete, viri omnis facultatis,
Qui huc venistis ad jubilaeum,
Et a mea domo notiam sumatis,
Ubi gastronomicae artis museum
Est vinum in optimis sortibus
Pro doctae reipublicae cohortibus,
Cerevisia Kiliensis
Et, si mavultis, Erlangensis,
Utraque in copiis immensis!
Hummeros offero et caviaria,
Austros, pulcherrima exemplaria,
Beefstickii copiam excellentis
Cum et sine impedimentis
Et anseres bene paratas
Et anates delicatas,
Sprottos optimos subter solem,
Caseorum totam molem,
Wurstulas quoque Viennenses
Leberas etiam Strassburgienses
Cetera denique, quae delectant
Eos, qui quid boni amant
Audite, favete, docti, sodales,
Edite, bibite, collegiales!

Fr. Heuer jun., Gastronomicus,
edendi et bibendi artis utriusque Doctor,
via sutorum No. III.

Bei Gelegenheit dieser Einweihungsfeierlichkeit wurden auch einige Ehrendoktoren creirt, aber merkwürdigerweise kein schleswig-holsteinischer Dichter, und doch gab es darunter einen Theodor Storm, einen Wilhelm Jensen, einen Heinrich Zeise, einen Klaus Groth und einen Johann Meyer. Die Herren Gelehrten der Kieler alma mater schienen die Söhne Apolls nicht „auf Rechnung" zu haben. Ob ihr poetisches Empfinden durch die bittere Pille, die ihnen Wilhelm Jensen in der „Gegenwart" zu schlucken gab, eine kräftigere Belebung erfahren hat? — Unser Dichter ließ sich seinen Humor nicht schmälern und seine gute Laune nicht verkümmern; im Gegentheil von Jahr zu Jahr wuchs seine Freude am Schaffen und Gestalten.

Von der großen Menge plattdeutscher und hochdeutscher Gedichte, die um jene Zeit oder etwas später entstanden sind, erwähne ich nur: „Unsen olen Herrn to sin' Geburtsdag", „An dat hoge Paar", „Dem Könige und der Königin von Schweden bei ihrer Durchreise durch Kiel", „Hans Christian Andersen", ein Gedicht auf dessen Tod, „An unsen Werthschapsfreund", ein Gedicht zur silbernen Hochzeit Dr. Ludwig Meyn's, „Einer fern Entschlafenen", auf den Tod der Baronin von Scheel-Plessen, „Als Herwegh gestorben war", „An Mirza Schaffy", zur Anwesenheit Friedrich Bodenstedt's in Kiel, „An Heinrich Zeise", zu dessen silbernen Hochzeit, „An Ann-Marik Schulten", die Dichterin Alwine Wuthenow in Greifswald, „Ton Willkam", zur Anwesenheit Ihrer Königlichen Hoheiten des Kronprinzen und der Kronprinzessin in Kiel, „To'n Geburtsdag", dem Fürsten Bismarck gewidmet, „An de Herrn Persepters", zur 12. allgemeinen schleswig-holsteinischen Lehrerversammlung in Kiel, „To't Musikfest", zum Provinzialmusikfest in Kiel, „Unserm theuren Todten", Professor Bartels an seinem Beerdigungstage, „Dr. „Ludwig Meyn", am Tage seiner Beerdigung, und „Anna Schröder". Von all diesen Dichtungen möge diejenige eine Stelle hier finden, die Johann Meyer auf den Tod des beliebten Wirthschaftsfreundes in den „Itzehoer Nachrichten" veröffentlichte.

Dr. Ludwig Meyn.

(Am Tage seiner Beerdigung).

Heut' soll ich singen, wo ich möchte klagen
Mit finst'rem Groll, warum uns das beschcert?!
Wie der, den heut' wir still von dannen tragen,
Ward kaum ein andrer je geschätzt, verehrt!

In diesem Manne hat ein Herz geschlagen,
Das eines ganzen Landes Liebe werth!
So Theuren mehr hat Schleswig-Holstein keinen!
Der Zweite fehlt, — wir hatten nur den Einen!

Den Einen! – Oder wäre das vermessen
Zu sagen? — doch! ich sag' es ungescheut!
Wer hätte nicht von seinem Brot gegessen
Der Wissenschaft und sich daran gefreut?!
Wer hätte nicht zu Füßen ihm gesessen,
Wenn er der Weisheit Samenkorn gestreut?!
Wir können's nicht, — Gott wird es ihm vergelten!
So liebe, treue Lehrer giebt es selten!

Und selten einen Mann wohl, der den Schaaren
Der Wahrheitskämpfer bot so treue Hand!
Wie mancher Gleißner mußte das erfahren,
Wenn er im Strauß ihm kühn das Schwert entwand!
Das haben wir gesehn in all den Jahren,
Wo für die Wahrheit er auf Posten stand'
Ein Ritter war er ohne Furcht und Tadel!
Und ganz ein Mann vom höchsten Seelenadel!

Und ganz ein Kind vor Gott in allen Stücken!
Wo immer er durchforschte die Natur,
Es zeigten ihre Räthsel seinen Blicken
In jedem Halme des Allmächt'gen Spur!
Und Seinen Namen hat er mit Entzücken
Gepriesen, wo er's konnte, immer nur,
Und hat, wie seine Liebe das bezeuget,
In Demuth stets die Knie vor ihm gebeuget.

Und sei auch das gepriesen hier, er konnte
Nicht mehr sich freuen als am Ideal!
Wenn sich sein Herz im Glanz der Schönheit sonnte,
Wie flammte seines treuen Auges Strahl!
Sie war der Blumengarten ihm, der bunte,
In welchem sich verlor unzähl'ge Mal
Sein edles Herz, wenn von der Arbeit müde
Die Kunst es labte und ihr süßer Friede!

Und nun dahin?! — Ich kann es noch nicht fassen,
Was Tausende so schwer das Herz bedrückt!
Und doch, — was lieb man hat, man muß es lassen,
Wie hoch uns sein Besitzthum auch entzückt!
Den schönsten Kranz nun Deinem Haupt, dem blassen,
Der je für einen Todten ward gepflückt! —
Dein Staub mag ruh'n im Schatten der Cypressen,
Was Du uns warst, das bleibt uns unvergessen! -- —

Eine hübsche Episode in dem Leben unseres Dichters fällt in das Jahr 1877. Sie betrifft in der Hauptsache den sehr productiven und in den beiden Idiomen des Hoch- und Plattdeutschen gleich schaffensfrohen schleswig-holsteinischen Volksdichter Franz Bockel. Damals, wo das in Frage stehende Ereigniß spielte, war er schon ein alter Mann, da er 1798 geboren wurde. Lange vor Sophie Detlef's Zeiten erfreute sich Bockel, besonders wegen seiner durchgehends sehr humoristischen Gelegenheitsgedichte, einer nicht geringen Werthschätzung im großen Publicum. Er hatte ein bewegtes Leben hinter sich, war aber stets ein braver und rechtschaffener Mann geblieben. Der Vater war Schiffsschmied in Klostersande bei Elmshorn, und diesen Beruf hatte sich auch der Sohn gewählt. Als wandernder Handwerksbursche war er weit umhergekommen und einmal sogar von Berlin bis nach St. Petersburg gewandert; von dort wurde er in seinem Wanderbuche als „Vagabund," wie die lex dura besagt, nach der Heimath zurückvisirt. Dann arbeitete er zwölf Jahre als Schmiedemeister und war dann in fröhlichem Wechsel bald Tabackfabricant, bald Seifensieder, bald Gastwirth, bald Buchhändler, bald Schriftsteller. Als solcher hatte er auch schon einmal ein Unterhaltungsblatt herausgegeben. Im Laufe seiner publicistischen Thätigkeit wurde er fleißiger Mitarbeiter des „Itzehoer Wochenblattes" sowie anderer Tagesblätter. Auch selbstständige Werke gab er heraus, so „das Lied vom Schiffe," eine nicht üble Nachahmung des Schiller'schen Liedes von der Glocke, „Der Mensch," ein philosophisch-didaktisches Gedicht, „Der Schornsteinfeger", ein Charakterbild aus dem Leben, „Das Mißverständniß," eine historisch-romantische Novelle, „Instippen," eine plattdeutsche Erzählung, und verschiedene Sammlungen von Gedichten, darunter auch eine, die für die Schule bestimmt war. Durch Verwendung des Grafen Conrad zu Rantzau-Breitenburg verlieh ihm der König Christian VIII. für das Lied vom Schiffe die Krönungsmedaille. Es hatte aber dem Poeten trotz allen Fleißes und aller Mühe — war er doch ausschließlich Autodidakt — nicht glücken wollen, auf einen grünen Zweig zu kommen, und so mußte er sich zuletzt, von der bittersten Noth dazu gedrängt, in den Schutz und die Obhut einer Armenverwaltung begeben; als 80 jähriger Greis fand er Obhut in dem Armenhause zu Nortorf.

Als die Kunde hiervon durch die Blätter ging und so auch

Johann Meyer zu Ohren kam, faßte er den Entschluß, alles Mögliche zu versuchen, damit dem armen alten Dichter Hülfe werde. Und wie er dies zu Stande brachte und was dann weiter geschah, das hat uns sein Freund, der Dichter Wilhelm Röseler, der damals in Neumünster wohnte und das alles mit erlebte, in fesselnder Weise im „Holsteinischen Courier" und im „Berliner Fremdenblatt" erzählt. Es sei ihm dies im Nachfolgenden auszugsweise und fast überall mit seinen eigenen Worten nacherzählt.

Bockel aus dem Armenhause zu entfernen, war menschlich, war selbstverständlich. Der Dichter Johann Meyer unterzog sich dieser Aufgabe mit dem besten Erfolge. Ohne Vorwissen Bockel's und seiner Angehörigen und Verwandten setzte er ein Gesuch für ihn auf, das nur von einflußreichen Persönlichkeiten in Schleswig-Holstein unterzeichnet wurde. Dieses Gesuch gelangte an die Schillerstiftung in Dresden, und die beigelegten Dichtungen des greisen Mannes fanden Gnade vor den Augen des Vorstandes dieser segenspendenden Stiftung. Bockel wurde die erbetene Unterstützung bewilligt. Voll aufrichtiger Freude über diese frohe Botschaft eilte nun Johann Meyer mit dem nächsten Bahnzuge zu Röseler; und in Begleitung zweier Bekannten, begaben sich die beiden Herren an einem Juli-Vormittage des Jahres 1877 nach Nortorf.

Hier verlebten sie einen Tag, der ihnen unvergeßlich geblieben ist.

Nachdem sie sich bei einem Verwandten des Dichters, dem Bahnhofsvorsteher Bockel, und dem Kirchspielvorsteher Bielenberg gemeldet und beide in ihr Vertrauen gezogen hatten, gingen sie nach dem Armenhause. Dieses, eines der stattlichsten Gebäude Nortorfs, lag für sich am nördlichen Ende des Ortes an der Eisenbahn. Es gewährte einen günstigen, äußerlich und innerlich durchaus nicht demüthigenden Eindruck und erinnerte in seiner ganzen Einrichtung an die frommen Stiftungen der größeren Städte. Die Zimmer waren luftig und sauber, die Behandlung der Insassen war mild und die Hausordnung angemessen. Und dennoch, dennoch! — —

Herr Bockel stände gleich zu Diensten, wurde dem Besuch gesagt. — Dieser durchwanderte noch die oberen Räume des Hauses, besichtigte das Zimmer der Druckerei, in dem die orthodoxe „Neue Zeitung" herauskam, und ging dann wieder nach unten. Bald

öffnete sich eine Thür — und Bockel trat ein, eine lange, schmächtige, ausgedörrte Gestalt, gebückt und belastet von der Fülle der Jahre, das Haar lang und linnenweiß und idealistisch über die durchfurchte hohe Stirn zurückgestrichen. Seine Züge waren scharf und eckig. Das große, blaue, nun triefende Auge mag einst scharf auf die Welt und ihr Treiben geblickt haben; etwas Außergewöhnliches sprach aus ihm, und der Psychologe von Fach würde sich in ihm nicht getäuscht haben. Trotzdem war die unscheinbare, niedergebeugte Gestalt noch in voller Rüstigkeit und der nun einmal selbst bei hohem Alter nicht umzubringende Geist noch frisch und lebendig; auch der Humor, den Bockel so oft, namentlich in seinen plattdeutschen Versen documentirte, war noch nicht verschwunden — volles, rasch pulsirendes Leben in einer Ruine! —

Bockel freute sich sichtlich über den Besuch, der ihn vollkommen überraschte. Die Herren luden ihn ein, mit ihnen zu Mittag zu speisen; und obgleich er nicht gern von seinen Gewohnheiten abging und ihm die Eigenarten des Greisenalters nicht erspart geblieben waren, sagte er doch zu. Man begab sich langsamen Schrittes in das Hotel.

Bockel war natürlich der Mittelpunkt der Unterhaltung; er gedachte früherer Tage, der Jugendzeit, seines Ringens und Kämpfens ums Dasein, trüber Stunden und heiterer Episoden, die er mit vieler Resignation zum Besten gab, mit der Ruhe eines Mannes, der nicht viel mehr erleben kann als den Abschied von dieser Welt. Diese Rückerinnerungen setzten sich auch über Tisch fort; hier erzählte er von seiner Fußreise nach St. Petersburg, daß er ein ganzes Jahr über die Formvollendung der Verse nachgegrübelt und durch eifriges Studium von Klopstock's Messias seine Kenntnisse in der deutschen Sprache bereichert habe. Andrerseits wurden die Lücken seines Gedächtnisses nach Tisch durch Wiederauffrischung seiner humoristischen Zeitungspolemik mit der nun vergessenen Dichterin Henriette Freese ausgefüllt. Die Schilderung dieses Kampfes des Realisten Bockel mit dem hyperidealistischen Blaustrumpf ließ der Heiterkeit die Zügel schießen, und der alte Dichter und die jungen Genossen lachten aus vollem Halse.

Auf einem Gang durch den Hotelgarten wurde Bockel noch redseliger, da berichtete er von seinen naturwissenschaftlichen Studien, die er mit Vorliebe getrieben hatte; eine jede Pflanze seiner Heimath

kannte er und ihre Stellung im Linné'schen System. „Da traf ich einst", so erzählte er, „auf einem Feldwege einen bebrillten Herrn, einen mir unbekannten homo doctus; der schloß sich mir an, und wir plauderten über dies und das. Er wäre ein Pharmaceut, sagte er; ich freute mich darüber und schlug bald darauf, um ihn auf die Probe zu stellen, mit meinem Spazierstock eine Pflanze ab. Was ist das für eine Pflanze? — Die kannte er nicht. Nun, dann sind Sie auch kein Apotheker; das ist ja das „Tausendgüldenkraut".

Unter freiem Himmel wurde der Kaffee eingenommen; die Unterhaltung aber wurde nun einsilbiger. Jeder der besuchenden Herren hatte das Gefühl, den Schleier von dem Geheimniß, das bleischwer auf ihnen lastete, zurückzuheben. Wiederholte Anfragen, ob denn der Greis nicht einmal diesen Ort zu verlassen gedenke, wurde mit Kopfschütteln abgelehnt. Inzwischen trat Regen ein, und man war genöthigt, in den anliegenden Pavillon zu flüchten. Hier Fortsetzung der langsam fortschreitenden Einleitung und Wiederholung der Anfragen. Es müsse doch für ihn ein niederdrückendes Gefühl sein, täglich in den Räumen dieses Hauses zu leben; ob er sich denn nicht hinaussehne in die Freiheit?

„Nein!" —

Das klang scharf, fast schneidend.

Man drang fester in ihn; er dürfe hier nicht länger bleiben; der Aufenthalt in diesem Asyl sei für ihn entwürdigend; es würden sich vielleicht noch Freunde finden, heute oder morgen oder später, die ihm dringend eine Veränderung zu seinen Gunsten wünschten und sich für ihn verwendeten.

Bockel erwiederte: „Lassen Sie mich hier bleiben, hier will ich sterben". —

Es entstand eine Pause. Dann bewies er uns, er genieße daselbst eine zuvorkommende Behandlung und habe so viel freie Zeit, Kindern Unterricht in der deutschen Sprache geben und dichten zu können, mehr verlange er nicht.

Aber wenn nun auswärtige Freunde seiner Muse, in Dresden und Berlin, ihn aus seiner eingekerkerten, trübseligen Freiheit fortwünschten, ihn daraus erlösen wollten, für ihn schon eine bestimmte Unterstützungssumme in petto hätten, — ob er dann bei seinem Eigensinn beharren und eben diese guten und wahren Freunde durch schroffes Abweisen kränken wolle, wurde weiter gefragt.

„Freunde!“ sagte er mit ungläubigem Lächeln. Vielleicht wollte er hinzufügen: es giebt keine; aber ahnungsvoll schien etwas in ihm aufzudämmern, über seine bleichen, abgehärmten Züge flog ein Lächeln, er blickte wie verklärt. —

Der Augenblick war gekommen.

Johann Meyer entfaltete das Schreiben aus Dresden und bat den Dichter, genau zuzuhören, er würde es ihm vorlesen. Die Blicke der anderen waren auf Bockel gerichtet. Wind und Regen legten sich, die Vögel hörten auf zu singen, die ganze Welt hielt den Odem an und schien den Worten zu lauschen:

Dresden, den 8. Juli 1877.

Ihrem Wunsche gemäß haben wir Ihr Gesuch für den Dichter Franz Bockel vom 7. Mai zur Kenntniß und Prüfung des Verwaltungsrathes der deutschen Schillerstiftung gebracht und sind heute in der Lage, Ihnen Folgendes zu eröffnen. Mit Rücksicht auf das hohe Alter und die drückende Armuth des Empfohlenen ist der Verwaltungsrath nicht abgeneigt, auch diesem Unglücklichen die Segnungen der Stiftung angedeihen zu lassen. Leider erlaubt es die finanzielle Lage der letzteren nicht, Ihren Wünschen in vollem Umfange zu entsprechen. Die Verwilligung des Verwaltungsrathes erstreckt sich nur auf die Gewährung von 300 Mark jährlich für die Zeitdauer von 3 Jahren (1. Juli 1877 bis 30 Juni 1880).

Indem wir es nun zu unserm Leidwesen den Freunden und Landsleuten Franz Bockel's überlassen müssen, das Fehlende der gewünschten Summe für ihren Dichter selbst aufzubringen, möchten wir bei dieser Gelegenheit zugleich der Erwägung der Herren, welche jenes Gesuch unterzeichnet haben, anheim geben, ob sich nicht die Begründung einer Zweigschillerstiftung in Kiel ins Werk setzen ließe. Ist doch die Zeit noch in frischem Andenken, wo Ihr schönes Land so manchem Dichter ein gastliches Daheim bot, und fehlt in Schleswig-Holstein doch auch gewiß noch immer nicht ein lebendiges Interesse für die Segnungen der Poesie. Sollte diese unsere Anregung nicht auf einen unfruchtbaren Boden fallen, so sind wir gerne bereit, in weitere Correspondenz mit Ihnen zu treten.

Beiliegende Quittung, welche von Herrn Franz Bockel selbst

zu vollziehen ist, ermächtigt ihn, die erste halbjährige Rate der bewilligten Jahrespension sofort zu erheben.

Mit vorzüglicher Hochachtung zeichnet
Der Vorort der deutschen Schillerstiftung.
Ober-Appellationsgerichtsrath Klemm.
Zugleich im Auftrage des Vorsitzenden
Duboc. — —

Es war heraus, es war gelesen, das Geheimniß offenbart. Da sank der Dichter leicht zurück und war wie sprachlos. Niemand vermochte ein Wort zu sagen; und nun weinte der alte, ruhig-heitere Mann, weinte heiße Thränen, die ihr Rinnsal fanden in den Furchen des alten guten Gesichtes. Er hörte nicht auf zu schluchzen, alle waren erschüttert.

Dann standen sie auf, entblößten das Haupt und wünschten ihm Glück.

Und er war so selig.

Es hätte sich kein Kind mehr freuen können über seine Weihnachtspuppe und keine junge Dame mehr über ein neues Kleid.

„Auf meine alten Tage, auf meine alten Tage noch eine solche schöne Stunde! Wer hätte das gedacht! O, nun 'kann ich ruhig sterben!" So flüsterte er leise vor sich hin. Die frohe Kunde war wie ein milder, erwärmender Frühlingssonnenstrahl in sein einsames, kummervolles Leben hineingefallen, Dank jener segensreichen Stiftung, die den Namen von Bockel's Lieblingsdichter führt. Gerade die ihm zugewiesene Summe hatte er sich oft gewünscht, seit langer Zeit; nun war dieser Wunsch in Erfüllung gegangen und sein Herz hatte einen Feiertag. Mit bebender Hand und in freudiger Erregung unterschrieb Franz Bockel die Quittung.

Das Bewußtsein, nicht mehr gethan zu haben, als einfache Menschenpflicht gebieterisch gefordert, hielt Johann Meyer, Röseler und die anderen Herren beim Abschied von dem alten Manne, der nun einer besseren Zeit, wenn auch recht spät, entgegensah, rege. So schieden sie von einem, der von der Welt verlassen und in den Winkel gestoßen war und den sie selbst für seinen Lebensabend wieder emporgehoben hatten, als die Noth am größten war — —

Soweit die Mittheilungen Röseler's.

Aus dem Armenhause zu Nortorf ist aber der greise Dichter trotzdem nicht gekommen; es war sein Wunsch und Wille, auch ferner dort zu verbleiben: nunmehr könne er ja auch hier für Bezahlung ein kleines trautes Stübchen bekommen und gegen entsprechendes Kostgeld eine bessere Beköstigung erhalten; dann seien der Ökonom und dessen Familie stets sehr freundlich und wohlwollend gegen ihn gewesen, so daß er die Ueberzeugung gewonnen habe, nirgendwo in der Welt werde er so gute Behandlung und Pflege finden wie gerade hier, und das gewähre ihm eine große Beruhigung, denn wie leicht könne einem so alten Manne etwas zustoßen. Mitbestimmend für diesen Entschluß wird wohl auch noch die Thatsache gewesen sein, daß er schwerlich anderswo in Nortorf eine Wohnung gefunden hätte, so frei und schön belegen wie gerade im Armenhause. Aus seiner kleinen Stube im ersten Stock mit schneeweißer Bretterdiele und schneeweiß getünchten Wänden übersah er weithin die üppigen Wiesen und Kornfelder; und ein grüner Wald mit sich daran lehnendem großem Dorfe waren seine gern gesehenen Nachbarn.

So verblieb also Franz Bockel im Armenhause; er aß mit dem Oekonomen und dessen Familie an demselben Tisch, hatte seine volle Freiheit, seine liebe kleine Stube, eine aufmerksame Aufwartung und sein bestimmtes Taschengeld, so daß er nun so recht nach seinem Geschmack und seinem Wohlgefallen leben und arbeiten konnte und sich außerordentlich glücklich und zufrieden fühlte.

Aber dieses Glück sollte nur von kurzem Bestande sein. Noch ehe es nöthig wurde, bei der Schillerstiftung um eine Verlängerung der Pension anzuhalten, zeigten sich bei Franz Bockel Spuren von Geistesstörung. Sie nahm rasch zu und artete bald in Wahnsinn aus. Er glaubte, daß man ihn verfolge und die Absicht habe ihn zu vergiften. Einer derartigen geistigen Erschütterung war sein altersschwacher Körper nicht mehr gewachsen; und so ging es denn rasch mit dem Armen zu Ende, Bockel starb im Mai 1879 in einem Alter von 81 Jahren.

Ein anderes Ereigniß, wozu auch ein Dichter die Veranlassung war, bereitete Johann Meyer in dem darauf folgenden Jahre eine große Freude. Diesmal war es — Emanuel Geibel, der weitaus bedeutendste seiner zeitgenössischen Brüder in Apoll. Er hatte sich schon damals — 65 Jahre alt — in der

von ihm so sehr geliebten Vaterstadt Lübeck dauernd niedergelassen und war nach Kiel gekommen, um hier gegen ein schweres Leiden, das ihn schon Jahre lang quälte, Hülfe zu suchen. Geibel wohnte in Kiel bei seinem Freunde und ehemaligen Schulgenossen aus der Lübecker Gymnasialzeit, Professor Litzmann, und machte von hieraus seine Spaziergänge in die Stadt und deren Umgebung.

Johann Meyer hat stets eine große Schwärmerei für den berühmten Dichter aus der alten Hansastadt gehabt und mir noch vor kurzem gestanden, daß er ihn für den größten aller deutschen Lyriker — Goethe nicht ausgenommen — halte. Schon seit vielen Jahren gehören zu der Lieblingslectüre unseres Freundes die Werke Geibels; immer wieder nimmt er sie zur Hand, um sich ihrer Schönheiten zu erfreuen. Auch ein Einfluß von dieser Seite auf seine eigenen dichterischen Schöpfungen ist nicht zu verkennen.

Kaum hatte nun Johann Meyer aus den Zeitungen erfahren, daß sein Lieblingsdichter nach Kiel gekommen sei, als auch schon das nachfolgende Gedicht entstand und im „Kieler Tageblatt" zur Veröffentlichung gelangte:

An Emanuel Geibel.

Bei seiner Anwesenheit in Kiel.
(Im März 1880).

Du hier? — doch müde, krank und matt,
Wen sollte das nicht herzlich dauern?!
Wie gern säh' uns're Musenstadt
Genesen Dich in ihren Mauern!

Der Sänger viel' im deutschen Reich
Erfreuen uns mit ihren Weisen,
Doch wer von allen wär' Dir gleich
Als Liederdichter wohl zu preisen?!

Zwar nennet Dich, wir wissen's lang,
Ein pöbelhaftes Neidgelichter
Ob Deiner Harfe süßem Klang
Mit frechem Spott den Backfischdichter. —

Beneidenswerth um diesen Fisch,
Womit Dich Mißgunst möchte kränken!
Denn wie die Jugend, ewig frisch,
Bleibt ihres Lieblings Angedenken!

Wie groß, wie edel und wie rein,
Wie schön und wahr und fromm und bieder
Muß eine Dichterseele sein,
Die spenden konnte solche Lieder!

Ich hab' gefragt mich manch einmal,
Wenn ich gefreut mich Deiner eben:
Weil seine Welt das Ideal,
Was kann ihm uns're Welt noch geben?

Muß einer Zeit, wo alles jagt
Dem Ird'schen nach, sein Herz nicht grollen?
Und stets hab' ich mir dann gesagt:
Er hätte früher leben sollen.

Ich mein', zu Weimars schönster Zeit
Hätt' wohl gepaßt der Stern im Norden, —
Und welch' ein Freund in Lust und Leid
Wärst unser'm Schiller Du geworden!

Sieh, so entzückt bin ich von Dir
Und freu' mich, Dir es kund zu geben,
Weil Du von allen Dichtern mir
Der liebste bist, die jetzt noch leben!

Ein paar Tage waren vergangen, und es kam ein Sonn
Und am Nachmittage, wie es Sonntags oft geschah, wollten Joh
Meyer und Frau und Kinder einen kleinen Spaziergang mac
Gattin und Töchter waren schon „fertig"; sie standen auf
Hausflur und warteten auf den Gatten und Vater, der noch
in seinem Zimmer beschäftigt war. Da kam ein ältlicher, et
corpulenter Herr von mittlerer Größe, mit ziemlich stark ergrau
langsträhnigem, etwas gelocktem Haar und einem starken Ba
la Henri quatre durch die Pforte. „Das ist Geibel!" ri
Mutter und Kinder, die ihn zufällig gewahrten, wie aus ei
Munde; und „Geibel kommt!" ging der Ruf nach oben, nach
Zimmer unseres Dichters hin.

Dann war Geibel auch schon bei ihnen, stellte sich vor
reichte den vor freudigem Erstaunen noch ganz Verdutzten freun
die Hand. Nun kam auch Johann Meyer die Treppe heru
und begrüßte hocherfreut den so ganz unerwarteten und berühm
Gast. Und alsbald saßen sie beide in dem großen und sch
Arbeitszimmer vor einer Flasche Chateau de la rose und

gefüllten Gläsern, Geibel in dem großen Lehnstuhl und unser Dichter ihm gegenüber, dem gefeierten Manne noch einmal und mit vollem Glase das herzlichste Willkommen bietend. Und dann wurde angestoßen und getrunken und dazwischen geplaudert, und Johann Meyer konnte sich nicht satt sehen an dem schönen, durchgeistigten Antlitze des trefflichen Mannes, und dieser zeigte sich so beredt, so liebenswürdig und bestrickend, daß der andere wie bezaubert von ihm wurde. Geibel, behaglich das Glas leerend, sagte, daß es ihm eigentlich streng verboten sei, Wein zu trinken, aber diesmal müsse er wieder einmal eine Ausnahme machen, und dann erzählte er, — ja, was erzählte er nicht alles! Unter anderem sprach er von seinem Aufenthalte in Paris, und wie die Franzosen es bei den Proben zu einer Première machten, wie der Director, der Dichter, alle Mitwirkenden und auch die Eingeladenen während der Zwischenacte und Pausen gegenseitig ihre Ansichten über das Stück austauschten, wie der eine dies und der andere jenes daran ändern und bessern wolle und wie bei solcher Berathung zuletzt der Wortlaut der Novität zu deren großem Vortheile für die erste Aufführung endgültig festgestellt werde.

Während so die Unterhaltung keinen Augenblick stockte, flohen die Minuten gar schnell dahin. Eine Stunde war bereits verstrichen und die Flasche leer. Mit vielem Bedauern verabschiedete sich Geibel, weil man daheim beim Freunde seiner warte, und er bat den Kieler Dichter, ihn doch auch einmal in Lübeck zu besuchen. Dann drückte er ihm mit einem Gruß an Frau und Kinder warm die Hand und ging raschen Schrittes wieder von dannen.

Wenn nun Johann Meyer auch nach dieser Zeit des öfteren nach Lübeck kam, so wagte er es doch nicht, der freundlichen Einladung des großen Dichters Folge zu leisten, da er ja wußte, daß sich dessen Befinden immer mehr verschlechtert hatte, und somit zu befürchten war, es könnte dem kranken Dichter ein Besuch nur lästig fallen, wenn nicht gar schaden.

Vier Jahre nach dem Zusammentreffen der beiden Poeten schied Geibel aus dem Leben; am 6. April 1884 that er den letzten Athemzug. Der Tod kam ihm — wie sein Biograph Karl Theodor Gaedertz schrieb — als erlösender Freund, sanft und schmerzlos; und der die sterbliche Hülle, umstrahlt von himmlischer Verklärung,

scheinbar verjüngt, in Hoheit und Frieden ruhen sah, konnte nic
klagen.

Johann Meyer verehrte dem Lübecker Collegen seine sämm
lichen Gedichte — die hochdeutschen und plattdeutschen, d
plattdeutschen Hebel und die Sinnsprüche — mit einer Widmun
in der er seiner hohen Verehrung des Geibel'schen Genius beredt
Ausdruck gab, und Geibel wiederum sandte ihm nacheinander sei
„Gedichte, dritte Periode", die „Gedichte und Gedenkblätter" u
die „Spätherbstblätter", nachdem er ein jedes dieser Bändchen m
einer eigenhändig geschriebenen, herzlichen Widmung versehen hat
Auch einen lieben Brief voll ehrender Anerkennung schickte er u
serem Dichter, der diese Berührung mit dem so reich begabte
gottbegnadeten hanseatischen Sänger zu den schönsten Erinnerung
seines Lebens zählt.

Das sind Erinnerungen, die ewig jung bleiben, mag au
der Jüngling zum Manne und der Mann zum Greise geword
sein; aber es giebt auch Erinnerungen an Erlebnisse, die, we
sie auch schon längst gewesen sind, doch niemals gänzlich de
Gedächtnisse entschwinden, weil sie der Bitterkeit gar zu v
enthielten. Und wechselvoll ist nun einmal das Menschenlebe
Freud' und Leid, Angenehmes und Unangenehmes reichen sich d
Hand, als gehörten sie als Sprößlinge desselben Menschen
schickes ständig zusammen. Sagt doch auch das „lütt Waisenkin
in Meyer's lieblichem Volksstück:

> Nicht immer schient de Sunn un blaut de Heben, —
> Un vun Bestand is nix op düsse Eer;
> Allns wesselt af un ännert sick in'n Leben; —
> Dat weer ock nümmer gut, wenn't anners weer.
> Ahn' Unglück giff't keen Glück, — dartwischen steiht
> Dat Schicksal, dat för beides sorgen deit.

Das sollte nun auch unser Freund im nächsten Jahre
1881 — einmal wieder zur Genüge erfahren. Und wenn
von diesem seinem Mißgeschick hier erzähle, dann darf ich wo
hoffen, daß er es mir als seinem gewissenhaften Biographen, d
eben alles aufzeichnen muß, was das Leben seines Helden
wichtigen Ereignissen mit sich gebracht hat, nicht übel vermerk
wird. Und es war nicht einmal ein gewöhnliches kleines Malhe
sondern mit das Unangenehmste, was einem Jünger Apolls passi

kann, — — ein veritabler Durchfall eines Stückes oder, richtiger gesagt, ein glänzender Reinfall. Das kam so: Johann Meyer hatte ein neues Stück verfaßt und ihm den vielversprechenden Titel „Sangesbrüder“ gegeben. Es war eine Posse in fünf Acten mit Musik und Tanz; die Musik rührte von Claudius Serpenthien her. Vortreffliche Dilettanten eines Kieler Vereins hatten das Stück nach sorgfältiger Einstudirung und Inscenirung unter Mithülfe des Verfassers erst unlängst aufgeführt und damit einen durchschlagenden Erfolg errungen. So übergab denn Johann Meyer ohne jegliches Bedenken auch dem Director des Kieler Stadttheaters seine neue Posse zur Aufführung und war seiner Sache und eines guten Erfolges so sicher, daß er sich um alles Weitere, was noch mit einer solchen öffentlichen ersten Aufführung verbunden sein könnte, nicht im geringsten bekümmerte.

Also: Sonntag den 25. September 1881 zum ersten Male: Sangesbrüder, Schwank mit Gesang in 5 Acten von Johann Meyer, Musik von Claudius Serpenthien.

Der Componist, der ja durch seine — nebenbei gesagt — reizende Musik — einen beträchtlichen Antheil an dem Stücke hatte, war natürlich vom Verfasser eingeladen worden und auch erschienen, ebenso zwei Schwestern der Frau des Dichters und der Schwager Dr. Claußen aus Schleswig. Dieser, dem Johann Meyer später seinen lustigen plattdeutschen Schwank „Rinaldo Rinaldini“ gewidmet hat, war umso lieber gekommen, als er die poetischen Schöpfungen seines Verwandten sehr hoch schätzte.

Der Abend kam und mit ihm der Beginn von drei grausigen Stunden. Das Theater war überfüllt, und alles harrte erwartungsvoll des Anfangs. Da erklang die Glocke; die Ouverture begann, und die reizende Composition verfehlte auch ihre Wirkung nicht: alles klatschte Beifall. Aber dann, als der Vorhang in die Höhe gegangen war, welch eine Misère schon gleich zu Anfang. Es war auch garnichts zur Genüge vorbereitet und einstudirt worden. Die Soubrette warf das hübsche Antrittslied vollständig um; mit genauer Noth brachte sie es zu zwei Strophen; — dann kam sie aus dem Rhythmus des Textes und der Musik und sprang, sich eiligst aus dem Staube machend, hinter die nächste Coulisse. Und dann kam der Nächste, und — der wußte auch nichts; und der ihm folgte, war ebenso schlecht beschlagen, und so ging es weiter: sie waren

sich alle gleich, die leichtsinnigen Mimen, sie wußten alle nichts. Und sie umstanden den Souffleurkasten wie ausgehungertes Federvieh den Futternapf und holten alles, was sie zu sagen hatten, mühsam und stotternd aus der Muschel heraus. In dieser Weise schleppte sich das Stück alle fünf Acte hindurch, im höchsten Grade peinlich für das zahlreich anwesende Publicum und zum Tollwerden für den in einem dunklen Winkel hockenden, verzweiflungsvollen Poeten. Und doch wie zartfühlend benahm man sich ihm gegenüber! Keine einzige laute Kundgebung irgend eines Mißfallens gegen ihn und das Stück, ja sogar noch dann und wann Zeichen des Beifalls!

Aber ein Durchfall war und blieb es. Und als nach dem letzten Acte der Vorhang gefallen war, verließ die Menge stillschweigend das Theater, ohne sich im geringsten über die Posse und die Art, wie sie aufgeführt worden war, zu äußern. Aber draußen erging sie sich vielfach in lauten Vorwürfen gegen den pflichtvergessenen Director und seinen Oberregisseur, und man fragte sich mit Recht: wie konnte man das einem hochgeachteten Dichter und dazu noch an dem Orte seines langjährigen Domicils bieten? Warum hat man ihn nicht zu den Proben herangezogen, oder ihn wenigstens rechtzeitig vor dem Tage der Aufführung davon in Kenntniß gesetzt, wie es mit der Einstudirung seines Stückes stand?

Aber es war nun einmal geschehen, und in Angstschweiß gebadet kehrte unser Dichter mit dem Componisten und seinen verwandtschaftlichen Gästen, alle wortkarg und niedergeschlagen, zu den heimischen Laren zurück. Das mittlerweile hier bereitete warme Abendessen, das den langen Tisch so verführerisch schmückte, fand keinen Zuspruch; niemand hatte noch Appetit, und der prächtige Braten nebst allem Zubehör wurde fast so wieder abgetragen, wie er aufgetragen worden war.

Nur gut, daß die Nacht kam, und die Mohnblumen der Vergessenheit streute. Am andern Morgen hatte sich die Stimmung schon merklich aufgeheitert, und man ließ sich den zum Frühstücke wieder aufgetischten Braten ganz gut schmecken. Jene Übelthäter aber, welche die Stätte der Musen so ruchlos geschändet hatten, empfingen von sämmtlichen Kieler Blättern die wohlverdiente Strafe, dem Dichter zur Genugthuung und für sie selbst zum warnenden Exempel. Und eins wurde aus dieser ganzen Affaire auch unserem Freunde zu einer beachtungswerthen Lehre; er behielt künftig bei

den Aufführungen seiner zahlreichen Theaterstücke auch auf der Kieler Bühne — trotz Director und Regisseur — die eigene Hand energisch mit dazwischen, und so konnte nicht zum zweiten Male an ihm ein solcher Frevel wie damals begangen werden.

Für seine Schaffensfreude war jenes unangenehme Intermezzo von keinen nachtheiligen Folgen; denn Johann Meyer ist kein Pessimist: er dichtete fröhlich weiter, weil er eben nicht anders konnte, gedrängt und getrieben von Apoll und den Musen. Seine dichterische Productivität war auch für die nächsten Jahre geradezu erstaunlich; durch Angabe der Titel und Überschriften einiger der besten seiner vielen Dichtungen läßt sich das leicht darthun. So verfaßte er — ganz abgesehen von dramatischen und anderen größeren poetischen Arbeiten — während der Zeit vom Jahre 1880 bis zum Jahre 1887 allein für besondere Gelegenheiten die nachfolgenden Gedichte:

1880: „Heute", zur Ankunft seiner königlichen Hoheit des Prinzen Heinrich von Preußen von der ersten großen Seereise in Kiel; „Bundag", plattdeutsches Gedicht zur Sedanfeier; „L. Friedrich Witt," zu dessen 50jährigem Kapellmeisterjubiläum; — 1881: „Dem Kaiser!", zur Anwesenheit Sr. Majestät des Kaisers und Ihrer K. K. Hoheiten des Kronprinzen, der Frau Kronprinzessin und des Prinzen Wilhelm in Kiel; „Zum 27. Februar 1881", dem Vermählungstage Sr. Königlichen Hoheit des Prinzen Wilhelm von Preußen und Ihrer Hoheit der Prinzessin Augusta Viktoria von Schleswig-Holstein, und in derselben Veranlassung „An de lüttje Brut;" — 1882: „Prolog und Begleitworte zu lebenden Bildern", gesprochen bei der 41. Stiftungsfeier der Kieler Liedertafel. Es ist dies ein kleines Werk für sich, das auch separat gedruckt wurde und in Buchform erschien. Die Bilder, nur Opern entnommen, wurden von dem früheren Director des Kieler Stadttheaters, L. Friedr. Witt, gestellt und die Worte dazu sowie der Prolog und der Epilog von Fräulein Altmann gesprochen, der damaligen vorzüglichen naiven Liebhaberin der Kieler Bühne. Es möge hier der Inhalt der Dichtung folgen: 1. der Prolog; 2. ein Gedicht, Lortzing feiernd, und ein Bild dazu aus dem dritten Acte von „Czar und Zimmermann" mit den Personen: der Bürgermeister, der Rathsdiener, Frau Brown, Bürger und Bürger-

innen von Saardam; 3. ein Gedicht, Flotow feiernd, und da
dazu gehörige Bild aus dem zweiten Acte der „Martha" mit de
Personen: Martha, Nancy, Lyonel, Plumkett; 4. ein Gedich
Mozart feiernd, und ein Bild dazu aus dem 2. Acte des „Do
Juan" mit den Personen: der Komthur, Don Juan, Leporello
5. ein Gedicht, Weber feiernd, mit einem Bilde aus dem erste
Acte des „Freischütz" und den Personen: Kilian, Max, Samiel
Bauern, Bäuerinnen; 6. ein Gedicht, Gounod feiernd, un
ein Bild dazu aus dem zweiten Acte von „Faust und Margarethe
mit den Personen: Margarethe, Faust, Martha, Mephistopheles
7. ein Gedicht, Wagner feiernd, dazu ein Bild aus dem dritte
Acte des „Lohengrin" und den Personen Lohengrin, Elsa, de
König, Herzog Gottfried, Hofdamen und Hofherren; 8. ein Gedich
wieder Mozart feiernd, mit einem Bilde aus dem ersten Ac
der „Hochzeit des Figaro" und den Personen: der Graf, Susanne
der Page, Basilio; 9. ein Gedicht, Meyerbeer feiernd, un
hierzu ein Bild aus dem fünften Acte der „Hugenotten" mit de
Personen: Priester, Soldaten, Bürgerinnen; 10. der Epilo
und ein Schlußtableau mit allen Personen, welche in den vorher
gehenden Bildern mitgewirkt hatten. — Wenn die Bilder standen
wurde vom Orchester die betreffende Musik dazu gespielt. Di
Aufführung des kleinen Werkes macht sich vortrefflich; die Dichtun
ist voller Leben, farbenreich und wechselvoll und darf darum alle
Gesangvereinen und Liedertafeln, denen es nicht an den nöthige
Erfordernissen dazu fehlt, für eine ähnliche Veranlassung, wie e
die der Kieler Liedertafel war, zur Benutzung warm empfohle
werden. Als Probe daraus führe ich meinen Lesern die Dichtun
vor, welche Gounod feiert:

Auf gallischem Boden ist deutsch eine Rose,
O liebliches Wunder, so hold uns erblüht! — —
Dem Werk nach Germane — und doch ein Franzose,
Französisch der Meister und deutsch das Gemüth!
Ihr wißt, wen ich meine und werdet ihn kennen,
Wie fern auch die Stätte, wo schaffend er haust, —
Es drängt mich von Herzen, ihn preisend zu nennen,
Sein Name ist Gounod, sein Meisterwerk Faust!
Faust! Lösung des Räthsels, — hier ist sie gefunden,
Daß deutsche Musik ein Franzose uns beut;
Es hat sich der Wälsche in wonnigen Stunden
An Goethes bezaubernder Dichtung gefreut!

Und so wie es kommt, daß vom ewig Schönen
So ganz wird gebildet der Mensch und gebannt, —
So kommt's, daß in Gounod's ergreifenden Tönen
Ein zweiter bewunderter Faust uns erstand!

Längst schlummert der eine in seligem Frieden,
Es strahlet sein Name mit ewigem Glanz!
O, wandle der andre noch lange hienieden,
Um silberne Locken den leuchtenden Kranz!

Bald habe die Muse, die himmlische, milde,
Auf's neu' ihn zu fröhlichem Schaffen geküßt!
Und eh' wir ihn lassen, er sei uns im Bilde
Aus seinem unsterblichem Werke gegrüßt!

Das erste Gedicht Johann Meyer's aus dem Jahre 1883 war ein Gelegenheitsgedicht für ein künstlerisch sehr schön ausgestattetes Blatt zu einem Feste, das der Kieler Gesangverein am 24. Februar zum Besten der Rheinüberschwemmten in dem großen Saale des Wriedt'schen Etablissements veranstaltete und das — Dank der überaus regen Betheiligung der Kieler Einwohnerschaft — einen beträchtlichen Ueberschuß ergab. Den Mittelpunkt dieser Wohlthätigkeitsveranstaltung bildete ein Festspiel, das den damals in Kiel wohnhaften Königl. Regierungsbaumeister Krafft zum Verfasser hatte; es beanspruchte, zumal sich auch Chorgesänge darin befanden, ein zahlreiches Spielpersonal, das meist aus Mitgliedern des Vereins bestand. Die Dichter des Festblattes waren ausschließlich Schleswig-Holsteiner, und zwar Eduard Alberti, Klaus Groth, Wilhelm Jensen, Johann Meyer und Heinrich Zeise. Auch Theodor Storm, den man nur ungern in dieser Schar vermissen wollte, war um einen Beitrag gebeten worden; er mußte aber, weil es ihm an Zeit gebrach, ablehnen. Johann Meyer's Gabe mit der Ueberschrift „Beati donantes!“, in Inhalt und Form gleich trefflich, findet sich in der Ausgabe der hochdeutschen Gedichte Seite 493.

Eine andere Dichtung aus demselben Jahre — „An de Plattdütschen un ehr Frünn“ (unter den plattdeutschen Gedichten Seite 652) — war dem „Verein für niederdeutsche Sprachforschung“ zu seiner 9. Jahresversammlung, die in Kiel tagte, gewidmet. Johann Meyer ist schon seit vielen Jahren Mitglied dieser durch ihre stetigen Arbeiten im Gebiete der plattdeutschen Sprachforschung so hoch verdienten wissenschaftlichen Gesellschaft, und er würde auch

damals ihre festlichen Tage mitgefeiert haben, wenn er nicht an einem heftigen Gelenkrheumatismus erkrankt gewesen wäre. Aber das hinderte ihn nicht, wenn auch unter vielen Schmerzen, jenes Gedicht zu verfassen; und alle Pein vermochte nicht, den unserem Freunde eigenen urwüchsigen Humor zu ersticken: denn auch in diesen Versen kommt er aufs köstlichste zur Entfaltung.

Un de dat Leed Ju dicht un sungn,
De hett sick'n Rheumatismus fungn,
He wull dor fir mit Ju hindör
Un ock mit hin na Eckernför,
Nu mutt he smuck bi Muddern blibn
Un sick mit Opodeldoc ribn! —

Das war hart; aber eine große Freude sollte ihn doch auf eine Stunde all seine Schmerzen vergessen lassen. In seinem Krankenzimmer erschienen zwei Herren, Vater und Sohn, Angehörige einer Lübecker Patrizierfamilie und Verwandte Geibel's. Der Vater war der geschätzte Kunsthistoriker Dr. jur. Theodor Gaedertz, damals erster Oberbeamter des Stadt- und Landamtes in Lübeck, und der Sohn der bekannte Dichter, Literarhistoriker und Reuterbiograph Dr. Karl Theodor Gaedertz, Königlicher Bibliothekar in Berlin, dem erst kürzlich der Titel Professor verliehen wurde. Mit Gaedertz junior stand Johann Meyer schon vordem in schriftlichem Verkehr. Beide waren gekommen, um Johann Meyer persönlich kennen zu lernen und ihn zum Festessen des niederdeutschen Sprachvereins abzuholen. Hieran konnte natürlich nicht gedacht werden, und so fand denn im Krankenzimmer ein lebhafter Austausch der Meinungen über gar mancherlei, was die Herren von der Feier interessiren konnte, statt; gar zu schnell eilten die Minuten dahin, und als eine kurze schöne Stunde abgelaufen war, nahm man wieder Abschied von einander.

Herr Dr. Theodor Gaedertz — der Ältere — lebt noch in Lübeck und feiert, so Gott will, demnächst seinen 83. Geburtstag; mögen dem unermüdlichen Forscher, der trotz des hohen Alters noch ergiebige „Streifzüge" auf dem Gebiete der hehren Kunst unternimmt, zu dem reichen Maße der Jahre, das ihm ein gutes Geschick schon beschieden hat, noch viel frohe Jahre hinzugefügt werden! Der Sohn, der damals, als er unseren Freund besuchte, im Beginn seiner litterarischen Thätigkeit stand, gehört jetzt zu den geachtetsten der deutschen Schriftsteller. Aber trotz aller Ehrungen, die ihm in

der Gestalt von Titel und Orden zu Theil wurden, ist er doch ganz und gar derselbe joviale Mensch geblieben, der er damals war, als er mit seinem Vater unsern Dichter besuchte. Und daß beide — Karl Theodor Gaedertz und Johann Meyer — auch heute noch die besten Freunde sind, das haben sie mir gegenüber wiederholt geäußert und das kann ein jeder in ihren Schriften, bei dem einen in den Reuterstudien und bei dem anderen in dem Theaterstücke „In Fritz Reuter sinen Gaard'n", sehen und lesen.

Noch vier andere Gedichte gehören dem Jahre 1883 an; es sind sämmtlich Prologe, der eine für das Sommerfest der deutschen Reichsfechtschule, Verband Kiel, der zweite zur Geburtstagsfeier Ihrer Majestät der Kaiserin, der dritte zum Feste für die Wittwen- und Waisenstiftung verstorbener Kampfgenossen von 1870 und 71 und der vierte zur Lutherfeier am 10. November, dem 400. Geburtstage des Reformators. Der zweite und vierte wurden im Kieler Stadttheater gesprochen. Namentlich der letzte darf als ein kleines Meisterwerk bezeichnet werden und ist unseres Erachtens einer der schönsten und besten der zahlreichen Prologe Johann Meyer's. Er wurde von dem Schauspieler Helmuth Brähm in vorzüglichster Weise vorgetragen und von dem vollbesetzten Hause mit stürmischem Beifall belohnt.

Es findet sich diese Dichtung, von der hier nur eine Probe, und zwar der Anfang, gegeben werden soll, in der Sammlung der hochdeutschen Gedichte Seite 545.

Prolog zur Lutherfeier.

Du, sei gesegnet, schöner Jubeltag!
Zwei Sterne gingen heute leuchtend auf
Am Himmel unsrer Erde, als in Nacht
Das Abendroth erlosch, — zwei Wandelsterne,
Die, ob sie längst vollendet ihre Bahn
Und nimmer wiederkehren, doch die Welt
Mit ihrem Glanz erfüllt für alle Zeiten!

Ein weißer Schwan durchmaß die Flut der Zeit,
Die Leben heißt, der König des Gesangs,
Ein Friedrich war's, friedreich wie eine Taube,
Die Welt entzückend, Friedrich von Schiller!

Und ein Titane, jenem weit voran,
Auf rauhem Pfad, mit seines Glaubens Kraft
Fast eine Welt aus ihren Angeln hebend,
Der Kirche großer Reformator Luther!

Der Kirche — aber fragt Ihr nicht erstaunt:
Was hat die Muse dieses Hauses denn
Mit der zu thun, die jener doch so oft
Im bittren Groll viel Böses nachgesagt? —
Nicht sie, nur ihre Diener thaten das.
Und auch nicht alle! — — Zeigt uns doch die Bühne
Den Spiegel unsers Lebens, — sagt sie nicht
Uns, was wir sein und nicht sein sollen? — Hier,
Auf diesem Kampfplatz unsers Menschenlebens
Im schönen künstlerischen Spiel, uns Muth
Und Kraft und freud'ge Zuversicht gewährend,
Reicht sie der Kirche schwesterlich die Hand! —
Und freudig feiert sie mit ihr den Mann,
Der doch im Grunde auch nur das gewollt,
Was heute noch die Bühne will, uns bessern,
Um würdig einer schönern Welt zu sein!

O, das ist doch ein herrlich Zeichen auch
Der Zeit, in der wir leben, daß die Kunst,
Die hier gebietet, ringsum froh und gern
Mit einstimmt in den lauten Jubelruf
Der Lutherfeier! — — — Aber freundlich Du
Den Musen stets, nimm das auch freundlich hin,
Was sie Dir heute bieten, und zumal
Ein schwaches Wort, vorausgesprochen, wie
Es Brauch und Sitte heischen; — wer bezwänge
Auch solchen Stoffes riesenhaftes Fluthen
Im schnellen Fluge weniger Minuten,
Hinübereilend aus des Jammers Nacht
In unsers Sternes wunderbare Pracht?! — — u. s. w.

Inhaltschwer ward für den Dichter und seine kleine Familie, Gattin und die beiden Kinder, das Jahr 1884; denn es starb die Mutter, deren Liebe mit tausend Fäden sein ganzes Herz durch- . Sie war schon hochbetagt, in einem Alter von 83 Jahren. starke Erkältung, die sie sich an einem kalten Wintertage bei n Besuche des Kirchhofes, wo ihr Gatte seit 20 Jahren begraben zugezogen hatte, warf die noch rüstige alte Frau plötzlich aufs nkenlager. Ärztliche Hülfe war sofort zur Stelle; denn der behandelnde Arzt, ihr Schwiegersohn, wohnte in demselben se. Aber schon nach wenigen Tagen stellte sich ein mit einem gen Fieber verbundener Bronchialkatarrh ein, der das schlimmste rchten ließ. Da wurde nun eines Abends der Sohn in Kiel h ein Telegramm benachrichtigt, daß die Mutter schwer erkrankt

sei; früh morgens mit dem ersten Zuge reiste er nach Schleswig ab und hatte noch die Freude, die schwererkrankte Mutter bei Besinnung anzutreffen; aber der Schwager konnte ihm fast keine Hoffnung mehr auf Erhaltung des theuren Lebens machen. Im Laufe des Tages verschlimmerte sich auch das Leiden so sehr, daß die Kranke das Bewußtsein verlor und in einen lethargischen Schlaf verfiel, aus dem sie nicht wieder erwachte. Denn so lag sie noch bis zur frühen Morgenstunde des anderen Tages, bis ihr ein sanfter Tod Erlösung brachte und sie hinüberführte in die Gefilde des Friedens.

Auch ihr Leben ist Mühe nnd Arbeit gewesen, und sie blieb nicht verschont von schweren Prüfungen und Schicksalsschlägen; aber sie hatte alles, als von Gott geschickt, demüthig entgegengenommen und standhaft und gläubig ertragen. Andererseits erfreute sie sich auch des Guten und Schönen, das ihr verliehen war, und genoß es dankbaren Herzens. Sie verlor eine Tochter, wie wir bereits erzählten, im blühenden Alter von 22 Jahren und noch einen Sohn, an dem sie gleichfalls mit großer Liebe hing. Dieser wanderte in jungen Jahren nach Amerika aus und machte dort auf Seiten der Nordstaaten den Secessionskrieg (1861 bis 65) mit. Aber infolge der erlittenen Strapazen ist er brustkrank geworden und gestorben. Wie weh that dies ihrem Mutterherzen! Und dann hatte sie vielen Kummer gehabt und viele Sorge getragen um ein entartetes Enkelkind in ihrer Nähe. Wie sie für die Ihrigen viele Jahre lang gestrebt und gesorgt und was alles sie für den ältesten ihrer Söhne, unsern Dichter, gethan hat, das haben wir erfahren. So umstanden auch alle Kinder, aufgelöst in Schmerz, ihr Todtenbett, und so begab sich auch unser Freund tieftraurig am Abend auf die Heimreise nach Kiel. Aber noch einmal mußte er zurück zu jener schweren, thränenreichen Stunde, wo der Dahingegangenen der letzte Liebesdienst erwiesen werden sollte.

Auf dem Grabstein stehen die Worte, welche den Inhalt der Grabrede bildeten:

„Die Liebe höret nimmer auf!“

Es wurde ihnen noch hinzugefügt:

„Dein treues Mutterherz sorgte um uns, bis der Tod Dir die Augen brach. Wir gedenken Dein in Dankbarkeit und Liebe, bis er uns sie bricht!“

Was die Mutter unserem Dichter war und wie viel er mit ihr verloren, das sagt er uns selbst in jenem tief empfundenen Gedichte, mit dem er ihr zwei Jahre nach ihrem Tode den Band seiner neu erschienenen hochdeutschen Gedichte gewidmet hat. Es lautet:

Meiner Mutter.

Dir, der ich alles, alles danke,
Was ich im Leben mir errang,
Dir bringt mein Herz, das müde, kranke,
Der Lieder beste, die ich sang!
O, nimm sie hin, Du Theure, Gute,
Und ist es schon zu spät, — vergieb!
Ich schrieb sie ja mit meinem Blute
Und weih' sie Deiner Mutterlieb'!

Du hast dem kindlichen Gemüthe,
Was groß und schön, zuerst gezeigt!
Der Poesie vielsüße Blüthe
Ward mir aus Deiner Hand gereicht!
Es liegt die Heimath meiner Lieder
In jener Zeiten gold'nem Traum!
So geb' ich denn von Herzen wieder
Dir heut', was mir gehörte kaum!

O, daß ich nicht an jenem Morgen
Es bringen konnte, wo beglückt
Wir Kinder, Deinem Aug' verborgen,
Dir noch den kleinen Tisch geschmückt!
Fast ist ein Jahr dahingeschwunden,
Bald naht des Tages Wiederkehr, —
Doch Du bist fern, — und diese Stunden
Sie kommen nimmer, nimmermehr!

Wo längst des theuren Vaters Hülle
Zur ew'gen Ruhe hingebracht,
Da liegst auch Du und schlummerst stille
In kühler Erde dunkler Nacht!
Schlaf' süß! — bis dahin dringt kein Kummer,
Denn alle Schmerzen bannt der Tod!
Wer gönnte Dir nicht süßen Schlummer
Nach solchen Lebens Müh'n und Noth?!

Zehn Kinder! — Tag und Nacht ohn' Ende,
Was hast Du nicht für sie gethan?!
Wie haben Deine harten Hände
Geebnet uns're Lebensbahn!

Wie hast Du bis zur letzten Stunde
Und noch im Sterben immerzu
Geliebt sie all' aus Herzensgrunde,
Du liebe, theure Mutter, Du!

Und kam der Kummer unverschuldet,
Wie standhaft hast Du allezeit,
Wie fromm und glaubensfroh erduldet,
Was Gott beschert an Weh und Leid!
Nicht wissend, wie wir's tragen sollten,
Uns zeigte das Dein frommer Sinn!
Und wenn wir schier verzagen wollten,
Dein Muth half uns darüber hin!

Dir war die reine Menschenliebe
Des Lebens heiligstes Gebot!
Der schönste aller Herzenstriebe,
Zu lindern armer Menschen Noth!
Wer so gestillt Bedrängter Schmerzen,
Der hat genügt der höchsten Pflicht,
Und blühen wird's auf seinem Herzen
Von Rosen und Vergißmeinnicht!

Daß wir Dich schon gelegt darnieder,
Von wannen keine Wiederkehr!
O, kämest Du noch einmal wieder,
Wie kurz auch Dein Verweilen wär'!
Ich wollt' Dich um Vergebung bitten,
Dir küssend Dein lieb' Angesicht,
Für das, was Du um mich gelitten,
Und Du bist todt! — ich kann es nicht!

O, Mutter, Mutter, meine Arme
Leg' ich um den verlass'nen Stein
Und bitte, daß sich Gott erbarme
Um Deiner Liebe willen, mein!
Nun Dich die and're Welt empfangen,
Verzeihe meinem Lebenswahn!
Du weißt es, wo ich fehl gegangen
Und nicht der Lieb' genug gethan!

Dir, der ich alles, alles danke,
Was ich im Leben mir errang,
Dir bringt mein Herz, das müde, kranke,
Der Lieder beste, die ich sang!
Wer weiß, wie bald auch ich schon wand're, —
Nimm hin sie, eh' mir kommt die Nacht!
In meinem Herzen keine and're,
Der ich sie lieber hätt gebracht!

In jener Zeit, und zwar noch vor dem Tode der Mutter, entstanden auch die beiden Gedichte „Prinz Heinrich“, zu seiner Ankunft von der zweiten großen Seereise in Kiel und Prolog. zur Eröffnung des Kieler Stadttheaters am 28. September 1884.

Von den Poesien des folgenden Jahres nenne ich nur die beiden plattdeutschen Gedichte „Herr Kaiser“, zum Geburtstage Sr. Majestät Kaiser Wilhelm I., und „Herr Fürst“, zum Geburtstage des Fürsten Bismarck, jenes ernst, dieses humoristisch gehalten, sowie einen Prolog zu demselben Zwecke wie der des Jahres 1884.

Auch das Jahr 1886 brachte drei Gedichte, die hier besonders erwähnt werden mögen: „Frau Josephine Schütz-Witt“, am Tage ihrer Beerdigung, und zwei Prologe, den einen zur Vorfeier des Geburtstages Sr. Majestät des Kaisers und den andern zur Feier des Geburtstages Ihrer Majestät der Kaiserin Augusta; beide wurden im Kieler Stadttheater am 21. März bezw. am 30. September gesprochen.

Frau Josephine Schütz-Witt, deren wir schon bei einer anderen Gelegenheit Erwähnung gethan haben, war einst eine gefeierte Primadonna am Hamburger Stadttheater, wo ihr Gatte, L. Friedr. Witt, als Capellmeister wirkte. Später übersiedelte das Ehepaar nach Kiel, wo der Mann die Direction des Stadttheaters übernahm und die Frau dieselbe Stellung innehatte und sich desselben hohen Ansehens erfreute wie vordem in Hamburg. Als später der Gatte von der Theaterleitung zurücktrat, um in Kiel als Musiklehrer thätig zu sein, nahm auch sie Abschied von der Bühne und war dann viele Jahre lang eine sehr begehrte und hochgeschätzte Gesanglehrerin. Beide Ehegatten wurden in der Folge liebe Bekannte unseres Dichters und seiner Familie; die Töchter genossen bei Frau Witt auch Gesangunterricht, der aber durch den unerwarteten Tod der geliebten Lehrerin eine jähe Unterbrechung erlitt. Später wurde er durch ihren Gatten wieder aufgenommen und noch längere Zeit bis zu dessen Tode fortgesetzt.

Director L. Friedr. Witt war ein ausgezeichneter Orchesterdirigent und ein vortrefflicher Componist. Auch verschiedene Lieder unseres Dichters sind von ihm in Musik gesetzt worden; sie werden gern und oft gesungen, so namentlich das hoch- und plattdeutsche Lied „Du“, das auch in Johann Meyer's Volksstück „En lütt Waisenkind“ enthalten ist, das hochdeutsche „Nicht länger laß mich wähnen“

und „Schlaf ein mein Lieb in Frieden;“ auch ein paar hochdeutsche Gedichte als Duette und ein Lied aus Johann Meyer's Festspiel „Laetitia“ zum Geburtstage Sr. Majestät des Kaisers verdienen als Compositionen Witt's hier erwähnt zu werden.

Aus dem Jahre 1886 ist auch die schöne Feier des hundertjährigen Geburtstages Karl Maria von Weber's zu erwähnen, welche der damals in seiner schönsten Blüthe stehende Dilettantenorchesterverein in Kiel veranstaltet hatte und an der unser Dichter, sowie seine Tochter Bertha stark betheiligt waren. Johann Meyer lieferte zu der mit der Feier verbundenen Ausgabe einer prächtig ausgestatteten Festzeitung das schwungvolle Gedicht: „Huldigung“, das später bei einer Weberfeier im Kieler Stadttheater von Frl. Scherbarth als Prolog gesprochen wurde. Frl. Bertha Meyer trug bei jener Feier im Dilettantenorchesterverein eine reizende, feinsinnige Dichtung Ferdinand Jansen's als Prolog vor:

> In Waldesdämmern ist ein See ergossen,
> Von dunkler Sage märchenhaft umwoben:
> Der Uklei-See! — — —

und spielte darauf in der nachfolgenden Aufführung von „Preciosa“ die alte Ziegeunermutter „Viarda“ in vorzüglicher Weise und unter großem Beifall. —

Im Jahre darauf wurde in Kiel der siebenzigste Geburtstag Theodor Storm's gefeiert. Die bei dieser Gelegenheit herausgegebene Festzeitung brachte unter anderem ein plattdeutsches Gedicht Johann Meyer's: „An Theodor Storm“. Unser Freund ist ein großer Verehrer des Husumer Poeten, den er rückhaltslos für den weitaus größten deutschen Novellendichter hält.

In seinem Gedichte zu dieser Feier, in dem er auch wieder dem Humor die Zügel schießen läßt, findet er es — und gewiß mit Recht — auffällig, daß Theodor Storm so gut wie keine plattdeutschen Lieder gedichtet hat, obgleich er der plattdeutschen Sprache ebenso mächtig wie der hochdeutschen war.

> „Doch Een, dat dünk mi, is ni recht,
> Vergev mi, wenn ick Di dat segg:
> In uns' ol leewe Modersprak

Hest Du so gut as garnix makt.
Wa harr dat wul so leevlich klung'n,
Harst Du bischuerns mal plattdütsch sung'n!"

Ja, gewiß! — denn das ersehen wir aus dem einzigen kleinen plattdeutschen Liede, nur aus vierzehn Zeilen bestehend, das Theodor Storm einmal gesungen und das so prächtig geklungen hat.

An einer anderen Stelle dieses Gedichtes spöttelt unser Dichter über die schon erwähnte Engherzigkeit der betreffenden Professoren bei Gelegenheit der Einweihung des neuen Universitätsgebäudes:

Und wenn ock mal, als all Lüd weet,
Din Alma mater Di vergeet,
Din dütsches Volk, so riesengroot,
Dat geev Di längst den Dokterhoot.

Keen Wunner! In sin grotes Riek
Levt nu keen Dichter mehr Di glik!
Sit Geibel sick hett slapen leggt,
Hest Du op Nummer Een dat Recht,
Wa wit in't Nord'n ock geiht Din Strat,
Du Musensöhn vun Gottes Gnad'!

Dröm fort den schönsten Dichterdroom,
Plöck jümmers mehr vun'n Lorbeerboom!
Und feilt dar jichens noch wat an,
Wat noch Din Freud vergrötern kann,
So war Di dat vun ann're Sit,
Hier hest Du min „Pour le merit'"!

Im Jahre 1886 erschienen auch die aufs neue gesammelten *hochdeutschen Gedichte* unseres Freundes, bei Lipsius & Tischer in Kiel, nachdem eine erneute Ausgabe seiner *plattdeutschen Gedichte* in demselben Verlage kurz vorhergegangen war. Die beiden äußerst elegant ausgestatteten Bände sind sehr stark; sie zählen 47 bezw. 48 Druckbogen und enthalten, wie man bei ihrer Dicke schon erwartet, Gedichte mancherlei Gattungen. Etwa die Hälfte derer, die in unserer Festschrift stehen, sind ihnen entnommen und also schon vor 1886 entstanden, während die übrigen einer späteren Zeit und einer Manuscriptenmappe angehören, in die mir der Autor einen Einblick verstattete. Sie harren noch der zusammenfassenden Veröffentlichung und werden hoffentlich recht

bald einen dritten Band bilden. Dieser, der dann sowohl hochdeutsche wie plattdeutsche Gedichte bringen würde, dürfte nach meiner Schätzung von demselben Umfange sein wie einer der beiden anderen Bände. —

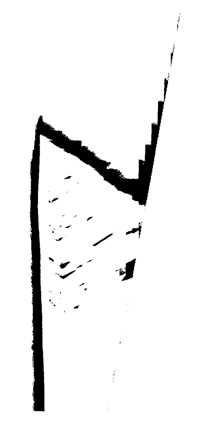
Lange haben wir nichts mehr von der Anstalt unseres Poeten gesagt. Das könnte bei unsern Lesern den Verdacht erwecken, als wäre sie für den Dichter und darum auch für seinen Biographen zur Nebensache herabgesunken und Johann Meyer's Wirken in ihr und für sie gegenüber seinem poetischen Schaffen von nur geringer Bedeutung. Das würde nun eine vollständig irrige Annahme sein; und schon darum, aber ganz besonders wegen eines bedeutsamen, die Anstalt und ihren Besitzer betreffenden Ereignisses wollen wir uns der Geschichte der Kieler Idiotenanstalt wieder einmal zuwenden.

Sie wurde im Jahre 1862 gegründet und am 1. Juli eröffnet; sie konnte also am 1. Juli 1887 auf einen Zeitraum von 25 Jahren zurücksehen. Unter der ununterbrochenen Leitung des Dichters und unter der steten Mithülfe seiner Gattin und später der beiden Töchter hatte sie fortgesetzt geblüht, von Jahr zu Jahr sich vergrößert und nunmehr einen Bestand von 31 männlichen und 25 weiblichen Pfleglingen. Rechnete man die Familie des Vorstehers sowie das sämmtliche Lehr-, Dienst- und Wartepersonal hinzu, so ergab das eine Anzahl von 66 Personen. Das war nun wohl keine kleine Sorge für die Frau Director, wenn morgens das Essen zu Feuer und mittags in Riesenschüsseln auf den Tisch gebracht und ausgetheilt werden sollte. Dann genügte auch schon lange der ursprünglich vorhandene Raum nicht mehr; bauliche Veränderungen wurden vorgenommen, und zwei Neubauten kamen hinzu. Aus der anfänglich gemischten Schule waren längst zwei getrennte Unterrichtsanstalten geworden, eine mit einem Lehrer für die Knaben und eine andere mit einer Lehrerin für die Mädchen. Auch für die Unterweisung im Singen, Turnen und in praktischen Arbeiten waren geeignete Kräfte hinzugezogen worden. Und was schließlich in Bezug auf die finanzielle Lage der Anstalt von großer Wichtigkeit war: ihre Unterstützung hatte eine feste und sichere Gestaltung gewonnen, seitdem die Provinzialverwaltung die Provinzialfonds zugewiesen erhalten hatte, zugleich mit der Verpflichtung, hieraus nicht allein die Irren-, Taubstummen- und Blindenanstalt,

ndern auch die beiden Idiotenanstalten der Provinz zu unterstützen. Dank der Freigebigkeit und Mithülfe verschiedener Spar- und eihkassen, namentlich der in Kiel und in zweiter Linie auch der Rendsburg, betrug die Gesammtunterstützung — eingeschlossen ie Subvention aus Staatsmitteln — bis zum Jahre 1876 gegen 000 Mark. Als aber jetzt aus dem angegebenen Grunde die gierungsseitig verliehene Unterstützung auf die Provinz überging, elen die Zuwendungen der Spar- und Leihkassen aus, was zur olge hatte, daß nunmehr die jährliche Gesammtsubvention um 1000 Mark geringer wurde, trotzdem die jährliche Provinzialunterstützung — 5000 Mark — größer war als jede frühere Beihülfe us Staatsmitteln. Dieselben Summen flossen auch der im Jahre 870 wiederum von der Insel Alsen nach der Stadt Schleswig erlegten Anstalt des Herrn Stender zu, und damit hatten sich eide Institute zu begnügen. Als sich aber diese Unterstützung nmer mehr als unzureichend erwies, wandte sich Johann Meyer ugleich mit dem Vorsteher der schleswigschen Anstalt mittelst einer ingabe an den im Februar des Jahres 1884 versammelten schlewig-olsteinischen Landtag mit der Bitte, die bisherige Subvention on 5000 Mark auf 8000 zu erhöhen. Wenn nun auch diesem Bunsche in seinem vollen Umfange nicht entsprochen wurde, so erielten doch die Bittsteller eine Zulage in der Höhe von je 2000 Mark für ihre Anstalten zugesichert, und sie hatten sich somit in er Fortführung ihres doch so schweren und verantwortungsvollen Berufes einer wesentlichen Erleichterung zu erfreuen.

Als Arzt der Kieler Anstalt fungirte seit ihrer Gründung er jedesmalige in Kiel wohnhafte Physikus, während der ersten Zeit ihres Bestehens der bereits oben erwähnte Dr. med. Francke, ach dessen Ableben eine lange Reihe von Jahren hindurch der Sanitätsrath, jetziger Geheime Sanitätsrath Dr. med. Joens und, achdem dieser aus Gesundheitsrücksichten von seinem Amte und einer Praxis zurückgetreten war, sein Nachfolger, der jetzige Kreisphysikus Dr. med. Bockendahl. Durch diese Wahl des Anstaltsarztes war zugleich eine etwa erforderliche Aufsicht in hygienischer Beziehung hinreichend vorgesehen.

Herr Geheimer Sanitätsrath Dr. Joens ist nicht weniger ls 25 Jahre Arzt der Kieler Idiotenanstalt gewesen, und Johann Meyer, der mir freundlichst gestattete, die obigen Mittheilungen



einem seiner Berichte zu entnehmen, deren er seit dem Bestehen seines Institutes 25 geschrieben hat, rühmte mir gegenüber, wie Herr Geheimrath Joens alle jene Jahre hindurch ein unermüdlicher Förderer der Kieler Idiotenanstalt gewesen sei und sich um ihr Blühen und Gedeihen in nicht geringem Grade verdient gemacht habe; noch vor kurzem bei Gelegenheit der Feier der goldenen Hochzeit, haben er und seine Gattin das warme Interesse für die Anstalt durch ein ansehnliches Geldgeschenk für die Pfleglinge, das begleitet war von einem freundlichen Schreiben an den Vorsteher, in liebenswürdigster Weise bekundet.

Im Juni desselben Jahres, in dem die Anstalt Johann Meyer's das Fest ihres 25jährigen Bestehens feiern durfte, fand in Kiel und seiner nächsten, nördlichen Umgebung ein Ereigniß statt, das zunächst für das ganze deutsche Reich, seine Marine und Handelsschiffahrt, dann aber auch für alle übrigen Culturländer von großer Bedeutung war und für alle Zeiten bleiben wird. Es war die Feier der Grundsteinlegung zu dem Nord-Ostsee-Kanal. Kaiser Wilhelm der Siegreiche, wie man ihn damals so gern nannte, war nach Kiel gekommen, um diesen feierlichen Act mit eigner Hand zu vollziehen. In seiner Begleitung befanden sich seine Enkelkinder, Prinz Wilhelm, unser jetziger Kaiser, und Prinz Heinrich nebst dessen Braut, der Prinzessin Irene von Hessen und bei Rhein, sowie Prinz Friedrich Leopold zu Preußen. Wie es anfänglich hieß, wollte sich auch der Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen an der Feier betheiligen, und man sah seinem Kommen fast mit derselben Freude entgegen, mit der man des alten Kaisers harrte. Aber dann sprach man wieder davon, er werde nicht kommen, und so schwebten die Herzen eine Zeit lang zwischen Furcht und Hoffnung. Als dann aber die Stunde der Entscheidung kam, mußte sich der Kronprinz auf Anrathen der Ärzte zur Linderung des Halsleidens, woran er damals schon litt, an einen Ort mit milderem Klima begeben. Das warf einen Schatten auf die schöne Feier; aber sie war gleichwohl auch so noch überwältigend großartig.

In der Stadt, die im vollen Flaggenschmucke prangte, wimmelte es wieder einmal von Menschen, gleichwie damals, als der Kaiser gekommen war, um das Schiff zu taufen. Es war ein herrlicher Junitag, ein wahres „Kaiserwetter“. Früh am Vormittage sollte die Grundsteinlegung schon stattfinden, und der greise

Kaiser, so hieß es, werde sich vom Schloß zu Wagen durch Düsternbrook und die Wik nach der Kanalmündung zu Holtenau begeben. So war denn den vielen Menschen hinreichend Gelegenheit geboten, ihn vorbeifahren zu sehen. Und wie jeder andere, so ersah sich auch unser Dichter für sich und die Seinigen ein günstiges Plätzchen hierzu aus; sie standen im Düsternbrooker Gehölz, hart am Fahrwege, auf einer etwas erhöhten Stelle. In den grünen Buchenkronen spielte und flimmerte das goldene Sonnenlicht, und ein wunderbares Rauschen ging durch den schattigen Wald.

Alles horchte, Augen und Ohren dahin gerichtet, von wo der Kaiser kommen mußte.

Da, ein brausendes Hurrahrufen fern von der Stadt; — die Abfahrt hatte begonnen. Und immer näher erschollen die Rufe, und immer gewaltiger schwollen sie an, nun schon im Walde; und dann kamen berittene Gensdarmen im raschen Trabe vorüber, dann auch schon einige offene Kutschen mit vornehmen Insassen in glänzenden Uniformen und nun die Vorreiter, und gleich hinterher erschien der Wagen des Kaisers.

Und als man des alten Herrn, der sich in einen Militärmantel gehüllt hatte und auf dem schneeweißen Haupte eine kleine Pickelhaube trug, ansichtig wurde, da wollte das Schwenken mit den Hüten und Tüchern kein Ende nehmen und da gab es ein Hurrahrufen, daß weithin der Wald davon wiederhallte. Und wie freundlich und leutselig grüßte der Kaiser nach allen Seiten hin! Das war ein Anblick unauslöschlich und unvergeßlich! Und bald donnerten auch schon die Kanonen von der Festung Friedrichsort herüber. Der Kaiser war zur Stelle. Dann wurde es für einige Zeit still. — Aber bald vernahm man die Musik der Kapellen und den Gesang des gemischten Chors. — Nach einer kleinen Weile: und es donnerte schon wieder das Geschütz der Festung; die Grundsteinlegung war geschehen. — —

Nun eilte alles aus dem Walde, dem nahen Strande zu; denn zu Wasser sollte der Kaiser die Fahrt nach Kiel wieder zurücklegen. Glücklich, wer auch hier einen günstigen Stand bekam, von wo aus er auch dieses erhebende Schauspiel betrachten konnte. Johann Meyer stand mit seiner kleinen Familie im Garten eines Restaurants, hart am Strande. Da lagen die großen Schiffe der deutschen Flotte vertheilt im Hafen, alle im bunten Flaggen-

schmuck, die Mannschaften in Gala auf Deck, und alle des Augenblickes der Vorbeifahrt des Kaisers harrend.

Und da kam er auf einem kleinen Dampfer von Holtenau her, und noch bevor er dem ersten Schiffe gegenüber war, fielen auch schon die Salutschüsse; und im Nu standen auf allen Raaen der Masten die Matrosen in Parade, und ein brausendes Hurrah tönte dem kleinen Dampfer entgegen. Alles wiederholte sich bei dem zweiten Schiff, bei dem dritten und den übrigen. Se. Majestät stand auf Deck und erwiderte freudig und mit freundlichen Grüßen die donnernden und brausenden Ehrenbezeugungen.

Doch, was ist das? — Eine Menge Torpedoboote — hin und her! Wie im Fluge schießen sie dahin, daß sich hoch auf die schäumenden Wogen bäumen und daß sie hinwegstürzen über das Vorderdeck. Was für ein Anblick! — zu viel fast auf einmal, um alles zugleich zu übersehen. Man wollte dem deutschen Kriegsherrn ein umfassendes Bild seiner jungen Marine zeigen, und das hatte man vollständig erreicht. Es war ein entzückendes Schauspiel, wohl noch schöner als das vordem im Walde.

Eine große, herzerquickende Überraschung wurde dem alten Kaiser zu Theil, als er eben in Holtenau angekommen war. Plötzlich eilte auf ihn zu und umarmte ihn seine einzige Tochter, die Großherzogin von Baden. Sie wußte ja, wie sehr er sie liebte und wie schmerzlich es für ihn sein mußte, gerade heute, an einem so denkwürdigen Tage, seinen „Fritz“ nicht um sich haben zu können. Nun war sie heimlich gekommen, um ihm so eine große Freude zu bereiten und Ersatz zu bieten für den so schmerzlich Vermißten.

Ein nationales Fest wie dieses, so bedeutsam wie wenige andere, mußte natürlich auch von Johann Meyer poetisch verherrlicht werden; und um so lieber that er dies, als es ihn zugleich gewaltig drängte, der großen Freude über das wichtige Ereigniß, das sich unter seinen Augen vollzog, einen würdigen Ausdruck zu geben. Es geschah in zwei schwungvollen Gedichten, einem plattdeutschen — „Jubelleed, to uns' Kaiserfest un de Kanalfier an'n 3. Juni 1887“ —, das als Festgedicht an der Spitze des „Kieler Tageblattes“ stand, und einem hochdeutschen, das als Prolog eine Festvorstellung, die im Wriedt'schen Saale, von Mitgliedern des Hamburger Stadttheaters veranstaltet war, einleitete und durch

Frau Beier-Braun, die Heroine der genannten Bühne, trefflich zum Vortrage kam. Beide Gedichte mögen in unserer Festschrift einen Platz finden.

Jubelleed.

(To uns' Kaiserfest un de Kanalfier an'n 3. Juni 1887.)

Uns' Kaiser kummt! — Hurrah! Hurrah!
Nu lat de Schep man krachen!
Nu wies' di man, Fru Kilia,
Behangn mit Grön un Flaggen!
Un du, an'n Ost- un Westseestrand,
De blaue See to Föten, —
Min Sleswig-Holsteen stammverwandt,
Kumm mit, em to begröten!

Un sühst an'n Weg en Kornblom stahn,
Wo brust din Ahrensegen,
So nimm se mit in't Widergahn,
Se em to Ehrn to dregen!
Un an sin Blom erinner di,
Wat mal de Leevd' muß liden, —
Gott Lof, de Tid ist lang verbi,
Un wat för annre Tiden!

Den Franzmann hett he utbetalt
Dreedoppelt! — un darneben
De Kaiserkron ut Frankrik halt
Un uns den Kaiser geben!
Noch geev't keen Feldherrn so in't Feld
In alle Königriken!
Un noch keen Kaiser up de Welt,
De em weer to vergliken!

Un noch keen Fürst op düsse Eer
So leev un gut ni minder,
Un de dar 'n betern Vader weer,
Als he, för all sin Kinner!
In all de Jahrn, wa swar sin Stand,
Keen Wiken un keen Wanken!
Un wat för'n Segen ut sin Hand!
Neegst Gott, doch em to danken!

Un wat em nu von Harten drifft,
So rik uns to beschenken,
All wedder 'n Wark, dat alltid blifft,
Sin Ruhm to 'n Angedenken!

Förwahr, dat is en Grundsteen noch,
De lett uns wat beleben!
Nu ward de Ost- un Westsee doch
Eerst recht tohopen geben!

Ja, wat en Wark! — Wo hin un her
Noch Koppeln grönt un Wischen,
Dar wogt tonöst en Weltverkehr
Op grote Schep dartwischen!
Dar floth un ebbt dat op un dal,
Dar süht vellicht alleben
Vun 'n Appelbom Fru Nachdigal
Verbi en Kriegschipp sweben!

Un wenn dat Wark eerst farrig steiht,
Vun alle Welt befahren,
Wa mennig smucke Dreemast geiht
In 'n Sturm ni mehr verlaren!
Hier liggt keen Riff und lurt keen Sand,
Hier geiht keen Leben ünner,
So schirmt dit Wark noch ut sin Hand,
Wa vel ni vun sin Kinner!

Un wat för'n Hölp mal för uns' Wehr,
Mutt gau de Flott tohopen!
Ehr groten Panzers brukt ni mehr
Um Skagen rumtolopen!
In'n Handumdreihn so sünd se dar, —
Dat mag den Fiend wul wunnern!
Un een, twee, dree, — so sünd se klar,
Mit op em lostodonnern!

Uns' leev Herr Kaiser an de Spitz,
Sin Rik to Ruhm un Freiden!
Un em to Sid uns' Kronprinz Fritz!
Un denn de annern Beiden!
Prinz Wilhelm bi de Landarmee,
De längst bedeckt mit Ehren!
Prinz Heinrich bi de Macht to See, —
Wakeen wul uns wat lehren?!

Un Een, de Leevst' uns vun de Veer,
Den schall, em to beglücken,
Allns, wat an Leevd' man hett de Eer,
Sin Lebensabend smücken!
Gottssegen op sin sneewitt Haar
Un alles Glück vun'n Heben!
Hurrah! — Noch öwer hunnert Jahr!
Uns Kaiser de schall leben!

Prolog.

Im Grün des Frühlings leuchten Flur und Hain,
Es duften schon die Lilien und Syringen,
Die Falter wiegen sich im Sonnenschein,
Und all' die lieben kleinen Vöglein singen!
Ist's nicht, als wär' dein Menschenherz zu klein
Für all' die Wonnen, welche es durchdringen?!
Und doch noch mehr der Lust hat es empfunden
Durch dieses einen Tages schöne Stunden!

Was du zu hoffen kaum gewagt, geschah
Und ließ die Freud' dir aus den Augen thauen!
Wen barg dein Schloß? — und heut', wen sahst du da,
Wo deutscher Fleiß das Riesenwerk will bauen?!
Dein Kaiser war's! — und dir so nah, so nah,
Daß in sein liebes Aug' du konntest schauen!
Er ist so groß, — so viel durch ihn geschehen,
Daß schon zu preisen, wer ihn nur gesehen!

Heut' war er dein, du meerumschlungnes Land
Der Doppeleiche, das er einst befreite!
Und dein, du schöne Stadt am Holstenstrand!
Und euer war sein königlich Geleite!
Und war, der mit ihm Frankreich überwand,
Auch leider heute nicht an seiner Seite,
So blieb uns doch die Freud' an dessen Sohne,
Dem auch einmal bestimmt die Kaiserkrone!

Und Dein nicht minder, unser Prinz am Bord,
O, welche theure Gäste Dein für heute!
Wie haben ihnen das Willkommenswort
Der Flotte zugedonnert Deine Leute!
Hoch in den Raa'n, wie jubelten sie dort,
Als ihres Kaisers Nähe sie erfreute!
Aus seiner Hand erwuchs Alldeutschlands Stärke:
Die Landmacht und die Seemacht — seine Werke!

Und welch' ein Werk wird hier zu un'srer Wehr
Und unsers Kaisers Ruhm alsbald erstehen!
Wie manch ein junges Leben bald nicht mehr
In wilder Sturmnacht ringend untergehen!
Hier werden wir vorüber hin und her
Der Flotte stolze Panzer schweben sehen,
Und flattern sehn im farbigen Gepränge
Der fremden Schiffe bunte Flaggenmenge!

Ja, welch' ein Werk! — und der es uns beschert,
Ist's nicht derselbe, der nach Gottes Walten
Dem deutschen Volk, ihm über alles werth,
Von seinem Heim das Unglück ferngehalten?!
Ist's nicht derselbe, der mit blankem Schwert
In tiefer Bergesnacht geweckt den Alten,
Nach dessen langem Schlaf aus seinen Banden
Das Deutsche Reich so wundervoll erstanden?!

Was er dem deutschen Volke hat verlieh'n,
Das ward verlieh'n bisher ihm noch durch keinen.
O, Gottes reichster Segen über ihn,
Und Gottes reichster Segen all den Seinen!
Die Jahre kommen, und die Jahre flieh'n,
Und jedem hört die Sonne auf zu scheinen:
Gott lasse ihn noch lange, lange wandern
Durch Freuden hin von einem Jahr zum andern!

Und nun die Kunst, hier schaffend ihr Gebild,
Von uns verlangt, die Stunde ihr zu schenken,
Und das, was unser Herz noch ganz erfüllt,
In ihre süßen Zauber will versenken:
Auf's neue laßt uns, eh sie es umhüllt
Mit zartem Schleier, — dieses Tags gedenken
Und un'srer Freude jubelnd Ausdruck geben!
Hoch Kaiser Wilhelm! Er soll leben! leben! — —

Und nun nur noch einen Monat weiter, und wir stehen vor einer anderen Feier, deren Mittelpunkt der Dichter selbst mit seiner Familie und seiner Anstalt bildete. Wir meinen die Feier des 25 jährigen Bestehens der Kieler Idiotenanstalt. Es war voraus-zusehen, daß man diese Gelegenheit ausgiebig benutzen würde, um in Johann Meyer neben dem Vorsteher ganz besonders den Dichter, der ja sonst allen Ovationen gern aus dem Wege ging, zu feiern. So hatte sich schon lange vorher und ganz im Stillen ein Comité zur Vorbereitung einer würdigen Feier gebildet. Die erste Anregung dazu ging von dem nunmehr schon lange verstorbenen Hauptlehrer Nancke aus, einem der vielen Freunde und Verehrer Johann Meyer's; er führte auch den Vorsitz in dem Festcomité.

Als zuletzt der Dichter davon Kunde erhielt, welche Feier man ihm zu Ehren veranstalten wolle, mußte ihn alles dies nur mit Genugthuung und gerechter Freude erfüllen. Denn der große Umfang, den das Jubiläumsfest annehmen sollte, gab ihm ja den

ieweis dafür, wie sehr es ihm geglückt und vergönnt ge-
r, sich mit seinen Dichtungen die Herzen anderer zu ge-
Und das konnte nur dadurch möglich werden, daß in
dern und Gesängen der Geist der wahren Poesie waltet.
Erkenntniß mußte ihm Freude machen; denn wer der
it, bedarf zu seinem Schaffen der Anerkennung, wie die
Lichtes, wenn sie Duft und Farbe hervorbringen soll.

unsern Freund gestaltete sich die Feier zu einem wahren
. Alle Blätter der alten Musenstadt und viele der
ovinz — darunter vor allem die „Itzehoer Nachrichten"
en am Morgen des 1. Juli einen Johann Meyer feiernden
ndere auf die Feier bezügliche Gedichte.

on früh am Morgen erschienen nacheinander im Garten
enanstalt verschiedene Gesangvereine der Stadt Kiel,
Gefeierten durch Vorträge von Liedern, hauptsächlich von
eren Verfasser er war, zu ehren. Dann brachten ihm im
Vormittags Deputationen von Vereinen ihre Glückwünsche
Überreichung von Diplomen, durch welche er zum Ehren-
rnannt wurde.

Abend sollte der zweite Theil der Feier in dem reich
en Saale des Wriedt'schen Etablissements stattfinden.
ige vor Beginn derselben war der weite Raum bis auf
Platz gefüllt, und auf der Gallerie hatte sich ein reicher
r eingefunden. Nun betrat auch der Jubilar mit seinen
den Saal, und ein Orchestertusch und brausende, jubelnde
npfingen sie.

in begann die Feier mit einer passenden Ouvertüre.
erklungen war, betrat der Vorsitzende des Hauptcomités,
uptlehrer Nancke, das mit Blumen und Guirlanden ge-
Rednerpult, um mit kurzen einleitenden Worten auf die
; der Feier hinzuweisen und dem Festredner, Herrn
er Enking das Wort zu ertheilen. Die Worte, womit
Jubilar feierte, sowie diejenigen, welche der Gefeierte
machten selbstverständlich einen wesentlichen Theil der
stlichkeit aus und verdienen schon deshalb hier wieder-
u werden; aber eine noch größere Berechtigung hierzu
ie dadurch, daß man aus ihnen ebensowohl ein Bild

von den hohen Verdiensten unseres Freundes wie von seiner außerordentlichen Bescheidenheit erhält. Wie sagt doch Rückert in seiner Weisheit des Brahmanen?

> Bescheidenheit, ein Schmuck des Mannes, steht jedem fein,
> Doch doppelt jenem, der Grund hätte, stolz zu sein.

Herr Enking sprach etwa Folgendes:

Verehrte Festgenossen! Es ist allezeit ein Segen von oben, wenn es einem Manne vergönnt ist, sei es in welchem Lebensberufe, mit Erfolg ein Vierteljahrhundert in ungeschwächter Kraft zu wirken, — und wie es natürlich ist, wenn das Herz desjenigen, dem ein solcher Segen zu Theil geworden, an der Schwelle eines neuen Vierteljahrhunderts von Dank erfüllt ist gegen den, der bisher geholfen, so ist es eine natürliche und feine Sitte, daß diejenigen, die einem also Gesegneten am nächsten und nahe stehen, ihm ihre Mitfreude und ihre Glückwünsche zum Ausdrucke bringen.

Am heutigen Tage blickt unser Mitbürger Herr Johann Meyer auf einen solchen Zeitabschnitt zurück; 25 Jahre sind verflossen, seitdem er hierorts eine Idiotenanstalt, d. h. eine Anstalt zur Pflege und Erziehung solcher unglücklichen Kinder eröffnete, die von der Natur mit ungewöhnlich geringen Geistesgaben ausgerüstet sind und daneben meistens noch an unheilbaren körperlichen Gebrechen verschiedener Art leiden. Wahrlich, ein schwerer Beruf, Lehrer und Erzieher dieser Kinder zu sein; denn er bringt Mühe von früh bis spät und Sorgen jeder Art, er erfordert eine nie erschöpfende Geduld und die größte Selbstverleugnung! Nur, so wiederhole ich mit den Worten eines andern, nur wer von warmer Liebe zur Jugend und von inniger Theilnahme für solche unglückliche Kinder, wie von dem edlen Verlangen erfüllt ist, ein Wohlthäter seiner leidenden Mitmenschen zu werden: nur der konnte sich aus freien Stücken einen Beruf wählen, der ihm bei aller Arbeit keine Aussicht auf glänzende materielle Erfolge verhieß.

Ein Unternehmen, das mit solchen Gesinnungen begonnen wurde, konnte nicht ungesegnet bleiben, und so hat sich unter Herrn Meyer's Leitung die Anstalt aus sehr kleinen und beschränkten Anfängen zu einem großen Umfange entwickelt. Die liebevolle Behandlung und die sorgsame Erziehung, welche den

Zöglingen der Anstalt zu Theil wurde, erwarben dem Vorsteher das Vertrauen weiter Kreise, und er darf mit Genugthuung und Dank auf seine 25jährige Thätigkeit und die ihm gewordene Anerkennung zurückblicken.

Von fern und nah sind ihm denn heute Glückwünsche zu seinem 25jährigen Jubiläum dargebracht, — in einem weit größeren Umfange, als sie die stille Liebesthätigkeit in der Anstalt allein würde veranlaßt haben Wenn die Kampfgenossen von 1848, wenn die Gesangvereine unsrer Stadt, wenn ein die Kunst Thaliens pflegender Verein durch Deputationen am heutigen Tage dem Jubilare Glückwünsche und Beweise der Anerkennung dargebracht haben, wenn sich heute Abend die durch jene Deputationen vertretenen Kreise mit zahlreichen Freunden des Jubilars hier vereinigt haben, um, den geschätzten Jubilar in ihrer Mitte, eine eigenartige, seltene Feier zu begehen: so ist das ein Beweis dafür, daß sich der Gefeierte noch auf einem andern Gebiete als dem der Amtsverwaltung ausgezeichnet hat, — wir wissen, es ist das der Kunst — und daß das Amtsjubiläum den genannten Kreisen zu einem von ihnen fröhlich ergriffenen Anlaß geworden ist, um — unserm vaterländischen Dichter Johann Meyer eine Huldigung darzubringen.

Wenn nun seitens des geehrten Festcomités, mir als dem langjährigen Freunde unsers Dichters, der ehrenvolle Auftrag geworden ist, die Festrede zu halten, so habe ich geglaubt, im Sinne des Comités zu handeln, wenn ich, dem Geiste des Programms entsprechend, in den Kranz, der dem Jubilar aus seinen eigenen dichterischen Erzeugnissen, umwoben von sympathischen Harmonien, hier heute Abend gewunden wird, ein Lebensbild des Dichters flechte. Es mag zwar selten sein, daß man in Gegenwart des Gefeierten selbst dessen Lebenslauf entrollt; ich denke aber, mein Freund, der bislang so viel Übung in der Geduld gehabt, wird auch eine kurze Weile geduldig anhören, und hoffe, daß der eigentliche Lebensgang des Dichters das Interesse der Hörer gewinnen wird, sowie daß Sie, verehrte Festgenossen, aus demselben vor allem das erkennen, daß die Volksthümlichkeit der Meyer'schen Muse eine echte Wurzel hat.

Im Jahre 1829 am 5. Januar in Wilster geboren, kam unser Dichter bald nach seiner Geburt mit den Eltern nach dem Geest-

dorfe Schafftedt in Süderdithmarschen. Hier wuchs er heran, hier genoß er den Unterricht, wie ihn eine einfache Dorfschule bieten kann, hier lebte er bei, mit und unter den Bauern; so wurde Dithmarschen seine eigentliche Heimath, und Dithmarschens plattdeutsche Mundart wurde seine Muttersprache. Schon früh zeigte sich die poetische Anlage des Knaben. Einige Bändchen einer Groschenbibliothek deutscher Klassiker, die ihm in die Hände fielen, darunter besonders Bürger's Gedichte, weckten in ihm den schlummernden Keim und regten ihn zu den ersten dichterischen Versuchen an, deren erster ein „Erntelied" war.

Kurz vor seiner Konfirmation zogen seine Eltern nach Sollerup an der Treene, woselbst sein Vater eine Mühle gekauft hatte, und nach der Konfirmation wurde der Sohn Müllerlehrling, freilich ohne Neigung für diesen Beruf zu haben; denn er sehnte sich darnach, einmal eine wissenschaftliche Laufbahn einzuschlagen. Soweit es die ihm sparsam zugemessene Freiheit erlaubte, studirte er mit Eifer die deutsche Grammatik, auch nahm er zweimal wöchentlich Privatstunden bei einem benachbarten Prediger. Als die Lehrzeit in der Mühle beendet war, erlernte er während der nächsten 4 Jahre das Zimmerhandwerk, damit er als künftiger Müller seine Mühle selbst in Ordnung erhalten könne. Darnach kehrte er ins Elternhaus zurück und begann, als Geselle, dem väterlichen Betriebe vorzustehen. In dieser Stellung setzte er seine dichterischen Versuche fort, und das „Itzehoer Wochenblatt" (die jetzigen „Itzeh. Nachr.") brachte schon damals hin und wieder eines seiner Gedichte zum Abdruck. Aufs neue erhielt er Unterricht bei dem Prediger, um Latein und Griechisch zu lernen, und „zwischen den Mehlsäcken saß der Müllergeselle, den Cäsar, Virgil und Homer studirend."

Als er 22 Jahre alt war, ging sein heißester Wunsch in Erfüllung: er durfte ein Gymnasium beziehen, und zwar die Gelehrtenschule zu Meldorf, wo schon einmal ein Müllergeselle als 18jähriger Jüngling seine wissenschaftliche Laufbahn begonnen hatte, — der nachmalige Konsistorialrath Dr. Klaus Harms in Kiel. Seinen Platz erhielt Johann Meyer unter — den Tertianern, aber bei seiner Begabung und seinem eisernen Fleiße gelang es ihm, ohne daß er der Mühe und sie ihm untreu wurde, in 3½ Jahren das Gymnasium zu absolvieren. Während dieser Zeit wurde Dithmarschen zum zweiten Mal seine Heimath und er ein

echter Dithmarscher. In seinen freien Stunden durchstreifte er Feld und Flur, trat in freundlichsten Verkehr mit den Landbewohnern, belauschte die Natur und beobachtete mit den offensten Augen das Volksleben. Von diesen fröhlichen Streifereien brachte er am Abend oft Blumen und — Gedichte in sein kleines Stübchen zurück, von welch letzteren dann wohl wieder das eine und das andere in das „Itzehoer Wochenblatt" wanderte.

Im Jahre 1854, also in einem Alter von 25 Jahren, bezog Meyer die Universität Kiel, um Theologie zu studiren. Doch befriedigte ihn dieses Studium nicht ganz, indem nur der historische und der ethische Theil desselben ihn anzogen. Die sonstigen Bildungsmittel, welche ihm die Universität darbot, benutzte er mit großem Eifer, und die Muse verließ ihn nie. Nach 3½ jährigem Aufenthalte verließ er die Universität und kehrte zu seinen Eltern zurück, die nunmehr ihren Wohnsitz in der Stadt Schleswig genommen hatten. 1858 trat er an der Andresen'schen Erziehungsanstalt in Altona als Lehrer ein, und in diesem Jahre erschien der erste, im folgenden Jahre der zweite Band seiner Plattdeutschen Gedichte. Im Sommer 1859 folgte er einem Rufe als Redakteur der weit verbreiteten „Itzehoer Nachr." Doch auch hier hatte er noch nicht das Feld der Thätigkeit gefunden, die seiner gemüthstiefen Anlage entsprach. Neujahr 1860 kehrte er nach Schleswig zurück. Hier bestand seit einiger Zeit eine Idiotenanstalt, damals die einzige in den Herzogthümern. Meyer besuchte sie und machte sich mit ihren Einrichtungen bekannt. Der Anblick der unglücklichen schwachsinnigen Kinder schreckte ihn nicht ab, wie es sonst bei so vielen Besuchern der Fall ist; vielmehr faßte er den Entschluß, in Holstein eine gleiche Anstalt zu gründen. Diesen Plan brachte er im Jahre 1862 zur Ausführung, und wie er ihn mit Muth ergriffen, so hat er ihn mit Ausdauer bis auf den heutigen Tag weiter geführt.

Kaum sollte man glauben können, daß die schwierigen Verhältnisse, welche die Leitung einer solchen Anstalt mit sich bringt, eine Fortsetzung dichterischer Produktionen, geschweige denn erhöhte Leistungen auf diesem Gebiete zulasse, und dennoch hat die Meyer'sche Muse alle Hemmnisse, die sich ihr entgegenstellten, glänzend überwunden. Schien es anfangs, als ob dieselbe stille geworden, so zeigte sich doch bald, daß dies nicht der Fall sei. Davon zeugte Meyer's Mitarbeiterschaft an verschiedenen Zeitschriften, — ich

nenne den „Jugendboten", „Die deutsche Jugend", den „Plattdütschen Husfründ", davon zeugten die verschiedenartigsten Gelegenheitsgedichte, davon zeugte besonders sein episch-lyrisches Gedicht „Gröndonnersdag bi Eckernför", das er den Kampfgenossen von 1848 zur 25. Jubelfeier des Sieges bei Eckernförde widmete, ein Gedicht, dem in der ganzen Plattdeutschen Literatur kein gleichartiges an die Seite zu stellen ist und das allein schon ihm schriftstellerischen Ruhm sichert. Ein Beweis für die Weiterentwicklung des Dichters ist ferner, daß er sich in den letzten Jahren auch dem Drama mit Geschick und Erfolg zugewendet hat.

Ziehen wir denn nun das Resultat des kurzgefaßten Lebenslaufes, so ist es dieses, daß unser Jubilar während seiner Jugend in einfachen, aber gesunden ländlichen Verhältnissen das Natur- und Volksleben seiner Heimath kennen gelernt, daß er die Last und den Segen harter körperlicher Arbeit erfahren, daß er seinem Wissensdrang durch eine wissenschaftliche Ausbildung genug gethan, daß sein von Liebe zu seinen Mitmenschen erfülltes Herz in dem von ihm gewählten schweren Berufe ein höchst edles Ziel gefunden und daß unter allen Verhältnissen die Poesie die treue Begleiterin seines Lebens geblieben ist.

Nun lebt er seit 25 Jahren in seiner stillen, anspruchslosen und liebenswürdigen Weise hier am Orte. Wem das Glück zu theil wurde, ihm persönlich näher zu treten und den Menschen in ihm kennen zu lernen, der weiß, daß er einen Schatz in ihm gefunden hat, wie er sich selten findet. Doch stille, — die Anwesenheit des Freundes erlegt an dieser Stelle mir Schweigen auf. Ich sage nur: das Wort unseres Dichters „O, wo Du kannst, dar drög de Thran" ist in seinem Munde kein leerer Schall; und dagegen: wo es galt, die Freude der Fröhlichen zu erhöhen, da war er stets willig, mit seinen Gaben zu dienen, und wann sich irgend die Wellen des Volks des künstlerischen und patriotischen Lebens höher erhoben, da war unser Jubilar allezeit bereit, in volksthümlichen Stimmen das Rauschen derselben zu verdolmetschen.

Welche Bedeutung Johann Meyer als Dichter gewonnen hat, das lehrt uns die Anerkennung, die er bereits bei der ersten Herausgabe seiner plattdeutschen Gedichte von andern namhaften, kompetenten Schriftstellern gefunden hat; ich nenne nur Hebbel

und Reuter, davon zeugt die weite Verbreitung mancher seiner, gewissermaßen zur musikalischen Komposition herausfordernden Lieder, sowie der große Beifall, den seine Dramen errungen haben, davon zeugt vor allem denn auch das heutige Fest. Unsere Kämpfer von 1848 haben es sich nicht nehmen lassen, dem Sänger der Schlacht bei Eckernförde, die er in seinem „Theodor Preußer" so überaus glücklich dramatisirt hat, heute ihre Hochachtung zu bezeugen; die hiesigen Gesangvereine sind erschienen, um mit des Dichters eigenen Liedern ihm ihren Dank auszudrücken, und der Verein „Thalia" zollt ihm heute Abend seine Anerkennung durch Aufführung des neusten seiner eignen Dramen.

Was ist es denn, wodurch wir uns so sehr zu seinen Dichtungen hingezogen fühlen? Es ist die echte Volksthümlichkeit derselben, es ist die Tiefe des Gemüths, die Zartheit der Empfindung, die Wahrheit der Lebensauffassung, die Heimathsliebe und der Patriotismus, welche aus ihnen athmen, und die Meisterschaft in der Form der Darstellung. Johann Meyer ist ein plattdeutscher Dichter ersten Ranges, darf aber auch durch seine hochdeutschen Dichtungen — Lieder, Sprüche, Balladen und Märchen —, die freilich noch weniger bekannt sind, Anspruch auf Anerkennung erheben. In diesen finden wir dieselbe Gemüthstiefe, dasselbe Naturverständniß, dieselbe Musik und Kraft der Sprache wieder, die wir in seinen plattdeutschen Gedichten bewundern und lieben.

Hochgeehrte Festgenossen! Sie haben es sich nicht nehmen lassen wollen, das heutige Berufsjubiläum des Herrn Direktor Meyer als Anlaß dazu zu ergreifen, dem vaterländischen Dichter Johann Meyer Ihre volle Anerkennung zum Ausdruck zu bringen; Sie haben nicht warten wollen, bis ernstes Moos das Mal eines theuern Entschlafenen deckt, Sie haben dem Lebenden sein Recht werden lassen wollen, und das, gestatten Sie mir, es auszusprechen, gereicht Ihnen selbst zu großer Ehre. So lassen Sie uns denn unsere Anerkennung, unsern Dank und unsere heißen Wünsche für den theuren Jubilar noch einmal zusammenfassen und, den Blick gen oben richtend, das Ende an den Anfang knüpfen. Möge ihm der Segen von oben, der bisher auf der Berufsthätigkeit unseres Jubilars sichtbar geruht hat, möge ihm die Idealität und Fruchtbarkeit seines Geistes, die ihn bisher beglückt hat, bewahrt bleiben bis in fernen Zeiten! Zur Besiegelung dieser unserer Wünsche er-

heben wir uns alle und bringen unserm vaterländischen Dichter Johann Meyer ein dreifaches Hoch!

Als das dreimal erbrausende Hoch aller Anwesenden zugleich mit den Klängen des begleitenden Orchestertusches verhallt war, betrat der Jubilar das Katheder und hielt die nachfolgende Erwiderungsrede:

„Hochverehrte Anwesende!

Mit ebenso tiefer Rührung als inniger Dankbarkeit stehe ich vor Ihnen, um den mannigfachen Gefühlen, welche mein Herz überfluthen, in einigen Worten Luft zu machen. Der heutige Tag hat sich für mich zu einem so ehren- und freudenreichen gestaltet, wie ich es mir nimmermehr habe träumen lassen. Und Sie alle, hochverehrte Anwesende, haben mir heute einen Kranz der Freude in die Hand gedrückt, auf dessen zahlreichen Blättern alle Ihre Namen vor meinem Geiste verzeichnet stehen und der in meiner Erinnerung grünen wird, so lange ich lebe. Als ich vor einigen Tagen um meine Einwilligung zu dieser Feier ersucht wurde, war ich allerdings schwankend, weil in mir der Gedanke aufgekommen war, ob es denn doch nicht als unbescheiden und arrogant meinerseits erscheinen könnte, so großartige Freundschafts- und Verehrungszeichen nur so hinzunehmen, als ob sie sich von selbst verständen. — Was sind denn 25 Jahre der Anzahl von Jahren gegenüber, die erst vor Kurzem zwei 50jährige Jubiläen uns gebracht haben, die der hochgeschätzten und allverehrten Herren Lehrer Haß und Knees?! — Allerdings, und das sei mir gestattet, hier nur flüchtig zu erwähnen, kommen in einem Berufe, wie der meinige, der trüben, schmerzlichen und aufregenden Stunden gar manche vor, und mancher Tag ist ein das Gemüth so schwer bedrückender, daß ich mich wohl zu der Annahme verleiten lassen könnte, eine derartige 25jährige Thätigkeit meines Lebens sei schon genug und die noch für mich übrige Zeit mir gern zu meiner Erholung zu gönnen. — Gering sind die Opfer nicht, welche ein Beruf wie der meinige von mir und meiner Familie verlangt, und klein sind auch nicht die Ansprüche, welche täglich an uns gemacht werden, und wir haben von Anfang an auf gar manches, was zum Sonnenscheine des Lebens gehört, verzichten müssen. Aber, und das muß ich hier doch auch mit dankerfülltem Herzen erwähnen, meine Anstalt hat von Anfang an so feste, sichere und treue Stützen

zur Seite gehabt, daß mir und den Meinigen dadurch die Schwere unseres Berufes beständig um einen großen Theil erleichtert wurde. Viele angesehene und einflußreiche Männer kamen mir schon zur Zeit der Gründung mit großem Wohlwollen entgegen. Ich nenne als den ersten besten den Herrn Dr. Friedrich Volbehr, der sich ja auch um die Begründung unsrer Blindenanstalt so hoch verdient gemacht hat. Seine Feder war unablässig thätig, meiner Anstalt neue Freunde zu gewinnen. Ich nenne den verstorbenen Physikus Dr. Francke, den damaligen Bürgermeister Kirchhoff, den verstorbenen Konsistorialrath Versmann, den hier anwesenden Herrn Rektor Tietz und den Kurator der Universität, Grafen Reventlow, dessen Fürsprache die Anstalt ihre erste pekuniäre Unterstützung seitens der dänischen Regierung zu verdanken hatte. Alle hiesigen Herren Ärzte haben von jeher meiner Anstalt sympathisch gegenüber gestanden. Ich erwähne von ihnen nur den Herrn Geheimrath Professor v. Esmarch, den verstorbenen Herrn Geheimrath Professor Bartels, den Geheimen Regierungs- und Medizinalrath Herrn Professor Bockendahl, den Herrn Justizrath Dr. Seestern-Pauli und last not least, den Herrn Sanitätsrath Physikus Dr. Joens, der, nun schon seit so vielen Jahren als Arzt meiner Anstalt ihr allezeit ein treuer Helfer in der Noth und ein immer freundlicher Berather gewesen ist. Und auch das darf hier nicht unerwähnt bleiben, daß meiner Anstalt schon von Anfang an so viele pekuniäre Unterstützungen zu Theil wurden, als genügten, ihre Existenz zu sichern. Ich habe schon angedeutet, daß sie sich einer Unterstützung seitens der dänischen Regierung erfreuen durfte, und außerdem waren es besonders zwei Spar- und Leihkassen, die zu Kiel und zu Rendsburg, denen die Anstalt und deren Begründer zu unablässlichem Dank verpflichtet bleiben. — Und als in späterer Zeit die Trennung von Dänemark stattfand, war es nicht minder die Königliche Preußische Regierung, welche auch meine Anstalt nicht vergaß, und als auch später der Provinz zu gewissen Zwecken der Selbstverwaltung ihr eigner Herd zugewiesen wurde, da war es vor allem der Herr Landesdirektor v. Ahlefeld, der Freund der Blinden, welcher auch die Sache der Idioten förderte, und auf seine Veranlassung auch der ganze provinziale Landtag. Jahr für Jahr bekam die Anstalt seitdem zugleich mit der schleswigschen eine Unterstützung aus jenem Fond, und zwar eine genügende, um Jahr für Jahr ihre Existenz

zu sichern. — Aber warum bekenne ich denn dies alles hier?! — Hochverehrte Anwesende, ich möchte dadurch gern die Bedeutung des heutigen Tages und seiner Feier für mich und die Anstalt in das richtige Licht stellen! — Ja, ja! — Ich möchte die Bedeutung dieser Feier um etwas verringern, möchte das Bedenken rechtfertigen, das in mir entstand, als ich sie genehmigen sollte! Ja! ja! und ich möchte Ihnen zurufen: Verzeihen Sie mir, daß ich stille gehalten, — ich habe um der Anstalt und meines Berufes willen allein eine solche ehrenvolle Auszeichnung wohl nicht verdient! Und nun, hochverehrte Anwesende, befinde ich mich plötzlich einem Umstande gegenüber, der, wie ich anzunehmen kein Bedenken trage, auch mit dieser von Ihnen ins Werk gesetzten Feier in einigem Zusammenhange stehen dürfte. — Ich weiß es, und es sind mir ja auch hier seit meiner dichterischen Thätigkeit in Kiel, also seit dem Bestehen meiner Anstalt, unzählige Beweise davon gegeben worden, daß man mich auch hier wie anderswo um dessentwillen ehrt und achtet, was ich Apoll und den Musen verdanke. — Ich darf mir erlauben, Sie alle, meine Herren Sänger, daran zu erinnern, wie Sie ja schon so oft, wo uns der Zufall zusammenführte, fröhlich meine Lieder anstimmten, um mir eine Freude zu machen, wenn nicht einen Dank zu äußern. — Ich darf mir erlauben, Sie, geehrte Anwesende aus dem Verein „Thalia“ und dem Verein der Kampfgenossen von 1848—51 daran zu erinnern, wie oft Sie mich schon aus Erkenntlichkeit für irgend einen theatralischen Genuß vor die Rampe gerufen haben, um mir Ihren Dank entgegen zu jubeln. — Vielleicht auch nicht wenige der hier Anwesenden dürften schon Zeugen davon gewesen sein, daß mir in unsern öffentlichen Theatern eine solche Anerkennung und Ehre zu Theil geworden ist. — Und deutet denn auch nicht das Arrangement der heutigen Feier auf etwas Ähnliches hin? — Wollen Sie mir nicht durch die Vorträge einer Menge meiner Lieder eine Freude machen? — Wollen Sie mich nicht durch die Aufführung eines der von mir verfaßten Theaterstücke besonders ehren und erfreuen? — Da dürfte ich mich denn wohl in keinem Irrthume befinden, wenn ich annehme, daß diese Feier für Sie noch eine Nebenbedeutung hat, und daß Ihnen mein und der Anstalt 25jähriges Jubiläum die gern gesehene Gelegenheit geboten, mir zu erkennen zu geben, wie Sie mich um meiner poetischen Leistungen willen achten und

ehren! — Nun, hochverehrte Anwesende, ich bin weit davon ent fernt, Ihnen das zu verwehren, und ich bekenne gern, daß gerad dieser Umstand es hauptsächlich gewesen ist, welcher mich veranlaß hat, Ihnen die Genehmigung zu dieser Feier nicht zu versagen — Mein poetisches Leben ist von meinem Anstaltsleben nun ein mal nicht zu trennen, und so lange die Anstalt existirt, habe auch beide in einem innigem Zusammenhange mit einander gestanden. — Wenn ich matt war und der Erholung bedurfte, die Muse hat sie m gewährt, — sie hat mich getröstet, wenn ich betrübt war, und sie hat wenn ich froh war, mir den rechten Ausdruck der Freude gegeben — Um wie viel leichter wurde mir mein schwerer Beruf mit einer solchen Freundin an der Seite! — Und wie manche Nacht, di ich um der Anstalt willen durchwachen mußte, gewährte sie mi ihre Herz und Gemüth erquickende Gesellschaft! Schon aus Dan gegen diese meine Freundin, und da ich als ihr Günstling zu jene Kategorie von Menschen gehöre, denen in der Anerkennung di Hauptbedingung ihres fröhlichen Weiterschaffens liegt, konnte ic eine Feier mit solcher Nebenbedeutung nicht zurückweisen. Und ic wiederhole es nochmals freudig und gern: Sie haben mir heut einen Kranz der Freude in die Hand gedrückt, auf dessen unzählige Blättern alle Ihre Namen vor meinem Geiste verzeichnet stehe und der in meiner Erinnerung grünen wird, so lange ich lebe — Und ich bitte Sie, meinen Dank und meine Freude gegen da Comité, gegen die Herren Sänger, gegen die Mitwirkenden a der Bühne und gegen alle, welche gekommen sind, an meine Feste theilzunehmen, nun dergestalt äußern zu dürfen, daß i jubelnd ausrufe: Sie alle sollen leben!"

Nach dieser oft durch Beifall unterbrochenen Rede eröffne die von Carl Meyer componirte Ouvertüre zu des Jubilars „T Termin" das reichhaltige Programm der musikalischen und Sange vorträge. Es folgten die stimmungsvollen, von Baldamus un Prase in Musik gesetzten, allbeliebten Lieder „O du min Blom und „O Mondenschein", vorgetragen von den vereinigten Kiele Gesangvereinen Concordia, Eintracht, Germania und Liedertafe sowie die von Prase herrührende Ouvertüre zu dem Genrebild „Ji Kruge zu Tolk".

Den zweiten, länger ausgedehnten Theil des Programms füll die Vorführung von Johann Meyer's plattdeutschem Charakterbil

„En lütt Waisenkind“ aus; Mitglieder der „Thalia“ brachten das Stück überaus trefflich zur Darstellung. Eine mir vorliegende Kritik rühmt von ihnen, daß sie sammt und sonders vorzügliche Leistungen boten; „was sie gaben — und das ist nicht genug anzuerkennen — war unverfälschte Lebenswahrheit, eine Charakterzeichnung, die nach der ernsten, wie nach der humoristischen Seite hin stets das Schwarze traf. Auch der gesangliche Theil gelangte vollauf zu seinem Rechte. Bei offener Scene, zumal aber nach den Actschlüssen, wurde lebhaft applaudirt.“ — Am Schlusse verlangte die Versammlung auch stürmisch nach dem Dichter; er leistete diesem Verlangen auch Folge, und der wohlverdiente Lorbeerkranz wurde ihm von einem der Darsteller überreicht.

Auf dieses herrliche Stück, nach unserem Dafürhalten das schönste aller Meyer'schen Dramen, werden wir weiter unten noch zurückkommen.

Nach Beendigung der scenischen Aufführungen kamen wieder Lieder des Jubilars zum Vortrag; die anwesenden Componisten, Baldamus, Carl Meyer und Prase, wurden durch Hervorruf und Tusch geehrt.

Gegen 1 Uhr nachts schloß der Vorsitzende den officiellen Theil; aber „wenn sich der Schwarm verlaufen hat um die mitternächtige Stunde, dann findet unter den Edleren statt eine würdige Tafelrunde“, und so hielt der Kern der Festtheilnehmer unter Recitationen plattdeutscher Lieder, Gesangvorträgen, Reden und Orchestermusik bis zum hellichten Morgen aus.

Das waren nicht die einzigen Ehrungen, die Johann Meyer an seinem Jubiläum zu Theil wurden; es liefen auch Telegramme und Briefe in einer so großen Zahl ein, daß einige Tage unausgesetzter Thätigkeit dazu gehörten, allen Absendern den Dank dafür auszusprechen.

Dann langten Geschenke mancherlei Art an, darunter auch Diplome vieler Vereine, die den Jubilar zu ihrem Ehrenmitgliede ernannten. Von all diesen Gaben mag wohl keine mehr das Herz des Beschenkten erfreut haben, als die, womit ihn in sinniger Weise seine beiden Töchter überraschten. Es war dies eine Zusammenstellung von Photographien zu einem großen Bilde; in der Mitte befindet sich das Hauptgebäude der Anstalt, das zugleich das Wohnhaus des Vorstehers und seiner Familie ist, und rund

herum umgeben es die Gruppenbilder sämmtlicher Pfleglinge mit ihrem Lehr- und Wärterpersonal. Dieses hübsche Bild, das wir auf der nächsten Seite in einer kleinen Reproduction wiedergeben, ziert das Studierzimmer unseres Poeten, und die Freude, womit er den Besucher darauf aufmerksam macht, läßt erkennen, wie lieb und theuer ihm gerade dieses Angedenken an seinen Jubiläumstag ist.
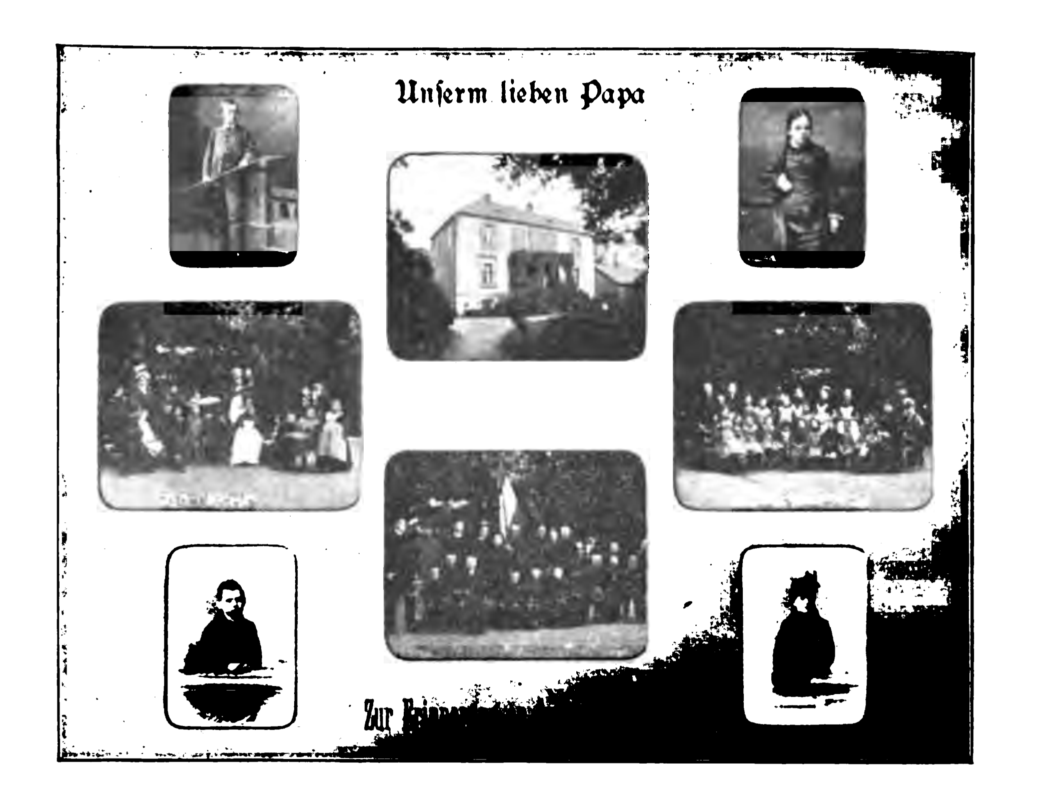
Unter den vielen Gaben, womit man Johann Meyer zu ehren suchte, befanden sich auch Gedichte; sie waren entweder in Zeitungen veröffentlicht oder wurden dem Jubilar im Manuscripte zugestellt. Eines darunter, das ich irgendwo gedruckt gelesen habe, hat mir besonders gefallen; es hat den Director der Kieler Gewerbeschule, J. F. Ahrens, zum Verfasser und lautet also:

O armes Kind mit blöden Sinnen,
Wer wird dein Freund und Pfleger sein?
Wer lenkt dein Lernen und Beginnen,
Wer reißt dich aus dem dumpfen Sein?
Wer schürt den unscheinbaren Funken,
Der, matt wie ein zerflackernd Licht
Und unter Asche fast versunken,
Aus deinen Augensternen bricht?

Wer beut dir frohe Kinderspiele,
Worinnen Lust und Leben schäumt?
Ach, unerreichbar sind die Ziele,
Wovon die Mutter einst geträumt.
Als sie zuerst so froh den Kleinen
Ans dankerfüllte Herz gelegt,
Da nimmer will der Tag erscheinen,
Wo frei der Geist die Schwingen regt.

Nichts will im Grund der Seele sprossen,
Gleichwie auf dürrem Sand und Kies.
Ein dumpfer Bann hält wie verschlossen
Das Thor ins Geistesparadies.
Da späht das Vateraug' voll Sorgen
Hinaus nach einem Gärtnerheim,
Wo treue Sorge still verborgen
Noch wecken mög' den schwachen Keim.

Du schufst dies Heim, drin Du mit Milde
Geforscht nach jeder Lebensspur
In dem getrübten Gottesbilde,
Dem Gärtner gleich, des Sorge nur


Unserm lieben Papa
Zur

Stets darauf sinnet, daß sich rege
Das Leben, dessen Quelle stockt,
Erhoffend, daß noch treue Pflege
Zum Leben einz'lne Blüthen lockt.

Wohl kannst auch Du nicht Leben schaffen,
Wo die Natur nicht Keime streut,
Und nimmer schmieden Geisteswaffen,
Wenn das Metall der Geist nicht beut,
Wohl kannst Du das Geschick nicht wenden,
Nimmt sie Dein Heim in seinen Schoß,
Doch milden Sonnenschein noch senden
In dieser Armen dunkles Los.

Drum bleib noch lange Dir erhalten
Im Gärtnerheime Kraft und Lust,
Um Deines Amtes dort zu walten,
Der Segen in der eignen Brust.
Was Du mit Deinem liederwarmen
Herzschlag und ohne Prunk und Schein,
Stets still gethan an diesen Armen,
Soll nimmer Dir vergessen sein.

Das war das Jahr 1887 mit der Jubiläumsfeier unseres Dichters, reich an Ehren und Freude für ihn. Dann aber kam 1888, jenes für das deutsche Volk so verhängnisvolle, schmerzensreiche Jahr, in dem ihm zwei Kaiser starben. Zuerst führte der Tod den Begründer des neuen Reiches, Kaiser Wilhelm, hinweg. Diesem hatte der Himmel ein hohes Alter beschieden, und als er uns genommen wurde, da durfte man wohl klagen, aber nicht hadern mit dem Geschicke. Aber noch war nicht vernarbt die Wunde, die sein Tod dem deutschen Herzen geschlagen, — als zum zweiten Male in der kurzen Frist von drei Monaten Alldeutschland den Heimgang eines Kaisers beklagte. Friedrich III., der große Dulder, hatte vollendet. Es hatte sich erfüllt das herbe Geschick, das seit Jahr und Tag über seinem Haupte schwebte. Ausgestattet mit einer selten kraftvollen Natur, hat er lange widerstanden der heimtückischen Krankheit. Er trug den Todespfeil im Herzen, als er den Thron seiner Väter bestieg; aber pflichtgetreu nahm er die Last der Regierung auf sich, und mit Bewunderung vernahmen wir, wie er sich auf dem Schmerzenslager um das Wohl seines Volkes mühte. — Kaiser Wilhelms Zeit war gekommen; er hatte auch des Ruhmes genug und fast mehr noch der Liebe und

Dankbarkeit empfangen; aber Kaiser Friedrich wurde im besten Mannesalter dahingerafft, und all die glänzenden Eigenschaften, die ihn schmückten, sollten dem deutschen Volke nur kurze Zeit zum Segen und Heile gereichen.

Zwei Kaiser todt in einem Jahre! Ein furchtbareres Los konnte das Vaterland kaum treffen. Und jeder Deutsche wurde davon tief ergriffen; überall wurden die Klagen laut, und was alle schmerzlich empfanden, das drückten die Dichter, die Interpreten der Volksseele, in ihren Gesängen aus. Auch Johann Meyer hat dies gethan, und wie es ihm gelungen, das möge der Leser selbst beurtheilen.

Kaiser Wilhelm.

Flicht deinen Lorbeer voll um das theure Haupt
Noch einmal wieder, Göttin des Sieges du,
Viktoria, die ihm, wie keinem,
Da er noch lebte, die Stirn umkränzte!

Und du, Eirene, senke das dunkle Grün
Der Friedenspalme sanft auf das stille Herz,
Ach, nun schon kalt, das doch der Liebe
Himmlische Gluthen genährt, wie keines!

Und nun er schlummert, und ihn die Majestät
Verklärt des Todes, — nun der geliebten Hand
Entsank das Scepter, das auf Erden
Keiner der Fürsten, wie er, getragen,

Nun blick' nicht weinend, Mutter Germania,
Und hadernd nieder, wo er in Frieden schläft,
Und du, Borussia, nicht störe
Klagend die himmlische Ruh' des Todten!

Noch starb kein Kaiser, also mit Ruhm bedeckt,
Wie Kaiser Wilhelm! — Keiner, wie er, ringsum
Ob seines Heldenthums gepriesen!
Keiner, wie er, ob der Thaten Größe.

Noch lebte keiner, also geliebt, wie er,
Von seinem Volke! — Keiner, an dem es so
Hing in Verehrung! — Doch auch keiner,
Dem es der Liebe noch mehr verdankte!

O, welch ein Dasein, thaten- und segensreich,
Wie keines andern, — aber auch sorgenschwer
Und mühevoll! — Und jedes andern
Gleich vor der waltenden Macht des Schicksals!

Ach, wie so hart doch traf ihn dieselbe Hand,
Die ihn gesegnet! Dornen ihm flechtend nun
Um seine gold'ne Kaiserkrone,
Bis ihn der Engel des Todes küßte!

Gönnt ihm den Frieden all', wie unsäglich auch
Ihr ihn geliebt um alles, was er gethan,
Und faltet zum Gebet die Hände,
Daß es der Himmel in Gnaden wende!:

Was Du uns schufst, Ruhmstrahlender allezeit,
Dein Reich Alldeutschland, blüh' es in Ewigkeit!
Genesung Deinem theuren Sohne!
Trag' er noch lange die Kaiserkrone!

Kaiser Friedrich.

Dein Siegfried todt, Alldeutschland! — Auch Beute er
Heimtück'schen Feindes, da noch im grünen Wald
Der Frühling rauschte, und des Feldes
Duftige Rosen im Hag erwachten.

Es sang die Amsel, — schmetterte froh ihr Lied
Die kleine Lerche, schwingend sich himmelan,
Und Philomelens süßen Klagen
Lauschte im wonnigen Schmuck die Erde.

O, Herr des Himmels! Mitten in all' der Pracht
Die Nacht des Todes! — Thränen umflort der Blick,
Und leid- und wehmuthsvoll die Seele
Ach, um den Theuren, der uns entrissen.

Noch schwieg der Schmerz nicht, noch ist von Thränen naß
Der Pfad zum Grabe, welchen ein Kaiser ging,
So groß wie keiner, — unser Kaiser!
Wilhelm der Erste, der Siegesreiche!

Und schon ihm nach der, dessen erprobtem Arm
Er ließ das Reichsschwert, daß er, wie einst mit ihm,
Es wieder schwänge, wenn des Volkes,
Heiligste Güter der Feind bedrohte!

Ach, schon ihm nach der, dessen allliebend Herz,
Gleich dem des Vaters, hoher Gefühle voll,
Für alles schlug, was schön und edel,
Opfernd sich freudig dem Dienst der Tugend!

Im Schlachtendonner wär' es bei Königsgrätz,
Und, wenn nicht dort, wo Deutschland gerettet er, —
Es ihm bei Wörth vergönnt gewesen,
Siegend voran für sein Volk zu sterben!

Nun aber fiel er, nicht wie im Wetter bricht
Der Blitz den Eichbaum, strotzend in voller Kraft,
Aufs Krankenlager hingeworfen,
Schleichenden Todes gewisse Beute.

Und doch auch so ward nicht ihm das hehre Los
Viel schöner noch und herrlicher auch zu Theil,
Im Tod der Liebe zu vergehen
Wieder und wieder — und für uns alle!

Des Glücks verlustig, was ihm die Seele schwoll
Im Laut zu äußern, — Liebe und Lust und Leid,
Ein stummer Dulder, gottergeben
Monde hindurch mit dem Tod' im Kampfe.

Und selbstvergessend wartend, trotz solchen Kampfs,
Des höchsten Amtes, das es auf Erden giebt:
Zu sein der Herrscher eines Reiches,
Groß und gepriesen und schön vor allen!

So schied noch keiner, welcher die Krone trug,
Cäsarenglanzes! — Hoch in den Sternen, wo
Der ew'ge Gott der Liebe thronet,
Leuchtet sein Name ob dieser Erde!

Dein Siegfried todt, Alldeutschland! — Auch Beute er
Heimtück'schen Feindes, da noch im grünen Wald
Der Frühling rauschte, und des Feldes
Duftige Rosen im Hag erwachten.

Nun sing' dein Lied ihm, Amsel, auf grünem Zweig,
Und deins ihm schmettre, Lerche im Sonnenschein,
Und deins, o Nachtigal, süß klagend
Sing' es dem Dulder, wo still er schlummert!

Und du, Alldeutschland, was du an Rosen hast
Und grünem Lorbeer, leg es auf seinen Sarg
Und halt es frisch mit deinen Thränen,
Friedrich dem Dritten für alle Zeiten!

Bevor Kaiser Friedrich für immer die Augen schloß, sollte ihm noch eine große Freude beschieden sein, gleich als hätte ihm die Vorsehung als Lohn für all die fromme Ergebung, mit der er sich in sein furchtbares Geschick fand, einige Stunden stillen Glückes in die schmerzensreichen Tage mischen wollen; der zweite Sohn, Prinz Heinrich, reichte zu Charlottenburg in Gegenwart des kranken Kaisers der Prinzessin Irene von Hessen und bei Rhein die

Hand zum ewigen Bunde. Wohl selten mag dem Glücke, das ein Brautpaar in der freudigen Stunde der Vermählung umfängt, so viel Trübsal beigegeben gewesen sein wie hier. Das Schicksal giebt und nimmt; mit der einen Hand spendet es Gaben, während es mit der andern das, was es früher gegeben, kaltherzig wieder an sich reißt.

Bald nach diesem Familienfeste entschlief der kaiserliche Dulder. Und als dann die Beisetzung des theuren Todten unter der allgemeinen herzlichen Theilnahme des ganzen Reiches stattgefunden hatte, kam das junge fürstliche Paar in tiefster Trauer nach Kiel und nahm hier vorerst auf Bellevue, dem prächtig gelegenen Hotel am Ende der Düsternbrooker Allee, Wohnung. Denn das Heim im Königlichen Schlosse war noch nicht in allen seinen Theilen vollständig fertig gestellt. Die Stadt hatte großartige Vorbereitungen getroffen, um die Neuvermählten würdig zu empfangen, und so gestalteten sich auch Empfang und Begrüßung zu einer glanzvollen Kundgebung. Wo schlug auch ein Herz im treuen Holstenlande, das nicht innigen Antheil nahm an allem, was an Freude und Leid, an Trauer und Schmerz dem Kaiserhause beschieden war? Und bei jedem war der Wunsch rege, es möchte diese Überzeugung dem hohen Paare die Schwere des kaum erlebten Schicksalsschlages erleichtern.

Dieser Gedanke beseelte auch den vaterländischen Dichter und darum schuf er die nachstehenden Strophen:

Dem hohen Paare,
Ihren Kgl. Hoheiten dem Prinzen und der Prinzessin Heinrich von Preußen.

Willkommen, Kaiser Friedrichs Sohn,
Des Theuren, der im Himmel schon; —
Noch tragen wir den Trauerflor,
Um das, was unser Herz verlor,
Und doch für Schleswig-Holstein heut'
Ist dieser Tag ein Tag der Freud'!

Und so wie wir herzinniglich,
All' Deiner froh, begrüßen Dich,
Mit gleicher Freud' begrüßen wir
Die Theure, welche kam mit Dir,
Und nun mit Dir für allezeit
Verbunden bleibt in Freud' und Leid.

O, holde Frau, noch unbekannt
Ist Dir dein neues Heimathland
Doch wirst Du's schon dort oben seh'n,
Wie auch bei uns die Erde schön,
Wenn Du von schatt'ger Waldeshöh'
Hinausblickst in die blaue See!

Und wenn Du siehst danebenher
Die grünen Felder ährenschwer
Und hörst die Lieder überall
Der Lerche und der Nachtigall
Und fühlst, wie Dich auch hier entzückt
Der Strauch, den schon die Rose schmückt!

Und sieh, auch darf ich's sagen laut,
Was doch Dein Auge selbst geschaut —
Heut' Morgen durch die Menschenreih'n —
Daß auch schon alle Herzen Dein,
Die längst, des rühmt ihn jedermann,
Dein hoher Herr so schnell gewann.

Ach, seit wir ihn zuletzt geseh'n,
Was ist nicht Euch und uns gescheh'n
An Kummer und an schwerem Leid!
Zwei Kaiser in der kurzen Zeit —
So nahe ihm, so nahe Dir —
Betrauern und beweinen wir!

Ist's nicht, als hätt' es Gott gewollt,
Daß erst aus Trübsal kommen sollt'
Für Euch des Lebens höchstes Glück?!
Ihr denkt wohl oft daran zurück; —
Doch, was auch Gott, der Herr beschert,
Die Lieb' ist aller Leiden werth!

Nun ist sie Euer ungetrübt,
Und selig ist das Herz, das liebt!
Nun dürft Ihr nicht mehr traurig sein
Und sollt Euch Eures Glückes freu'n,
An welchem sich mit Euch zugleich,
Erfreut das ganze Deutsche Reich!

Ja, hoher Herr, weil Du es bist,
Des Bruder unser Kaiser ist! —
Du, dessen Herz so unentwegt
Für seine deutsche Flotte schlägt! —
Du, der bestimmt ihr noch einmal
Als künftiger Prinz-Admiral! —

Ja, hohe Frau, weil Du es bist,
Die seines Lebens Glücksstern ist, —
Du selbst aus königlichem Blut,
So hold, so schön, so lieb und gut!
Des höchsten Menschenglückes werth
Und gleich wie er von uns verehrt!

So hat die Stadt sich froh geschmückt
Ob des, was heut' ihr Herz entzückt;
So bringt ob des, was all' erfreut,
Ganz Schleswig-Holstein jubelnd heut'
Dem fröhlichen, vieltheuren Paar
Zum Glückwunsch sein Willkommen dar! — —

Der Kronprinz Friedrich Wilhelm bestieg als Wilhelm II. den Thron seiner Väter. Er, der erlauchte Enkel und der Nachfolger des großen Heldenkaisers, erkannte es als seine erste Pflicht, die herrliche Schöpfung seines Ahnherrn, das Gebäude des deutschen Kaiserreichs vor jeder Gefahr zu sichern und die furchtbaren Unfälle des Kriegs von ihm fernzuhalten. Und weit über die ganze Erde hin drangen des jungen Kaisers Proclamationen, und nicht nur in jeder deutschen Brust, sondern in den Herzen aller, die den Frieden suchen und gerne in Frieden leben, fanden sie freudigen und begeisterten Wiederhall. Und inniger Dank und jubelnder Zuruf wurden dem Fürsten dafür zu Theil, und mit einem Schlage waren ihm alle Herzen gewonnen. Auch unser Dichter stimmte ein in diese Freude, und laut erklang seine Harfe in einem Lied, das er widmete:

Unserm neuen Kaiser.

Du, Erbe und Enkel zugleich und Sohn
Der besten, die Gott uns genommen,
Nun auf dem herrlichsten Kaiserthron,
Viel tausendmal sei uns willkommen!

Das war eine Zeit, ach, voll Kummer und Leid!
Und gepriesen sei Gott, daß sie ferne!
Zwei Kaiser todt in der kurzen Zeit,
Und erloschen zwei strahlende Sterne!

Ach, sie waren so groß und sie waren so gut,
Wie wohl nimmer ein Herrscher auf Erden!
Doch es ist Dein Blut ja von ihrem Blut!
Und Du willst, was sie waren, uns werden!

Und so hart war noch nimmer ein Schicksalsschlag,
Und so schwer noch kein Kummer hienieden,
Daß nicht wieder einmal auch ein Freudentag
Brächt' die Hoffnung zurück und den Frieden!

Und ein solcher Tag kam der Freude uns heut',
Wo wir alle Dich jubelnd begrüßen!
Und Dir Kilia streut unter Glockengeläut'
Ihre Kränze und Blumen zu Füßen!

Sieh, es flattern die Fahnen, — und Schuß auf Schuß,
Wo da schäumen die Wogen zum Strande,
Aufblitzet der donnernde Jubelgruß,
Weit hinüberhallend die Lande.

Die Lande voll Saaten- und Buchengrün,
Ein Juwel in Borussias Krone! —
Und wo einst eine Rose Dir sollte erblüh'n,
Die noch Dein, nun auf goldenem Throne!

Und sieh, es drücken hier zwei Dir die Hand, —
Gott beschirm' und Gott segne sie beide! —
Ganz unser, — und doch Dir so nahe verwandt,
Und wie Du unser Stolz, unsre Freude!

Dein Bruder und mit ihm sein hold Gemahl,
Er ein muthiger Seemann geworden, —
Und es führet Dein künftiger Prinz-Admiral
Schon die Kaiserflotte gen Norden! —

Und er führt sie dereinst, wenn es sein muß, hinaus,
Wie Du führest zu Lande die Heere! —
Zwei Brüder, — zwei Sieger im blutigen Strauß
Für des Volkes Wohlfahrt und Ehre!

Dem Tag folgt die Nacht, — dann das Morgenroth
Im beständigen Wechsel der Zeiten, —
Und mit Alldeutschland hat's keine Noth, —
„Gott segne Wilhelm den Zweiten!“ —

Es ist bekannt, wie unser Kaiser von dem Tage an, wo ihm die Vorsehung das Scepter in die Hand gab, bis nunher allzeit bemüht gewesen ist, seinem Volke die Segnungen des Friedens zu erhalten. Darum entschloß er sich gleich nach seiner Thronbesteigung zu einer Reise nach Rußland, wo sich am politischen Himmel Wolken aufgethürmt hatten, die auf eine feindselige Stimmung gegen Deutschland schließen ließen. Begleitet von einem ansehnlichen Geschwader, dessen Commandeur der kaiserliche Bruder, Prinz Heinrich, war, begann der Monarch von Kiel aus auf

seiner Jacht „Hohenzollern“ die Reise. Es war Kaiser Wilhelms erste Meerfahrt, und als solche hat sie der Kieler Dichter besungen und in einem Liede gefeiert, dessen wir zugleich mit seinem Componisten schon Erwähnung gethan haben und das eine Glanznummer bildet in dem reizenden Festspiele „Laetitia“, von dem noch später die Rede sein wird. Von dieser Fahrt nach Rußland und von den anderen Reisen, die der Kaiser an die Höfe der Herrscher der europäischen Großmächte unternahm, kehrte er mit Freundschaftsbeweisen und mit den kostbarsten Bürgschaften des Friedens in die Heimath zurück. —

Während der Zeit der zuletzt erwähnten Ereignisse schuf Johann Meyer noch eine große Zahl anderer Gedichte als diejenigen, die wir bereits angeführt haben. Er ist, wie das schon früher einmal hervorgehoben worden ist, und wie es die Leser längst erkannt haben werden, ein Gelegenheitsdichter, also das, was nach Goethe ein jeder guter Dichter ist. Alles, was die Wirklichkeit darbietet, verklärt sich in seinen Augen, er schmückt den Sarg mit Blumen, er trägt Vaterlandsliebe und Achtung vor den Autoritäten in die Herzen aller, die seinem Gesange lauschen, und windet dem Verdienste den ihm gebührenden Kranz. Wir möchten nun jene nur in Tagesblättern erschienenen Dichtungen aus dem Jahre 1888 an dieser Stelle gern veröffentlichen, weil sie ganz besonders für die Kieler Mitbürger unseres Poeten und für jeden Schleswig-Holsteiner, der ja die einschlägigen Verhältnisse sowie die Personen, denen die Verse gewidmet sind, genau kennt, von großem Interesse sind. Aber es würde sich dadurch der Umfang unseres Buches über Gebühr ausdehnen, und wir begnügen uns darum mit der Wiedergabe einiger Überschriften: „Dem Herrn Landesdirektor von Ahlefeld zur Feier seines 70. Geburtstages“; „Prolog zum Geburtstage der Kaiserin Auguste Viktoria“, gesprochen im Kieler Stadttheater; „Herrn Professor von Esmarch un sin Fru Prinzessin to'n fröhlichen Willkamen“, nach deren Rückkehr von der Amerikareise; „Prolog zur 50jährigen Jubiläumsfeier des Herrn Dr. med. J. Claußen in Schleswig“; „Zur Begrüßung Ihrer Majestät der Kaiserin Friedrich in Kiel“ und „Fürs Mutterhaus und den Kieler Frauenverein für Armen- und Krankenpflege.“

Auf das Jubiläum des Dr. Claußen möchte ich noch mit einigen Worten zurückkommen, weil der Gefeierte ja ein Schwager und dazu ein Busenfreund unseres Dichters war und sich dieser mit seinen Kindern persönlich an der Feier betheiligte. Fräulein Bertha Meyer sprach den Prolog, und zwar als Hygieia in einem antiken Gewande, in der einen Hand die Schale und in der anderen die Schlange, das Symbol der Gesundheit. Hiernach wurde auf einer improvisirten Bühne von jüngeren Mitgliedern befreundeter Familien des Jubilars das Lustspiel „Dr. Klaus“ von L'Arronge aufgeführt, nachdem es, den Verhältnissen entsprechend, von Johann Meyer gekürzt und umgeändert worden war. —

Aus dem Jahre 1889 rühren folgende Gedichte her: „Willkommen“!, als im Kieler Schlosse ein kleiner Prinz geboren war; „Zum 5. April 1889“, dem 40. Jahrestage des Kampfes bei Eckernförde; „Jubellied“, zur Taufe des jüngsten Hohenzollernprinzen im Schlosse zu Kiel; „Kiel“, den Delegirten der schleswig-holsteinischen Kampfgenossen von 1848—51; „De Pilz“, ein humoristisches Gedicht in plattdeutscher Sprache über die Schädlichkeit der Pilze; „Willkommen!“, den Sängern des niedersächsischen Sängerbundes zum erweiterten Sängertage in Eckernförde; „Am Sedantage“; „Noch en Kranz“, den heimgekehrten Helden nach der Katastrophe von Apia; „Min leewen Onkel, Herrn Sanitätsrath Dr. Claußen in Itzehoe, to sin 50jähriges Doctorjubiläum“; „An de lüttje Brut“, zur Vermählung Ihrer Königlichen Hoheit der Prinzessin Sophie von Preußen mit dem Kronprinzen von Griechenland; „Oberinspector Hehring“, an sin Begräbnißdag; „Prolog und Commerslied“ zur 25jährigen Jubelfeier des Gesangvereins Germania in Kiel.

Zwei von diesen Gedichten mögen hier zum Abdruck kommen, „Willkommen“! und „Jubellied“. Sie sind durch zwei Ereignisse, welche ganz Kiel in freudige Aufregung versetzten, hervorgerufen worden. Am 20. März 10½ Uhr Vormittags meldeten 72 Salutschüsse der erwartungsvollen Kieler Bevölkerung, daß dem Prinzlichen Paare auf dem Kieler Schlosse ein Sohn geboren wurde. Das Schicksal hat es gefügt, daß der Geburtstag des jungen Prinzen mit dem des hochseligen Prinzen Friedrich Karl zusammenfällt, und darin erkannte man ein gutes Omen für die Zukunft des jungen Sprosses unseres Herrscherhauses. Die

herzliche Sympathie, welche seine Geburt überall in Kiel erweckte, wurde durch reichen Flaggenschmuck bekundet; und prompt stellte sich auch wieder Johann Meyer ein mit dem Huldigungsgedicht „Willkommen!“ — Am 5. Mai fand die Taufe des neuen Erdenbürgers statt, und zu diesem feierlichen Akte fanden sich auch der Onkel und die Tante des Täuflings ein, Ihre Majestäten der Kaiser und die Kaiserin; um sie zu begrüßen und um noch einmal dem jüngsten Zollernkinde seine Wünsche für das Leben darzubringen, schuf Johann Meyer das „Jubellied“.

Willkommen.

Zwei Kaiser hat uns Gott genommen
In jüngster Lenz- und Sommerszeit! —
Schneeglöckchen läuten, — vielwillkommen
Der süße Klang nach all dem Leid!
Und eh' uns noch die Veilchen sprießen,
Ein neuer Hohenzollernsproß!
Ein Prinzlein freudig wir begrüßen
In unserm alten Holstenschloß!

Du liebes Land der Doppeleiche,
An welcher noch kein Frühlingsgrün,
Dem lieben, kleinen Kinde reiche,
Was dir der Lenz schon ließ erblüh'n!
Vielleicht auf warm geschütztem Plätzchen
Streift eine Primel schon dein Fuß, —
Und hätt'st du nur ein Maienkätzchen,
Es wär doch auch ein Frühlingsgruß!

Und wär' auch das noch nicht zu brechen,
Weil noch zu fern der Sonne Licht, —
Laß andre, als die Blümlein, sprechen,
An munt'ren Sängern fehlt's schon nicht!
Zaunkönig, Staar und Meise singen,
Die Amseln horchen allzumal, —
Vielleicht hebt auch schon seine Schwingen
Ein Lerchlein froh im Sonnenstrahl!

Und hättest du auch die nicht heute,
Nun solche Freude dir gescheh'n,
Du hast der Glocken froh Geläute,
Wo deiner Kirchen Thürme steh'n! —
Du hast so manchen lust'gen Sänger,
Du hast so manch' ein treu Gemüth, —
Wohlan, nicht nähr' den Kummer länger
Und gieb, was dir im Herzen glüht!

Laß darum Freude laut erschallen,
Bis wo am Belt die Möwe zieht,
Und laß von Deinen Dichtern allen
Erschallen heut' ein Freudenlied!
Dein Klingen, Singen in der Runde
Gar freudig um das alte Schloß,
Wo aufgewacht in schwerer Stunde
Der neue Hohenzollernsproß!

Und der zumeist nach all dem Leide,
Die her zu ihren Kindern kam,
Bekunde deine Herzensfreude!
Doch auch ein Trost in ihrem Gram!
So trüb ist keine Zeit auf Erden,
Wie viel das Auge auch geweint,
Daß nicht einmal könnt' wieder werden
Ein Tag, an dem die Sonne scheint!

Und deinen theuren, lieben beiden,
Dem hohen Königlichen Paar,
Das nun so froh nach all den Leiden,
Bring' deinen froh'sten Glückwunsch dar!
Sie wissen's, was dein Herz will sagen,
Die dir so lieb und theuer sind:
Gott segne sie zu allen Tagen!
Und, so wie sie, ihr liebes Kind!

Jubellied.

Zum 5. Mai 1889.

Wonnemond, dem heut'gen Tage
Deine schönste Blüthenpracht!
Und dein schönstes Lied ihm schlage,
Kleine Sängerin der Nacht!
Heller Schein der gold'nen Sonne,
Fröhlich grünen Blatt an Blatt,
All' des Lenzes süße Wonne
Heute über uns're Stadt!

Jubelt's nicht im Holstenlande?
Gäste hat sein fürstlich Paar!
Hoch vom alten Schloß am Strande
Weht der stolze Kaiseraar!
Fahnenschmuck und Maienreiser,
Blumenpracht dazwischen hin!
Unser heut' der theure Kaiser
Und die theure Kaiserin!

Und es schwebt durch alle Räume,
Rings beglückend allen nah,
Segnend hold des Kindleins Träume,
Leisen Schritt's Lätitia. —
Schwebt durch die geschmückten Gassen,
Freude spendend ringsumher,
Wo ein Herz, das, freundverlassen,
Heut' in ihrer Nähe wär'?!

Was die Stunde zu bedeuten,
Die so froh bewegt uns all',
Kündet's nicht der Glocken Läuten
Der Geschütze Donnerhall?
Dem zur Lieb', der hingegangen
In den Tod für uns're Sünd',
Soll die Taufe hier empfangen
Heut das jüngste Zollernkind!

Und zum Herrn der Herr'n wir flehen:
Schirme Du das Kindlein Dein!
Laß ihm, was ihm heut geschehen,
Allzeit beste Obhut sein!
Deine Lieb' auf seinen Wegen
Bis an's Ende immerdar!
Seinen Eltern Heil und Segen!
Und dem theuren Kaiserpaar!

Eine hohe Ehrung und Freude wurde unserm Dichter Anfang Juli desselben Jahres zu Theil. Se. Majestät Kaiser Wilhelm II. verlieh ihm den Kronenorden vierter Klasse. Diese Auszeichnung, zu der sich mit Johann Meyer all seine Freunde und Verehrer innigst freuten, durfte ihn mit um so größerem Stolze erfüllen, als sie als ein Zeichen der Anerkennung seines poetischen Schaffens aufzufassen und von einem Throne ausgegangen war, von dem schon so oft sich wohlthuende Lichtstrahlen über die weiten und vielfach gegliederten Gefilde der Kunst ausgebreitet hatten. Denn wir wissen, wie unser Kaiser die Künste zu schätzen und ihre Werke zu achten weiß, wie er selbst der Töne Macht den Saiten zu entlocken versteht und mit kräftiger Pinselführung seinem besorgten Herzen künstlerischen Ausdruck verschafft.

Diese Anerkennung von allerhöchster Seite war und ist für unsern Freund ein kräftiger Impuls zum fröhlichen Weiterschaffen.

Aber dieser großen Freude sollte sich bald eine schwere Sorge

Laß darum Freude laut erschallen,
Bis wo am Belt die Möwe zieht,
Und laß von Deinen Dichtern allen
Erschallen heut' ein Freudenlied!
Dein Klingen, Singen in der Runde
Gar freudig um das alte Schloß,
Wo aufgewacht in schwerer Stunde
Der neue Hohenzollernsproß!

Und der zumeist nach all dem Leide,
Die her zu ihren Kindern kam,
Bekunde deine Herzensfreude!
Doch auch ein Trost in ihrem Gram!
So trüb ist keine Zeit auf Erden,
Wie viel das Auge auch geweint,
Daß nicht einmal könnt' wieder werden
Ein Tag, an dem die Sonne scheint!

Und deinen theuren, lieben beiden,
Dem hohen Königlichen Paar,
Das nun so froh nach all den Leiden,
Bring' deinen froh'sten Glückwunsch dar!
Sie wissen's, was dein Herz will sagen,
Die dir so lieb und theuer sind:
Gott segne sie zu allen Tagen!
Und, so wie sie, ihr liebes Kind!

Jubellied.

Zum 5. Mai 1889.

Wonnemond, dem heut'gen Tage
Deine schönste Blüthenpracht!
Und dein schönstes Lied ihm schlage,
Kleine Sängerin der Nacht!
Heller Schein der gold'nen Sonne,
Fröhlich grünen Blatt an Blatt,
All' des Lenzes süße Wonne
Heute über uns're Stadt!

Jubelt's nicht im Holstenlande?
Gäste hat sein fürstlich Paar!
Hoch vom alten Schloß am Strande
Weht der stolze Kaiseraar!
Fahnenschmuck und Maienreiser,
Blumenpracht dazwischen hin!
Unser heut' der theure Kaiser
Und die theure Kaiserin!

Und es schwebt durch alle Räume,
Rings beglückend allen nah,
Segnend hold des Kindleins Träume,
Leisen Schritt's Lätitia. —
Schwebt durch die geschmückten Gassen,
Freude spendend ringsumher,
Wo ein Herz, das, freudverlassen,
Heut' in ihrer Nähe wär'?!

Was die Stunde zu bedeuten,
Die so froh bewegt uns all',
Kündet's nicht der Glocken Läuten
Der Geschütze Donnerhall?
Dem zur Lieb', der hingegangen
In den Tod für uns're Sünd',
Soll die Taufe hier empfangen
Heut das jüngste Zollernkind!

Und zum Herrn der Herr'n wir flehen:
Schirme Du das Kindlein Dein!
Laß ihm, was ihm heut geschehen,
Allzeit beste Obhut sein!
Deine Lieb' auf seinen Wegen
Bis an's Ende immerdar!
Seinen Eltern Heil und Segen!
Und dem theuren Kaiserpaar!

Eine hohe Ehrung und Freude wurde unserm Dichter Anfang Juli desselben Jahres zu Theil. Se. Majestät Kaiser Wilhelm II. verlieh ihm den Kronenorden vierter Klasse. Diese Auszeichnung, zu der sich mit Johann Meyer all seine Freunde und Verehrer innigst freuten, durfte ihn mit um so größerem Stolze erfüllen, als sie als ein Zeichen der Anerkennung seines poetischen Schaffens aufzufassen und von einem Throne ausgegangen war, von dem schon so oft sich wohlthuende Lichtstrahlen über die weiten und vielfach gegliederten Gefilde der Kunst ausgebreitet hatten. Denn wir wissen, wie unser Kaiser die Künste zu schätzen und ihre Werke zu achten weiß, wie er selbst der Töne Macht den Saiten zu entlocken versteht und mit kräftiger Pinselführung seinem besorgten Herzen künstlerischen Ausdruck verschafft.

Diese Anerkennung von allerhöchster Seite war und ist für unsern Freund ein kräftiger Impuls zum fröhlichen Weiterschaffen.

Aber dieser großen Freude sollte sich bald eine schwere Sorge

in den Häusern, in denen sie wohnen, eine ansteckende Krankheit ausgebrochen ist. In diesem Falle dürfen sie die Anstalt nicht betreten, bevor die Krankheit völlig erloschen ist, wogegen ihnen auch für diese Zeit der volle Wochenlohn gegeben wird. Auch auf Besuche von Eltern und Anverwandten der Zöglinge wird die Einschleppung nicht zurückzuführen sein, da jedesmal, bevor die Besucher eingelassen werden, die nöthigen Vorfragen und Erkundigungen über den Gesundheitszustand ihrer Familien stattfinden. So ist denn wohl anzunehmen, daß der Ansteckungsstoff auf irgend eine andere Weise, vielleicht durch Milch, Mehl oder andere Nahrungsmittel der Anstalt zugeführt worden ist, wenn nicht durch den vielen Staub der in der Nähe befindlichen Straße, unter dem die Anstalt bei ungünstiger Windrichtung im verflossenen Jahre außerordentlich stark zu leiden hatte.

Das war eine schreckliche Zeit, so aufregend und beängstigend für den Vorsteher wie keine vorher während des 29 jährigen Bestehens seiner Anstalt; sein Muth und seine Schaffensfreude waren ganz niedergedrückt. Mit den noch gesunden Zöglingen und dem Dienstpersonal befand sich auch die Familie des Directors in beständiger Gefahr, von der Krankheit ergriffen zu werden. Und mit dankerfülltem Herzen preisen sie alle auch jetzt noch, jener trüben Zeit gedenkend, die waltende Hand der Vorsehung, die eine noch größere und schwerere Heimsuchung gnädig von ihnen fern gehalten hat. — — —

Die Zeit ändert alles und waltet wunderbar; sie gab auch unserem Freunde den früheren Gleichmuth und die gewohnte Schaffensfreude zurück. Und geradezu erstaunlich productiv wurde nach der vorhergegangenen Unterbrechung seine poetische Thätigkeit, gleich als wenn sich während jener schweren Zeit, die über ihn und die Seinen gekommen war, seine dichterische Kraft, da sie sich nicht bethätigen konnte, angehäuft und der Arbeit geharrt hätte. So entstanden im Jahre 1890 die folgenden Dichtungen: „Prolog“ zur Geburtstagsfeier Sr. Majestät Kaiser Wilhelm II.; „Prolog zur Eröffnung des Kieler Stadttheaters“; „Prolog“ zur Geburtstagsfeier Ihrer Majestät der Kaiserin Auguste Victoria — alle drei Gedichte wurden im Kieler Stadttheater gesprochen; — „Herr Kaiser un Fru Kaiserin“, zur Anwesenheit Ihrer Majestäten in Kiel; „To'n Appell bi Idstedt“; „An Onkel Krischan sin

beigesellen. Zum ersten Male seit dem 29 jährigen Bestehen wurde auch die Anstalt von jener unheimlichen, tückischen Krankheit betroffen, die schon seit fast zwei Jahren in Kiel epidemisch gewesen war und namentlich unter den Kindern in erschreckender Weise ihre Opfer gefordert hatte. Mitte April erkrankte das erste Kind an der Diphtheritis, wenige Tage nachher ein zweites und gleich darauf noch ein drittes, alle drei Mädchen. Bei allen dreien nahm die Krankheit sehr rasch einen so bedenklichen und gefährlichen Charakter an, daß sie behufs Vornahme des letzten Mittels, der Tracheotomie, ins Hospital gebracht werden mußten, wo sie binnen kurzer Zeit starben. Wenige Wochen nachher trat ein vierter Fall auf, und diesmal war es ein Knabe, der von der schrecklichen Krankheit ergriffen wurde. Auch er wurde, und zwar hauptsächlich wegen der Ansteckungsgefahr für die andern Anstaltsinsassen, dem akademischen Hospital zur Behandlung übergeben. Da bei diesem Patienten die Krankheit einen milderen Charakter als in den vorhergehenden Fällen hatte, konnte er schon nach einigen Wochen als genesen in die Anstalt zurückkehren.

Nach diesen vier Fällen und nach einer längeren Pause zeigte sich die Krankheit aufs neue, und es wurden diesmal bald nach einander neun Kinder davon befallen, und zwar sämtlich Schülerinnen der im Hauptgebäude der Anstalt befindlichen Mädchenschule. Hier befindet sich auch die Wohnung des Vorstehers und seiner Familie. Nunmehr wurde es für rathsam erachtet, eines der Nebengebäude gänzlich zu räumen, die Erkrankten dorthin zu verlegen und sie so zur weiteren Behandlung in der Anstalt zu behalten. Dank der umsichtigen ärztlichen Behandlung des Herrn Geheimrath Dr. Joens und Dank der aufmerksamen und sorgfältigen Überwachung und Pflege, die den Erkrankten von zwei eigens für sie bestellten ausgebildeten Krankenwärterinnen zu Theil wurde, gelang es allen neun, die furchtbare Krankheit glücklich zu überwinden, und zwar ohne irgend welche jener gefährlichen Nachwehen, die ihr so oft folgen.

Wie die Krankheit in die Anstalt gekommen, ließ sich nicht ermitteln. Durch einige Personen vom Dienstpersonal, die nur am Tage und nicht auch die Nacht über in der Anstalt sind, dürfte sie schwerlich eingeschleppt worden sein, da jene schon seit längerer Zeit strengstens verpflichtet sind, sofort Anzeige davon zu machen, wenn

in den Häusern, in denen sie wohnen, eine ansteckende Krankheit ausgebrochen ist. In diesem Falle dürfen sie die Anstalt nicht betreten, bevor die Krankheit völlig erloschen ist, wogegen ihnen auch für diese Zeit der volle Wochenlohn gegeben wird. Auch auf Besuche von Eltern und Anverwandten der Zöglinge wird die Einschleppung nicht zurückzuführen sein, da jedesmal, bevor die Besucher eingelassen werden, die nöthigen Vorfragen und Erkundigungen über den Gesundheitszustand ihrer Familien stattfinden. So ist denn wohl anzunehmen, daß der Ansteckungsstoff auf irgend eine andere Weise, vielleicht durch Milch, Mehl oder andere Nahrungsmittel der Anstalt zugeführt worden ist, wenn nicht durch den vielen Staub der in der Nähe befindlichen Straße, unter dem die Anstalt bei ungünstiger Windrichtung im verflossenen Jahre außerordentlich stark zu leiden hatte.

Das war eine schreckliche Zeit, so aufregend und beängstigend für den Vorsteher wie keine vorher während des 29 jährigen Bestehens seiner Anstalt; sein Muth und seine Schaffensfreude waren ganz niedergedrückt. Mit den noch gesunden Zöglingen und dem Dienstpersonal befand sich auch die Familie des Directors in beständiger Gefahr, von der Krankheit ergriffen zu werden. Und mit dankerfülltem Herzen preisen sie alle auch jetzt noch, jener trüben Zeit gedenkend, die waltende Hand der Vorsehung, die eine noch größere und schwerere Heimsuchung gnädig von ihnen fern gehalten hat. — — —

Die Zeit ändert alles und waltet wunderbar; sie gab auch unserem Freunde den früheren Gleichmuth und die gewohnte Schaffensfreude zurück. Und geradezu erstaunlich productiv wurde nach der vorhergegangenen Unterbrechung seine poetische Thätigkeit, gleich als wenn sich während jener schweren Zeit, die über ihn und die Seinen gekommen war, seine dichterische Kraft, da sie sich nicht bethätigen konnte, angehäuft und der Arbeit geharrt hätte. So entstanden im Jahre 1890 die folgenden Dichtungen: „Prolog" zur Geburtstagsfeier Sr. Majestät Kaiser Wilhelm II.; „Prolog zur Eröffnung des Kieler Stadttheaters"; „Prolog" zur Geburtstagsfeier Ihrer Majestät der Kaiserin Auguste Victoria — alle drei Gedichte wurden im Kieler Stadttheater gesprochen; — „Herr Kaiser un Fru Kaiserin", zur Anwesenheit Ihrer Majestäten in Kiel; „To'n Appell bi Ibstedt"; „An Onkel Krischan sin

Heinejung“; „Unserm König und Kaiser“; „Unserm Kaiserpaare“; „Gruß aus Schleswig-Holstein“; „Unserm Kaiserpaare in Flensburg“ und „Festgruß“ zum Feuerwehrverbandstage in Schleswig.

Von diesen Poesien sei hier nur „To'n Appell bi Idstedt“ wiedergegeben. Dieser Appell der alten schleswig-holsteinischen Kampfgenossen von 1848 bis 51 hat in Veranlassung der 40. Wiederkehr des Tages der Schlacht bei Idstedt unter großer Betheiligung am 27. Juli 1890 stattgefunden. Ein Abdruck des Meyer'schen Gedichtes befindet sich in einem hübsch geschnittenen Rahmen aus Holz von dem Schiffe Christian VIII. in der Waffenkammer zu Idstedt.

To'n Appell bi Idstedt.

Unse olen schleswig-holsteinischen Kampfgenossen von 1848—51
to'n 27. Juli 1890.

Wo nu op't Feld de Scheper hött,
Un stiggt ut't Korn de Lurk na'n Heben,
Dar hebbt Ju stahn, dar hebbt Ju blött,
Dar leet so mennig Een sin Leben!
Un achter dat lütt nie' Gebüd,
Dat Ju sick but mit egen Hannen
För Saken ut de schöne Tid,
Dar ragt Ju Denkmal hoch und wit
Ut luder Kron' vun gröne Dannen!

Förwahr, ick wüß' keen betern Platz,
Als ob den lütten Barg dar baben, —
Denn ünner em liggt, als en Schatz,
Een vun de olen Hün' begraben!
De ock mal stahn hett, wo Ju stunn,
Un swungn sin Mordwaff, als en Hamer,
Bit he den Dod, den stolzen, funn,
In't Slachtgewöhl op düsse Runn,
Wo he nu slöppt in sin lütt Kamer!

Nu stellt Ju man in Reg und Lid,
De to'n Appell hier keem tohopen!
Nu swelgt man in de schöne Tid,
Bit de paar schöne Stunn verlopen!
Op General Bonin stöt an!
Lat Preußer, Jungmann, Clairmont leben
Un Michelsen un von der Tann!
Mitsamms de Braven allemann,
De för uns' Sak gern Alles geben!

Dat weer en Tid för uns' lütt Land,
De nümmermehr verwischt de Jahren!
Een Frieheitsdrom! — — Un Hand in Hand
All' Bröder, um ehr Recht to wahren!
Ock wenn de Diplomaten grollt
Un geebn uns mal en Steen to dregen, —
Een Hart, een Sinn, een Moth, een Stolt!
Un blau-witt-roth un swart-roth-gold,
So schien un prang dat allerwegen!

All veerdig Jahr! — Wa flüggt de Tid
Un minnert, wat noch bleev tohopen!
Wa mennig Een wurr von Ju Sit
Un ut Ju Front all afwarts ropen!
Un jümmers lütter ward de Tall, —
Un de dar nu noch öwrig bleben,
Dat durt ni lang, denn sünd se all, —
Doch dat steiht fast op jeden Fall:
Wat Ju mal da'n, dat blifft an'n Leben!

Un gung ock hier dat Feld verlarn,
Wo Ju vundag tohopenkamen,
Heel gollen wurr doch nöst de Aarn,
För de ock hier Ju streut den Samen!
Un wat ock mal de Neid mit redt,
Um Ju Verdeenst bi Sit to smiten, —
De Weltgeschicht is doch en Ked,
De ward von unsen Herrgott smedt,
Dar lett keen Lid sick ruterrieten!

Wa fröhlich künnt Ju rünnersehn
Op Ju lütt isern Krüz an'n Bossen!
Ju sünd ja doch de Eersten we'n,
Ju olen, braven Kampfgenossen!
Ut Schleswig-Holsteen stammverwandt,
„Up ewig ungedeelt" verschreben,
Vör Tiden mal vun Fürstenhand,
Flamm in de Höchd de eerste Brand
Un lüch all rop bit hoch na'n Heben!

Un nu, — — nu is ja Alles gut
Un noch vel schöner, als wi dachten!
Dat dütsche Riek to Höchden but
Ut luder Sieg in all de Slachten!
Nu hett Alldütschland wat för'n Heer!
Un wat för'n schöne Flott daneben!
En Macht, als op de Welt keen mehr!
Hurrah! — un de ehr Kommandör,
Uns' leev Herr Kaiser, de schall leben!

Im Jahre 1891 und 92 schuf Johann Meyer's Muse: „An uns' lüttj' Geburtsdagskind" (den Prinzen Waldemar von Preußen); „Herrn Alexander Niepa", dem Chefredakteur der „Kieler Zeitung" zu seiner 25 jährigen Jubiläumsfeier; „Tandem felix", am Tage der Beerdigung des Componisten und früheren Theaterdirectors L. Friedrich Witt („Tandem felix" ist der Titel eines von Witt componirten Trauermarsches, der bei seiner Beerdigung gespielt wurde); „Unserm Kaiser"; „Zum dritten Blindencongreß in Kiel"; „Sr. Majestät Franz Joseph I.", zum Geburtstage; „Prolog" zur Feier des Geburtstages Ihrer Majestät der Kaiserin Auguste Victoria, gesprochen im Kieler Stadttheater; „Zur Begrüßung 1892" und „Widmung". Das letzte Gedicht verfaßte Johann Meyer, darum gebeten, als Widmung für eine werthvolle Mappe, welche die schleswig-holsteinischen Dichter Heinrich Zeise zum siebenzigsten Geburtstage überreichen ließen.

Aus dem Jahre 1893 stammen die Gedichte: „An unsen Schleswig-Holsteenschen Huskalenner to sin eerst Jubelfest"; „Herrn Professor Esmarch to sin söbendigsten Geburtsdag" und „Emanuel Baldamus", am Tage seiner Beerdigung. Dieses kleine, sinnige und tief empfundene plattdeutsche Trauergedicht möge auch hier, zugleich zu Ehren des tüchtigen Componisten, eine Stätte finden.

Emanuel Baldamus.

„O, Du min Blom!" — wenn Du all lang büst dot,
Fort ward noch blöh'n Din Blom so rosenroth!

„Lang mi de Hand her!" — Ach, wa geern, wa geern
Dehn wi dat nich, — weerst Du uns ni so feern!

„Kennst Du dat Land!" — Du büst ja nu darin,
Un hoch daröwer swevst Du selig hin!

De Nacht verbi, — un um Di Morgenschien,
Vull Sphärenklang un Engelsmelodien!

Die zwischen Anführungszeichen stehenden Worte dieses Trauergesanges bedeuten die Titel von drei melodiereichen, oft gesungenen Liedercompositionen des Emanuel Baldamus.

Eine größere Anzahl von Dichtungen in hochdeutscher und plattdeutscher Sprache gehören ihrer Entstehung nach dem Jahre 1894 an, u. a. ein „Prolog" zur 50jährigen Jubelfeier der Gesellschaft Vereinigung; „Lieder für gemischten Chor" für dieselbe Gesellschaft; „Prolog" zur Wohlthätigkeitsvorstellung des Allgemeinen Beamtenvereins in Kiel zum Besten der Hinterbliebenen der auf S. M. S. „Brandenburg" verunglückten Handwerker und Arbeiter, gesprochen von Frau Hinrichsen im „Colosseum" zu Kiel am 17. März 1894; „Prolog" zur Feier des Geburtstages Sr. Majestät Kaiser Wilhelm II, gesprochen im Kieler Stadttheater; „Prolog" zur Hans Sachs-Feier; „Dem Herrn Geheimen Justizrath und Oberlandesgerichtsrath Reimers zu seinem 50jährigen Jubiläum"; „An Karl Heinrich Keck" zu seinem siebenzigsten Geburtstage; „Begrüßungslied" zum zweiten Bezirkskriegerfeste des Bezirks Schleswig; „Dem Kieler Radfahrerverein Germania"; „Stimmt an ein Lied aus voller Brust!", zur Jubiläumsfeier des Kieler Männerturnvereins; „Slesvicum amoenum, wir grüßen Dich!", ein Lied zur 50jährigen Jubelfeier des Liedes „Schleswig-Holstein, meerumschlungen" und „Unserm Kaiserhause".

Von diesen Dichtungen lassen wir hier zunächst den Prolog folgen, welcher die Wohlthätigkeitsvorstellung zum Besten der Hinterblieben der auf der „Brandenburg" Verunglückten einleitete. Er wurde von einer geschätzten Dilettantin, einer früheren Schauspielerin, überaus wirkungsvoll zum Vortrag gebracht. Der Dichter hatte noch ein Gruppenbild gestellt, das Bezug nahm auf die Katastrophe auf der Brandenburg; auch dieses, das wir noch skizziren werden, fand vielen Beifall. Es folgten dann das Drama „Theoder Preußer" und zum Schluß der lustige Schwank „Ein goldener Ring ist gefunden". Beide Stücke, durch Johann Meyer selbst einstudirt und in Scene gesetzt, gelangten prächtig zur Darstellung und erfreuten sich der größten Anerkennung aller Anwesenden.

„Am Morgen blüht und glänzt die Blume
Und fällt oft schon am Abend ab".
Ja, was entstanden ist, es wird vergeh'n,
Und wie's von Gott kommt, muß der Mensch es nehmen!

Augusta fuhr hinaus und kam nicht wieder!
Der große Kurfürst jählings in die Tiefe!
Samoa, — Apia, — im wilden Sturm
Die schönen Schiffe und wie viele Leben
Zerschmettert und vernichtet! — — Aber alles,
Was schon dahin, wiegt weitaus nicht den Ruhm
Und nicht den Stolz und nicht die Freude auf
Des deutschen Reichs ob seiner deutschen Flotte!

Wer Großes will, muß große Opfer bringen!
Mit wie viel Blut und Thränen haben wir
Um uns're Kaiserkrone nicht gerungen!
Und seit Alldeutschland jene zweite Macht
Der anderen, die lorbeerüberdeckt,
Zur Seite konnte stellen, herzensfroh
Und opferwillig, seine stolze Flotte, —
O wie viel Edle haben schon dafür
Das junge Leben muthig hingegeben!

Du schönes Schiff, wie herrlich zogst du aus!
Und wie so schmerzbelastet kamst du heim,
Halbmast herab die schöne Ehrengabe
Der Brandenburger Mark! — — Das war ein Tod,
So unverhofft und jäh', wie ihn die Kugeln,
Hinstreckend Tausende in blut'ger Schlacht,
Nicht jäher, unverhoffter je gebracht!

Noch hören wir der Trommeln dumpfes Grollen,
Das, markerschütternd, vor der Majestät
Des Todes kam daher! — Noch hören wir
Die Trauermelodien voll Leid und Weh
Und lauter Klage, aber auch zugleich
Voll süßen Trostes in der schweren Stunde!

Noch sehen wir die schwarzen Todtenwagen
Mit ihren Blumenhügeln, unter jedem
Das letzte kleine Haus aus wenig Brettern,
Umschließend eine Menschenhülle, drin
Vor kurzem noch das Herz so froh geschlagen!

Noch sehen wir den endlos langen Zug
Der Trauernden — und noch das große Grab
Und noch die Einzelgräber, die bereitet,
Sie alle zu empfangen; — Staub zum Staube!

Und als sie all gebettet bei einander
Und zugedeckt mit ihren Blumenkränzen,
Und als des Priesters letztes Wort verklungen,

Und dann, aufflammend donnernd, noch gekracht
Der Ehrensalven letzter Abschiedsgruß — —
Da war das schwere Tagewerk vollbracht,
Und, klingend Spiel voran, die Menschenmenge
Den langen Trauerweg zurückmarschirt
Zur Freude und zum Schmerz in's volle Leben!

So fliegt die Zeit mit schnellem Flügelschlage
Hin über alles, — Gegenwart und Zukunft
Rastlos umwandelnd in Vergangenheit!

Und in der Ferne, wo das schwarze Kreuz
Gebüsch und Bäume einsam überragt,
Da schlafen sie nun alle beieinander
Den ew'gen, tiefen Friedensschlaf des Todes!

Nicht lange währt's, bis dort im Sonnenlicht
Der Frühling schon die Zweige wieder schmückt
Mit grünen Blättern, — und nicht lange währt's,
Bis dort auch wieder auf zum Himmel steigt
Die kleine Lerche, jubelnd ihre Lieder!
Nicht lange mehr, bis dort auch aus dem Schoß
Der Erde ringsumher es wieder blüht
Und, wie vom lieben Gott herabgestreut,
Ringsum die beiden kleinen blauen Blumen,
Vergißmeinnicht und Ehrenpreis dazwischen!

Und von dem hohen Kreuz hin zu den Todten,
Die dort gebettet all, unsichtbar schwebt
Ein Engel, eine Botschaft überbringend; —
Es ist dieselbe, die zuerst gebracht,
Der aller Kreuze schwerstes hat getragen, —
Und diese Botschaft heißt: Gott ist die Liebe!
Und keiner hat noch größ're Liebe, denn
Daß er sein Leben lässet für die Seinen!

O, Trost für alle, die in Thränen hier
So Theures hingesät! — Nicht schönern Tod
Giebt's auf der Welt, als für das Vaterland!
Ob so, — ob so, -- das bleibt sich völlig gleich,
Wo immer nur die eine Losung gilt:
„Getreu bis in den Tod!" — ob in der Schlacht
Auf blut'gem Feld, — ob in des Sturmes Graus
Auf hoher See, — ob in dem engen Raum,
Dem glühend heißen einer Dampfmaschine, —
Und wo noch sonst! — Und was Alldeutschlands Kaiser
Von Euch gesagt und Euch zum Ruhm bestimmt,
War aus dem Herzen seines Volks gesprochen!

So schlaft denn wohl! — Und wie an jenem Tage,
Da wir Euch tiefbetrübt hinaus geleitet,
Auch fernerhin und immer: Lieb' um Liebe!
In Dankbarkeit sei Eurer stets gedacht,
Wie aller wir in Dankbarkeit gedenken,
Die so wie Ihr in strengster Pflichterfüllung,
Getreu bis in den Tod, dem Vaterlande
Das größte aller Opfer dargebracht!

Und Lieb' um Liebe — auch an diesem Abend
Um Euretwillen hier in unsrer Mitte!
Und öffnet sich auch nicht der Liebe Gaben
Die Hand des Todten, können wir sie doch
In andre Hände legen und zugleich,
Die drückend, eine Thräne damit trocknen
Bei jenen, die noch lange um Euch weinen!

So sei es denn! — Und um des Zweckes willen
Ihr andern all', so zahlreich hier erschienen,
Übt freundlich Nachsicht und beurtheilt nicht
Mit allzu großer Strenge, was wir leisten
Im ernsten und im heit'ren Spiel der Musen!

Und wie an diesem Abend unser Thun
In weiterer Bedeutung nicht allein
Der Nächstenliebe, sondern auch der Liebe
Zum Vaterlande gilt, so laßt uns dessen
Zu Anfang auch vor allem hier gedenken,
Der Deutschlands gold'ne Kaiserkrone trägt!
So stimmt denn freudig in den Ruf mit ein:
Hoch lebe unser Kaiserlicher Herr!
Sein Kaiserhaus, sein Kaiserreich daneben!
Sie alle sollen leben! — leben! — leben! —

Nach diesem Hoch und dem es begleitenden dreimaligen Orchestertusche entfaltete sich inmitten bengalischer Beleuchtung das von Johann Meyer gestellte Bild, während die Musik leise die Melodie: „Ich hatt' einen Kameraden" spielte. Im Vordergrunde lagen auf dem Podium durcheinander vier verunglückte Mariner. S. M. S. „Brandenburg" und vier Handwerker der Kaiserlichen Werft, noch das Werkzeug in der Hand haltend. Dahinter und etwas höher zeigten sich zwei tiefverschleierte Frauen in Trauer, jede in der Hand einen Todtenkranz und mit dem Kopf auf dem Arm vor dem Postamente eines großen Kreuzes auf der Erde liegend. Die Arme des Kreuzes trugen einen Kranz mit weißer Schleife und

unter diesem saß an jeder Seite auf dem Postamente ein Engel mit weißem Gewande; der eine, mit einem Lilienzweig in der Hand, schützt und tröstete die eine und der andere, einen Palmzweig haltend, die andere der beiden Frauen. Hinter dem Kreuze, noch etwas höher als seine Arme reichend, stand Germania in voller Rüstung und seitwärts, etwas tiefer und ein wenig weiter nach vorn, rechts ein Mariner und links ein Füselier mit präsentirtem Gewehr. Als die Musik die Melodie des Liedes zu Ende gespielt hatte, fiel der Vorhang.

Noch eines von den Gedichten des Jahres 1894 möchte ich dieser Festschrift einverleiben, und zwar jenes, auf das schon Seite 50 kurz hingewiesen wurde: das Lied, das unser Dichter seiner geliebten Stadt Schleswig zum Preise gesungen hat. Es wurde von einem jungen Musiker, Paul Gräner, für vierstimmigen Männerchor mit großem Orchester componirt und gelangte, gesungen von sämmtlichen Sängern, auf dem XII. niedersächsischen Sängerbundesfeste am ersten Tage im Hauptconcerte als ein Gruß an die Stadt Schleswig in einer wahrhaft großartig wirkenden Weise zum Vortrag, und zwar in einer großen Sängerhalle, an derselben Stelle, wo vor 50 Jahren, wie schon erwähnt, das Lied „Schleswig-Holstein, meerumschlungen" zum ersten Male gesungen wurde.

Slesvicum amoenum,
wir grüßen Dich!

Slesvicum, heute sei gepriesen,
Ob allem, was dein Herz beglückt!
Wie lieblich haben Wald und Wiesen
Mit Grün und Blumen dich geschmückt!
Von nah und fern zu deinem Feste,
Wie kaum eins könnt' dir schöner sein,
Zieh'n jubelnd all die frohen Gäste
Durch deine Ehrenpforten ein!

Und oben steht die Halle wieder,
Wo dazumal die alte stand,
Aus der das schönste uns'rer Lieder
Hinbrauste über Stadt und Land!
Und Schleswig-Holstein meerumschlungen,
Das hier zuerst sein Lied vernahm,
Hat treu gewahrt, was schwer errungen,
Bis ihm der schön're Morgen kam!

In dir — um dich, wie viele Zeichen
Aus jener großen, schönen Zeit!
In deinem Schoß wie viele Leichen
Für Deutschlands Ruhm und Herrlichkeit!
Hat eine Stadt es mit erfahren,
Und mit gerungen treu und lang,
Du bist's, wo einst vor fünfzig Jahren
Zum ersten mal das Lied erklang!

Und längst nun wir es wieder singen,
Wo du vernahmst es damals schon,
Nach vieler Jahre heißem Ringen,
O, welch ein wundervoller Lohn!
Befreit das Land der Doppeleiche,
Das festgestanden, unentwegt,
Und Einer ob dem deutschen Reiche,
Der seine Kaiserkrone trägt!

Gott segne ihn zu jeder Stunde,
Lorbeern und Palmen ihm zugleich!
Das wünschen wir aus Herzensgrunde,
Und so wie ihm, dem deutschen Reich!
Gleich deinem Dom, dem mächt'gen Riesen,
Prang' es in seiner Herrlichkeit!
Und du, Slesvicum, sei gepriesen
Und dir sei dieses Lied geweiht!

Kaum war der letzte Ton verklungen, da erbrauste der vielhundertstimmige Ruf nach dem Componisten, der den Vortrag seines Tonstückes selbst dirigirt hatte, durch den großen Raum. Und als der Musiker den Dank aller Sänger empfangen hatte, da brach ein Sturm der Begeisterung los für den Dichter des Liedes, der sich irgendwo versteckt unter der großen Menge befand und wohl von dem einen oder anderen Sänger bemerkt worden war. Es währte ziemlich lange, bis er erschien; denn er stand ganz hinten und die Halle war bis nach dem Podium hin so gedrängt voll von Menschen, daß kein Apfel hätte zu Boden fallen, geschweige ein Mensch sich hätte durchdrängen können. Aber das Rufen wurde stärker, und stärker und unser Freund mußte hindurch! — und es gelang ihm auch zuletzt; und als er nun das Podium betrat und allen sichtbar wurde, da erbrauste ihm ein derartiges Hoch aus den Kehlen der Sänger, zugleich mit den Klängen des ganzen Orchesters, entgegen, daß ihm beinahe Hören und Sehen verging.

Ich bin oft zugegen gewesen, wenn meinem lieben Freunde Johann Meyer Orchestertusche und ehrende Hervorrufe zu Theil wurden; aber alles das war gegenüber jener Ovation in Schleswig — wie er mir selbst sagte — nur ein Kind gegen einen Riesen.

Für den Text und die Composition wurde später in nur wenig Exemplaren ein künstlerisch schöner Umschlag angefertigt, auf dem sich die Initiale des Titels, der Buchstabe S, aus einem farbigen Aquarellbilde, einer Totalansicht der Stadt Schleswig bestehend, befand. Ihre Majestät die Kaiserin geruhten, eines dieser Exemplare mit Partitur und Text des Liedes darin allergnädigst entgegenzunehmen. Ein anderes sandte der Dichter dem Magistrate in Schleswig, der ihm in einem Dankschreiben mittheilte, daß er das hübsche Geschenk dem städtischen Archive zur Aufbewahrung übergeben habe.

Eine erhebliche Menge von Dichtungen ähnlicher Art ist auch aus dem Jahre 1895 zu verzeichnen. Darunter verdient eines — „Unserm Kaiser" — schon deshalb besonders hervorgehoben zu werden, weil es der Schlußsteinlegung und Eröffnung des Nord-Ostsee-Kanals, einer Festlichkeit, die vom 19. bis zum 22. Juni währte, gewidmet ist. Für die Festzeitung einer schönen Feier des Kieler Schriftsteller- und Journalistenvereins schrieb Johann Meyer einen schwungvollen „Prolog", den Fräulein Scherbarth vom Kieler Stadttheater vortrefflich zum Vortrag brachte. Zum 80. Geburtstage des Fürsten Bismarck entstand: „Du Rieseneek in'n Sassenwold". Andere Lieder sind betitelt: „Unse Kaiser un sin Gäst", „Unsen Fruenvereen för Armen- un Krankenpleg, to sin 50jähriges Jubiläum", „Doctor Karl Heinrich Keck" (ein Trauergedicht auf seinen Tod), „Begrüßungslied", den Gästen von der Eintracht zu deren 50jährigem Jubiläum gewidmet, „Den schleswig-holsteinischen Kampfgenossen von 1870 und 71" zu ihrem 25jährigen Jubelfeste und „Prolog zur Feier des Geburtstages Ihrer Majestät der Kaiserin Auguste Victoria", gesprochen im Stadttheater. —

Eine noch weit größere Feier als die Grundsteinlegung des Nord-Ostsee-Kanals durch Kaiser Wilhelm I. war die der Schlußsteinlegung und Eröffnung dieses Riesenwerks der Technik durch unsern jetzigen Kaiser. Sicherlich noch nie zuvor hat die Stadt

Kiel und das meerumschlungene Land der Doppeleiche eine so großartige Festlichkeit erlebt wie diese. Es war ein internationales Fest, ein Fest beider Welten, der alten und der neuen, an dem sich nicht nur Europa mit seinen hauptsächlichsten Staaten betheiligte, sondern auch der Continent jenseit des Weltmeeres, Amerika. Alle Reiche, die im Besitze einer Flotte sind, hatten einige oder doch eines ihrer besten Schiffe zur Verherrlichung der Feier und zur Huldigung des deutschen Kaisers nach Kiel geschickt, und noch niemals haben so viele Kriegsschiffe zu gleicher Zeit in der Kieler Föhrde vor Anker gelegen. Vom Schlosse bis hinaus nach der Festung Friedrichsort war der Hafen voll von schwimmenden, im Festesschmucke prangenden Schiffscolossen. Allein unsere deutsche Flotte war in einer Anzahl von 29 Schiffen vertreten, darunter — außer der Kaiserjacht „Hohenzollern" — zwölf Panzer, zwei Kreuzer, sechs Schulschiffe und fünf Avisos. Britannien hatte zehn Fahrzeuge geschickt, unter ihnen vier Panzer, drei Kreuzer und die Königliche Jacht „Osborne". Aus Österreich waren drei große Kreuzer und ein Torpedoboot gekommen und aus Italien neun Schiffe, darunter vier Panzer, zwei Kreuzer und als Standartenschiff die Königliche Jacht „Savoia". Frankreich sandte einen Panzer und einen Panzerkreuzer, Rußland zwei Panzer und ein Panzerkanonenboot, ebensoviel Schweden, Dänemark zwei Kreuzer und ein Kanonenboot, die Niederlande zwei Kreuzer und Rumänien einen Panzer und ein Schulschiff. Selbst die Türkei betheiligte sich an dem Feste durch eine Radjacht und Uncle Sam — die United States of America — mit vier Kreuzern. So belief sich die Zahl der in der Föhrde ankernden Kriegsschiffe, die kleineren, wie Kanonen- und Torpedoboote, mit eingerechnet, auf mehr als 80.

Nicht wenige Maler haben sich bemüht, dieses großartige Flottenpanorama im Bilde festzuhalten; aber der Stoff schien ihnen zu überwältigend gewesen zu sein, und nur einer, soviel mir bekannt, der schleswig-holsteinische Maler Stoltenberg, war dieser Aufgabe gewachsen. Sein Aquarellbild giebt mit möglichster Treue die Kieler Föhrde zur Zeit der zweiten Kanalfeier wieder. Auch die Kunst des Photographen vermochte nicht wie mit einem Blick den Hafen mit all seinen Schiffen zu umfassen; das künstliche Auge der Camera mußte, wie das natürliche, das Bild in einzelne Theile zerlegen.

Welch eine Fülle interessanter Beobachtungen boten auch sonst jene Festtage! Aus allen Gegenden der Windrose, von fern und nah, war man gekommen, um dem grandiosen Schauspiele, das sich an der Föhrde abspielen sollte, beizuwohnen. Das gab ein Gewirr von Sprachen wie beim Bau des Thurmes zu Babel!

In Holtenau hatte man auf einem hierzu passenden Terrain ein großes Linienschiff aufgebaut und vollständig aufgetakelt. Hunderte von Arbeitern waren monatelang daran beschäftigt gewesen. Vorn am Bugspriet stand als Gallionenbild die Germania in voller Rüstung und in majestätischer Pracht, und der mächtige Raum im Innern war ein einziger Speisesaal in elegantester Ausstattung für das Festmahl der vielen vom Kaiser und dem Reiche geladenen Gäste.

Unvergleichlich schön und erhaben war auch der Anblick, als an einem der Festtage die „Hohenzollern" majestätisch und langsam mit dem Kaiser und seinem Gefolge auf Deck durch das Labyrinth von Schiffen hindurchschwebte, damit sie der Fürst begrüße. Und wie wurden die freundlichen Grüße entgegengenommen! Überall wo der Kaiser vorbeikam, blitzten und donnerten die Geschütze und erbrausten die Hurrahs von den Mannschaften in den Masten. Und wie ein Echo kehrten diese Freudenrufe von den Ufern, wo sich Tausende von Zuschauern aufgestellt hatten, wieder zurück. Es war wie ein Triumphzug eines römischen Imperators.

Wer vermöchte dies alles zu schildern, und wer wär' im Stande, durch Worte oder Pinselstriche eine Vorstellung zu geben von der Lichtfülle, dem Farbenbacchanal, dem Blitzen, Flimmern und Leuchten, als an einem Abend mit Beginn der Dunkelheit ein Flammen- und Strahlenmeer über die Meeresbucht zu fluthen begann. Das eine Schiff suchte das andere in den Überraschungen zu überbieten; was alles an wirkungsvollen Schaustücken die Pyrotechnik zu leisten vermochte, das wurde bei dieser Gelegenheit vorgeführt.

Der Kieler Schriftsteller- und Journalistenverein hatte sich für diesen Tag der Feier das bekannte, hart am Strande belegene Wirthschaftsetablissement „Folkers' Garten" gemiethet und zu dessen Mitbenutzung alle anwesenden Vertreter der Presse eingeladen; diese machten auch in ausgiebigster Weise davon Gebrauch. So war es denn auch unserem Dichter als Mitglied jenes Vereins mög-

lich gewesen, für sich und seine Familie sowie die in seinem Hause weilenden Gäste einen schönen Platz am Strande zu bekommen, vonwo aus sie das großartige Schauspiel dieses Abends genießen konnten.

Es erübrigt nur noch, die beiden Gedichte hier wiederzugeben, welche zur Feier der Schlußsteinlegung des Nord-Ostsee-Kanals von Johann Meyer veröffentlicht worden sind.

Unserm Kaiser!

Zur Feier der Schlußsteinlegung und Eröffnung des Nord-Ostsee-Kanals am 19., 20., 21. und 22. Juni 1895.

I.

Im Geiste heut' auch lebt mir der schöne Tag,
Wo Kaiser Wilhelm, führend den Hammerschlag,
Dies Mal auch seiner Macht und Stärke,
Weihte den Stein zu dem Riesenwerke!

Am Vormittag war's, — leuchtend in Gold und Blau
Ringsum der Himmel, als er gen Holtenau
Durch unsrer Buchen grüne Hallen
Fuhr beim Geschmetter der Nachtigallen, —

Als nach der Waldung, draußen im freien Feld,
Die Lerchen alle, jubelnd vom Himmelszelt,
Den Gruß ihm sangen, — und zu Füßen
Wogten die Ähren, ihn mitzugrüßen.

Und hin und wieder, zwischen dem Korn umher,
Cyanen auch schon, blauend im grünen Meer, —
Und wo des Dorfes schatt'ge Lauben,
Blühende, duft'ge Syringentrauben.

Und all' der Menschheit, wo er des Weges fuhr,
Bis Holtenau hin, — vor ihm und nach der Spur,
Von seiner muth'gen Rosse Hufen,
Welch ein Gejubel und Hurrahrufen!

Und dann, als wieder bracht' ihn das Schiff zurück,
Das Schiff, das trug den Cäsar und unser Glück, —
Des Ruhms unzähl'ge Lorbeerreiser, —
Welch ein Entzücken um unsern Kaiser!

Da lag die Flotte, prangend in aller Pracht,
Die er geschaffen, neue, gewalt'ge Macht
Für seines Volkes Ruhm und Ehre
Rings um die Erde durch alle Meere!

Und weiße Rosen streute auf seine Bahn
Die grüne Fluth ihm, — und auf der Masten Raa'n,
Da standen, die auf Tod und Leben
All' ihm zur See auch in Treu' ergeben!

Und Blitz auf Blitz, — und Donner und Widerhall,
Ihm zur Begrüßung rings von den Schiffen all, —
Und wo des Ufers schwarz Gedränge,
Brausender Jubel der Menschenmenge!

Und doch — wie schön auch alles rings um ihn her,
Das Herz dem alten Kaiser wie voll und schwer,
Erzitternd im gewalt'gen Leide,
All der Betrübniß zu all der Freude!

Weitab sein Liebling, weit ihm der einz'ge Sohn
Und seines Reiches Erbe dem goldnen Thron,
Jung Siegfried! — Ach und auch schon heute
Finst'ren Geschickes gewisse Beute!

Und dann des Todes Dunkel und trübste Zeit, — —
In einem Jahr zwei Kaiser! — O, Herzeleid!
Und doch, — wie schwer das Herz getroffen,
Trost schon und Frieden und neues Hoffen!

II.

Wilhelm der Zweite! Unser seit jenem Jahr,
Du junger, stolzer, herrlicher Kaiseraar,
Aufstrebend stets zum Licht der Sonne,
Licht uns wie jene, — und Heil und Wonne!

Hoch über allem Niedern im Erdenthal,
Auch ihm das Schönste, Höchste das Ideal, —
So war er stets, sich uns bewährend,
Leuchtender Stern uns, die Zeit verklärend,

Die oft so trübe, seit der Parteien Haß
Das Band der Liebe lockert ohn' Unterlaß,
Und irrgeleitet, blind, die Rotten
Thörichter Menschen des Höchsten spotten!

In seiner Obhut, Sitte, Gesetz und Recht, —
Das Szepter führt er, — hemmend, was falsch und schlecht,
Und fördernd alle edlen Triebe,
Dessen zum Dank ihm des Volkes Liebe!

In seiner Obhut die in der Arbeit Zwang,
Ihr dienend, müh'n sich, — ringend ein Lebenlang, —
Daß Trost im Alter sie erfreue,
Dessen zum Dank ihm des Volkes Treue!

In seiner Obhut doppelte Macht und Wehr
Des deutschen Reichs, — sein schlachtenerprobtes Heer
Und seine Flotte, — einzig beide!
Dessen zum Dank ihm des Volkes Freude!

Und einzig diese Tage der Feier, die
So schön und herrlich wie noch auf Erden nie,
So weit der Fürsten Szepter reichen,
Ihnen ein Ähnliches zu vergleichen!

Durch uns're Doppeleiche geliebtes Land
Die Nord- und Ostsee reichen sich froh die Hand,
Die Schwestern, nun nicht mehr geschieden,
Völkern und Staaten zum Heil und Frieden!

Und unsrer Flotte Panzer von Meer zu Meer, —
Mit einem Schlag nun doppelt so starke Wehr
Als sonst, — — durch ihre offnen Thüren
Nun zu einander die Schwestern führen!

Nicht mehr vom Strand der Marsen bis Skager Rack
So manch ein Schiffbruch, manch' ein zerschellend Wrack,
Nicht mehr so manch ein junges Leben
Grausigem Tode dahingegeben!

Und wo in Pracht steht blühend das Feld, die Au',
Und wo die Lerche jubelt im Ätherblau,
Und wo in dunkler Waldeslaube
Flötet die Amsel und gurrt die Taube,

Vorüber schwebt, — o Wechsel, so wunderbar!
Auf hohem Mast der flatternde Kaiseraar
Des deutschen Reichs! — — O, allen Reichen
Sei es für immer ein Friedenszeichen!

III.

Nun grüße Gott Dich, herrlicher Zollernsproß,
In unserm alten, traulichen Holstenschloß! —
In Deinem Lande, meerumschlungen,
Grüße Dein Werk Dich, so wohlgelungen!

Und grüß' die Stadt Dich, prangend im Festgewand, —
Die blaue Meerbucht, — rauschend der grüne Strand,
Und Flur und Hain, wo seine Höhen
Prangend im Schmucke des Frühlings stehen!

Und grüß' das Volk Dich, mehr noch als je erfreut
Ob aller Kaisertage vergangner Zeit,
Die ihm bisher verliehen worden, —
Grüß Dich Dein Ländchen im hohen Norden!

Und grüße die auch alles voll Sonnenschein,
Die Deines Lebens leuchtender Edelstein,
So Freud', wie Leid treu mit Dir theilend,
Heut' in dem Lande der Väter weilend!

Und alles die auch grüße mit Euch zugleich,
Die euer Stolz sind, — Freude dem deutschen Reich!
Erhalt' sie Gott in Eurer Tugend,
Späterer Zeiten Geschick — die Jugend!

Doch fern dem Jubel aller Beglückten heut'
Sei nun die Zukunft — und die Vergangenheit, —
Und nur der Gegenwart, der hohen,
Lasset die Flammen der Freude lohen!

Noch war kein Fest so einzig in seiner Art,
Wie dies der Schlußsteinweihe und Kaiserfahrt,
Zu dem die Völker beider Welten
Herrlichste Zeugen der Freude stellten!

Voran das Zollernschiff mit dem deutschen Aar,
Und nach ihm folgend, ehrend das Kaiserpaar,
Welch' ein Geleit zu diesem Feste
Kronengeschmückter, erlauchter Gäste!

Und welche Ehrenbögen dem Kaiserzug
Hoch aufgebaut, darunter des Adlers Flug
Hindurchgeht heute triumphirend,
Werke — das Werk wie mit Kronen zierend!

Und welch' ein Schauspiel, — füllend den blauen Port!
Vom alten Schloß an ankernd bis Friedrichsort
Die Panzer all', im vollsten Glanze,
Wilhelm dem Zweiten zum Ehrenkranze!

Und Blitze leuchten, — Donner auf Donner kracht, —
Und wie des Sturmwinds Brausen bei Wetternacht
Auf Wolken kommt dahergefahren,
Brausender Jubel der Menschenscharen!

Und zu dem allen — blüht nicht der Rosenstrauch?
Und mit der Rose nicht die Cyane auch?
O, pflückt und streut sie heut' ihm beide,
Blumen der Treue, — der Lieb' und Freude!

Unsen Kaiser un sin Gäst.

Dör uns' lütt meerumschlungen Land
Gifft Nord- un Ostsee sick de Hand.

Un in uns' Haben, wat för'n Glanz!
Un wat för'n Ehr'n- un Freudenkranz!

En Kranz, als harr em Gott bestellt
To'n Freden för sin schöne Welt!

Nu swev heran, du Kaiseraar,
Nu bringt se düssen Kranz Di dar!

Un de em bunn hebbt alltosamn,
Vel hunnert dusend mal willkamn!

Auch in dem Jahre 1896 gewährte die Muse ihrem Dichter manch schöne Gaben. Es mögen davon die folgenden namhaft gemacht werden: „Nun schmücke Dich, Frau Kilia!“ zur Anwesenheit des Zaarenpaares des Kaisers Nikolaus II. und der Kaiserin Alexandra in Kiel; „Zur Jubelfeier des neuen deutschen Kaiserreiches“; „Zur Weihe des Bellmann-Chemnitzdenkmals in Schleswig“; je ein „Prolog“ zur Feier des Geburtstages Seiner Majestät des Kaisers Wilhelm II. und Ihrer Majestät der Kaiserin Auguste Victoria, beide im Kieler Stadttheater gesprochen, und „Dem todten Dichter“, Emanuel Gurlitt, dem Bürgermeister von Husum, an seinem Begräbnißtage.

Das zuletzt erwähnte kleine Gedicht möge hier eine Stelle finden; es sei dazu bemerkt, daß Gurlitt unserem Dichter sehr befreundet war, sowie daß er als Officier in der schleswig-holsteinischen Armee diente und als solcher in der Schlacht bei Idstedt an einem Fuße so schwer verwundet wurde, daß derselbe amputirt werden mußte.

Dem todten Dichter.

Bürgermeister Gurlitt in Husum am Tage seiner Beerdigung.

Die Saiten sprangen
Im Kampf, so schwer, —
Vom Tod umfangen,
Du singst nicht mehr.

Nichts mehr beginnen
Und nichts mehr thun, —
Nun Du von hinnen,
Wo weilst Du nun?

Du kehrst nicht wieder
Von jenem Ort, —
Doch Deine Lieder,
Die dauern fort.

Und fort daneben
Für Deine Stadt
Dein schönes Leben,
Nie schaffensmatt!

Der ihr so theuer,
Ein Schmuck, ein Glanz,
Um seine Leier
Ihr Bürgerkranz!

Und an der Leier
Ein blankes Schwert
Zur Todtenfeier,
Die heut' Dich ehrt!

Dein Blut geflossen
Im Siegesflug, —
Die Kampfgenossen
All' mit im Zug!

Der Blumen reichen
Liebreiz und Duft,
Lorbeer'n und Eichen
Auf Deine Gruft!

Im Geiste senk' ich
Dich mit zur Ruh' —
Und Dein gedenk' ich
Und ruf' Dir zu:

Von uns geschieden,
Bis wir auch geh'n,
Nun schlaf' in Frieden, —
Auf Wiederseh'n!

Noch einmal müssen wir der Anstalt gedenken, die ja von unserem Dichter, ihrem Begründer und Leiter, auch in unserem Buche nicht zu trennen ist. Wie vordem, so erfreute sie sich auch in den letzten Jahren bis nun her, wo wir mit den Mittheilungen aus dem Leben Johann Meyer's bald bis zur Gegenwart gekommen sind, eines steten Gedeihens und fröhlichen Weiterblühens. Die Gesammtzahl der Pfleglinge, welche seit dem 36-jährigen Bestehen der Anstalt in ihr Aufnahme gefunden hat, beträgt 296, davon 160 männlichen und 136 weiblichen Geschlechtes. Nach ihrer körperlichen und geistigen Beschaffenheit lassen sie sich in drei Gruppen unterscheiden: 56 davon waren schwachsinnig in

einem geringeren, 182 in einem mittleren und 58 in einem höheren Grade. Die geistige Beschaffenheit der Pfleglinge war fast durchweg parallel der körperlichen; je gesunder der Körper, desto geringer im allgemeinen der Grad der Idiotie und desto größer die Bildungsfähigkeit sowie der Gebrauch der Sprache. Nicht weniger als 75 waren stumm und 164 mehr oder weniger befähigt zu sprechen. — 227 Zöglinge konnten die Anstaltsschule besuchen und je 15 männlichen und weiblichen Geschlechts die Confirmationsreife erlangen; einige davon wurden privatim, die andern mit den übrigen Gemeindemitgliedern in der Kirche confirmirt. Es sind das auch diejenigen Pfleglinge, die von dem Aufenthalte in der Anstalt am meisten Nutzen gehabt haben; die meisten von ihnen erreichten einen solchen Grad der Selbständigkeit und Geschicklichkeit, daß sie unter vernünftiger Anleitung und Ueberwachung wohl im Stande waren, sich so viel zu erwerben, als sie zu ihrer Existenz bedurften. — Viele andere wurden erheblich im Sprechen gebessert; manche lernten mehr oder weniger gut lesen und schreiben, auch etwas rechnen und zeichnen, und alle erweiterten den Kreis ihrer religiösen Vorstellungen, wurden willenskräftiger, selbständiger und in der Verrichtung praktischer Arbeiten behender und gewandter. Ja, es glückte sogar nicht selten, auch Stumme zum Sprechen zu bringen.

Der Gesundheitszustand der Anstalt darf wohl während der ganzen Zeit ihres Bestehens unter Berücksichtigung des Umstandes, daß alle idiotischen Menschen auch körperlich krank sind, als ein im allgemeinen sehr günstiger bezeichnet werden. Von den 296 Pfleglingen, die während der 36 Jahre in der Kieler Idiotenanstalt untergebracht wurden, sind 47 gestorben, mithin 0,44 % pro anno, oder anders ausgedrückt: von 296 Pfleglingen ist durchschnittlich in reichlich zwei Jahren nur einer gestorben. So darf wohl Johann Meyer mit Genugthuung und Befriedigung auf seine Thätigkeit als Director der von ihm begründeten Idiotenanstalt zurückblicken, und eine nicht geringe Freude wird es ihm an seinem 70. Geburtstag gewähren, wenn man ihn nicht nur als Dichter, sondern auch als einen Mann feiern wird, der — ich darf wohl sagen — ein langes Leben lang im Dienste der Humanität gewirkt und gestrebt hat.

Bevor ich dies niederschrieb, brachten schon die Tagesblätter Kiels die Mittheilung, daß in einer Versammlung des dortigen

Schriftsteller- und Journalistenvereins beschlossen worden sei, den 70. Geburtstag Johann Meyer's in angemessener Weise zu feiern, und daß man zu diesem Zwecke drei Mitglieder beauftragt habe, mit den einleitenden Schritten zu beginnen. Möge sich diese Feier für unsern Dichter zu einer eben so schönen gestalten, wie es jene vor 11 Jahren war, die man ihm bei Gelegenheit seines 25jährigen Jubiläums als Vorsteher seiner Idiotenanstalt bereitete! — —

Wie bestimmt verlautet, ist es an maßgebender Stelle im Werke, die beiden bisherigen Privat-Idiotenanstalten in Kiel und Schleswig in Provinzialanstalten umzuwandeln. Damit würde denn zugleich für unsern Dichter der Zeitpunkt kommen, vonwo an er, ledig aller bisherigen Berufsmühen und Anstaltssorgen, für die ihm hoffentlich noch reichlich bemessenen letzten Lebensjahre ausschließlich jenem anderen Berufe leben kann, für den er so recht eigentlich prädestinirt ist und in dem er so viel Schönes geschaffen hat. Seine zahlreichen Freunde werden ihm dies aus vollem Herzen wünschen, ganz besonders im Hinblick darauf, daß er ihnen mit seinen und der Muse Gaben so manche frohe Stunde bereitet hat. —

Doch wir müssen noch kurz der Dichtungen Erwähnung thun, die uns unser Freund im Jahre 1897 gespendet hat; es sind dies ein „Prolog zur Matinée des Kieler Stadttheaters für die Ueberschwemmten"; „An den König vun Belgien" bei seiner Anwesenheit in Kiel; „Vun Kiel na Schönbarg"; „Kaiser Wilhelm de Eerste to sin hunnertjährigen Geburtsdag"; „To unse Kindöpsfier"; „Jungs holt fast!", to dat eerste Stiftungsfest vun de plattdütsche Vereenigung und „Uns' Kaiser kummt!"

Es mögen hiervon an dieser Stelle unserer Festschrift der „Prolog" und die drei Gedichte: „An den König vun Belgien," „To unse Kindöpsfier" und „Uns' Kaiser kummt" abgedruckt werden.

Prolog zur Matinée zum Besten der Überschwemmten.
Gesprochen im Stadttheater zu Kiel am 19. September 1897.

Wenn eine Sintfluth käme — und hinweg
Die Mordgesellen risse von der Erde,
Die sie vernichten möchten! — — Aber Gott
Läßt seine Sonne über alle scheinen,
Und unbegreiflich sind oft seine Wege!

Als noch die Rosen blühten, — und im Nest
Die Vöglein lugten, — und der Ähren Gold
Die Halme beugte, — d'rüber jubilirend
Die Lerche in den blauen Himmel stieg,
Brach jäh' des Unglücks finstre Nacht herein!

Des Himmels unermeßlich theurer Segen,
Wie Licht und Wärme, ist es nicht der Regen?
Wenn aus den Wolken tropft er voll und milde,
Zu tränken die verschmachtenden Gefilde?
Auch wenn er kommt in grausigen Gewittern,
Wo Blitzen zucken und die Donner krachen, —
Und ihnen folgend, über grüne Fluren
Dahin zieht, — löschend ihre Flammenspuren,
Und Labe spendend, wo noch Herzen zittern?!

Gewiß auch so! — Und dennoch, welch ein Leid
Kann auch mit ihm auf uns herniederströmen!

Jäh', — auf einmal,
Gleichwie ein wild empörtes Meer,
Das aufgepeitscht des Sturmwinds Ruthen, — —
Kam es daher
Mit der Elbe und Oder und Donau Fluthen — —
Und wälzte sich zu Thal,
So wuchtig und schwer,
Das Ungeheuer, das riesige, nasse,
Wie einer Lawine erdrückende Masse!

Menschen begrabend in Todesnacht!
Liebende um ihr Liebstes gebracht!
Und, wie im Kriege, mit Feuer und Schwert,
Vernichtet die Gärten, verödet die Felder!
Entwurzelt die ragenden Riesen der Wälder!
Geraubt, was dem Herzen so lieb und werth:
Der trauliche Heerd!
Das theure Haus,
Dem entfloh'n die Laren
Voll Entsetzen und Graus!

Und wie viele arm, — und wie viele in Noth,
Wenn nicht schon todt, —
Die hier noch jüngst so glücklich waren!

Und dennoch, daß der liebe Gott nur Liebe,
Und alles, was er thut nur Segen ist, — —
Und daß euch Trost und Hülfe brächten gerne
Die Menschenbrüder all', daß wißt ihr ja,
Ihr Armen, Schwerbedrängten in der Ferne! — —

Darum, — klagt und zagt ihr auch,
Gleich den Hoffnungslosen, —
Spürt ihr nicht der Liebe Hauch?
Euch auch trägt der Dornenstrauch
Bald schon wieder Rosen!

Allüberall im theuren Vaterlande
Und über dessen Grenzen weit hinaus,
Da regen sich die Herzen und die Hände
Und thun sich auf zu edlem Menschenwerk
Der Bruderliebe, — spendend ihre Gaben!

Und auch die Kunst bleibt nicht zurück, — sie dient
Dem Ideal, dem Inbegriff des Schönen!
Und was da wahrhaft schön, — ist unzertrennlich
Vom wahrhaft Guten, das es wirkt und schafft!
So stellt auch sie, die Kunst, mitfördernd gern,
Sich in den edlen Dienst der Menschenliebe!

O, habet Dank, all', die Ihr hier erschienen,
Durch Eure, uns so theure Gegenwart
Euch mitbetheiligend an diesem Werk!

Die Liebe höret nimmer auf, — sie grünet
Allewig fort in aller Sinn und Herzen,
Weil Gott die Menschen schuf nach seinem Bilde!

Als einst die wilde Sturmfluth kam daher
In jener Schreckensnacht, und jäh' das Meer,
Das keine Macht der Sterblichen mehr hemmte,
Die Küsten und Gestade überschwemmte,
Fortreißend und verschlingend
So vieler Habe, — und Verderben bringend
Und Untergang und Tod, — —
Wie groß, wie schön die Hülfe in der Noth!

Und als einmal der alte Vater Rhein,
Um den ja schon soviel des Bluts geflossen,
Mit seinem wundersamen, goldnen Wein
Nicht mehr der Freudenbringer wollte sein
Und über seine Ufer sich ergossen,
Daß bitt'res Leid so manch ein Herz beschwerte, — —
In all' der Noth, — —
O, wie sich das Gebot
Der Nächstenliebe da so schön bewährte!

Und die voran uns allen jeder Zeit
Ein leuchtend Beispiel waren, — diesmal auch
Im Trösten und im Wohlthun, wo es galt

Das Leid zu mildern und die Noth zu bannen, —
Alldeutschlands theures Kaiserpaar, — die mögen,
Wie weit sie auch in diesem Augenblick
Die Ferne von uns trennt, zugegen sein,
Nun ihnen wir, — — der Geist kennt keine Schranken, —
Für alle ihre Liebe möchten danken!

Und Du auch sei zugegen, Hohe, Hehre,
Gewalt'ge Mutter Deines deutschen Volkes,
Germania! — der jede Stunde gilt,
Wie jenen, welche Deine Kronen tragen, —
Wenn ihre, Deine Kinder freudig sich
Geschart zu solchem Liebeswerk, wie heute!

Sieh', die für Dich dahin zu sterben gehn,
Umschlinget ja der Bruderliebe Bande, —
Und in der Nächstenliebe, wie so schön
Zeigt sich zugleich die Lieb' zum Vaterlande!

Und nun erschall's mit jubelndem Gebraus:
Alldeutschland hoch! — Hoch unser Kaiserhaus!

Der Prolog wurde von dem Oberregisseur des Kieler Stadttheaters, Herrn Beaurepaire, vorzüglich gesprochen und von dem zahlreich anwesenden Publicum so dankbar und wohlwollend aufgenommen, daß sowohl der Sprecher wie der Dichter mit stürmischem Applaus gerufen und belohnt wurden. Noch eine Dichtung Johann Meyer's gelangte in dieser Matinée, welcher beizuwohnen ich die Freude hatte, großartig zur Geltung; es war dies die Ballade „Herr Melchior Rantzau", prächtig componirt von dem Freunde des Dichters, Claudius Serpenthien, und vollendet schön vorgetragen von dem Opernsänger Herrn Riesen. Ich bedaure, nicht auch die hübsche Composition, die übrigens durch Robert Streiber in Kiel zu beziehen ist, hier wiedergeben zu können.

Die Ballade selbst, die zu den besten der epischen Dichtungen Johann Meyers gehört, soll an einer anderen Stelle unseres Buches zum Abdruck kommen.

An den König vun Belgien.

Zu seiner Anwesenheit in Kiel.

Vun Belgien her, wat keem dar dör'n Kanal,
Wo't nu so hin und her geiht, lustig fort?
En smucke Jacht! — Willkamn uns dusend mal,
Sit wi dat weet, wakeen dar is an Bord!

De Flagg is engelsch bab'n an'n Mastentopp; —
Incognito geiht't unschaneert un frie, —
De belg'sche König awers is darop,
Un seker ock de belg'sche Löw darbi!

Dat Du in Kiel büst, wa uns dat vergnögt!
Du weerst so lang ni hier, — dat is de Saak!
Un wa de Vlamschen dat wul freut un högt,
Dunwegen ehr un uns' ol Modersprak!

De hett in Belgien ja en swaren Stand,
Als Pol de Mont uns dat eerst hett verklart!
Nu drückt Di uns' Herr Kaiser warm de Hand,
Un wi na em, so warm als't dütsche Art!

Ock Vlamsch is Plattdütsch! — Fransch sünd de Wallon',
Un mit enanner ringt se Jahr um Jahr!
Un hier de Dütschen, — dar de grang Natschon, —
Un Du dartwischen hest dat wul recht swar!

Dat's noch so lang ni her, dar stunn dat slecht
Noch um de vlamsche Sprak, — un Noth an'n Mann!
Nu hett se mit de fransch' datsülwe Recht, —
Un Di, Herr König, plattdütsch redt wi an!

Ja, Plattdütsch! — In ehrn eegngemakten Rock
De lüttje Burdeern öwerall to finn!
Mijn Heer in Holland, plattdütsch snackt he ock! —
Gott segen sin lüttj' junge Königin!

Un seg'n ock Di! — uns' Kaiserherrn sin Gast,
Sin Kieler Jungs so fremd noch un so rar!
Hurrah — op't Zollernschipp, hoch babn an'n Mast,
De belgsche Löw bi'n dütschen Kaiseraar!

Un de Kanon', de blitzten Schuß um Schuß,
Un wit hin ut uns' oles Holstenland,
Na Belgien flog de dütsche Hartensgruß,
An all de Bröders, de uns dar verwandt!

En frische Brif' — Wa se de Segeln swellt! —
Un wat för'n Frend för unsen Kaiseraar! —
Nu segelt man, als gung dat um de Welt!
Un'n fröhlich vivat sequens! tokum Jahr!

Un kummst Du wedder, wenn de Wold so grön,
Dat Korn in vulle Ahren drifft na babn,
So blau de Hebn, — de Rosen all in't Blöh'n, —
Den schönsten Blomenkranz Di to'n Willkamn!

In dem folgenden Gedichte, durch das eine kindliche Naivetät und ein urwüchsiger Humor als Schwester und Bruder so einmüthig Hand in Hand gehen, handelt es sich um die Feier der Taufe des kleinen Prinzen Siegismund, des zweiten Kindes des Prinzen und der Prinzessin Heinrich von Preußen. Die „Kinnerbeer", an der Seine Majestät der Kaiser und andere hohe Fürstlichkeiten Theil nahmen, fand im Schlosse zu Kiel am 30. Januar 1897 statt.

To uns' Kinddöpsfier.

An'n 30. Januar 1897.

Uns' leev lüttj' Prinz, Herr Waldemar,
Noch geern en lüttjen Broder harr,
Wo he mit speln kunn, — dat's wul klar!
Dar bröch em een de Adebar,
Nu is he so alleen ni mehr, —
Un hüt is all de Kinnerbeer!

Un sit de Weken, de vergah'n,
Wa hüpig hett he wul all stahn
Vör sin lüttj' Broder sin lüttj' Weeg,
Wenn he em dar so slapen seeg, —
Un hett em ei't un hett em küßt,
Dat he vör Freud' opjubeln müßt!

Un bi uns' Herrschap, wat fö'rn Gäst
Dar bab'n op't Sloß! — un wat för'n Fest!
Ganz Sleswig-Holsteen fiert dat mit! —
Un een vör all'n, — de't ni vergitt,
Wenn so de Freud' mal füllt uns' Hatt:
Vull Flaggen prangt de ganze Stadt!

Na, wat'n Wunner, lacht s' denn nicht
Vundag in'n jedes Angesicht,
Un swevt de Straten hin un her
Un tickt dar an en jede Döhr?
So als för Korten, wo wi hier
Eerst harrn de grot Geburtsdagsfier?!

Un de dar hüt Gevadder steiht,
Wil em sin lüttj' Newö so freut,
Dat he em ut de Döp will heb'n
Un will em sülbn sin Namen geb'n,
Lüttj' Prinz, wil Du so lüttj' noch bist,
Du ahnst noch nich, wakeen dat is!

Alldeutschlands Kaiser! Un toglik
Mit em dat ganze dütsche Riek,
So grot als't is, so wit als't geiht,
Vundag bi di Gevadder steiht!
Na, wat seggst nu? — O, wat för'n Ehr!
Un wat för'n schöne Kinnerbeer!

Un nerrn in'n Hab'n, dar geiht dat: bumm!
Un blitzt un dunnert rundherum!
Dat is uns' stolze dütsche Flott!
O, alle Tiden seg'n se Gott,
So, als uns' ruhmbedecktes Heer!
Wat hebbt wie nu för'n Macht un Wehr!

Un schull dar een mal wedder kamn,
So ward he öwern Snabel nahmn,
Un weer dar sülbn de Deuwel los,
Als anno söbndig de Franzos! —
Uns' Kaiser un Prinz Heinerich
Verhauten em doch sekerlich!

Dar kem ick in de Poletik, —
Wa kam ick dar in'n Ogenblick,
Als ick darin keem, — wedder rut?
Nu's beste wul, ick hol de Snut, —
Doch ne! Dar fallt mi noch wat in,
Dat sett ick hier noch gau mit hin!

Mi düch, ick weer dar mit in'n Saal,
Un vör mi stunn de Glaspokal,
Un vull vun'n allerschönsten Wien,
Dat't rein, als luter Gold drin schien, —
Un mi, — mi würr dat Hart so vull,
Als wenn'ck pattu mal reden schull.

Un „Allerhöchste Majestät",
Begünn ick denn min lüttje Red'; —
Dar kikt sick uns' Herr Kaiser um, —
Dat makt mi rein verblüfft un stumm!
Doch likers sett ick wedder na:
„Hoch schast Du leb'n! vivat! hurrah!"

Un sünd de Gläs' eb'n wedder vull,
Denn red' ick wedder los, — ja wull!
Vör Allerhöchst und höchst Noblesse:
„Uns' leev Herr Prinz un Fru Prinzeß, —
Un ehr lüttj' Prinzen beid! — ja! ja!
Hoch schüllt se leb'n! vivat! hurrah!"

Ein Gedicht, wiederum voll sprudelnden Humors, ist „Uns' Kaiser kummt!" Es werden darin Eugen Richter und Bebel für ihr der deutschen Flotte bewiesenes „Wohlwollen" gebührend gepriesen. Das Kieler socialdemokratische Blatt, die „Volkszeitung" wurde sogar durch diese Dichtung so angeregt, daß sie den Verfasser mit einer besonderen Anerkennung beehrte.

Uns' Kaiser kummt!

Uns' Kaiser kummt! Fru Kilia,
Herut de Flaggen all! Hurrah!
Noch mehr als sunst, wenn he mal kummt,
Un't öwer'n Haben blitzt un brummt,
Dat all de Fisch davun verwirrt,
Un Di de Döhrn un Fenster klirrt!

Wer wüss ock ni, wat in de Röhr?!
Un is't ock just noch keen Malör,
So is dat doch en eernste Saak,
Vunwegn den olen Heidendrak,
Den Lindwurm, de sick so vergitt,
Dat he bischurns noch Menschen fritt!

Ja, weern sin egen Lüd dat man,
Wat güng de ole Wurm uns an?!
Nu awers hett he Dütsche mör't, —
Nu ward em eerst mal Moritz lehrt,
Dat em wul alle Lust vergeiht,
Un he dat nümmer wedder deiht.

Un de den Zopp noch dregen doht,
Sünd nu wul'n beten slecht to Moth,
Eb'n als uns' Fründ dat is, John Bull,
De jümmers glix so splitterndull
Un ganz vull Giff un Gall un Neid,
Wenn em mal'n Happen fleuten geiht!

Ja, wenn wi nu uns' Flott ni harrn,
Wat weern wi Dütschen doch för Narrn!
Nu awers gung dat een, twee, dree,
Dar drunken wi dar günd all Thee,
Un dat vun'n besten, de dar waßt!
Un nu man lustig, Jungs, holt fast!

De Zopp, de is noch vel to lang,
Kunn geern en beten körter hangn, —
Un unse Jungs, de nehmt ehr Waff

Un snidt sick ock en Stremel af,
So tom Verglik, als weer dat Kees, —
Haar laten mut he, de Chines'!

Un unse Flottenfründ Eugen,
De röppt vergritzt: Nu süh mal een!
Wo ick so lang min Freud an hatt,
Nu weer't doch allns man för de Katt!
Nu geiht he dör, de Flottenplan,
Un dat hebbt de Chinesen dahn!

Un Bebel mit sin grotes Mul,
Den ock de Flott all lang en Grul,
Un de, wat uns vun rechtsweg'n keem,
Am leevsten uns dat wedder neehm
Un denn ut luder Menschenleev
Sin Fründ, den Herrn Franzos, dat geev,

De ward nu wul eerst recht kasprat,
Dat wi ock noch na China gaht, —
Dar is alleen de Flott an Schuld,
Un weer't man kam, als he dat wullt,
Un all de Klick, de to em hört,
Denn weer uns dat Vergnögen stört!

Hurrah! un nu man all an Bord!
Un denn adjüs! — un denn man fort!
Un denn man op den Draken dal,
Dat ock de Annern alltomal,
De gegn uns jappt un snappt vull Gall,
En Bispill hebbt in düssen Fall!

Wat steihst Du awerst dar un weenst,
Du lütt' verlaten Kind, un meenst,
Nu scheet se Din Mariner dot? —
Na, tröst Di man, dat hett keen Noth!
Bliv Du man tru, — denn blifft he Din,
He ward doch keen Chinesche frien!

De hebbt ja asiatisch Blot, —
Un hebbt ock all en scheeven Fot!
Se wackelt als bi uns der Gös',
Un mit ehr Danzen steiht't man bös'! —
Se künnt keen Walzer, keen Galopp
Un hebbt verschlitzte Ogn in Kopp!

Doch Spaß bi Siet! — un nu in'n Eernst,
Dat Du ni seggst: „Ach wat! Du tweernst!"
Ja, süh, na China hin, is wit!

De Saak hett ock ehr eernste Siet!
Un op so'n Fahrt sünd vel Gefahrn!
Mag se uns' Herrgott all bewahrn!

Dat geiht för Dütschlands Macht un Ehr!
Un wenn dat ni so wichtig weer,
Harr uns' Herr Kaiser dat ni dahn,
Wat noch keen Mensch vör Korten ahn!
To jeder Tid de rechte Mann, —
Alldütschland is in gude Hann!

Un unsen Herrn Prinz-Admiral
Gottssegn mit em vel dusendmal!
Gottssegn vel dusendmal toglik
Mit unsen Kaiser un sin Riek!
Dat wünscht un bedt wul Jedereen!
Hurrah! op fröhlich Weddersehn!

Bevor ich die Mittheilungen über unsern Dichter zum Abschlusse gelangen lasse, muß ich mir in eigener Angelegenheit eine kurze Abschweifung erlauben, zu der ich mich durch ein jüngst stattgehabtes sehr bedauerliches Ereigniß veranlaßt fühle. Es ging nämlich vor einigen Tagen durch die Blätter die Notiz, daß der Herausgeber des „Deutschen Dichterheims" in Baden bei Wien seine junge 27jährige Gattin, während sie schlief, und dann sich selbst erschossen habe. Ob ihn zerrüttete Vermögensverhältnisse, wie behauptet wird, zu dieser That getrieben haben, erscheint mir zweifelhaft; eher möchte ich glauben, daß er sie in einem Zustande von Geistesstörung begangen hat. Denn der wenig talentirte, aber überaus ehrgeizige Mann mußte doch zuletzt zu der Erkenntniß kommen, daß ihm die Art, wie er der modernen Richtung in der Dichtung Vorschub leistete, herzlich wenig Ruhm eingebracht hat; und diese Enttäuschung dürfte die Gemüthsruhe des nach Ruhm und Ehre dürstenden jungen Schriftstellers völlig gestört haben. In der Einleitung dieses Buches bin ich mit dem Verstorbenen nicht gerade glimpflich umgegangen. Es könnte nun, wenn meine Festschrift erscheint, den Anschein haben, als wären jene scharfen Äußerungen über den unglücklichen, bedauernswerthen Mann erst nach dessen Tode gemacht worden. Um mich nun gegen einen solchen Vorwurf im voraus zu sichern, bemerke ich, daß die Einleitung wenigstens sechs Monate vor dem Tode des Herausgebers des „Dichterheims" im Drucke fertig gestellt wurde. Ich

würde sonst wohl, eingedenk der sühnenden und versöhnenden Kraft des Todes, über das „Dichterheim" und seinen Herausgeber kein Wort verloren haben.

Doch nun nach dieser nothgedrungenen Erklärung wieder zurück zu unserem Jubilar. Auch das letzte Jahr, 1898, zeigt, soweit es bis jetzt verlaufen ist, eine ebenso erstaunliche wie glückliche Productivität unseres Dichters. Seine dieser jüngsten Zeit angehörigen Poesien sind hauptsächlich folgende: „In schweren Stunden"; „Prolog" zur 50jährigen Jubelfeier der schleswig-holsteinischen Erhebung; „Unsen Herrn Prinzen to sin Geburtsdag"; „Willkamen! to den veerteinsten plattdütschen Verbandsdag in Kiel"; „Herrn Paul Trede", ein plattdeutsches Widmungsgedicht zu einer ihm überreichten Mappe bei seinem Weggange aus Itzehoe; „Unsen Gewerbscholdirector J. F. Ahrens", to sin fiefuntwintigjähriges Jubiläum; „Uns' Excellenz", den Wirklichen Geheimen Rath Herrn Professor von Esmarch to sin 50jähriges Jubliäum und last not least „Jungmann und Preußer", ein Jubiläumsgedicht zur 50-jährigen Wiederkehr des Tages von Eckernförde. Die letzte Dichtung, deren Zeit eigentlich erst am 5. April 1899 kommen wird, ist bereits in dem schon erschienenen „Dr. Ludwig Meyn'schen Schleswig-Holsteinischen Hauskalender für das Jahr 1899" enthalten.

Liest man die Gedichte Johann Meyer's aus der jüngst vergangenen Zeit, so wird man freudig anerkennen, daß des Dichters poetische Kraft keine Abnahme erfahren hat, ja von zweien der erwähnten Gedichte, die auch in unserem Buche wiedergegeben werden sollen, kann man dreist behaupten, daß sie den meisten der früheren den Vorrang streitig machen.

Meine Leser und ich wissen, wie unter fast allgemeiner Betheiligung der Bevölkerung Schleswig-Holsteins die fünfzigste Wiederkehr des Tages der schleswig-holsteinischen Erhebung festlich begangen worden ist. Es ist uns auch noch in Erinnerung, wie sich ganz besonders Johann Meyer um das Gelingen dieser Feier verdient gemacht hat. Selbstverständlich wünschte man für den Abend des Erhebungstages einen angemessenen Prolog und ein passendes Theaterstück; und unser Freund war wohl der einzige unter seinen dichtenden Genossen, der seinen Landsleuten beides zur Verfügung stellen konnte. Als

dies rechtzeitig bekannt geworden war, wandte man sich von allen Seiten mit der Bitte an ihn, diese Kinder seiner Muse zu schicken, und so kam es, daß fast überall wenigstens der Prolog gesprochen wurde und auch an sehr vielen Stellen eines seiner beiden patriotischen Theaterstücke, das lustige Genrebild mit Gesang „Im Kruge zu Tolk“ oder das wirkungsvolle Drama „Theodor Preußer“ zur Aufführung kam. In den Stadttheatern der größeren Städte — ich nenne nur Altona, Kiel, Schleswig und Flensburg — wurde der Prolog gesprochen und „Theodor Preußer“ gegeben, und überall mit durchschlagendem Erfolge. Im ganzen wurde an jenem Abend, nachdem der Prolog vorhergegangen war, ein jedes der beiden Theaterstücke wohl an mehr als 30 Orten mit großem Beifall gespielt. Besonders schön kamen der Prolog und „Theodor Preußer“ auch in Kiel zur Geltung, und zwar am 23. März zur Vorfeier im Stadttheater und am darauf folgenden Tage zur Hauptfeier in den „Deutschen Reichshallen“. Das Theater war stark besetzt und der Zudrang zu den „Reichshallen“ so gewaltig, daß schon längst vor Beginn der Feier der große Saal überfüllt war und Hunderte, die etwas später kamen, nicht mehr hineingelassen werden konnten. Hier wie dort kamen die ersten Kräfte des Stadttheaters zur Verwendung; der Oberregisseur, Herr Beaurepaire, sprach den Prolog, zu dem auch nach Angabe des Dichters ein großartiges Bild gestellt war, beide Male vollendet schön, und laute Beifallsrufe holten den Sprecher wie den Verfasser des Prologs vor die Rampen. Ebenso packend wirkte an beiden Abenden die Aufführung des Dramas; Frl. Normann spielte die junge Frau, Herr Sundheim den Theodor Preußer, Frau Lissée die alte Dienstmagd Katharina und Herr Beaurepaire den alten Anton, und in beiden Vorstellungen wurden der Dichter und die Darsteller stürmisch hervorgerufen.

Ich lasse zunächst den „Prolog“ folgen; denn er verdient es, als eine der besten poetischen Schöpfungen Johann Meyer's auch hier hervorgehoben zu werden.

Prolog zur fünfzigjährigen Jubelfeier

der schleswig-holsteinischen Erhebung am 24. März 1898.

Ihr lieben alten Kampfgenossen
Für unser theures Heimathland,
Nun fünfzig Jahre sind verflossen,
Seit Schleswig-Holstein neu erstand,

Am Tage Eurer gold'nen Feier
Nehmt hin den Dank, der Euch gebührt,
Ihr, die, als Retter und Befreier,
So kühn zuerst das Schwert geführt!

Auf Eurer Brust das Kreuz von Eisen,
Mit seinem Bande blau-weiß-roth,
Wird zwar zu jeder Zeit Euch preisen
Als erste Retter in der Noth!
Doch auch an der Begeist'rung Worten,
Nun Ihr das gold'ne Fest begeht,
Soll es nicht fehlen aller Orten,
Wo heute Eure Fahne weht!

Wie ehrenvoll habt Ihr gestritten
Drei Jahre lang im blut'gen Krieg!
Wie viel getragen und gelitten, —
Und ward Euch dennoch nicht der Sieg,
Weil List und Trug der Diplomaten
Allmählich Euch das Schwert entwand,
Verzeichnet stehn doch eure Thaten
In gold'ner Schrift von Klios Hand!

Und Klio, welche niemals lüget,
Im Bann der Unparteilichkeit,
Sie hat zugleich hinzugefüget
In gold'ner Schrift für alle Zeit:
Daß, — die aus Angeln einst gefahren
Hinüber gen Britannia,
Just Eure schlimmsten Feinde waren! — —
Doch, — Gott der Herr mit uns! — hurrah!

Hurrah! — wie schön ist nun erstanden
Das große mächt'ge Kaiserreich!
So angeseh'n in allen Landen,
Wie sonst ihm keins auf Erden gleich!
Ihr lieben alten Kampfgenossen,
Auch das steht fest für alle Zeit:
Aus Eurem Ringen ist entsprossen
Die Blüthe deutscher Einigkeit!

Und ging der Eine Euch verloren,
Dem Gut und Blut Ihr habt gezollt,
Und den Ihr Euch zum Herrn erkoren,
So hat's ja Gott der Herr gewollt!
Wie wunderbar der Zeiten Weben,
Geht alles doch nach seinem Sinn:
Dornröschen ist erwacht zum Leben
Und ist Alldeutschlands Kaiserin!

Nun aber wollet nicht vergessen
Der lieben Toten, die da ruhn
Im stillen Schatten der Cypressen,
Und Ihnen Dank und Liebe thun!
Gedenken jenes edlen Friesen,
Der einst für uns're Rechte warb
Und, heimatslos und landsverwiesen,
Fern an gebroch'nem Herzen starb!

Und wollt gedenken all der Braven,
Die dann nach ihm, in seinem Bann,
Treu weiterkämpften, — längst entschlafen,
Bevor die neue Zeit begann! — —
Und wollt die vollsten Lorbeerreiser,
Wo immer Ihr vereint mögt sein,
Dem ersten, größten aller Kaiser
An Eurem schönen Feste weih'n!

Und wollet dem geliebten Sohne
Jung-Siegfried, dem mit harter Hand
Um seine gold'ne Kaiserkrone
Den Dornenkranz die Norne wand,
In Eures Festes schönsten Stunden,
Wie unverbrüchlich immerdar,
Dank, Liebe, Ruhm und Preis bekunden
Für alles, was er Deutschland war!

Und wollet dem, der nun so prächtig
Die Scepter seiner Väter führt,
So fromm und weise, stolz und mächtig
Sein theures, deutsches Volk regiert,
An Eurem Fest aus vollsten Händen,
Wie immer sonst, zu jeder Zeit,
Die schönsten aller Blumen spenden
Der Liebe und der Dankbarkeit!

Gott segne ihn, der sich erwiesen,
Wie Keiner könnt' uns lieber sein!
Gott segne sie, die er gepriesen
Als seinen schönsten Edelstein!
Gott segne aber auch nicht minder
Den Schatz in ihrem Kaiserhaus:
Die lieben sieben Kaiserkinder! — —
Hurrah! — in alle Welt hinaus!

Und nun als letztes Gedicht für diese Abtheilung meiner Festschrift noch jener Hymnus zur fünfzigsten Wiederkehr des für die Schleswig-Holsteiner so denkwürdigen und glorreichen Tages von Eckernförde. Man braucht nicht die Gabe der Prophetie zu besitzen, wenn man schon jetzt behauptet, daß wohl in den meisten Orten der meerumschlungenen Lande die Aufführung des „Theodor Preußer" den Hauptbestandtheil der abendlichen Feier des 5. April 1899 bilden wird. Denn gerade in diesem Drama hat Johann Meyer zum zweiten Male den gewaltigen Stoff jener Begebenheit meisterhaft behandelt. Zuerst geschah dies episch in dem „Gröndunnersdag bi Eckernför", dann dramatisch in „Theodor Preußer"! In der folgenden Dichtung, die den Charakter einer lyrischen Ballade trägt, finden wir eine dritte Bearbeitung. Und daß auch sie dem Dichter vorzüglich gelungen ist, möge der Leser selbst erkennen.

Jungmann und Preußer.

Zum 5. April 1899.

Gründonnerstag war's, und am fünften April,
Und heute vor fünfzig Jahren,
Als über die Bucht hin, tückisch und still,
Sich gelagert des Wetters Gefahren. —
Jungmann und Preußer, Ihr Helden beid',
Mit freudigstem Herzensschlage
Gedenket Eurer aus jener Zeit
Schleswig-Holstein am heutigen Tage!

Es riefen die Glocken zum Abendmahl,
Das Stiftungsfest zu begehen,
Da erkrachte der erste Schuß im Thal
Der Wellen — und über den Höhen;
Und in der Runde weit hallend nach,
Wie den Ernst der Stunde zu deuten —
Die Lerche verstummte, — der Drosseln Schlag —
Und der Glocken feierlich Läuten!

Und auf der Brüstung der Jungmann stand
Der nordwärts entlegenen Schanze,
Den Säbel schwingend in nerviger Hand
Zum gewaltigen Waffentanze!

Hurrah! da kam's wie ein Feuermeer,
Mit Donnergekrach ob den Wogen
Der Schanze zu, daß die Soden umher
Von der Büstung zerfetzt ihn umflogen!

Und im Nu entbrannte der wildeste Kampf
Im grausigen Spiel der Geschütze; —
Bald die Schiffe, — die Schanze, — im Pulverdampf
Und dazwischen die flammenden Blitze! —
Mehr als hundert Kanonen vom Wasser her,
Und dagegen nur sechs in der Schanze,
Bis zuletzt von den sechs nur noch eine mehr
Ausharrte im grausigen Tanze.

Und als auch diese getroffen fiel
Herunter von der Lafette,
Da hatten die Dänen wohl leichtes Spiel
Und sie wandten den Rücken der Stätte, —
Und sie fuhren weiter hinüber gen Süd,
Die zweite Wehr zu verderben, —
Held Preußer, daß dich der Himmel behüt'!
Nun es gilt, um das Höchste zu werben!

Und Held Preußer, wie es Held Jungmann gemacht,
Auf der Schanze, umrauscht von der Flagge,
Begrüßt er freudig den Fortgang der Schlacht,
Umbrüllt von der Donner Gekrache!
Da riß von der Brüstung die Flagge ein Schuß,
Und zu Füßen ihm brach sie hernieder; —
Eine Latte! — Daran sie! — Dem Feind zum Verdruß,
Im Feuer aufpflanzt' er sie wieder.

Das war ein Kampf, wie wohl keiner noch war!
Wird der Jüngling den Riesen bezwingen?
Doch um so gewaltiger wuchs die Gefahr,
Um so muthiger wurde sein Ringen!
In den Spiegel der Gefion Schlag auf Schlag,
Wie die Treffer da schmetternd erkrachten!
Bis sie überwunden als Beute da lag,
Wie ein Omen für Christian den Achten.

Du hast uns geschrieben den offenen Brief, —
Der entfacht' den Funken zu Flammen!
Doch die Grollenden, die er zum Aufstand rief,
Sie bleiben auf ewig zusammen! — —
Und der Breitseite Kugeln von ihm daher,
Im Blitzen und Donnern und Qualmen, —
Auf die Schanze, als wenn es der Teufel wär',
Sie im höllischen Feuer zu zermalmen!

Und vereinzelt dazwischen dann Schuß um Schuß,
Wohlgezielt, — und erglühet im Brande
Des feurigen Ofens, die Kugeln zum Gruß
Aus der kleinen Schanze am Strande, —
Wie die Gefion matt und voll Grausen und Tod
Und jeglicher Hülfe benommen, —
Auch der Orlog, von gleichem Geschick schon bedroht; —
Und umsonst es versucht, zu entkommen!

Und auf den Höhen die Tausenden sahn,
Aufjubelnd aus Harren und Bangen,
Was die glühenden Kugeln ihm angethan,
Und daß er schon Feuer gefangen!
So hat es der Lenker der Schlachten gewollt,
Daß der Riese gezwungen zum Schweigen,.
Und der kleinen Fahne schwarz, rot und gold
Sein Danebrog mußte sich neigen.

Dann aber am ersten Ostertag
Zu dem Jubel des Sieg's rings im Lande
Halbstock die Flaggen auf jedem Dach
In dem kleinen Städtchen am Strande.
Doch der, als in Trümmer das Schiff zerstob,
Mit ihm von den Wellen verschlungen,
Für immer hat er sich Preis und Lob
Und Dank und Liebe errungen!

Und mußt' er dahin schon im Siegesglanz
Von der Nacht des Todes umschlossen,
Für immer grünt ihm der herrlichste Kranz,
Wie der herrlichste seinem Genossen!
Jungmann und Preußer, ihr Helden beid',
Mit freudigstem Herzensschlage
Gedenket Eurer aus jener Zeit
Schleswig-Holstein am heutigen Tage!

Und da hätten wir in dieser Dichtung auch schon einen Prolog zu der Feier am kommenden 5. April, und dazu einen, wie er wohl schwerlich passender und schöner könnte geschaffen werden. Nur der echte Dichter kann den gewaltigen Stoff einer solchen Begebenheit, wie sie sich vor 50 Jahren bei Eckernförde abspielte, in den Bann weniger Strophen bringen. Und die dramatische Lebendigkeit, die das Ganze durchfluthet, ist uns eine sichere Gewähr dafür, daß der in unserem Dichtergreise wirkende Genius der Poesie immer noch jung geblieben ist. —

So wäre ich denn mit dem Hauptbestandtheile des Inhaltes dieser ersten Hälfte meiner Festschrift, mit den Mittheilungen aus dem Leben unseres Dichters, zu Ende. Es fehlt nur noch eins, was meine freundlichen Leser und Leserinnen gewiß schon längst vermißt haben werden: ein Bild von dem Wohnhause Johann Meyer's mit seinem trauten Heim in der alten Musenstadt „Tom Kyle". Es möge nun hier folgen, zugleich als Abschluß der Mittheilungen aus des Dichters Leben.



Das Hauptgebäude der Idiotenanstalt in Kiel.
Johann Meyer's Wohnhaus.



Charakteristik Johann Meyer's.

Wenden wir uns nach den biographischen Aufzeichnungen zu einer kurzen Charakteristik Johann Meyer's und betrachten wir ihn zunächst in seiner Bedeutung als Dichter. Zuvor aber möge uns gestattet sein, einige Bemerkungen, welche sich auf die heutige Kunstkritik beziehen, vorauszuschicken.

Zum großen Leidwesen eines jeden, der es ernst mit unserer Kunst nimmt, hat es die Afterkunst unserer Tage fertig gebracht, die ästhetische Kritik, die das gebildete Laienpublicum bedient, zum großen Theil für sich zu gewinnen; und so wird leider recht oft der platteste Naturalismus und nicht mehr die Darstellung des wahrhaft Schönen, des Ewigen und Göttlichen als „Kunstideal" ausposaunt. Was für Früchte das zeitigt, ist leicht erkannt; denn man weiß ja, wie ein Kunsturtheil — um ein Wort Jean Paul's zu gebrauchen — den Leser überwältigt, und zwar deshalb, weil sich das Schöne so schlecht beweisen läßt. Ist doch dessen, was ein Dutzendmensch mit seinem Gefühle selbst beurtheilen kann, herzlich wenig; das meiste ist Vorurtheil, Gefälligkeit und Nachbeterei. Und auch der künstlerische Geschmack ist für viele Modesache geworden, — und die Mode wird nicht selten von wichtigthuenden Tröpfen ausgeheckt. So konnte es kommen, daß im Tempel der Kunst literarische Modegötzen auf den Platz gestellt wurden, der nach Recht und Gesetz solchen Männern gebührt,

die auch heute noch an den unveräußerlichen Gütern der alten Kunst festhalten.

Aber auch hier giebt es eine Vergeltung; nicht nur, daß derjenige schon heute dethronisirt wird, den man erst gestern mit den Insignien der Dichterwürde großmüthig bekleidete: auch die rechtlichen Prätendenten in der Kunst finden zuletzt die ihnen zukommende Anerkennung. Sagt doch schon Klopstock:

> Langsam reift die Entscheidung der Nachwelt über ein Kunstwerk.
> Aber was bringet sie öfter zur Reife? Ist es der Anspruch
> Derer, die schreiben, oder ist es der Redenden Urtheil?
> Überlebt hab' ich der Unsterblichen selber nicht wenig,
> Welche die Presse verhieß und der Ungedruckte verlachte.

Noch anderen Gründen ist es zuzuschreiben, daß ein Schriftsteller wenn auch in der Literatur eines Volkes, so doch nicht in der Literaturgeschichte — das ist nämlich zweierlei — den Rang einnimmt, den er verdient. Es gab eine Zeit, wo sich der Literarhistoriker darauf beschränkte, die Schriftsteller und ihre Werke chronologisch zu verzeichnen. Seine Geschichte war ebenso erschreckend objectiv wie langweilig. Seit etwa 100 Jahren unterwirft er seinen Stoff einer kritischen Behandlung; dadurch wird sein Werk interessant und anregend, aber ausnahmslos auf Kosten vollständiger Unparteilichkeit. Denn der Autor hat, wie jeder Gebildete seine besonderen Ansichten von der Kunst und dem Kunstschönen, und diesen persönlichen Ansichten und Wünschen entspricht der eine oder andere Schriftsteller am meisten. So kommt es allzu leicht, daß dieser bei der Beurtheilung der übrigen den Maßstab abgiebt.

Das ist aber immer ein Unrecht; denn die Kunst ist ein Fluidum in der Welt des Geistes, das sich hier so, dort anders äußert: hier wie ein elektrischer Schlag, dort wie ein belebender Lichtstrahl und vielleicht an einer dritten Stelle wie eine magnetische Kraft, die richtend auf andere schwächere Kräfte einwirkt. Wer einem Künstler völlig gerecht werden will, muß in seinen Werken seine Seele suchen. Das ist freilich schwer, und schon Lichtenberg sagt: „Einen Menschen recht zu verstehen, müßte man zuweilen der nämliche Mensch sein, den man verstehen will.“

Nun wäre es allerdings ein unbilliges Verlangen, wollte man dem Verfasser einer deutschen Literaturgeschichte eine derartige Metempsychose in die Ideen- und Gemüthswelt der Legion von

Schriftstellern, die er in seinem Buche behandeln soll, zumuthen. Das ist schlechterdings unmöglich; und so finden wir regelmäßig, daß der eine oder andere Autor bei der Beurtheilung entweder zu kurz kommt oder zu günstig behandelt wird. Viel schlimmer ist es noch, wenn ein Schriftsteller, der beim Publicum in hohem Ansehen steht, in einem größeren Werke, das sich eine Würdigung der zeitgenössischen Dichter zur Aufgabe gestellt hat, gar nicht genannt wird. Das sieht denn mehr wie Rancüne aus, und der so ganz übersehene Autor könnte sich darüber ärgern, wenn ihm an dem Urtheil eines solchen Recensenten viel gelegen wäre.

Der Verfasser dieser Festschrift gehört nun nicht zu der gewiß achtbaren Gilde der Literarhistoriker; es liegt vielmehr seine Hauptthätigkeit auf einem ganz anderen Gebiete. Aber er hat sich in den Mußestunden gern mit der alten und der neuen Literatur beschäftigt und so mancherlei gelesen, was ihm gefiel und auch nicht gefiel. Vor nunmehr 20 Jahren kamen ihm zuerst Dichtungen von Johann Meyer zu Gesicht; sie sagten ihm zu, und seit dieser Zeit hat er immer häufiger zu den Werken dieses Schriftstellers gegriffen, so daß er sie zuletzt alle kennen lernte. Da fand er nun, was er wünschte, zwar keine Waare für literarische Feinschmecker, aber echte Poesie, die wie ein warmer Hauch aus dem Herzen der Dichterseele kommt und wie Lebensodem zum Herzen des Volkes strömt. Da fand er zwar keine prickelnden Motive, aber frische, gesunde Gedanken, tiefe Kenntniß der menschlichen Seele, gemüthlichen, schlagfertigen Humor und gesunden Naturalismus ohne naturalistisches Raffinement.

So wurde ihm die Persönlichkeit des Dichters immer sympathischer; und bei dem großen Interesse, welches er Johann Meyer's Poesien entgegenbrachte, war es natürlich, daß er sich einmal darnach umsah, wie hoch die Kritik diese Kunstproducte werthete. Da lernte er nun jenes literarische Getriebe kennen, von dem vorhin berichtet worden ist. Man hat unserem Poeten die Dichterkrone bald streitig gemacht, bald nur mit Widerwillen zuerkannt. Das sollte eigentlich nicht Wunder nehmen, ist es doch andern nicht besser ergangen; aber dieses Gebahren einer gewissen Clique von Kritikern setzt doch die Kunstkritik, vor der der selige Lessing noch so großen Respect hatte, gewaltig herab.

Jedoch Johann Meyer wird sich getröstet haben; ist ihm

doch von anderen und darunter von Autoren mit recht klangvollem Namen der Tribut der Anerkennung neidlos gezollt worden. So urtheilt Adolf Strodtmann 1859: „Die plattdeutsche Poesie hat durch die Dithmarscher Gedichte von Johann Meyer eine höchst schätzenswerthe Bereicherung erfahren...... In diesen Gedichten sind die Stoffe so sehr dem wirklichen Volksleben entnommen, Empfindung und Reflexion so einfach und schlicht dargestellt, daß die Wahl des plattdeutschen Dialekts nicht als ein künstliches Reizmittel erscheint, sondern sich dem Verfasser mit inniger Nothwendigkeit aufdrängen mußte. Trotz der seltenen Fülle reicher und kräftiger Formen, an denen sich die hochdeutsche Poesie mit Dank bereichern wird, begegnen wir in dem ganzen Bändchen kaum einer einzigen, unpassenden, affectirt geschraubten Melodie, wohl aber manchem an Form und Inhalt wahrhaft klassischen Liede. Die Erzählungen aus der dithmarsischen Vorzeit verrathen ein gründliches Studium der vaterländischen Geschichte und erinnern mit ihren kräftigen Weisen an die schönen Balladen Uhland's und Freiligrath's, ja manchmal in ihren Schlachtenscenen an die berühmtesten Schilderungen der Ilias und der Nibelungen. „Dat Gewitter" ist bei aller edlen Einfachheit in Sprache, Form und Handlung von originellster Erfindung und von erschütterndem Eindruck. Wir müßten fast das ganze Inhaltsverzeichniß copiren, wollten wir diejenigen Gedichte bezeichnen, welche jeder mit ungewöhnlicher Befriedigung lesen wird." — 1859 schreibt derselbe Kritiker über den zweiten Band Gedichte: „Diese Sammlung ist reich an Liedern und poetischen Erzählungen, welche sich oftmals zu klassischer Vollendung erheben. Kein anderer plattdeutscher Dichter hat das musikalische, sangbare Element dieser Sprache mit so unwiderstehlichem Zauber zu behandeln gewußt wie Johann Meyer, dem obendrein ein köstlicher, warm und erquickend dem Herzen entsprudelnder Humor zu Gebote steht."

Dasselbe Jahr 1859 brachte auch die folgende überaus günstige Kritik aus der Feder Friedrich Hebbel's, vor dessen scharfen und anspruchsvollem Urtheile nur wenige bestehen konnten: „Die Gedichte Johann Meyer's sind als eine wesentliche Bereicherung der plattdeutschen Literatur zu bezeichnen, und ich mache mir eine Pflicht daraus, sie aufs wärmste zu empfehlen. Vom hellen sangbaren Liede an durch die saftige, frische Idylle hindurch bis

zum historischen Genrebilde hinauf klingen uns aus dieser Sammlung alle Töne wieder entgegen, die Klaus Groth den verdienten Beifall gewannen; einige schwächer und matter, wie das sich bei zwei verschiedenen Individuen von selbst versteht, andere in gleicher Stärke und mit einer viel größeren Gewalt. Findet sich kein Stück wie „Rumpelkaben" oder „Matten-Haas," die ich an die Spitze des „Quickborn" stelle, so kann „Anna" es kühn mit „Hanne ut Frankrik" und mit „De Bullmach" aufnehmen, und „De Slacht bi Hemmingsted" überragt die gleichnamige Ballade bei Groth um vieles, ebenso „De letzte Fehde".

In Fritz Reuter's nachgelassenen Schriften (II. Theil, Seite 139) findet sich die bereits oben angeführte Stelle: „Selten gab es Schriften, die ein so treuer Spiegel des Verfassers sind als die Ihrigen; aus jeder Zeile guckt Jan Meyer's Gesicht hervor, bald mit dem ernsten, bald mit dem schelmischen Ausdruck und immer gesund."

Gleich schmeichelhafte Besprechungen rühren von Ludolf Wienbarg und Fr. Chr. B. Ave-Lallement, Heinrich Kurz, Dr. Friedrich Volbehr, Dr. Ludwig Meyn, Professor Dr. Eduard Alberti, Johannes Kruse, Dr. Fick, Hauptlehrer und Rektor Enking, Dr. v. Hasenkamp, Georg Hoffmann, Provinzialschulrath Carl L. Leimbach und vielen anderen her. — Aber auch die hochdeutschen Dichtungen Johann Meyer's — seine lyrischen Poesien, Balladen, Kleinigkeiten, Märchen und Dramen — fanden vielseitige und lebhafte Anerkennung.

Unter diesen Besprechungen dünkt uns eine noch ganz besonders erwähnenswerth, nämlich diejenige, welche Prof. Dr. Eduard Alberti geschrieben hat:

„Wenn Hebbel von Meyer und Groth sagt, daß sie beide auf den Mund des Volkes gehorcht haben, so bestätigt sich dies bei ersterem in der vorliegenden Sammlung seiner Gedichte vielfach aufs treffendste; ja, ich möchte Hebbels Ausdruck noch näher fassen und Meyer sehr oft den Mund des Volkes selbst heißen. Es ist geradezu etwas Naturwüchsiges, etwas Unbewußtes, womit Meyer in Ernst und Humor mit der volksthümlichen Naivetät zusammengeht und sich stets auf der Anschauungsbasis des gemeinen Lebens im Volke bewegt. Meyer geht in das allgemeine Denken und Fühlen des Volkes gänzlich auf. Jedes dichterische Gebilde von ihm ist immer eine individualisirte Allgemeinheit, wie sie jeder, der im eigentlichen

Volk lebt und gelebt hat oder leben kann, bis in den kleinsten Ausdruck hinein als eignes Fleisch und Blut, Herz und Gemüth erkennen muß".

Professor Alberti war, wie wir das bereits an einer anderen Stelle erfahren haben, ein Gelehrter und Dichter, der selber aus dem Volke hervorgegangen ist. Während der Abfassung seines „Lexikons" stand er viele Jahre hindurch in persönlichem und schriftlichem Verkehr mit den zeitgenössischen Dichtern und Schriftstellern seines Heimathlandes und war mit deren Werken, die er zum großen Theile selbst besaß oder doch auf der Universitätsbibliothek zu jeder Zeit nach Belieben einsehen konnte, auf das gründlichste bekannt und vertraut. Er schätzte, wie er das oft geäußert hat, die Dichtungen Johann Meyer's unter allen anderen seiner Landsleute besonders hoch, und die Begeisterung für unseren Poeten, wie sie sich besonders kräftig in der erwähnten öffentlichen Besprechung hervordrängt, war einer sorgfältigen Anschauung und gewissenhaften Prüfung entsprungen. Und wer von allen, denen Meyer's Dichtungen bekannt geworden sind, wird sich nicht bereitwillig dem Urtheile Alberti's anschließen! Wir thun es, wie wir dies auf dem Titelblatte unserer Festschrift schon andeuteten, aus voller Überzeugung. So wollen wir denn vor allem auch an dieser Stelle betonen, daß Meyer ein Volksdichter ist in des Wortes schönster Bedeutung, nicht ein Volksdichter in der banalen Auffassung, die darunter einen Poeten versteht, der für die geistig und gesellschaftlich niedrig stehenden Schichten des Volkes schreibt, sondern ein gottbegnadeter Dichter für das Volk in jener höheren und edleren Begriffsbestimmung, für das Volk, zu dem alle gehören, die geringsten wie die höchsten, die ärmsten wie die reichsten, insofern sich nur in ihren Gedanken und Gefühlen, in ihren Herzen und Gemüthern etwas von all dem Schönen, Tiefinnigen und Sinnigen vorfindet, an dem die deutsche Volksseele so reich ist. Denn was Johann Meyer den Beifall aller eingebracht hat und noch immer wieder einbringt, das ist eben die Innigkeit des Gefühls, wodurch er wie mit magischer Gewalt die Herzen ergreift und gefangen nimmt.

Aber nicht zum mindesten mag hierzu die ideale Richtung mit beigetragen haben, welche alle Schöpfungen unseres Dichters verklärt. Seine hohe Begeisterung für alles Edle und Schöne, die sittliche Reinheit seiner Gedanken und sein frommer Glaube, sein Mitleid mit der Armuth und sein offenes Auge für die Gebrechen

und die Noth der Menschenbrüder, sein empfänglicher, kindlicher Sinn für das um ihn wirkende und schaffende Leben in der Natur und seine optimistische Weltanschauung — das alles entstammt dem Urquell und der Grundrichtung seines Herzens und Gemüthes: dem Idealismus. Und doch findet sich dieser stets in glücklicher Mischung und gesunder Temperirung mit der ihm entgegengesetzten realistischen Richtung, und zwar meist so, daß er das Übergewicht behält; wo einmal Idealismus und Realismus gleichberechtigt neben einander auftreten, da zeigt sich zuletzt ein gegenseitiges Aufgehen beider, ein Verschmelzen zu einer schönen, harmonischen Einheit. Der Dichter selbst ist sich dessen auch voll bewußt und will seine eigene ästhetische Grundanschauung auch nur in einem solchen Sinne aufgefaßt haben, wenn er in einem seiner kleinen Sinngedichte, dies scharf präcisirend, sagt:

> Idealist, Realist! — — Was war der unsterbliche Britte?
> Was war Schiller? und was Goethe? — — Was waren sie sonst,
> Wenn nicht beides?! — — Hier liegt die Wahrheit auch in der Mitte:
> Beides im schönsten Verein schenkt uns das Höchste, die Kunst!

Und weiter! zum eigentlichen Wesen des Dichters Johann Meyer gehören vor allem auch Naivetät und der etwas derbere Bruder dieses lieblichen Naturkindes, der Humor, beide entweder mehr oder weniger für sich oder, wo es angebracht erscheint — und wo könnte das nicht sein? — im ungetrübten Beieinander. Es ist das jene Naivetät, die nur in einem kindlichen, reinen und frommen Gemüthe wohnen kann, die mit den Engeln im Himmel verkehrt und unter Thränen lächelt, jene Naivetät, die unter den deutschen Dichtern zumeist dem hochdeutschen Dialektdichter Peter Hebel zueigen war. In dieser Beziehung erscheinen uns viele der Meyer'schen Gedichte, insbesondere die meisten seiner vielen Gelegenheitsgedichte, unverkennbar verwandt mit den unsterblichen alemannischen Dichtungen Hebel's. Man hat Johann Meyer deshalb auch den plattdeutschen Hebel genannt; aber mit demselben Rechte könnte er auch der hochdeutsche heißen. Denn wer Hebel kennt, wird beim Lesen der Meyer'schen Gedichte, mögen sie nun in hochdeutscher oder in plattdeutscher Sprache geschrieben sein, die Verwandtschaft beider Poeten auf Schritt und Tritt erkennen. Das ganze Wesen unseres Dichters gehört sympathisch der Neigung, mit der Unbefangenheit des kindlichen Gemüthes die Natur und den Menschen zu betrachten und zu schildern;

Weilst am liebsten ja beim Glase! —
Ob der Flaschen, die Du trankest,
Ist wohl roth schon Deine Nase; —
Nun, ich schätze den Karfunkel,
Der, wenn Du nach Hause wankest,
Heim Dir leuchtet durch das Dunkel! —

Im Jahre 1877 verehrte Emanuel Gurlitt, der Bürgermeister von Husum, ein ungewöhnlich corpulenter Herr, seinem Freunde und Bruder in Apoll, Johann Meyer, seine Photographie und schrieb dabei auf die Rückseite des Bildes, über seine eigene Körperfülle sich lustig machend, das nachstehende niedliche Gedichtchen:

De Sünn, de hett sick schier verklört,
Als se dit Bild hett portretteert, —
Se lach un ween to gliker Tid
Un sparr dat Mul ganz angelwit
Un reep: Dat will'n Dichter sin?!
Bi minen hellsten Sünnenschin!
So'n dicken Kopp, so'n runde Buk
Is blots bi Bürgermeisters Bruk;
Doch för Poeten garnix werth! —
Gott gnad dat arme Musenpeerd!

Johann Meyer dankte mit der Übersendung seines Bildes und der gleichfalls auf dessen Rückseite stehenden Strophen:

An Emanuel Gurlitt.

Als Di de Sünn hett porträteert,
Hett se sick öwer Di mockeert?
De ole Fürkiek! — dat's nich nett
Vun een, de sülbn ehr Placken hett!

Doch tröst Di man, — denn Pegasus
Is, wat de Rüter wiggt, ganz Wuss; —
De Hauptsaak is bi jeden Ritt,
Datt he man fast in'n Sadel sitt, —
Un süh, Du ol', leev' dicke Knast,
Du büst so Een, de sadelfast!

Eine andere stark hervortretende Eigenthümlichkeit unseres schaffenden Dichters ist die große Gewandtheit in der Behandlung und Verwendung der Form sowie in der Ausdrucksweise der gebundenen Rede. Mit einer erstaunlichen Leichtigkeit fließen ihm

und es ist deshalb auch wohl zu begreifen, daß er Hebel für den größten aller Dialektdichter hält und dem Reize nicht widerstehen konnte, dessen echt menschliche Dichtungen in das geliebte Plattdeutsch zu übertragen.

Und der Humor! — Johann Meyer müßte kein Volksdichter sein, wenn er nicht diesen robusten, kerngesunden, übermüthig lustigen und schelmischen Jungen, der von jeher ein besonderer Liebling des Volkes gewesen ist und es auch wohl immer bleiben wird, in sein Herz eingeschlossen hätte. Auch wieder zunächst in den vielen Gelegenheitsgedichten, die einer freudigen Veranlassung entsprungen sind, treibt und tummelt sich der Humor umher und wälzt sich vor Behagen, oft harmlos wie ein Kind, aber oft auch neckisch wie ein Kobold und scharf wie ein Satyr, am prächtigsten freilich zumeist immer da, wo er, wie angedeutet, an der Hand seiner Schwester im Blumengarten der Poesie lustwandelt.

Hier nur ein paar Beispiele von Johann Meyer's ursprünglichem Humor, wie deren ähnliche in großer Zahl in seinen hoch- und plattdeutschen Gedichten zu finden sind.

Schreeg öwer.

Schreeg öwer, wo de Piepen staht,
In't Fenster vör de Ruten,
Dar wahnt de Dreier an de Strat
Mit frie Sicht na buten.

Twee Fenstern sünd man in de Stuv,
Vull Piepen hangt dat eene, —
Dat ann're is en Rosenluv,
De hört den Dreier sin Lene.

Dar seeg ick se so mennig Stund'
Sick över'n Blomputt bücken
Un an ehr'n roden Rosenmund
De roden Rosen drücken.

Un weer ick ni so'n olen Dutt
Un weer ick ni Jan Meyer,
Ick wull, ick seet in'n Rosenputt
Schreeg öwer bi den Dreier!

Von anderen plattdeutschen Gedichten dieser Art sei noch erwähnt: „Herr Paster sin Lise“, „Snider“, „Hans Narr“, „Lütt j' Kööksch“, „Wasücken dat bi Hansohm geiht“!

Unter der großen Zahl der hochdeutschen Gedichte humoristischen Inhaltes sei als Beispiel gewählt:

Du!

Wie bist Du hold, wie bist Du schön
In Deiner Jugend Prangen!
So oft Dich meine Augen seh'n,
Ist auch mein Herz gefangen.

Ich athme unter Deinem Bann
Von süßer Lust getrieben;
Und weil ich es nicht lassen kann,
Muß ich Dich heimlich lieben.

Und fühlt Dein Herz auch nichts für mich
Und nichts für mein Begehren,
Ich küsse in Gedanken Dich,
Das kannst Du mir nicht wehren!

Als im Jahre 1875 während der Tage des provinziellen Musikfestes Friedrich Bodenstedt, wie bestimmt verlautete, in Kiel anwesend war, konnte einer der glühendsten Verehrer des Mirza Schaffy, nämlich Johann Meyer, es nicht unterlassen, ihn mit einigen Strophen anzusingen. Unser Freund hatte gerade damals unter dem Titel „Kleinigkeiten“ eine Menge jener kleinen Sinnsprüche in der „Kieler Zeitung“ veröffentlicht, welche später unter demselben Titel in einem allerliebsten Miniaturbändchen bei Richter in Hamburg erschienen sind.

Hier die Mirza Schaffy gewidmeten Verse:

An Mirza Schaffy.

Mirza Schaffy, Du warst hier
Und bist nicht zu mir gekommen!
Alter Türk', ich hab' es Dir
Aber doch nicht krumm genommen.

und es ist deshalb auch wohl zu begreifen, daß er Hebel für den größten aller Dialektdichter hält und dem Reize nicht widerstehen konnte, dessen echt menschliche Dichtungen in das geliebte Plattdeutsch zu übertragen.

Und der Humor! — Johann Meyer müßte kein Volksdichter sein, wenn er nicht diesen robusten, kerngesunden, übermüthig lustigen und schelmischen Jungen, der von jeher ein besonderer Liebling des Volkes gewesen ist und es auch wohl immer bleiben wird, in sein Herz eingeschlossen hätte. Auch wieder zunächst in den vielen Gelegenheitsgedichten, die einer freudigen Veranlassung entsprungen sind, treibt und tummelt sich der Humor umher und wälzt sich vor Behagen, oft harmlos wie ein Kind, aber oft auch neckisch wie ein Kobold und scharf wie ein Satyr, am prächtigsten freilich zumeist immer da, wo er, wie angedeutet, an der Hand seiner Schwester im Blumengarten der Poesie lustwandelt.

Hier nur ein paar Beispiele von Johann Meyer's ursprünglichem Humor, wie deren ähnliche in großer Zahl in seinen hoch- und plattdeutschen Gedichten zu finden sind.

Schreeg öwer.

Schreeg öwer, wo de Piepen staht,
In't Fenster vör de Ruten,
Dar wahnt de Dreier an de Strat
Mit frie Sicht na buten.

Twee Fenstern sünd man in de Stuv,
Vull Piepen hangt dat eene, —
Dat ann're is en Rosenluv,
De hört den Dreier sin Lene.

Dar seeg ick se so mennig Stund'
Sick över'n Blomputt bücken
Un an ehr'n roden Rosenmund
De roden Rosen drücken.

Un weer ick ni so'n olen Dutt
Un weer ick ni Jan Meyer,
Ick wull, ick seet in'n Rosenputt
Schreeg öwer bi den Dreier!

Von anderen plattdeutschen Gedichten dieser Art sei noch erwähnt: „Herr Paster sin Lise“, „Snider“, „Hans Narr“, „Lüttj' Köksch“, „Wasücken dat bi Hansohm geiht“!

Unter der großen Zahl der hochdeutschen Gedichte humoristischen Inhaltes sei als Beispiel gewählt:

Du!

Wie bist Du hold, wie bist Du schön
In Deiner Jugend Prangen!
So oft Dich meine Augen seh'n,
Ist auch mein Herz gefangen.

Ich athme unter Deinem Bann
Von süßer Lust getrieben;
Und weil ich es nicht lassen kann,
Muß ich Dich heimlich lieben.

Und fühlt Dein Herz auch nichts für mich
Und nichts für mein Begehren,
Ich küsse in Gedanken Dich,
Das kannst Du mir nicht wehren!

Als im Jahre 1875 während der Tage des provinziellen Musikfestes Friedrich Bodenstedt, wie bestimmt verlautete, in Kiel anwesend war, konnte einer der glühendsten Verehrer des Mirza Schaffy, nämlich Johann Meyer, es nicht unterlassen, ihn mit einigen Strophen anzusingen. Unser Freund hatte gerade damals unter dem Titel „Kleinigkeiten“ eine Menge jener kleinen Sinnsprüche in der „Kieler Zeitung“ veröffentlicht, welche später unter demselben Titel in einem allerliebsten Miniaturbändchen bei Richter in Hamburg erschienen sind.

Hier die Mirza Schaffy gewidmeten Verse:

An Mirza Schaffy.

Mirza Schaffy, Du warst hier
Und bist nicht zu mir gekommen!
Alter Türk', ich hab' es Dir
Aber doch nicht krumm genommen.

Hieltest mich wohl nicht für würdig,
Solche Freude mir zu machen,
Weil zu winzig meine Sachen,
Und ich Dir nicht ebenbürtig.

Mirza Schaffy, hin und wieder
Ist doch auch mal groß das Kleine; —
Alle Deine kleinen Lieder,
Perlen sind sie, Edelsteine!
Meister bist Du auf den Saiten,
Lorbeerreich sind Deine Pfade,
Mehr liegt oft in Kleinigkeiten,
Als in einer Messiade!

Sag', was machen Deine Lieben?
Sind sie alle noch dieselben,
Schwarzgelockten, quittengelben,
Heißgeliebten Dir geblieben?
Küßt Zuleika noch so glühend?
Blickt Hafisa noch so sprühend?
Und noch eins mußt Du mir sagen:
Darf ich nach Edlitam fragen?

Wär' ich Du, — mit lautem Schalle
Wollt' ich dann beim Saft der Reben
Für die deutsche Dichterhalle
Sie in Liedern all erheben!
Könnt's auf diesem Erdenballe
Dann für mich noch Schön'res geben? —
O, ich würd' in diesem Falle,
Allah illa allah! — alle
Tage, wie ein Pascha leben!

Ach, die Zeit nagt auch am Schönen!
Alle einst gleich bunten Faltern,
Mußten wohl sich d'ran gewöhnen,
Daß wir mit den Jahren altern. —
Wenn' s erlaubt ist, Dich zu fragen,
Könnt Ihr Euch noch gut vertragen?
Sind sie noch die sanften Tauben,
Ohne Falsch und ohne Ränke,
Die an Deine Weisheit glauben
Und im Punkte der Getränke,
Wenn Du heimkehrst aus der Schenke,
Dir nicht je den Frieden rauben? — —

Schließlich einen vollen Becher
Auf Dein Wohlsein, alter Zecher,

Weilst am liebsten ja beim Glase! —
Ob der Flaschen, die Du trankest,
Ist wohl roth schon Deine Nase; —
Nun, ich schätze den Karfunkel,
Der, wenn Du nach Hause wankest,
Heim Dir leuchtet durch das Dunkel! —

Im Jahre 1877 verehrte Emanuel Gurlitt, der Bürgermeister von Husum, ein ungewöhnlich corpulenter Herr, seinem Freunde und Bruder in Apoll, Johann Meyer, seine Photographie und schrieb dabei auf die Rückseite des Bildes, über seine eigene Körperfülle sich lustig machend, das nachstehende niedliche Gedichtchen:

De Sünn, de hett sick schier verklört,
Als se dit Bild hett portretteert, —
Se lach un ween to glike Tid
Un sparr dat Mul ganz angelwit
Un reep: Dat will'n Dichter sin?!
Bi minen hellsten Sünnenschin!
So'n dicken Kopp, so'n runde Buk
Js blots bi Bürgermeisters Bruk;
Doch för Poeten garnix werth! —
Gott gnad dat arme Musenpeerd!

Johann Meyer dankte mit der Übersendung seines Bildes und der gleichfalls auf dessen Rückseite stehenden Strophen:

An Emanuel Gurlitt.

Als Di de Sünn hett porträteert,
Hett se sick öwer Di mockeert?
De ole Fürkiek! — dat's nich nett
Vun een, de sülbn ehr Placken hett!

Doch tröst Di man, — denn Pegasus
Js, wat de Rüter wiggt, ganz Wuss; —
De Hauptsaak is bi jeden Ritt,
Datt he man fast in'n Sadel sitt, —
Un süh, Du ol', leev' dicke Knast,
Du büst so Een, de sadelfast!

Eine andere stark hervortretende Eigenthümlichkeit unseres schaffenden Dichters ist die große Gewandtheit in der Behandlung und Verwendung der Form sowie in der Ausdrucksweise der gebundenen Rede. Mit einer erstaunlichen Leichtigkeit fließen ihm

die auch heute noch an den unveräußerlichen Gütern der alte
Kunst festhalten.

Aber auch hier giebt es eine Vergeltung; nicht nur, da
derjenige schon heute dethronisirt wird, den man erst gestern mi
den Insignien der Dichterwürde großmüthig bekleidete: auch di
rechtlichen Prätendenten in der Kunst finden zuletzt die ihnen zu
kommende Anerkennung. Sagt doch schon Klopstock:

> Langsam reift die Entscheidung der Nachwelt über ein Kunstwerk.
> Aber was bringet sie öfter zur Reife? Ist es der Anspruch
> Derer, die schreiben, oder ist es der Redenden Urtheil?
> Überlebt hab' ich der Unsterblichen selber nicht wenig,
> Welche die Presse verhieß und der Ungedruckte verlachte.

Noch anderen Gründen ist es zuzuschreiben, daß ein Schrif
steller wenn auch in der Literatur eines Volkes, so doch nicht i
der Literaturgeschichte — das ist nämlich zweierlei — den Ran
einnimmt, den er verdient. Es gab eine Zeit, wo sich der Litera
historiker darauf beschränkte, die Schriftsteller und ihre Werke chr
nologisch zu verzeichnen. Seine Geschichte war ebenso erschrecken
objectiv wie langweilig. Seit etwa 100 Jahren unterwirft
seinen Stoff einer kritischen Behandlung; dadurch wird sein We
interessant und anregend, aber ausnahmslos auf Kosten vollständig
Unparteilichkeit. Denn der Autor hat, wie jeder Gebildete sei
besonderen Ansichten von der Kunst und dem Kunstschönen, u
diesen persönlichen Ansichten und Wünschen entspricht der eine od
andere Schriftsteller am meisten. So kommt es allzu leicht, d
dieser bei der Beurtheilung der übrigen den Maßstab abgiebt.

Das ist aber immer ein Unrecht; denn die Kunst ist e
Fluidum in der Welt des Geistes, das sich hier so, dort ande
äußert: hier wie ein elektrischer Schlag, dort wie ein belebent
Lichtstrahl und vielleicht an einer dritten Stelle wie eine magneti
Kraft, die richtend auf andere schwächere Kräfte einwirkt. W
einem Künstler völlig gerecht werden will, muß in seinen Wer
seine Seele suchen. Das ist freilich schwer, und schon Lichtenbe
sagt: „Einen Menschen recht zu verstehen, müßte man zuwei
der nämliche Mensch sein, den man verstehen will.“

Nun wäre es allerdings ein unbilliges Verlangen, wol
man dem Verfasser einer deutschen Literaturgeschichte eine derarti
Metempsychose in die Ideen- und Gemüthswelt der Legion v

doch von anderen und darunter von Autoren mit recht klangvollem Namen der Tribut der Anerkennung neidlos gezollt worden. So urtheilt Adolf Strodtmann 1859: „Die plattdeutsche Poesie hat durch die Dithmarscher Gedichte von Johann Meyer eine höchst schätzenswerthe Bereicherung erfahren...... In diesen Gedichten sind die Stoffe so sehr dem wirklichen Volksleben entnommen, Empfindung und Reflexion so einfach und schlicht dargestellt, daß die Wahl des plattdeutschen Dialekts nicht als ein künstliches Reizmittel erscheint, sondern sich dem Verfasser mit inniger Nothwendigkeit aufdrängen mußte. Trotz der seltenen Fülle reicher und kräftiger Formen, an denen sich die hochdeutsche Poesie mit Dank bereichern wird, begegnen wir in dem ganzen Bändchen kaum einer einzigen, unpassenden, affectirt geschraubten Melodie, wohl aber manchem an Form und Inhalt wahrhaft klassischen Liede. Die Erzählungen aus der dithmarsischen Vorzeit verrathen ein gründliches Studium der vaterländischen Geschichte und erinnern mit ihren kräftigen Weisen an die schönen Balladen Uhland's und Freiligrath's, ja manchmal in ihren Schlachtenscenen an die berühmtesten Schilderungen der Ilias und der Nibelungen. „Dat Gewitter" ist bei aller edlen Einfachheit in Sprache, Form und Handlung von originellster Erfindung und von erschütterndem Eindruck. Wir müßten fast das ganze Inhaltsverzeichniß copiren, wollten wir diejenigen Gedichte bezeichnen, welche jeder mit ungewöhnlicher Befriedigung lesen wird." — 1859 schreibt derselbe Kritiker über den zweiten Band Gedichte: „Diese Sammlung ist reich an Liedern und poetischen Erzählungen, welche sich oftmals zu klassischer Vollendung erheben. Kein anderer plattdeutscher Dichter hat das musikalische, sangbare Element dieser Sprache mit so unwiderstehlichem Zauber zu behandeln gewußt wie Johann Meyer, dem obendrein ein köstlicher, warm und erquickend dem Herzen entsprudelnder Humor zu Gebote steht."

Dasselbe Jahr 1859 brachte auch die folgende überaus günstige Kritik aus der Feder Friedrich Hebbel's, vor dessen scharfen und anspruchsvollem Urtheile nur wenige bestehen konnten: „Die Gedichte Johann Meyer's sind als eine wesentliche Bereicherung der plattdeutschen Literatur zu bezeichnen, und ich mache mir eine Pflicht daraus, sie aufs wärmste zu empfehlen. Vom hellen sangbaren Liede an durch die saftige, frische Idylle hindurch bis

zum historischen Genrebilde hinauf klingen uns aus dieser Sammlung alle Töne wieder entgegen, die Klaus Groth den verdienten Beifall gewannen; einige schwächer und matter, wie das sich bei zwei verschiedenen Individuen von selbst versteht, andere in gleicher Stärke und mit einer viel größeren Gewalt. Findet sich kein Stück wie „Rumpelkaben" oder „Matten-Haas," die ich an die Spitze des „Quickborn" stelle, so kann „Anna" es kühn mit „Hanne ut Frankrik" und mit „De Bullmach" aufnehmen, und „De Slacht bi Hemmingsted" überragt die gleichnamige Ballade bei Groth um vieles, ebenso „De letzte Fehde".

In Fritz Reuter's nachgelassenen Schriften (II. Theil, Seite 139) findet sich die bereits oben angeführte Stelle: „Selten gab es Schriften, die ein so treuer Spiegel des Verfassers sind als die Ihrigen; aus jeder Zeile guckt Jan Meyer's Gesicht hervor, bald mit dem ernsten, bald mit dem schelmischen Ausdruck und immer gesund."

Gleich schmeichelhafte Besprechungen rühren von Ludolf Wienbarg und Fr. Chr. B. Ave-Lallement, Heinrich Kurz, Dr. Friedrich Volbehr, Dr. Ludwig Meyn, Professor Dr. Eduard Alberti, Johannes Kruse, Dr. Fick, Hauptlehrer und Rektor Enking, Dr. v. Hasenkamp, Georg Hoffmann, Provinzialschulrath Carl L. Leimbach und vielen anderen her. — Aber auch die hochdeutschen Dichtungen Johann Meyer's — seine lyrischen Poesien, Balladen, Kleinigkeiten, Märchen und Dramen — fanden vielseitige und lebhafte Anerkennung.

Unter diesen Besprechungen dünkt uns eine noch ganz besonders erwähnenswerth, nämlich diejenige, welche Prof. Dr. Eduard Alberti geschrieben hat:

„Wenn Hebbel von Meyer und Groth sagt, daß sie beide auf den Mund des Volkes gehorcht haben, so bestätigt sich dies bei ersterem in der vorliegenden Sammlung seiner Gedichte vielfach aufs treffendste; ja, ich möchte Hebbels Ausdruck noch näher fassen und Meyer sehr oft den Mund des Volkes selbst heißen. Es ist geradezu etwas Naturwüchsiges, etwas Unbewußtes, womit Meyer in Ernst und Humor mit der volksthümlichen Naivetät zusammengeht und sich stets auf der Anschauungsbasis des gemeinen Lebens im Volke bewegt. Meyer geht in das allgemeine Denken und Fühlen des Volkes gänzlich auf. Jedes dichterische Gebilde von ihm ist immer eine individualisirte Allgemeinheit, wie sie jeder, der im eigentlichen

lk lebt und gelebt hat oder leben kann, bis in den kleinsten Ausdruck
ein als eignes Fleisch und Blut, Herz und Gemüth erkennen muß".

Professor Alberti war, wie wir das bereits an einer an-
en Stelle erfahren haben, ein Gelehrter und Dichter, der
ber aus dem Volke hervorgegangen ist. Während der Ab-
sung seines „Lexikons" stand er viele Jahre hindurch in per-
lichem und schriftlichem Verkehr mit den zeitgenössischen Dichtern
d Schriftstellern seines Heimathlandes und war mit deren Werken,
er zum großen Theile selbst besaß oder doch auf der Universitäts-
liothek zu jeder Zeit nach Belieben einsehen konnte, auf das
ündlichste bekannt und vertraut. Er schätzte, wie er das oft
äußert hat, die Dichtungen Johann Meyer's unter allen anderen
ner Landsleute besonders hoch, und die Begeisterung für unseren
eten, wie sie sich besonders kräftig in der erwähnten öffentlichen
sprechung hervordrängt, war einer sorgfältigen Anschauung und
wissenhaften Prüfung entsprungen. Und wer von allen, denen
eyer's Dichtungen bekannt geworden sind, wird sich nicht bereitwillig
m Urtheile Alberti's anschließen! Wir thun es, wie wir dies
f dem Titelblatte unserer Festschrift schon andeuteten, aus voller
erzeugung. So wollen wir denn vor allem auch an dieser Stelle
tonen, daß Meyer ein Volksdichter ist in des Wortes schönster
deutung, nicht ein Volksdichter in der banalen Auffassung, die
runter einen Poeten versteht, der für die geistig und gesellschaftlich
edrig stehenden Schichten des Volkes schreibt, sondern ein gott-
gnadeter Dichter für das Volk in jener höheren und edleren
griffsbestimmung, für das Volk, zu dem alle gehören, die geringsten
e die höchsten, die ärmsten wie die reichsten, insofern sich nur
ihren Gedanken und Gefühlen, in ihren Herzen und Gemüthern
was von all dem Schönen, Tiefsinnigen und Sinnigen vorfindet,
dem die deutsche Volksseele so reich ist. Denn was Johann
eyer den Beifall aller eingebracht hat und noch immer wieder
bringt, das ist eben die Innigkeit des Gefühls, wodurch er wie
t magischer Gewalt die Herzen ergreift und gefangen nimmt.

Aber nicht zum mindesten mag hierzu die ideale Richtung
t beigetragen haben, welche alle Schöpfungen unseres Dichters
rklärt. Seine hohe Begeisterung für alles Edle und Schöne,
sittliche Reinheit seiner Gedanken und sein frommer Glaube,
n Mitleid mit der Armuth und sein offenes Auge für die Gebrechen

und die Noth der Menschenbrüder, sein empfänglicher, kindlicher Sinn für das um ihn wirkende und schaffende Leben in der Natur und seine optimistische Weltanschauung — das alles entstammt dem Urquell und der Grundrichtung seines Herzens und Gemüthes: dem Idealismus. Und doch findet sich dieser stets in glücklicher Mischung und gesunder Temperirung mit der ihm entgegengesetzten realistischen Richtung, und zwar meist so, daß er das Übergewicht behält; wo einmal Idealismus und Realismus gleichberechtigt neben einander auftreten, da zeigt sich zuletzt ein gegenseitiges Aufgehen beider, ein Verschmelzen zu einer schönen, harmonischen Einheit. Der Dichter selbst ist sich dessen auch voll bewußt und will seine eigene ästhetische Grundanschauung auch nur in einem solchen Sinne aufgefaßt haben, wenn er in einem seiner kleinen Sinngedichte, dies scharf präcisirend, sagt:

Idealist, Realist! — — Was war der unsterbliche Britte?
Was war Schiller? und was Goethe? — — Was waren sie sonst,
Wenn nicht beides?! — — Hier liegt die Wahrheit auch in der Mitte:
Beides im schönsten Verein schenkt uns das Höchste, die Kunst!

Und weiter! zum eigentlichen Wesen des Dichters Johann Meyer gehören vor allem auch Naivetät und der etwas derbere Bruder dieses lieblichen Naturkindes, der Humor, beide entweder mehr oder weniger für sich oder, wo es angebracht erscheint — und wo könnte das nicht sein? — im ungetrübten Beieinander. Es ist das jene Naivetät, die nur in einem kindlichen, reinen und frommen Gemüthe wohnen kann, die mit den Engeln im Himmel verkehrt und unter Thränen lächelt, jene Naivetät, die unter den deutschen Dichtern zumeist dem hochdeutschen Dialektdichter Peter Hebel zueigen war. In dieser Beziehung erscheinen uns viele der Meyer'schen Gedichte, insbesondere die meisten seiner vielen Gelegenheitsgedichte, unverkennbar verwandt mit den unsterblichen alemannischen Dichtungen Hebel's. Man hat Johann Meyer deshalb auch den plattdeutschen Hebel genannt; aber mit demselben Rechte könnte er auch der hochdeutsche heißen. Denn wer Hebel kennt, wird beim Lesen der Meyer'schen Gedichte, mögen sie nun in hochdeutscher oder in plattdeutscher Sprache geschrieben sein, die Verwandtschaft beider Poeten auf Schritt und Tritt erkennen. Das ganze Wesen unseres Dichters gehorcht sympathisch der Neigung, mit der Unbefangenheit des kindlichen Gemüthes die Natur und den Menschen zu betrachten und zu schildern;



Charakteristik Johann Meyer's.

Wenden wir uns nach den biographischen Aufzeichnungen zu einer kurzen Charakteristik Johann Meyer's und betrachten wir ihn zunächst in seiner Bedeutung als Dichter. Zuvor aber möge uns gestattet sein, einige Bemerkungen, welche sich auf die heutige Kunstkritik beziehen, vorauszuschicken.

Zum großen Leidwesen eines jeden, der es ernst mit unserer Kunst nimmt, hat es die Afterkunst unserer Tage fertig gebracht, die ästhetische Kritik, die das gebildete Laienpublicum bedient, zum großen Theil für sich zu gewinnen; und so wird leider recht oft der platteste Naturalismus und nicht mehr die Darstellung des wahrhaft Schönen, des Ewigen und Göttlichen als „Kunstideal" ausposaunt. Was für Früchte das zeitigt, ist leicht erkannt; denn man weiß ja, wie ein Kunsturtheil — um ein Wort Jean Paul's zu gebrauchen — den Leser überwältigt, und zwar deshalb, weil sich das Schöne so schlecht beweisen läßt. Ist doch dessen, was ein Dutzendmensch mit seinem Gefühle selbst beurtheilen kann, herzlich wenig; das meiste ist Vorurtheil, Gefälligkeit und Nachbeterei. Und auch der künstlerische Geschmack ist für viele Modesache geworden, — und die Mode wird nicht selten von wichtigthuenden Tröpfen ausgeheckt. So konnte es kommen, daß im Tempel der Kunst literarische Modegötzen auf den Platz gestellt wurden, der nach Recht und Gesetz solchen Männern gebührt,

die auch heute noch an den unveräußerlichen Gütern der alten Kunst festhalten.

Aber auch hier giebt es eine Vergeltung; nicht nur, daß derjenige schon heute dethronisirt wird, den man erst gestern mit den Insignien der Dichterwürde großmüthig bekleidete: auch die rechtlichen Prätendenten in der Kunst finden zuletzt die ihnen zukommende Anerkennung. Sagt doch schon Klopstock:

Langsam reift die Entscheidung der Nachwelt über ein Kunstwerk.
Aber was bringet sie öfter zur Reife? Ist es der Anspruch
Derer, die schreiben, oder ist es der Redenden Urtheil?
Überlebt hab' ich der Unsterblichen selber nicht wenig,
Welche die Presse verhieß und der Ungedruckte verlachte.

Noch anderen Gründen ist es zuzuschreiben, daß ein Schriftsteller wenn auch in der Literatur eines Volkes, so doch nicht in der Literaturgeschichte — das ist nämlich zweierlei — den Rang einnimmt, den er verdient. Es gab eine Zeit, wo sich der Literarhistoriker darauf beschränkte, die Schriftsteller und ihre Werke chronologisch zu verzeichnen. Seine Geschichte war ebenso erschreckend objectiv wie langweilig. Seit etwa 100 Jahren unterwirft er seinen Stoff einer kritischen Behandlung; dadurch wird sein Werk interessant und anregend, aber ausnahmslos auf Kosten vollständiger Unparteilichkeit. Denn der Autor hat, wie jeder Gebildete seine besonderen Ansichten von der Kunst und dem Kunstschönen, und diesen persönlichen Ansichten und Wünschen entspricht der eine oder andere Schriftsteller am meisten. So kommt es allzu leicht, daß dieser bei der Beurtheilung der übrigen den Maßstab abgiebt.

Das ist aber immer ein Unrecht; denn die Kunst ist ein Fluidum in der Welt des Geistes, das sich hier so, dort anders äußert: hier wie ein elektrischer Schlag, dort wie ein belebender Lichtstrahl und vielleicht an einer dritten Stelle wie eine magnetische Kraft, die richtend auf andere schwächere Kräfte einwirkt. Wer einem Künstler völlig gerecht werden will, muß in seinen Werken seine Seele suchen. Das ist freilich schwer, und schon Lichtenberg sagt: „Einen Menschen recht zu verstehen, müßte man zuweilen der nämliche Mensch sein, den man verstehen will."

Nun wäre es allerdings ein unbilliges Verlangen, wollte man dem Verfasser einer deutschen Literaturgeschichte eine derartige Metempsychose in die Ideen- und Gemüthswelt der Legion von

Schriftstellern, die er in seinem Buche behandeln soll, zumuthen. Das ist schlechterdings unmöglich; und so finden wir regelmäßig, daß der eine oder andere Autor bei der Beurtheilung entweder zu kurz kommt oder zu günstig behandelt wird. Viel schlimmer ist es noch, wenn ein Schriftsteller, der beim Publicum in hohem Ansehen steht, in einem größeren Werke, das sich eine Würdigung der zeitgenössischen Dichter zur Aufgabe gestellt hat, gar nicht genannt wird. Das sieht denn mehr wie Rancüne aus, und der so ganz übersehene Autor könnte sich darüber ärgern, wenn ihm an dem Urtheil eines solchen Recensenten viel gelegen wäre.

Der Verfasser dieser Festschrift gehört nun nicht zu der gewiß achtbaren Gilde der Literarhistoriker; es liegt vielmehr seine Hauptthätigkeit auf einem ganz anderen Gebiete. Aber er hat sich in den Mußestunden gern mit der alten und der neuen Literatur beschäftigt und so mancherlei gelesen, was ihm gefiel und auch nicht gefiel. Vor nunmehr 20 Jahren kamen ihm zuerst Dichtungen von Johann Meyer zu Gesicht; sie sagten ihm zu, und seit dieser Zeit hat er immer häufiger zu den Werken dieses Schriftstellers gegriffen, so daß er sie zuletzt alle kennen lernte. Da fand er nun, was er wünschte, zwar keine Waare für literarische Feinschmecker, aber echte Poesie, die wie ein warmer Hauch aus dem Herzen der Dichterseele kommt und wie Lebensodem zum Herzen des Volkes strömt. Da fand er zwar keine prickelnden Motive, aber frische, gesunde Gedanken, tiefe Kenntniß der menschlichen Seele, gemüthlichen, schlagfertigen Humor und gesunden Naturalismus ohne naturalistisches Raffinement.

So wurde ihm die Persönlichkeit des Dichters immer sympathischer; und bei dem großen Interesse, welches er Johann Meyer's Poesien entgegenbrachte, war es natürlich, daß er sich einmal darnach umsah, wie hoch die Kritik diese Kunstproducte werthete. Da lernte er nun jenes literarische Getriebe kennen, von dem vorhin berichtet worden ist. Man hat unserem Poeten die Dichterkrone bald streitig gemacht, bald nur mit Widerwillen zuerkannt. Das sollte eigentlich nicht Wunder nehmen, ist es doch andern nicht besser ergangen; aber dieses Gebahren einer gewissen Clique von Kritikern setzt doch die Kunstkritik, vor der der selige Lessing noch so großen Respect hatte, gewaltig herab.

Jedoch Johann Meyer wird sich getröstet haben; ist ihm

doch von anderen und darunter von Autoren mit recht klangvollem Namen der Tribut der Anerkennung neidlos gezollt worden. So urtheilt Adolf Strodtmann 1859: „Die plattdeutsche Poesie hat durch die Dithmarscher Gedichte von Johann Meyer eine höchst schätzenswerthe Bereicherung erfahren...... In diesen Gedichten sind die Stoffe so sehr dem wirklichen Volksleben entnommen, Empfindung und Reflexion so einfach und schlicht dargestellt, daß die Wahl des plattdeutschen Dialekts nicht als ein künstliches Reizmittel erscheint, sondern sich dem Verfasser mit inniger Nothwendigkeit aufdrängen mußte. Trotz der seltenen Fülle reicher und kräftiger Formen, an denen sich die hochdeutsche Poesie mit Dank bereichern wird, begegnen wir in dem ganzen Bändchen kaum einer einzigen, unpassenden, affectirt geschraubten Melodie, wohl aber manchem an Form und Inhalt wahrhaft klassischen Liede. Die Erzählungen aus der dithmarsischen Vorzeit verrathen ein gründliches Studium der vaterländischen Geschichte und erinnern mit ihren kräftigen Weisen an die schönen Balladen Uhland's und Freiligrath's, ja manchmal in ihren Schlachtenscenen an die berühmtesten Schilderungen der Ilias und der Nibelungen. „Dat Gewitter" ist bei aller edlen Einfachheit in Sprache, Form und Handlung von originellster Erfindung und von erschütterndem Eindruck. Wir müßten fast das ganze Inhaltsverzeichniß copiren, wollten wir diejenigen Gedichte bezeichnen, welche jeder mit ungewöhnlicher Befriedigung lesen wird." — 1859 schreibt derselbe Kritiker über den zweiten Band Gedichte: „Diese Sammlung ist reich an Liedern und poetischen Erzählungen, welche sich oftmals zu klassischer Vollendung erheben. Kein anderer plattdeutscher Dichter hat das musikalische, sangbare Element dieser Sprache mit so unwiderstehlichem Zauber zu behandeln gewußt wie Johann Meyer, dem obendrein ein köstlicher, warm und erquickend dem Herzen entsprudelnder Humor zu Gebote steht."

Dasselbe Jahr 1859 brachte auch die folgende überaus günstige Kritik aus der Feder Friedrich Hebbel's, vor dessen scharfen und anspruchsvollem Urtheile nur wenige bestehen konnten: „Die Gedichte Johann Meyer's sind als eine wesentliche Bereicherung der plattdeutschen Literatur zu bezeichnen, und ich mache mir eine Pflicht daraus, sie aufs wärmste zu empfehlen. Vom hellen sangbaren Liede an durch die saftige, frische Idylle hindurch bis

zum historischen Genrebilde hinauf klingen uns aus dieser Sammlung alle Töne wieder entgegen, die Klaus Groth den verdienten Beifall gewannen; einige schwächer und matter, wie das sich bei zwei verschiedenen Individuen von selbst versteht, andere in gleicher Stärke und mit einer viel größeren Gewalt. Findet sich kein Stück wie „Rumpelkaben" oder „Matten-Haas," die ich an die Spitze des „Quickborn" stelle, so kann „Anna" es kühn mit „Hanne ut Frankrik" und mit „De Vullmach" aufnehmen, und „De Slacht bi Hemmingsted" überragt die gleichnamige Ballade bei Groth um vieles, ebenso „De letzte Fehde".

In Fritz Reuter's nachgelassenen Schriften (II. Theil, Seite 139) findet sich die bereits oben angeführte Stelle: „Selten gab es Schriften, die ein so treuer Spiegel des Verfassers sind als die Ihrigen; aus jeder Zeile guckt Jan Meyer's Gesicht hervor, bald mit dem ernsten, bald mit dem schelmischen Ausdruck und immer gesund."

Gleich schmeichelhafte Besprechungen rühren von Ludolf Wienbarg und Fr. Chr. B. Ave-Lallement, Heinrich Kurz, Dr. Friedrich Volbehr, Dr. Ludwig Meyn, Professor Dr. Eduard Alberti, Johannes Kruse, Dr. Fick, Hauptlehrer und Rektor Enking, Dr. v. Hasenkamp, Georg Hoffmann, Provinzialschulrath Carl L. Leimbach und vielen anderen her. — Aber auch die hochdeutschen Dichtungen Johann Meyer's — seine lyrischen Poesien, Balladen, Kleinigkeiten, Märchen und Dramen — fanden vielseitige und lebhafte Anerkennung.

Unter diesen Besprechungen dünkt uns eine noch ganz besonders erwähnenswerth, nämlich diejenige, welche Prof. Dr. Eduard Alberti geschrieben hat:

„Wenn Hebbel von Meyer und Groth sagt, daß sie beide auf den Mund des Volkes gehorcht haben, so bestätigt sich dies bei ersterem in der vorliegenden Sammlung seiner Gedichte vielfach aufs treffendste; ja, ich möchte Hebbels Ausdruck noch näher fassen und Meyer sehr oft den Mund des Volkes selbst heißen. Es ist geradezu etwas Naturwüchsiges, etwas Unbewußtes, womit Meyer in Ernst und Humor mit der volksthümlichen Naivetät zusammengeht und sich stets auf der Anschauungsbasis des gemeinen Lebens im Volke bewegt. Meyer geht in das allgemeine Denken und Fühlen des Volkes gänzlich auf. Jedes dichterische Gebilde von ihm ist immer eine individualisirte Allgemeinheit, wie sie jeder, der im eigentlichen

doch von anderen und darunter von Autoren mit recht klangvollem Namen der Tribut der Anerkennung neidlos gezollt worden. So urtheilt Adolf Strodtmann 1859: „Die plattdeutsche Poesie hat durch die Dithmarscher Gedichte von Johann Meyer eine höchst schätzenswerthe Bereicherung erfahren...... In diesen Gedichten sind die Stoffe so sehr dem wirklichen Volksleben entnommen, Empfindung und Reflexion so einfach und schlicht dargestellt, daß die Wahl des plattdeutschen Dialekts nicht als ein künstliches Reizmittel erscheint, sondern sich dem Verfasser mit inniger Nothwendigkeit aufdrängen mußte. Trotz der seltenen Fülle reicher und kräftiger Formen, an denen sich die hochdeutsche Poesie mit Dank bereichern wird, begegnen wir in dem ganzen Bändchen kaum einer einzigen, unpassenden, affectirt geschraubten Melodie, wohl aber manchem an Form und Inhalt wahrhaft klassischen Liede. Die Erzählungen aus der dithmarsischen Vorzeit verrathen ein gründliches Studium der vaterländischen Geschichte und erinnern mit ihren kräftigen Weisen an die schönen Balladen Uhland's und Freiligrath's, ja manchmal in ihren Schlachtenscenen an die berühmtesten Schilderungen der Ilias und der Nibelungen. „Dat Gewitter" ist bei aller edlen Einfachheit in Sprache, Form und Handlung von originellster Erfindung und von erschütterndem Eindruck. Wir müßten fast das ganze Inhaltsverzeichniß copiren, wollten wir diejenigen Gedichte bezeichnen, welche jeder mit ungewöhnlicher Befriedigung lesen wird." — 1859 schreibt derselbe Kritiker über den zweiten Band Gedichte: „Diese Sammlung ist reich an Liedern und poetischen Erzählungen, welche sich oftmals zu klassischer Vollendung erheben. Kein anderer plattdeutscher Dichter hat das musikalische, sangbare Element dieser Sprache mit so unwiderstehlichem Zauber zu behandeln gewußt wie Johann Meyer, dem obendrein ein köstlicher, warm und erquickend dem Herzen entsprudelnder Humor zu Gebote steht."

Dasselbe Jahr 1859 brachte auch die folgende überaus günstige Kritik aus der Feder Friedrich Hebbel's, vor dessen scharfen und anspruchsvollem Urtheile nur wenige bestehen konnten: „Die Gedichte Johann Meyer's sind als eine wesentliche Bereicherung der plattdeutschen Literatur zu bezeichnen, und ich mache mir eine Pflicht daraus, sie aufs wärmste zu empfehlen. Vom hellen sangbaren Liede an durch die saftige, frische Idylle hindurch bis

zum historischen Genrebilde hinauf klingen uns aus dieser Sammlung alle Töne wieder entgegen, die Klaus Groth den verdienten Beifall gewannen; einige schwächer und matter, wie das sich bei zwei verschiedenen Individuen von selbst versteht, andere in gleicher Stärke und mit einer viel größeren Gewalt. Findet sich kein Stück wie „Rumpelkaben“ oder „Matten-Haas,“ die ich an die Spitze des „Quickborn“ stelle, so kann „Anna“ es kühn mit „Hanne ut Frankrik“ und mit „De Bullmach“ aufnehmen, und „De Slacht bi Hemmingsted“ überragt die gleichnamige Ballade bei Groth um vieles, ebenso „De letzte Fehde“.

In Fritz Reuter's nachgelassenen Schriften (II. Theil, Seite 139) findet sich die bereits oben angeführte Stelle: „Selten gab es Schriften, die ein so treuer Spiegel des Verfassers sind als die Ihrigen; aus jeder Zeile guckt Jan Meyer's Gesicht hervor, bald mit dem ernsten, bald mit dem schelmischen Ausdruck und immer gesund.“

Gleich schmeichelhafte Besprechungen rühren von Ludolf Wienbarg und Fr. Chr. B. Ave-Lallement, Heinrich Kurz, Dr. Friedrich Volbehr, Dr. Ludwig Meyn, Professor Dr. Eduard Alberti, Johannes Kruse, Dr. Fick, Hauptlehrer und Rektor Enking, Dr. v. Hasenkamp, Georg Hoffmann, Provinzialschulrath Carl L. Leimbach und vielen anderen her. — Aber auch die hochdeutschen Dichtungen Johann Meyer's — seine lyrischen Poesien, Balladen, Kleinigkeiten, Märchen und Dramen — fanden vielseitige und lebhafte Anerkennung.

Unter diesen Besprechungen dünkt uns eine noch ganz besonders erwähnenswerth, nämlich diejenige, welche Prof. Dr. Eduard Alberti geschrieben hat:

„Wenn Hebbel von Meyer und Groth sagt, daß sie beide auf den Mund des Volkes gehorcht haben, so bestätigt sich dies bei ersterem in der vorliegenden Sammlung seiner Gedichte vielfach aufs treffendste; ja, ich möchte Hebbels Ausdruck noch näher fassen und Meyer sehr oft den Mund des Volkes selbst heißen. Es ist geradezu etwas Naturwüchsiges, etwas Unbewußtes, womit Meyer in Ernst und Humor mit der volksthümlichen Naivetät zusammengeht und sich stets auf der Anschauungsbasis des gemeinen Lebens im Volke bewegt. Meyer geht in das allgemeine Denken und Fühlen des Volkes gänzlich auf. Jedes dichterische Gebilde von ihm ist immer eine individualisirte Allgemeinheit, wie sie jeder, der im eigentlichen

Volk lebt und gelebt hat oder leben kann, bis in den kleinsten Ausdruck hinein als eignes Fleisch und Blut, Herz und Gemüth erkennen muß".

Professor Alberti war, wie wir das bereits an einer anderen Stelle erfahren haben, ein Gelehrter und Dichter, der selber aus dem Volke hervorgegangen ist. Während der Abfassung seines „Lexikons" stand er viele Jahre hindurch in persönlichem und schriftlichem Verkehr mit den zeitgenössischen Dichtern und Schriftstellern seines Heimathlandes und war mit deren Werken, die er zum großen Theile selbst besaß oder doch auf der Universitätsbibliothek zu jeder Zeit nach Belieben einsehen konnte, auf das gründlichste bekannt und vertraut. Er schätzte, wie er das oft geäußert hat, die Dichtungen Johann Meyer's unter allen anderen seiner Landsleute besonders hoch, und die Begeisterung für unseren Poeten, wie sie sich besonders kräftig in der erwähnten öffentlichen Besprechung hervordrängt, war einer sorgfältigen Anschauung und gewissenhaften Prüfung entsprungen. Und wer von allen, denen Meyer's Dichtungen bekannt geworden sind, wird sich nicht bereitwillig dem Urtheile Alberti's anschließen! Wir thun es, wie wir dies auf dem Titelblatte unserer Festschrift schon andeuteten, aus voller Überzeugung. So wollen wir denn vor allem auch an dieser Stelle betonen, daß Meyer ein Volksdichter ist in des Wortes schönster Bedeutung, nicht ein Volksdichter in der banalen Auffassung, die darunter einen Poeten versteht, der für die geistig und gesellschaftlich niedrig stehenden Schichten des Volkes schreibt, sondern ein gottbegnadeter Dichter für das Volk in jener höheren und edleren Begriffsbestimmung, für das Volk, zu dem alle gehören, die geringsten wie die höchsten, die ärmsten wie die reichsten, insofern sich nur in ihren Gedanken und Gefühlen, in ihren Herzen und Gemüthern etwas von all dem Schönen, Tiefsinnigen und Sinnigen vorfindet, an dem die deutsche Volksseele so reich ist. Denn was Johann Meyer den Beifall aller eingebracht hat und noch immer wieder einbringt, das ist eben die Innigkeit des Gefühls, wodurch er wie mit magischer Gewalt die Herzen ergreift und gefangen nimmt.

Aber nicht zum mindesten mag hierzu die ideale Richtung mit beigetragen haben, welche alle Schöpfungen unseres Dichters verklärt. Seine hohe Begeisterung für alles Edle und Schöne, die sittliche Reinheit seiner Gedanken und sein frommer Glaube, sein Mitleid mit der Armuth und sein offenes Auge für die Gebrechen

und die Noth der Menschenbrüder, sein empfänglicher, kindlicher Sinn für das um ihn wirkende und schaffende Leben in der Natur und seine optimistische Weltanschauung — das alles entstammt dem Urquell und der Grundrichtung seines Herzens und Gemüthes: dem Idealismus. Und doch findet sich dieser stets in glücklicher Mischung und gesunder Temperirung mit der ihm entgegengesetzten realistischen Richtung, und zwar meist so, daß er das Übergewicht behält; wo einmal Idealismus und Realismus gleichberechtigt neben einander auftreten, da zeigt sich zuletzt ein gegenseitiges Aufgehen beider, ein Verschmelzen zu einer schönen, harmonischen Einheit. Der Dichter selbst ist sich dessen auch voll bewußt und will seine eigene ästhetische Grundanschauung auch nur in einem solchen Sinne aufgefaßt haben, wenn er in einem seiner kleinen Sinngedichte, dies scharf präcisirend, sagt:

Idealist, Realist! — — Was war der unsterbliche Britte?
Was war Schiller? und was Goethe? — — Was waren sie sonst,
Wenn nicht beides?! — — Hier liegt die Wahrheit auch in der Mitte:
Beides im schönsten Verein schenkt uns das Höchste, die Kunst!

Und weiter! zum eigentlichen Wesen des Dichters Johann Meyer gehören vor allem auch Naivetät und der etwas derbere Bruder dieses lieblichen Naturkindes, der Humor, beide entweder mehr oder weniger für sich oder, wo es angebracht erscheint — und wo könnte das nicht sein? — im ungetrübten Beieinander. Es ist das jene Naivetät, die nur in einem kindlichen, reinen und frommen Gemüthe wohnen kann, die mit den Engeln im Himmel verkehrt und unter Thränen lächelt, jene Naivetät, die unter den deutschen Dichtern zumeist dem hochdeutschen Dialektdichter Peter Hebel zueigen war. In dieser Beziehung erscheinen uns viele der Meyer'schen Gedichte, insbesondere die meisten seiner vielen Gelegenheitsgedichte, unverkennbar verwandt mit den unsterblichen alemannischen Dichtungen Hebel's. Man hat Johann Meyer deshalb auch den plattdeutschen Hebel genannt; aber mit demselben Rechte könnte er auch der hochdeutsche heißen. Denn wer Hebel kennt, wird beim Lesen der Meyer'schen Gedichte, mögen sie nun in hochdeutscher oder in plattdeutscher Sprache geschrieben sein, die Verwandtschaft beider Poeten auf Schritt und Tritt erkennen. Das ganze Wesen unseres Dichters gehorcht sympathisch der Neigung, mit der Unbefangenheit des kindlichen Gemüthes die Natur und den Menschen zu betrachten und zu schildern;

und es ist deshalb auch wohl zu begreifen, daß er Hebel für den größten aller Dialektdichter hält und dem Reize nicht widerstehen konnte, dessen echt menschliche Dichtungen in das geliebte Plattdeutsch zu übertragen.

Und der Humor! — Johann Meyer müßte kein Volksdichter sein, wenn er nicht diesen robusten, kerngesunden, übermüthig lustigen und schelmischen Jungen, der von jeher ein besonderer Liebling des Volkes gewesen ist und es auch wohl immer bleiben wird, in sein Herz eingeschlossen hätte. Auch wieder zunächst in den vielen Gelegenheitsgedichten, die einer freudigen Veranlassung entsprungen sind, treibt und tummelt sich der Humor umher und wälzt sich vor Behagen, oft harmlos wie ein Kind, aber oft auch neckisch wie ein Kobold und scharf wie ein Satyr, am prächtigsten freilich zumeist immer da, wo er, wie angedeutet, an der Hand seiner Schwester im Blumengarten der Poesie lustwandelt.

Hier nur ein paar Beispiele von Johann Meyer's ursprünglichem Humor, wie deren ähnliche in großer Zahl in seinen hoch- und plattdeutschen Gedichten zu finden sind.

Schreeg öwer.

Schreeg öwer, wo de Piepen staht,
In't Fenster vör de Ruten,
Dar wahnt de Dreier an de Strat
Mit frie Sicht na buten.

Twee Fenstern sünd man in de Stuv,
Vull Piepen hangt dat eene, —
Dat ann're is en Rosenluv,
De hört den Dreier sin Lene.

Dar seeg ick se so mennig Stund'
Sick över'n Blomputt bücken
Un an ehr'n roden Rosenmund
De roden Rosen drücken.

Un weer ick ni so'n olen Dutt
Un weer ick ni Jan Meyer,
Ick wull, ick seet in'n Rosenputt
Schreeg öwer bi den Dreier!

Von anderen plattdeutschen Gedichten dieser Art sei noch erwähnt: „Herr Paster sin Lise", „Snider", „Hans Narr", „Lüttj' Kökschj", „Wasücken dat bi Hansohm geiht"!

Unter der großen Zahl der hochdeutschen Gedichte humoristischen Inhaltes sei als Beispiel gewählt:

Du!

Wie bist Du hold, wie bist Du schön
In Deiner Jugend Prangen!
So oft Dich meine Augen seh'n,
Ist auch mein Herz gefangen.

Ich athme unter Deinem Bann
Von süßer Lust getrieben;
Und weil ich es nicht lassen kann,
Muß ich Dich heimlich lieben.

Und fühlt Dein Herz auch nichts für mich
Und nichts für mein Begehren,
Ich küsse in Gedanken Dich,
Das kannst Du mir nicht wehren!

Als im Jahre 1875 während der Tage des provinziellen Musikfestes Friedrich Bodenstedt, wie bestimmt verlautete, in Kiel anwesend war, konnte einer der glühendsten Verehrer des Mirza Schaffy, nämlich Johann Meyer, es nicht unterlassen, ihn mit einigen Strophen anzusingen. Unser Freund hatte gerade damals unter dem Titel „Kleinigkeiten" eine Menge jener kleinen Sinnsprüche in der „Kieler Zeitung" veröffentlicht, welche später unter demselben Titel in einem allerliebsten Miniaturbändchen bei Richter in Hamburg erschienen sind.

Hier die Mirza Schaffy gewidmeten Verse:

An Mirza Schaffy.

Mirza Schaffy, Du warst hier
Und bist nicht zu mir gekommen!
Alter Türk', ich hab' es Dir
Aber doch nicht krumm genommen.

Hieltest mich wohl nicht für würdig,
Solche Freude mir zu machen,
Weil zu winzig meine Sachen,
Und ich Dir nicht ebenbürtig.

Mirza Schaffy, hin und wieder
Ist doch auch mal groß das Kleine; —
Alle Deine kleinen Lieder,
Perlen sind sie, Edelsteine!
Meister bist Du auf den Saiten,
Lorbeerreich sind Deine Pfade,
Mehr liegt oft in Kleinigkeiten,
Als in einer Messiade!

Sag', was machen Deine Lieben?
Sind sie alle noch dieselben,
Schwarzgelockten, quittengelben,
Heißgeliebten Dir geblieben?
Küßt Zuleika noch so glühend?
Blickt Hafisa noch so sprühend?
Und noch eins mußt Du mir sagen:
Darf ich nach Edlitam fragen?

Wär' ich Du, — mit lautem Schalle
Wollt' ich dann beim Saft der Reben
Für die deutsche Dichterhalle
Sie in Liedern all erheben!
Könnt's auf diesem Erdenballe
Dann für mich noch Schön'res geben? —
O, ich würd' in diesem Falle,
Allah illa allah! — alle
Tage, wie ein Pascha leben!

Ach, die Zeit nagt auch am Schönen!
Alle einst gleich bunten Faltern,
Mußten wohl sich d'ran gewöhnen,
Daß wir mit den Jahren altern. —
Wenn' s erlaubt ist, Dich zu fragen,
Könnt Ihr Euch noch gut vertragen?
Sind sie noch die sanften Tauben,
Ohne Falsch und ohne Ränke,
Die an Deine Weisheit glauben
Und im Punkte der Getränke,
Wenn Du heimkehrst aus der Schenke,
Dir nicht je den Frieden rauben? — —

Schließlich einen vollen Becher
Auf Dein Wohlsein, alter Zecher,

Weilst am liebsten ja beim Glase! —
Ob der Flaschen, die Du trankest,
Ist wohl roth schon Deine Nase; —
Nun, ich schätze den Karfunkel,
Der, wenn Du nach Hause wankest,
Heim Dir leuchtet durch das Dunkel! —

Im Jahre 1877 verehrte Emanuel Gurlitt, der Bürgermeister von Husum, ein ungewöhnlich corpulenter Herr, seinem Freunde und Bruder in Apoll, Johann Meyer, seine Photographie und schrieb dabei auf die Rückseite des Bildes, über seine eigene Körperfülle sich lustig machend, das nachstehende niedliche Gedichtchen:

De Sünn, de hett sick schier verklört,
Als se dit Bild hett portretteert, —
Se lach un ween to glīker Tid
Un sparr dat Mul ganz angelwit
Un reep: Dat will'n Dichter sin?!
Bi minen hellsten Sünnenschin!
So'n dicken Kopp, so'n runde Buk
Is blots bi Bürgermeisters Bruk;
Doch för Poeten garnix werth! —
Gott gnad dat arme Musenpeerd!

Johann Meyer dankte mit der Übersendung seines Bildes und der gleichfalls auf dessen Rückseite stehenden Strophen:

An Emanuel Gurlitt.

Als Di de Sünn hett porträteert,
Hett se sick öwer Di mockeert?
De ole Fürkiek! — dat's nich nett
Vun een, de sülbn ehr Placken hett!

Doch tröst Di man, — denn Pegasus
Is, wat de Rüter wiggt, ganz Wufs; —
De Hauptsaak is bi jeden Ritt,
Datt he man fast in'n Sadel sitt, —
Un süh, Du ol', leev' dicke Knast,
Du büst so Een, de sadelfast!

Eine andere stark hervortretende Eigenthümlichkeit unseres schaffenden Dichters ist die große Gewandtheit in der Behandlung und Verwendung der Form sowie in der Ausdrucksweise der gebundenen Rede. Mit einer erstaunlichen Leichtigkeit fließen ihm

die Reime in beiden Sprachen zu, und dabei so natürlich und ungezwungen, daß die Glätte und der Schwung der Diction auch nicht im geringsten davon beeinträchtigt werden. Einer schwebend dahin tanzenden Sylphide gleicht der Rhythmus seiner Strophen, und so viel Wohllaut ist in ihnen enthalten, daß es uns wie Musik daraus entgegen klingt und es dem Componisten nicht besonders schwer fallen kann, die dem Texte entsprechende Melodie zu finden. So äußert sich auch ein hoch angesehener und populärer schleswig-holsteinischer Componist, Professor Cornelius Gurlitt in Altona, von dem viele der Meyer'schen plattdeutschen Lieder in Musik gesetzt worden sind, in einem Briefe an den Dichter: „Ihre Dichtungen gewähren mir eine große Freude. Die Lieder singen sich von selbst; man braucht keine Melodie zu suchen, man muß nur die Kunst verstehen, sie herauszuhören". Es sind darum auch schon viele Lieder Johann Meyer's componirt und im Heimathlande des Dichters und weit über dessen Grenzen hinaus gesungen worden.

Im Anschlusse an diese kurze Darlegung der Gewandtheit unseres Freundes in der Benutzung der sprachlichen Mittel sei noch erwähnt, daß er nicht gerade zu denen gehört, die einen unreinen Reim von vornherein verwerfen. Selbstverständlich ist auch ihm der volle Gleichklang im Reim am liebsten; wo er aber zu wählen hat zwischen der Schönheit des Gedankens und der Reinheit des Reimes, da trägt er kein Bedenken, sich zum Nachtheile der Form für den Inhalt zu entscheiden.

„Ein reiner Reim ist wohl begehrt,
Jedoch die lieblichste der Gaben,
Auch den Gedanken rein zu haben,
Ist mehr als alle Reime werth!"

So hat schon einmal Goethe gesungen. In einem der kleinen humoristischen Gedichte geißelt Johann Meyer auch das übertriebene Bestreben der „Reinen" für die Reinheit des Reimes in ergötzlicher Weise:

An die Reinen.

Unreine Reime wollt Ihr nicht?
Nun macht doch keine Geschichten!
Wo bleibt denn Uhland vor Eurem Gericht
Mit all seinen schönen Gedichten?

Und Heinrich Heine? — Der Unsinn blüht —
Tritt alles Reine mit Füßen; —
In seinem allerschönsten Lied
Läßt er euch vielmals grüßen!

Von Schiller und Goethe ganz abgesehn,
Die auch ihr Möglichstes thaten:
Vor euch würden alle vier nicht bestehn,
Und Numero Eins wär' — Herr Platen! — —

Wenn wir so Zug und Zug zu einem Bilde unseres Dichters zusammen tragen, so müssen wir ganz besonders auch auf die große Menge und die Mannigfaltigkeit der von ihm poetisch behandelten Stoffe hinweisen. In allen drei Gattungen der Poesie vielfach thätig, mußte er schon deshalb zu einer überraschend großen Zahl von Vorwürfen für sein Schaffen kommen. Und so ist er auch für alle Erscheinungen in der weiten Außenwelt wie in der kleinen des menschlichen Herzens ein aufmerksamer und feiner Beobachter, und selbst die oft scheinbar unbedeutendsten Dinge zeigen seinem scharfblickenden Auge schon des Interessanten genug, um sie poetisch zu gestalten. Dem echten Dichter mangelt nie der Stoff, auch wenn er sich dem profanen und ungeschulten Blicke nicht darbieten will; so hat auch schon der Freund unseres Dichters, Emil Geisler, uns auf einen diesbezüglichen Spruch Johann Meyers hingewiesen:

An gutem Stoff gebricht es nie,
Magst du ihn noch so sehr vermissen! —
In jedem Ding ist Poesie,
Man muß sie nur zu finden wissen!

An einer anderen Stelle variirt er denselben Gedanken folgendermaßen:

So klein und gering
Ist kein Ding,
Daß nicht der rechte Mann
Fänd' etwas Großes darin! — —

Das wäre Johann Meyer als Dichter; nun wollen wir ihn uns etwas näher rücken und ihn als Menschen betrachten, wie er sich in des Lebens Alltäglichkeit und im geselligen Verkehr mit anderen zeigt. Der dieser Charakteristik vorangegangenen Lebens-

bende Talente durch beträchtliche Geldmittel unterstützte und anderen, die zwar mit ihren geistigen, aber nicht mit ihren materiellen Mitteln zu wirthschaften verstanden, nicht gerade kleine Summen lieh, die ad calendas graecas zurückgezahlt werden.

Diese Bereitwilligkeit, anderen gefällig zu sein, bewog ihn auch, selbst dann, wenn seine Zeit durch Berufsgeschäfte über Gebühr in Anspruch genommen war, seine dichterische Begabung gern und freudig in den Dienst edler Zwecke zu stellen: seine vielen Prologe und eine große Zahl anderer Dichtungen sind hierfür ein beredtes Zeugniß.

Noch etwas sei an dieser Stelle als verwandt mit jenem schönen Herzenszuge erwähnt. Seit vielen Jahren gehört unser Dichter — wenn auch ungern — dem Vereine gegen Bettelei an, einem Vereine, der nach meinem Dafürhalten dem Menschen alle Möglichkeit nimmt, eine seiner schönsten Bestimmungen, nämlich diejenige wohlzuthun, zu bethätigen. Wer Johann Meyer kennt, weiß, daß er bei aller sonstigen Gewissenhaftigkeit dem Statut dieses Vereines nicht nachleben konnte, und so hat er auch seit dem Bestehen seiner Anstalt keinen Bedrängten, der, um ein Almosen bittend, die Schwelle seines Hauses betrat, unbeschenkt entlassen. Ja, alltäglich bekommen jahraus, jahrein dem Hunger preisgegebene Bettler, oft acht bis zehn an der Zahl, von den übrig gebliebenen Resten der kräftigen Mittagskost der Anstaltspfleglinge einen vollgefüllten Teller. — Alles das finde in diesem Abschnitte unseres Buches als ein besonderer Ehrentitel Johann Meyer's gebührende Beachtung; denn worin offenbart sich die Würde des Menschen mehr als in Wohlthun und Barmherzigkeit. Und darum möge es mir der Dichter verzeihen, wenn ich dem Leser Einblick gestattete in dieses Wirken, das sich fernab von dem Geräusche des Tages und der Beurtheilung seitens der großen Welt im Stillen und Verborgenen vollzieht. —

Einem Manne von solchen Tugenden, von solcher Ausdauer und Zähigkeit in der Ausführung dessen, was er sich einmal vorgenommen hat, wäre es wohl nicht schwer geworden, einen Lebensberuf zu finden, bei dem er ungleich leichter und angenehmer, als es bei der gewählten Thätigkeit möglich war, den Musen hätte leben können. Aber auch so hat er volle Freude am Leben, und er genießt es wie es der Weise genießt, der es den Bienen abgelernt hat, auch aus kleinen und gering erscheinenden Blumen den Honig

zu saugen. Johann Meyer versteht die Kunst des Lebens, die jeden Augenblick, er falle aus der Hand des Schicksals, wie er wolle, zu dem bestmöglichen zu machen. Und wenn auch ihm einmal ernste und schwere Zeiten der Prüfung und des Mißgeschicks nicht erspart bleiben sollten, so hatte er seinen frommen Gottesglauben und den Beistand der ihm zunächst stehenden lieben Menschen und als Letztes, aber nicht als Geringstes den Trost und die Aufmunterung seiner ihm in allen Zeiten und Verhältnissen unverbrüchlich treu gebliebenen Muse.

Zu diesen Schicksalsschlägen gehörten für ihn wohl vor allem die alljährlich unter seinen Pfleglingen vorkommenden Krankheits- und Sterbefälle. Stand auch deren Prozentsatz zu der Zahl der Idioten und zu der Zeit ihres Aufenthaltes in der Anstalt dank der vorzüglichen Pflege und der ausgezeichneten hygienischen Einrichtungen in einem günstigen Verhältniß, so mußten doch jene Fälle bei der mehr oder weniger krankhaft angelegten körperlichen Constitution der Pfleglinge in gewissen, wenn auch unbestimmten Zeitintervallen auftreten und immer wiederkehren; und jedes Mal, wenn es geschah, war das Gemüth des Leiters der Anstalt tief bewegt und seine Stimmung gedrückt und niedergeschlagen. Man merkte ihm an, wie sehr er infolge der herzlichen Theilnahme an dem Geschick der ihm anvertrauten Kinder in Mitleidenschaft gezogen war; betrachtete er sich doch allezeit als deren Vater, und war er sich doch stets ebenso wohl der schweren Verantwortung, die auf ihm lastete, wie des Maßes seiner Kräfte bewußt. Freilich spannte er diese zu solchen Zeiten oft auf das höchste an: er verrichtete dann selbst oft den Samariterdienst am Krankenbette und ließ sich erst dann von andern ablösen, wenn die eigene Kraft aufgebraucht war. So hat er manche Nacht gewacht, auch dann, wenn er bei der getroffenen Arbeitstheilung die Wache nicht hatte, nur aus Besorgniß für den Erkrankten und um sicher zu sein, daß die Wärterin ihre Pflichten gewissenhaft ausübe.

Und auch bei diesen Werken der Liebe leistete ihm seine Freundin, die Muse, Gesellschaft; sie stand ihm unsichtbar zur Seite und munterte mit ihren Gaben seine Kräfte auf, wenn sie erlahmen wollten. So sind viele seiner besten lyrischen Gedichte, auch einige seiner Märchen- und Bühnenstücke in solchen Stunden, wo er hätte ausruhen und schlafen sollen, erdacht und entstanden.

Wem es vergönnt gewesen ist, in eines Dichters Herz einen Einblick zu thun, der wird das verstehen; stürmen doch in allen Lebenslagen und besonders in solchen, die das Gemüth heftig bewegen und aufregen, alle möglichen Empfindungen auf ihn ein; tausend Keime kommen zur Entwicklung, die vordem, als sich das Leben im alltäglichen Einerlei dahinzog, noch des Anstoßes entbehrten. Und unser Freund schöpfte aus diesem Schaffen zu so ungewohnter Zeit und unter so eigenartigen Verhältnissen Erleichterung seiner Sorgen, Beruhigung des Gemüthes, Trost und Erquickung im Ungemach und nicht selten sogar erfrischende und wohlthuende Erholung. Von den vielen Gedichten, die ihre Entstehung solch ernsten, nächtlichen Stunden verdanken, sei nur eins hier wiedergegeben, weil gerade dieses besonders merklich die Stimmung wiederspiegelt, die den Poeten, während er es dichtete, umfing:

Liebe.

O Wonnelust, o süße Schmerzen!
Arm ist das Herz, das nicht mehr liebt!
Der Liebe Gluth im tiefen Herzen,
Das ist das Schönste, was es giebt.

Das Leid in seiner Nacht beglücken,
Als Mensch auch wirklich Mensch zu sein,
Den Bruder an die Brust zu drücken:
Ein Leben schließt's voll Wonne ein!

Die Welt ist ja so reich an Schmerzen!
Wer nie der Thräne Gluth gefühlt,
O, der hat nie in seinem Herzen
Das Himmelreich der Lieb' gefühlt!

Laßt hoch die Becher überschäumen,
Ihr reicht zu viel der Liebe nie!
Ihr Wonnesein, ihr süßes Träumen
Schafft alles um zur Poesie!

Voll heil'ger Macht, voll süßer Lieder,
Schafft sie das Weh zur höchsten Lust!
Und tausend Engel schweben nieder,
Und ihre Heimath wird die Brust!

Der Liebe Gluth im tiefen Herzen,
Das ist das Schönste, was es giebt!
O, Wonnelust, o, süße Schmerzen!
Arm ist das Herz, das nie geliebt!

Daß eine Persönlichkeit wie diejenige Johann Meyer's, in dessen Seelenleben sich eine so harmonische Ausgleichung aller Gemüths- und Verstandeskräfte zeigt, auch Freude an der Natur findet, ist eigentlich selbstverständlich. Ist es doch platterdings undenkbar, daß jemand, der für seine Mitmenschen ein warm fühlendes und theilnehmendes Herz hat, das Weben und Wirken der Natur unbeachtet ließe. Ja, Menschenliebe und Sinn für Natur stehen in einem solchen Wechselverhältniß zu einander, daß es schwer wird, zu entscheiden, ob beide aus einer gemeinschaftlichen Grundstimmung fließen, oder ob das eine das andere bedingt und hervorruft. So nennt Hippel die Freude an der Natur das probatum est eines guten Gewissens, und so behauptet Jean Paul, daß man die Menschen wärmer liebe, wenn man die Natur liebe. Und gerade unsere Dichter sind begeisterte Naturfreunde; sie nennen die Schöpfung einen Tempel Gottes und die in ihr waltenden Kräfte eine Offenbarung des Ewigen; in der ruhigen Pflanzenwelt und ihrer kunstreichen Stille vernimmt ihr Ohr das Wandeln des Herrn, und ihr Auge erkennt in dem All den Körper, dessen Seele die Gottheit selber ist. So bildet sich ein ästhetischer Pantheismus aus, der mit dem philosophischen des Giordano Bruno die Verherrlichung des Naturlebens gemeinsam hat. Diese Intimität des Naturempfindens ist Johann Meyer in hohem Grade eigen. Zahlreiche Gedichte sprechen dafür; es seien einige davon, und zwar die ersten besten, hier wiedergegeben.

Rothe Rose.

Du rothe Rose, wie lieb' ich dich!
Nicht bloß ob deiner Schönheit Prangen,
Auch deines Duftes freu' ich mich;
Und küß ich dich, so denke ich
An meiner Kinder rothe Wangen.

Was still die kleine Blume beut.

Was still die kleine Blume beut,
Das könnte dir als Beispiel dienen:
Sie blüht zu aller Augenweid'
Und birgt den Honig für die Bienen.

Als schönste Frucht dieses stark ausgeprägten Natursinns reifte bei unserem Dichter seine Liebe zu den Thieren. So gehört

er auch zu den ersten Mitgliedern des in Kiel seit vielen Jahren bestehenden und segensreich wirkenden Thierschutzvereins und hat in dieser Eigenschaft schon öfters erfolgreich Schritte gethan, um den gequälten Geschöpfen Hülfe und Beistand zu verschaffen, sie gegen gefühllose Menschen in Schutz zu nehmen und ihre Noth und Qual zu mildern. Nicht selten hat sich auch seine Muse hierbei bethätigen müssen. Als Beleg hierfür ließen sich wieder viele Gedichte anführen; wir wollen uns mit einigen lyrischen Ergüssen, die zugleich des Dichters Ansichten über den Thierschutz und seine Stellung zu demselben kennzeichnen, begnügen.

Thierquälerei ist wie Verrath
Am Schönsten, was ein Herz mag laben;
Wer mit dem Thier kein Mitleid hat,
Wird's auch nicht mit den Menschen haben. —

Auch das kleinste Thier
Hat ein Recht ans Leben,
Das, wie dir und mir,
Ihm zur Lust gegeben.
Und wolltest du's tödten
Wo es nicht von Nöthen,
Du müßtest daneben
Vor dir selber erröthen! —

Das Thier auch steht in Gottes Schutz,
Empfohlen sei es deiner Hut!
Es bietet seinem Schöpfer Trutz,
Wer dem Geschöpf ein Unrecht thut! —

Diese letzte kleine Strophe hat sich der Kieler Thierschutzverein zum Motto genommen, weshalb sie ebenso wie die nachfolgenden kleinen Sprüche, in denen von den beiden nützlichsten Hausthieren, dem Pferde und der Kuh die Rede ist, eine weite Verbreitung gefunden hat.

Jeder Arbeiter ist
Seines Lohnes werth;
Wer das ermißt,
Quält gewiß kein Pferd! —

Vergäßest du
Im Stall die Kuh:
Das trockne Brot verdientest du
Und Wasser statt der Milch dazu.

Das sind alles Sprüche von packendem Inhalt, kurz und ungekünstelt, leicht einzuprägen und darum von größerer erziehlicher Wirkung als alle schönen und wohlgedichteten Reden über das Rohe und Menschenunwürdige der Thierquälerei.

Auch die nachstehende Strophe ist charakteristisch für den Dichter, weil sie uns sein warmes Interesse für die ihn umgebende Thierwelt des Feldes und des Gartens zeigt.

Schnee! nichts als Schnee!
Und der Hunger thut so weh!
Streut Krumen, Krumen
Auf die Erde nieder,
Daß nicht fehlen die Lieder,
Wenn da kommen Blumen!

Wenn ich diese Strophe lese, sehe ich Johann Meyer vor mir, wie er täglich zur Winterszeit die leichtbeschwingten Gäste seines großen und schönen Gartens, zumal diejenigen, die das Lied pflegen und nicht mit ihren sangeskundigen Genossen im Spätherbste von dannen ziehen, aufsucht und reichlich mit Speise und Trank versieht. Und sie kennen ihn, ihren Freund und Beschützer, der für sie Tannen gepflanzt hat, damit sie unter deren immergrünen Zweigen wie unter einem warmen Dache wohnen können; sie flattern ihm lustig piepend und rufend entgegen, wenn er herauskommt, um ihnen Krumen zu streuen, und sie vergelten es ihm tausendfach zur Frühlings- und Sommerszeit mit ihren herzerquickenden Liedern. — Auch in vielen seiner größeren Dichtungen, die in Hebel'scher Manier abgefaßt sind, gedenkt er dieser ihm so lieben und trauten Gesellen und spendet ihnen Lob und Dank für die heiteren Weisen.

Noch ein kleines, sinniges Gedicht, wenn auch etwas anderer Art als die oben angeführten, möge hier Platz finden; es zeigt uns den Natursinn eines feinfühlenden Herzens, das die tausend Fäden kennt, welche die allgütige Natur von ihren Geschöpfen aus nach der Lebenssphäre des Menschen hin spinnt.

Erdrückt.

Schwerfällig sind wir und ungeschlacht, —
Des Kleinen hab' und des Feinen wohl Acht!
Da wollt' ich mich bücken,
Eine Blume zu pflücken,

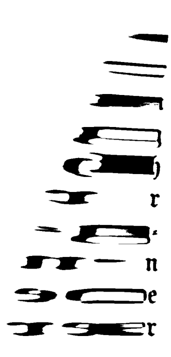
Und mußt' zum Verdruß
Mit dem plumpen Fuß
Zugleich ein Bienchen im Grase erdrücken!
Daß mir's passirt! — mich dünkte gar,
Als wenn's mir noch im Tode fluchte. —
Vielleicht, daß aus der großen Schar
Es just eine kleine Biene war,
Die Honig für meine Kinder suchte! — —

Johann Meyer's Kunst steht in zu inniger Beziehung zum Volksgeiste und zur Geschichte seines Landes, als daß es noch nöthig wäre, von seiner Vaterlandsliebe zu sprechen. Und doch wollen wir es nicht unterlassen, dies zu thun, weil der Patriotismus unseres Freundes, seine Anhänglichkeit an das Land der Heimath, seine unbegrenzte Liebe zu dem mächtigen, großen deutschen Vaterlande und dessen erhabenem Kaiser einige der am meisten hervortretenden Züge seines Charakters sind. Die Kritik hat Johann Meyer durch manche Ehrentitel ausgezeichnet — so nennt man ihn einen Volksdichter und den plattdeutschen Hebel —; aber keiner dieser Titel macht ihm wohl mehr Freude als der eines „patriotischen Dichters". Und wenn irgend einer, so verdient gerade Johann Meyer diese Bezeichnung; denn hohes Anrecht darauf verschaffen ihm viele seiner Poesien in hochdeutscher wie in plattdeutscher Sprache, so die meisten seiner Gelegenheitsgedichte, namentlich zahlreiche Prologe und kleinere Dichtungen, die sich auf den Kaiser und sein Reich beziehen, die größte Zahl seiner Festspiele und als Letztes, aber nicht Geringstes sein herrliches Epos „Gröndunnersdag bi Eckernför" sowie das zum Theil hiernach verfaßte packende Drama „Theodor Preußer". Als vor kurzem das schleswig-holsteinische Volk das goldene Jubelfest seiner Erhebung feierte, kamen fast überall, wo mit dieser Feier der Vortrag eines Prologes und eine dramatische Aufführung verbunden waren — und das war in den meisten größeren Ortschaften der Fall — Dichtungen von Johann Meyer zur Verwendung: ein eigens zu dieser Feier gedichteter Prolog, „Theodor Preußer" und das lustige Genrebild „Im Kruge zu Tolk". Hier und da wurde auch „Gröndunnersdag bi Eckernför" entweder ganz oder in den Hauptabschnitten vorgetragen.

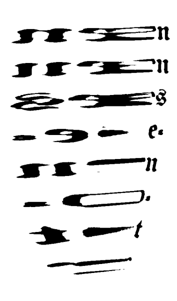
Von den vielen anerkennenden Besprechungen, welche die patriotischen Dichtungen Johann Meyer's gefunden haben, sei aus

einer, die wir vor Jahren in den „Schleswiger Nachrichten“ lasen (1889, No. 181) der Schluß hier wiedergegeben. Der Recensent, Georg Hoffmann in Kiel, ein beliebter schleswig-holsteinischer Schriftsteller und Journalist, sagt, nachdem er des Dichters lyrische und epische Poesien patriotischen Inhaltes überaus lobend hervorgehoben hat, das Folgende:

„Und last not least, kennzeichnen Johann Meyer als patriotischen Dichter vor allem auch seine ansprechenden dramatischen Arbeiten jüngster Zeit, hübsch erfundene Bühnenfestspiele, das erste zur Feier des 90. Geburtstages Kaiser Wilhelms I. verfaßt, das zweite, der Vermählung des Prinzen Heinrich gewidmet, zwar wegen der damals herrschenden Landestrauer nicht zur Aufführung gelangt, aber darum nicht minder werthvoll; das dritte endlich, des Titels „Laetitia“, zur Geburtstagsfeier Kaiser Wilhelms II. gedichtet, wurde gleich dem erstgenannten Stücke auf dem Kieler Stadttheater mit durchschlagendem Erfolge vor stark besetztem Hause dreimal hintereinander aufgeführt. Jene drei Dichtungen sind ebenso viele schwungvolle, sinnige und originelle Hohelieder der Thronesliebe von bleibendem Werth; keinem anderen deutschen Dichter der Neuzeit dürfte das deutsche Volk in dieser Richtung etwas Ähnliches zu verdanken haben. Johann Meyer hat sich seinem Vaterlande allzeit anzuschließen gewußt in Stunden der Freude und des Leids, des lachenden Friedens und trüber Ereignisse. Darum wird Johann Meyer auch allzeit zú den ersten Volksdichtern zu zählen sein, der als wackerer Patriot im Stande ist, sein Volk mit seinen Worten zu erfreuen, aber auch in schwerer Zeit zu trösten.“ — —



Aber derselbe Dichter, der zum Vaterlandsdichter wie berufen erscheint, weil er mit jeder Faser seines Lebens im heimathlichen Boden wurzelt und weil sein Empfinden das Empfinden des Volkes ist, mußte aus denselben Gründen vielfach mit den Leuten in Berührung kommen, die man als das „Volk“ kurzweg zu bezeichnen pflegt, mit dem Arbeiterstande und in diesem mit den Socialdemokraten. Wer den dritten Stand kennt — oder ist er vielleicht schon der vierte geworden? —, wird sich darüber nicht allzu sehr wundern. Hat doch das „Volk“ ein empfängliches Herz für alles Naturgemäße und Ungekünstelte und somit ein offenes Verständniß





für jene schlichten Weisen, die aus dem sangesfreudigen Munde unseres Dichters kommen.

Einem „zierlichen" Geiste kann es freilich keinen Geschmack abgewinnen, und spricht man deshalb von seiner Unempfänglichkeit, so thut man ihm großes Unrecht. Die Sonne der Kunst leuchtet einem jeden, mag er hoch oder niedrig stehen, in dem Arbeiterkittel oder in dem Gewande des Salons stecken, wenn nur ihre Strahlen in dem Medium des Herzens und nicht in den complicirten Refractions- und Reflectionsapparaten der modernen Geschmacklosigkeit und Schöngeisterei schwingen. Man trete nur hinein in unsere Bildergalerien und sehe, wie andächtig der schlichte Mann des Volkes und sein Weib, beide den Rücken von der Arbeit gekrümmt und das Antlitz von Sorgen durchwühlt, ein wirkliches Kunstwerk betrachten; das ist kein lautes Bewundern, das ist Verklärung und Gebet. Sollte nicht gerade diese „stille Weid" des einfachen Mannes, sagen wir „des Arbeiters," bei dem das Leben die Saiten der Seele zwar selten hell erklingen läßt, aber auch nicht im Taumel der Genüsse verstimmt hat, sollte nicht das Entzücken solcher Menschen, in denen sich zwar nicht die Weisheit der Bücher, aber die des Lebens mit der Unbefangenheit der Kinder paart, das untrüglichste Zeichen dafür sein, daß es sich um ein wahres Kunstwerk und nicht um „moderne" Mache handelt? und man rümpfe nicht die Nase, wenn wir nun die kühn klingende Behauptung aussprechen, daß die überaus freundliche Aufnahme, welche die Dichtungen Johann Meyer's bei dem unverdorbenen „Volke" gefunden haben, einen glänzenden Ruhmestitel für ihn bilden. Nennt man ihn einen Volksdichter, so geschehe es auch von diesem Gesichtspunkte aus.

Eine kräftige Förderung seiner Beziehungen zum Volke erhielt Johann Meyer durch viele für vierstimmigen Männerchor componirte Lieder seiner plattdeutschen Muse. Es sind diese Lieder vielfach ins Volk gedrungen und darum auch in sozialdemokratischen Gesellschaften oft und gern gesungen worden. Aber ganz besonders deshalb hat der Name unsers Dichters in jenen Kreisen einen so guten Klang, weil einige seiner beliebtesten plattdeutschen Theaterstücke dem Volke wie aus dem Herzen geschrieben sind; es erkennt sich wieder in diesem Spiegel der heiteren dramatischen Muse und sympathisirt auch darum mit dem Dichter. Es sind dies die Stücke:

„To Termin“, „Uns' ole Modersprak“, „Rinaldo Rinaldini“, „Dichter un Buern“, „En lütt Waisenkind“ und „In Fritz Reuter sinen Gaard'n“; dazu kommen noch die hochdeutschen „Theodor Preußer“ und „Ein goldener Ring ist gefunden“.

Die Popularität dieser Dramen mit dem darin sprudelnden Humor und des weiteren die Einfachheit im Wesen des Dichters, seine Freundlichkeit im persönlichen Verkehr, seine Opferwilligkeit da, wo es gilt, einem andern gefällig zu sein oder ihn zu erfreuen, gewannen dem Dichter, wie man uns erzählt hat, auch die Herzen vieler Sozialdemokraten, obgleich sie es alle wissen, daß Johann Meyer seinem ganzen Wesen und seiner politischen Überzeugun nach ein entschiedener Gegner ihrer Richtung und ihrer haupt sächlichsten Bestrebungen ist. Er hat es ihnen übrigens kräfti genug zu verstehen gegeben, was für eine Meinung er von ihre völkerbeglückenden Evangelium hat, so knapp und klar in der Stroph

Sozialdemokraten
In allen Staaten! —
Was thut's? — der gesunde Menschenverstand
Gewinnt doch immer die Oberhand!

Eine noch schärfere Verurtheilung erfährt die Sozialdemokra in dem von Johann Meyer zur Feier des Geburtstages Kai Wilhelms II. gedichteten Festspiele „Laetitia“, das im Ki Stadttheater mehrfach am 27. Januar unter großem Beifall Aufführung gekommen ist. Sicherlich befanden sich unter den schauern des jedesmal vollbesetzten Hauses auch viele Sozialdemokra und diese mußten sich's gefallen lassen, daß ihnen recht scharf Text gelesen wurde. Aber sie nahmen es dem Dichter nicht krum sie kamen auch jetzt noch immer zu ihm, um ihn um seine Lied und Theaterstücke zu bitten. Und sie erhielten sie auch, leihwei und gratis, und überdies recht eingehende mündliche Unterweisunge über Vortrag und Aufführung. —

Übrigens glauben wir, daß ein derartiger Einfluß auf di Sozialdemokraten, wie ihn Johann Meyer mit seiner Kunst ausübt, bessere Früchte reifen läßt als alle philosophischen und socialpolitischen Erörterungen mit ihnen.

Die hervorstechendsten Eigenschaften im Charakter unseres Dichters, auf die im Vorhergehenden besonders hingewiesen wurde,

seine ideale, auch dem Realismus Rechnung tragende Richtung, seine Nächstenliebe und sein Mitgefühl, sein Humor und seine Naivetät sowie seine Heimaths- und Vaterlandsliebe, lassen darauf schließen, daß ihm ein glückliches Temperament als Erbtheil zugefallen ist. Und so besitzt er auch ursprünglich von allen Temperamenten das beste, „das wahre Temperament der Kinder des Glückes, der Freude, des Witzes und der Laune", das sanguinische. Aber im Laufe der Jahre mischten sich andere Elemente hinein, so eine kleine Dosis von Melancholie und Schwermuth, hervorgerufen durch das Kämpfen und Ringen im Ernste des Lebens, in dem arbeitsschweren und mühevollen Berufe mit seinen vielen Sorgen und Aufreibungen und der ihm anhaftenden schweren Bürde der Verantwortung. Und so bereitete sich in seinem ganzen Wesen und in seinem Gesichtsausdruck allmählich eine Veränderung vor, die zuletzt eine ziemlich starke Ausprägung erhielt. Früher heiter, gesprächig und mittheilsam, ist er jetzt mehr still und zurückhaltend, und seine ehemals heiteren Gesichtszüge erscheinen jetzt ernst und schwermüthig und nur selten von einem Lächeln umspielt. Und doch lebt und webt noch tiefinnen in der Gemüthswelt des siebenzigjährigen Greises der Humor in seiner ganzen ursprünglichen Frische.

Doch fahren wir in der Charakteristik unseres Dichters fort! Wie der Leser schon aus dem Lebensgange Johann Meyer's erkannt haben wird, haben wir es in diesem mit einem Manne von fester, nie erlahmender Willenskraft und rastlosem, unermüdlichem Fleiße zu thun. Wie wäre es ihm auch sonst möglich gewesen, sich ein solches Heim, wie er es in Kiel am Rondeel besitzt, zu gründen und zu erhalten und sich eine so hoch angesehene Stellung in der Gesellschaft zu erringen, wie sie ihm als Dichter nicht mehr bestritten werden kann und wie sie ihm als Begründer und Leiter einer Anstalt für Blödlinge während einer Zeit von 36 Jahren einmüthig und einwandsfrei auch zugestanden wird. —

In harmloser, ungezwungener Unterhaltung offenbart der Mensch, besonders wenn er eine so gerade Natur wie unser Dichter ist, leicht sein Inneres; er bringt dann wohl Gedanken zum Vorschein, von denen man vielleicht sonst nichts erfahren hätte, und gewährt den am Gespräche Betheiligten Einblicke in sein Herz, die ihnen bis dahin nicht verstattet waren. So hat auch der Verfasser dieser Festschrift oft und gern Gelegenheit genommen,

Er meint, es müsse in unserem Reichstage ein viel strafferes Regiment geführt werden, damit solche Ausschreitungen in der Redefreiheit, wie sie sich viele unserer Abgeordneten zu Schulden kommen lassen, gar nicht stattfinden könnten.

Durchaus unsympathisch sind unserem Dichter auch die Bestimmungen unserer Gesetzgebung über das geistige Eigenthum, wonach dieses 30 Jahre nach dem Tode des Erwerbers und Besitzers Gemeingut wird. Johann Meyer behauptet, und gewiß mit Recht, daß inbezug auf die Rechtmäßigkeit des Besitzthums für den Erwerber und Eigenthümer kein Unterschied bestehen dürfe zwischen geistigem und materiellem Eigenthum und daß deshalb dem Reichstage auch keineswegs das Recht zugestanden habe, in einer solchen Weise über das geistige Eigenthum anderer zu verfügen, wie es vor Jahren geschehen ist. Was sich die Schriftsteller meist mit den größten Opfern, nicht selten sogar unter Verlust der Gesundheit, mühevoll erarbeitet und errungen haben, nämlich ihre Werke, sollte das nicht ebenso gut ihr und ihrer Nachkommen unantastbares Eigenthum sein und bleiben wie das materielle Vermögen? Und wenn sich der Reichstag das Recht anmaßt, über das geistige Eigenthum zum Besten des Ganzen und Allgemeinen so zu verfügen, wie er es gethan hat, müßte er sich dann nicht auch für berechtigt halten, zu erklären, daß das materielle Besitzthum 30 Jahre nach dem Tode des Eigenthümers Gemeingut sei? Johann Meyer meint, daß es die erste gemeinsame Aufgabe aller Schriftstellervereine sein müsse, darauf hinzuwirken, daß in diesem mißlichen Gesetzeszustande Wandel geschaffen werde. Im Jahre 1893 seien Friedrich Hebbel's Werke den nächsten Erben genommen und Freigut geworden, obgleich die Witwe und die Kinder noch lebten!

Johann Meyer hat diesem Gedanken in zwei Strophen seiner „Kleinigkeiten“ Ausdruck gegeben:

Nun hast du alles hübsch und fein
Und kannst dich in der Welt bewegen;
Dein Garten blüht im Sonnenschein,
Dein Haus ist voll von Gottessegen; —
Es fehlt nur noch ein Plätzchen klein,
Erwirb es bald, damit es dein, —
Das, wo sie dich zur Ruhe legen.

Und bist du dreißig Jahre todt,
Und Weib und Kind sind noch am Leben,
Verlieren sie vielleicht ihr Brot,
Was sterbend ihnen du gegeben.
Dann wird dein geistig Eigenthum
Gemeingut, — und dem Reichstag blüht der Ruhm,
Wenn dann in Folge von Beschlüssen,
Die nunmehr communistisch sind,
Des todten Dichters Weib und Kind
Vielleicht noch Hungers sterben müssen!

Wenn nun doch einmal — so äußerte sich mir gegenüber bei einer anderen Gelegenheit der Dichter — das Recht des geistigen Eigenthums auf Kosten des Einzelnen und zum Vortheil der Allgemeinheit gegen das Recht und die Bedeutung des materiellen Vermögens geschmälert werden soll, so hätte es wenigstens nicht in einer so herben, sondern in einer möglichst milden Weise geschehen müssen. Und das wäre ja ein leichtes gewesen, selbst dann, wenn man jene 30 Jahre hätte bestehen lassen wollen. Es hätten ja nur die rechtmäßigen Besitzer irgend eines litterarischen Eigenthums oder derjenige, an den sie ihr ehrliches Recht veräußert haben, verpflichtet werden können, eine möglichst billige Volksausgabe von den Werken des Erblassers zu veranstalten.

Wie es heißt, stehen neue Vorlagen inbetreff des Urheberrechtes für die nächste Reichstagssession in Aussicht. Hoffentlich wird man dann auch in diesem Punkte der Unantastbarkeit des ehrlich erworbenen Eigenthums Rechnung tragen!

Doch genug hiervon; das sind so einige von dem Verfasser dieser Schrift gelegentlich aufgefangene Gedanken unseres Jubilars, die uns einen, wenn auch nur flüchtigen Einblick in dessen Anschauungen auf socialem und politischem Gebiete gewähren. Übrigens ist Johann Meyer alles andere eher als ein politisirender Querulant. Wie sehr er sein Vaterland liebt, haben wir oben gezeigt, und wenn er sich mit der einen oder anderen Einrichtung darin nicht einverstanden erklärt, so geschieht es nicht aus Lust an Opposition, sondern infolge seines Idealismus, der auf allen Gebieten, und so auch auf dem des Staates, wo sich allerdings am härtesten die Sachen stoßen, Schönheit und Vollendung wünscht. —

Es möge sich nun als ein besonderer Abschnitt eine Erörterung anschließen, die ihrem Hauptgedanken nach zu dem gehört,

was wir weiter oben von der poetischen Kraft und dem dichterischen Können Johann Meyer's gesagt haben. Aber das Folgende nimmt zu sehr den Charakter einer in sich abgerundeten Studie an und ist auch von zu großem Umfange, als daß wir es an jener Stelle ohne störenden Einfluß auf die Übersichtlichkeit der Charakteristik gut hätten bringen können. Es handelt sich nämlich um die interessante Frage: In welchen Beziehungen stehen die hochdeutschen Dichtungen Johann Meyer's zu seinen plattdeutschen? Sind es Früchte, gepflückt von zwei Stämmen, die derselben oder verschiedenen Wurzeln entsprossen sind? Oder anders ausgedrückt: Leben in der Dichterbrust unseres Jubilars zwei Seelen, eine hochdeutsch und eine plattdeutsch denkende und dichtende?

In eines Dichters Wirken und Schaffen einen Einblick zu gewinnen, ist schwer, weil es sich zu tief in dem Innern seines Seelenlebens vollzieht; aber bei aller göttlicher Sendung ist er doch auch ein Mensch und vielleicht in höherem Grade als andere. Und als Gemüths- und Verstandesmensch hat er zwar seine specifischen Naturanlagen, aber auch seinen Werdegang, und aus diesem lassen sich einige Aufschlüsse über seine Dichternatur erhalten.

Johann Meyer wird fast immer, wenn von ihm in den Tagesblättern die Rede ist, als „plattdeutscher" Dichter bezeichnet und darum auch ebensowohl von seinen schleswig-holsteinischen Landsleuten wie von seinen vielen Freunden außerhalb der Grenzen seiner engeren Heimath vornehmlich nur für einen solchen gehalten. Diese einseitige Beurtheilung unseres Poeten ist darauf zurückzuführen, daß, abgesehen von einer 1856 in einer nur kleinen und hauptsächlich für die Freunde bestimmten Auflage einiger hochdeutscher Gedichte, diese in ihrem jetzigen umfangreichen Bande erst im Jahre 1886 bei Lipsius & Tischer in Kiel erschienen sind, während die plattdeutschen Gedichte schon vorher in drei Auflagen herausgekommen waren, nämlich 1858 und 59 in zwei Bänden bei Hoffmann und Campe, die auch die erste Auflage der plattdeutschen Übertragung von Hebel's alemannischen Gedichten verlegten, dann 1876 in einem Bande bei J. F. Richter, bei dem drei Jahre später auch der „plattdeutsche Hebel" in zweiter Auflage erschien, und 1886 in einem, aber umso umfangreicheren Bande bei Lipsius & Tischer.

Aber es würde ganz verkehrt sein, wollte man glauben, Johann Meyer's Bedeutung läge mehr auf dem Gebiete der nieder-

deutschen als auf dem der hochdeutschen Poesie. Es dürfte vielmehr die Frage schwer zu entscheiden sein, wer größeren Anspruch auf die Dichterkrone hat: der plattdeutsche oder der hochdeutsche Johann Meyer. Denn seine hochdeutschen Gedichte halten der Anzahl nach den plattdeutschen völlig das Gleichgewicht und stehen ihnen auch sonst gleichwertig und ebenbürtig zur Seite. Die lieblichen Zwillingsschwestern der plattdeutschen und der hochdeutschen Poesie lagen an derselben Mutterbrust und wurden auch in demselben Mutterschoße gehegt und gepflegt, und darum sind auch beide in gleich hohem Grade befähigt und gewillt, die Herzen des Hörers im bunten Wechselgesange zu erfreuen. Beide sind desselben Ursprungs; mag auch die eine in dem kleidsamen modernen Gewande der Städterin vornehmer und in der Fülle ihrer Reize begehrenswerther erscheinen, sie verleugnet doch nicht in ihrem sonstigen Wesen die Verwandtschaft mit der Schwester, der einfachen, lieblichen Bauernmaid im eigengemachten Röckchen, mit dem blühenden Antlitz, den treuen Vergißmeinnicht-Augen und den langen Flechten.

Und doch haben diejenigen nicht so ganz Unrecht, die bei der Würdigung Johann Meyer's mit starkem Nachdruck betonen, daß er ein plattdeutscher Dichter ist; denn es will uns scheinen, als wenn hier der hochdeutsche Poet durch den plattdeutschen herangebildet worden ist. Freilich steht jener diesem nicht nach; aber gerade dadurch, daß unser Dichter in plattdeutscher Sprache viele Lieder gesungen hatte, ehe er ernstlich daran dachte, es auch in hochdeutscher zu thun, erhielt er eine formale poetische Schulung, wie sie bei wenigen seiner zeitgenössischen hochdeutsch dichtenden Brüder in Apoll zu finden ist. Das dürfte paradox erscheinen; ist doch die plattdeutsche Sprache naturgemäß nicht so ausgebildet wie die hochdeutsche. Sie erscheint unbeholfen gegenüber ihrer formgewandten Schwester, die zum Herold der Wissenschaft berufen wurde. Aber gerade in dieser Ungelenkheit beruht ihre poetische Stärke; denn das Unvermögen, abstracte Begriffe darzustellen, treibt sie an, nach einem Vergleich, nach einem Bilde zu suchen. Jeder Gebildete, der mit dem urwüchsigen plattdeutschen Volke in Verkehr tritt, staunt über die Menge von Tropen, die sich hier finden, und somit steht dem plattdeutschen Dichter ein Schatz von Bildern zur Verfügung, der seinem hochdeutschen Collegen zunächst nicht zugänglich ist.

Auch in dem glänzenden und ungesuchten Witz, der sich besonders in den oft satyrischen Sprüchwörtern offenbart, liegt ein poetisches Element der niederdeutschen Sprache; denn was ist die combinatorische Thätigkeit des Witzes, der Entlegenes spielend zusammenbringt, anders als poetisches Schaffen?

Dann ist dem Plattdeutschen rhythmische Schönheit eigen; seine Volkslieder besitzen neben Einfachheit in der Form und lyrischem Schwung flotte Sangbarkeit, und gerade diese stempelt sie zu echten Volksliedern.

Zu all diesem kommt noch der Wortreichthum der niederdeutschen Sprache; sie wird eben deshalb von Max Müller ein Zuleiter des Hochdeutschen genannt, und auch Lessing sagt irgendwo, daß er den ganzen Umfang der Muttersprache erst in Hamburg, d. h. durch das Plattdeutsche, habe kennen lernen. Und so haben ja auch unsere großen Dichter manches vordem aus der Schriftsprache verbannte oder halbvergessene Wort aus der Dialektsprache wieder aufgenommen und ihm von neuem das Bürgerrecht im Hochdeutschen verschafft.

Es steht somit die Sprache des „Heliand", der vollendetsten aller christlichen Poesien, die Muttersprache von mehr als 10 Millionen Niederdeutschen, nicht hinter ihrer Schwester zurück; sie hat sogar manches vor dieser voraus. Freilich ist sie nicht die Sprache der Wissenschaft, aber auch nicht die Sprache jener kosmopolitischen Poesie, welche uns die Lyrik aller Zeiten und Völker in Proben vorführt. Sie ist vielmehr die Großsiegelbewahrerin echt deutschen Volksthums, und ihre Poesie ist deutsche Poesie. In diesem Sinne meint auch Goethe, daß der Dialekt eigentlich das Element ist, in welchem die Seele ihren Athem schöpft.

Wir können also Schiller's Wort: „Die Sprache ist der Spiegel einer Nation; wenn wir in diesen Spiegel schauen, so kommt uns ein großes, treffliches Bild von uns selbst daraus entgegen" ganz besonders inbezug auf das Niederdeutsche gebrauchen, weniger inbezug auf das Hochdeutsche; denn dieses ist dem reinen Deutschthum mehr entfremdet: im Dienste der Wissenschaft stehend, vermag es nicht mehr den Herzschlag deutschen Lebens und deutscher Denkungsart in allen Vibrationen wiederzugeben. Die Wissenschaft muß international sein, da das Instrument, womit sie arbeitet, immer und überall dasselbe, der durch die starren Gesetze der Logik

geleitete Menschenverstand ist. Aber in der Kunst ist der Mensch mit seinem ganzen Wesen, mit seinem Herzen und seinem Sinnen mit seiner sinnlichen Anschauung, Empfindung und Liebe thätig. Und wie es von großem Interesse ist, zu sehen, daß bei allen Völkern die ersten Anfänge der Kunst aus dem Drange hervorgingen, den religiösen Anschauungen Ausdruck zu geben oder das zu feiern, was auf die Ausgestaltung des Lebens von wohlthuendem Einflusse gewesen ist, so erscheint die andere Beobachtung nicht minder lehrreich, daß sich bei hochgebildeten Völkern die Kunst entsprechend dem Nationalcharakter entwickelt hat. Und selbst die ausgeprägten Charakterzüge, welche die Stämme eines Volkes von einander unterscheiden, finden sich in den einzelnen Kunstrichtungen wieder: die dorische Säule ist anders als die ionische; denn der Charakter der Dorier war verschieden von dem der Joner. Man hat ja deshalb auch die Forderung aufgestellt, daß ein Kunstwerk das in Formen verkörperte Empfindungswesen einer bestimmten Zeit und einer bestimmten Nationalität sein soll.

In einem Buche, das s. Zt. viel von sich reden machte, in „Rembrandt als Erzieher", ist die Hoffnung ausgesprochen, es werde auch unsere Kunst ein deutsches Gepräge erhalten, wenn sie sich mit dem niederdeutschen Geiste sättige. „Der dem Niederdeutschen eigenthümliche schlichte Hausverstand wird unzweifelhaft bessere Früchte zeitigen als die hochfliegende Weisheit schwäbischer Philosophen aus dem Anfang dieses Jahrhunderts ..... die Plattdeutschen sollten sich nur künstlerisch entdecken". — Auf dem Gebiete der Dichtung ist jene Hoffnung erfüllt und diese Entdeckung gemacht worden. Man hat das Niederdeutsche zum Werkzeug und zum Plasma der Dichtkunst gemacht, und viele auserwählte Geister haben zu unserer Zeit in dieser Sprache geschrieben. Und gerade von dieser niederdeutschen Dichtung darf man mit Fug und Recht behaupten, daß sie der Hort ist der geistigen Güter, die sich unser Volk im Laufe seiner Geschichte zu eigen gemacht hat. Sie zeigt uns, was das heißt ein „deutscher Mann", ein „deutsches Wort", ein „deutscher Händedruck", „deutsche Treue", „deutscher Fleiß" und „deutsches Handeln"; sie führt uns die Vorzüge und auch die Mängel unseres Nationalcharakters vor Augen: sie ist, um es mit einem Worte zu sagen, deutsche Kunst. Und deutsche Kunst sollen unsere Dichter pflegen, mögen sie nun in hochdeutscher oder platt-

deutscher Sprache dichten. Wie sehr Johann Meyer dieses thut, haben wir im Vorhergehenden auseinanderzusetzen versucht, und daß er es thut, das verdankt er, wie wir vermeinen, nicht zum geringsten seiner Vorliebe für das plattdeutsche Idiom. Und darum möge ein jeder, der deutsches Leben, Fühlen, Sinnen und Denken kennen lernen will, zu den Dichtungen unseres Jubilars greifen; dort wird sich ihm das Gesuchte, unverquickt mit fremden Elementen, in reicher Menge darbieten. Das ist wahre Volkspoesie, wie wir sie schon an einer anderen Stelle erläuterten, aber zugleich auch Kunstpoesie, die sich an dem Reichthum und der Naturwüchsigkeit der plattdeutschen Sprache heranbildete und sich so die Gewandtheit in der Behandlung der Form erwarb, die wir bei Johann Meyer in so hohem Grade vorfinden.

Es sei uns gestattet, an dieser Stelle noch kurz auf eine Frage einzugehen, welche seit beinahe 40 Jahren immer und immer wieder aufgeworfen wird. Es haben nämlich die Kritiker auf literarischem Gebiete vielfach die verwerfliche Gepflogenheit, den einen Dichter, der eine scharf ausgeprägte Individualität hat, mit einem anderen, dessen Persönlichkeit gleichfalls geschlossen und abgerundet ist, zu vergleichen. So hat man sich den Kopf darüber zerbrochen, wer größer sei, Schiller oder Goethe, Theodor Körner, Max von Schenkendorf oder Ernst Moritz Arndt. Und so wird auch jetzt recht oft die Frage ventilirt, ob Klaus Groth oder Johann Meyer in der plattdeutschen Dichtkunst der erste Kranz gebühre. Wie es nicht anders sein kann, giebt dann der eine für diesen, der andere für jenen Dichter sein Votum ab, jenachdem ihm Geschmack und Temperament sind. Aber ein derartiges Gebahren ist immer ein Unrecht, wie wir das schon in der Einleitung betonten; der Vogel singt, wie ihm der Schnabel gewachsen, und der echte Dichter verkündet, was ihm von der Muse im Herzen erregt worden ist. „Keiner gleiche dem andern und jeder dem Höchsten, — und dadurch sei er in sich vollendet!" Der Jubelgesang der Lerche, den sie, zum Himmel aufsteigend, schmetternd erschallen läßt — ist er weniger oder mehr vollendet als die schmelzenden Weisen der Nachtigall? — —

So hätten wir in diesem Abschnitte unserer Festschrift, der ein Charakterbild des Geburtstagskindes zeichnen wollte, wohl die meisten Hauptzüge seiner Persönlichkeit hervorgehoben;

vieles ergiebt sich hierfür auch aus der vorangegangenen Lebensbeschreibung und anderes aus den Gedichten. Denn das, was das eigentliche Ich eines großen Menschen ausmacht, die vielen zarten und heiligen Empfindungen, ordnet der Dichter zu greifbaren Gestalten, die uns in seinen Versen entgegen treten. So offenbart sich in diesen seine Seele, und wer sich mit ihnen beschäftigt, lernt diese kennen.

Es mögen schon deshalb im Folgenden eine Menge der besten Schöpfungen unseres siebenzigjährigen Dichters mitgetheilt und betrachtet werden. Zugleich beabsichtigen wir mit diesem von der üblichen Abfassung ähnlicher Schriften etwas abweichenden Verfahren eine Art Blüthenlese aus den Werken unseres Poeten zu geben, die um so interessanter und werthvoller sein dürfte, je umfangreicher und mannigfaltiger sie werden wird. Damit wird dann auch dem Leser reichlich Gelegenheit geboten, sich leicht und sicher ein unabhängiges und selbständiges Urtheil über den Werth der Gedichte sowie über die Bedeutung ihres Schöpfers zu bilden.

Zuerst möge Johann Meyer als Lyriker, dann als Epiker und zuletzt als Dramatiker gewürdigt werden.



Johann Meyer in seinem Arbeitszimmer.

Druck von H. Fiencke, Kiel.



Johann Meyer

ein

Schleswig-Holsteinischer Dichter.

Festschrift zu seinem 70. Geburtstage

von

Dr. phil. Johann Heinemann.

Zweiter Band:

Johann Meyer als lyrischer und epischer Dichter.

Hamburg.

Druck von H. Fiencke, Kiel.



Ein

Schleswig-Holsteinischer Dichter.

Festschrift zu seinem 70. Geburtstage

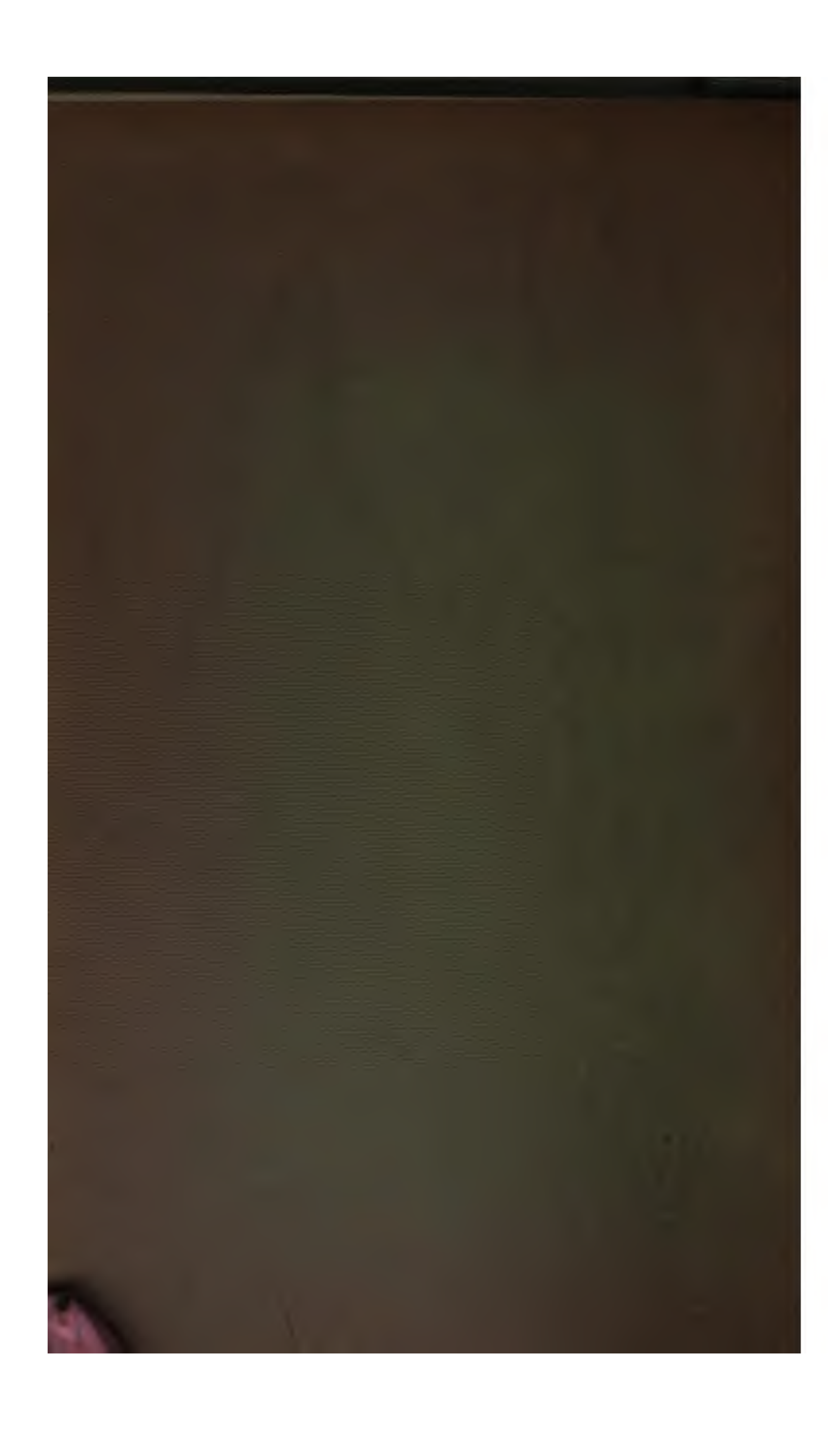
von

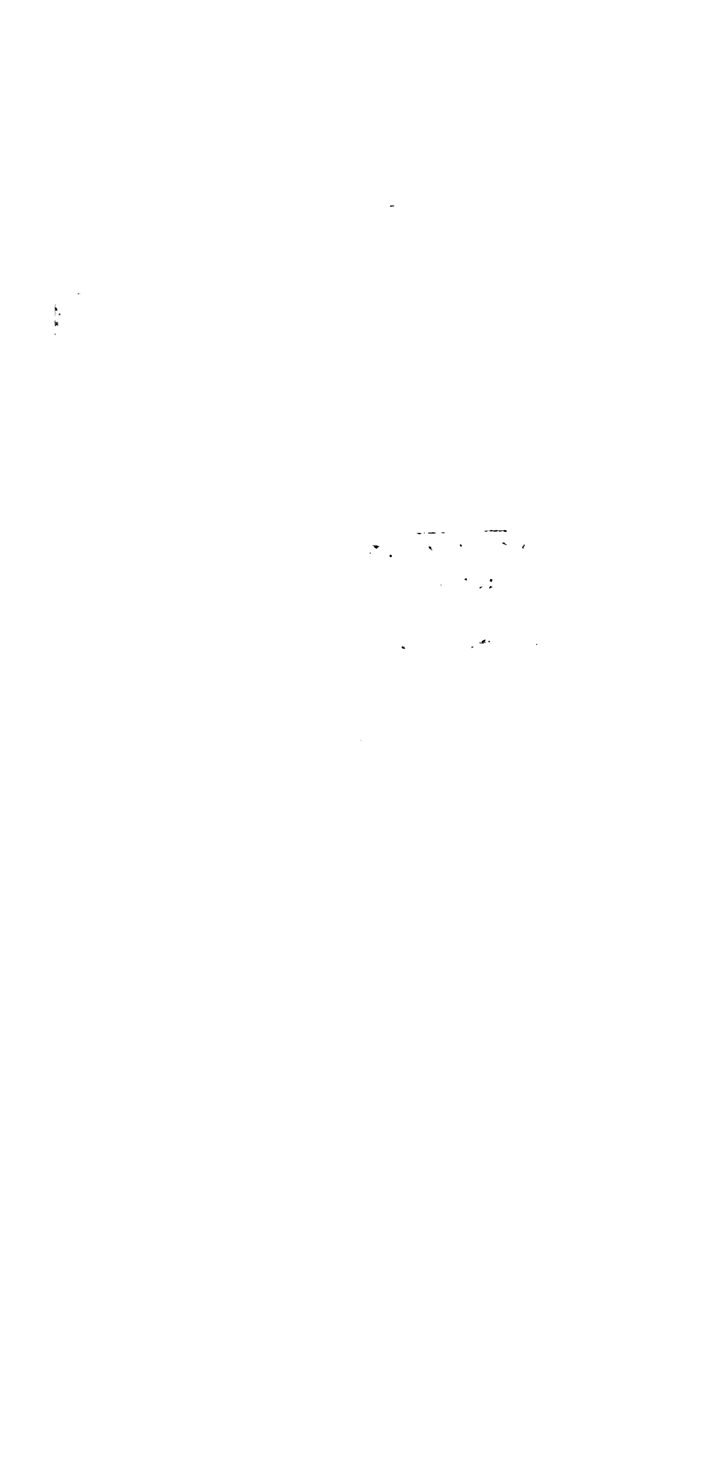
Dr. phil. Johann Heinemann.

Zweiter Band.

Johann Meyer als lyrischer und epischer Dichter.

Hamburg.
Verlag von [illegible]
[illegible]







Johann Meyer's Büste.
Modellirt von Bildhauer A. W. Hansen in Kiel.

from Jan Meyer.

Johann Meyer's Haus.

[illegible]

from Jan Meyer.

Kiel, 18. Juli, 1902.

Johann Meyer

ein

Schleswig-Holsteinischer Dichter.

Festschrift zu seinem 70. Geburtstage

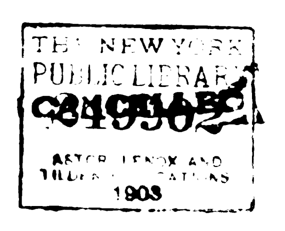
von

Dr. phil. **Johann Heinemann.**

Zweiter Band:

Johann Meyer als lyrischer und epischer Dichter.

Hamburg.
Verlag von C. Boysen.
1899.



Dem Dichter

in Freundschaft und Verehrung

zugeeignet

vom

Verfasser.



Zweiter Band.

Johann Meyer als lyrischer und epischer Dichter.

Inhalt.

Seite

Vorbemerkung.

Es war ursprünglich meine Absicht, diese Festschrift nur in einem Bande erscheinen zu lassen und ihr keinen größeren Umfang zu geben, als es gewöhnlich für derartige literarische Arbeiten geschieht. Aber während meiner Beschäftigung mit dem Buche schwoll mir der Stoff unter der Feder derartig an, daß ich zuletzt zu der Einsicht kam, jenem Vorsatze untreu werden zu müssen, wenn nicht so manches übergangen werden sollte, was mit vollem Rechte auf Erwähnung und Berücksichtigung in diesem Buche Anspruch erheben durfte. Umstände verändern eben die Sache, und so mußte ich mich, um das Bild von unserm Dichterjubilar in all seinen charakteristischen Zügen zu zeichnen, dazu entschließen, dem ersten Bande einen zweiten zuzufügen.

Diesen möchte ich nun noch mehr als es bereits mit dem ersten Band geschehen ist, gestalten zu einer Blüthenlese aus der großen Zahl von Dichtungen aller Arten, die unser geschätzter schleswig-holsteinischer Poet während der langen Zeit seines Lebens geschaffen und insbesondere seinem heimathlichen Volke zur Freude gesungen hat.

Viel der Anerkennung und des Lobes ist im ersten Theile unserer Festschrift über Johann Meyer gesagt worden; ob es mit Recht geschehen ist, darüber möge man an der Hand dieser Blüthenlese selbst urtheilen.





Lyrische Gedichte.

Schon aus der Biographie und Charakteristik unseres Dichters geht hervor, daß er sich seinem ganzen Wesen nach zur lyrischen Poesie am meisten mußte hingezogen fühlen. Und dieser wandte er sich auch in der That zunächst und für lange Zeit ausschließlich zu. Darum soll er auch zuerst als lyrischer Dichter von uns gewürdigt werden, und zwar als einer, der sich in beiden Sprachen, in der vornehmen hochdeutschen und in der schlichten plattdeutschen, gleich tüchtig zeigt. Und da es lediglich Lieder sind, die uns dieses liebliche Schwesternpaar hier singen soll, so möge mit einem der echtesten derselben, das schon in seiner Überschrift den Charakter unserer Auswahl prägnant andeutet, begonnen werden.

Lied.

Es schwebt ein goldner Schmetterling
Im Feeenreich der Töne,
Ihm huldiget der Erdenring
Und freut sich seiner Schöne!
Wir halten hoch das Glas, das Glas
Und bringen das
Der lieblichen Sylphide,
Dem Liede!

Es flammt aus einer süßen Fluth,
Die jedem Sänger theuer,
Nicht minder des Rubines Gluth,
Wie des Demanten Feuer!
Wir halten hoch das Glas, das Glas
Und bringen das
Dem flüss'gen Edelsteine,
Dem Weine!

Es giebt ein holdes Dornröslein,
So blüht im Menschenherzen
Und das im Sturm, wie Sonnenschein
Ihm schafft viel Lust und Schmerzen!
Wir halten hoch das Glas, das Glas
Und bringen das
Dem schönsten aller Triebe,
Der Liebe!



Früh.

Vom Sonnenstrahle
Ward's Bienchen wach,
Zum ersten Male
Ein Frühlingstag!

Nun spreiz' Dein Röckchen
Im goldnen Schein,
Schneeglöckchen, Schneeglöckchen,
Und läut' ihn ein!

Singen.

Wenn's Frühling ist, die Blumen blüh'n,
Und tausend Knospen springen,
Wenn's droben blau und drunten grün,
Dann fühl' ich's mächtig in mir glüh'n,
Und singen muß ich, singen!

Die Lerche schwärmt im Jubelschall,
Daß Wies' und Äcker klingen.
Im Haine schlägt die Nachtigall,
Zum Liede wird das ganze All,
Und singen muß ich, singen!



Kleine Lerche.

Lockt der erste Sonnenstrahl
Blumen aus dem Grunde,
Kleine Lerche, wieder mal
Bringst du frohe Kunde!

Bringst sie für mein Liederherz,
Und es folgt dir gerne, —
Jubelnd steigst du himmelwärts
In die gold'ne Ferne!

Stellaria.

Grüß' dich Gott, Stellaria,
Kleiner Stern im Grünen!
Sind die lieben Veilchen da,
Bist auch du erschienen.

Blühet bei einander traut,
Habt euch wohl so gerne;
Wo ein liebes Auge blau't,
Leuchten auch die Sterne.

Finkenschlag.

Beim König Lenz im Blumenland
Ist Regimentstrompeter
Herr Fink, der lust'ge Musikant,
Und's Schmettern, das versteht er.

Er kann mit seinem frohen Schlag
Die Menschenbrust bewegen
Gleichwie ein frischer Frühlingstag
Nach lang entbehrtem Regen.



Du schöner Wald!

Du schöner Wald, nun laß dich grüßen!
Sternblum' und Anemone blühn,
Es blau'n die Veilchen dir zu Füßen,
Und Primeln leuchten aus dem Grün;
Und die in deinen Zweigen wohnen,
Die kleinen Sänger allzumal,
Sie schmettern aus den dunklen Kronen
Längst ihre Lieder froh zu Thal.

Am Morgen, wenn verglüh'n die Sterne,
O, wie so gern flücht' ich zu dir!
Der Welt und ihrem Treiben ferne,
Wie labt sich meine Seele hier!
Wo ich am liebsten Andacht halte
Und wieder fromm, wie einst als Kind,
Im Glauben meine Hände falte,
Es ist, wo deine Hallen sind.

Wie hat, wohin den Blick ich wende,
Dich Gottes Huld so reich bedacht!
Wo schufen jemals Menschenhände
Ihm einen Dom von solcher Pracht?
Und was im Sonnenschein, im Wetter
Durch seine Kuppeln rauschend geht,
Es ist das Lied der grünen Blätter
Von deines Schöpfers Majestät.



Vorfrühling.

O, schöner Tag mit deiner Lust, der heil'gen,
Sei mir gegrüßt, wo heut' zum ersten Male
Der Frühling, wachgeküßt vom Sonnenstrahle,
Die Augen öffnet, seine blauen Veilchen!

Ein Blick von ihm, — und wonnevolles Walten
Erlöst die Welt aus ihren starren Banden;
Vom Todesschlaf ist die Natur erstanden
Und muß zum Tempel Gottes sich gestalten.

Und Keime schwellen, junge Halme sprießen,
Am Baum die Blätter aus den Knospen blicken,
Als wollte alles, alles still sich schmücken,
Im Festgewand den lieben Gott zu grüßen.

Wie Sabbath ist es heute! — Weihrauchdüfte
Aus Blumenherzen süß den Dom durchdringen;
Die Lerche hebt zum Himmel ihre Schwingen,
Ein Loblied Gottes schmetternd durch die Lüfte.

Und träumend über grünbedeckte Stufen,
Das Liederherz voll seliger Gedanken,
Sieht man den Dichter durch die Hallen schwanken,
Ein Priester, — und vom heil'gen Geist berufen!

Im Kornfeld.

Sonnengluth auf goldnem Meere,
Bunte Blumen hin und wieder, —
Halm an Halm und Ähr' an Ähre,
Hoch darüber Lerchenlieder.

Segen, Segen und kein Ende!
Wandelnd du in seiner Mitte,
Falte zum Gebet die Hände
Und gedenk' der vierten Bitte!



Liebliche Rose.

Liebliche Rose, nun du erwacht,
Sollten, froh dich zu grüßen,
Rings Maiglöckchen in frischer Pracht
Dir erblühen zu Füßen,

Leuchtende Fee'n im weißen Kleid
Dich mit Weihrauch umkosen,
Wäre dahin nicht die Lilienzeit,
Wann die Zeit kommt der Rosen.

Doch auch hierin das Auge sieht
Deiner Hoheit ein Zeichen:
Liebliche Rose, nun du erblüht,
Mußten die Lilien dir weichen!



Astera.

Herbstlicher Tage
Wechseln und Schwanken!
Fallende Blätter. —
Sterbegedanken!

Blühende Astern,
Leuchtende Sterne,
Grüßend die Brüder
In himmlischer Ferne!



Herbstlied.

All der Freuden keine mehr,
Was noch zu erwarten?
Liederarm und blumenleer
Feld und Wald und Garten.

Müde, was erwachte kaum,
Sturm und Regenwetter,
Und herab von Strauch und Baum
Flattern schon die Blätter.

Kommen, — blühen — und verblüh'n, —
Kurzes Erdenwallen!
Aber auch kein neues Grün,
Eh' das Laub gefallen!



Blumen im Winter.

Starret in des Frostes Bann,
Was da blühte dir zu Füßen,
Warum läßt der Winter dann
Blumen wohl am Fenster sprießen?

Daß du froh in ihrer Näh'
Dich erinnerst, wie im Garten
Ihre Schwestern unterm Schnee
All' schon auf den Frühling warten.



Draußen streut der Winter Flocken.

Draußen streut der Winter Flocken,
Hüllt darin die Erde leis',
Und ein Knab' mit dunklen Locken
Hascht die Flocken silberweiß.

Frische Rosen auf den Wangen.
Laute Lust im Angesicht,
Und um seine Locken hangen
Sich die Flocken hell und dicht.

Knabe, Knabe mit den Locken,
Wie im Fluge kommt die Zeit,
Wo ins dunkle Haar die Flocken
Dir ein andrer Winter streut.



Süß Empfinden.

Das ist ein süß Empfinden,
Und Süß'res giebt es nicht,
Wenn aus der ersten Knospe
Die erste Liebe bricht.

Und wenn die Herzen schlagen,
Und wenn der Sturm beginnt,
Und wenn in eins verschmolzen
Die Seelen beider sind.

Und wenn die Thränen fließen,
Der Freude helle Fluth;
Und wenn sich Blicke küssen
Und Aug' in Auge ruht.

Das ist ein süß Empfinden,
Ein Drang von Lust und Schmerz,
Als wär' für diese Erde
Zu *groß* das *kleine* Herz!

Ich hab' ins Auge dir gesehen.

Ich hab' ins Auge dir gesehen,
Es war wie selig Träumen mir,
Wie leises Frühlingsauferstehen
Der sanfte Seelenblick von dir.

Und tief ins Herz ist mir gedrungen
Dein Name und mit ihm dein Bild,
Hab' nur von dir, von dir gesungen,
War nur von deiner Lust erfüllt.

Und Engel weilten rings im Kreise,
Es ward das Herz zum Paradies!
O, laß mich träumen! — leise! leise! —
Die Lieb' ist doch so wundersüß!



Leuchtet still auf mich hernieder.

Leuchtet still auf mich hernieder
Deines Auges lichter Stern,
O, dann hab' ich alles wieder,
Alles, was mir sonst so fern!

Wie so wonnig, wie so selig
Fühl' ich dann mein ganzes Glück,
Und im Herzen wird allmählich
Mir zum Liede jeder Blick!

Dein Auge und mein Herz.

Mein Herz ist eine Blume,
Dein Aug', das ist der Himmel rein;
Im milden Strahl der Sonne
Haucht sie des Daseins Wonne
Aus seiner Tiefe ein.

Mein Herz ist eine Blume,
Dein Aug', das ist der Himmel blau,
Es trinkt die Blum', ihm ferne,
Beim Silberlicht der Sterne
Den frischen Lebensthau.

Und wie das Herz der Blume
Im Dufte sich dem Himmel giebt,
So giebt durch seine Lieder
Mein trunknes Herz dir wieder
All, was es hat und liebt.



Im Herzen.

Tief in mein stilles Herze
Bist du gezogen ein,
Sollst dort im Reich der Lieder
Die einz'ge Herrin sein.

Mein Lieb, nun sei zufrieden;
Was wolltest noch dazu?
Bist ja in deiner Heimath,
Du liebes Mädchen, du!

Rosenzeit.

Da ließ der Lenz sich leis' hernieder
Beim Festgesang der Nachtigall,
Und als er kam, erwachten wieder
Die kleinen Blumen überall.

Das ist ein Flüstern, ist ein Kosen,
Das ist der Liebe süße Macht,
Und überall sind auch die Rosen
Am grünen Strauch' schon aufgewacht.

Und sollte meine That es sprechen,
Wie du mir lieb bist, du allein,
Ich müßte alle, alle brechen
Und dir sie vor die Füße streu'n!



Abend.

Schon schläft mit leisem Dunkeln
Die große Welt in Frieden ein,
Und traut am Himmel funkeln
Die gold'nen Sternelein.

Es flüstern rings die Bäume,
Es schlägt im Hain die Nachtigall,
Und tausend süße Träume
Durchschweben still das All.

Ob sie aus Blüthen wallen,
Ob sie ein Herz voll Weh gesandt,
Es winkt und lächelt allen
Der Liebe Heimathland.

O, du mein Herz, nun wiege
Das Heimweh, das dich quält, zur Ruh'
Und still im Traume fliege
Dem Ziel der Sehnsucht zu!

Schlafe, süß Liebchen mein!

Mit heimlichem Sterngefunkel
Zieht still die Nacht herein,
So traulich, so leise, so dunkel;
Schlafe, süß Liebchen mein!

Thautropfen kam sachte geflossen,
Ihn tranken die Blümelein
Und haben die Augen geschlossen;
Schlafe, süß Liebchen mein!

Goldkäfer kehrte, der lose,
Bei seiner Liebsten schon ein
Und schlummert am Herzen der Rose;
Schlafe, süß Liebchen mein!

Es rauschen die Blätter am Baume
Mit leisem Säuseln darein,
Die Vöglein flüstern im Traume;
Schlafe, süß Liebchen mein!

Und leis' durch des Zimmers Räume
Schweben die Engelein
Und weben dir selige Träume!
Schlafe, süß Liebchen mein!



Nicht länger laß mich wähnen!

Nicht länger laß mich wähnen, —
O, nimm den Zweifel mir!
Mein Hoffen ist nur Sehnen
Nach dir, nach dir!

Meine Lieder und mein Gedanke
Leben in dir allein;
Es kann das Herz, das kranke,
Ohne dich nicht sein.

Aber dieser Schmerzen Fülle
Erträgt es länger nicht, —
O, mach es stille, stille,
Bevor es bricht!



Schlaf ein, mein Lieb, in Frieden!

Schlaf ein, mein Lieb, in Frieden,
Schlaf ein, süß Liebchen mein!
Am Himmel glüh'n die Sterne
In weiter, blauer Ferne
Und hauchen allen Müden
Die Ruh' ins Herz hinein.

Schlaf ein, mein Lieb, in Frieden,
Schlaf ein, süß Liebchen mein!
Und träum' von meinen Schmerzen,
Von meinem treuen Herzen;
Und träum, wie wir zufrieden
Und glücklich werden sein.

Schlaf ein, mein Lieb, in Frieden,
Mein Herzenslieb, schlaf ein!
Laß nichts dich bange machen!
Die Engel werden wachen;
Und Lieb' hat ja hinieden
Viel tausend Engelein!

Schließ' auf dein Aug'.

Schließ' auf dein Aug', das helle,
Hauch' mir Begeist'rung ein!
Aus dieser süßen Quelle
Schöpf' ich die Lieder mein.

Schließ' auf dein Aug', das lichte,
Und leuchte mir in's Herz
Und zaub're zum Gedichte
Mir meinen ganzen Schmerz!

Dann will ich wieder leben,
Will Lust an allem seh'n,
Vergessen und vergeben,
Was Bitt'res auch gescheh'n;

Will ganz, mich ganz versenken
In deinen Blick hinein,
Süß träumen, selig denken,
Und still und glücklich sein!

O, Mondenschein.

O, Mondenschein, o, Mondenschein,
Wie hab' ich dich so gerne!
Ich wandle in die Nacht hinein,
Und weithin über Flur und Hain
Liegt träumerisch die Ferne.

O, Mondenschein, o, Mondenschein,
Und weit, weit in der Ferne
Umleuchtest du ein Fensterlein,
D'raus schau'n in deinen Glanz hinein
Zwei liebe Augensterne.

O, Mondenschein, o, Mondenschein,
Und sollt ich die nicht kennen?
Wo zwei sich treuer Liebe weih'n,
Wie fern sie auch einander sei'n,
Was könnte die wohl trennen?!

O, Mondenschein, o, Mondenschein,
Der Lieben, Holden, Süßen
Sollst du mein trauter Bote sein
Bis in ihr stilles Kämmerlein
Und tausendmal sie grüßen!

Ständchen aus der Ferne.

Schlaf' süß! — es glüh'n die Sterne,
Und eisig ist die Nacht.
Ich hab' in weiter Ferne
Noch träumend dein gedacht;
Nun soll auf Geistesschwingen
Zu dir hinüberklingen,
Was mir die Nacht gebracht.

Dir träumt? — so träum', es zöge
Der Frühling wieder ein,
Und durch die Blätter flöge
Manch singend Vögelein;
Im Garten aber spräche
Ich traut mit dir und bräche
Viel' Blumen, groß und klein.

Zwei Rosen reicht' alleine
Dir in der Hand ich hin,
Davon lichtroth die eine,
Schneeweiß die and're schien';
Und zwischen ihnen glänzten
Die Blätter und umkränzten
Sie traut mit hellem Grün.

Ein Veilchen fügt' ich ihnen,
Wie's frisch gestreut der Mai,
Und Nelken und Jasminen,
Reseď' und Lilien bei,
Und an noch off'nen Stellen
Das Grün der Imortellen
Und blaue Männertreu.

Noch eine Blum', noch eine
Müßt' ich als letzte weih'n,
Und dann sollt' keine, keine
Mehr in den Strauß hinein!
Vergißmeinnicht, die kleine,
O, nenn' sie stets die deine
Und denke liebend mein!

So träum', du Holde, Süße,
Träum' bis der Morgen lacht!
Viel tausend Liebesgrüße
Umschweben dein Bettlein sacht, —
Träum', daß ich dein gedächte
Und dir das Liedlein brächte
Noch spät in kalter Nacht!

Will nun nach Hause gehen,
Wohn' in der Ferne weit, —
Und morgen sollst du's sehen,
Was dich im Traum erfreut';
Dann sind geheimerweise
Die Fenster dein ganz leise
Mit Blumen überstreut!

Der Lieder Heimath.

Hab' wieder und immer wieder
Dein in der Fremde gedacht
Und hab' nur Heimwehlieder,
So oft ich gedichtet, gemacht.

Und in deinem lieben Herzen
Da fanden, all' dir gesandt,
Die kleinen Lieder der Schmerzen
Ihr trautes Heimathland!

Aug' in Auge.

Was dich drück' und was dir fehle,
Menschen triffst du allerwärts
Und durchs Auge blickt die Seele,
In den Augen liegt das Herz.

Und was dürft' am besten taugen,
Daß dahin geh' all dein Schmerz? —
Schaue durch zwei süße Augen
In ein liebes gutes Herz!



Beim Scheiden.

Die Sternlein funkelten hell und licht
Herab aus ferner Höh';
Sie hielt ihn, sie flehte: O, sag es nicht!
Ach Scheiden, wie thut es so weh!

Und die kleinen Blumen, die flüsterten sacht',
Und es rauschte mitleidig der Baum,
Und es ging durch die thauige Sommernacht
Wie ein seliger Liebestraum.

Und als er Liebchen Lebwohl gesagt,
Der Sänger, der liebe Freund,
Da hat die Nachtigall leise geklagt,
Da haben die Blumen geweint.



Ermuthigung.

Schleicht auch fern gar oft das Sehnen
Nach der Heimath dir ins Herz,
Tröste dich und laß die Thränen,
Immer währt ja nicht der Schmerz.

Blüthen schwinden, Knospen treiben,
Ewig löst der Wechsel ab;
Unstät ist des Menschen Bleiben
Von der Wiege bis ans Grab.

Mag dir auch die Ferne rauben
Manche Freude, manche Lust,
Kannst du hoffen, lieben, glauben,
Weilt die Heimath in der Brust.



Gute Nacht.

Gute Nacht!
Die Englein geben Acht.
Schlaf süß im stillen Kämmerlein,
Die Lieb' hat tausend Engelein,
Und alle halten Wacht.

Gute Nacht!
Der Abend war so sacht;
Es schien der liebe Mond so schön,
Ich konnte noch nicht schlafen geh'n,
Hab' auf ein Lied gedacht.

Gute Nacht!
Das Liedlein ist gemacht.
Gesungen hat ein krankes Herz
Es in der Fern' vor Heimwehschmerz,
Der ewig, ewig wacht.

Gute Nacht!
Und eh' du's noch gedacht,
Klingt's Glöcklein hell an deiner Thür,
Und sieh, es wird das Liedchen dir
Im Briefe schon gebracht.



Sturm.

Voll lauter Empörung ist die Natur;
Ich schau' in die dunkle Nacht,
Hab' immer die besten Lieder nur
Beim schlechtesten Wetter gemacht.

Juchhei! das lärmt und tobt und braust!
Mir träumt -- — ich weiß nicht was!
Es heult so laut, und der Regen rauscht,
Und das Auge ist mir naß!

Du wilder Sturm mit der Regenfluth,
Stürm' mir den Winter ins Herz,
Den kalten, kalten Winter! — es thut
So weh der heiße Schmerz!



Trost.

O, had're nicht in deinem Schmerz
Und suche dich zu fassen;
Hienieden wird kein Menschenherz
Vom Himmel ganz verlassen.

Wirf hin, was dich so traurig macht,
Die Brust mit Hoffnung fülle:
Ein Frühling nach des Winters Nacht,
Und nach dem Sturm die Stille.

Rasch ändern unter Lust und Leid
Sich wechselnd uns're Lose,
Und wo geweint die Thräne heut',
Blüht morgen eine Rose.



Im Winter.

Der Winter ist so schaurig,
Vom Himmel fällt der Schnee;
Ich sitz' am Fenster traurig
Und träum' von altem Weh'.

Viel tausend Flocken schweben
Im frohen Spiel herab;
Sie schweben und sie tanzen
Doch all' in's frühe Grab.

So geht es mit dem Herzen,
Wo Hoffnung Blüthen treibt;
Sie kommen und sie schwinden,
Und — nur die Thräne bleibt.



Schneeglöckchen.

Wenn starr im Froste noch ruht der See,
Noch am Fenster die Blumen von Eis,
Dann blüht schon ein Blümchen aus kaltem Schnee,
Grünfarbig und silberweiß.

Und wenn ein Herz auf den Frühling hofft,
Darin es Winter zur Stund',
So bringt Schneeglöckchen ihm unverhofft
Zuerst vom Frühling die Kund'.

O, du mein Herz, laß das Klagen sein!
Ob dein Winter auch tödten dich will,
Schneeglöckchen läutet den Frühling ein:
Sei still! sei still! sei still!

Und der Frühling weckt Lieder und Blumen zumal,
Und der Frühling kennt keinen Schmerz!
Der hat auch wohl einen Sonnenstrahl
Für ein armes winterlich Herz!



Eisblumen.

Blüh'n an deinem Fenster die Blumen von Eis,
Denkst der Thiere du nicht?
Der Thiere du nicht? — o, der Hunger ist heiß!
Und noch größerer Pflicht? —

Ja, noch größerer Pflicht! — hilf nicht Thieren allein!
Ob auch dankbar das Thier; — — —
O, der Mensch, o, der Mensch, wie viel mehr wird er's sein,
Kommt ihm Hülfe von dir!

Blüh'n an deinem Fenster die Blumen von Eis,
Still' des Hungernden Schmerz!
Und gieb Acht, ja, gieb Acht, — deiner Liebe zum Preis!
Wie dir wird ums Herz!

Sieh, ein freundlicher Strahl nur aus himmlischen Höh'n
Auf dein Fenster so sacht', —
Und durch Thränen wirst du und Blumen seh'n
In des Winters Pracht!

Die Nacht hat ihre Sterne.

Wenn dir das Herz im Kummer bricht,
O, blick' hinauf zur Ferne
Und sei nur still und weine nicht,
Die Nacht hat ihre Sterne!

Und jeder glüht voll lichter Pracht
Dir in das Herz, das trübe,
Durch deines Lebens dunkle Nacht
Als Vateraug' der Liebe.

Und nach der Nacht das Morgenroth,
Und nach dem Sturm die Stille!
Ein Friedensengel ist der Tod
Und Segen Gottes Wille.

Und muß es denn geschieden sein,
Dein Glück wohnt ferne, ferne; —
O, schlafe nur in Frieden ein!
Die Nacht hat ihre Sterne.

Sternenblick.

Ich war noch rege, war noch wach,
Vom süßen Schlummer fern,
Ich schaute in die dunkle Nacht
Und staunte an der Sterne Pracht
Und betete zum Herrn.

Und betete den Kummer fort,
Der in die Nacht mich stieß,
Da war's, als ob zu jedem Wort
Ein jedes goldne Sternlein dort
Den Segen niederließ.

Da war's so wonnig mir, so süß,
So traulich ganz allein,
Da war's, als ob ein Paradies
Sich ringsumher herniederließ
Voll lieber Engelein.

Und als ich wandte mich zurück,
Verschwunden war der Schmerz;
Des ganzen Himmels süßes Glück
War durch der Sterne Silberblick
Mir tief gehaucht ins Herz! —

Nachts.

Hoch am Himmel hell und hehr,
Doch in unermess'ner Ferne
Leuchten uns im Äthermeer
Gottes Sterne.

Manch ein Sehnen richtet leis' —
Ruht des Lebens wirr Gewimmel —
Aus der Erde dunklem Kreis'
Sich zum Himmel. —

Warum blicken wir so fern,
Hoffend, daß es besser werde?
Ist und bleibt nicht auch ein Stern
Unsre Erde?!

Auch ein Stern in dunkler Nacht? —
Thue Recht und scheue keinen! —
Freue dich an seiner Pracht,
Laß das Weinen!

Keiner weiß, was dort für Leid;
Trag' getrost der Erde Schmerzen,
Und den Stern der Seligkeit
Such' im Herzen!



Verstimmt.

Du bist verstimmt um dies und das,
Was dir dein Tagewerk erschwert,
Bedenkend nicht daneben, was
Oft andern wird von Gott beschert.

Erst wenn er dir das Liebste nimmt,
Ein theures Leben, — siehst du 's ein,
Wie du bisher nur froh gestimmt
Und dankbar hättest sollen sein.



O, sei nicht herzlos.

O, sei nicht herzlos, sei nicht kalt,
So oft du andre weinen siehst;
Wer weiß, wie unverhofft, wie bald
Auch dir das Auge überfließt.

Und wenn du dann verlassen bist,
Und wenn der Schmerz im Busen wühlt,
Und nicht ein Herz voll Liebe ist,
Das dir die Gluth der Thränen kühlt:

Dann klagst du laut die Menschen an,
Die große Welt, so liebeleer,
Und fühlst, wie einst du selbst gethan,
Und alles wird dir doppelt schwer.

Den Armen halte lieb und werth
Und gieb von allem gern, was dein;
Oft in Gestalt des Armen kehrt
Ein Engel Gottes bei uns ein.

Und stößt du nicht ihn kalt zurück,
Und nimmst dich freundlich seiner an,
Du fühlst es bald, welch süßes Glück
Ein Armer auch gewähren kann.

O, sei nicht herzlos, sei nicht kalt,
So oft du andre weinen siehst;
Wer weiß, wie unverhofft, wie bald
Auch dir das Auge überfließt.

Wer weiß, wie bald, wer weiß, wie bald
Sich deines Lebens Fackel neigt,
Und in der Erde, tief und kalt,
Das Herz, das lieben wollte, — schweigt!

Mit den andern willst du wandern.

Mit den andern willst du wandern,
Wandern in die weite Welt?
Weil es dir, sowie den andern,
Länger nicht daheim gefällt?

Weil von all den vielen Stätten
Keine dir beschert das Los,
Wo das müde Haupt du betten
Könntest in der Erde Schoß!

Weil kein Herze du erworben,
Keines, das du dein genannt,
Weil die Eltern dir gestorben,
Und die Menschen dich verkannt?

Weil man dich geschmäht, gescholten,
Weil man dich so tief betrübt,
Weil man dir mit Haß vergolten,
Wo du heiß und treu geliebt?

Zieh' mit Gott und Gottes Segen!
Sein ist dort, wie hier die Welt!
Aller Orten, aller Wegen
Scheint die Sonne übers Feld. —

Wenn daheim auch manches bliebe,
Was der Ferne noch gebricht,
Laß den Glauben, laß die Liebe,
Lasse nur die Hoffnung nicht!

Und so kann auf dieser Erden
Dir nach all dem Herzeleid
Dennoch eine Heimath werden,
Wär' es noch so fern, so weit!

O, klage nicht, o, zage nicht!

O, klage nicht, o, zage nicht!
Mag noch so schwer dein Leid auch scheinen;
Hast du getreu der Menschenpflicht
Genug gethan, — was denn zu weinen?

Geh hin und sieh der andern Schmerz,
Und willst du nach dem Kummer fragen,
Du triffst wohl manch ein Menschenherz,
Das mehr noch hat als du zu tragen.

Die Welt ist groß, — nur frisch hinein!
Dem Manne ziemt ein männlich Ringen:
Es kann das Leid nicht ewig sein,
Und jeder Schmerz läßt sich bezwingen.

Und wär' dem Herzen noch so bang,
In seinem Weh auf dieser Erden,
Und wär' der Winter noch so lang,
Es muß doch einmal Frühling werden!

O, klage nicht, o zage nicht!
Er wird mit seinen vielen Gaben
Für dich wohl auch ein froh Gesicht
Und eine Blume wieder haben.

Und wenn er lächelnd dann erscheint,
Wird all dein Gram von dannen ziehen,
Und wo die Thränen du geweint,
Da werden seine Blumen blühen.

Die Jahre verstreichen.

Die Jahre verstreichen
Uns um ein kleines,
Und alle wir gleichen
Den Blättern des Haines.

Die Blätter des Haines
Verwelken, zerstieben, —
Und um ein kleines:
Wo sind wir geblieben?!



Bald!

Wie manche Nacht, wie manche
Hab' träumend ich durchwacht!
Es währt wohl nimmer lange,
Dann wird ein End' gemacht!

O Kunst, du heil'ge, hohe,
Mich fesselt deine Hand!
Und ach, in deiner Lohe
Wie bald bin ich verbrannt!

Die Stunden eilen.

Die Stunden eilen, — wie kurz dein Pfad,
Umso fleißiger falte die Hände!
Gott gebe dir, wenn dein Stündlein naht,
Ein sanftes und seliges Ende!

Du wandelst deine Lebensbahn,
Und über dir schwebt eine Wage!
Auf der einen Seite, was Gott dir gethan,
Auf der andern das Werk deiner Tage.

Und rächt sich auf Erden jedwede Schuld, —
Dein Kreuz trag' freudig hienieden, —
Es ward dir aus lauter Liebe und Huld
Für ein besseres Leben beschieden.

Memento mori!

Wo du auch weilst, weilt einer mit
Und geht mit dir von Statten,
Es folget dir auf Schritt und Tritt
Ein dunkles Bild, — dein Schatten. —

Es mahnt dich still, wie klein die Frist,
Wie kurz dein Erdenwallen,
Wie bald du seines Gleichen bist,
Dem Schattenreich verfallen.



Guter Rath.

Die Guten halten es mit Gott,
Die Bösen halten 's mit dem Teufel, —
Du halt dich fern von jedem Spott,
So oft dich übermannt der Zweifel.

Ob ein Gericht, — ob kein Gericht,
Ob ew'ger Tod, ob Auferstehen:
Thu du, was dein Gewissen spricht,
Und laß die Welt in Trümmer gehen.



Du wünschest wohl die Zeit heran.

Du wünschest wohl die Zeit heran,
Auf die dein Herz in Freuden hofft,
Und zählst, wie lang' es währen kann,
Bis daß sie kommt, die Stunden oft;

Die Welt ist groß, — nur frisch hinein!
Dem Manne ziemt ein männlich Ringen;
Es kann das Leid nicht ewig sein,
Und jeder Schmerz läßt sich bezwingen.

Und wär' dem Herzen noch so bang,
In seinem Weh auf dieser Erden,
Und wär' der Winter noch so lang,
Es muß doch einmal Frühling werden!

O, klage nicht, o zage nicht!
Er wird mit seinen vielen Gaben
Für dich wohl auch ein froh Gesicht
Und eine Blume wieder haben.

Und wenn er lächelnd dann erscheint,
Wird all dein Gram von dannen ziehen,
Und wo die Thränen du geweint,
Da werden seine Blumen blühen.

Die Jahre verstreichen.

Die Jahre verstreichen
Uns um ein kleines,
Und alle wir gleichen
Den Blättern des Haines.

Die Blätter des Haines
Verwelken, zerstieben, —
Und um ein kleines:
Wo sind wir geblieben?!



Bald!

Wie manche Nacht, wie manche
Hab' träumend ich durchwacht!
Es währt wohl nimmer lange,
Dann wird ein End' gemacht!

O Kunst, du heil'ge, hohe,
Mich fesselt deine Hand!
Und ach, in deiner Lohe
Wie bald bin ich verbrannt!

Die Stunden eilen.

Die Stunden eilen, — wie kurz dein Pfad,
Umso fleißiger falte die Hände!
Gott gebe dir, wenn dein Stündlein naht,
Ein sanftes und seliges Ende!

Du wandelst deine Lebensbahn,
Und über dir schwebt eine Wage!
Auf der einen Seite, was Gott dir gethan,
Auf der andern das Werk deiner Tage.

Und rächt sich auf Erden jedwede Schuld, —
Dein Kreuz trag' freudig hienieden, —
Es ward dir aus lauter Liebe und Huld
Für ein besseres Leben beschieden.

Memento mori!

Wo du auch weilst, weilt einer mit
Und geht mit dir von Statten,
Es folget dir auf Schritt und Tritt
Ein dunkles Bild, — dein Schatten. —

Es mahnt dich still, wie klein die Frist,
Wie kurz dein Erdenwallen,
Wie bald du seines Gleichen bist,
Dem Schattenreich verfallen.



Guter Rath.

Die Guten halten es mit Gott,
Die Bösen halten 's mit dem Teufel, -
Du halt dich fern von jedem Spott,
So oft dich übermannt der Zweifel.

Ob ein Gericht, — ob kein Gericht,
Ob ew'ger Tod, ob Auferstehen:
Thu du, was dein Gewissen spricht,
Und laß die Welt in Trümmer gehen.



Du wünschest wohl die Zeit heran.

Du wünschest wohl die Zeit heran,
Auf die dein Herz in Freuden hofft,
Und zählst, wie lang' es währen kann,
Bis daß sie kommt, die Stunden oft;

Und ist sie da, — so war's doch nur
Ein Augenblick, der, bis er kam,
Mit jedem Ticktack deiner Uhr
Ein Stück von deinem Leben nahm.



Carpe diem!

Nimm den Becher nicht vom Munde,
Lächelt dir ein süßes Glück;
Schneller als die flücht'ge Stunde
Ist der kurze Augenblick.

Stets ein neuer, dein Begleiter,
Führt er dich durch Freud und Leid, —
Und so fluthet rastlos weiter
Über dich das Meer der Zeit.

Nun zum Schlusse dieser Auslese aus den hochdeutschen Liedern Johann Meyer's noch ein Lied auf sein liebes Kiel, in dem er die meisten Jahre seines Lebens zugebracht hat! Unser Freund erzählte mir gelegentlich einmal, wie er sich oft seit langer Zeit mit dem Gedanken beschäftigt habe, ein derartiges Loblied im Umfange von vier bis sechs Strophen zu verfassen, ein Lied, das im fröhlichen Kreise und bei festlichen Gelegenheiten, sei es als Quartett im vierstimmigen Chor oder unisono, gesungen werden könnte. Für verschiedene Städte sind ähnliche Lieder geschaffen worden. Wie mag es nun kommen, daß noch kein Kieler Dichter den Versuch gemacht hat, seine so schöne und geschichtlich bedeutende Vaterstadt in einem kleinen sangbaren Liede zu preisen und daß auch Johann Meyer solange damit zögerte? Bei ihm, der doch in zwei anderen größeren Dichtungen, von denen die eine hier noch wiedergegeben werden soll, seine Vaterstadt schon besungen hat, dürfte dies am meisten Wunder nehmen. Ja, woher mag das wohl kommen? Doch wohl einzig nur von der übergroßen Fülle des Stoffes, der sich hierbei dem Poeten aufdrängt, und den in die wenigen kurzen Strophen eines Liedes zu bannen, schier unmöglich erscheint. Aber gerade in der Überwindung solcher Schwierigkeiten besitzt Johann Meyer eine große Gewandtheit; und ob ihm das kleine Lied nun endlich gelungen, wie ich für meinen Theil bestimmt behaupten möchte, mögen meine Leser, denen ich es hier vorführe, selbst beurtheilen.

Frau Kilia am Ostseestrand.

Frau Kilia am Ostseestrand,
Dies Lied sei dir gesungen,
Du schönste Stadt im Holstenland,
Von deinen Kieler Jungen!
Wie weit wir schauen hin und her,
Auch wo die Musen wohnen,
Wie du, giebts keine zweite mehr
Im Reiche der Teutonen!

Wie schön an deinen Ufern steh'n
Die hohen Buchenwälder!
Wie lieblich bist du anzuseh'n
Im Kranz der grünen Felder!
Doch was an deines Busens Pracht,
Zur Lust dem Meeresgotte,
Viel schöner noch dich hat gemacht,
Das ist die deutsche Flotte!

Nun rauscht der Hohenzollernaar
Von deines Schlosses Zinnen!
Und was ein Traum so lange war,
Ging froh erfüllt, von hinnen!
O, Macht zu Land, — o, Macht zur See,
Im Schmuck der Lorbeerreiser!
Alldeutschland auf der Ruhmeshöh'!
Gott segne unsern Kaiser!

Und dir am grünen Ostseestrand,
Du Liebliche, du Hehre,
Wo sich gereicht die Schwesternhand
Die beiden deutschen Meere,
Und wo für Schleswig-Holstein ja
Der Weckruf einst erklungen,
Ein Vivat dir, Frau Kilia,
Von deinen Kieler Jungen!



Mit diesem Sang sei der Cyklus der hochdeutschen Lieder unseres Dichters abgeschlossen. Ich hätte ihn freilich noch um vieles vergrößern können; und wer die in Druck erschienene umfangreiche Ausgabe der hochdeutschen Gedichte Johann Meyer's kennt, wird hier noch manches vermissen, was ihm schon in jenem Buche lieb

und werth geworden sein dürfte. Aber ich bin mit der Würdigung unseres Jubilars als eines lyrischen Dichters ja noch weitaus nicht zu Ende und muß darum darauf bedacht sein, mir auch noch für manches andere den Raum vorzubehalten.

Und da nun der hochdeutschen Sängerin des lieblichen Schwesternpaares Schweigen auferlegt ist, möge die von unserem Dichter stets so innig geliebte plattdeutsche Muse einmal zeigen, wie gar trefflich auch sie zu singen vermag. Wir werden dann bald einsehen, daß sie, gleichberechtigt ihrer vornehmeren Schwester, unsere volle Verehrung und Liebe beanspruchen darf. Denn man to, du lüttje smucke Buerdeern! Du bruckst di nich to schaneeren! Un mit Stolz kannst du din Strusch vun frische Feldblomen din olen Fründ, den Dichter, to sin'n söbendigsten Geburtsdag ock hier in de Hand drücken!

Vaderhus un Modersprak.

Vaderhus un Modersprak!
Lat mi't nömn un lat mi't ropen;
Vaderhus, du hellig Sted,
Modersprak, du frame Red',
Schön'res klingt dar nix tohopen!

Vaderhus un Modersprak!
Beste twee vun alle Gaben;
Wüß dar nix so schön, so schön!
Mehr as Gold un Edelsteen
Liggt in düsse Wör vergraben!

Vaderhus un Modersprak!
Kinnerglück un Öllernfreuden;
Ach, wer köff se wull för Geld?
Weer't ock för de ganze Welt,
Leet ick ni de leewen beiden!

Vaderhus un Modersprak!
Lat mi't nömn un lat mi't ropen;
Ward mi doch dat Hart so sla'n,
Ward mi gar de hellen Thran
Lisen ut de Ogen lopen!



Dieses kleine Lied ist von dem gefeierten schleswig-holsteinischen Componisten Professor Gurlitt in Altona auf das trefflichste componirt worden. Die in den Worten enthaltenen Gedanken und Gefühle haben durch die Gurlittsche Musik echt volksthümlich und innig einen geradezu wundervoll schönen melodischen Ausdruck gefunden. Professor Gurlitt ist ein Meister in der Erfindung volksthümlicher Melodien; das beweisen auch seine reizenden Compositionen von jenen zwölf plattdeutschen Liedern Johann Meyer's, zu denen auch dieses gehört und die vor kurzem in zwei Heften bei Robert Streiber in Kiel erschienen sind.

Jungs, holt fast!

Is dat nich en schöne Saak
Um uns' ol' leew Modersprak,
De so hartlich, fram un tru,
So ahn' Stolz up Du un Du
Hüt ock noch för jeden paßt?!
Jungs, holt fast!

Röhrt se nich uns' Oln dat Hart,
Als wenn't noch mal Vörjahr ward?
Kriggt se nich an Moders Bost
Mit de Melk als eerste Kost
Pöppen all, de leew lüttj Gast?
Jungs, holt fast!

Weer dar een, de spöttisch meen:
Plattdütsch is, bi Licht besehn,
Doch man platt un ordinär,
Paßt un schickt sick ock ni mehr!
Lat sin Dünkel den Hans-Quast!
Jungs, holt fast!

Weer all malinst baben an,
Harr den Tögel in de Hann, —
Weer dar Bruk in Kark un Schol,
Seet dar up'n Richterstohl,
Sülbn bi'n Fürsten in'n Palast!
Jungs, holt fast!

Wat liggt ock nich allns darin
För den rechten Mann to finn?!
Kannst man mal de Dichters fragn,

Ja, noch größerer Pflicht! — hilf nicht Thieren allein!
Ob auch dankbar das Thier; — — —
O, der Mensch, o, der Mensch, wie viel mehr wird er's sein,
Kommt ihm Hülfe von dir!

Blüh'n an deinem Fenster die Blumen von Eis,
Still' des Hungernden Schmerz!
Und gieb Acht, ja, gieb Acht, — deiner Liebe zum Preis!
Wie dir wird ums Herz!

Sieh, ein freundlicher Strahl nur aus himmlischen Höh'n
Auf dein Fenster so sacht', —
Und durch Thränen wirst du und Blumen seh'n
In des Winters Pracht!

Die Nacht hat ihre Sterne.

Wenn dir das Herz im Kummer bricht,
O, blick' hinauf zur Ferne
Und sei nur still und weine nicht,
Die Nacht hat ihre Sterne!

Und jeder glüht voll lichter Pracht
Dir in das Herz, das trübe,
Durch deines Lebens dunkle Nacht
Als Vateraug' der Liebe.

Und nach der Nacht das Morgenroth,
Und nach dem Sturm die Stille!
Ein Friedensengel ist der Tod
Und Segen Gottes Wille.

Und muß es denn geschieden sein,
Dein Glück wohnt ferne, ferne; —
O, schlafe nur in Frieden ein!
Die Nacht hat ihre Sterne.

Sternenblick.

Ich war noch rege, war noch wach,
Vom süßen Schlummer fern,
Ich schaute in die dunkle Nacht
Und staunte an der Sterne Pracht
Und betete zum Herrn.

Und betete den Kummer fort,
Der in die Nacht mich stieß,
Da war's, als ob zu jedem Wort
Ein jedes goldne Sternlein dort
Den Segen niederließ.

Da war's so wonnig mir, so süß,
So traulich ganz allein,
Da war's, als ob ein Paradies
Sich ringsumher herniederließ
Voll lieber Engelein.

Und als ich wandte mich zurück,
Verschwunden war der Schmerz;
Des ganzen Himmels süßes Glück
War durch der Sterne Silberblick
Mir tief gehaucht ins Herz! —

Nachts.

Hoch am Himmel hell und hehr,
Doch in unermess'ner Ferne
Leuchten uns im Äthermeer
Gottes Sterne.

Manch ein Sehnen richtet leis' —
Ruht des Lebens wirr Gewimmel —
Aus der Erde dunklem Kreis'
Sich zum Himmel. —

Warum blicken wir so fern,
Hoffend, daß es besser werde?
Ist und bleibt nicht auch ein Stern
Unsre Erde?!

Auch ein Stern in dunkler Nacht? —
Thue Recht und scheue keinen! —
Freue dich an seiner Pracht,
Laß das Weinen!

Keiner weiß, was dort für Leid;
Trag' getrost der Erde Schmerzen,
Und den Stern der Seligkeit
Such' im Herzen!



Verstimmt.

Du bist verstimmt um dies und das,
Was dir dein Tagewerk erschwert,
Bedenkend nicht daneben, was
Oft andern wird von Gott beschert.

Erst wenn er dir das Liebste nimmt,
Ein theures Leben, — siehst du 's ein,
Wie du bisher nur froh gestimmt
Und dankbar hättest sollen sein.



O, sei nicht herzlos.

O, sei nicht herzlos, sei nicht kalt,
So oft du andre weinen siehst;
Wer weiß, wie unverhofft, wie bald
Auch dir das Auge überfließt.

Und wenn du dann verlassen bist,
Und wenn der Schmerz im Busen wühlt,
Und nicht ein Herz voll Liebe ist,
Das dir die Gluth der Thränen kühlt:

Dann klagst du laut die Menschen an,
Die große Welt, so liebeleer,
Und fühlst, wie einst du selbst gethan,
Und alles wird dir doppelt schwer.

Den Armen halte lieb und werth
Und gieb von allem gern, was dein;
Oft in Gestalt des Armen kehrt
Ein Engel Gottes bei uns ein.

Und stößt du nicht ihn kalt zurück,
Und nimmst dich freundlich seiner an,
Du fühlst es bald, welch süßes Glück
Ein Armer auch gewähren kann.

O, sei nicht herzlos, sei nicht kalt,
So oft du andre weinen siehst;
Wer weiß, wie unverhofft, wie bald
Auch dir das Auge überfließt.

Wer weiß, wie bald, wer weiß, wie bald
Sich deines Lebens Fackel neigt,
Und in der Erde, tief und kalt,
Das Herz, das lieben wollte, — schweigt!

Mit den andern willst du wandern.

Mit den andern willst du wandern,
Wandern in die weite Welt?
Weil es dir, sowie den andern,
Länger nicht daheim gefällt?

Weil von all den vielen Stätten
Keine dir beschert das Los,
Wo das müde Haupt du betten
Könntest in der Erde Schoß!

Weil kein Herze du erworben,
Keines, das du dein genannt,
Weil die Eltern dir gestorben,
Und die Menschen dich verkannt?

Weil man dich geschmäht, gescholten,
Weil man dich so tief betrübt,
Weil man dir mit Haß vergolten,
Wo du heiß und treu geliebt?

Zieh' mit Gott und Gottes Segen!
Sein ist dort, wie hier die Welt!
Aller Orten, aller Wegen
Scheint die Sonne übers Feld. —

Wenn daheim auch manches bliebe,
Was der Ferne noch gebricht,
Laß den Glauben, laß die Liebe,
Lasse nur die Hoffnung nicht!

Und so kann auf dieser Erden
Dir nach all dem Herzeleid
Dennoch eine Heimath werden,
Wär' es noch so fern, so weit!

O, klage nicht, o, zage nicht!

O, klage nicht, o, zage nicht!
Mag noch so schwer dein Leid auch scheinen;
Hast du getreu der Menschenpflicht
Genug gethan, — was denn zu weinen?

Geh hin und sieh der andern Schmerz,
Und willst du nach dem Kummer fragen,
Du triffst wohl manch ein Menschenherz,
Das mehr noch hat als du zu tragen.

Die Welt ist groß, — nur frisch hinein!
Dem Manne ziemt ein männlich Ringen;
Es kann das Leid nicht ewig sein,
Und jeder Schmerz läßt sich bezwingen.

Und wär' dem Herzen noch so bang,
In seinem Weh auf dieser Erden,
Und wär' der Winter noch so lang,
Es muß doch einmal Frühling werden!

O, klage nicht, o zage nicht!
Er wird mit seinen vielen Gaben
Für dich wohl auch ein froh Gesicht
Und eine Blume wieder haben.

Und wenn er lächelnd dann erscheint,
Wird all dein Gram von dannen ziehen,
Und wo die Thränen du geweint,
Da werden seine Blumen blühen.

Die Jahre verstreichen.

Die Jahre verstreichen
Uns um ein kleines,
Und alle wir gleichen
Den Blättern des Haines.

Die Blätter des Haines
Verwelken, zerstieben, —
Und um ein kleines:
Wo sind wir geblieben?!



Bald!

Wie manche Nacht, wie manche
Hab' träumend ich durchwacht!
Es währt wohl nimmer lange,
Dann wird ein End' gemacht!

O Kunst, du heil'ge, hohe,
Mich fesselt deine Hand!
Und ach, in deiner Lohe
Wie bald bin ich verbrannt!

Die Stunden eilen.

Die Stunden eilen, — wie kurz dein Pfad,
Umso fleißiger falte die Hände!
Gott gebe dir, wenn dein Stündlein naht,
Ein sanftes und seliges Ende!

Du wandelst deine Lebensbahn,
Und über dir schwebt eine Wage!
Auf der einen Seite, was Gott dir gethan,
Auf der andern das Werk deiner Tage.

Und rächt sich auf Erden jedwede Schuld, —
Dein Kreuz trag' freudig hienieden, —
Es ward dir aus lauter Liebe und Huld
Für ein besseres Leben beschieden.

Memento mori!

Wo du auch weilst, weilt einer mit
Und geht mit dir von Statten,
Es folget dir auf Schritt und Tritt
Ein dunkles Bild, — dein Schatten. —

Es mahnt dich still, wie klein die Frist,
Wie kurz dein Erdenwallen,
Wie bald du seines Gleichen bist,
Dem Schattenreich verfallen.



Guter Rath.

Die Guten halten es mit Gott,
Die Bösen halten 's mit dem Teufel, —
Du halt dich fern von jedem Spott,
So oft dich übermannt der Zweifel.

Ob ein Gericht, — ob kein Gericht,
Ob ew'ger Tod, ob Auferstehen:
Thu du, was dein Gewissen spricht,
Und laß die Welt in Trümmer gehen.

Du wünschest wohl die Zeit heran.

Du wünschest wohl die Zeit heran,
Auf die dein Herz in Freuden hofft,
Und zählst, wie lang' es währen kann,
Bis daß sie kommt, die Stunden oft;

eestrand.

trand,
gen,
olstenland,
ugen!
n hin und her,
wohnen,
ne zweite mehr
ntonen!

deinen Ufern steh'n
enwälder!
t du anzuseh'n
grünen Felder!
deines Busens Pracht,
n Meeresgotte,
noch dich hat gemacht,
deutsche Flotte!

nicht der Hohenzollernaar
es Schlosses Zinnen!
ein Traum so lange war,
ch erfüllt, von binnen!
cht zu Land, — o, Macht zur See,
chmuck der Lorbeerreiser!
utschland auf der Ruhmeshöh'!
segne unsern Kaiser!

Und dir am grünen Ostseestrand,
Liebliche, du Hehre,
Wo sich gereicht die Schwesternhand
Die beiden deutschen Meere,
Und wo für Schleswig-Holstein ja
Der Weckruf einst erklungen,
Ein Vivat dir, Frau Kilia,
Von deinen Kieler Jungen!



Diesem Sang sei der Cyklus der hochdeutschen Lieder
ters abgeschlossen. Ich hätte ihn freilich noch um vieles
können; und wer die in Druck erschienene umfangreiche
er hochdeutschen Gedichte Johann Meyer's kennt, wird
manches vermissen, was ihm schon in jenem Buche lieb

und werth geworden sein dürfte. Aber ich bin mit der Würdigung unseres Jubilars als eines lyrischen Dichters ja noch weitaus nicht zu Ende und muß darum darauf bedacht sein, mir auch noch für manches andere den Raum vorzubehalten.

Und da nun der hochdeutschen Sängerin des lieblichen Schwesternpaares Schweigen auferlegt ist, möge die von unserem Dichter stets so innig geliebte plattdeutsche Muse einmal zeigen, wie gar trefflich auch sie zu singen vermag. Wir werden dann bald einsehen, daß sie, gleichberechtigt ihrer vornehmeren Schwester, unsere volle Verehrung und Liebe beanspruchen darf. Denn man to, du lüttje smucke Buerdeern! Du bruckst di nich to schaneeren! Un mit Stolz kannst du din Strusch vun frische Feldblomen din olen Fründ, den Dichter, to sin'n söbendigsten Geburtsdag ock hier in de Hand drücken!

Vaderhus un Modersprak.

Vaderhus un Modersprak!
Lat mi't nömn un lat mi't ropen;
Vaderhus, du hellig Sted,
Modersprak, du frame Red',
Schön'res klingt dar nix tohopen!

Vaderhus un Modersprak!
Beste twee vun alle Gaben;
Wüß dar nix so schön, so schön!
Mehr as Gold un Edelsteen
Liggt in düsse Wör vergraben!

Vaderhus un Modersprak!
Kinnerglück un Öllernfreuden;
Ach, wer köff se wull för Geld?
Weer't ock för de ganze Welt,
Leet ick ni de leewen beiden!

Vaderhus un Modersprak!
Lat mi't nömn un lat mi't ropen;
Ward mi doch dat Hart so sla'n,
Ward mi gar de hellen Thran
Lisen ut de Ogen lopen!



Dieses kleine Lied ist von dem gefeierten schleswig-holsteinischen Componisten Professor Gurlitt in Altona auf das trefflichste componirt worden. Die in den Worten enthaltenen Gedanken und Gefühle haben durch die Gurlittsche Musik echt volksthümlich und innig einen geradezu wundervoll schönen melodischen Ausdruck gefunden. Professor Gurlitt ist ein Meister in der Erfindung volksthümlicher Melodien; das beweisen auch seine reizenden Compositionen von jenen zwölf plattdeutschen Liedern Johann Meyer's, zu denen auch dieses gehört und die vor kurzem in zwei Heften bei Robert Streiber in Kiel erschienen sind.

Jungs, holt fast!

Is dat nich en schöne Saak
Um uns' ol' leew Modersprak,
De so hartlich, fram un tru,
So ahn' Stolz up Du un Du
Hüt ock noch för jeden paßt?!
Jungs, holt fast!

Röhrt se nich uns' Oln dat Hart,
Als wenn't noch mal Vörjahr ward?
Kriggt se nich an Moders Bost
Mit de Melk als eerste Kost
Pöppen all, de leew lüttj Gast?
Jungs, holt fast!

Weer dar een, de spöttisch meen:
Plattdütsch is, bi Licht besehn,
Doch man platt un ordinär,
Paßt un schickt sick ock ni mehr!
Lat sin Dünkel den Hans-Quast!
Jungs, holt fast!

Weer all malinst baben an,
Harr den Tögel in de Hann, —
Weer dar Bruk in Kark un Schol,
Seet dar up'n Richterstohl,
Sülbn bi'n Fürsten in'n Palast!
Jungs, holt fast!

Wat liggt ock nich allns darin
För den rechten Mann to finn?!
Kannst man mal de Dichters fragn,

De mit teht an ehren Wagn:
Parlen, dat di wunnern schast!
Jungs, holt fast!

O, du lüttje Buerdeern,
Als dar schöner noch keen weern,
Nich vun Harten un Gesicht, —
Sülbn ehr hochdütsch Süster nich!
Hegt un plegt se sunner Rast!
Jungs, holt fast!

Blivt ehr tru in Freud un Leid!
Holt tohop in Eenigkeit!
Grot un lütt un old un jung,
All för de Vereenigung!
Dat se grönt un blöht un waßt!
Jungs, holt fast!

Dieses Lied widmete Johann Meyer der Kieler plattdeutschen Vereinigung „Jungs, holt fast," deren Ehrenmitglied er ist, zur Feier des ersten Stiftungsfestes. Neuerdings lieferte ein junger, talentvoller Musiker, der Capellmeister Léon Jessel, eine ansprechende, melodiöse Composition dazu. Auf dem in den Tagen vom 2. bis zum 4. October 1898 in Kiel stattgefundenen 14. plattdeutschen Verbandstage wurde das Lied von dem gemischten Chor der plattdeutschen Vereinigung zum ersten Male gesungen und überaus beifällig aufgenommen.

Kennst du dat Land?

Kennst du dat Land
An'n Holstenstrand,
Vun'n Elvstrom bit de Eiderkannt?
Wo wit de See, bald lud bald sacht,
Sick vör di dehnt in all ehr Pracht?
Wo ruscht dat Reth un singt de Swan,
Wo Segel swevt op blaue Bahn?
Dat smucke Land
An'n Holstenstrand,
Dat is min Heimatland!

Kennst du dat Land
An'n Holstenstrand,
So lütt, — un doch so weltbekannt!
Versteken achter Dik un Damm?
Mit Hemmingstedt un mit de Hamm?
Wo Hunnert gegen Dusend sla'n?
Wo Graf un Fürsten ünnergahn?
Dat lüttje Land
An'n Holstenstrand,
Dat is min Heimatland!

Kennst du dat Land
An'n Holstenstrand,
Vun Segen rik ut Gottes Hand?
Wo lustig twischen Heck un Dorn
De Wischen grönt un bruſt dat Korn?
Wo Lurken singt? — wo blöht dat Saat?
Un wo in'n Wold de Eeken staht?
Dat schöne Land
An'n Holstenstrand,
Dat is min Heimatland!

Kennst du dat Land
An'n Holstenstrand?
Ick füll min Glas bit hoch an'n Rand!
Un för min best und leevstes Gut
Drink ick den letzten Drüppen ut!
Gott's Segen denn vel dusend Mal
Daröwer hin! — darop hindal!
Hurah! min Land
An'n Holstenstrand!
Hurah! min Heimatland!



Auch dieses Lied erfreut sich zugleich mit den beiden folgenden, „O, du min Blom" und „In de Schummern", einer ganz vorzüglichen Composition. Alle drei Tonstücke rühren von Emanuel Baldamus her und sind ursprünglich nur für vierstimmigen Männerchor bestimmt; wegen ihrer originellen, sympathischen Melodien wurden sie schnell bei den Liedertafeln und Gesangvereinen Schleswig-Holsteins so beliebt, daß sie zu deren bleibenden Programmnummern gehören. Übrigens ist das Lied „Kennst du dat Land?" auch von Claudius Serpenthien sehr ansprechend in Musik gesetzt worden.

O, du min Blom, so rosenroth!

O, du min Blom, so rosenroth,
Min Drom un min Gedanken!
Un weer't de smuckste Edelsteen,
Din Angesicht is mal so schön,
Du Rosenknupp vun Melk un Blot
Mank kruse Luckenranken.

O, du min Blom, so rosenroth,
Min Leevde un min Leben!
Un geev mi ock de grote Eer
Vun all ehr Glück keen Handbreet mehr,
Blifffst du mi man, — wat hett't för Noth?
Denn is mi allens bleben!

O, du min Blom, so rosenroth,
So kinnerfram un fröhlich!
Mak op din Ogn so hell un swart!
Kumm her un legg di an min Hart!
Denn heff ick di man opp'n Schot,
So bünn ick still un selig.

För alles Gut, för alles Geld
Ick kunn di nimmer laten!
O, du min Blom, so rosenroth!
Wa bün ick doch so rik un grot!
Un hol mit di min ganze Welt
Un all min Glück umfaten!

In de Schummern.

Nu lang mi de Hand her
Un kumm mit din Kopp,
Un dar, wo dat Hart sleit,
Dar legg em man op!

Denn hang ick di lisen
Min Arm um de Nack
Un küß di de Ogen
Un strakel din Back.

Denn sitt wi to snacken,
Denn sitt wi to drömn;
Un buten dar blinkert
De Steerns dör' de Böm.

Un buten is't düster,
Un Fred' op de Eer, —
Un schull'ck noch wat wünschen,
Ick wüß nich, wat't weer!

Din steernhell blauen Ogen.

Din steernhell blauen Ogen,
Wa seeg ick se so geern!
Se bargt den ganzen Himmel klar,
So wunnerbar, als wenn't wul gar,
Als wenn't wul gar
Twee Engelsogen weern.

Din steernhell blauen Ogen,
Wa seeg ick se so geern!
Wa sünd se doch so smuck un schön!
So prächtig flammt keen Edelsteen,
Keen Edelsteen,
So strahlt keen Abendsteern!

Din steernhell blauen Ogen,
Wa seeg ick se so geern!
Un ward min Hart ock nümmer sund,
Un gah ick ock darbi to Grund,
Darbi to Grund,
Wat hölp't, — ick kann't ni wehrn!



Hartleevste min, so still un schön.

Hartleevste min, so still un schön,
Gah ni verbi, gah ni verbi!
Ach, wenn du wüſs, warum ick ween!
Ick ween um di, ick ween um di!

Du seegst mi doch so hartlich an,
Du Blom so roth, du Blom so roth!
Ick harr di dragen op de Hann
Bit an min Dod, bit an min Dod!

Un vun mi wullst du gahn? — ach ne!
Dat kann ni we'n, dat kann ni we'n;
Allns wat ick wünsch, allns wat ick be',
Büst du alleen, büst du alleen!

Die Welt ist groß, — nur frisch hinein!
Dem Manne ziemt ein männlich Ringen;
Es kann das Leid nicht ewig sein,
Und jeder Schmerz läßt sich bezwingen.

Und wär' dem Herzen noch so bang,
In seinem Weh auf dieser Erden,
Und wär' der Winter noch so lang,
Es muß doch einmal Frühling werden!

O, klage nicht, o zage nicht!
Er wird mit seinen vielen Gaben
Für dich wohl auch ein froh Gesicht
Und eine Blume wieder haben.

Und wenn er lächelnd dann erscheint,
Wird all dein Gram von dannen ziehen,
Und wo die Thränen du geweint,
Da werden seine Blumen blühen.

Die Jahre verstreichen.

Die Jahre verstreichen
Uns um ein kleines,
Und alle wir gleichen
Den Blättern des Haines.

Die Blätter des Haines
Verwelken, zerstieben, —
Und um ein kleines:
Wo sind wir geblieben?!



Bald!

Wie manche Nacht, wie manche
Hab' träumend ich durchwacht!
Es währt wohl nimmer lange,
Dann wird ein End' gemacht!

O Kunst, du heil'ge, hohe,
Mich fesselt deine Hand!
Und ach, in deiner Lohe
Wie bald bin ich verbrannt!

Die Stunden eilen.

Die Stunden eilen, — wie kurz dein Pfad,
Umso fleißiger falte die Hände!
Gott gebe dir, wenn dein Stündlein naht,
Ein sanftes und seliges Ende!

Du wandelst deine Lebensbahn,
Und über dir schwebt eine Wage!
Auf der einen Seite, was Gott dir gethan,
Auf der andern das Werk deiner Tage.

Und rächt sich auf Erden jedwede Schuld, —
Dein Kreuz trag' freudig hienieden, —
Es ward dir aus lauter Liebe und Huld
Für ein besseres Leben beschieden.

Memento mori!

Wo du auch weilst, weilt einer mit
Und geht mit dir von Statten,
Es folget dir auf Schritt und Tritt
Ein dunkles Bild, — dein Schatten. —

Es mahnt dich still, wie klein die Frist,
Wie kurz dein Erdenwallen,
Wie bald du seines Gleichen bist,
Dem Schattenreich verfallen.



Guter Rath.

Die Guten halten es mit Gott,
Die Bösen halten 's mit dem Teufel, –
Du halt dich fern von jedem Spott,
So oft dich übermannt der Zweifel.

Ob ein Gericht, — ob kein Gericht,
Ob ew'ger Tod, ob Auferstehen:
Thu du, was dein Gewissen spricht,
Und laß die Welt in Trümmer gehen.

Du wünschest wohl die Zeit heran.

Du wünschest wohl die Zeit heran,
Auf die dein Herz in Freuden hofft,
Und zählst, wie lang' es währen kann,
Bis daß sie kommt, die Stunden oft;

Und ist sie da, — so war's doch nur
Ein Augenblick, der, bis er kam,
Mit jedem Ticktack deiner Uhr
Ein Stück von deinem Leben nahm.



Carpe diem!

Nimm den Becher nicht vom Munde,
Lächelt dir ein süßes Glück;
Schneller als die flücht'ge Stunde
Ist der kurze Augenblick.

Stets ein neuer, dein Begleiter,
Führt er dich durch Freud und Leid, —
Und so fluthet rastlos weiter
Über dich das Meer der Zeit.

Nun zum Schlusse dieser Auslese aus den hochdeutschen Liedern Johann Meyer's noch ein Lied auf sein liebes Kiel, in dem er die meisten Jahre seines Lebens zugebracht hat! Unser Freund erzählte mir gelegentlich einmal, wie er sich oft seit langer Zeit mit dem Gedanken beschäftigt habe, ein derartiges Loblied im Umfange von vier bis sechs Strophen zu verfassen, ein Lied, das im fröhlichen Kreise und bei festlichen Gelegenheiten, sei es als Quartett im vierstimmigen Chor oder unisono, gesungen werden könnte. Für verschiedene Städte sind ähnliche Lieder geschaffen worden. Wie mag es nun kommen, daß noch kein Kieler Dichter den Versuch gemacht hat, seine so schöne und geschichtlich bedeutende Vaterstadt in einem kleinen sangbaren Liede zu preisen und daß auch Johann Meyer solange damit zögerte? Bei ihm, der doch in zwei anderen größeren Dichtungen, von denen die eine hier noch wiedergegeben werden soll, seine Vaterstadt schon besungen hat, dürfte dies am meisten Wunder nehmen. Ja, woher mag das wohl kommen? Doch wohl einzig nur von der übergroßen Fülle des Stoffes, der sich hierbei dem Poeten aufdrängt, und den in die wenigen kurzen Strophen eines Liedes zu bannen, schier unmöglich erscheint. Aber gerade in der Überwindung solcher Schwierigkeiten besitzt Johann Meyer eine große Gewandtheit; und ob ihm das kleine Lied nun endlich gelungen, wie ich für meinen Theil bestimmt behaupten möchte, mögen meine Leser, denen ich es hier vorführe, selbst beurtheilen.

Frau Kilia am Ostseestrand.

Frau Kilia am Ostseestrand,
Dies Lied sei dir gesungen,
Du schönste Stadt im Holstenland,
Von deinen Kieler Jungen!
Wie weit wir schauen hin und her,
Auch wo die Musen wohnen,
Wie du, giebts keine zweite mehr
Im Reiche der Teutonen!

Wie schön an deinen Ufern steh'n
Die hohen Buchenwälder!
Wie lieblich bist du anzuseh'n
Im Kranz der grünen Felder!
Doch was an deines Busens Pracht,
Zur Lust dem Meeresgotte,
Viel schöner noch dich hat gemacht,
Das ist die deutsche Flotte!

Nun rauscht der Hohenzollernaar
Von deines Schlosses Zinnen!
Und was ein Traum so lange war,
Ging froh erfüllt, von hinnen!
O, Macht zu Land, — o, Macht zur See,
Im Schmuck der Lorbeerreiser!
Alldeutschland auf der Ruhmeshöh'!
Gott segne unsern Kaiser!

Und dir am grünen Ostseestrand,
Du Liebliche, du Hehre,
Wo sich gereicht die Schwesternhand
Die beiden deutschen Meere,
Und wo für Schleswig-Holstein ja
Der Weckruf einst erklungen,
Ein Vivat dir, Frau Kilia,
Von deinen Kieler Jungen!



Mit diesem Sang sei der Cyklus der hochdeutschen Lieder unseres Dichters abgeschlossen. Ich hätte ihn freilich noch um vieles vergrößern können; und wer die in Druck erschienene umfangreiche Ausgabe der hochdeutschen Gedichte Johann Meyer's kennt, wird hier noch manches vermissen, was ihm schon in jenem Buche lieb

und werth geworden sein dürfte. Aber ich bin mit der Würdigung unseres Jubilars als eines lyrischen Dichters ja noch weitaus nicht zu Ende und muß darum darauf bedacht sein, mir auch noch für manches andere den Raum vorzubehalten.

Und da nun der hochdeutschen Sängerin des lieblichen Schwesternpaares Schweigen auferlegt ist, möge die von unserem Dichter stets so innig geliebte plattdeutsche Muse einmal zeigen, wie gar trefflich auch sie zu singen vermag. Wir werden dann bald einsehen, daß sie, gleichberechtigt ihrer vornehmeren Schwester, unsere volle Verehrung und Liebe beanspruchen darf. Denn man to, du lüttje smucke Buerdeern! Du bruckst di nich to schaneeren! Un mit Stolz kannst du din Strusch vun frische Feldblomen din olen Fründ, den Dichter, to sin'n söbendigsten Geburtsdag ock hier in de Hand drücken!

Vaderhus un Modersprak.

Vaderhus un Modersprak!
Lat mi't nömn un lat mi't ropen;
Vaderhus, du hellig Sted,
Modersprak, du frame Red',
Schön'res klingt dar nix tohopen!

Vaderhus un Modersprak!
Beste twee vun alle Gaben;
Wüß dar nix so schön, so schön!
Mehr as Gold un Edelsteen
Liggt in düsse Wör vergraben!

Vaderhus un Modersprak!
Kinnerglück un Öllernfreuden;
Ach, wer köff se wull för Geld?
Weer't ock för de ganze Welt,
Leet ick ni de leewen beiden!

Vaderhus un Modersprak!
Lat mi't nömn un lat mi't ropen;
Ward mi doch dat Hart so sla'n,
Ward mi gar de hellen Thran
Lisen ut de Ogen lopen!



Dieses kleine Lied ist von dem gefeierten schleswig-holsteinischen Componisten Professor Gurlitt in Altona auf das trefflichste componirt worden. Die in den Worten enthaltenen Gedanken und Gefühle haben durch die Gurlittsche Musik echt volksthümlich und innig einen geradezu wundervoll schönen melodischen Ausdruck gefunden. Professor Gurlitt ist ein Meister in der Erfindung volksthümlicher Melodien; das beweisen auch seine reizenden Compositionen von jenen zwölf plattdeutschen Liedern Johann Meyer's, zu denen auch dieses gehört und die vor kurzem in zwei Heften bei Robert Streiber in Kiel erschienen sind.

Jungs, holt fast!

Is dat nich en schöne Saak
Um uns' ol' leew Modersprak,
De so hartlich, fram un tru,
So ahn' Stolz up Du un Du
Hüt ock noch för jeden paßt?!
Jungs, holt fast!

Röhrt se nich uns' Oln dat Hart,
Als wenn't noch mal Vörjahr ward?
Kriggt se nich an Moders Bost
Mit de Melk als eerste Kost
Pöppen all, de leew lüttj Gast?
Jungs, holt fast!

Weer dar een, de spöttisch meen:
Plattdütsch is, bi Licht besehn,
Doch man platt un ordinär,
Paßt un schickt sick ock ni mehr!
Lat sin Dünkel den Hans-Quast!
Jungs, holt fast!

Weer all malinst baben an,
Harr den Tögel in de Hann, —
Weer dar Bruk in Kark un Schol,
Seet dar up'n Richterstohl,
Sülbn bi'n Fürsten in'n Palast!
Jungs, holt fast!

Wat liggt ock nich allns darin
För den rechten Mann to finn?!
Kannst man mal de Dichters fragn,

De mit teht an ehren Wagn:
Parlen, dat di wunnern schaft!
Jungs, holt fast!

O, du lüttje Buerdeern,
Als dar schöner noch keen weern,
Nich vun Harten un Gesicht, —
Sülbn ehr hochdütsch Süster nich!
Hegt un plegt se sunner Rast!
Jungs, holt fast!

Bliwt ehr tru in Freud un Leid!
Holt tohop in Eenigkeit!
Grot un lütt un old un jung,
All för de Vereenigung!
Dat se grönt un blöht un waßt!
Jungs, holt fast!

Dieses Lied widmete Johann Meyer der Kieler plattdeutschen Vereinigung „Jungs, holt fast," deren Ehrenmitglied er ist, zur Feier des ersten Stiftungsfestes. Neuerdings lieferte ein junger, talentvoller Musiker, der Capellmeister Léon Jessel, eine ansprechende, melodiöse Composition dazu. Auf dem in den Tagen vom 2. bis zum 4. October 1898 in Kiel stattgefundenen 14. plattdeutschen Verbandstage wurde das Lied von dem gemischten Chor der plattdeutschen Vereinigung zum ersten Male gesungen und überaus beifällig aufgenommen.

Kennst du dat Land?

Kennst du dat Land
An'n Holstenstrand,
Vun'n Elvstrom bit de Eiderkannt?
Wo wit de See, bald lud bald sacht,
Sick vör di dehnt in all ehr Pracht?
Wo ruscht dat Reth un singt de Swan,
Wo Segel swevt op blaue Bahn?
Dat smucke Land
An'n Holstenstrand,
Dat is min Heimatland!

Kennst du dat Land
An'n Holstenstrand,
So lütt, — un doch so weltbekannt!
Versteken achter Dik un Damm?
Mit Hemmingstedt un mit de Hamm?
Wo Hunnert gegen Dusend sla'n?
Wo Graf un Fürsten ünnergahn?
Dat lüttje Land
An'n Holstenstrand,
Dat is min Heimatland!

Kennst du dat Land
An'n Holstenstrand,
Vun Segen rik ut Gottes Hand?
Wo lustig twischen Heck un Dorn
De Wischen grönt un brust dat Korn?
Wo Lurken singt? — wo blöht dat Saat?
Un wo in'n Wold de Eeken staht?
Dat schöne Land
An'n Holstenstrand,
Dat is min Heimatland!

Kennst du dat Land
An'n Holstenstrand?
Ick füll min Glas bit hoch an'n Rand!
Un för min best und leevstes Gut
Drink ick den letzten Drüppen ut!
Gott's Segen denn vel dusend Mal
Daröwer hin! — darop hindal!
Hurah! min Land
An'n Holstenstrand!
Hurah! min Heimatland!



Auch dieses Lied erfreut sich zugleich mit den beiden folgenden, „O, du min Blom“ und „In de Schummern“, einer ganz vorzüglichen Composition. Alle drei Tonstücke rühren von Emanuel Baldamus her und sind ursprünglich nur für vierstimmigen Männerchor bestimmt; wegen ihrer originellen, sympathischen Melodien wurden sie schnell bei den Liedertafeln und Gesangvereinen Schleswig-Holsteins so beliebt, daß sie zu deren bleibenden Programmnummern gehören. Übrigens ist das Lied „Kennst du dat Land?“ auch von Claudius Serpenthien sehr ansprechend in Musik gesetzt worden.

O, du min Blom, so rosenroth!

O, du min Blom, so rosenroth,
Min Drom un min Gedanken!
Un weer't de smuckste Edelsteen,
Din Angesicht is mal so schön,
Du Rosenknupp vun Melk un Blot
Mank kruse Luckenranken.

O, du min Blom, so rosenroth,
Min Leevde un min Leben!
Un geev mi ock de grote Eer
Vun all ehr Glück keen Handbreet mehr,
Bliffst du mi man, — wat hett't för Noth?
Denn is mi allens bleben!

O, du min Blom, so rosenroth,
So kinnerfram un fröhlich!
Mak op din Ogn so hell un swart!
Kumm her un legg di an min Hart!
Denn heff ick di man opp'n Schot,
So bünn ick still un selig.

För alles Gut, för alles Geld
Ick kunn di nimmer laten!
O, du min Blom, so rosenroth!
Wa bün ick doch so rik un grot!
Un hol mit di min ganze Welt
Un all min Glück umfaten!

In de Schummern.

Nu lang mi de Hand her
Un kumm mit din Kopp,
Un dar, wo dat Hart sleit,
Dar legg em man op!

Denn hang ick di lisen
Min Arm um de Nack
Un küß di de Ogen
Un strakel din Back.

Denn sitt wi to snacken,
Denn sitt wi to drömn;
Un buten dar blinkert
De Steerns dör' de Böm.

Un buten is't düster,
Un Fred' op de Eer, —
Un schull'ck noch wat wünschen,
Ick wüß nich, wat't weer!

Din steernhell blauen Ogen.

Din steernhell blauen Ogen,
Wa seeg ick se so geern!
Se bargt den ganzen Himmel klar,
So wunnerbar, als wenn't wul gar,
Als wenn't wul gar
Twee Engelsogen weern.

Din steernhell blauen Ogen,
Wa seeg ick se so geern!
Wa sünd se doch so smuck un schön!
So prächtig flammt keen Edelsteen,
Keen Edelsteen,
So strahlt keen Abendsteern!

Din steernhell blauen Ogen,
Wa seeg ick se so geern!
Un ward min Hart ock nümmer sund,
Un gah ick ock darbi to Grund,
Darbi to Grund,
Wat hölp't, — ick kann't ni wehrn!



Hartleevste min, so still un schön.

Hartleevste min, so still un schön,
Gah ni verbi, gah ni verbi!
Ach, wenn du wüss, warum ick ween!
Ick ween um di, ick ween um di!

Du seegst mi doch so hartlich an,
Du Blom so roth, du Blom so roth!
Ick harr di dragen op de Hann
Bit an min Dod, bit an min Dod!

Un vun mi wullst du gahn? — ach ne!
Dat kann ni we'n, dat kann ni we'n;
Allns wat ick wünsch, allns wat ick be',
Büst du alleen, büst du alleen!

Un hör mi ock de ganze Eer,
Ick geev se hin, ick geev se hin!
Wat nütz se mi, weerst du ni mehr
Min Königin, min Königin!



Wat du mi büst.

Wat du mi büst, dat is mi keen,
Wenn't ock min Vader un Moder weer,
Un kunn ick di man jümmers sehn,
So wull ick sunst nix mehr.

Du büst min Freud — du büst min Blom,
Büst allens, wat ick beden mag;
Da büst bi Nacht min Hartensdrom
Un wat ick denk bi Dag.

Un hol ick di man fast un warm
Un seeg di in de Ogn so swart,
Denn heff ick all min Glück in'n Arm
Un all min Freud an't Hart.

Günd!

In'n Mandschien swimmt de Wulken;
De Welt is still, als wull se drömn,
Un günd in Düstern liggt un slöppt
Dat Burhus mank de Böm.

De Fotstig langs de Koppeln,
De geiht hendal bit an de Port,
Un nösten, wenn de Grashoff kummt,
Denn büst du all an'n Ort.

Dar hangt de Stickbeinbüscher,
Dar waßt de Blom di vör de Föt,
Dar singt des Nachts in'n Appelbom
De Nachtigal ehr Leed.

Un an de Mür dör't Fenster,
Dar kiekt de Rosen in de Stuv;
Un achter Blom un gröne Bläd',
Dar — drömt en witte Duv!



Op de Lur.

De Welt liggt still to slapen,
Doch hier in'n Gaard'n mank Büsch und Blöm,
Mit Ogen, de noch apen,
Gah ick alleen to drömn;

Un baben dör' de Ruten,
Versteken vun en gröne Druv,
Schient still din Licht na buten
Noch ut de lüttje Stuv.

Ach, seeg ick mank de Ranken
Di eenmal man an't Fenster stahn,
Denn wull ick wider wanken,
Denn wull ick slapen gahn.

Nerrn in'n Gaard'n.

In'n Gaard'n hindal, dar nerrn an'n Bom,
Dar steiht de Bank in't Gras,
Wo vull von söte Appelblom
De Telgns daröwer waßt;

Un sünd de Oln to Bett dor vör,
Un sleit de Nachtigal,
Denn swevt dat dör' de Kökendöhr
Ganz lis' den Stig hendal.

Denn knackt de Busch un rasselt lud
In'n Tun an Nawers Plank,
Denn krüppt dat sacht un swart herut
Un slikt sick na de Bank; —

Un babn, dor drömt de ole Bom
Un röhrt sick lis' in'n Wind,
Un neern — dar fallt de witten Blom
Op twee, de glücklich sünd.



Min Buerdeern.

Heff ick min Buerdeern,
Hört mi de Welt!
Günn di de annern geern,
Rikdom un Geld!

Weeſt du, waſück ſe is?
Will di't bedü'n;
Wenn du keen Eſel büſt,
Magſt du ſe li'n!

Roth als en Roſenblom,
Witter als Snee,
Slank als en Quitſchenbom,
Flink als en Reh!

Singt als en Nachtigal,
Lacht als en Duv! —
Haar um de Nack hindal,
Vull als en Druv!

Seelengut, kinnerfram,
Ogen, ſo ſwart!
Un, als en Engel babn,
Himmel in't Hart!

Backen, als Melk un Blot,
Sund als en Fiſch!
Jümmers vergnögten Moth,
Fröhlich un friſch!

Na, — un wat kiekſt mi an?
Magſt ſe wul li'n?
Segg mal, — un de' ſe't man,
Mögſt ſe wul frien?

Günn di de annern geern
Rikdom un Geld!
Heff ick min Buerdeern,
Hört mi de Welt!



De Frier.

(Aus dem Theaterſtück: „In Fritz Reuter ſinen Gaard'n.")

In Schapſtedt, in't Weerthshus, herum in de Stuv,
Dar flüggt wul all Morgen en ſneewitt lütt' Duv.

En ſneewitt lütt' Duv mit en ſneewitten Fot,
Se flüggt dar all Morgen ehr Moder in'n Schot.

In Schapſtedt in't Weerthshus, wer ſitt dar ſo bli'?
En kruskoppen Burſöhn, de geiht op de Frie.

Gudn Dag ock, Fru Krögersch, so smuck un so fin!
Jn sneewitt lütt Döchding, — ick wull se noch frien.

Min sneewitt lütt Döchding? — dat is noch to fröh!
De mutt noch wat töben, een Jahr oder twee.

Een Jahr oder twee? — — wat en Tid! ach, wa lank!
Se springt vun de Eer, — un se springt op de Bank;

Se springt vun de Bank, — op'n Disch springt se hin:
Nu süh, min leev Moder, wa grot ick all bin!



Günd, achter de Blompütt.

Günd, achter de Blompütt, schreeg öwer de Strat,
Persepter sin Döchder, — dat is di en Staat!
Persepter sin Lischen, sin Witjen un Trin,
Dree Dierns als dree Rosen, — künnt all dree all frien.

Wa hebbt se för Haar, – rein so blank un so glatt!
Un Ogen, — de Swarte, als Aalbein so swatt,
De Gehle, — so blau als Vergißmeinnichtblom,
De Brune, — so brun als Kastanjen vun'n Bom,

Se danzt un se springt un se hüppt als en Reh,
Sünd roth als en Ros', un so witt als de Snee,
Se singt als en Drossel, un lacht als en Duv,
Un scheert sick den Deuwel um Hochtid un Huv.

Günd, achter de Blompütt, schreeg öwer de Strat,
Persepter sin Döchder, — dat is di en Staat!
Un schull ick een rutnehmn, un günn he mi een,
Jck sä: Herr Persepter, all dree — oder keen! —



Danzleed.

(Aus dem Theaterstück: „Jn Fritz Reuter sinen Gaard'n".)

Söben Ehl in Boddermelk!
Un söben Ehl in Klümp!
Un wenn de Schoh versapen sünd,
Denn danzt wi op de Strümp!

Un hebbt wie ock keen Strümp ni mehr,
So hett dat doch keen Noth!
De Freud' is't schönste op de Eer! —
De Freud' is't schönste op de Eer! —
Denn danzt wie plattbarrfot!

Söben Ehl in Boddermelk!
Un söben Ehl in Klümp!
Un wenn wi mal recht lustig sünd,
Wat scheert uns Schoh un Strümp!

De Schoh, de makt de Schosterknast!
De Strümp, de strickt de Olsch'!
Doch mit de Freud', dar hett dat Hast! —
Doch mit de Freud', dar hett dat Hast! —
Juch! — danzt wi noch mal Polsch!

In'n Mai.

De Eer' ist grön, de Vageln singt,
Dat't lingelangs an'n Heben klingt,
Un Freud is allerwegen;
Vull luter Blöm
Hangt Büsch un Böm
Un predigt Gottes Segen.

Wa is't een Tid so meern in'n Mai!
Un weer dat Hart ock noch so twei
Un noch so dull terreten,
Dar swindt dat Leid,
Dar kummt de Freud,
Un allens is vergeten!

Ach, kumm un freu di, eh't to lat!
Still! hörst du wul? — de Klocken gaht,
De Karkhofport steiht apen;
Wer weet waneer
Ock du, ni mehr,
Liggst in de Eer' to slapen!

Vörjahr.

Juchhei! wa is de Luft so blau,
Wa singt de Vageln schön,
Wa blitzt so bunt de Blom in'n Dau,
Wa schient de Böm so grön!

Dar bab'n in't Blaue möch ick wahn
Un singn in'n grönen Bom —
Un möch de Vageln all verstahn
Un snacken mit de Blom'

Mi dünk, als wenn ick selig weer;
Ick kunn, — ick weet ni wat!
Mi is to lütt de grote Eer,
To grot dat lütte Hatt!



Vörsummer.

Wenn de Drossel eerst fleut,
Un de Bokfink all sleit,
Wenn de Lurken all trillert an'n Heben,
Un wenn Pingsten nich wit,
Wat en Tid! wat en Tid!
Wat en Lust! wat en Freud! wat en Leben!

Op de Koppeln so bunt
Kamt de Blom ut'n Grund,
Brust dat Korn, scheet de Planten un Paten;
Un in Knicken un Tun
Hüppt de Vageln, to bu'n,
Hangt de Dornbüsch, mit Sneeblom begaten.

Un in't Holt, — wa dat waßt!
Kummt dat Moos, kummt dat Gras,
Kamt de Lilgen hellfröhlich darünner;
Schient de Böken so grön,
Wüllt de Oschen all blöhn,
Lopt na Möschen un Maiblom de Kinner.

Wat en Tid, wat en Tid,
Js eerst Pingsten nich wit!
Wat en Leben so wunnerbar selig!
Un de Leeode is kamn, —
Un för Sorgen un Gram
Js keen Platz op de Welt mehr so fröhlich!

Ward dat Hart doch so vull,
Als wenn't Summer warrn wull
Ock dar binn', — un de Blom harrn all dreben;
Lat't man blöhn, — lat't man blöhn!
Ach, de Welt is so schön!
Js so schön! — un so kort is dat Leben!

Un hebbt wie ock keen Strümp ni mehr,
So hett dat doch keen Noth!
De Freud' is't schönste op de Eer! —
De Freud' is't schönste op de Eer! —
Denn danzt wie plattbarrfot!

Söben Ehl in Boddermelk!
Un söben Ehl in Klümp!
Un wenn wi mal recht lustig sünd,
Wat scheert uns Schoh un Strümp!

De Schoh, de makt de Schosterknast!
De Strümp, de strickt de Olsch'!
Doch mit de Freud', dar hett dat Hast! —
Doch mit de Freud', dar hett dat Hast! —
Juch! — danzt wi noch mal Polsch!

In'n Mai.

De Eer' ist grön, de Vageln singt,
Dat't lingelangs an'n Heben klingt,
Un Freud is allerwegen;
Vull luter Blöm
Haugt Büsch un Böm
Un predigt Gottes Segen.

Wa is't een Tid so meern in'n Mai!
Un weer dat Hart ock noch so twei
Un noch so dull terreten,
Dar swindt dat Leid,
Dar kummt de Freud,
Un allens is vergeten!

Ach, kumm un freu di, eh't to lat!
Still! hörst du wul? — de Klocken gaht,
De Karkhofport steiht apen;
Wer weet waneer
Ock du, ni mehr,
Liggst in de Eer' to slapen!

Vörjahr.

Juchhei! wa is de Luft so blau,
Wa singt de Vageln schön,
Wa blitzt so bunt de Blom in'n Dau,
Wa schient de Böm so grön!

Dar bab'n in't Blaue möch ick wahn
Un singn in'n grönen Bom —
Un möch de Vageln all verstahn
Un snacken mit de Blom'

Mi dünk, als wenn ick selig weer;
Ick kunn, — ick weet ni wat!
Mi is to lütt de grote Eer,
To grot dat lütte Hatt!



Vörsummer.

Wenn de Drossel eerst fleut,
Un de Bokfink all sleit,
Wenn de Lurken all trillert an'n Heben,
Un wenn Pingsten nich wit,
Wat en Tid! wat en Tid!
Wat en Lust! wat en Freud! wat en Leben!

Op de Koppeln so bunt
Kamt de Blom ut'n Grund,
Brust dat Korn, scheet de Planten un Paten;
Un in Knicken un Tun
Hüppt de Vageln, to bu'n,
Hangt de Dornbüsch, mit Sneeblom begaten.

Un in't Holt, — wa dat waßt!
Kummt dat Moos, kummt dat Gras,
Kamt de Lilgen hellfröhlich darünner;
Schient de Böken so grön,
Wüllt de Oschen all blöhn,
Lopt na Möschen un Maiblom de Kinner.

Wat en Tid, wat en Tid,
Js eerst Pingsten nich wit!
Wat en Leben so wunnerbar selig!
Un de Leevde is kamn, —
Un för Sorgen un Gram
Js keen Platz op de Welt mehr so fröhlich!

Ward dat Hart doch so vull,
Als wenn't Summer warrn wull
Ock dar binn', — un de Blom harrn all dreben;
Lat't man blöhn, — lat't man blöhn!
Ach, de Welt is so schön!
Js so schön! — un so kort is dat Leben!

Regen, Regen, rusch!

Regen, Regen, rusch!
De König fahrt to Busch.
De König kummt ut't Sommerland,
En smucken Blomstrusch in de Hand.
Regen, Regen, rusch,
De König fahrt to Busch!

Regen, Regen, drus'!
Nu mak em smuck sin Hus
Mit witte Plumm- un Kassbeinböm
Un rosenrode Appelblöm.
Regen, Regen, drus',
Nu mak em smuck sin Hus!

Regen, Regen, kling!
Ick hör dat Water singn.
De lüttjen Spreen sünd ock all dar,
Se sünd de eersten alle Jahr.
Regen, Regen, kling,
Ick hör dat Water singn!

Regen, Regen, fien!
Hol op, de Sünn will schien'n,
Un Wunner deiht ehr gollen Macht,
De König kummt in all sien Pracht.
Regen, Regen, fien,
Hol op, de Sünn will schien'n!



Aus einer alten poetischen Besprechungsformel, welche mit den beiden ersten Zeilen unseres Gedichtes beginnt und von den Kindern im Regen gesungen wird, um ihn zum Aufhören zu veranlassen, damit die goldene Sonne wieder zum Vorschein komme, hat der Dichter dieses hübsche und sinnige Regenlied geschaffen, das den König Lenz feiert, der nach einem erquickenden und erfrischenden Frühlingsregen im Maiengrün und Blüthenschmuck bei goldenem Sonnenschein den Einzug hält. Das Lied ist außerordentlich stimmungsvoll und dem Dichter vorzüglich gelungen. Professor Cornelius Gurlitt in Altona hat es mit großem Geschick echt volksthümlich — für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte — componirt.

An't Holt.

Halv buten't Holt un halv darin
Un Köhlung för de Hitten, —
Dat is en Platz recht na min Sinn
Hier mutt ick eerst mal sitten.

Wa wild dat dör' enanner waßt,
Un schütt na alle Kanten!
Bennt, Brahm un Slangkrut, Moos un Gras
Un, Gott weet, wat för Planten!

Blauveilchen und lütt Steernblom kiekt
Deep ünner mi in'n Graben. —
Un Ros' un Sötblom rankt un rückt
Hoch öwer mi dar baben!

Un dar, — dat's noch dat Allerbest'! —
Mank Brommbein un mank Möschen
Versteken en lütt Vagelnest, —
Js wul en lütt Gehlgöschen.

Un Neddeln dar un Löwenmul,
Un dar, ganz vun de Tilgen
Behangn, en ole Mergelkuhl,
Vull Leesch un Waterlilgen!

Jck heff en Hoff, wo't prächtig steiht
Jn Betten un in Reegen, —
Wo so uns' Herrgott plant't un seit
Dar kummt doch nix ni gegen!

Jn de Wisch.

Jn de Wisch
Mank de Büsch,
Mank de Hümpels von Hau,
O, wa schön!
O, wa grön!
Un de Heben, wa blau!
Wo du geihst,
Wo du steihst,
Wa dat levt, wa dat lacht!
O, wa bunt
Op'n Grund!
Un en Pracht! un en Pracht!

Dör' de Wulk
Jagt de Swulk,
Un de Jritsch de röppt;

Un in'n Bek
Palscht de Hek,
Un dat Water dat löppt;
Un de Imm
Swarmt herüm,
Un de Grashüpper springt;
Un in Blöth
Steiht dat Reth,
Un de Lurken de singt.

In de Wisch
Mank de Büsch,
Mank de Hümpels vun Hau,
O, wa schön,
O, wa grön!
Un wa leevlich de Rau!
O, wa vel,
Roth un gehl,
Blau un witt in de Feern!
Nix als Blom;
Un in'n Bom
Lett de Kukuk sik hörn.

Ünner'n Tun
Kannst du ruhn,
Brummt de Hummel in't Moos;
Hangt de Nöt,
Vör de Föt
Waßt de Sötblom un Ros';
Wat en Bett!
O, wa nett!
Öwer Bläder un Blöm.
Ünner'n Tun
Kannst du ruhn,
Kannst du dichten un drömn.

Kamt de Grilln,
Muſs se stilln;
Kamt de Sorgen so swart,
Gah man' rut,
Deiht di gut,
Smödt die Bossen un Hart.
In de Wisch
Mank de Büsch,
Mank de Hümpels vun Hau,
O, wa schön!
O, wa grön!
Kumm man gau! Kumm man gau!

Drusregen.

De Regen druft, un op de Wisch
Hangt allns vull blanken Dau;
Wa is se bunt un grön un frisch,
Wa blinkt de Bek so blau!

He löppt de Wischen dör' un singt
Un fangt de Himmelsthrau,
Un wat de Regendrüppens klingt,
Mi dünk, ick kunn't verstahn:

Bald Freud un Lust, bald Leid un Qual,
Js allns en korten Drom!
De Drüppens swimmt den Bek hendal,
De Bek löppt dör' de Blom! —

De Summer schient in all sin Pracht.

De Summer schient in all sin Pracht,
He grönt un blöht un levt un lacht
Op Koppel, Moor und Heiden;
Als harr de Eer
Keen Kummer mehr
Un nix als luter Freuden.

Dat smucke Holt is wedder grön,
Un Feld un Wischen staht to blöh'n
Un moje is dat Wedder,
De Lurken singt,
De Lammer springt,
De Drosseln fleut in'n Redder.

Ach freu di an de schöne Tid!
Dat durt nich lang, so is se wit,
So streut de Winter Flocken.
Un Grön un Blom
Weer'n als en Drom,
Un witt sünd di de Locken.



De Flasskoppel.

So fien un krus, so hell un grön,
Als Bökenholt in'n Mai,
Un op un dal, wa still un schön
Un liesen, als en Dei!

Ja, wat en Pracht! noch vull von Dau,
In Parlen klar un blank;
Un all de Köpp, so himmelblau
Dar baben öwer lank.

Un jede Blom en Honnigschaal,
Wat kummt dar nich un stippt?!
Süh, Jmm un Fleerlink alltomal,
Wa swarmt se rum un nippt!

Un baben schient so warm de Sünn,
De Lurken singt so lud,
Se fleegt dar rut, se fleegt dar rin
Un hebbt de Nester bu't.

Ja, wat en Pracht! so ewig veel
Vun Knuppen un vun Blom!
Se lacht di an bit in de Seel,
Als Engelsogn in'n Drom.

Du freuſt di wul; — ach, freu di man!
Dat Unglück kummt so gau; — —
Di lacht vellich twee Ogen an,
Wul ebn so smuck un blau; —

Un Leid un Kummer sünd jüm fremd,
Dat Leben is so söt!
Wer weet, wakeen sin Dodenhemd
Darmank all grönt un blöht!



Harſtgedanken.

Buten süh, — wa sacht un lurig!
Still un trurig
Drömt un slöppt de ganze Welt.
Nargns en Lud un nargns en Leben,
Swarte Wulken hangt an'n Heben,
Un de Regen druſt op't Feld.

Blom un Bläder fulln dar sachen,
Eh' wi't dachen,
Un wi harrn se doch so geern!
Lisen klung en Dodenlüden
Dör' de Welt, — un fort na'n Süden
Togn de Vageln in de Feern.

Saat un Korn sünd vun de Koppeln
Nix als Stoppeln,
Un dat gröne Holt so brun!
Wo de Blom in't Water lachen,
Drömt de Bek un söcht se sachen,
Un de Drüppens fallt vun'n Tun.

Nix to hörn — als neern in'n Reller,
In de Eller,
Piept en Drossel noch alleen;
Rein, als wenn se um de annern
Lüttjen Vageln, de dar wannern,
Lisen mit den Regen ween.

Ne, — denn ward een doch so trurig
Un so schurig,
Un dat Hart so still to Moth!
Magst du't noch so warm umfaten,
Wat sick leev hett, – mutt sick laten!
Un — an't Leben steiht de Dod!



Gude Nacht!

Gude Nacht!
Js to Enn de wille Dag,
Leggt de möde Welt sick slapen,
Deit sick still de Himmel apen,
Kamt de Steerns in all ehr Pracht.
Gude Nacht!

Un de Drom
Streut vun Döhr to Döhr sin Blom;
Sachen swevt de Freden 'rünner,
Ruhig slapt de kranken Kinner;
Un dat Hart, dat ween'n wull, lacht;
Gude Nacht!

Ach, wa schön
Mutt dar babn de Heimath we'n!
Schient de Lichter doch so fröhlich!
Lacht de Himmel doch so selig!
Kummst dar ock wul mal, — man sacht!
Gude Nacht!

Adjüs, min lüttj' Swulken!

Adjüs, min lüttj' Swulken! de Summer is hin,
Nu möt jüm fort mit de annern.
De Rosen sünd affulln, keen Blom mehr to findn,
So still ward dar buten de Welt all to Sinn
Un an't Wannern geiht dat, an't Wannern.

Dat weer en Tid, als ju keemn, als ju keemn!
Dar lach ock de Eer' un de Heben.
Als de Lurken eerst sungn un de Knoppen eerst dreebn,
Un als Heken sin Seken sich utsöch un neehm,
O, wa weer't doch en Freud' un en Leben!

So blau weer't dar babn, un hier nerrn weer't so grön,
Un so golden de Sünnschien dartwischen!
Un allens wull utslagn, un allens wull blöhn,
Un wa sungn doch de Vageln so nüdlich un schön,
Un wa lachen de Koppeln un Wischen!

Ach, wa anners is't wurdn, nu de Harstwind all weiht,
Un de Ekkeln all fallt vun de Eeken!
Nu de Regen vun'n Bom uns de Appeln all sleit
Un öwer de Stoppeln de Plog all geiht,
Wa na Kornblom dör't Roggnfeld wi streeken!

So is't mit de Freud, un so is't mit dat Glück, —
En Sünnschien twischen de Wulken.
Wie hebbt doch allns man en Ogenblick.
De Tid de verstrikt un de Wiser de rückt,
Un de Stundn fleegt dahin als de Swulken.

Adjüs denn! adjüs denn! – verblöht sünd de Blom,
Un an't Wannern geiht dat, an't Wannern;
Un wenn wi fort möt, so weer't man en Drom,
Wi kamt un vergaht als de Bläder an'n Bom,
Un so geiht't ock tonöften de annern!



In'n Harst.

Wa weer dat doch vun't Vörjahr schön,
Dar brust dat Korn so blau,
Dar weer't so warm, dar weer't so grön,
Dar schien'n de Blom in'n Dau.

Dar sungn de Vageln vör de Döhr,
Dar lev un lach dat Feld,
Als wenn se nix als Freuden weer,
De grote, wide Welt.

Nu suft de Wind de Bläd vun'n Bom,
Nu sünd de Koppeln kahl,
Dar singt keen Vagel, blöht keen Blom,
Un Regen pietscht hindal.

Un Winter ward dat, ehr wi't dacht,
Dar hangt vull Riep de Böm, —
Dar fallt de witte Snee so sacht
Op all de doden Blöm.

So hett de Tid ehr egen Wies', —
Dat wesselt grön un witt,
Dat kummt so lut un geiht so lis', —
Un — — lisen gaht wi mit.

Buten.

Dat Feld so kahl, — keen Blatt an'n Bom,
De Leeder all so rar,
Verenkelt noch en lüttje Blom
Doch bleek un drüppenswar.

Bald kummt de Frost un bögt ock de
To Eer den lüttjen Kopp
Un bald liggt all de witte Snee
Als Likendok darop.

Wonem man geiht, dar lurt de Dod
Op jeden Schritt un Tritt, —
Een ward ja rein so eernst to Moth,
Als schull man sülb'n all mit!

Ja, süh, so als't dar buten geiht
Mit Blom un Bläder nu;
Wo bald verblöht, wo bald verweiht,
O Menschenkind, ock du!



In'n Winter.

Hu! wat dat früst un sni't hendal
Un blinkert an de Böm,
De lüttjen Blom li't alltomal
Deep ünner'n Snee to drömn.

Un dochen is dat gar ni lang,
Als noch in all sin Freud
De smucke Summer buten prang,
Wo nu de Flocken weiht.

So kummt dat an, so geiht dat fort,
So gaht wi achterher,
Un dör' de swarte Karkhofport
Dar möt wi all hendör'! —

So is dat Leben blots en Drom,
En Drom man Freud un Weh,
Un bald, — so slapt wi, als de Blom,
Dar buten ünner'n Snee!

Bi de Weeg.

I.

He slöppt.

He slöppt! — nu kunn ick wedder gahn;
Ach, ne! — he's gar to schön!
Ick mutt noch eerst en beten stahn
Un mutt em still ansehn.

Doch ganz sin Vader op un dal!
Je öller, desto mehr!
Förwahr, dat dünk mi allemal,
Als wenn't en Engel weer!

Leev Herrgott, wat du wullt, is recht,
Un wat du deihst, is gut;
Doch neehmst du mi min Engel weg,
Du reetst mi't Hart mit 'rut!

II.

He lacht.

He lacht! he lacht! nu kiek mal an,
Wa is't en Roseblom!
Nu gript sogar de lüttjen Hann,
Als seeg he wat in'n Drom.

Ja, ja! dat deiht he allemal,
Ick weet ock wul Bescheed;
Denn kamt de lüttjen Engeln dal
Un singt em wul en Leed.

Leev' Engeln all, un gah ick nu,
So hödt mi fram de Sted
Un wahrt jüm lüttjen Broder tru;
Dat's allens, wat ick bed'!

III.

Süh so!

Süh so! — nu will ick lisen gahn,
Nu noch en Kuſs; — süh so!
Du lüttje Schelm! — en Moderthran
Kreegst richtig noch op to.

Wa is mi doch vun Lust un Glück
Dat Hart so vull, so vull!
So vull, as wenn't in'n Ogenblick
All öwerlopen wull.

Dat is doch gar en egen Sak
Mank Engeln so alleen,
Dar hebbt se em to lachen makt
Un bröchen mi — to ween'n!



Weegenleed.

Eiapopeia, polei!
Liggst als en Prinz in de Dei,
Kiekst ut de Ogen so hell un so stumm;
Buten geiht lisen de Sandmann herum,
Keem ock un frag all na di;
Eiapoleia, wiwi!

Eiapopeia, min Hart!
Nacht is so düster un swart;
Günd liggt de Karkhof so still un so grot,
Wit dör' de Welt schickt uns' Herrgott den Dod; —
Slap man, — he geiht wul verbi;
Eiapoleia, wiwi!

Eiapopeia, min Blom!
Slöppst all, — un lachst noch in'n Drom.
Lach man! — du kannst de Welt ni verstahn,
Kennst noch keen Sorgen, keen Kummer un Thran,
Lach man! büst glücklich un fri;
Eiapoleia, wiwi!

Eiapopeia, min Kind!
Hoch in de Böm drömt de Wind;
Baben dar blinkert so fründlich de Steern,
Still swevt de Engeln un singt dör' de Feern,
Swevt ock uns' lüttje Marie; —
Eiapoleia, wiwi!

Eiapopeia, gudn Nacht!
Ween ick? — — wat heff ick denn dacht? —
Weer't ni vör Kummer, so weer't wul vör Freud;
Ach, un en Moder, de kennt dat ja beid!
Slap man, du slöppst ja bi mi;
Eiapoleia, wiwi!

Min Kind.

Wat krüppst du dar all wedder 'rum
Un lachst mi to un langst na mi,
Du lüttje dicke Suckerplum,
Ick bün ja vel to grot för di!

Heff ock keen Tid, — bün bi to schribn
Un mak en Leed, — dat ward mi swar,
Denn mutt dat Görntüg vun een blibn,
Sunst kriggt man dat eerst recht ni klar.

Wat hölp't? — du kummst mit beide Hann
Un fatst mi um un fichelst mal,
So kummt dar wul en Engel an
Un bringt een wat vun'n Himmel dal.

Un süh, wat ick noch eben söcht,
Un kunn't ni finn, — dar heff ick't nu!
Un de dit lüttje Leed mi bröcht,
De lüttje Engel, dat weerst du!



Modergraff.

Hier plöck mi jo keen Rosen af
Un tred dar nich op hin;
Dit Graff dat is en hellig Graff,
Min M o d e r slöppt darin.

Min Moder, de mi hött un dragn,
De mi dat Leben da'n,
Min Moder, de mi nährt un sagn,
Mit Hartblod un mit Thran.

So gut weer doch keeneen, als du,
Mit all din Leev un Leid!
Du brave Fru, — du gude Fru,
Slap still in Seligkeit!

Mit Thran begot ick disse Sted,
Hier heff ick braken legn,
Hier heff ick kneet, hier heff ick bedt,
Un lud na'n Himmel schregn.

Dit Graff dat is en hellig Graff;
Min Moder slöppt darin!
Hier plöck mi jo keen Rosen af
Un tred dar nich op hin!



Wit öwer de Heid.

Aus dem Theaterstück „En lütt Waisenkind".

Wit öwer de Heid,
Wo de Klockenthorn steiht,
Wo de Windmöhl sick dreiht
In de Feern,
Kunn ick't finn, kunn ick't finn
Dar dat Hus mank de Lindn!
Müch dahin, müch dahin,
O wa geern!

Seet des Abnds op de Bank,
Wo de Rosenbüsch hangt
An de Fenstern henlank,
Still alleen.
Rük de Linn denn so söt,
Hung de Dorntun in Blöth,
Sungn de Pögg denn ehr Leed.
O wa schön!

Weer so glücklich als Jung,
Heff dar spelt, heff dar sungn,
Heff dar lopen un sprungn
Öwer't Feld;

Leeg in'n Grashoff to drömn,
Un de Wisch mit de Blöm
Un dat Holt mit de Böm
Weer min Welt.

Ach, wa anners dat ward,
Kamt de Sorgen so swart,
Deelt de Welt eerst dat Hart!
Wo's dat Kind?
Hett den Vader ni mehr,
Bröch de Moder to Eer,
Wünsch sick sülbn wul, dat't weer,
Wo se bünd.

Dör' de düstere Feern
Nix to sehn, — nix to hörn, —
Un dar babn kamt de Steern,
Kummt de Man';
Un dat Dörp liggt un slöppt,
Un de Wachtel de röppt,
Un ick weet ni, — — mi löppt't,
Als en Thran!



Wes' man nich trurig.

Wes' man nich trurig, swig man still;
Un kannst dar ock nich 'röwer sehn,
Allns, wat din leewe Herrgott will,
Dat mutt di doch to'n Besten deen'n.

Wenn buten en Gewitter stahn,
Wa ward dat nöst so still un schön!
De lüttjen Blom de lacht in Thran,
Un allens schient noch mal so grön.

So geiht dat ock en Menschenhart:
Toeerst in düster Nacht un Leid,
Tonösten, wenn't mal ruhig ward,
Vull luter Glück un Fred un Freud.

Drum ward di mal de Ogen natt,
So denk, als wenn di Regen fehl
Un ween di satt — un hest du't hatt,
Paß op! dat quickt di Hart un Seel.

Pass op! un wenn't tonöſten ſtill,
Denn seggſt du't ſülbn: ach ja, wa ſchön!
Alls, wat min leewe Herrgott will,
Dat mutt mi doch to'n Beſten deen'n!

Abends.

De Mand ſchient dör' de Ruten,
Un ſlaprig leggt ſick buten
De möde Welt allebn to Rau.
Vull Nebel hangt de Wiſchen,
De Bek ſlöppt mank de Rüſchen,
Un vun de Bläder drüppt de Dau.

Un ſachen, een bi'n annern,
Süͤhſt du ſe baben 'wannern,
De golden Steerns, ſo hell un ſchön;
Als kunnſt du hier, verlaten,
Bi Nacht op fremme Straten,
De Lichter vun de Heimath ſehn.

Ja, ja! un wo vull Kummer
En Og ſick ſehnt na Slummer,
Kummt ſtill heran de ſöte Drom.
Dar ward dat Ween'n to Lachen,
Dar ſwevt de Engeln ſachen
Un deckt den Kranken to mit Blom.

Denn ſwiggt wul, wat uns drapen,
Unſ' Wünſchen un unſ' Hapen,
Un wat uns drückt, wi föhlt dat ni!
Sünd't Sorgen we'n, ſünd't Leiden,
De Drom de mak't to Freuden
Un makt uns glücklich, ſtill un fri.

O Menſch, nu lat dat Sorgen
Un quäl di nich um morgen;
Js nümmer lang bit't Abendroth.
Un kannſt du ruhig beden, —
So gev di man tofreden,
So hett't wul ock mit di keen Noth!

Abendleed.

Ruhig is dat wille Leben,
Düster liggt de wide Feern,
Un dar baben öwer'n Heben
Blinkert all de lütten Steern.

Slapt un lat de bösen Sorgen!
Lat den Gram un lat de Thran,
Kummt dar eerst de nie Morgen,
Ward't mit Gott wul wider gahn.

Mennig een de geiht all slapen,
Slapen för en ewig Nacht, —
Deiht de Ogn ni wedder apen,
Ob he't noch so wenig dacht.

Süh, un kannst du't sülbn denn weten,
Ehr de Nacht vöröwer geiht,
Ob du nich ut't Leben reten?
Ob di nich dat Hart all steiht?

Dör' de grote Welt is Freden,
Lang vöröwer is de Dag,
Fohl de Hann: — dat's Tid to'm Beden;
Wat dar kamn mag, — gude Nacht!

Trost.

Aus dem Theaterstück: „En lütt Waisenkind".

Nich immer schient de Sünn un blaut de Heben
Un vun Bestand is nix op düsse Eer, —
Allns wesselt af un ännert sick in'n Leben,
Dat weer ock nümmer gut, wenn't anners weer!
Ahn' Unglück gifft't keen Glück, dartwischen steiht
Dat Schicksal, dat för beides sorgen deiht.

Frag man herum, du finnst dat allerwegen:
Dar is en Krüz för jedereen bestellt; —
Doch den dat gröttst' uns' Herrgott gifft to dregen,
De is't, vun den he jüst am meisten hölt!
Du awers nimm in Acht di vör de Schuld,
Hol ut — un dreg din Leid man in Geduld!

Keen Nacht so swart, dar kummt doch mal en Morgen!
Keen Sturm so wild, dat ward mal wedder still!
Lat du getrost den leewen Gott man sorgen,
Denn Segen is ja alles, wat he will!
Un weer ock noch so kummervull din Hart,
Dar kummt doch mal en Tid, wo't anners ward!

Un meenst du gar, din Gott harr di vergeten,
O, glöv dat ni! — He weet vun allns Bescheed! —
He gifft de lüttjen Vageln all ehr Eten,
Un gifft de lüttjen Blomen all ehr Kleed!
He sorgt för dat Geringste op de Eer,
Un di schull he vergeten? — Nümmermehr!



O, wo du kannst, dar drög de Thran!

O, wo du kannst, dar drög de Thran!
Du deist en Wark um Gotteslohn!
Un hest du Menschen Gudes da'n,
Se ward di't wul mal wedder do'n.

Wa mennig een geiht in sin Leid
Verlaten un alleen to Grunn,
Un harr doch mit en Kleenigkeit
Viellich sin Leben wedder wunn!

En gudes Wark, en warmes Hart
Js mehr als Gold un Edelsteen:
Un wenn ock gar keen Dank di ward,
Dat lohnt sick in sick sülbn alleen.

O, hölp din Broder, eh't to lat,
Un wes' mit Trost un Rath bereit.
Un denk daran, dat op de Strat
So mennig Brave betteln geiht.



Mit dieser Auswahl kleiner Lieder in plattdeutscher Sprache wollen wir uns begnügen; es wäre ein Leichtes, sie aus dem reichen Liederschatze unseres Dichters zu vermehren. Gar viele dieser Lieder sind auch in Musik gesetzt worden; ein Verzeichniß der hauptsächlichsten darunter mag hier angefügt werden:

1. **Fünf plattdeutsche Lieder** (Kennst du dat Land? — De Scheper op de Heiloh. — Din steernhellblauen Ogen. — Wit öwer de Heid, — Weegenleed), für eine Singstimme mit Clavierbegleitung von Claudius Serpenthien. Hamburg, August Cranz.
2. **Günd, achter de Blompütt,** für eine Singstimme mit Clavierbegleitung, von demselben. Hamburg und Kiel, Hugo Thiemer.
3. **In Schapstedt in't Weerthshus,** Lied aus dem Theaterstück „In Fritz Reuter sinen Gaard'n", für eine Singstimme mit Clavierbegleitung, von demselben. Kiel, Robert Streiber.
4. **Söben Ehl in Boddermelk,** Lied aus dem Theaterstück „In Fritz

Reuter sinen Gaard'n", für eine Singstimme mit Clavierbegleitung, von demselben. Kiel, Robert Streiber.

5. **Kennst du dat Land?** für vierstimmigen Männerchor, von demselben. Hamburg und Kiel, Hugo Thiemer.
6. **De Summer schient in all sin Pracht,** für vierstimmigen Männerchor, von demselben, ebendaselbst.
7. **Bodderhorn, sett di!** für vierstimmigen Männerchor, von demselben, ebendaselbst.
8. **Rutenkönig,** für vierstimmigen Männerchor, von demselben, ebendaselbst.
9. **Schlafe, süß' Liebchen mein!** für eine Singstimme mit Clavierbegleitung, von demselben. Hamburg, Jean Haring.
10. **Im Winter,** für eine Singstimme mit Clavierbegleitung, von demselben. Hamburg, ebendaselbst.
11. **So macht's der Ulan!** für eine Singstimme mit Clavierbegleitung, von demselben. Hamburg und Kiel, Hugo Thiemer.
12. **Es schwebt ein goldner Schmetterling,** für vierstimmigen Männerchor, von demselben. Kiel, Robert Streiber.
13. **Herr Melchior Rantzau** (Ballade), für eine Singstimme mit Clavierbegleitung, von demselben. Altona, Herkules Hinz.
14. **Sechs kleine plattdeutsche Lieder** (Vaderhus un Modersprak — Regen, Regen, rusch! — Vörjahr, — In'n Harst. — Mien Buerdeern! — Deern in'n Gaard'n), für eine Singstimme mit Clavierbegleitung, von Cornelius Gurlitt. Kiel, Robert Streiber.
15. **Sechs plattdeutsche Lieder** (Se sä'n, du weerst so schön un gut, — Wenn dat so keem, — Wat du mi büst, — In de Schummern, — Hartleevste min, — Günd, achter de Blompütt), für eine Singstimme mit Clavierbegleitung, von demselben. Kiel, ebendaselbst.
16. **Du!** für eine Singstimme (hohe oder tiefe) mit Clavierbegleitung, von L. Friedr. Witt. Hamburg, Schuberth.
17. **Nicht länger laß mich wähnen!** für eine Singstimme (hohe oder tiefe) mit Clavierbegleitung, von demselben. Hamburg, ebendaselbst.
18. **Schlaf' ein, mein Lieb, in Frieden!** für eine Singstimme (Sopran oder mittlere Stimme) mit Clavierbegleitung, von demselben. Hamburg, ebendaselbst.
19. **Gude Nacht!** für vierstimmigen Männerchor, von demselben. Hamburg, ebendaselbst.
20. **Du lütte Deern so lilgenwitt,** für eine Singstimme mit Clavierbegleitung, von Dr. Fr. Dörr. Hamburg, Lehmann.
21. **Gude Nacht!** für eine Singstimme mit Clavierbegleitung, von demselben, ebendaselbst.
22. **The distant cottage** (Ich weiß wohl fern ein liebes Haus), für eine Singstimme mit Clavierbegleitung, von Paul Semmler. London, Dalcorn.
23. **In de Schummern,** für eine Singstimme mit Clavierbegleitung, von Emanuel Baldamus. Kiel, Robert Streiber.

24. **In de Schummern,** für vierstimmigen Männerchor, von demselben. Kiel, Robert Streiber.
25. **Kennst Du dat Land?** für vierstimmigen Männerchor, von demselben. Kiel, ebendaselbst.
26. **O, du min Blom, so rosenroth!** für vierstimmigen Männerchor, von demselben. Kiel, ebendaselbst.
27. **O, du min Blom, so rosenroth!** für eine Singstimme mit Clavierbegleitung, von demselben. Kiel, ebendaselbst.
28. **Begrüßungslied,** für vierstimmigen Männerchor, von demselben. Kiel, ebendaselbst.
29. **Die Sterne,** für vierstimmigen Männerchor, von demselben. Kiel, ebendaselbst.
30. **Du schöner Wald!** für vierstimmigen Männerchor, von demselben. Kiel, ebendaselbst.
31. **Laterne! Laterne!** (für Kinder) für eine und zwei Singstimmen arrangirt, von demselben. Kiel, ebendaselbst.
32. **Schlaf' ein, mein Lieb, in Frieden!** für vierstimmigen Männerchor, von Eduard Schilling. Kiel, ebendaselbst.
33. **In de Schummern,** für eine Singstimme mit Clavierbegleitung, von Fritz Becker. Schwerin, G. Hartmann.
34. **O, Mondenschein!** für vierstimmigen Männerchor, von C. W. Prase. Kiel, Robert Streiber.
35. **Abendleed,** („Ruhig is dat wille Leben") für vierstimmigen Männerchor, von demselben. Kiel, ebendaselbst.
36. **O, klage nicht, o, zage nicht!** für vierstimmigen Männerchor, von demselben. Kiel, ebendaselbst.
37. **Gude Nacht! mit Rosen un Nelken bedacht!** für vierstimmigen Männerchor, von demselben. Kiel, ebendaselbst.
38. **Gute Nacht!** für vierst. Männerchor, von demselben. Kiel, ebendaselbst.
39. **Hartleevste min, so still un schön!** für vierstimmigen Männerchor, von demselben. Kiel, ebendaselbst.
40. **Mit den Blumen möcht' ich sprechen,** für vierstimmigen Männerchor mit Tenorsolo, von demselben. Kiel, ebendaselbst.
41. **Günd achter de Blompütt,** für vierst. Männerchor, von Heinrich Röhren. Kiel, ebendaselbst.
42. **Süß' Empfinden,** für vierstimmigen Männerchor, von Carl Meyer. Kiel, ebendaselbst.
43. **Ich hab' in's Auge dir gesehen,** für vierstimmigen Männerchor, von demselben. Kiel, ebendaselbst.
44. **Deutsches Matrosenlied,** für Tenorsolo und vierstimmigen Männerchor mit Orchester- und Pianofortebegleitung, von demselben. Leipzig, Robert Forberg.
45. **Anjust kam und sah und siegte** (aus dem Schwank „To Termin"), für eine Singstimme mit Clavier- oder Orchesterbegleitung, von demselben. Kiel. Robert Streiber.

46. **Für so'n Walzer, wie kloppt mir das Herz in der Brust!** (aus dem Schwank „To Termin"), Duett mit Clavier- oder Orchesterbegleitung, von demselben. Kiel, ebendaselbst.
47. **Im Herzen,** für vierstimmigen Männerchor, von Josef Kapitain. Kiel, ebendaselbst.
48. **Rich ümmer schient de Sünn un blaut de Heben,** Lied für eine Singstimme mit Clavierbegleitung aus dem Volksstück „En lütt Waisenkind", von Emanuel Baldamus. Kiel, ebendaselbst.
49. **Drei plattdeutsche Gedichte** (Wat du mi büst, — Hartleevste min, — In de Wisch), für eine Singstimme (hohe und tiefe) mit Pianofortebegleitung, von Léon Jessel. Bremen, Edition Pranger und Meier. —

Und nun noch ein paar Proben von Gedichten Johann Meyer's, die zu jenen kleinen sangbaren Liedern zwar nicht gehören, aber doch innerhalb des Bereiches der lyrischen Poesie liegen und als echte Perlen dieser Dichtungsart volle Berücksichtigung gerade hier verdienen.

Frühling!

1871.

O, Frühling! Frühling! welche Pracht,
Die nun dem Aug' entgegenlacht!
Nach hartem Kampf und schwerer Zeit
Auf Erden, welche Herrlichkeit!
Du Paradies für groß und klein,
Nun sollst du meine Freude sein!

So war es nicht das letzte Mal,
Da zog dir über Berg und Thal
Gewitterschwüle still voraus
Und bracht' die Sorge Haus bei Haus
Um Weib und Kind, um Hab und Gut, —
Wer hatte da zur Freude Muth?

Nun lieg ich unter'm Apfelbaum,
Und alles ist mir wie ein Traum,
Ein kurzer Traum, darüber heut'
Der goldne Tag die Blüthen streut.
Wie konnt' es doch so schnell gescheh'n?
O, welch ein fröhlich Wiedersehn!

Sei mir gegrüßt viel' tausend Mal
Mit deinen Freuden ohne Zahl!
Im Maiengrün und Sonnengold,
Wie lächelst du so wonnehold!
Wie füllest du die Seele ganz
Mit deiner Schönheit Pracht und Glanz!

Und Lieder, Lieder überall
Und Liebeslust und Jubelschall!
Kann das die Erde schon verleih'n,
Wie muß es schön im Himmel sein!
Es ist, als wär' es Ostern heut'
Und nichts als Auferstehungsfreud'.

Du machst ja auch den Hügel grün
Und läßt darauf die Blumen blüh'n,
Daß sie uns bringen Trost im Leid,
Es währt ja alles seine Zeit,
Und jede kleine Blume spricht:
Ich soll dich grüßen, — weine nicht!

O, Frühling! Frühling! welche Zeit
Voll Trost und Hoffnung, Fried und Freud!
Noch ist mir alles wie ein Traum,
Hier unter'm Baum voll Blüthenschaum
Hab ich dein erstes Grün geküßt,
Sei mir gegrüßt! sei mir gegrüßt!

Und gehst auch du nach kurzer Frist,
Es bleibt ja keiner, wo er ist;
Unwandelbar ist Gott allein; —
Wir werden wie die Blumen sein,
Wie Blumen werden wir vergeh'n
Und wie die Blumen aufersteh'n!

Der Liebe Stätte.

Sag' an, mein Lied zum Saitenspiel,
Das schon von Lieb' erklang so viel,
Wo denn die Liebe wohnet
Und thronet.

Allüberall in der Natur
Wohnt sie auf jeder Blüthenflur
Im kleinen Heiligthume
Der Blume.

Sie wohnt, wo Philomele schlägt,
Und wo der Zweig ein Nestlein trägt,
Wo Blatt und Blüth' sich grüßen
Und küssen.

Sie wohnt, wo ward auf dieser Erd',
Was Odem hat, ein Platz gewährt,
Daß ihre süße Gabe
Es labe.

Sie wohnet, wo bei dunkler Nacht
Hoch oben strahlt des Himmels Pracht,
Weit, weit in blauer Ferne
Der Sterne.

Im Auge wohnt sie hell und rein,
Oft golden, wie der Sonne Schein,
Oft unter stillem Sehnen
Der Thränen.

So hat die Lieb' ihr Haus erbaut
Allüberall, wohin man schaut,
Und hat auf jeder Stätte
Ihr Bette.

Und eh' du dir es recht bewußt
So weilet sie mit süßer Lust,
Mit leisen Wehmuthsschmerzen
Im Herzen!

Mondschein-Abend.

Alle Müden
Ruh'n in Frieden,
Und das All umschwebt der Traum.
An des Himmels blauem Bogen
Kommt der Mond dahergezogen
Durch der Wolke Silbersaum.

Tausend Sterne
Aus der Ferne
Senden ihren Silberstrahl;
Freundlich grüßen sie die Erde,
Daß ihr sanfter Schlummer werde
Nach des Tages Müh und Qual.

Ambradüfte
Fächeln Lüfte,
Wo Violen schimmernd glüh'n,
Wo aus weiter Himmelsferne
Hier der Mond und dort die Sterne
Blinkend durch der Blätter Grün.

Nebel wallen,
Thränen fallen,
Die der Himmel weint vor Lust, —
Bis zum hellen Morgen hangen,
Von der Blume aufgefangen,
Schimmernd sie an ihrer Brust.

Flüsternd neigen
Auf den Zweigen
Sich im Traum die Vögelein,
Zu des Friedens Stille schallen
Melodie'n der Nachtigallen
Fern her aus dem dunklen Hain.

Hier im Traume,
Unterm Baume,
Melancholisch-süße Nacht,
Laß mich schwärmen dir am Herzen, —
Mit dem Morgen sind die Schmerzen,
Ist die Sorge neu erwacht! —



Nachtlied.

Süße Stille
Bringt die müde Welt zur Ruh;
Schläft sie sanft nach Kindes Weise,
Kommt die Nacht und deckt sie leise
Mit der Hülle
Ihres Sternenmantels zu.

Näh' und Ferne
Träumen bis der Morgen lacht.
Schlumm're nur; — dir darf nicht bangen,
Liebe hält die Welt umfangen,
Und die Sterne,
Gottes Augen, halten Wacht.

Und sie flimmern
Still, soweit der Himmel blaut. —
Nachtigall im dunklen Haine
Singt ihr Lied der Welt alleine.
Blumen schimmern
Bleicher, von der Nacht bethaut.

Thränen perlen
Funkelnd durch die Gräser hin.
Flüsternd rauscht des Bächleins Welle,
Kräuselnd sich in Mondeshelle,
Und die Erlen
Tauchen leis' ihr Grün darin.

Blätter rauschen,
Wenn des Windes Hauch sie weckt.
Süße Düfte rings entsteigen
Blumen, die im Traum sich neigen,
Und es lauschen
Vöglein überall versteckt.

Engel schweben
Singend durch den stillen Raum.
Wo ein Aug' noch weinen sollte,
Wo ein Herz noch grollen wollte,
O, da geben
Ruh' und Frieden sie im Traum.

Müh' und Sorgen
Nährt das Herz in seinem Wahn.
Sollt' der Tag mir nicht mehr glühen,
Herr, so laß mich selig ziehen
Durch den Morgen
Mit den Engeln himmelan!



Abendfeier.

Alles ruht geheime Weise;
Und der Abend senkt die Flügel
Von der Ferne blauem Hügel
Engelleise
Hinab ins Thal.

Wolken glüh'n in dunkler Röthe,
Nebeldampf umwallt die Felder;
Fern durchhallet dunkle Wälder
Das Geflöte
Der Nachtigall.

Schöner Abend, laß mich schlürfen
Deiner Andacht Seelenweide!
Laß, o laß mich ganz die Freude
Hauchen dürfen,
Die dich umschwebt!

Ja, du winkst zum Himmelstraume!
Wenn Violen duftend schimmern;
Weiß' und rothe Blüthen flimmern
Auf dem Baume,
Der rauschend bebt.

Nahest du auf Zephyrwellen,
O, wer könnte heim noch weilen?!
Auf die Fluren muß ich eilen,
Mich gesellen
Zur dunklen Nacht.

Hell wird dann der Blick, der trübe;
Glaube dann des Herzens Wähnen,
Nieder knie' ich, opf're Thränen
Gottes Liebe
Und seiner Pracht.

Seiner Pracht — im Blumenschimmer,
In der Erde grünem Schleier;
In des Frühlings Abendfeier,
Wie im Flimmer
Der Sternenbahn.

Seiner Lieb, der ewig reinen, —
Daß zur Prüfungszeit gegeben
Mir dies schöne Erdenleben,
Daß ich — weinen
Und — beten kann.



Kiel.

Zum Delegirtentage der alten schlesw.-holst. Kampfgenossen am 2. Juli 1889.

Nun prangst du wieder! — Schimmerndes Buchengrün
Schmückt dir die Locken, — und dir am Busen glänzt
Dein blau Juwel im Gold der Sonne,
Liebliche Stadt du des Holstenlandes!

Und heut' ist's Sonntag! — Süßer Syringenduft
Und Blüthenschnee, — und Amsel und Finkenschlag
In Hag und Gärten! Und der Lerche
Jubelnde Lieder ob Feld und Wiesen!

Und wo dazwischen wonniger Liebe voll
Ein lauschig Plätzchen, schmettert die Nachtigall,
Und jung und alt verläßt die Schwelle
Lastender Sorge, sich deiner freuend.

Wohin des Weges? — Felder- und Wälderpracht
Nach allen Seiten! — Rauschender Wellen Spiel
An deinem Strande! — Frohe Menschen
Hüben und drüben und allenthalben!

Doch wo's am schönsten, nicht in dem Ringe ist's,
Wo pulst dein Herzblut, wenn in geschäft'ger Hast
Bewegt die Hand sich deines Fleißes,
Wirres Geräusch dich erfüllt des Tages.

Von Viehburgs Höhen schön aus dem jungen Wald
Auf dich die Fernsicht, wenn du zu Füßen uns
Aus mattem Duft mit deinen Thürmen
Lugst und dem silbernen Meeresstreifen!

Noch schöner aber, wo in die See hinaus
Von deinen Füßen führt uns der glatte Pfad,
Und rechts und links die grünen Höhen
Freundliche Grüße herüberwinken.

Hier Bellevue, — Alt-Heikendorf weiterhin, —
Dann Holtenau, — und weiter noch Friedrichsort, —
Und dann Laboe — und dann unendlich
Weiter und weiter des Meeres Schimmer!

Und eine Perle ländlichen Reizes auch
Seitab die Landschaft, wo der Schwentine Thal
Sich bis nach Preetz erstreckt, und Rastorff's
Liebliche Nixe herunterplätschert!

Seitab die Landschaft, wo den Kanal bekränzt
Die Buchenwaldung, — Knoop uns im Schatten winkt
Und über Schilf und Wasserrosen
Gold'ne Libellen die Fluth umschwirren!

Bald wohl noch schöner, wenn erst von Meer zu Meer
Die Wasser fluthen, und wo die Gärten blüh'n
Und Saaten wogen, leisen Fluges
Mächtige Panzer vorübergleiten!

Doch allzu fern nicht schweife der frohe Blick!
Noch eine Perle schmückt dich, geliebte Stadt,
Wie schöner kaum auf weiter Erde
Eine das schäumende Meer geboren!

Das Waldgelände mein' ich im Villenschmuck,
Von dir gen Norden bis an die Bucht der Wik, —
Dein Düsternbrook, um dessen Schöne
Städte der herrlichsten Pracht dich neiden!

Mir in Erinn'rung grünet ein Frühlingstag,
So schön wie dieser, da aus dem frischen Wald
Am Morgen das Gefährt den Kaiser
Trug durch die sonnigen Roggenfelder. —

Bald dumpf herüber hallte der ferne Schuß, —
Gescheh'n die Weihe! — Und in die Stadt zurück
Trug ihn das Schiff, — und unvergeßlich
Bleibt uns im Herzen, was wir gesehen!

Dann Weh' und Trübsal! — und in der Brust das Leid
Auch dir, mein Kiel, und thränenumdunkelt dir
Das sonst so helle Aug' der Freude!
Ach, wie soviel in dem einen Jahre

Verlor Alldeutschland! — — Aber dieselbe Hand,
Die schlägt und beugt uns, richtet uns wieder auf, —
Und nach dem Schmerz die neue Freude,
Rosenbekränzt und mit vollen Händen!

Zwei Kaiser starben, — aber es ließ uns Gott
Zwei Kaisersöhne! — Brüder, die muthbeseelt
In voller Kraft und Jugendfrische
Reichten dem trauernden Volk die Hände!

Und zweimal schon erblickte dein Auge hier
Den neuen Kaiser! — Und wo dein theurer Prinz
Sein Heim begründet, Glück und Freude
Ließen die Götter darauf hernieder!

Und nun das Jahr ging, welchem das dunkle Kleid
Umhing die Trauer, — schmückt dich ein neu Gewand,
Smaragdengrün, durchwirkt mit Blumen,
Liebliche Stadt du im Holstenlande!

Und so empfängst du heute, gar froh bewegt,
Die alten Kämpen, welche mit dir voran
Einst für das Recht des schönen Landes
Muthig, die Ersten, das Schwert gezogen!

Mir in Erinnerung grünet ein Frühlingstag,
Wo durch das Land hin brauste der Freiheit Ruf, —
Und in der Märznacht schwarz-roth-golden
Aufging die leuchtende Wunderblume!

Frei Schleswig-Holstein! — Herrlichst in ihrer Pracht
Alldeutschlands Größe! — Blühend du schöne Stadt!
Und ob des alten Schlosses Zinnen
Rauschet der Adler der Hohenzollern!



Auf dieses schöne Gedicht glaube ich besonders hinweisen zu müssen. Es ist der Zeit nach das zweite der drei Gedichte, die unser Freund seinem lieben Kiel gewidmet hat. Das erste ist eine umfangreiche Dichtung nach Art des Schiller'schen „Spazierganges" und wie dieser in Distichen verfaßt. Das dritte, „Frau Kilia am Ostseestrand", das erst in neuerer Zeit entstand und hauptsächlich zu dem Zwecke gedichtet wurde, daß es gesungen werde, haben meine Leser schon Seite 26 kennen gelernt. Von diesen drei Dichtungen dürfte der hier wiedergegebene Lobgesang „Kiel" den höchsten ästhetischen Werth haben; wohl noch nie ist der alten holsteinischen Musenstadt ein schöneres Lied gesungen worden.

Min Dörp.

Min Dörp, min Dörp in wide Feern,
Mank Blom un gröne Böm.
Wa mag ick noch so geern, so geern,
So geern mal vun di drömn.
So geern en trulich Wort di seggn,
Wa du mi leev un rar, —
Denn ach, dat Sehn'n un ach, dat Lengn,
Dat makt dat Hart so swar!

Wa leegst du dar in'n deepen Grund
Mank Eschen un mank Lindn,
Wa weern de Hüser smuck un bunt
Vun buten un vun binn,
Un denn dat Hus, dat unse weer, —
Wo Obbe op de Del
Mit Moder mi dat Lopen lehr,
Un Vader mit mi spel!

Un vör de Döhr de ole Bom,
De Grasplatz, de so grön,
Un denn de Hoff vull Büsch un Blom,
Wa weer he smuck un schön!
Un denn de Sot, — un achtern Stall
De Hoppen öwer'n Tun, —
Un denn de Ellhorn, wo in'n Wall
Wi Kinner Hüser bu'n!

Wa weer so smuck de gröne Wisch,
Wo still de Möhlnbek leep,
Un wo dar ut de Ellernbüsch
De Kukuk lach un reep!

Un op de Höchd', de Koppeln lank,
Den Fotstig dör dat Korn,
Dar bruſt de Rogg ſo hoch un blank
Uns Görn bit an de Ohrn.

Dar ſtreeken wi, dar heeln wie Rau,
Dar ſpeln wi, als to Hus,
Un plöcken Blom uns, roth un blau,
Un bundn ſe uns to'n Struß,
Dar wuſſen Brummbein, ſwart un brun,
Un Erdbein, roth und ſöt,
Dar ſöchen wi herum in'n Tun
Na Neſter un na Nöt.

Un Sündagmorgns, wa weer dat ſchön!
Denn ſtunn ick an de Plank,
Dar kunn ick öwer'n Karkhoff ſehn,
Dar kemn de Lüd hinlank.
Un wenn in'n Thorn de Klocken klungn,
Dat leet ſo nett vun feern.
Un wenn tonöſt de Orgel gung, —
Wa hör ick't doch ſo geern!

Un abends, ſchien de Mand ſo ſtill,
Un togn de Wolken ſacht,
Denn ſpeln un ſprungn wi op'n Knüll
Biſchurns bit in de Nacht;
Un in de Feern, den Redder dal,
Verlaten un alleen,
Dar ſlog de lüttje Nachdigal
Un ſeet in'n Buſch to ween'n.

Wo is ſe hin, de ſchöne Tid?
Wo ſünd wi Kinner bleb'n?
Ach, in de Welt, ſo fremd un wit,
All lang vunanner drebn!
Un mennig een, de damals ſprung,
Kummt nümmer, nümmermehr; —
Se hebbt to Rau em buten‿ſungn
Un todeckt in de Eer.

Un mi, — — mi lopt de Thran hindal;
Dat weer dar doch ſo ſchön!
Mi düch, ick hör de Nachtigal
Un kunn den Karkhoff ſehn!
Mi düch, ick ſeeg dat Hus, — den Bom —
Un hör de Klocken gahn!
Ach ne! — dat weer ja blots en Drom,
Den ick mi köff mit Thran!

An den Vullmacht sin Fru!

Herrje! wa geihst du stramm verbi
Un kennst mi gar ni mehr?
Lop du man to! — wat kümmer't mi?
Dat bringt di doch keen Ehr!
Ick weet darum doch, wat ick weet,
Un segg dat apen hin,
Un wenn din Mann ock Vullmacht heet,
Un du Fru Vullmachtin!

Du weetst wul doch, dat wi als Görn
Tohopen jümmers weern?
Dat ick en krallen Jung tovörn,
Un du en kralle Deern?
Un weetst du noch, — dat Hus in'n Wall?
Un weetst noch? ick un du,
Wi wahn'n darin un harrn uns all,
Als weern wi Mann un Fru.

Un weetst du noch, als in de Schol
Persepter op de Bank
Di mal gehörig wackeln wull?
Dar smeet ick mi darmank
Un neehm för di de Prügels an;
Un weetst du noch, wa vel?! —
De Jungs un Deerns, de seegn sick an
Un dachen wul ehr Deel.

Un weetst du noch, als nöften wi
Tohop na'n Preester gingn?
Daröwer leet vun di un mi
En smuckes Leed sick singn! —
Un weetst du noch? de Nawers meen'n
Dat weer doch Unrecht ebn,
Dat unse Oln dat still ansehn
Un leeten uns betebn.

Un weetst du noch to Jott un Beer,
Wer jümmers na di söch?
Un wenn to Enn de Hopphei weer,
Wer denn na Hus di bröch?
Un weetst du noch? wa denn ni ful
De Wiwer röhrn de Snut
Un slepen uns herum in't Mul
Als Brüdigam un Brut?

Un weetst du noch? ick wurr Suldat,
Dar muss ick fort in'n Krieg,
Un weetst du noch? dar op de Strat? —
Wa weenst du bitterlich!
Dat weer en Tid in Sus un Brus! —
Un als to Enn de Strit
Un als ick wedder keem to Hus,
Harrst du — — — den Vullmacht friet!



Lüttj' Köksch.

Süh dar! lüttj' Köksch! dat is vun't Slag!
Der Deuscher hal, wa is't en Deern!
En Deern, dat di de Ogen lacht!
Neeg bi so gut, als in de Feern.
Wat scheert mi all de Fräuleins dar,
De finen Pöpp, den vörnehmn Kram;
So'n lüttje Köksch, de nimmt't förwahr
Doch op mit alle Dam!

Se driggt di Tüffeln an de Föt,
Dat man sick spegeln kann darin;
Se driggt en Rock vun Egenreed,
En Platen vun dat wittste Linn!
Se driggt en Mütz vun Gold so blank,
Un mit en rode Sleuf deran,
Un denn en Spenser knepsch un slank,
Nu süh doch blots mal an!

Wa hett se Flechten in de Haar!
Wa hett se'n Mund, so kassbeinroth!
Wa hett se Ogn, so brun un klar!
Wa hett se'n Farv, als Melk un Blot!
Wa hett se Arms, so dick un drall!
Wa is se leevlich antosehn!
Wa is se plummig, krus un krall!
Un ach, — wat hett se Been!

Kunn'ck de mal küssen, — o, wa geern!
De mutt ja rein als Honnig we'n;
Dar kummt se just, — ick will't probeern,
Wat is darbi? — ick will ehr bedn.
Gudn Dag, lüttj' Köksch! — wat meenst, min Kind,
Wenn'ck di en blanken Daler bo',
Geevst du mi wul en Kuss geswind? —
Mi dünkt, dat gung, — man to!

Se kiekt mi an, — se steiht un lacht,
Als wull se seggn: du Döskopp, kumm!
Se deiht't! — se deiht't! — dat harr'ck ni dacht;
Na denn man los! — — ick fat ehr um;
Smatsch! — harr'ck 'n weg! — de brenn! o, o!
Wat meenst, en Kuß? — ick dumme Narr!
En Mulschell weer't! — un noch darto
Een, de sick wuschen harr!

Herr Paster sin Lise.

Herr Paster sin Lise — ach, Jung, wat en Deern!
Twee Ogen — ick segg di, so hell, als de Steern,
So blau, als de Heben, un deep, als en Sot,
Un de dar man 'rinkiekt, hett seker sin Noth!

O, o wat en Kopp! als en Engel so schön!
Keen Blom kann dar smucker un leevlicher blöhn!
Un Lucken darum, als Kastanjen so brun,
Un krus, als en Hoppenrank, buten in'n Tun!

Herr Paster sin Lise — ach Jung wat en Deern!
Ick wull man, du sehst se, — du schullst di verfeern!
Ick wull man, du hörst se, — dat schull di mal smö'n,
Keen Nachdigal singt dar so lisen un schön!

Un kummt in de Kark se des Sünndags herin,
Wer kiekt ni bischurns öwer't Psalmbok mal hin?!
Un predigt tonösten vun'n Himmel de Ol,
Wer denkt ni bischurns an den Engel in'n Stohl?!

Herr Paster sin Lise, — ach, Jung, wat en Deern!
Un weerst du en Deuwel, se kunn di bekehrn!
Un meent ock de Lüd all, du geihst wol to Grund,
Herr Paster sin Lise, de makt di gesund!

Se swevt, als en Wulk, un se flüggt als en Reh!
Is roth, als en Ros', un so witt, als de Snee!
Keen Bild is dar smucker, un smucker keen Brut!
Keen Kind is dar beter, so fram un so gut!

Min Vader un Moder sitt beid op Verlehn,
Un ick schall en Fru nehmn — un weet ni, wakeen? —
Herr Paster sin Lise, — ach, Jung, wat en Deern!
Un wull se man, — deh ick't, wa geern! o, wa geern!

En Lüttjen un'n Glas Beer.

Ja, twee un dree, dat lat ick gahn,
Un veer kann ock wul noch bestahn,
Doch jo ni mehr als veer.
Du löfst dat ni, wa gau dat geiht,
Dat di en fixen Wischer dreiht
En Lüttjen un'n Glas Beer.

Ick kenn so een, den kannst du sehn
Vun morgns bit abnds in'n Krog alleen,
Dar hett he sin Plaseer,
Dar fullenzt he den ganzen Dag,
Un jümmers geiht dat Slag för Slag:
„En Lüttjen un'n Glas Beer!"

Wa is de Näs' em kopperroth!
Wa lunkig un vull Bul'n de Hot!
Wa wackelt he verdweer!
Sin Tüg, — de Palten hangt daran,
Dat scheert em all nix, hett he man
En Lüttjen un'n Glas Beer.

He hett all mennig leewes mal,
Smeet em toletzt de Köm hendal,
Herumkleit op de Eer.
So kummt vör'n Hund de beste Mann,
Wat doch nich allens maken kann
En Lüttjen un'n Glas Beer!

To Hus, dar spelt he kasperat,
Smitt Pütt un Schötteln op de Strat
Un geiht darbi to Kehr,
Als boller en Gewitter los,
Un dochen deiht dat allns man blots
En Lüttjen un'n Glas Beer.

An't Prügeln is he all gewohnt,
Un geiht dat ock mal scheev un lohnt't
Bischuerns düchtig Smeer,
Sin tweien Füst, sin dicke Snut,
De makt em nöften wedder gut
En Lüttjen un'n Glas Beer.

Bi den is alle Mögd' verlarn,
Sin Schaden un sin Fell vull Narn
Gevt dochen em keen Lehr;
Wa dull he't makt, wa dull he't drifft,
Sien eenzig Wahlspruch is un blifft:
En Lüttjen un'n Glas Beer.

Dar liggt he nu un slöppt in'n Tun,
Wa is he wedder dick un dun!
De drinkt vundag keen mehr.
Mal still! — he snackt, — wat sä he dar?
Dat ole Swin! — he brumm förwahr:
„En Lüttjen — un'n — Glas Beer!“

Kattenjammer.

Br! br! wa bün ick jämmerlich!
Wa dösig un wa dämmerlich!
Wa deiht de Kopp mi weh!
Weer güstern ni de Kinnerbeer? — —
Bi all min Ehr! ick weet't ni mehr,
Wadennig un wasück dat weer.
O, Je!

Dat's recht! — ick mutt mi man besinn,
De Frunslüd snacken mi mit rin, —
Ick Esel, dat ick't deh!
Vel leewer in en Sack vull Dun,
Vel leewer mank de Imm in'n Tun,
Als mank en Swarm vun so vel Fru'n!
O, Je!

Se harrn man so ehrn Spaß mit mi
Un sopen ut Plaseer dabi
Den Köm, als weer dat Thee!
Se kemn ock jümmers na mi 'ran
Und stötten jümmers mit mi an
Un schreegn: drink ut, drink ut, Johann!
O, Je!

O, Je! wa kreeg ick dar en Brand!
Ick sack in'n Dutten an de Wand
Un knickel in de Knee.
Nöst heff ick stöhnt un prußt un speg'n —
Un als en Swien in'n Misten leg'n, —
Un wat för'n Kater heff ick kreeg'n!
O, Je!

Ick mag ni lebn un kann ni starbn!
Dat schütt als Für mi dör de Darm,
Als wenn en Mess drin snee'!
Un wa mi't vör de Ogen flüggt!
Un wa mi't dör' de Brägen tüggt!
Un wa mi't in de Knaken liggt!
O, Je!

Den Hals verdrögt, de Tung verdorbn!
Ick krümm mi, als en Regenwurm,
Un allens deiht mi weh!
Nu bring mi man en Soltenhär'n,
Un hal en Buddel Solterbeern,
Sunst kann ick mi ni länger wehr'n!
O, Je!

Snider.

Nu kiek mi mal den Snider an,
Wa so'n Hans-Quast sick maken kann!
Hüpp, hüpp! wipp, wipp! flink, als en Rick,
So putzig springt dar sülbn keen Zick;
Wa krus un krall, wa pük un keck!
Nu kiek mi mal den Meister Meck!

Manschetten, Halsbinn, Dok un Rock
Un Hannschen, Uhrked', Hot un Stock,
Un Stewelu, Linntüg, West un Büx
Js allns in'n allerbesten Wix;
Vun ünnern rop bit babn na'n Hot
De ganze Kerl na de Mod.

Dar günnert bi den Sickretär,
Dar sitt de Döchtern vör de Döhr;
Fui Deuwel! — dat is ewig Schad!
Dar brüggt se jüst en nie Strat;
Gesperrt!! — — keen Snider sperrt man ni,
En Snider hüppt bi allns verbi!

He mutt dar hin, se möt em sehn;
De bunte Büx, de smucken Been,
De krusen Haar, den glatten Rock,
De Uhrked' un den blanken Stock;
He dreiht den Steert, he smitt de Been,
He mutt dar hin! — se möt em sehn!

Wat scheert en Snider ock de Strat?
En Snider denkt man an sin Staat;
Un is dar 'n Deern, — un süht he't man,
So spelt de Snider Don Schuan;
Un denn? — na denn is nix to dull,
Wat nicht en Snider wagen schull!

Süh, süh! — nu dreiht he jüst hinlak,
De Deerns de kichert op de Bank; —
He krellt den Bart, he schult um Eck

Un hüppt dar langs, — meck, meck! — meck, meck! —
Süh dar! nu is he lik darvör,
Jüst vör den Sickretär sin Döhr!

Ei, dat dar ock de Strat so slecht!
Dar liggt en Steen jüst lik in'n Weg;
He snöckert; — — dat de Deuwel di!
He fallt! — — perdautz! — nu is't verbi!
Dar liegt he! — — de verdammte Steen!
Knack! — säh de Bür — un reet vuneen!

Hans-Narr.

Dar geiht he hin, — de Strat hendal;
Jck kenn em noch als Jung,
Wo mank de Flicken mennigmal
Dat Hemd herut em hung.
Wa hett de Bengel sick in Wix
Vundag all wedder smeten!
Un „Lebensart! Hemd ut de Büx!"
Dat hett he lang vergeten.

Smeerleddern Steweln, — ei, bewahr!
De kennt he gar ni mehr;
Wixleddern sünd sogar to swar,
Lakeerte möt dar her;
Un smit se Fohln, — der Deuscher hal!
He kann de Schosters rüffeln!
Un slarr doch fröher mennigmal
Barfot in hölten Tüffeln.

Wa katerbunt, wa sünnschienhell
De Büx, — wa stramm un schön!
Dat lett ja, als en Slangenfell
Um Swewelstickenbeen!
Un denn de Strippen nerrn an'n Rand!
Ja, wenn de Strippen reeten,
Denn gung de Büx bit't Strümpenband
Un würr en „Kneebüx" heeten.

De Steertrock redig himmelblau,
Un Knöp vun't golden Slag;
Un denn Manschetten an de Mau,
En halben Fot för'n Dag;
Un achter ut den Steert herut
Wul öwer'n Ehl de Slippen
Vun't Taschendok, he kunn se gut
In't Rünnsteenwater stippen.

Sin lange Snurrbart gneterswatt
Un ganz in'n Slängel dreiht;
Sin Haar vun Ölig blank un glatt
Dat krüdrig rüken deiht;
Vull bunte Blom de siden West,
Un Vadermörderspitzen,
Noch scharper as en Slachtermess,
Se kunn de Näs' em ritzen!

Un denn de Hannschen — hunnblomgehl!
Un denn den Quast an'n Stock;
Un denn de Ked', — dar feilt nich vel,
So wiest he ock de Klock!
Un denn dat Glas an'n siden Band,
Dat he di brukt to kieken;
De Kerl hört in'n Adelsstand
Un söcht noch dar sin's Liken!

Nu süh, nu süh, wa he sick dreiht
Un wackelt mit'n Steert!
Un dochen, als he geiht un steiht
För mi — keen Penning werth!
Ne, wat en Papagei, Herrje!
Vun Koppen bit to Föten!
Dar bögt he in de Linnallee,
Nu möt wi uns bemöten.

Wat de wul is? — dat wüss ick geern;
Man sacht! – hier achter'n Bom
Verstek ick mi un will't probeern
Un frag em dör' de Blom.
Meck, meck! — meck, meck! — he kiekt sick um;
Meck, meck! — nu hüppt he wider; —
Wat geld de Wett?! — tein Daler! — kumm!
De Bengel is — — en Snider.



Regen!

Br! Regen, Regen, nix als Regen,
Dat is ock dochen rein to dull!
Plitsch platschen blank! un allerwegen
De Graben un de Gröben vull.

Dat löppt un hört nich op to lopen,
Un gütt dar als mit Ammern dal!
Als schrobben se mal alltohopen
Dar babn den groten Himmelssaal.

Wa deep dat wul in'n Grund mag trecken,
So'n Fuchtigkeit? — ick löv binah,
Nah dissen fang't all an to lecken
Op Gündsit, in Amerika.

Man palscht ja, als en Fisch in't Water,
Mit 't warme Blot is't rein verbi;
Jck bünn to Moth, als harr 'ck en Kater,
So waterig, — wa geiht 't mit di?

Kannst du dar noch de Warm bi holen?
Du gungst ja jümmers dör' de Mur,
De Jungn hebbt beter, als wi Olen,
Bi so en Wedder Däg un Dur.

Doh mi'n Gefalln! — ick will di't laben,
Dat ick di mal een wedder doh, —
Dar is gewiss wat twei dar baben,
Lop rop un stopp de Löcker to!



Schöpfungen lyrischen Charakters sind auch die zahlreichen Gelegenheitsgedichte, die Johann Meyer zum Verfasser haben, dafür spricht vor allem ihr Inhalt mit seiner voll überströmenden Gefühlspoesie und seinen innigen Gemüthsbewegungen. Wie productiv unser Dichter gerade hierin ist und wieviel Schönes er in dieser Dichtungsgattung geleistet hat, ist schon einmal von mir nach Gebühr hervorgehoben worden. Einer seiner gründlichsten Kenner und wärmsten Anhänger, Herr Rector Enking in Kiel, sagte einmal in einer ausführlichen Besprechung der Werke Johann Meyer's im „Kieler Tageblatt“ (Nr. 152 und 153 vom 1. und 2. Juli 1888), daß in Gelegenheitsgedichten kaum einer, wenn nicht Goethe, der bekanntlich von einem jeden lyrischen Gedichte verlangte, daß es ein Gelegenheitsgedicht sei, mehr und Vorzüglicheres geleistet habe als Johann Meyer. „Mit glücklichem Erfolge“, heißt es dann weiter, „weiß er die gelegentlichen Veranlassungen und Begebenheiten jedesmal so recht in ihren Brennpunkten anzufassen, ihnen die volksthümliche, joviale und humo-

ristische Seite abzusehen und diese in drastischer, packender Weise darzustellen, oder, wo die Situation ernster Natur und die Gemüther wehmüthiger Empfindungen voll sind, auch solche Stimmungen in warm elegischer Wiedergabe seinem Volke zu verklären".

In dem ersten Theile dieser Festschrift findet sich bereits eine große Zahl von Gelegenheitsgedichten, sodaß wir es eigentlich damit bewenden lassen könnten; und doch möchte ich gern auch hier noch ein paar davon in den beiden Sprachen, des Hochdeutschen und des Niederdeutschen, bringen, um auch in unserer Blüthenlese Gedichte dieser Art nicht fehlen zu lassen und noch mehr, als es schon geschehen ist, Johann Meyer als Gelegenheitsdichter zu würdigen und zu rühmen.

Ein kleines liebliches elegisches Gedicht auf den Tod eines jungen Mädchens, einer Mitschülerin, Gespielin und Freundin seiner beiden Kinder, eine Perle in seiner Art, möge voranstehen.

Anna Schröder.

Du liebes Mädchen, Du,
Wie wird uns doch so eigen,
Nun Dir die Augen zu
Und Deine Lippen schweigen!
Und welch ein Herzeleid
Ist kommen auf die Deinen,
Nun sie im Trauerkleid
An Deinem Sarge weinen!

Wir wissen's wohl, es sind
Unsäglich solche Schmerzen;
Es reißt das todte Kind
Ein Stück vom Elternherzen; —
Und wo ein Schicksalsschlag
So Liebes nahm von dannen,
Kein Menschentrost vermag
So herbes Weh zu bannen.

Das aber stehet fest,
Auf daß wir nicht verzagen:
Wen liebt der Herr, den läßt
Zumeist er Schweres tragen; —
Und welcher heut noch spricht:
„Die Kindlein lasset kommen
Und wehret ihnen nicht",
Der hat auch d i e s genommen.

O, ihr in eurer Not,
Stört nicht die Ruh der Kleinen!
Das Mägdlein ist nicht todt,
Es schläft nur, — laßt das Weinen!
Kann aus dem Dornenstrauch
Ein Rosenbusch erstehen,
So kann das Leid wohl auch
In Freuden übergehen.

Und nun ade! ade!
Blau Aug' und blonde Locken!
Schon läuten unterm Schnee
Von fern die Frühlingsglocken; —
Nach wen'ger Tage Lauf
Schmückt sich der kleine Hügel,
Ein Falter sonnt sich drauf
Und hebt die goldnen Flügel! -

Frau Josephine Schütz-Witt.

Am Tage ihrer Beerdigung.
(1886, September 6.)

Ach, wie so schnell vergangen
Ist oft, was uns erfreut!
Die Vöglein, welche sangen,
Sie singen nicht mehr heut'.
Die Farben, die erglühten,
Wie schnell sind sie erblaßt!
Die Blumen, welche blühten,
Wie bald hat sie der Tod erfaßt!

So bist auch Du geschieden
Zur Wand'rung himmelwärts. —
Schlaf süß, schlaf süß in Frieden,
Du fröhlich Liederherz!
Wir drücken Dir die Hände,
Nachrufend himmelan:
Du kämpftest bis ans Ende,
Wie keiner muth'ger kämpfen kann!

Nun bist Du wohl geborgen
Vor allem, was so schwer,
Denn all' Dein Müh'n und Sorgen
Nun drückt's Dich ja nicht mehr!

War reich dein Erdenwallen
An schöner Kränze Zier,
Der schönste Kranz von allen
Ward doch im Tod gespendet Dir!

Es ist der Kranz der Schmerzen
In weißer Rosen Glanz
Auf Deinem lieben Herzen,
Der Liebe blüh'nder Kranz!
Der Kranz von allen denen,
Die Dich geliebt so sehr,
Es fielen ihre Thränen
Auf seine Blumen voll und schwer!

Und ob auch die vergehen
Und welken über Nacht,
Die Liebe bleibt bestehen,
Die Dir sie dargebracht!
Sie wird Dir Blumen pflücken,
So oft die Blumen blüh'n,
Und Deinen Hügel schmücken
Mit Rosen und mit Immergrün!



Herrn Geheimrath Professor vun Esmarch to sin 70. Geburtsdag.

1893.

Di drückt Din meerumslungen Land
Vundag so warm, so warm de Hand!
Vundag wakeen drückt Di se ni,
Bröch ni sin besten Glückwünsch Di
In vulle Freud' un Dankbarkeit
För Allns, wat op Din Konto steiht?!

Ja, süh, uns' leev Herr Kaiser gar
Bringt Di sin Glückwunsch ock mit dar!
He deiht't so gut, als Jedereen,
Vunwegn Din Wark för sin Armee'n,
Din Wark vull Leevd un Mitgeföhl
In'n Freden un in't Slachtgewöhl!

Un süh, wa hoch steiht nich in Gunst
Bi Een Din Wetenschap un Kunst!
Du kannst in'n Blinn ehr Husdöhr finn,
Se is Din leev Fru Nachbarin
Un ock vundag so hartensfroh, —
Din — alma mater, is't ni so?!

Se leggt um Di ehrn weeken Arm,
Se drückt Di an ehrn Bossen warm,
Se strakelt Di de witten Haar,
Se eit Di — un se küßt Di gar
Un seggt: Süh, so leev heff ick Di!
Stunn ock Din Fru Prinzeß darbi. —

Vundag mutt se dat mit ansehn
Un mutt nich eifersüchtig we'n!
Knapp is Fru alma mater fort,
Kummt all en Ann're dör de Port, —
Fru Kilia in'n vullsten Staat
Un kriggt Di ebenso tofat.

Na, schull se nich? — Ja seker, süh,
Se is ni minner stolz op Di!
Ehr Nam' de is mit Din verbunn,
Du hest all mennig Kranz ehr wunn
Un hest Di redlich mit bemöht,
Dat't bi ehr 'rum so prächtig blöht! —

Un ock gewiß uns Fürstenpaar
Bringt Di den warmsten Glückwunsch dar,
Uns' leev Herr Prinz un Fru Prinzeß,
Un wenn se Di gratleert — bideß
Kummt't all vun buten rin, als dull,
Un steiht de ganze Husdehl vull.

Doch eerst noch gau mal Platz för Een!
He humpelt mit dat eene Been,
Driggt an en blau-witt-rodes Band
En lüttes Krüz — drückt Di de Hand
Un röpt vergnögt: „Ick gratuleer!"
Makt Kehrt, — Du weetst, wakeen dat weer!

Un ock Fru Dörchlud weet dat wul,
Se kriggt den Hinkeputt bi'n Pull
Un seggt to em: „Min leewe Mann,
Nu stöt wi mal tohopen an!
Rein ut! — min hartleev Mann schall lebn,
Mit sin Kam'raden all danebn!"

Un wa vel Ann're kamt noch mehr
Vundag vun alle Kanten her,
De mal bi Di to Schol hebbt gahn,
To sehn, to hören um Di stahn —
Un nu — wa gau de Jahr'n ni swinnt! —
Doch lang all Din Collegen sind.

Un wa vel Ann're noch vel mehr,
De, als de Noth an'n Mann mal weer,
Wil in de Neegd' de Dod all stunn,
In Di, neegst Gott, ehrn Retter funn. —
Kamt angereist ut Stadt un Land,
To drücken Di noch mal de Hand!

Un makt darbi en Thran se natt,
So bröch se Di en Menschenhatt,
Dat för Di sleit, so lang als't sleit,
In Leevde un in Dankbarkeit!
O, wat för'n Freud un wat för'n Segn
Hest Du vundag to föhln, to dregn!

Nu bliev noch heel vel Jahrn gesund,
Dat wünscht wi Di ut Hartensgrund
Un ock Fru Dörchlud alltomal!
Op Ju un op Ju Leevst hindal
To jeder Tid un allerwegn
Vel Glück un Freud un Heil un Segn!

Un wenn denn nu dit lütt Gedicht
Mit twischen all den Rikdom liggt,
De Di vundag ward bröcht to Ehrn,
So wullt em ni den Platz verwehrn, —
Man gifft ni mehr, als wat man kann,
Nehm't als en lütten Blomstrusch an!



Unserm Kaiserpaar!

Schleswig-Holstein, umschlungen vom Meeresblau
Und im sommerlich prangenden Kleide,
Von der Elbe hinauf bis zur Königsau,
Wie erbraust deine jubelnde Freude!

Sein Düppelmal, ragend am Alsensund,
Nahm der deutsche Aar sich zum Ziele, —
Und der deutsche Kaiser zu dieser Stund
Mit gewaltiger Streitmacht am Wenningbund
Zu gar herrlichem, krieg'rischem Spiele!

Und einst auf den Höhen am Strande hier,
Vor mehr als zweihundert Jahren,
Hatt' der Große Kurfürst sein Hauptquartier,
Um nach Alsen hinüber zu fahren!
Und wenn auch der Feind nicht der Däne war,
Den hier warfen die märkischen Krieger,
Hier rauschte doch damals, wie wunderbar,
Über Düppel der Hohenzollernaar,
Und ein Zollernfürst war der Sieger!

Und hier vor der letzten, entscheidenden Schlacht,
Nach welcher der Feind sich ergeben,
Ward dem Bruderstamme zum Opfer gebracht
Schon wie manch ein blühendes Leben, —
Bis da kam der gewaltige, blutige Strauß
Um die Schanzen von eins bis sieben!
Schleswig-Holstein befreit und der Feind hinaus,
Doch im Schlachtendonner und Sturmgebraus,
Ach, wie viele, wie viele geblieben!

Und wie viele nachher in dem großen Kampf,
Wo unter den flatternden Fahnen
Der preußische König im Pulverdampf
Treu zur Seite stand seinen Germanen!
In den Kampf, der schon bald sich nachher entspann,
Als es hier um die Schanzen gewettert,
In dem Kampf, wo die Schlacht bei Wörth gewann
Unser Fritz, — und in Schlachten auf Schlachten alsdann
Unsre Feinde zu Boden geschmettert!

Und dann brachte die Taube den Friedenszweig,
Der dem feindlichen Boden entstiegen,
Und geschaffen das herrliche deutsche Reich
Nach all' den herrlichen Siegen!
Barbarossa erwacht, und die Raben fort,
Die umschwärmten des Berges Runde!
Gesprochen dem Volk das erlösende Wort,
Und gehoben der Nibelungen Hort
Aus des Rheinstroms dunkelstem Grunde!

Und dann wieder die finst're, die traurige Zeit
Nach so vieler Freude gekommen,
Und zu aller Kummer und Herzeleid

Uns die Liebsten, die Besten genommen!
Kaiser Wilhelm todt — Kaiser Friedrich todt —
Und Augusta in Trübsal gegangen!
Und dann wieder nach so viel Nacht und Noth
Über Deutschland das neue Morgenroth
Und des Tages sonniges Prangen!

Und nun mit dem Heer und der Flotte zugleich
Kam der junge Kaiser gezogen
Nach dem äußersten Norden in seinem Reich,
Über Land und auf schäumenden Wogen!
Und, gelobt sei Gott, nicht zum blutigen Streit,
Der so viel' schon vernichtet hienieden!
Aber keiner weiß, was da bringet die Zeit,
Und wer Frieden will, halt' sich kriegsbereit —
Und wie liebt unser Kaiser den Frieden!

Um des Friedens willen, wie oft schon hat
Sein Herz ihn geführt in die Ferne!
Um des Friedens willen, welch rettende That
Für sein Arbeitervolk, und wie gerne!
Und schon wieder geöffnet die spendende Hand
Als beglückender Freudengewährer,
Denn kaum gelandet am heimischen Strand,
Bringt der Mutter ihr liebliches Helgoland
Er, des Reiches friedlicher Mehrer!

Und was bracht' unser gnädiger Kaiser uns mit,
Seinem Volk einst erkämpft mit dem Schwerte,
Seinem Land mit dem lieblichen Sundewitt? —
Einen Schatz von unschätzbarem Werthe!
O, wo käm' von der Throne goldsonnigen Höh'n
Solch ein zweiter?! — — Und eh' sie enteilen
Die flüchtigen Stunden — ihn dürfen wir seh'n,
Welch ein glücklich Geschick! Und wie schön, o wie schön,
Wo er leuchtet, zu sein und zu weilen!

Wo die Zinnen ragen von Gravenstein
Aus den Kronen der Buchen und Eichen,
Da zog in die Burg ihrer Ahnen hinein,
Die an Hoheit und Liebreiz ohn' Gleichen!
Und ihr Kaiser-Gemahl hat geführt sie dahin,
Der als Prinz die Verborg'ne gefunden —
Und nun ist nach des Märchens lieblichem Sinn,
Die Dornröschen einst glich, eine Kaiserin
Und dem größten der Herscher verbunden!

Und fünf liebliche Rosen umblühen den Thron,
Der da prangt über Lorbeern so golden!
Fünf Kaisersöhne dem Kaisersohn,
Unserm Kaiser und seiner Vielholden!
Und ging auch dahin, der so nahe ihr war
Und so viel' uns der Treue erwiesen —
Was dunkel auf Erden, wird dort einst klar,
Und gefügt hat der Himmel es wunderbar,
Und der Name des Herrn sei gepriesen!



Ol Vadder Biel.

Ein während der Jahre von 1839 bis 1874 bei der Studenten- und Bürgerschaft sehr beliebter Universitätspedell in Kiel.

Slap wohl! slap wohl! ol Vadder Biel,
Dar säst ock du: adjüs min Kiel!
Un gungst, en wide Reis' in'n Sinn,
De stille Strat na'n Karkhoff hin.

Wa mennigeen in Stadt un Land
Harr di noch geern mal drückt de Hand
Un harr di seggt: warum so'n Jl?
Bliv noch en bet', ol Vadder Biel.

Wa mennigeen, keemst du herin
Un heelst em so den Dokter hin,
Vergitt wul all sin Leben nich
Ol Vadder Biel sin blid Gesicht.

Wa mennigeen, keemst du heran,
Un bodst em gau en Prüschen an,
Lang in de Dos' un deh't för twee,
Wenn he ock sunst ni prüschen deh.

Wa mennigeen tick an de Kapp,
Seeg he di lopen mit de Mapp,
Wa mennigeen neehm af den Hot
Un dach: ol Vadder Biel is got!

Ja got, so rech vun Harten got!
So recht en tru un ehrlich Blot!
Dat mutt wul jedereen in Kiel
Narühmen di, ol Vadder Biel.

Un mutt sick seggn: dat weer so een,
An den du kunnst en Bispill sehn,
So plichttru un so lik un recht,
Als man ni vel to drapen pleggt!

Förwahr, de's wul en Ehrenmann,
Vun den man sowat rühmen kann!
Slap wohl! slap wohl! ol Vadder Biel,
Du levst noch likers fort in Kiel.

Un wenn dar, wo du slöppst, din Bett
Noch Platz för'n lüttjen Blomstrusch hett,
Nimm dissen ock, dat he vergeiht,
Wo still de Leevd' ehr Rosen streut!



Ol Wichmann.

Ein von 1838—70 sehr beliebter Studentenwirth in Kiel.

„Grethjen, kumm mal vör de Döhr!"*)
Singst uns dat nu ni mehr vör,
Büst, ol Wichmann, eh' wi't ahn'n,
Lis', ganz lisen vun uns gahn.

Lis', ganz lisen, als din Art,
Sware Stunn hett Gott di spart, —
All din Leewen, all din Frünn
Schulln wi di't ni hartlich günn'?

Fiefunsöbndig wurrn di gebn, —
Mögd' un Arbeit is dat Lebn, —
Wurrn de Tachndig denn ni vull,
Ist't ock so dat Beste wul.

Büst nu babn bi Vadder Biel,
Kiekst mit em hindal na Kiel,
Un ju ropt, de Ogen natt:
O, leev Herrgott, segn de Stadt!

Un ol Biel de nimmt sin Dos',
Seggt: en Prüschen, Wichmann? — prost!
Un ol Wichmann seggt: Happies!
Vadder Biel, wat gifft't denn Nies?

*) Ein Lieblingslied des alten Wichmann, das er, wenn er sich in einer fidelen Gesellschaft befand, stets singen mußte und auch gern sang.

Seggt ol Biel: so fragst du mi?
Du? — — un weerst dar doch mit bi?!
Süh, du schullst mi wat vertelln
Vun uns' olen Spießgeselln!

Seggt ol Wichmann: dat is wahr!
Biel, wa schad, dat du ni dar!
Wat för'n Freud heff ick noch hatt!
Junge, wat en Fest weer dat!

Eerst dar in dat ol' Gebüd!
Nöst, als wi dat nie wieht!
Un tonöst in Wriedt sin Saal!
Doria! un Deuscher hal!

Seggt ol Biel: holt! Wichmann, still!
Flök hier nich, um Gottes Will!
Awer nu vertell mi mehr,
Wa dat Fest denn wieder weer.

Un so ward em allns vertellt,
Allens ward em haarkleen meldt,
Un ol Biel den wüllt in Thran
Schier de Ogen öwergahn.

Un uns' Herrgott hett sin Freud,
Wul in'n Stillen an ju beid,
Denkt bi sick: ja, so en Paar
Kummt man alle hunnert Jahr.

Na — — un wat hebbt wi denn dacht? —
Wi? — — ol Wichmann, gude Nacht!
Uns so leev, als Vadder Biel!
Nimmermehr vergitt di Kiel!

Gung ock, wat so geern wie harrn,
Eben will't all Wihnacht warrn, —
Un so merrn in'n Winterdrom
Flammt de Lichter denn an'n Bom! —

Un tonöst dat grote Licht
Flammt't denn ut'n Himmel nicht? —
Is't uns' Herrgott ni, de röppt?
Un de allens weckt, wat slöppt?! —

Süh, wenn denn de Knuppen springt
Un de Lurken wedder singt,
Kloppt dat lisen an din Döhr:
Na, ol Wichmann, kumm mal her!

Un ganz lisen ut'n Knüll
Lisen kamt, de Hüll un Füll,
Öwer din ol blid Gesicht
Rosen un Vergißmeinnicht! —



An Lotte Mende.

Wer di mal seeg, du lüttje Deern,
De hett di seker alltid geern!
He sluckohrt, wenn du Affscheed nimmst,
Un freut sick, wenn du wedder kümmst, —
Un ick schull di min Leed ni singn
Un di ni min Willkamen bringn?!

Vunt Summer, dar bi Schick in'n Gaard'n,
Heff ick ja all min Hart verlar'n,
Din Plättkabüs' in'n Bäckergang
Verget ick ni min Lebenlang!
So'n Plättfru lat ick mi gefalln,
De hett en Steen in't Brett bi alln!

Un in de lüttje Heckenros'
Dar weer eerst recht de Deuwel los,
Wenn du dar so to knütten seetst
Un all din Mulwark rötern leetst,
Du mit Klas Hinnerk ganz alleen,
Dat mutt man hörn un mutt man sehn!

Un denn als Tante Grünstein, o!
Mit so'n Herr Gätjens noch darto!
Du lüttje dicke Plappersnut!
Man keem ut't Lachen gar ni 'rut!
Un dochen — merrn in all den Larm
Wa tog een dat in't Hart so warm!

Dat keem een richtig als in'n Drom,
Als ünner'n Kinnerwihnachtsbom!
Un als en Märken, ganz vun wid'n
Ut ole, ach, so ole Tid'n, — —
Dat man bischurns in Lust un Weh
Mit natte Ogen lachen deh!

Ick weet ock wul, wakeen dat mak,
Dat mak uns' ol leev Modersprak! —
Weckt een, — se weckt den Kinnersinn! —
Grippt een, — se grippt in't Leben 'rin! —
In't Leben 'rin mit vulle Hand,
Un — „wo se grippt, is't intressant!"

Un is dar een, de't fünst noch kann
So recht mit beide vulle Hann,
Dat wi darbi uns' Thran vergeet
Un rein dat blaue Wunner seht
Vun Lust un Leben, süh, ick meen:
Du, Lotte Mende, büst so een!

O, Lotte, wat för'n Deern büst du!
Un würr Herr Mende ni schaln
Un reep darmank: De Deern is min! —
Den Kräpelin, den schullst du frien!
Ick wull man seggn: Wo sünd so'n twee
Noch mehr to finn als du un he?!

Dat wull ick man! — o, Lotte, du,
Ganz affehn vun Herr Mende nu,
Du finnst ja likers all din Mann, —
Herr Gätjens treckt de Hannschen an, —
„Nich wahr, Herr Gätjens?" denn is't gut,
De Vörhang fallt, — dat Stück is ut! —

Dat Stück is ut? — — — noch lang nich ut!
Noch heel vel mehr hebbt di to'n Brut, —
En Brut, de uns dat Hart mal rakt
In uns' ol leewe Modersprak! — —
Ick küß den Tun di um din Tähn
Un müch wul ock din Frier we'n!

Die persönliche Bekanntschaft Johann Meyer's mit Lotte Mende vollzog sich, wie mir der Dichter gelegentlich einmal erzählte, auf eine recht originelle und lustige Weise. Die berühmte plattdeutsche Schauspielerin befand sich zu einem kurzen Gastspiel in Kiel und logirte mit ihrem Gatten in dem Hotel Stadt Hamburg in der Schumacher-Straße. Da war der Dichter Wilhelm Röseler, der sich damals in Neumünster aufhielt, und schon seit längerer Zeit mit Lotte Mende und ihrem Manne gut bekannt war, herübergekommen, um beide zu begrüßen und auch wohl am Abend dem Gastspiele beizuwohnen. Über das Gedicht, das ihr Johann Meyer um diese Zeit gewidmet und in einem der Kieler Blätter veröffentlicht hatte, hocherfreut, hatte Lotte Mende gegen Röseler den Wunsch geäußert, den Dichter persönlich kennen zu lernen. Und so machte sich denn der eine Poet sofort auf den Weg, um den anderen vom Hause abzuholen und der Künstlerin

zuzuführen. Freudig folgte der Freund, und voller Erwartung betrat er mit jenem den Hausflur der ersten Etage, in der sich das Zimmer befand, wo Lotte Mende mit ihrem Gatten den Besuch erwartete. Röseler klopfte an; eine weiche, ungemein sympathische Stimme da drinnen ruft herein. Röseler tritt mit Johann Meyer ein und will diesen eben vorstellen, als ihn Lotte Mende jäh unterbricht, auf Johann Meyer zueilt, ihn umarmt und ihm im Nu einen herzlichen Kuß auf den Mund drückt.

Un Johann Meyer leet sick dat ruhig gefallen, awers en beten snaaksch keem em dat doch vör. He schaneer sick ördntlich un wurr puterroth darbi. Un Lotte Mende, de lach un hög sick als en Racker, un Röseler un Herr Mende lachen mit. Un nu weer de Bekanntschaft denn ja all makt, un dat Snacken kunn los gahn, — un ick meen ock, dat gung los! Johann Meyer ward düssen schönen Namiddag in sin' ganzen Leben nich wedder vergeten.

Lotte Mende ist nun schon längst nicht mehr, und ihre schöne Kunst wurde mit ihr begraben. Andere haben sich bemüht, der berühmten plattdeutschen Schauspielerin nachzueifern und Ähnliches zu leisten, und von allen sind nach Johann Meyer's Ansicht die vorzüglichsten Fräulein (Frau) Frey am Ernst Drucker-Theater in Hamburg, Fräulein Kannée und Frau Steinmeyer, die während der Sommersaison 1898 am Tivoli-Theater in Kiel engagirt waren. Die letztere hat nicht nur in der Erscheinung und ihrem ganzen Wesen, sondern auch in der Sprache und im Spiel eine überraschende Ähnlichkeit mit Lotte Mende; während ihres Engagements in Kiel unter der Regie des vortrefflichen plattdeutschen Schauspielers und Regisseurs Herrn Adolph Dombrowski hat sie in verschiedenen plattdeutschen Stücken unseres Dichters mit außerordentlichem Geschick und großem Beifall gespielt.

An Korl Heinrich Keck

to sin söbndigsten Geburtsdag, an'n 20. März 1894.

Korl Heinrich, Ridder pp., Rekter, Dokter,
Un Ehrenjubilar als Söbndiger
Vundag, — März twintig, anno veerunnegndig —,
Min ole, hartleev Broder in Apoll,
Ick drück Di beide Hann un gratuleer,
So warm un hartlich, als en Mensch dat kann,
Un bring Di seelnvergnögt min lüttje Gav!

Wakeen makt dat vundag nich ebn, als ick,
Vun all Din Frünn un all Din oln Bekannten
In Sleswig-Holsteen? — Denn, Korl Heinrich Keck,
Wakeen in Sleswig-Holsteen kenn em nich,
Un noch vel wieder 'rum, — un harr nich all
Sin helle Freud hatt an sin Musenkinner?!

En schöne Tid dör düsse söbndig Jahr,
Din Menschenleben! — un so riek un vull
An grote Stunn' un Dag', als Di se wul
Noch schöner nich uns' Herrgott schenken kunn!

Wat hest Du allns belevt! — All als Student
Den Uttog in de Märznacht, — mit na Rendsborg! —
De Slacht bi Bau! — un denn als Insurgent
Mit 'rin in't Schipp — un hin na Kopenhagen!
Gefangn un nerrn in't Lock dar bi de Olsch
Dronning Marie — un halvwegs all verdunnert
To'n blaue — Bohn mit all Din Kameraden!
Un denn wat nöften alles noch passeer
Vun achtunveerdig an bit eenunföffdig,
Dree vulle Jahrn! — O, wat för'n schöne Tid,
So eenzig wunnerbar! — un ock bischuerns,
Mal af un to, — all als dat Glück sin Lun, —
Recht düster un recht swar! Bi Sleswig, — Ostern!
O, wat för'n eenzig, herrlich Osterfest! —

Un den Gröndunnersdag bi Eckernför, —
O, wat för'n Sieg un Jubel! — Un bi Kolding! —
Un denn op Dod un Leben noch tonöß
Bi Fridericia in't Hüttenlager! —
Un denn bi Idstedt! — un to guterletzt
Vör Friedrichstadt! — un denn? — — — —

Ja, schön weer't doch!
Un denn in Noth un in Bedrängniß, — awer
Den Moth noch ni verlor'n! — Un richtig, denn
De Nemesis bi Oeversee un Düppel!
Hurrah! los vun de Dän! — — Un denn de Krieg
Vun söben Dag, de blödige! — un denn
Toletzt de noch vel blödiger! — de gröttste,
De jemals wesen is! — — —

Un denn, — Hurrah!
Alldütschland eenig — un en Kaiserriek,
So stolz un prächtig, als dar op de Welt
Keen tweetes mehr! — Dat allns hest Du belevt!
Un hest sogar toeerst den lüttjen Steen,

De nöst to'n Felsen wurr, in't Rolln mit bröcht,
Du, in de Märznacht anno achtunveerdig!
Wa Di vundag dat ole Hart wul pukert
In de Erinnerung! — un likers kummt
Ja noch so heel vel anneres dorto!
Gymnasialdirekter so vel' Jahrn, —
Wa vel an Segen hest Du plannt' un sei't!
Wa vel denkt nich in Dankbarkeit un Leevd'
Vundag torügg an Di! — Un denn darto
Din Dichterglück! — de schöne Himmelsgav,
De Di de Welt verklärt vun Jugend an
Bit nu toher — un ock in Tokunft Di
Noch heel vel Hartensglück un schöne Stunden
Bescheeren ward — un seker ock vundag
Din Dichterhart so vull un glücklich makt!
Du hest dar husholn mit dat schöne Pund
So tru un echt — un wuchert alle Tiden,
So ganz in den fin Sinn, de Di dat schenkt,
Dat Du dat vull verdeenst!

Un wat vör alln
De Menschheit noth deiht ock in düsse Tid
Un se na baben hinwiest allemal,
Du hest dat hoch holn mit Din schöne Gav
Din Leben lang un hest dat fiert un priest
Als Dichter, als Din Höchst — dat Ideal! — —

Doch ni dat Ideal alleen! — eerst wenn
De Realismus sick harmonisch schön
Darmit verbunn hett, lett sick in de Kunst
Dat Schönste schaffen! — Dat's ock Din Princip!
Un darum steihst Du ock als Mensch so prächtig
In't vulle Menschenleben ock noch hüt
Als vulle Söbndiger! — un schaffst un strevst
Un arbeitst rüstig mit, merrn in't Gewöhl
Vun all Din Menschenbröder! — Süh, un dat
Gefallt un freut mi ganz besunders, eben
Als Du Din Freud un Din Gefalln dran hest! —

Un in de ole graue Stadt, wo ja
De schönsten Austern un de dicksten Krabben
Un fettsten Ossen herkamt, als Herr Rekter
Hest mit Din Husumern wa mennig Stunn
Tosam du in Gemüthlichkeit verlevt!
Wa mennig Theepunsch hest Du mit Jüm drunken,
Wa mennig stieven Grock, wa mennig Seidel!

Un ock bi uns, hier in de Harmonie,
Un dar in'n Kaiserhoff, wa mennig mal
Mit Din Bekannten un Din besten Frünn
Sittst Du gemüthlich un vergnögt tohopen
Un snackst un diskerteerst un lettst darto
Dat Beer nich afstahn, oder wenn Du een
Vun Zucker, Rum un Water vör Di hest,
Den Grock ni kolt warrn! — Akkerat geiht mi
Dat ebenso, — un darum freut mi dat
Noch um so mehr! — —
Doch nu genug darvun,
Sunst ward den August Böckel dat to vel!

Un nu adjüs! — So fier den schönen Dag
In luter Glück un Freud, — un wat dat schönste
Un höchste Glück un wul de gröttste Freud',
In Din Familie bi Din Fru un Kinner!
Un feilt dar een, den ju vundag so gern
Harrn mit dartwischen hatt, so tröst Di man!
He is Di all vörut — so wit vörut,
Als vun de Eer de lüttjen Steerns dar baben! —
Un den de Götter leev hebbt, nehmt se geern
All in de schönste Jugendblöth herop! —

Un wenn dar mank de Gratulanten all,
De Di vundag de Döhr inlopt, vellicht
En lüttje smucke Angeliterin,
En Menschenblom, de mit de schönste Ros'
Dat opnehm kann, sick rin mit slicken schull,
Denn krieg se man bi'n Kripps un fat se um
Un drück se an Din Hart un küß se fix,
Ock wenn Din Fru darbi, — vör alle Lüd,
Wiel Du ehr Vader büst, un se Din Dochder,
Din eerstes un Din schönstes Musenkind,
De lüttje Angeliterin — Din Anna!*)

*) Anna. Ein reizendes Idyll aus der Zeit der Schleswig-Holsteinischen Erhebung von Karl Heinrich Keck, in der Art wie Goethe's Hermann und Dorothea und Voß' Luise.



An min lüttje Nachdigal.

Wa freu ick mi doch allemal,
Du leev, lüttj', söte Nachdigal,
Wenn du des Morrns so wedder fleist
Un mit din Leed mi wecken deihst
Vun'n Kirschen- oder'n Appelbom,
Wenn ick noch ligg in'n deepen Drom!

Ick dach all, du weerst ni mehr kam
Un harrst för jümmers Affscheed nahm,
Denn so als fünft is't lang ni mehr, —
Wat keem nich allns di in de Quer
So pe a pe un mit de Jahrn
Hier buten in min smucken Gaardn!

Jemehr dar wassen deiht de Stadt,
Je mehr din argste Fiend, — de Katt! —
Je mehr de Jungs, de heemlich smökt,
Un rum sick drivt un Nester sökt! —
Je mehr de Sekerheit verbi,
Un Störung allerwegn för di!

Den ganzen Dag bit abends lat
Een Wagngerassel langs de Strat!
Un achter, wat förn Rummelie,
All' Näslang sust dar'n Togg verbi!
Un langs 'n Haven rin un rut
Wat för'n Gefleut un för'n Getut!

Un dochen is dit allns för di
Dat Allerslimmste lang noch ni!
Dar schull noch ganz wat anners kam,
Wa nenn ick't man bi'n rechten Nam? —
Ick meen de grote Gasmaschin
Stuv an't Rondeel, de Stink-Kathrin!

Dree Schosteens spiet all wat herut,
Doch darmit is't noch lang ni gut!
Bischurns kummt 't von dat lange Dack
Ut alle Löcker, Fack an Fack,
Dat schier een blifft de Athem stahn,
Un Hör'n und Seh'n een kunn vergahn!

Slut' man de Fenstern ock un Döhrn,
Man kann sick doch dagegn ni wehr'n!
Dat dringt dör alle Ritzen rin,
Un een, twee, dree, is ock dar binn,
De Dähl un Stuv all vull davun,
Dat man sick schierweg breken kunn!

Un denn in'n Gaardn, wa süht dat ut,
Besudelt all dat Suppenkrut!
Un wascht man dat ock teinmal af,
Man kriggt den Dreck dar ni vun raf!
Besudelt ock de lüttjen Blöm
Un alle Büsch un alle Böm!

Keen Swienstall is mehr in de Stadt, —
Un Sowat hier? — wa riemt sick dat?! —
Wo rundherum de Hüser staht,
Un Dusende vun Menschen gaht
Na Waldwisch und na Krusenrott, —
Dat lett ja rein als luter Spott!

Un denn dat Für un dat Gekrach!
Un dat Geboller in de Nacht!
Dat man dar nich vör slapen kann!
Als keem de wille Jagd heran!
Ne, wat to dull is, is to dull!
Hier is de Mensch ja rein en Null!

Un wat is denn so'n Vogel hier,
Als du dat büst, min leev lüttj' Thier?!
Un kummt dat mal so op din Nest,
Wo du dat ock versteken hest,
So stinkerig und dick un swart,
Wa bevt di denn wull din lüttj' Hart!

Un dochen büst du wedderkam, —
Dat weer mi, als en Wink von bab'n!
Ick neehm de Fedder, sett mi dal
Un schreev, min leev, lüttj' Nachdigal,
Dit Leed di in min Hartensfreid, —
Wi sünd ja Sängers allebeid!

Un in'n Gesang dar liggt en Kraft,
De af un to mal Wunner schafft,
En Sänger is ock Orpheus we'n, —
Un danzen leet he Böm un Steen! — —
Sing mit! — wi wehrt uns in uns' Noth,
Un singt noch mal dat Luder dot!



Das vorstehende Gedicht hat Bezug auf die große Kieler städtische Gasanstalt, die vor mehreren Jahren zur Zeit des Oberbürgermeisters Mölling und des Polizeimeisters Lorentzen trotz aller Einwendungen und Gegenbestrebungen unseres Dichters und einer Anzahl seiner benachbarten Mitbürger in unbegreiflicher Weise fast unmittelbar am Rondeel und von der Idiotenanstalt in südwestlicher Richtung erbaut worden und seitdem in Folge der unabwendbaren Übelstände, die mit ihrem Betriebe verbunden sind, für unseren Dichter fast täglich der Gegenstand großer Beschwerde und großen Ärgernisses gewesen ist.

Unsen leewen Herrn Prinzen
to sin'n Geburtsdag.

Noch blöht de Rosen rund umher,
De Nelken staht in vulle Pracht,
Un weerst Du nich wit öwer't Meer,
So würrst Du mit en Strusch bedacht!
Un ock dat Krut, dat rükt so schön
Un wul en Hart vergnögen kann,
Reseda keem darmank, als Grön,
Un'n witt un rode Sleif daran.

Denn düsse Strusch, de keem ut Kiel, —
Wa geern harr hüt Din Stadt Di sehn!
Nu awers hett dat gude Wiel
Un kann man in Gedanken we'n!
Doch wenn't na Di heröwerklingt,
Un dat's doch man en Kleenigkeit, —
So ward Di't freu'n, wat wi Di bringt
In Hartensleev un Eenigkeit!

Wat kost dat denn so'n Telegramm?
För'n armen Dichter twars to veel;
Doch wee'rt för een, de Geld als Swamm,
Am Enn doch man en Kinnerspeel!
Wer weet't? vellicht findt sick noch een,
Een vun de Rieksten in de Stadt, —
Wenn nich, nu ja, denn nich! ick meen,
Wat later kriggst Du doch dat Blatt!

O, leev Herr Prinz, wa geiht Di't denn
Dar günd, wo Hitt un Stoff so veel,
Un wo ol Mudder Sünn ehr Brenn
De Witten farvt chinesisch gähl?
Twars dat is wahr, dat's keen Pläseer,
Vunweg'n de Unbequemlichkeit, —
Un denn noch all dat ann're mehr,
Du awers röppst vergnögt: „Aal reiht!"

Un all din Mannschap röppt dat mit,
Wo nu de dütschen Flaggen weiht, —
Se weet't ja, wat darachter sitt,
Un dat dat för Alldütschland geiht!
För unsen Kaiser un sin Riek
Un mit sin schöne dütsche Flott,
Dat süht en echten Seemann lik; — —
Un mit Jüm all: de leewe Gott!

Se hebbt ja mit dat Wunner sehn,
Wovun de ganze Welt hett redt, —
Wat eerst to'n eersten Mal gescheh'n
Mit de chinesche Majestät, —
Dat Du bi'n Gott to Gast büst we'n
Un mit em eten ut een Putt, —
Un dat Du ok de Olsche sehn,
De all wat öll'rig wesen mutt!

De Engelsmann, de bast vör Neid,
John Bull is ja en Nümmersatt, —
Un ock den Russ' makt dat keen Freud',
Dar keem'n se ock un nehmn sick wat!
De een de günn den annern nich
En Haar vun den chineschen Zopp
Un't Enn is wul vun de Geschich,
Dat se sick dar noch kriegt bi'n Kopp.

Doch wat scheert dat uns' dütsches Riek? —
Un hüt, wo Du Geburtsdag heft,
Wat klön ick noch vun Poletik?
Dat paßt sick nich to so en Fest!
Un heel wat ann'res liggt uns neeg
Vundag un füllt en jedes Hatt
De Wunsch: dat wi di wedderseeg'
Recht bald in uns' ol' Musenstadt!

Süh, in Din Slott, dar wurr't bideß,
Als wenn't keen rechten Schick mehr harr, —
Din hartleev lüttje Fru Prinzeß,
Lüttj' Siegmund un lüttj' Waldemar,
Nu flog'n se ut, wil de nich dar,
Denn se hier harrn so geern beschenkt!
Ahn' Di is't nu mal so, dat's klar, —
Wa se vundag wul na Di lengt!

Un Du, wa wul vundag Din Hart
Hinflüggt na ehr ut wide Feern
Un vull vun luter Sehnsucht ward
Na de, bi de Du hüt so geern
Verleevt harrst Din Geburtsdagsfest!
Doch, als en Trost mutt 't för Di we'n,
Dat't för dat dütsche Riek sin Best'
Un för sin Kaiser mußt geschehn!

Un künnt wi hüt man ut de Feern
Mit Din hartleev Dreeklewerblatt
To düssen Dag Di gratuleern,

Vull Freud is doch de ganze Stadt
Un bringt ock so ehrn Wunsch Di dar:
Di un Din Dütschland allewiel
Uns' Herrgott schirm Ju in Gefahr
Un bring Ju bald torügg na Kiel!



Auch die Prologe gehören in ihrer Eigenschaft als Gelegenheitsgedichte in das Gebiet der lyrischen Poesie. Johann Meyer hat eine große Zahl derartiger Dichtungen verfaßt, und drei davon sind ja auch schon in dem ersten Theile dieser Festschrift wiedergegeben. Es mögen die hauptsächlichsten in chronologischer Reihenfolge hier aufgezählt und zwei von ihnen, ein hochdeutscher und ein plattdeutscher Prolog, noch abgedruckt werden.

1. **Prolog** zur Schillerfeier in Itzehoe, am 10. November 1859 (Vgl. 1. Theil dieser Festschrift, S. 149);
2. **Prolog** zum zweiten Stiftungsfeste des Vereins „Thalia" in Kiel;
3. **Prolog** zur Einverleibung Schleswig-Holsteins in Preußen, gesprochen im Kieler Stadttheater, 1867;
4. **Prolog** zum ersten Stiftungsfeste des Kieler Zithervereins, 1879;
5. **Prolog** und Begleitworte zu lebenden Bildern, Kieler Liedertafel, 1882;
6. **Prolog** zur Eröffnung des Kieler Stadttheaters, 1883;
7. **Prolog** zur Lutherfeier im Kieler Stadttheater, 1883;
8. **Prolog** zu dem Feste für die Witwen- und Waisenstiftung verstorbener Kampfgenossen von 1870 und 71 in Schleswig-Holstein, 1883;
9. **Prolog** für das Sommerfest der „Deutschen Reichsfechtschule, Verband Kiel," 1883;
10. **Prolog** zur Eröffnung des Kieler Stadttheaters, 1884;
11. **Prolog,** ebenso, für das Jahr 1885;
12. **Prolog** zur Fahnenweihe des Kieler Buchdruckervereins, 1885;
13. **Prolog** zur Abgangsfeier des alten Lehrers Bock in Gaarden, 1885;
14. **Prolog** zur Feier des Geburtstages Sr. Majestät des Kaisers Wilhelm I., gesprochen im Kieler Stadttheater, 1886;
15. **Prolog** zur Feier des Geburtstages Ihrer Majestät der Kaiserin Augusta, gesprochen im Kieler Stadttheater, 1886;
16. **Prolog** zur Weberfeier des Kieler Stadttheaters, 1886;
17. **Prolog** zur Feier des Geburtstages Ihrer Majestät der Kaiserin Auguste Victoria, gesprochen im Kieler Stadttheater, 1888;
18. **Prolog** zur Feier des 50 jährigen Doctor-Jubiläums des Dr. med. J. Claußen in Schleswig, 1888;

19. **Prolog** zum 4. Stiftungsfeste des Gesangvereins „Gutenberg“ in Kiel, 1889;
20. **Prolog** zur Eröffnung des Kieler Stadttheaters, 1890;
21. **Prolog** zur Feier des Geburtstages Ihrer Majestät der Kaiserin Auguste Victoria, gesprochen im Kieler Stadttheater, 1890;
22. **Prolog** zur Feier des Geburtstages Sr. Majestät des Kaisers Wilhelm II., gesprochen im Kieler Stadttheater, 1890;
23. **Prolog** zur Feier des Geburtstages Ihrer Majestät der Kaiserin Auguste Victoria, gesprochen im Kieler Stadttheater, 1892;
24. **Prolog** zur ersten Vereinsfeier des Bürgervereins im neuerbauten „Colosseum“, 1892;
25. **Prolog** zur Feier des Geburtstages Sr. Majestät des Kaisers Wilhelm II., gesprochen im Kieler Stadttheater, 1894;
26. **Prolog** zur Hans Sachs-Feier des Kieler Schuhmachervereins, 1894;
27. **Prolog** zur Aufführung des Dramas „Theodor Preußer“ in Eckernförde, 1894;
28. **Prolog** zur 50jährigen Jubelfeier der Gesellschaft „Vereinigung“, 1894;
29. **Prolog** zur Wohlthätigkeitsvorstellung des „Allgemeinen Beamtenvereins“ in Kiel zum Besten der Hinterbliebenen der auf S. M. S. „Brandenburg“ verunglückten Handwerker und Arbeiter, 1894;
30. **Prolog** zur Feier des Geburtstages Ihrer Majestät der Kaiserin Auguste Victoria, gesprochen im Kieler Stadttheater, 1895;
31. **Prolog** zur Feier des Kieler Schriftsteller- und Journalistenvereins, 1895;
32. **Prolog** zur Feier des Geburtstages Ihrer Majestät der Kaiserin Auguste Victoria, gesprochen im Kieler Stadttheater, 1896;
33. **Prolog** zur Matinée des Kieler Stadttheaters für die Überschwemmten, 1897;
34. **Prolog** zur Feier des 50jährigen Erhebungstages der Herzogthümer Schleswig-Holstein, 1898.

Prolog

zur Feier des Allerhöchsten Geburtstages Seiner Majestät Wilhelm II., Deutschen Kaisers und Königs von Preußen, gesprochen von Fräulein Marie Scherbarth im Stadttheater zu Kiel am 27. Januar 1894.

„Es soll der Sänger mit dem König gehen,
O, hoher, theurer Kaiserlicher Herr,
In diesem Sinn gehst Du auch mit dem Sänger,
Mit allen, deren Stern das Ideal!

Und heut' spricht hier die Mutter dieser Stadt,
Dir nicht den Festprolog zu Deiner Feier,
Wie sie es freudig doch so oft gethan.

Sie überließ es freundlich einer andern,
Der Musen einer, die Thalia heißt, —
Denn noch vor kurzem hab' ich ja auch hier
Der Ehre und des Glückes mich gefreut,
Alldeutschlands Kaiser mir so nah' zu sehn!

Und durch die hellen Augen schaute ich
Dir bis in's Herz! — — — Und hätte meine Kunst
Ein Lächeln nur der Freude Dir entlockt,
Es wär' mir schon ein reicher Lohn gewesen!

Von allen Sterblichen der Erde trägt
An Müh' und Sorgen und an Arbeit und
An der Verantwortung gewalt'ger Schwere
Wohl keiner mehr, als Du zu tragen hast
Im Glanze Deiner beiden gold'nen Kronen!
Und um so freudiger preis' ich die Stunde,
Um dessentwillen schon, in der es mir
Vergönnt gewesen ist, Dich zu erfreu'n!

Ich preise aber diese schöne Stunde
Aus vollem Herzen auch noch, weil ich weiß,
Was Dir die Musen und ihr Gott bedeuten,
Der ewig schöne, strahlende Apoll!

Er führt ja auch im flücht'gen Horentanz
Die goldne Sonne durch den hohen Himmel
Und ist der dunklen Erde Ideal!
Und wenn er über sie sein goldnes Licht
Hinfluthen läßt, daß froh aus ihrem Schoße
Die Millionen Keime wieder sprießen,
Und alles wieder grünt und blüh't, — und hoch
In seinem Licht die Lerche wieder jubelt,
Wer fühlte nicht der Mythe schönen Sinn?!

Denn auch dem menschlichen Gemüthe ist
Ein Frühling ja die Kunst, nicht minder schön
Als jener and're, — und nicht minder reich
An reinem Glück und reiner Lust und Wonne!

Melpomene, Du ernste, trauernde,
Nun freu' auch Du einmal Dich heut' mit mir,
Du weißt ja längst, wie lieb auch Du ihm bist!
Und Polyhymnia Du, geliebte Schwester,
Der süßen Melodieen Königin,
Das Schönste und das Höchste Deiner Kunst,
Die Er nicht minder schätzt, freu' dich nicht minder!
Und Schwester Klio Du, den Griffel führend,
Auf Deine Tafel schreib mit goldner Schrift:
Wilhelm der Zweite und das Ideal!

Doch, wo gerath' ich hin in meiner Freude?!
O, hoher, theurer, Kaiserlicher Herr,
Dich rühmend, pries ich freud'ger noch Apoll!



Und wo beginn' ich nun, wo hör' ich auf,
Den Augenblick der wenigen Minuten,
Die mir vergönnt, ausnutzend freud'gen Herzens,
In andrer Weise Dich allein zu preisen?!

Als höchster Kriegsherr aller Deiner Macht
Zu Land und Wasser feierst überdies,
Ein Jubilar Du, heute auch den Tag,
An welchem Dich vor fünfundzwanzig Jahren
Die Väter ihrem Heere eingereiht!

O hoher, theurer Kaiser-Jubilar,
So sei beglückwünscht denn und sei gepriesen,
Gleichwie gepriesen, die voran Dir gingen,
Die ersten beiden ruhmbedeckten Kaiser,
Nach langer, trüber schmerzensreicher Zeit!

In ihrem Sinn erglüht für alles Gute
Und Schöne und für ihres Volkes Wohl,
Nun Deines, trägst Du ja die Doppelkrone,
Und was hast Du nicht alles schon gethan,
Seit Du sie trägst, dem deutschen Reich zum Segen?!

Im dunklen Bann der Trauer und des Leids
Noch schmerzbelastet, fuhrst Du schon von dannen,
Eh' noch verblaßt die Blumen und die Blätter
Der Todtenkränze, — — um im fernen Osten
Die dunklen Wolken wieder zu zerstreu'n,
Die sich am Horizont emporgethürmt,
Dem Glück und Frieden Deines Volkes drohend, —
Und voll ist Dir das schöne Werk gelungen!

Und dann zu Land, zu Wasser unablässig
Und rastlos weiter eine lange Zeit, —
Was hast Du opferfreudig nicht erstrebt,
Zu sichern Deinem Reich und Deinem Thron,
Was Fried' und Freundschaft nur gewähren können?!

Was hast Du opferfreudig nicht erstrebt
Durch jenes große Werk, das Du vollendet,
Da noch nicht ganz vollendet es die Väter
Dir sterbend überließen, — jenes Werk
Der Nächstenliebe und Barmherzigkeit
Für all die Deinen, deren fleiß'ge Hände
Von Schwielen hart, verkündigen, daß sie,
Im Zwang der körperlichen Arbeit steh'n!

Und jenes große Werk, das Dir ja auch,
Wie Deinen Vätern, seine Pracht verdankt

Und seine stolze Größe! — — —

Welch ein Heer

Von all den andern auf der Welt vermöchte
Den Sieg der Feldschlacht Deiner Landarmee,
Der unvergleichlich ruhm- und siegesreichen,
Wohl heut' noch zu entreißen?! — — —

Und schon heut'

Wie groß, wie schön, wie prächtig und wie hehr
Des deutschen Volkes zweite Macht und Wehr!

Und doch wer wüßt' es nicht, daß sie einmal
Den vielen Feinden Deutschlands war zum Spotte! —
Nun ist der deutsche Kaiser Admiral!
Und sein die junge, schöne deutsche Flotte!

Und freudig sei auch dessen noch gedacht,
Wie blühend unter Deinem Schutz und Schirm
Sich, gleich der Kunst, die Wissenschaft entfaltet!
Wie Du mit Energie ergreifend stets,
Wo immer es geboten Dir erschien,
Bestrebt gewesen, beider Wohl zu fördern!
Bestrebt gewesen, auch nicht minder so
Den Ackerbau, den Handel, das Gewerbe
Zu fördern! — Und welch schöner Lohn dafür,
Nun Deutschlands Industrie als reichste wurde
Und schönste aller Länder anerkannt!

Und nun noch eins sei mir vergönnt zu sagen:
Ich kann nicht diese liebe Stätte lassen,
Ohn' einer andern preisend zu gedenken,
Die eines Kaisers Heim, — und wo die Laren
Das süßeste Familienglück beschirmen!

O, hoher, theurer Kaiserlicher Herr,
Wo Dir so nah' Dein hold viellieb Gemahl
Dir von der Stirn die Sorgen scheucht, und wo
Ein Kranz, den Euch die Liebe hat gewunden
Aus Rosenknospen, Euer Glück umblüht!

O, schirmet, all Ihr Götter, diese Knospen,
Daß sie zu holden Blumen sich entfalten! —

Und nun Ihr alle, die Ihr still gelauscht
Den frohen Worten Eurer heit'ren Muse,
Ihr all', von deren altem Holstenschloß
So froh der Aar der Hohenzollern rauscht
Hoch über Eures Kaisers stolzer Flotte,
An der sein Herz sich schon so oft erfreut,

Und die ja sein geliebter Bruder einst,
Euer Prinz, als Admiral wird kommandiren, —
Nun stimmt in freudiger Begeist'rung denn
In meine Jubelrufe all mit ein:
Hoch Deutschlands Kaiser! — Hoch sein Kaiserhaus! —
Und Hoch sein Deutsches Reich! — Sie sollen leben!



Prolog,

gesprochen bei dem Abschiedsfeste des emeritirten Lehrers S. Bock in Gaarden, am 1. October 1885.

Vergnögte Lüd! — vergnögte Gäst!
Un doch, — is't nich en Affscheedsfest?!
Uns' ol leev Herr Persepter Bock
Hett Affscheed nahm' von Roth un Stock
Un vun sin Pult un vun sin Schol
Un op sin Oludeel geiht de Ol.

Wer so de twee un veerdig Jahr
Sin Bestes bröch uns' Kinner dar
Un mit uns' Kinner — uns, — — sin Tid,
Sin Kraft, sin Arbeit un sin Flit,
Wakeen wull den de Ruh ni günn?
He geev uns ja sick sülben hin!

Künnt wi em dat ock nich betaln,
(Wo wulln wi all dat Geld herhaln?!)
So künnt wi doch mit Hand un Mund
Bedanken uns ut Hartensgrund!
Un mit uns' Dank toglik uns' Freud
Betügen em in Hartlichkeit!

Uns' Freud, dat em düss' Stunn bescheert,
Wo wi em wist, wat he uns werth!
Uns' Freud, dat he noch so fideel!
So rüstig noch an Liv un Seel!
So rüstig sin ol Mudder ock!
Un so de ganz Famili Bock!

Uns' Freud, dat he hier blifft in Gaardn,
Sin Hüsung un sin Blom to wahrn!
Sin Piep to quäln, sin Skat to speln! —
Wa würr uns' ol Herr Bock uns fehln,
Wa würrn wi na em lengen warrn,
Wenn wi em nich mehr mank uns harrn!

Ol Vadder Bock, kiek Di mal um!
Du finnst hier in den Saal herum
Nich blots de Kinner, de Du lehrt! —
Nich blots de Öllern, de Di ehrt! —
Du sühst hier, affehn von de all,
Ock vun Collegen noch en Tall!

Un nich ut Gaarden blots alleen,
Du finnst hier ock noch mennigeen
Vun annerwegen, den sin Leev
Vunabnd to Di na Gaarden dreev, —
De all tohop Persepters sind
Un Di vunabnd den Kranz mit winnt!

So kummt't als't in de Bibel steiht,
För Di vunabnd! — — o wat en Freud,
De so Din ol leev Hart beglückt!
„Die Lehrer werd'n mit Seg'n geschmückt!
Und leuchten wie des Himmels Glanz!" — —
Süh, ol leev Bock, dar hest Din Kranz! —

Wenn dat de Bibel seggt, wat will
Jck denn noch seggn? — denn swig ick still; —
Un dochen heff ick noch wat mehr,
Un wenn't ock ganz wat anners weer! —
Wi sünd ja Menschen, — un uns' Freud
Weer halv man ahn' de Weltlichkeit!

Un darum wüllt wi Di to Ehrn
Denn ock noch so'n lütt Stück opföhrn,
Worin de een un anner wul
So'n Lütten wegkriggt in de Pull,
Vunwegn dat hüpige Probeern, —
Dat kunn en jedereen passeern! —

Wi sünd ja all vergnögte Lüd! —
Un schull dat een passeeren hüt,
Dat he een wegkreeg öwern Döst,
So weer't ja Di to Ehren west!
Un Di to ehr'n is uns' Bestrebn!
Ol Vadder Bock, hoch schast Du lebn!



Auch als Spruchdichter hat Johann Meyer in beiden Sprachen, der hochdeutschen wie plattdeutschen, Erhebliches geleistet; und es gehören diese Sinngedichte oder Gnomen, in denen ja haupt-

sächlich Empfindungen und Gefühle zur Aussprache kommen, sicherlich auch mit in das Gebiet der lyrischen Poesie.

Die meisten der von unserem Dichter herrührenden kleinen Sinnsprüche in der hochdeutschen Sprache erschienen zuerst in der „Kieler Zeitung“ und erwarben sich in deren großem Leserkreise viele Freunde. In ihrer gewandten Form und ihrem tiefen, oft überraschend geistvollen Inhalte stehen sehr viele dieser Miniaturgedichte den besten Epigrammen, deren es in unserer Literatur seit von Logau's ersten scharfsinnigen Versen eine große Zahl giebt, ebenbürtig zur Seite. Auf kleinem Raume ist hier eine Fülle von Lebensweisheit ausgebreitet, die nicht mit der Lectüre flüchtig vorübergeht, sondern zum Nachdenken und zur Einkehr in sich anhält. Prächtige Gedankenblitze leuchten uns da entgegen, die ein beredtes Zeugniß ablegen ebensowohl von dem tiefen wie sittlich reinen Gemüthe des Verfassers.

Als sie später, gesammelt, in einem kleinen allerliebsten Bändchen bei J. F. Richter in Hamburg erschienen, wurde die erste Auflage bald vergriffen; es folgte ihr eine zweite, die noch eine große Menge neuer Sprüche brachte. Das Büchlein erwies sich als Confirmations- und Geburtstagsgeschenk sehr geeignet und wird als solches auch jetzt noch oft verlangt.

Johann Meyer hat es seinen beiden Töchtern, Anna und Bertha gewidmet, die noch Kinder waren, als die erste Auflage erschien. Zu den schönsten Perlen dieser an Weisheit und Gemüth reichen „Kleinigkeiten“ gehört gleich das erste, womit der Verfasser das kleine Werk seinen Kindern zugeeignet hat.

Widmung.

Meinen lieben Kindern Anna und Bertha.

Des Vaters Sprüche nehmt sie hin,
Die Stunden flieh'n, die Jahre gehen; —
Was jetzt noch dunkel Eurem Sinn,
Ihr lernt es mit der Zeit verstehen.

Und blättert Ihr dereinst darin,
Wenn rauh des Lebens Stürme wehen,
So wisset, daß ich bei Euch bin
Und daß wir uns im Geiste sehen.



Eine Kleinigkeit.

Zum Geben sei die Hand bereit
Und thu' sich auf bei Zeiten, —
Hier, selbst nur eine Kleinigkeit,
Sind meine „Kleinigkeiten".

April! April!

April! April!
Mag er thun, was er will!
Um ein Weilchen
Da blüh'n schon die Primeln und Veilchen!

Liebster Tag.

Der ist mir der liebste Tag,
Wo aus blauer Luft
Voll Sonnenschein
Über des Winters Gruft
In die Welt hinein
Jubelt der erste Lerchenschlag!

Primula.

Als ich dich heut' erblühen sah
Auf dunklem Waldesgrunde,
Du kleine, leuchtende Primula,
Wie ward mir wonnige Kunde
Vom König Lenz mit der Blumenkron',
In süßem Kusse hing er schon
An deinem duftigen Munde!

Regen, Regen!

Regen, Regen,
O, du Gottessegen!
Wo du getropfet allüberall,
Wie wird dich preisen der Gärten Blüh'n,
Und der Bäume Grün,
Und die Nachtigall,
Und der Mensch, — der immer zu klagen,
In den kommenden, wonnigen Tagen!

Ihr Blumen blau und roth.

Ihr Blumen blau und roth,
Cyanen und Kornraden,
Ihr blüht in unserm Brod
Dem Landmann zwar zum Schaden,
Doch woll' er auch bedenken,
Daß wir Blumen pflücken,
Um den Kuchen zu schmücken,
Bevor wir ihn verschenken, —
Und Blumen sollte zu den Ähren
Uns nicht der liebe Gott bescheren?



Gleichgültig.

Mag, was im Haine der Musen erblüht,
Nicht den Philistern behagen, —
Singt doch die Lerche ihr jubelnd Lied,
Ohne die Spatzen zu fragen!



Gleichberechtigt.

Ein jedes kämpft um den Platz für sich, —
Auch wo die Blumen uns grüßen,
Versuchen es Nesseln und Wegerich,
Dazwischen wuchernd zu sprießen.



Ein Tropfen im Meer'.

Ein Tropfen im Meer', —
Was will das sagen?
Blick um dich her,
Brauchst nicht lange zu fragen, —
Du bist es und ich
Und ein jeder für sich!



Das Leben.

Das Leben ist eine Reise,
Aber sieh, ich finde,
Eine Reise im Kreise, —
Das Kind wird zum Greise
Und der Greis zum Kinde.



Thue Recht.

Thue Recht und scheue keinen,
Mehr bedarf's nicht der Moral,
Was von dir die Menschen meinen,
Ist dem lieben Gott egal.



Warum klagen?

Warum klagen
Und gar verzagen?
Thu du das deine,
Gott thut das Seine.



Warst Du so vermessen.

Warst du so vermessen
In deinem Glück,
Daß du Gottes vergessen,
Mußte über dich kommen
Wohl ein Mißgeschick, —
Aber dir zum Frommen,
Daß es dich führte zu ihm zurück.



Ergeht dir's gut.

Ergeht dir's gut,
Sei auf der Hut;
Gar leicht erscheint
Ein arger Feind:
Der Übermuth.



Nachsicht und Liebe.

Nachsicht und Liebe, — wer die vergaß,
Der hat sich selber vergessen.
Dieweil ein jeder nach seinem Maß
Dereinst wird wieder gemessen.



Und wo beginn' ich nun, wo hör' ich auf,
Den Augenblick der wenigen Minuten,
Die mir vergönnt, ausnutzend freud'gen Herzens,
In andrer Weise Dich allein zu preisen?!

Als höchster Kriegsherr aller Deiner Macht
Zu Land und Wasser feierst überdies,
Ein Jubilar Du, heute auch den Tag,
An welchem Dich vor fünfundzwanzig Jahren
Die Väter ihrem Heere eingereiht!

O hoher, theurer Kaiser-Jubilar,
So sei beglückwünscht denn und sei gepriesen,
Gleichwie gepriesen, die voran Dir gingen,
Die ersten beiden ruhmbedeckten Kaiser,
Nach langer, trüber schmerzensreicher Zeit!

In ihrem Sinn erglüht für alles Gute
Und Schöne und für ihres Volkes Wohl,
Nun Deines, trägst Du ja die Doppelkrone,
Und was hast Du nicht alles schon gethan,
Seit Du sie trägst, dem deutschen Reich zum Segen?!

Im dunklen Bann der Trauer und des Leids
Noch schmerzbelastet, fuhrst Du schon von dannen,
Eh' noch verblaßt die Blumen und die Blätter
Der Todtenkränze, — — um im fernen Osten
Die dunklen Wolken wieder zu zerstreu'n,
Die sich am Horizont emporgethürmt,
Dem Glück und Frieden Deines Volkes drohend, —
Und voll ist Dir das schöne Werk gelungen!

Und dann zu Land, zu Wasser unablässig
Und rastlos weiter eine lange Zeit, —
Was hast Du opferfreudig nicht erstrebt,
Zu sichern Deinem Reich und Deinem Thron,
Was Fried' und Freundschaft nur gewähren können?!

Was hast Du opferfreudig nicht erstrebt
Durch jenes große Werk, das Du vollendet,
Da noch nicht ganz vollendet es die Väter
Dir sterbend überließen, — jenes Werk
Der Nächstenliebe und Barmherzigkeit
Für all die Deinen, deren fleiß'ge Hände
Von Schwielen hart, verkündigen, daß sie,
Im Zwang der körperlichen Arbeit steh'n!

Und jenes große Werk, das Dir ja auch,
Wie Deinen Vätern, seine Pracht verdankt

Und seine stolze Größe! — — —

Welch ein Heer
Von all den andern auf der Welt vermöchte
Den Sieg der Feldschlacht Deiner Landarmee,
Der unvergleichlich ruhm- und siegesreichen,
Wohl heut' noch zu entreißen? ! — — —

Und schon heut'
Wie groß, wie schön, wie prächtig und wie hehr
Des deutschen Volkes zweite Macht und Wehr!

Und doch wer wüßt' es nicht, daß sie einmal
Den vielen Feinden Deutschlands war zum Spotte! —
Nun ist der deutsche Kaiser Admiral!
Und sein die junge, schöne deutsche Flotte!

Und freudig sei auch dessen noch gedacht,
Wie blühend unter Deinem Schutz und Schirm
Sich, gleich der Kunst, die Wissenschaft entfaltet!
Wie Du mit Energie ergreifend stets,
Wo immer es geboten Dir erschien,
Bestrebt gewesen, beider Wohl zu fördern!
Bestrebt gewesen, auch nicht minder so
Den Ackerbau, den Handel, das Gewerbe
Zu fördern! — Und welch schöner Lohn dafür,
Nun Deutschlands Industrie als reichste wurde
Und schönste aller Länder anerkannt!

Und nun noch eins sei mir vergönnt zu sagen:
Ich kann nicht diese liebe Stätte lassen,
Ohn' einer andern preisend zu gedenken,
Die eines Kaisers Heim, — und wo die Laren
Das süßeste Familienglück beschirmen!

O, hoher, theurer Kaiserlicher Herr,
Wo Dir so nah' Dein hold viellieb Gemahl
Dir von der Stirn die Sorgen scheucht, und wo
Ein Kranz, den Euch die Liebe hat gewunden
Aus Rosenknospen, Euer Glück umblüht!

O, schirmet, all Ihr Götter, diese Knospen,
Daß sie zu holden Blumen sich entfalten! —

Und nun Ihr alle, die Ihr still gelauscht
Den frohen Worten Eurer heit'ren Muse,
Ihr all', von deren altem Holstenschloß
So froh der Aar der Hohenzollern rauscht
Hoch über Eures Kaisers stolzer Flotte,
An der sein Herz sich schon so oft erfreut,

Und die ja sein geliebter Bruder einst,
Euer Prinz, als Admiral wird kommandiren, —
Nun stimmt in freudiger Begeist'rung denn
In meine Jubelrufe all mit ein:
Hoch Deutschlands Kaiser! — Hoch sein Kaiserhaus! —
Und Hoch sein Deutsches Reich! — Sie sollen leben!



Prolog,

gesprochen bei dem Abschiedsfeste des emeritirten Lehrers S. Bock in Gaarden, am 1. October 1885.

Vergnögte Lüd! — vergnögte Gäst!
Un doch, — is't nich en Afscheedsfest?!
Uns' ol leev Herr Persepter Bock
Hett Afscheed nahm' von Roth un Stock
Un vun sin Pult un vun sin Schol
Un op sin Olndeel geiht de Ol.

Wer so de twee un veerdig Jahr
Sin Beſtes bröch uns' Kinner dar
Un mit uns' Kinner — uns, — — sin Tid,
Sin Kraft, sin Arbeit un sin Flit,
Wakeen wull den de Ruh ni günn?
He geev uns ja sick sülben hin!

Künnt wi em dat ock nich betaln,
(Wo wulln wi all dat Geld herhaln?!)
So künnt wi doch mit Hand un Mund
Bedanken uns ut Hartensgrund!
Un mit uns' Dank toglik uns' Freud
Betügen em in Hartlichkeit!

Uns' Freud, dat em düss' Stunn bescheert,
Wo wi em wist, wat he uns werth!
Uns' Freud, dat he noch so fideel!
So rüstig noch an Liv un Seel!
So rüstig sin ol Mudder ock!
Un so de ganz Famili Bock!

Uns' Freud, dat he hier blifft in Gaardn,
Sin Hüsung un sin Blom to wahrn!
Sin Piep to quäln, sin Skat to speln! —
Wa würr uns' ol Herr Bock uns fehln,
Wa würrn wi na em lengen warrn,
Wenn wi em nich mehr mank uns harrn!

Ol Vadder Bock, kiek Di mal um!
Du finnst hier in den Saal herum
Nich blots de Kinner, de Du lehrt! —
Nich blots de Öllern, de Di ehrt! —
Du sühst hier, affsehn von de all,
Ock vun Collegen noch en Tall!

Un nich ut Gaarden blots alleen,
Du finnst hier ock noch mennigeen
Vun annerwegen, den sin Leev
Vunabnd to Di na Gaarden dreev, —
De all tohop Persepters sind
Un Di vunabnd den Kranz mit winnt!

So kummt't als't in de Bibel steiht,
För Di vunabnd! — — o wat en Freud,
De so Din ol leev Hart beglückt!
„Die Lehrer werd'n mit Seg'n geschmückt!
Und leuchten wie des Himmels Glanz!" — —
Süh, ol leev Bock, dar hest Din Kranz! —

Wenn dat de Bibel seggt, wat will
Ick denn noch seggn? — denn swig ick still; —
Un dochen heff ick noch wat mehr,
Un wenn't ock ganz wat anners weer! —
Wi sünd ja Menschen, — un uns' Freud
Weer halv man ahn' de Weltlichkeit!

Un darum wüllt wi Di to Ehrn
Denn ock noch so'n lütt Stück opführn,
Worin de een un anner wul
So'n Lütten wegkriggt in de Pull,
Vunwegn dat hüpige Probeern, —
Dat kunn en jedereen passeern! —

Wi sünd ja all vergnögte Lüd! —
Un schull dat een passeeren hüt,
Dat he een wegkreeg öwern Döst,
So weer't ja Di to Ehren west!
Un Di to ehr'n is uns' Bestrebn!
Ol Vadder Bock, hoch schast Du lebn!



Auch als Spruchdichter hat Johann Meyer in beiden Sprachen, der hochdeutschen wie plattdeutschen, Erhebliches geleistet; und es gehören diese Sinngedichte oder Gnomen, in denen ja haupt-

Und die ja sein geliebter Bruder einst,
Euer Prinz, als Admiral wird kommandiren, —
Nun stimmt in freudiger Begeist'rung denn
In meine Jubelrufe all mit ein:
Hoch Deutschlands Kaiser! — Hoch sein Kaiserhaus! —
Und Hoch sein Deutsches Reich! — Sie sollen leben!



Prolog,

gesprochen bei dem Abschiedsfeste des emeritirten Lehrers S. Bock in Gaarden, am 1. October 1885.

Vergnögte Lüd! — vergnögte Gäst!
Un doch, — is't nich en Affscheedsfest?!
Uns' ol leev Herr Persepter Bock
Hett Affscheed nahm' von Roth un Stock
Un vun sin Pult un vun sin Schol
Un op sin Olndeel geiht de Ol.

Wer so de twee un veerdig Jahr
Sin Bestes bröch uns' Kinner dar
Un mit uns' Kinner — uns, — — sin Tid,
Sin Kraft, sin Arbeit un sin Flit,
Wakeen wull den de Ruh ni günn?
He geev uns ja sick sülben hin!

Künnt wi em dat ock nich betaln,
(Wo wulln wi all dat Geld herhaln?!)
So künnt wi doch mit Hand un Mund
Bedanken uns ut Hartensgrund!
Un mit uns' Dank toglik uns' Freud
Betügen em in Hartlichkeit!

Uns' Freud, dat em düss' Stunn bescheert,
Wo wi em wist, wat he uns werth!
Uns' Freud, dat he noch so fideel!
So rüstig noch an Liv un Seel!
So rüstig sin ol Mudder ock!
Un so de ganz Famili Bock!

Uns' Freud, dat he hier blifft in Gaardn,
Sin Hüsung un sin Blom to wahrn!
Sin Piep to quäln, sin Skat to speln! —
Wa würr uns' ol Herr Bock uns fehln,
Wa würrn wi na em lengen warrn,
Wenn wi em nich mehr mank uns harrn!

Ol Vadder Bock, kiek Di mal um!
Du finnst hier in den Saal herum
Nich blots de Kinner, de Du lehrt! —
Nich blots de Öllern, de Di ehrt! —
Du sühst hier, affsehn von de all,
Ock vun Collegen noch en Tall!

Un nich ut Gaarden blots alleen,
Du finnst hier ock noch mennigeen
Vun annerwegen, den sin Leev
Vunabnd to Di na Gaarden dreev, —
De all tohop Persepters sind
Un Di vunabnd den Kranz mit winnt!

So kummt't als't in de Bibel steiht,
För Di vunabnd! — — o wat en Freud,
De so Din ol leev Hart beglückt!
„Die Lehrer werd'n mit Seg'n geschmückt!
Und leuchten wie des Himmels Glanz!" — —
Süh, ol leev Bock, dar hest Din Kranz! —

Wenn dat de Bibel seggt, wat will
Ick denn noch seggn? — denn swig ick still; —
Un dochen heff ick noch wat mehr,
Un wenn't ock ganz wat anners weer! —
Wi sünd ja Menschen, — un uns' Freud
Weer halv man ahn' de Weltlichkeit!

Un darum wüllt wi Di to Ehrn
Denn ock noch so'n lütt Stück opföhrn,
Worin de een un anner wul
So'n Lütten wegkriggt in de Pull,
Vunwegn dat hüpige Probeern, —
Dat kunn en jedereen passeern! —

Wi sünd ja all vergnögte Lüd! —
Un schull dat een passeeren hüt,
Dat he een wegkreeg öwern Döst,
So weer't ja Di to Ehren west!
Un Di to ehr'n is uns' Bestrebn!
Ol Vadder Bock, hoch schast Du lebn!



Auch als Spruchdichter hat Johann Meyer in beiden Sprachen, der hochdeutschen wie plattdeutschen, Erhebliches geleistet; und es gehören diese Sinngedichte oder Gnomen, in denen ja haupt-

sächlich Empfindungen und Gefühle zur Aussprache kommen, sicherlich auch mit in das Gebiet der lyrischen Poesie.

Die meisten der von unserem Dichter herrührenden kleinen Sinnsprüche in der hochdeutschen Sprache erschienen zuerst in der „Kieler Zeitung“ und erwarben sich in deren großem Leserkreise viele Freunde. In ihrer gewandten Form und ihrem tiefen, oft überraschend geistvollen Inhalte stehen sehr viele dieser Miniaturgedichte den besten Epigrammen, deren es in unserer Literatur seit von Logau's ersten scharfsinnigen Versen eine große Zahl giebt, ebenbürtig zur Seite. Auf kleinem Raume ist hier eine Fülle von Lebensweisheit ausgebreitet, die nicht mit der Lectüre flüchtig vorübergeht, sondern zum Nachdenken und zur Einkehr in sich anhält. Prächtige Gedankenblitze leuchten uns da entgegen, die ein beredtes Zeugniß ablegen ebensowohl von dem tiefen wie sittlich reinen Gemüthe des Verfassers.

Als sie später, gesammelt, in einem kleinen allerliebsten Bändchen bei J. F. Richter in Hamburg erschienen, wurde die erste Auflage bald vergriffen; es folgte ihr eine zweite, die noch eine große Menge neuer Sprüche brachte. Das Büchlein erwies sich als Confirmations- und Geburtstagsgeschenk sehr geeignet und wird als solches auch jetzt noch oft verlangt.

Johann Meyer hat es seinen beiden Töchtern, Anna und Bertha gewidmet, die noch Kinder waren, als die erste Auflage erschien. Zu den schönsten Perlen dieser an Weisheit und Gemüth reichen „Kleinigkeiten“ gehört gleich das erste, womit der Verfasser das kleine Werk seinen Kindern zugeeignet hat.

Widmung.

Meinen lieben Kindern Anna und Bertha.

Des Vaters Sprüche nehmt sie hin,
Die Stunden flieh'n, die Jahre gehen; —
Was jetzt noch dunkel Eurem Sinn,
Ihr lernt es mit der Zeit verstehen.

Und blättert Ihr dereinst darin,
Wenn rauh des Lebens Stürme wehen,
So wisset, daß ich bei Euch bin
Und daß wir uns im Geiste sehen.



Eine Kleinigkeit.

Zum Geben sei die Hand bereit
Und thu' sich auf bei Zeiten, —
Hier, selbst nur eine Kleinigkeit,
Sind meine „Kleinigkeiten".

April! April!

April! April!
Mag er thun, was er will!
Um ein Weilchen
Da blüh'n schon die Primeln und Veilchen!

Liebster Tag.

Der ist mir der liebste Tag,
Wo aus blauer Luft
Voll Sonnenschein
Über des Winters Gruft
In die Welt hinein
Jubelt der erste Lerchenschlag!

Primula.

Als ich dich heut' erblühen sah
Auf dunklem Waldesgrunde,
Du kleine, leuchtende Primula,
Wie ward mir wonnige Kunde
Vom König Lenz mit der Blumenkron',
In süßem Kusse hing er schon
An deinem duftigen Munde!

Regen, Regen!

Regen, Regen,
O, du Gottessegen!
Wo du getropfet allüberall,
Wie wird dich preisen der Gärten Blüh'n,
Und der Bäume Grün,
Und die Nachtigall,
Und der Mensch, — der immer zu klagen,
In den kommenden, wonnigen Tagen!

Ihr Blumen blau und roth.

Ihr Blumen blau und roth,
Cyanen und Kornraden,
Ihr blüht in unserm Brod
Dem Landmann zwar zum Schaden,
Doch woll' er auch bedenken,
Daß wir Blumen pflücken,
Um den Kuchen zu schmücken,
Bevor wir ihn verschenken, —
Und Blumen sollte zu den Ähren
Uns nicht der liebe Gott bescheren?

Gleichgültig.

Mag, was im Haine der Musen erblüht,
Nicht den Philistern behagen, —
Singt doch die Lerche ihr jubelnd Lied,
Ohne die Spatzen zu fragen!

Gleichberechtigt.

Ein jedes kämpft um den Platz für sich, —
Auch wo die Blumen uns grüßen,
Versuchen es Nesseln und Wegerich,
Dazwischen wuchernd zu sprießen.

Ein Tropfen im Meer'.

Ein Tropfen im Meer', —
Was will das sagen?
Blick um dich her,
Brauchst nicht lange zu fragen, —
Du bist es und ich
Und ein jeder für sich!

Das Leben.

Das Leben ist eine Reise,
Aber sieh, ich finde,
Eine Reise im Kreise, —
Das Kind wird zum Greise
Und der Greis zum Kinde.



Thue Recht.

Thue Recht und scheue keinen,
Mehr bedarf's nicht der Moral,
Was von dir die Menschen meinen,
Ist dem lieben Gott egal.



Warum klagen?

Warum klagen
Und gar verzagen?
Thu du das deine,
Gott thut das Seine.



Warst Du so vermessen.

Warst du so vermessen
In deinem Glück,
Daß du Gottes vergessen,
Mußte über dich kommen
Wohl ein Mißgeschick, —
Aber dir zum Frommen,
Daß es dich führte zu ihm zurück.



Ergeht dir's gut.

Ergeht dir's gut,
Sei auf der Hut;
Gar leicht erscheint
Ein arger Feind:
Der Übermuth.



Nachsicht und Liebe.

Nachsicht und Liebe, — wer die vergaß,
Der hat sich selber vergessen.
Dieweil ein jeder nach seinem Maß
Dereinst wird wieder gemessen.



Der böse Neid.

Der böse Neid,
Wenn der nicht wär',
Wie manch ein Leid
Wär' dann nicht mehr!



Das merk' dir, mein Lieber.

Das merk' dir, mein Lieber:
Die Lüge ist eine Brücke;
Bist du einmal hinüber,
So kannst du nicht mehr zurücke.



Guter Rath.

Eins rath' ich dir, mißachte nicht,
Es mahnt dich stets an deine Pflicht
Und prüfet deine Thaten:
Thu nur, was dein Gewissen spricht,
So bist du, was auch sonst gebricht,
Gewißlich wohl berathen.



Verlange nicht.

Verlange nicht, daß andre gleich dich preisen;
Du bist, wie eine Münze ist,
Ob echt du oder unecht bist,
Das soll erst der Gebrauch an dir erweisen.



Zwischen heut' und morgen.

Zwischen heut' und morgen
Oft welche Freud'!
Oft welche Sorgen
Und welch' ein Leid!

Ich wollt', ich wär' reich!

Ich wollt', ich wär' reich! —
Und wärst du's gleich,
Du würdest sagen:
Ein jeder Mensch hat seine Plagen.

Gieb gern von deinem Überfluß.

Gieb gern von deinem Überfluß,
Wo einer so in Nöthen ist,
Daß er bei andern bitten muß, —
Und danke Gott, daß du's nicht bist.



Beim Glase.

Wenn du vergnügt beim Glase warest,
Fiel nie ein Tropfen Wermuth drein?
Es kann der Groschen, den du sparest,
Schon eines Armen Freude sein.



Das tröste dich.

Das tröste dich, wenn Schlimmes kommt:
Wir wissen nicht, wozu es frommt;
Laß nur die Zeit darüber geh'n,
Fast immer wird's nachher gescheh'n,
Daß wir drin Gottes Fügung seh'n.



Das merke!

Das merke, wer gefrevelt hat:
Was ist gescheh'n, das bleibt geschehen; —
Doch giebt es einen guten Rath,
Der gute Rath heißt gute That,
So kann vielleicht die Schuld vergehen.



Noch schlimmer.

Du gehst und klagst und kannst doch geh'n, —
Was giebt's zu klagen?
Ich hab' einen kranken Mann geseh'n,
Den mußte man tragen.



Nicht weit.

Wohin du dich auch verirrst,
Bis zum Kirchhof ist nicht weit, —
Und je älter du wirst,
Desto schneller fliegt die Zeit.

Mutter Erde.

Preise der Muttererde Schoß,
Der am goldnen Korn weckt den grünen Keim
Und dich ernährt!
Wie unendlich groß
Sind doch alle Gaben, die er beschert,
Bis zum stillen Heim,
Das er freundlich dir auch zuletzt gewährt
Und Blumen darüber läßt sprießen,
Die weinenden Deinen zu grüßen.

Alter und Jugend.

Der Jugend blühende Gestalten
Seh'n freudig wir um uns ersteh'n.
Die Kinder wachsen, und uns Alten
Naht allgemach die Zeit zum Geh'n.

Auch in seiner lieben Muttersprache, der plattdeutschen, hat Johann Meyer viele derartige kleine Gedichte verfaßt. Sie befinden sich zum Theil schon unter der Überschrift „Lüttjen Kram" in der Ausgabe seiner plattdeutschen Gedichte, sind aber von den hochdeutschen „Kleinigkeiten" insofern verschieden, als in ihnen besonders der Humor vorherrschend ist.

Bodderhorn, sett di!

Bodderhorn, sett di!
Näs' un Ohrn blött di!

Bodderhorn blifft bi to fleegn,
Ward sick ock wul höden;
Wenn din plumpen Hann em kreegn,
Den lüttj' smucken Bodderhorn,
Blötten em ni Näs' un Ohrn,
Würrn se em eerst blöden.

In't Korn.

Ick stunn in't Korn
Bit öwer de Ohrn
Un dach: Hör mi
De Gottessegen!

Ript ock für di
Wul een vun de Wüppen,
Wer stunn in'n Regen
Un kreeg keen Drüppen?!



En Meter.

En Meter,
Min Peter,
Wat's 'n Meter?

Seggt Peter:
En Meter?
Ja, seh!
Js'n Peter
Mit'n M, statts'n P.



De arme Bur.

De arme Bur,
Wa hett he't sur!
Mit de Gabel in de Hann
Jn'n Grotvaderstohl,
Achter'n Disch vör de Pann
Vull Klütjen un Kohl,
Un en Stücker söbn
Vun'n doppelten Köm: —
De arme Bur,
Wa hett he't sur!



So is de Mensch.

Vun Alt'na na Kiel
So twee vulle Dag,
De veertein Miel
Reis' ick mal to Wag',
Un ick mark nix vun lange Wiel.

Vun Alt'na na Kiel
Mit de Jsenbahn
So de veertein Miel,
Jn dree Stunn weer't dahn
Un dar sleep ick vör lange Wiel.

Vun Alt'na na Kiel,
Würr de Büx ni schav,
Rutsch de veertein Miel
Langs'n Telegraph:
Un du jappst noch vör lange Wiel.

He.

En Piep Taback,
En Mundvull Snack,
En Lüttjen un'n Glas Beer: —
Dat weer so alle Dag sin Smack,
Als he noch recht wat weer.

En Piep Taback,
En Mundvull Snack,
En Lüttjen un'n Glas Beer: —
Nu geiht he in de tweie Jack
Un hett keen Penning mehr.

Klas Klaßen sin Klas.

Klas Klaßen sin Klas,
Dat is di en Baas!
He schot na en Has'
Un drop de Koh;
Dar schreeg he: Hoh!
Wa springt dat Aas!
Dat makt ehr Spaß,
Dat ick drop den Has'!



Neddeln an'n Weg.

Vör de Neddeln an'n Weg
Heff ick stillstahn un seggt:
Ju nützt doch gar nix op de Welt,
Un hebbt jück hier in'n Graben stellt,
To wuchern un to prassen?
Ju künnt ja wieder nix, als brenn,
Woto lett ju uns' Herrgott denn
So wälig diehn un wassen?

Un de Neddeln an'n Weg
Hebbt mi utlacht un seggt:

Snicksnackerie! wat rödelst du!
Sühst du dar ni de Lüttmannsfru?
Se hett sick Neddeln reten;
Se hett en Swien un'n Pökeltunn,
Un harr se ni de Neddeln funn,
Wat schull dat Swien denn freten?

Wasüken dat bi Hansohm geiht.

Bi Hansohm geiht dat nu all lang
So alle Dag in'n vullen Gang,
Un kann ol' Hansohm ni bestahn,
So liggt dat seker nich an't Gahn.
Sin Olsch geiht op de Nawerschap,
Sin Dochder geiht noch mit de Popp,
Sin Söhn geiht mit de Piep in'n Stall,
Sin Arbeitsmann geiht achter'n Wall,
Sin Köksch geiht in de Krinolin,
Sin Knecht geiht in de Kök to frien,
Un in de Dönsch dar geiht de Dei,
Un Hansohm geiht de Büx entwei,
Un Hansohm sitt un neiht un deih't
Un freut sick, wa dat prächtig geiht.

En Giezhals.

En Giezhals, — schlimmer nix als dat,
Un wenn't de Düwel sülben weer!
So'n Hungerlider ward ni satt,
Bit em dat Mul ward stoppt mit Eer!



Sündagsjäger.

De Haf'! de Haf'!
Dat weer en Spaß,
Harrn wi em kregen!
Dar löppt he, Klas! —
Un hier hett he legen!



Versengelt.

Ick seet an'n Disch un schreev un damp,
Dar flog en Mott mi in de Lamp,

Un als se dot weer, heff ick schreben:
Du arme Mott,
Nu büst kaputt;
Du keemst to dicht
An't helle Licht,
Un dat verdriggt
De Motten nicht;
Weerst du man smuck in'n Düstern bleben,
Denn weerst du seker noch an'n Leben!



Op de Tegelie.

Nu süh mal an, dat arme Peerd,
Dat mutt dar slimm hindör'!
So'n Hupen Schiet is ock wat werth,
Se quost em man eerst mör;
Nöst fangt de Backers an mit Fliet
Un röhrt de Hann un Been
Un makt di ut den Hupen Schiet —
De schönsten Tegelsteen.



De Hauptsak.

Op Rang un Stand kumm't nümmer an; —
Ob König oder Arbeitsmann;
De Hauptsak is, dat jeder deiht
Sin Plicht, in wat för'n Stand he steiht.



Rüggwarts.

Dat geiht wul rüggwarts mit de Eer,
Na'n Eekenwold — en Krattbuschredder. — —
Du fragst umsunst, waneer, waneer
Kummt mal en Tid, als se mal weer,
En Goethe un en Schiller wedder?!

Lütt' Rup.

Bischuerns geiht mi't ock mal leeg,
Wakeen harr ni sin Leid un Plag? —
Doch wenn ick di so krupen seeg,
Denn denk ick an min guden Dag
Un freu mi denn, du lütte Rup,
Dat ick ni so als du dar krup.

Maidagmorrn.

Juchhei! Juchhei!
Wa ick mi freu!
Vunnacht keem Lischen Allerlei!
Nu ward dat grön!
Nu ward dat blöhn!
Nu springt dar alle Knuppens twei! —
Juchhei! Juchhei!
Wa ick mi freu!
Gu'n Morrn, lütt' Lischen Allerlei!
Gu'n Morrn, Herr Mai!



Auch als ein Dichter für die Jugend, für die ja bekanntlich das Beste nicht zu gut ist, hat sich Johann Meyer durch Abfassung einer großen Anzahl von Gedichten in den beiden Sprachen, der hochdeutschen wie der plattdeutschen, rühmend hervorgethan. Es veranlaßte ihn hierzu die fast zu gleicher Zeit an ihn ergangenen Aufforderungen, sich an zwei verschiedenen Zeitschriften für die Jugend als Mitarbeiter zu betheiligen. Die eine darunter, deren Heimathland Schleswig-Holstein war und die den Titel „Jugendbote“ führte, wurde unter der Redaktion seines Freundes, des Dr. Eduard Alberti, von dem Buchhändler Ehlers in Neustadt herausgegeben. Die andere, die in Leipzig bei Alphons Dürr herauskam, hatte den Schriftsteller Julius Lohmeyer zum Schriftleiter; sie erschien in überaus glänzender Ausstattung und war besonders reich an werthvollen Originalzeichnungen der besten Künstler. Wir haben schon im ersten Theil hiervon gesprochen. So gelangte Johann Meyer auf ein neues Gebiet für seine dichterische Bethätigung, und es ist geradezu erstaunlich, wie schnell und geschickt er es verstand, sich in das Seelenleben der Kinder hineinzuversetzen, sich ihre Denk- und Anschauungsweise zu eigen zu machen und so mit ihnen in ihrer Welt zu fühlen und zu leben. Man blättre nur einmal in den ersten Jahrgängen dieser beiden Jugendblätter, und man wird sich wundern über die Menge der Beiträge der verschiedensten Art aus der Feder unseres Dichters. Bald sind es kleine Lieder, bald Gedichte in Hebel'scher Manier und Hebel'scher Naivetät, bald Balladen, bald Märchen, bald Räthsel und Charaden; auch mit kleineren prosaischen Arbeiten, wie mit der Erzählung „Vom Blitze

getroffen", leicht faßlichen Aufsätzen „über Kunst und Künste" und Plaudereien über „mythologische Blumen", gewann er sich wie im Fluge die Herzen der Kinder und wohl auch zugleich die der Eltern, die ja in der Freude der Kinder ihre eigene höchste Freude haben.

Soweit die poetischen Arbeiten unseres Dichters für die Jugend einen lyrischen Charakter haben, sind sie für den vorliegenden Abschnitt unserer Schrift in Betracht gezogen worden, und sie mögen in einer Auswahl hier eine Stelle finden, damit sich meinen Lesern auch einmal das freundlich-ernste Gesicht Johann Meyer's als eines Freundes und Lehrers der Jugend zeige.

Nichts ziert die Jugend so sehr.

Nichts ziert die Jugend so sehr,
Als ein kindlicher Sinn; —
Duftet die Rose nicht mehr,
Ist ihr Liebreiz dahin.



Muß.

Muß
Ist eine harte Nuß;
Ist aber Wollen dabei,
So geht sie leichter, als du glaubst, entzwei.

Fleiß.

Fleiß
Will Schweiß; —
Mußt du Tropfen schwitzen,
Was schadet's? — Ich meine:
Von allen Perlen, die blitzen,
Sind besser als diese doch keine.



Sprich nie: Mir wird die Zeit so lang.

Sprich nie: mir wird die Zeit so lang;
Die Zeit, mein Kind, hat Eile,
Du aber fröhnst dem Müssiggang,
Plagt dich die Langeweile.

Am Hasel die Äste.

Am Hasel die Äste
Saßen voller Blüthen und Quäste;
Kamen die kleinen Gäste
Und brachen munter
Sich die hübschen Pfeifen mit den Troddeln herunter. —
Wenn nach solchem Schinden,
Nun die Früchte reifen,
Keine Nüsse zu finden,
Kannst du's begreifen?



Fällt ein Blatt vom Baum.

Fällt ein Blatt vom Baum,
Welk und lebenssatt,
Auf dem kleinsten Raum
Seiner Lagerstatt
Kann es gleichwohl nützen
Und vor Erstarrung ein Thierlein schützen.



Laterne! Laterne!

Laterne! Laterne!
Wie Sonne, Mond und Sterne,
So leuchtest du uns wunderschön,
Wenn wir mit dir spazieren geh'n,
Laterne, Laterne,
Wie Sonne, Mond und Sterne!

Laterne! Laterne!
Wie Sonne, Mond und Sterne
Das Herz erfreu'n mit ihrem Schein,
So sollst du uns're Freude sein!
Laterne, Laterne,
Wie Sonne, Mond und Sterne!

Laterne! Laterne!
Wie Sonne, Mond und Sterne
Dem lieben Gott zum Preise sind,
So sei es auch ein jedes Kind!
Laterne, Laterne,
Wie Sonne, Mond und Sterne!

Dieses kleine Lied ist nach dem bekannten gleichnamigen Kinderreim verfaßt und nach dessen Melodie von Emanuel Baldamus für eine und zwei Stimmen zum Singen eingerichtet worden.

Schlägerei.

Es neckt der Hans
Die alte Gans,
Er nimmt ihr frech
Ein Küchlein weg;
Doch diese schreit
Vor Angst und Leid:
O, helft geschwind!
Mein Kind! mein Kind!

Das hört im Teich
Ihr Mann sogleich;
Mit einem Satz
Ist er am Platz.

Doch läuft der Hans
Vor keiner Gans;
Das Küchlein hält
Er hoch und stellt
Zur Wehre sich
Dem Gänserich.

Nun geht es los!
Hans hebt zum Stoß
Bereits den Fuß,
Doch dabei muß
Das andre Bein
Ihm Stütze sein.

Dies merkt sich schlau
Des Gäns'richs Frau,
Und als ihr Mann,
Greift vorn ihn an,

Schlägt hinten sie,
Den Hans in's Knie;
Pardautz! da liegt
Er schon besiegt.

Nun rächen sich
Ganz fürchterlich
Der Gänserich
Und seine Frau.

Schier braun und blau
Und ganz zerfetzt
Entflieht zuletzt
Der arme Hans.
Die alte Gans
Höhnt noch dazu:
Du Schlingel du!
Der Übermuth
Thut selten gut!

Die Blätter fallen.

Die Blätter fallen; — gieb Acht, mein Kind!
Einst rauschten sie lustig im Frühlingswind.
Vom blauen Himmel die Sonne schien
Auf Blumen Schimmer und Saatengrün,
Die Vöglein sangen, — dich küßte der Mai;
Nun ist alles vorbei. —

Die Blätter fallen; — gieb Acht, mein Kind!
Die Zeit ist kostbar, — die Stunde verrinnt,
Du mußt sie nützen mit Fleiß und Müh',
Es flieh'n die Jahre so früh, so früh!
Doch auch im Sommer noch, warm und heiß,
Mußt du schaffen im Schweiß.

Die Blätter fallen; — gieb Acht mein Kind!
Wohl zwischen den Blättern die Früchte sind. —
O, hast du gesucht sie, gesammelt sie ein,
Wie wirst im Segen des Herbstes dich freu'n!
Dann kannst sie genießen, dann thu's und erbarm'
Dich des Bruders, der arm.

Die Blätter fallen; — gieb Acht, mein Kind!
Die Menschen wie Blätter im Walde sind.
Sie kommen und gehen, — bald ist es genug,
Leis' webet der Winter das Leichentuch,
Und ist es fertig, dann deckt er sie zu,
Und sie schlummern in Ruh'.

Die Blätter fallen; — gieb Acht, mein Kind!
Ob nicht der Frühling auf's neue beginnt?
Sei brav und gut nur dein Leben lang,
Dann wird er kommen mit Sang und Klang,
Dann wirst ihn seh'n wohl noch einmal so schön
In den himmlischen Höh'n!



Knecht Ruprecht.

Sagt, habt ihr ihn schon 'mal gesehn,
Ganz überschneit mit Flocken?
Erst wenn die Kinder schlafen gehn,
Macht er sich auf die Socken.
Dann wandert er von Haus zu Haus,
Nicht fürchtend die Gespenster,
Nicht achtend Winters Sturm und Graus,
Und kommt vor alle Fenster.

Und sind die Eltern schon allein,
So klopft er an, — ich wette.
Wer da? — Knecht Ruprecht! — Nur herein
Die Kinder sind zu Bette.
Und in die Stube tritt er dann:
Ei sieh, da bist ja wieder,
Du lieber, alter Weihnachtsmann,
Nun komm und setz' dich nieder.

Der alte Ruprecht! — wie ihm schwitzt
Das Haupt, das lockenvolle!
Wie der auch in dem Schafsfell sitzt,
Sitzt keiner in der Wolle!
Fast nichts als Rauchwerk ist sein Rock,
Daß desto mehr er schütze;
Auch trägt er einen langen Stock
Und eine Pudelmütze.

Und an der Mütze obend'rein
Zwei große Ohrenklappen,
So mag es wohl die Mode sein
Im Eisbär'nland der Lappen.
Und weil in einer Nacht einmal
Die Nase Noth gelitten,
Hat er sich gar ein Futteral
Dafür zurecht geschnitten.

Und dann die Stiefel! — Himmel, nein!
Die sind ja wie Kanonen.
Ich glaube fast, es könnt' darein
Von euch schier einer wohnen.
Und dann das rothe Handschuhpaar!
Knecht Ruprecht ist nicht eitel,
Sonst trüg' der Alte doch fürwahr
Nicht solche Fuchsfellbeutel.

Und nun erst recht der Bart! — — gewiß,
Der macht euch alle bangen!
Er ist ganz grau und überdies
Mit Reif und Schnee behangen.
Zwei Ellen mißt er, daß es brummt,
Schon ohne ihn zu recken,
Und wenn er in die Stube kommt,
Gleich fängt er an zu lecken.

Wo wohnt er denn, der alte Knecht?
Da könnt' ihr alle fragen;
Von allen weiß es keiner recht,
Und keiner kann's recht sagen.
Er geht hinaus, er kommt herein,
Sein Leben ist das Wandern
In dunkler Nacht und ganz allein
Von einem Ort zum andern.

Und seh, was trägt er huckepack
Auf seinem krummen Nacken?
Ihm hängt ein ungeheurer Sack
Herab bis auf die Hacken.
Und unterm Arm noch ein Packet, —
Wer wär' sich das vermuthen;
Da steckt was 'raus! — o seht, o seht!
Das sind ja lauter Ruthen!

Nun Sack herab und Bündel auf,
Die Kinder zu bedenken.
Von allem hat er nichts zu Kauf,
Doch alles zu verschenken.
Sagt an, ihr lieben Eltern beid',
Nun geht's nach Reih' und Nummer,
Wer machte euch am meisten Freud',
Und wer am meisten Kummer?

Die Blätter fallen; — gieb Acht, mein Kind!
Ob nicht der Frühling auf's neue beginnt?
Sei brav und gut nur dein Leben lang,
Dann wird er kommen mit Sang und Klang,
Dann wirst ihn seh'n wohl noch einmal so schön
In den himmlischen Höh'n!



Knecht Ruprecht.

Sagt, habt ihr ihn schon 'mal gesehn,
Ganz überschneit mit Flocken?
Erst wenn die Kinder schlafen gehn,
Macht er sich auf die Socken.
Dann wandert er von Haus zu Haus,
Nicht fürchtend die Gespenster,
Nicht achtend Winters Sturm und Graus,
Und kommt vor alle Fenster.

Und sind die Eltern schon allein,
So klopft er an, — ich wette.
Wer da? — Knecht Ruprecht! — Nur herein
Die Kinder sind zu Bette.
Und in die Stube tritt er dann:
Ei sieh, da bist ja wieder,
Du lieber, alter Weihnachtsmann,
Nun komm und setz' dich nieder.

Der alte Ruprecht! — wie ihm schwitzt
Das Haupt, das lockenvolle!
Wie der auch in dem Schafsfell sitzt,
Sitzt keiner in der Wolle!
Fast nichts als Rauchwerk ist sein Rock,
Daß desto mehr er schütze;
Auch trägt er einen langen Stock
Und eine Pudelmütze.

Und an der Mütze obend'rein
Zwei große Ohrenklappen,
So mag es wohl die Mode sein
Im Eisbär'nland der Lappen.
Und weil in einer Nacht einmal
Die Nase Noth gelitten,
Hat er sich gar ein Futteral
Dafür zurecht geschnitten.

Und dann die Stiefel! — Himmel, nein!
Die sind ja wie Kanonen.
Ich glaube fast, es könnt' darein
Von euch schier einer wohnen.
Und dann das rothe Handschuhpaar!
Knecht Ruprecht ist nicht eitel,
Sonst trüg' der Alte doch fürwahr
Nicht solche Fuchsfellbeutel.

Und nun erst recht der Bart! — — gewiß,
Der macht euch alle bangen!
Er ist ganz grau und überdies
Mit Reif und Schnee behangen.
Zwei Ellen mißt er, daß es brummt,
Schon ohne ihn zu recken,
Und wenn er in die Stube kommt,
Gleich fängt er an zu lecken.

Wo wohnt er denn, der alte Knecht?
Da könnt' ihr alle fragen;
Von allen weiß es keiner recht,
Und keiner kann's recht sagen.
Er geht hinaus, er kommt herein,
Sein Leben ist das Wandern
In dunkler Nacht und ganz allein
Von einem Ort zum andern.

Und sieh, was trägt er huckepack
Auf seinem krummen Nacken?
Ihm hängt ein ungeheurer Sack
Herab bis auf die Hacken.
Und unterm Arm noch ein Packet, —
Wer wär' sich das vermuthen;
Da steckt was 'raus! — o seht, o seht!
Das sind ja lauter Ruthen!

Nun Sack herab und Bündel auf,
Die Kinder zu bedenken.
Von allem hat er nichts zu Kauf,
Doch alles zu verschenken.
Sagt an, ihr lieben Eltern beid',
Nun geht's nach Reih' und Nummer,
Wer machte euch am meisten Freud',
Und wer am meisten Kummer?

Das muß ihm haarklein nun Mama
Von jedem Kind erzählen,
Und ebenso darf auch Papa
Das Kleinste nicht verhehlen.
Und ganz darnach, wie jedes war,
Ob tugendhaft, ob minder,
So reicht er nun die Gaben dar
Zum Christfest für die Kinder.

Wer artig war, sich brav gemacht,
Wer freundlich und bescheiden,
Der wird im Überfluß bedacht,
Den mag er gerne leiden.
Doch wer geartet gar zurück
Ins Gegentheil, o, Schande!
Dem giebt er nur ein einzig Stück
An einem seidnen Bande. —

Und was für eins! — Ob ihr es kennt,
Ihr alle, liebe Kinder!
Es hängt am Christbaum, wenn er brennt,
Und warnt die kleinen Sünder.
Knecht Ruprecht weiß gar wohl Bescheid,
Das müßt ihr ja bedenken,
Und wird die Gaben allezeit
Nur nach Verdienst verschenken.

Nun packt er ein; — es ist sein Wunsch,
Noch andre zu besuchen.
Der Vater giebt ihm ein Glas Punsch,
Die Mutter einen Kuchen.
Und eh' er noch das Haus verläßt,
Ruft er zurück im Gehen:
Adjeu! ein fröhlich Weihnachtsfest!
Ein fröhlich Wiedersehen!

Weihnachtabend 1870.

Sieh so, da steht der Baum geschmückt!
Wie das ein Elternherz entzückt;
Als ob's der Stern der Weisen wär',
So zaubert er die Freude her,
Die Freude in den kleinsten Raum,
Der liebe, grüne Tannenbaum.

Herein! herein nun, groß und klein!
All, was er trägt, soll euer sein!
Habt lang genug auf ihn geharrt,
Bis 's endlich Weihnachtabend ward. —
Da kommen sie! — o, Kinderfreud',
Wann wärst du größer wohl als heut'!

Wie klopft so laut die kleine Brust
Vor all dem Glück und all der Lust!
Sie sind ja Kinder. — Und die Zeit
Ist doch so reich an Sorg' und Leid!
Wie manch ein Aug in dieser Nacht,
Das unter heißen Thränen wacht!

Das letzte Mal so traut vereint,
Und nun, — im Felde vor dem Feind!
Das letzte Mal so kerngesund,
Und nun, — ein Krüppel matt und wund!
Das letzte Mal noch so vergnügt,
Und nun, — wer weiß es, wo er liegt! —

Getröste Gott die armen Leut',
Die solche Weihnacht haben heut'.
Da mag es wohl recht dunkel sein,
Kommt nicht ein Engel leis' hinein
Und spricht: Mich sandte Gott herab,
Seid still und wischt die Thränen ab;

Denn größ're Lieb' kann nicht gescheh'n,
Als für den Bruder sterben geh'n.
Er that es selber, wie ihr wißt,
Der heut' für euch geboren ist.
O, neidet nicht in eurem Wahn
Die andern, die es auch gethan!

Das hilft, so'n Engel der versteht's,
Und gerad' wie bei den Hirten geht's,
Da klingt's auch ihnen durchs Gemüth,
Als wie ein süßes Weihnachtslied,
Und Friede wird's in ihrer Brust;
Der Engel hat es wohl gewußt.

Mama, Mama, komm küsse mich!
Sieh deine Kinder, — freue dich!
Wir sind noch alle froh vereint
Und haben noch um kein's geweint;
Zur guten Stunde sei's gesagt;
Heda, wie schon der Peter jagt!

Das ist 'ne Flinte, Sapperment!
Da wächst kein Gras, wo die hinbrennt.
Er macht sich, wie ein Grenadier,
Ich glaub', das hat der Schelm von mir;
Man wird den Tact und strammen Gang
Nicht wieder los sein Lebenlang.

Halt, Junge, steck' den Säbel ein
Und schieß mir nicht das Schwesterlein!
Die hat's von dir Mama, — wie du,
Bringt sie das Püppchen auch zur Ruh'
Und macht das Stübchen nett und fein,
Ja, Ordnung muß im Hause sein!

Ein jedes so nach seiner Art;
Der Paul ist auch schon in der Fahrt.
Er hat die Braunen vorgespannt
Und schwingt die Peitsche in der Hand;
Der wird ein Landmann, das ist klar,
Er macht's ihm nach schon auf ein Haar.

Was treibt denn Häuschen Superklug?
Sitzt wieder mit der Nas' im Buch!
Die Bücher sind so seine Lust,
Knecht Ruprecht hat's gewiß gewußt.
Das Häuschen denkt: ich bin kein Thor,
Am besten hab' ich's als Pastor. —

Na, meinetwegen! — Hätt' ich da
Den Nähr- und Wehr- und Lehrstand ja!
Das wäre ein Trifolium!
Nur Klein-Mariechen, ei, wie dumm!
Mama ihr bestes Töchterlein,
Das würd' allein noch übrig sein.

Du lachst, Mama, und denkst dein Theil,
Nun ja, es hat noch gute Weil'.
Doch geh'n die Jahre pfeilgeschwind,
Ein Fräulein wird das Mutterkind,
Ein Ringlein blitzt an seiner Hand, —
Und's Fräulein auch hat seinen Stand. —

Das wär' wohl nicht nach deinem Sinn,
Man giebt so leicht ein Kind nicht hin, —
Und doch, — käm' so ein Schelmfranzos
Noch einmal, wenn die Jungen groß,
Ich sagte: Haut ihn alle Drei,
Und wär am End' noch selbst dabei!

Was qualmt denn da? — Potz Element!
Geschwind, geschwind! der Baum der brennt!
Die meisten Lichter schwälen schon,
Steig auf und lösch sie aus, mein Sohn!
Und ihr, nun packt die Sachen ein
Und nascht mir nicht so viel hinein!

Da kommt der Pudding! — dacht ich's nicht?
Margreth kennt unser Leibgericht.
Nun bring uns auch 'ne Flasche Wein
Und Gläser auch, — sechs müssen's sein,
Mama und ich — und unsre Vier; —
Gelobt sei Gott, daß alle hier!

An die Kinder.

Knecht Ruprecht machte still die Runde
Von Haus zu Haus in dunkler Nacht,
Und heute schlägt die frohe Stunde,
Da ihr empfangt, was er gebracht.
O, süßes Harren und Verlangen
Auf dieses Augenblickes Lust!
Wie glühn die Rosen auf den Wangen,
Wie pocht die Freude in der Brust!

Da klingt die Glocke, — euch das Zeichen,
Zu nahen dem geweihten Raum;
Herein! herein! — die Schranken weichen,
Und Leben wird der schöne Traum.
Da grünt vor euch in Frühlingsfrische,
Umstrahlt vom goldnen Kerzenglanz,
Die Tanne auf dem Weihnachtstische,
In der Geschenke buntem Kranz.

Ihr steht erstaunt im Licht der Kerzen
Und schweigt, -- ich weiß auch wohl warum?
So große Freud' im kleinen Herzen
Macht euch die rothen Lippen stumm.
Doch nur auf kurze Zeit gebunden
Bleibt euch der Jubel in der Brust,
Nun habt ihr schon das Wort gefunden,
Und laut erbrausen Glück und Lust.

O, tausend Dank den lieben Beiden!
An ihren Hals geschwind! geschwind!
Die sich am Glück der Kinder weiden
Und heut mit ihnen Kinder sind.

Die nassen Auges auf euch sehen,
O, küßt das liebe Angesicht!
Ihr könnt die Freude doch verstehen,
Wenn auch noch ihre Thränen nicht!

Im raschen Fluge flieh'n die Stunden,
Nur die Erinn'rung bleibt zurück,
Ob sie aufs neue heut' empfunden
Der Kindheit längst verscholl'nes Glück?
Es flieht auch euch der gold'ne Morgen
Dahin mit raschem Flügelschlag,
Und ach, des Lebens Kampf und Sorgen
Bringt schon des Lebens heitrer Tag.

Ob ihre Wünsche, ob ihr Hoffen!
Für euch die Zukunft einst gewährt?
So manch ein Wunsch, nicht eingetroffen,
Ward doch in stiller Lieb' genährt.
So manch ein Herz brach schon der Kummer,
Das werth der reinsten Freude Glück,
Ach, aus des Grabes tiefem Schlummer
Ruft auch die Reue nichts zurück!

O, heut' zumal geloben sollet
Ihr ihnen recht aus Liebesdrang,
Daß fromm und gut ihr werden wollet
Und bleiben euer Leben lang!
Die diesen Abend euch erhellten,
Wer weiß, wann ihr sie nicht mehr seht,
Und Elternliebe zu vergelten,
Ist's, ach, so bald, so bald zu spät!

Der goldne Stern ist aufgegangen,
Die Engel singen durch die Nacht, —
O, der, den heut' die Welt empfangen,
Der hat euch all' die Freud' gebracht!
Und, wollt ihr liebe Kinder werden,
Den Vater und die Mutter ehrt!
Dann wird's euch wohlergeh'n auf Erden,
Und seiner Liebe seid ihr werth!



Palmarum.

(Den Confirmanden 1871).

Das ist ein Tag, wie keinen ihr begrüßt,
So wonnereich und hold!

Der Odem Gottes hat die Welt geküßt,
Nun Ostern kommen wollt',
Und Blumen sind herabgefallen
Euch auf den Pfad, den heut' ihr wallen
Zur Kirche sollt.

Und ihr, ihr habt, vom Schlummer kaum erwacht,
In früher Morgenstund'
Dem lieben Gott wohl euren Dank gebracht
Aus tiefem Herzensgrund,
Daß er gefristet euch das Leben
Und Gnad' und Heil euch hat gegeben
Zum neuen Bund.

So schließt ihn denn, — es giebt nicht schön're That,
Als Christo sich zu weih'n.
Gott ist die Liebe, und wer Liebe hat,
Der wird auch Gottes sein;
Und was gethan der und gesprochen,
Des Herz für euch am Kreuz gebrochen,
War Lieb' allein.

O, eins und alles sei euch ihr Gebot,
Weil es kein größ'res giebt,
Und euren Heiland liebt bis in den Tod,
Wie er euch hat geliebt!
Wer Liebe übt, dem wird vergeben,
Zum Paradiese macht das Leben,
Wer Liebe übt.

Dann seid ihr, Blumen selbst, der Blumen werth,
Die euch der Morgen heut'
Mit frohem Gruß so reichlich schon bescheert
Und auf den Pfad gestreut,
Dann habt ihr, was euch frommt auf Erden,
Und welche Freude wird es werden
Zur Osternzeit!

An die Confirmanden.

(1870.)

So naht für euch die ernste Stunde,
Wo ihr als Christen neu erprobt,
Geloben sollt mit lautem Munde,
Was andre einst für euch gelobt,
Und wo, aus eigenstem Verlangen
Nach seinem höchsten Gnadengut,
Zum ersten Male nun empfangen
Ihr sollt des Heilands Leib und Blut.

O, würdig solch ein Mahl genossen,
Wie hohe Gnade schließt es ein!
Für euch gegeben und vergossen,
Könnt' eine Liebe größer sein?
Und Lieb' um Liebe! — ihm zum Lohne,
Euch selbst für seine Leidensnoth!
Ein Herz für eine Dornenkrone,
Ein Leben für den blut'gen Tod!

Ein Leben? — ach, was ist ein Leben?
So hülflos wie im Staub der Wurm!
Und tausend Kämpfen preisgegeben,
Ein wankend Rohr im wilden Sturm!
So haltlos unter Müh' und Sorgen,
So reich an Zweifel, arm an Muth!
Und oft dahin, eh' noch dem Morgen
Gefolgt des Tages heiße Gluth!

O, frische, frohe Menschenblume,
Du kannst nicht so verloren geh'n!
Du, aufgeblüht zu Gottes Ruhme,
Wirst auch zu seinem Ruhm besteh'n!
Es mag der Kindheit Schranke fallen,
Bleibst du nur fürder hold und rein,
Wird Gott in deinem Erdenwallen
Dir Schutz und Schirm und Stütze sein!

Und seht, das hoffen auch die Lieben,
Die euch so früh dem Herrn geweiht.
Ihr seid es ja bisher geblieben,
O, bleibt es denn zu jeder Zeit!
Laßt nichts euch aus dem Herzen rauben
Von allem, was sie ihm verlieh'n,
Dann könnt mit eurem Christenglauben
Getrost ihr in die Fremde zieh'n,

Dann wird der Tag ein Tag voll Segen,
An dem erneuert ihr den Bund;
Dann habt ihr Christum allerwegen,
Wie ihr ihn habt zu dieser Stund',
Dann mag des Lebens Brandung tosen,
Euch fei't das Kleinod, das ihr hegt,
Der Sturm entblättert keine Rosen,
Wenn sie die Hand der Liebe pflegt!



Der Jugendbote und der Mai.

Ei, ei, Herr Mai, wie prächtig doch,
Daß du so hold entsprossen!
Nun werden wir selbander noch
Zwei lustige Genossen.
Ich mit dem Ränzel und dem Stock
Im frohen Jugenddrange,
Und du mit deinem Blumenschmuck
Und süßem Liederklange.

Gieb etwas Grün mir, sei so gut,
Zum Kranz für meine Locken;
Gieb einen Strauß mir für den Hut
Von deinen Lilienglocken.
Sieh so! — nun kann es vorwärtsgeh'n
Von einem Haus zum andern,
O, Lenz, o Lenz, wie ist es schön,
Mit deinem Mai zu wandern!

Wohin ich blicke, welch ein Bild
Des Jubels und der Wonne!
Wie blaut der Dom, wie glänzt so mild
Die liebe Frühlingssonne!
Wie schwärmen Bien' und Schmetterling!
Und Käfer um die Wette!
Und wie umschlingt den großen Ring
Der Liebe Blumenkette!

Und wo wir so vorüberzieh'n,
Bergaufwärts und thalnieder,
Da lugen Knospen aus dem Grün,
Da klingen froh die Lieder!
Da schmücket sich das Buchenreis
Mit seiner Blätterfülle!
Da flattert an den Bäumen leis'
Die weiße Blüthenhülle!

Dort kommt das Dorf versteckt im Thal,
Drin wohnen liebe Leute.
Es sind die Thüren allzumal
Bekränzt mit Maien heute.
Und draußen sonnt sich groß und klein,
Daß es im Grünen raste; —
Halt ein, Herr Mai! Herr Mai, halt ein!
Hier wollen wir zu Gaste!

Sieh da, die Kinder! — dacht' ich's nicht?
Da kommen sie gesprungen!
Ich hab' ja auch schon manch Gedicht
Den Kleinen vorgesungen.
Die Tasche auf! — den Boten her!
Viel tausendmal willkommen!
Die Tasche auf? — — nein nimmermehr,
Bevor ihr mich vernommen!

Sagt, kennt ihr *den*? — die Mützen ab,
Den selt'nen Gast zu ehren!
Was der euch giebt, noch keiner gab,
Weil's keiner kann gewähren! —
Und was ihr Liebes thut mir kund,
So oft ich komm' gegangen,
Heut' gebt es ihm! küßt ihm den Mund
Und streichelt ihm die Wangen!

Was steht ihr denn und zögert noch?
Und könnt euch nicht entscheiden?
O, heut' ist er der Beste doch
Bei weitem von uns beiden!
Darum für ihn und nicht für mich
Den besten Gruß! — geschwinde!
Er streut euch Blumen, — aber ich
Ein Blättchen nur vom Winde.

Aus der von 1869 bis 1871 bei Ehlers in Neustadt i. H. erschienenen, sehr beliebten Jugendschrift „Der Jugendbote".

An den Kukuk.

Kukuk! Kukuk! — Ei, du Coujon!
Bist auch schon da? — ich hör' dich schon!
Was rufst denn so ins Land hinein?
Kannst weiter nichts, als Kukuk schrei'n,
Und brüstest dich auf deinem Ast
Wie ein Baron schier, du Hansquast!

Kukuk! Kukuk! — Ja, komm nur an!
Du findest heute deinen Mann!
So lang es nicht an Stoff gebricht,
Streich' ich vor dir die Segel nicht;
Und Stoff genug die Menge hier,
Zu lesen die Leviten dir!

Kukuk! Kukuk! — Kaum blüh'n im Thal
Die grünen Wiesen allzumal,
Besudelst du die Blümelein
Mit deinem Speichel, a, du — —
Im Punkte der Unreinlichkeit,
Das alles Schöne so bespeit!

Kukuk! Kukuk! — Du Galgenstrick,
Wie nenn' ich dich im Augenblick?
Und welch ein Beiwort paßt sogleich
Am besten für den Schelmenstreich,
Den frech du zu begehen pflegst,
Wenn du die Kukukseier legst?!

Kukuk! Kukuk! — Du fauler Wicht,
Du baust kein Nest und brütest nicht,
Du fütterst keine Jungen groß,
Streichst nur umher und freust dich bloß,
Wenn dir mit deiner argen List
Das Bubenstück gelungen ist.

Kukuk! Kukuk! — Ich weiß recht gut,
Wie du es machst mit deiner Brut;
Du suchst dir wo ein Nestchen traut,
Das sich ein andres Paar gebaut,
Und sind erst Eierchen darin,
So paßt es grad' nach deinem Sinn.

Kukuk! Kukuk! — Dann schnell zur Hand,
Setzst du dich hin und legst im Sand
Und spähst den Augenblick dir aus,
Wo just das Pärchen nicht zu Haus,
Flugs kommst du mit dem Kukuksei
Und legst behutsam es dabei.

Kukuk! Kukuk! — Und wie der Wind
Machst du dich aus dem Staub geschwind;
Und ist das Pärchen wieder da,
Es weiß nicht recht, was ihm geschah; —
Doch 's ist ja so! — was soll es thun?
Es setzt sich hin und brütet nun.

Kukuk! Kukuk! — Und der es that,
Nicht einmal ein Gewissen hat.
Es fragt der Spitzbub' nichts darnach,
Er faullenzt weiter Tag für Tag
Und lügt inzwischen manchem Thor
Noch seine Lebensjahre vor.

Kukuk! Kukuk! — Nach langer Zeit
Das Elternpaar sich endlich freut;
Doch traut es seinen Augen nicht,
O weh! ist das ein großer Wicht!
Nimmt fast allein das Nestchen ein,
Wo bleiben die Geschwisterlein?

Kukuk! Kukuk! — Und wie er schlingt
Und sie um ihren Antheil bringt!
Da ist auch Holland schon in Noth,
Er drückte eins der Kleinen todt.
Du armes, armes Elternpaar,
Das solchen Basilisk gebar!

Kukuk! Kukuk! — Der Eltern Müh'
Hat keine Ruhe spät und früh,
Sie schleppen sorgend Tag und Nacht,
Bis sie ihn endlich groß gemacht;
Indeß die Kleinen, — welche Qual!
Sie sterben Hungers allzumal!

Kukuk! Kukuk! — Nun ist er groß. —
O Undank, herbes Elternloos!
Da bricht er noch das Nest entzwei
Und denkt: nun ist mir's einerlei;
Ruft Kukuk! spreizt die Flügel aus
Und wuppdi! nimmt er schon Reißaus.

Kukuk! Kukuk! — Er ist entfloh'n. —
Du aber da, du Erzcujon,
Der diesen Gaunerstreich erdacht
Und ihn so listig hat vollbracht, —
Ku — Kukuk! — Ja, du sollst nur seh'n,
Es wird dir noch mal schlecht ergeh'n.

Ku — Kukuk! — Rufst noch immerfort?
Da komme einer mal zum Wort!
Ku — Kukuk! — Ei, ich möchte wohl,
Daß dich der Kukuk selber hol'!
Ku — Kukuk! — Donnerwetter! schweig!
Sonst hol ich noch die Flinte gleich!

Na, dacht' ich's nicht! — so rechtes Pack!
Verhöhnst mich noch zum Schabernack!
Was nützt's, daß ich gehudelt dich?!
Wer Pech angreift, besudelt sich!
'S kommt nimmer was dabei heraus, —
Da fliegt er hin und lacht mich aus!

Dem Geburtstagskinde zum neuen Jahre.

(Als der „Jugendbote" 1871 mit einer neuen Titelvignette erschien).

Komm her zu mir, ich grüße dich!
So oft du kommst, so freut es mich;
Wie sollt' es mich nicht heute freu'n,
Du trittst ja so geschmückt herein,
Du lieber Jugendbote, du,
Und rufst mir: Prosit Neujahr! zu.

Ja, Prosit Neujahr! dir zurück,
Ich kannt' dich auf den ersten Blick;
In meinen Augen bist du doch
Der alte Pappenheimer noch,
Ob du auch kommst im andern Kleid
Und auch zu einer andern Zeit.

Wer zog das neue Kleid dir an?
Er hat Geschmack, der ist mein Mann;
So muß ein deutscher Knabe sein!
Der schlägt, wenn's Noth thut, mit darein,
Und thut es auch zur Zeit nicht Noth,
Wer weiß, was uns in Zukunft droht.

Hei! war das alte Jahr ein Jahr,
Wie keines noch für Deutschland war!
Und daß uns das zu sehn bescheert,
Das ist ein ganzes Leben werth.
Komm her, wir drücken uns die Hand,
Das erste Glas dem Vaterland!

Nun? ist er dir zu stark, der Punsch?
Rein aus damit auf diesen Wunsch!
So, das ist brav! so muß es sein!
Nun komm, nun schenk ich wieder ein,
Und diesmal gilt's des Landes Wehr,
Das zweite Glas dem deutschen Heer!

Was machst mir denn den Mund so groß?
Das thut ja sonst nur der Franzos.
Ich weiß auch schon, was dir darin,
Du denkst gewiß: wo soll das hin?
Schon zwei sind leer, — und Nummer ein,
Das müßte doch der König sein!

Nun, das pressiert wohl nicht, denn der
Ist doch ein gar bescheidner Herr;
Denk' an den todten Schimmel nur,
Ich glaub', es war bei Mars la Tour,
Wer so bescheiden sitzen kann,
Der nimmt nichts krumm, er denkt nicht dran.

Doch soll auch ihm sein Recht gescheh'n!
Ich wollt', er könnt' uns trinken seh'n.
Wir haben's beide gut im Sinn
Und lassen keinen Tropfen d'rin..
Ein donnernd Hoch dem Heldengreis,
Der so sein Volk zu führen weiß!

Und nun? — ja siehst du, nun kommst du;
Hilft nichts, ich nehm' dich mit dazu,
Weil heute dein Geburtstag ist
Und du mir vor der Bowle bist;
Komm mit dem Glase, komm geschwind,
Hoch lebe das Geburtstagskind!

Sag', hast App'tit? — genir dich nicht,
Ich kenne schon dein Leibgericht;
Sieh, wie sie knusp'rig sind und rund,
Und fett und von Korinthen bunt!
So sei doch nicht so blöd', ich bitt',
In jedem steckt ein Apfelschnitt.

Und sieh, nun schenk' ich noch mal ein,
Wir lassen fünfe grade sein.
Nun aber rath', für wen es soll,
Mir ist davon das Herz so voll,
Ich hab' so viele Freud' daran,
Daß ich dir's gar nicht sagen kann!

Du merkst wohl schon, was ich gemeint,
Du bist ja auch ein Kinderfreund;
Ja sieh, das mein ich, gerade das!
So trinken wir das letzte Glas
Den Kindern, — welchen? — ganz egal,
Den lieben Kindern allzumal!

O, wo du kommst und Kinder sind,
Da grüß' von mir ein jedes Kind!
Da bring' von mir ihm einen Kuß
Und sag', wie ich es lieben muß!
Ja, Kinder sind den Engeln gleich
Und ihrer ist das Himmelreich.

Und nun adieu, auf Wiedersehn!
Du hast noch manchen Gang zu geh'n.
Bleib auch ein Kind, so fromm und gut,
So fröhlich und so wohlgemuth;
Dann wirst du, wo du trittst hinein,
Bei groß und klein willkommen sein.

Zur Ernte.

O sieh, wie gelb das Kornfeld steht!
Gar leise durch die Ähren geht
Der Segen Gottes hin und her,
Daß sie sich neigen voll und schwer.
Fürwahr, nun hat es keine Noth,
Der liebe Gott gab wieder Brot.

Möcht's überall so sein, wie hier!
Bald steht der Winter vor der Thür,
Und kommt er erst mit Eis und Schnee.
Dann thut der Hunger doppelt weh.
Uns bleibt er fern, — o möcht' so schön
Doch überall der Roggen steh'n!

Nein, welch ein Segen übers Feld!
Als wär's mit lauter Gold bestellt.
Was solch ein Körnlein werden kann, —
Man sieht sich gar nicht satt daran, —
Solch Körnlein klein in kühler Erd',
Wenn Gott ihm nur Gedeih'n beschert.

Da liegt's und schläft, gebettet kaum,
So kommt ein süßer Frühlingstraum,
Und's schwellt in Wonne ihm die Brust,
Daß es erwacht vor lauter Lust,
Und Lerchensang und Sonnenschein
Die klopfen an sein Kämmerlein.

Mein Körnlein ist auch gleich parat,
Da steht es schon im Sonntagsstaat,
Smaragdengrün der kleine Rock,
Das ist der rechte Frühlingsschmuck,
Und hörst du wohl? — 's ist Festtag heut' —
Der Osterglocken froh Geläut?

Ein fröhlich Fest nach dunkler Rast
Im goldnen Licht, du lieber Gast!
Sag', kennst du wohl die vierte Bitt'? —
Gar manche Hoffnung nahmst du mit,
Gar manche Hoffnung trägst du noch,
O, daß sie Gott erfüllte doch!

Er hat's gethan! Er gab Gedeih'n
Im Regen und im Sonnenschein.
Er nährte dich mit kühlem Thau,

Doch soll auch ihm sein Recht gescheh'n!
Ich wollt', er könnt' uns trinken seh'n.
Wir haben's beide gut im Sinn
Und lassen keinen Tropfen d'rin..
Ein donnernd Hoch dem Heldengreis,
Der so sein Volk zu führen weiß!

Und nun? — ja siehst du, nun kommst du;
Hilft nichts, ich nehm' dich mit dazu,
Weil heute dein Geburtstag ist
Und du mir vor der Bowle bist;
Komm mit dem Glase, komm geschwind,
Hoch lebe das Geburtstagskind!

Sag', hast App'tit? — genir dich nicht,
Ich kenne schon dein Leibgericht;
Sieh, wie sie knusp'rig sind und rund,
Und fett und von Korinthen bunt!
So sei doch nicht so blöd', ich bitt',
In jedem steckt ein Apfelschnitt.

Und sieh, nun schenk' ich noch mal ein,
Wir lassen fünfe grade sein.
Nun aber rath', für wen es soll,
Mir ist davon das Herz so voll,
Ich hab' so viele Freud' daran,
Daß ich dir's gar nicht sagen kann!

Du merkst wohl schon, was ich gemeint,
Du bist ja auch ein Kinderfreund;
Ja sieh, das mein ich, gerade das!
So trinken wir das letzte Glas
Den Kindern, — welchen? — ganz egal,
Den lieben Kindern allzumal!

O, wo du kommst und Kinder sind,
Da grüß' von mir ein jedes Kind!
Da bring' von mir ihm einen Kuß
Und sag', wie ich es lieben muß!
Ja, Kinder sind den Engeln gleich
Und ihrer ist das Himmelreich.

Und nun adieu, auf Wiedersehn!
Du hast noch manchen Gang zu geh'n.
Bleib auch ein Kind, so fromm und gut,
So fröhlich und so wohlgemuth;
Dann wirst du, wo du trittst hinein,
Bei groß und klein willkommen sein.

Zur Ernte.

O sieh, wie gelb das Kornfeld steht!
Gar leise durch die Ähren geht
Der Segen Gottes hin und her,
Daß sie sich neigen voll und schwer.
Fürwahr, nun hat es keine Noth,
Der liebe Gott gab wieder Brot.

Möcht's überall so sein, wie hier!
Bald steht der Winter vor der Thür,
Und kommt er erst mit Eis und Schnee.
Dann thut der Hunger doppelt weh.
Uns bleibt er fern, — o möcht' so schön
Doch überall der Roggen steh'n!

Nein, welch ein Segen übers Feld!
Als wär's mit lauter Gold bestellt.
Was solch ein Körnlein werden kann, —
Man sieht sich gar nicht satt daran, —
Solch Körnlein klein in kühler Erd',
Wenn Gott ihm nur Gedeih'n beschert.

Da liegt's und schläft, gebettet kaum,
So kommt ein süßer Frühlingstraum,
Und's schwellt in Wonne ihm die Brust,
Daß es erwacht vor lauter Lust,
Und Lerchensang und Sonnenschein
Die klopfen an sein Kämmerlein.

Mein Körnlein ist auch gleich parat,
Da steht es schon im Sonntagsstaat,
Smaragdengrün der kleine Rock,
Das ist der rechte Frühlingsschmuck,
Und hörst du wohl? — 's ist Festtag heut' —
Der Osterglocken froh Geläut?

Ein fröhlich Fest nach dunkler Rast
Im goldnen Licht, du lieber Gast!
Sag', kennst du wohl die vierte Bitt'? —
Gar manche Hoffnung nahmst du mit,
Gar manche Hoffnung trägst du noch,
O, daß sie Gott erfüllte doch!

Er hat's gethan! Er gab Gedeih'n
Im Regen und im Sonnenschein.
Er nährte dich mit kühlem Thau,

Doch soll auch ihm sein Recht gescheh'n!
Ich wollt', er könnt' uns trinken seh'n.
Wir haben's beide gut im Sinn
Und lassen keinen Tropfen d'rin..
Ein donnernd Hoch dem Heldengreis,
Der so sein Volk zu führen weiß!

Und nun? — ja siehst du, nun kommst du;
Hilft nichts, ich nehm' dich mit dazu,
Weil heute dein Geburtstag ist
Und du mir vor der Bowle bist;
Komm mit dem Glase, komm geschwind,
Hoch lebe das Geburtstagskind!

Sag', hast App'tit? — genir dich nicht,
Ich kenne schon dein Leibgericht;
Sieh, wie sie knusp'rig sind und rund,
Und fett und von Korinthen bunt!
So sei doch nicht so blöd', ich bitt',
In jedem steckt ein Apfelschnitt.

Und sieh, nun schenk' ich noch mal ein,
Wir lassen fünfe grade sein.
Nun aber rath', für wen es soll,
Mir ist davon das Herz so voll,
Ich hab' so viele Freud' daran,
Daß ich dir's gar nicht sagen kann!

Du merkst wohl schon, was ich gemeint,
Du bist ja auch ein Kinderfreund;
Ja sieh, das mein ich, gerade das!
So trinken wir das letzte Glas
Den Kindern, — welchen? — ganz egal,
Den lieben Kindern allzumal!

O, wo du kommst und Kinder sind,
Da grüß' von mir ein jedes Kind!
Da bring' von mir ihm einen Kuß
Und sag', wie ich es lieben muß!
Ja, Kinder sind den Engeln gleich
Und ihrer ist das Himmelreich.

Und nun adieu, auf Wiedersehn!
Du hast noch manchen Gang zu geh'n.
Bleib auch ein Kind, so fromm und gut,
So fröhlich und so wohlgemuth;
Dann wirst du, wo du trittst hinein,
Bei groß und klein willkommen sein.

Zur Ernte.

O sieh, wie gelb das Kornfeld steht!
Gar leise durch die Ähren geht
Der Segen Gottes hin und her,
Daß sie sich neigen voll und schwer.
Fürwahr, nun hat es keine Noth,
Der liebe Gott gab wieder Brot.

Möcht's überall so sein, wie hier!
Bald steht der Winter vor der Thür,
Und kommt er erst mit Eis und Schnee.
Dann thut der Hunger doppelt weh.
Uns bleibt er fern, — o möcht' so schön
Doch überall der Roggen steh'n!

Nein, welch ein Segen übers Feld!
Als wär's mit lauter Gold bestellt.
Was solch ein Körnlein werden kann, —
Man sieht sich gar nicht satt daran, —
Solch Körnlein klein in kühler Erd',
Wenn Gott ihm nur Gedeih'n beschert.

Da liegt's und schläft, gebettet kaum,
So kommt ein süßer Frühlingstraum,
Und's schwellt in Wonne ihm die Brust,
Daß es erwacht vor lauter Lust,
Und Lerchensang und Sonnenschein
Die klopfen an sein Kämmerlein.

Mein Körnlein ist auch gleich parat,
Da steht es schon im Sonntagsstaat,
Smaragdengrün der kleine Rock,
Das ist der rechte Frühlingsschmuck,
Und hörst du wohl? — 's ist Festtag heut'—
Der Osterglocken froh Geläut?

Ein fröhlich Fest nach dunkler Rast
Im goldnen Licht, du lieber Gast!
Sag', kennst du wohl die vierte Bitt'? —
Gar manche Hoffnung nahmst du mit,
Gar manche Hoffnung trägst du noch,
O, daß sie Gott erfüllte doch!

Er hat's gethan! Er gab Gedeih'n
Im Regen und im Sonnenschein.
Er nährte dich mit kühlem Thau,

Und zarte Blumen roth und blau,
Er pflanzte sie vor deiner Thür
Und gab sie zu Gespielen dir.

Gar oft, wenn dir im Auge hell
Geblitzt der Freude Thränenquell,
Des Morgens früh nach lauer Nacht
Hab' ich dir meinen Gruß gebracht
Und hab' gestanden und geschaut,
Wie du im Morgenduft geblaut.

Gar oft, als dir der Busen schwoll
Und voll heraus die Ähre quoll,
Hab' ich mich deiner Lust gefreut,
Also wie deines Segens heut',
Daß wohl mein Herz gesprochen hat:
Gesegn' dich Gott, du schöne Saat!

Und oft, als schon dein Grün verblich,
Besucht' ich noch wie früher dich
Und sah sie wogen hin und her
Die Halme wie ein grünes Meer,
Und sah im goldnen Sonnenglüh'n
Den Staub der Blüthen drüber zieh'n.

Wie hat es Gott so wohl gemacht!
Viel besser, als der Mensch gedacht!
Da stehst du nun und neigst dich fast
Zur Erde unter all der Last; —
Geduld, die Frist ist schnell entfloh'n,
Sie hämmern ihre Sensen schon.

Und morgen schon ist Erntetag,
Da geht es lustig Schlag auf Schlag
Von morgens früh bis abends spät.
Das ist ein Fest! — es wird gemäht!
Und Hock' an Hocke aufgestellt
Steh'n reihenweis' im Stoppelfeld.

Noch einmal warmer Sonnenschein,
Und bald ist's auch ins Haus hinein!
Die letzten Garben schmückt der Kranz,
Spielt auf! es geht zum Erntetanz!
Spielt auf! — — o, nein! — ich meine nein!
Es müßte noch was übrig sein.

Der liebe Gott gab wieder Brot,
Fürwahr, nun hat es keine Noth!
Die Hände faltet zum Gebet,
Und recht aus vollem Herzen fleht:
Komm, Herr Jesu, sei unser Gast
Und segne, was du bescheeret hast!



Die Fliege.

Sei unbesorgt, du kleines Thier,
Ich habe keine Klatsche hier,
Auch hab' ich dir kein Gift gestellt;
Dies Stübchen ist ja deine Welt,
Und was dir Gott, der Herr, verlieh'n,
Wie könnt' ich's herzlos dir entziehn!

Du hast auch außerdem nicht viel,
Bist oft der bösen Buben Spiel.
Sie nehmen dir die Flügelein
Und martern dich mit Höllenpein;
O, fühlten sie nur mal den Schmerz,
Sie quälten wohl kein Thier zum Scherz!

Ja, Feinde hinten, Feinde vorn!
Neuntödter spießt dich auf den Dorn,
Grasmücke hascht dich von der Wand,
Ihr Netz die böse Spinne spannt,
Selbst Karo, der doch sonst so faul,
Wie rührt er flugs nach dir das Maul!

Sei unbesorgt, — hier hast du Ruh;
Gern seh ich eurem Spiele zu.
Wie lustig ihr durchs Zimmer streift
Und summend euch im Fluge greift!
So spielten früher mit Geschick
Wir Kinder auch und nannten's „Tick".

Und stets so rein und säuberlich!
Wie putzst du dich, wie stutzst du dich!
Die kleinen Beinchen hin und her
Und übers Köpfchen kreuz und quer!
Hier seh' es mal die Reinlichkeit
Das Kind, das noch beim Waschen schreit!

Und wie du kletterst, ei so schlank,
Am Fenster und am Spiegel blank!
Gar oben an der Decke stehst

Und auf dem Kopf spazieren gehst!
Ein solches Kunststück sah man doch,
Fürwahr in keinem Circus noch!

Auch weiß ich ja das Glück bei mir,
Behalt' ich dich den Winter hier.
Denn Wohlthun üben immer frommt,
Wer andern giebt, — von Gott bekommt, —
Und wär's am Geben nur die Freud',
Schon das ist eine Seligkeit!

Genug des Lobes! — ist dir nun
Um meinen Tadel auch zu thun,
So fang' ich gleich beim Schlimmsten an;
Zu Zeiten bist du ein Tyrann,
Ein wahrer kleiner Quälgeist du,
Läßt weder Mensch noch Thier in Ruh.

Oft, wenn ich schläfrig war und müd',
Warst du der wahre Störenfried,
Besonders bei der Mittagsruh,
Da quältest du mich immerzu
Und brummtest überdies ins Ohr
Mir deine Gassenhauer vor.

Gar häßlich ist auch deine Spur,
Sind's gleich so kleine . . . . . Punkte nur,
Naschhaftig steckst du auch den Kopf
Nur gar zu gern in jeden Topf!
Und dann die Neugier! — merk dir das!
Zum Beispiel jetzt beim Dintenfaß!

Gleich sitzt du drauf und guckst hinein
Und denkst: was mag wohl drinnen sein?
Da scheint nicht Sonne und nicht Mond,
Ein schwarzer Kobold unten wohnt;
Und siehst nicht, wie er grinst und droht?
Entflieh! — das ist der schwarze Tod!

Nun, sagt' ich's nicht? — wärst du entflohn!
Plumps! — liegst du in der Dinte schon!
Nun ist's mit meinem Dichten aus; —
Da hast die Feder, — kriech heraus
Und nimm dich künftig mehr in Acht,
Wenn einer dir ein Liedchen macht!

Der Winter.

(1869.)

He, Jacob, mach' mehr Brennholz klein!
Denn knallt die Eise besser ein.
Nun leben wir, als wie am Pol,
So war es anno damals wohl,
Als unser Freund, der Franzmann, kam
Und uns vom Nest die Hühner nahm.

Der sakkerlot'sche Herr Franzos!
Er pumpte wie ein Studios,
Sprach: parlewu franzä Musje!
Und wuppdi! hatt' er's weg, o weh!
Drum schaut er auch wohl übern Rhein
So gern nach Deutschland noch hinein.

Na, wenn er käme, — ich und du,
Wir wollten ihm bei parlewu!
Das weiß er auch und läßt es sein.
Nun, Jacob, mach' mehr Brennholz klein
Und pack den Korb bis oben voll,
Wir haben sechzehn unter Null.

Das nenn' ich Winter! — nichts als Schnee,
So weit ich in die Landschaft seh'!
Es will der Fuß auch garnicht mit,
Und wie es knarrt auf Schritt und Tritt!
Am Dach herunter, langgespitzt,
Ein Zapfen bei dem andern sitzt.

Wie öd' das Feld, wie still die Welt!
Der Tod hat seine Saat bestellt.
Herunter fiel's und stand nicht auf,
Das ist nun so der Zeiten Lauf;
So fall' auch ich, so fällst auch du,
So deckt auch uns der Schnee 'mal zu.

Brr! muß es kalt darunter sein.
Das meinst du wohl; — indessen nein!
Ich sag' dir, Jakob, wenn es schneit,
Dann webt der liebe Gott ein Kleid
Und zieht's gar leise jedem an,
Der keinen Frost vertragen kann.

Quillt unterm Schnee nicht frisch der Born!
Und grünt darunter nicht das Korn?
Und hast im Garten nicht geseh'n,

Wie warm die Keime drunter steh'n?
Wo blieb' auch manch ein kleines Thier.
Hätt' Gott nicht solch ein Kleid dafür!

O sieh, die Blumen, bunt und kraus,
Staffiren uns die Fenster aus!
Hatt' immer meine Freude dran
Und dacht', sie still bewundernd, dann:
Die bringen wohl schon einen Gruß,
Daß 's wieder Frühling werden muß.

So ist es auch! — nach kurzer Nacht
Jedwedes schon vom Schlaf erwacht
Und meint: nun wird's zu warm im Haus,
Wir halten's drin nicht länger aus.
Das thut der liebe Sonnenschein,
Er äugelt überall hinein.

Und siehst du, Jakob, ich und du,
Wir schlafen auch nicht immerzu.
Einst wird ein Engel, hold und schön,
Vor uns'rer stillen Thüre steh'n
Und wird uns führen aus der Nacht
Zu lauter Licht und Frühlingspracht.

Was wirst auf einmal so gerührt?
Brr! wie es heut' entsetzlich friert!
Dir hängt der Bart ja ganz voll Reif!
Und alle Finger sind dir steif!
So komm nur erst einmal herein,
Ich heize dir ein wenig ein.

Gesundheit, Jakob! — schmeckt er gut?
Der stärkt den Magen, wärmt das Blut
Bei dieser Kälte, trink nur aus
Und zieh mir nicht das Maul so kraus.
Nu schlage Holz, dann wirst du warm,
Sonst schlägt uns Lise noch Allarm.

Nachher kannst mal zum Nachbar geh'n,
Er soll auf schwachen Füßen steh'n;
Viel' liebe Kinder um ihn her,
Dem wird der Winter wohl recht schwer,
So bring ihm freundlich einen Gruß,
Wir haben's ja im Überfluß.

Da liegt ein frischgeback'nes Brod,
Das wird schon nützen in der Noth;
Nimm einen Schinken aus dem Rauch
Und einen Sack Kartoffeln auch;
Ich denke, er verschmäht es nicht,
Und Nächstenlieb' ist Christenpflicht.



Buten.

Herut, herut man alle Mann!
De Steerns fangt ebn to blinkern an;
Un du, min Moder, ock mit rut,
Uns Schrighals slöppt dar binn ja gut.
Süh so! — nu sett jüm alltomal
Man oppe Gaardnbank bi mi dal.

Ei Deuscher! ward dat Hart een wit,
So buten inne Schummerntid;
Un Fru un Kinner um een her,
Als wenn't mank luter Rosen weer;
Dat röhrt een mehr als inne Kark,
Dat freut een mehr als gung't to Mark.

Still! — hört jüm wull? — den Reller dal?
Ick löv, dat weer de Nachdigal.
Ja, ja, ganz recht! nu fleut se lud
Un schütt dat lütte Hart mal ut,
Nu wedder rein so lis un sacht,
Als sung dar'n Engel dör de Nacht.

Un neern an'n Dik in't hoge Reth
Hebbt ock de Pögg ehr Lust, ehr Leed.
De Mücken spelt un sünd to Gang,
Un Glöhwurm stickt de Lüchen an;
De Hadbar steiht dar als en Pahl
Op't eene Been un kikt hendal.

Wa lurig treckt de Abendluft,
Un wat en Rükelsch, wat en Duft!
Ick löv, dat doht de Caprifoln,
Un nerrn in'n Hof de Nachtvioln;
Un günd de Tun, de scheert warrn schull,
Steit ock ja vun Kaneelbüsch vull.

De Vagels sitt un pipt in'n Drom,
Lüttj Bodderhorn slöppt bi lüttj Blom;
De Bläder swigt un hangt in'n Dau,
Un allns is still un allns is Rau;
Sungn ni de Pögg dar in de Feern,
Ick löv, man kunn en Spinnwipp hörn.

Ei süh, ei süh, hoch öwer'n Kopp
An'n blauen Hebn, — nu kikt mal rop;
De lüttjen Engeln röhrt de Hann
Un fleegt un steckt de Lichter an,
Un jümmers mehr un jümmers mehr,
Als wenn dar gar keen Enn op weer.

Ob unse lüttje Ann-Marie
Vunabend ock wul mit darbi? —
Dat weer en Deern, – wer harr dat dacht!
Nu, nu, min Moder, wes' man sacht;
Wat hölp't denn, dat de Thran noch lop?
Wi kamt dar babn ja all tohop.

Dar kummt de Maand, — dar kikt he all
Günd dör de Eschen achter'n Stall;
Dat mutt en Lust ween so an'n Hebn
Des Nachts de Welt hendör to swebn,
Wa lacht he smeerig um de Snut, —
Den lock wull ock de Abend rut.

Nu swevt de swarte Wulk davör, —
Nu pliert he wedder lisen dör
Un glupt in alle Ruten rin
Un weet, wat allns passeert dar binn;
Un geiht he morrns to Rau, he weet
Vun Freud un Leid genau Bescheed.

Wat jagt denn noch in't Dörp so lat?
Günd höllt en Wagen vör de Kath;
Dör't Fenster schient so hell de Lamp,
Un ut'n Schosssteen stiggt de Damp.
Dat's wahr, – dar liggt all Weken lank
En arme Mann vör'n Dokter krank.

Förwahr, förwahr dat is en Leid,
Wenn so de Dod vör Ogen steiht.
Wat mutt he lidn, de Stackelsmann!
De arme Fru, — wat fangt se an?!
Du leewe Gott, — un blifft he dot,
Acht Kinner sünd dar ahne Brot.

Mi dünkt, dat's Best, wie gaht to Bett;
Ja, ja! kamt rin und bedt mi nett;
En hartlich Woort um Hölp un Rath,
Dar för den Kranken in de Kath. —
Vellicht, dat he an't Leben bleev,
Uns' Herrgott hett de Kinner leev!



De Swulken.

Wat wullt du mit de Hoppenstang?
Töv, lettst mi mal de Nester hangn!
Se sitt dar babn ja nüms in'n Weg,
Un weetst du ni? — Persepter seggt:
Die Schwalbe bringt den Lenz zurück,
Und wo sie baut, da wohnt das Glück. —

Ja, ja! Persepter hett wul Recht;
Mi gung't ja ock noch nümmer slecht;
Heff Gottes Segn an Korn un Brot,
Heff Fru un Kinner, frisch un roth,
Un heff sogar in alle Jahrn
Keen Peerd noch un keen Koh verlarn.

De ol Tobias wuss dat wul,
He harr umsunst sin Dack ni vul;
Un kreeg he, als se budn un flogn,
Daröwer ock sin blinden Ogn,
So leet he doch de Nester da,
Un süh, dat Glück keem achterna. —

Mi dünk ock doch, dat weer en Schann,
Wenn sick en Mensch vergreep daran;
Betrach man mal so'n Nest genau,
Keen Murmann mürt dar wul so slau;
Ick wüss ock nargns en Timmermann,
De so en Kunststück maken kann.

Dat hangt ja richtig an de Mur,
Als weer't dar wussen vun Natur:
De Swulken kunn förwahr mit Ehrn
En Discher lim'n un klistern lehrn.
Man meent, dat kunn sick sülbn ni holn,
Un driggt de Jungn mitsamms de Oln.

Un sünd de eersten Swulken da,
Röppt ni dat ganze Dörp Hurrah?!
Hurrah! nu is de Sommer kamn,
Nu hett de Winter Afscheed nahmn!
Pass blots mal op! nu is he weg,
Kummt't richtig, als Persepter seggt.

De Sommer kummt un bringt de Blöm;
De ersten sünd de Kaffbeinböm,
Als behrn se noch den Winter na
Un hungn vull Snee, — so staht se da.
Tonöstten awers — ei, süh dar!
Is buten allens klapp un klar.

Denn ward de Stickbeinbüscher grön,
Denn ward de lüttjen Oschen blöhn,
Un blomig ward de ganze Grund,
Un Tulpen kamt dar, roth un bunt,
De Adbar kummt, — un in de Feern
Lat fröhlich sick de Lurken hörn.

Un jümmers warmer schient de Sünn;
Un denn — en Ogenblick wider hin, —
So sitt wi, wo de Linnbom hangt,
In'n Schatten buten op de Bank
Un freut uns, wa de Swulken pipt
Un singt un sick in't Fleegen gript.

Un flogn se denn so lustig ni
Husch, husch! — vöröwer un verbi,
So weer dar buten ni to durn
Vör Fleegn un annre Kreaturn;
Man hett ja so sin Noth, - de Äs',
De spelt een likers op de Näs'!

Ick seeg de Swulken jümmers geern
Un heel se alltid hoch in Ehrn;
Se sünd ja ock op Reisen we'n
Un hebbt de fremden Länner sehn!
Sogar wenn't regen ward, se weet
Dat op en Haar un sät Bescheed.

Un du wullst mit de Hoppenstang
Mi eben na de Nester langn?!
Fui, scham die wat! — ick wull di't radn!
Wat hebbt de lüttjen Thiern di dahn?!
So fröhlich all, so fram un drok,
So flidig un so flink un klok.

Süh, vun de Swulken kannst du't lehrn,
Din Hus to bu'n, din Hus to nähru!
Wes' flidig, lat den Kopp ni hangn,
Wes' frisch un fröhlich, nümmer bang, --
Do' nüms en Leid — un lev in Fredn,
So büst vun alle Minschen ledn!

Utflagen.

Dar sitt dat Nest, un nix darin,
Als Eierschell un Dun un Spinn, —
Se flogen ut, — ick dach mi't wul,
Dat wurr ehr sacht to eng un vull,
Fief grote Jungn un beide Oln,
Wa kunn so'n lüttj' Gebüd dat holn?!

Un dochen hel't, wat seggst darvan?
Wo dröppst du wul en Handwarksmann,
Un wenn't de klökste Meister weer,
De so en Hus di but vun Eer?
Du dröppst em nargns, dat künnt so schön
De lüttjen Swulken man alleen.

Nu süh, wa se de Mücken gript!
Un wa se spelt un wa se pipt!
De künnt di fleegn, ick meen, dat geiht!
Un wenn mal'n Fenster apen steiht,
Se sä't gudn Dag, schaneert sick ni
Un huscht di bi de Näs' verbi.

De lüttjen Thiern, wa bün 'ck ehr gut!
Un wa mi 't freut, dat se hier bu't!
Ick söch dat Glück un kunn't ni findn,
Dar keem't vunsülben na mi 'rin,
Dat mak dar babn dat lüttj' Gebüd,
Wer wüss ock ni, wat dat bedüd.

Ick deh denn ock darför min Deehl,
Dat ick dat Nest för se beheel,
Dree Weeken dur't, dar harrn se't bu't,
Dar sä Herr Spatz: dat pass sick gut!
Treck in, Fru Spatsche! — süh wa nett!
Hier hol man erst mal Wekenbett.

Fru Spatsch krop 'rin un achteran
Krop ock mit 'rin Fru Spatsch ehr Mann;
Dar seet he seker in de Schanz,
Sin Snabel weer en gude Lanz,
Un keem de lüttje Swulk mal her,
So steek he'n rut un prickel ehr.

Dat Deuwelstügg! is't ni to dull?
Lüttj' Swulk de schimp, lüttj' Swulk de schull,
Lüttj' Swulk de keem, tick an bi mi:
Kumm 'rut, kumm rut un stah uns bi!
De Spitzbov stehlt in'n Ogenblick,
Dat Hus uns weg, un di dat Glück!

Dar neehm ick denn en langen Schecht
Un jag de Sackermenters weg,
Un als se man eerst buten weern,
Dar wull'ck se wul wat anners lehrn;
Bumms! sä't, — da leegn se op de Strat,
Un rupps! — harr se de Kater fat.

So weern min lüttjen Swulken beid
Denn Herrn vun't Hus in Lust un Freud,
Un lustig hebbt se flagn un sungn
Bit Swulksche an to sitten fung,
Fru Swulksche mak ehr Saken gut,
Fief lüttje Gählnipps kropen rut.

Herrje! wurr dat en Pipgelag
Den ganzen utgelengten Dag!
De beiden Oln, de harrn ehr Noth,
So'n Fief, de sünd so licht ni grot,
Wa mennig Mück, wa mennig Fleeg
En jeder to verslucken kreeg!

Nu sünd se grot, Gott Lof un Dank!
Un fleegt dar all de Strat hinlank;
Dar sitt dat Nest un nix darin,
Als Eierschell un Dun un Spinn;
De dumme Lünk! — weer he an'n Lebn,
Nu harr ick em't vunsülben gebn.

Man mutt man blots de Tid afwahrn,
Denn geiht so licht een nix verlarn,
Wer hiddlig is un dat nich kann,
De sett bischuerns allns daran,
Un kriggt he denn een op de Flünk,
So geiht em't wul, als Muschü Lünk.

Min lüttjen Gäst.

(Als se am dullsten in de Kniep weern.)

Nu kamt man her un et ju satt!
So'n Winter hebbt wi lang ni hatt,
Als wenn wi merrn in Rußland weern,
Een kunn ja Näs' un Ohrn verfreern!
Bischuerns föfftein ünner Null, —
Dat is mi denn doch meist to dull!

Ju lüttjen Vageln künnt een duern,
Dar sitt ju nu in'n Snee to luern,
Sluckohrig un bedröwt un still,
Halv lenterlahm un rug vör Küll,
Un kiekt mi an un sät: „piep! piep!
Ach ja, nu sünd ju in de Kniep!

Na, kamt man her! dat hett keen Noth,
Ju hungert darum doch ni dot,
Un wenn ju ock ni seit un meiht,
Als in de Bibel schreben steiht,
Un ock keen Hus hebbt un keen Stall,
Uns' Herrgott sorgt doch för ju all.

He sä denn ock to mi: „Johann,
Nu seeg di mal de Vageln an;
De Winter kreeg se in de Engn, —
Du singst doch ock? — ick wull man seggn,
Denn sünd se wul din lüttjen Frünn, —
Nu bring ehr man wat Eten hin!

Dar hebbt ju't denn! nu kamt man 'ran!
Ick seeg mi ju bideß mal an.
Ne, wat en Sellschap, wat en Gäst!
Un merrn in'n Snee hier, wat en Fest!
Un jümmers an de Spitz Herr Spatz, —
Wo seeg man den ni mit sin Schatz?!

Süh dar! dar hest du't, Muschü Lünk!
Dar kreegst du ebn een op de Flünk!
He pickt Fru Drosselsch frisch un frech
Dat Beste lik vör'n Snawel weg,
Dar geev em gau all in de Ripp
Ehr Mann een mit sin gähle Nipp.

O, de versteiht dat Quinkeleern,
Vör alln in't Holt, so ut de Feern!
Na, sünd wi man den Winter dör',
Denn fleut he uns gewiß wat vör; —
Wakeen kunn ni bi Summerdag
Sick högen an en Drosselslag!?

Süh dar! wat's dat för'n lüttjen Mann?
De hett sin besten Rock wul an!
Lüttj' Bokfink, o ick kenn di wul!
Nu neih di man den Kittel vull:
Wa makt sick schön in't Grön din Leed,
Trompetst du eerst op din Trompet!

Un du in din lüttj' gehl Habit,
Min lüttj' Gehlgöschen, heft Apptit?
Denn pick de Grütt un pleg di man,
Du stimmst to Sommer ock mit an! —
Un singst ock man en simpeln Lud,
Dar feil doch wat, weerst du darut.

Wat kummt denn dar för'n lüttje Dam?
De's noch de Smuckst' vun alltosam!
Graubrun un'n füerrodes Dok, —
Un wat för Ogn, so fram un klok!
Lüttj' Rothbofs is't! Du leev lüttj' Deern,
Di hör ick för min Leben geern!

Vör alln in Harst, wenn welk de Blom,
Un wenn de Bläder fallt vun'n Bom! —
Denn singst du in so'n egen Wief',
Dat klingt so wehmothsvoll, so lis',
Als wenn man um wat Leeves ween
Un schull't min Dag ni wedder sehn. —

Dar kummt all wedder'n Bedelmann, —
Hett de en smuckes Röckschen an!
Gehlgrön un grau un himmelblau, —
Lüttj' Meeschen is't, so flink un gau, —
Un wedder een, — Platz för'n Major!
De's König vun dat ganze Chor!

He drifft sick sunst in'n Tun herum,
Un is ni gröter als en Plumm;
Ja, kumm man her, du leev' lüttj' Baas! —
Un du, dar bab'n in'n Bom, Herr Claas! —
Quark! quark! — sünd eerst de Lüttjen satt,
Denn kumm man dal un nimm di wat!

Süh so! nu will 'ck spazeeren gahn
Un hier ni mehr to freren stahn!
Vull Rugriep glitzert allns, wat waßt,
Als weer man in en Feenpalast, —
So'n Winterdag is doch en Pracht! —
Nu nehmt ju vör de Katt in Acht! —



Wir kommen nun zum letzten Abschnitte unserer Auslese aus den lyrischen Gedichten Johann Meyer's, zu seiner Übersetzung der alemannischen Gedichte Hebel's ins Plattdeutsche. Wer die Originalgedichte Hebel's kennt und Johann Meyer's Gedichte für die Jugend auf den vorstehenden Seiten gelesen hat, wird bei beiden Poeten eine nicht geringe Ähnlichkeit in ihren lyrischen Schöpfungen finden. Und das ist leicht erklärlich. Johann Meyer hat sich durch ein gründliches Studium der Werke des alemannischen Dichters in diesen so hineingelebt, daß dessen Wesen in sein Fleisch und Blut übergegangen und er davon wie durchtränkt worden ist. Aber das konnte nur geschehen, weil sich in ihm gewisse Vorbedingungen für diese An- und Aufnahme der Individualität des anderen Dichters vorfanden; es waren dies ein reiches, kindliches Gemüth, eine naive Anschauungsweise, ein frommer Sinn und ein für alles Schöne warm schlagendes Herz: also alles Charaktereigenschaften, die sich als ebenso viele Agentien in Hebel's Poetennatur kräftig bethätigten. Und aus dieser Seelenverwandtschaft erwuchs wiederum für unseren Dichter jene sympathische Macht, die ihn mit so hoher Begeisterung für den alemannischen Collegen erfüllte und ihn so sehr an diesen fesselte, daß er das Wagniß unternahm, Hebel's Gedichte aus dem süd- und hochdeutschen alemannischen Dialekt in den nord- und niederdeutschen zu übertragen. Und als nun diese schwierige Arbeit beendet und der plattdeutsche Hebel zuerst im Jahre 1859 bei Hoffmann & Campe in Hamburg und dann 1878 in zweiter Auflage bei J. F. Richter ebendort erschienen war, da hat nicht nur beinahe die gesammte Kritik der schleswig-holsteinischen, sondern auch die einer großen Zahl anderer angesehener Blätter im deutschen Vaterlande es einstimmig und freudig in vollem Umfange anerkannt, daß Johann Meyer seine Aufgabe vorzüglich gelöst habe.

Nur einer trat, im schroffen Gegensatz zu dieser überaus günstigen Beurtheilung, als ein entschiedener Gegner der Johann Meyer'schen Hebelübersetzung auf; es war dies Klaus Groth in einem Artikel im ersten Jahrgange der Gegenwart — „Hebel auf dem Parnaß". Diesem Urtheile haben drei andere einen so hohen Werth beigemessen, daß sie es ohne langes Prüfen adoptirten; sie haben es im seligen Vertrauen auf Klaus Groth's Autorität einfach nachgebetet. Klaus Groth erklärt in jenem Aufsatze in der „Gegenwart" kategorisch, daß sich Hebel nicht übersetzen lasse, weil er — — der Prophet seines Stammes sei, und folgert dann, daß Johann Meyer's plattdeutscher Hebel „ein verfehltes Unternehmen" wäre. Und der erste, der ihm dieses mit denselben Worten, „ein verfehltes Unternehmen" nachgeschrieben hat, ist Heinrich Kurz in seiner „Geschichte der deutschen Literatur von 1830 bis auf die Gegenwart" (Seite 64). Ich bin der Überzeugung, daß dieser Literarhistoriker, der ja unmöglich alles das, was er in seinem Buche behandelte, selbst gelesen haben konnte, zu einer ganz anderen Ansicht als Klaus Groth gekommen wäre, wenn er sich den plattdeutschen Hebel einmal gründlich angesehen und sich so ein selbständiges Urtheil darüber gebildet hätte.

Der zweite, der sich jenes absprechende Urtheil des Quickborndichters zu eigen machte, und zwar wiederum in einer „Geschichte der neueren Literatur", ist Adolf Stern. Doch gegen diesen brauche ich Johann Meyer's Hebelübersetzung nicht erst in Schutz zu nehmen; das hat bereits ein anderer längst vor mir gethan, ein Kritiker der „Kieler Zeitung" vom 20. Februar 1868, mit dem ich völlig übereinstimme, wenn er, das Stern'sche Werk besprechend, an der betreffenden Stelle sagt: „Unsere plattdeutsche Dialektdichtung wird in dem Werke von Adolf Stern in ihren Hauptvertretern Fritz Reuter, Klaus Groth und Johann Meyer charakterisirt. Im allgemeinen auch zutreffend und richtig. Nur über Meyer's Buch „Plattdeutscher Hebel" ist ein höchst ungerechtes, wahrscheinlich nicht auf Selbstkenntniß beruhendes Urtheil gefällt, wenn Stern die Übersetzung als einen Mißgriff bezeichnet, indem er glaubt, daß sich der Zauber der alemannischen Lieder nicht ins „Schriftdeutsch", worunter wohl Niederdeutsch verstanden werden soll, übertragen lasse! Im Gegentheil! Mit einer ungemein glücklichen Sicherheit und großem Feingefühl ist das für Hebel

Charakteristische in die Übertragung hinübergerettet, die sich, weil in ihr ein echter Volksdichter einen andern nachempfunden hat, wie ein Original liest. Wer den „Hebel" und Meyer's Übersetzung aufmerksam vergleicht, kann dies bei Liedern wie „De lüttje Spinn", „Dat Leed vun'n Kasbeinbom", „De Morgensteern", sowie bei der epischen Dichtung „De Karfunkel" und vielen andern unmöglich verkennen. Jedenfalls ist das „Plattdeutsche weit geeigneter, das Alemannische wiederzugeben als irgend ein Dialekt einer fremden Sprache, beispielsweise das Schottische, und doch sind bekanntlich Versuche auch hierin mit vielem Glücke gemacht worden".

Damit erhält unser Dichter schon für die seinem „plattdeutschen Hebel" widerfahrende Unbill eine wohlthuende Genugthuung; und es dürfte deshalb vielleicht ganz überflüssig erscheinen, wenn wir uns auch noch mit jenem Dritten beschäftigen, der wohl ebenso wie jene beiden andern nur scheinbar ein eigenes Urtheil abgiebt, wenn er Johann Meyer's Hebelübersetzung als „verfehlt" bezeichnet. Wir haben es auch hier wohl nur mit einem Echo des Groth'schen Ausspruches zu thun. Dieser Dritte ist der Oberrealschuloberlehrer Hermann Krumm in Kiel, der vor kurzem in seinem Artikel über die schleswig-holsteinischen Dichter und Schriftsteller in dem bei Lipsius & Tischer in Kiel erschienenen Werke „Schleswig-Holstein, meerumschlungen" auch noch einmal jene Erklärung abgab, daß das in Frage stehende Werk Johann Meyer's „verfehlt" sei. Also wiederum dieser leidige Ausdruck „verfehlt", und dazu noch ohne das geringste Wort der Motivirung einfach so hingeworfen! Man sollte doch glauben, daß es — wenn auch vielleicht nicht Heinrich Kurz und Adolf Stern — so doch jedenfalls Hermann Krumm hätte leicht möglich werden können, Johann Meyer's plattdeutschen Hebel auf Grund einer selbständigen Prüfung wirklich zu beurtheilen; umso mehr hätte man das erwarten dürfen, als es sich um ein Werk Johann Meyer's handelt, für das ihm eben dasselbe meerumschlungene Schleswig-Holstein, welches Krumm vom Standpunkte eines Literarhistorikers einer kritischen Betrachtung unterwarf, überaus dankbar ist. Aber da scheint man sich lieber von der Autorität eines Mannes beeinflussen zu lassen, vor dessen Urtheil die Welt da draußen mit Recht einigen Respect hat, und glaubt vielleicht, sich um so weniger vor einer Antikritik fürchten zu dürfen, als man ja dieselben Geschütze gebrauchte, deren sich jene Autorität einmal

bediente. Aber man hätte sich doch ernstlich einmal die Frage vorlegen sollen, ob denn Klaus Groth eben deshalb, weil er ein schätzenswerther Dichter ist, auch ein maßgebender Kritiker sein muß. Ich brauche Herrn Krumm, der ja unsere Literatur kennt, keine von den vielen Beispielen, die bis auf Herder, Goethe und Schiller zurückgehen, dafür anzuführen, daß es wirklich zweierlei ist, ein guter Dichter und ein tüchtiger Kritiker zu sein. Und warum sollte sich nicht derselbe Mann, dem ich eine ehrliche Überzeugung und ein selbständiges Urtheil wahrhaftig nicht absprechen will und den ich als Dichter gewiß hochschätze, inbezug auf Johann Meyer's „Hebel" ebenso geirrt haben, wie das inbezug auf einen anderen später zu so hoher Anerkennung gelangten deutschen Dichter doch bekanntlich einmal geschehen ist?

Auch so manches sonst in dem Krumm'schen Artikel über die schleswig-holsteinischen Dichter und Schriftsteller will mir gar nicht gefallen. Das Ganze ist so entsetzlich aphoristisch und zu sehr im Stile des gewöhnlichen Feuilletons gehalten, als daß man es ganz ernst nehmen sollte.

Und was Krumm in jenem Artikel über Geibel sagt, über Julius Wolff, über Anzengruber, über Julius Stinde, Karl Heinrich Keck, Heims und die beiden „übrig gebliebenen Gestalten, Detlev v. Liliencron und Adolf Bartels, die durchaus eine tiefer eindringende Kritik erheischen", ist nicht darnach angethan, ihn für das zu halten, was er bei der Niederschrift seines Artikels über die Dichter und Schriftsteller Schleswig-Holsteins eigentlich hätte sein müssen, nämlich ein überall unbefangen und selbständig urtheilender Kritiker. Und so ist es zu bedauern, daß gerade ihn die Verlagsbuchhandlung von Lipsius & Tischer mit einer Arbeit betraute, der er anscheinend nicht gewachsen war.

Aber um auf das bewußte Urtheil Groth's, das so schönen Wiederhall gefunden hat, noch einmal zurückzukommen: könnte man hier nicht fragen, was jenes Wort, Hebel sei der Prophet seines Stammes in dem betreffenden Artikel eigentlich beweisen will. Ist denn jener Stamm kein deutscher? Oder findet sich im „Hebel" so vielerlei, was der Ideensphäre und dem Gefühlsleben des Niederdeutschen nicht angehört? Dann wäre es doch geradezu merkwürdig, daß ein Dichter wie Johann Meyer, der

sich mit jeder Zeile, die er schreibt, als einen vorzüglichen Kenner der Eigenarten seines plattdeutschen Volkes zeigt, einen solchen Mißgriff gethan hätte. Und wenn schon Robert Reinick 1851 als Fünfter eine Übersetzuug von Hebel's alemannischen Gedichten ins Hochdeutsche herausgab, warum sollte nicht auch einmal ein Versuch mit einer plattdeutschen Übertragung gemacht werden? Keiner dieser Übersetzer, und auch Johann Meyer nicht, hat in der etwaigen Thatsache, daß Hebel der Prophet seines Stammes ist, — das ist doch wohl füglich mehr oder weniger ein jeder Dichter! — einen Grund gefunden, ihn nicht zu übersetzen. Alles sollte man natürlich nicht ins Plattdeutsche übersetzen wollen. Ein Bekannter von mir, der sich auch sonst als gewandter Dichter bewährt hat, las uns einmal in vergnügter Stunde einige seiner plattdeutschen Übersetzungen horazischer Oden vor. Wir haben uns dabei köstlich amüsirt; die uns im Urtexte bekannten Carmina machten sich auch zu grotesk-komisch in dem niederdeutschen Idiom! Selbstverständlich sollte das Ganze auch nur ein Scherz sein. Und als nichts anderes muß man auch eine Umschmelzung des alten Homer und des großen Briten in unser Plattdeutsch ansehen, trotzdem man, wie männiglich bekannt, sogar von hochansehnlicher Seite, auf solchen Unsinn allen Ernstes Gewicht gelegt und ihm das Wort geredet hat.

Doch lassen wir einmal die Polemik ganz beiseite und freuen uns mit unserem Dichter all der öffentlichen Anerkennungen, die sein plattdeutscher Hebel nach seinem Erscheinen gefunden hat. Es mögen die uns bekannt gewordenen Besprechungen hier folgen.

„Itzehoer Nachrichten“, Nr. 50, 1859. „Hebel's „alemannische Gedichte“ haben seit fast 60 Jahren den Ruf bewahrt, in volksthümlicher Schilderung des poetischen Landlebens unübertroffen dazustehen. Hochdeutsche Übertragungen derselben besitzen wir längst. Können aber unserm norddeutschen Volke überhaupt jene reizenden Dichtungen vermittelt werden, so dürfte die Volkssprache dafür die geeignetste sein. Mit dichterischer Auffassung, warmer Hingabe, mit dem Geschick seiner leichten Formenbeherrschung und glücklich getroffenem Ton hat Johann Meyer diese Arbeit vollendet. Möchte seine Freude an dem Erfolge ebenso groß sein, wie die Liebe, mit welcher er seine Aufgabe unternahm und zu Ende führte.“ Dr. Friedrich Volbehr.

„Correspondenzblatt und Kieler Wochenblatt“, Nr. 114, 1860. „Wir halten diese Arbeit für eine sehr gelungene; denn der Dichter brachte

alles dazu mit, was erforderlich ist, um einem solchen Unternehmen glücklichen Erfolg zu versprechen: eine warme, echt poetische Empfindung, ein verwandtes Gemüth, dem sich das Verständniß des älteren Dichters ganz erschloß, und eine seltene Leichtigkeit der Sprache und Beherrschung der dichterischen Formen".

„Kieler Zeitung", Nr. 4743, 1875. „Johann Meyer's „plattdeutscher Hebel" ist ein Werk, das hundert vielgenannte Originale übertrifft".

„Die Post", Beilage zu Nr. 201, 1879. „Man kann den neuen Versuch, dem plattdeutsch sprechenden Volke die alemannischen Gedichte Hebel's, eine Perle unserer Literatur, zuzuführen, und besonders einen so wohlgelungenen, wie diesen, nur willkommen heißen."

„Deutsches Heim", Nr. 17, 1879. „Diese Übersetzung liest sich nicht allein wie ein Originalwerk, sondern übertrifft auch hundert vielgenannte Originale."

„Schlesische Presse", Nr 484, 1879. „Die mit so großem Beifall aufgenommene Übertragung der Hebel'schen alemannischen Gedichte ins Plattdeutsche von Johann Meyer ist eine durchaus gelungene."

„Volks-Zeitung", Nr. 107, 1879. Die Übersetzung der anmuthigen alemannischen Gedichte des Badischen Volksdichters Hebel ins Plattdeutsche von dem vielgenannten plattdeutschen Dichter Johann Meyer ist eine sehr gelungene."

„Nord und Süd", Band 10, Heft 29. Johann Meyer's Übersetzung von Hebel's alemannischen Gedichten wird von feinem Verständniß beider Volkssprachen getragen."

„Tagespost" (Graz) Nr. 265, 1879. „Johann Meyer, der sich auch schon durch Originalarbeiten, sowohl im plattdeutschen Dialekte als auch in hochdeutscher Sprache, einen ehrenvollen Namen errungen hat, ist seiner Aufgabe, die alemannischen Gedichte von Hebel ins Plattdeutsche zu übersetzen, vollkommen gerecht geworden. Sein plattdeutscher Hebel, der sich wie ein Originalwerk liest, sei allen Freunden der Dialektliteratur auf's Wärmste empfohlen."

„Norddeutsche Allgemeine Zeitung". Nr. 150, 1879. „Ein interessantes sprachliches Experiment liegt in dem plattdeutschen Hebel von Johann Meyer vor uns. Es ist dem Verfasser gelungen, den Ton des Originals zu wahren, und die nöthig gewordene zweite Auflage thut dar, daß das Publikum die dargebotene Gabe zu würdigen verstanden hat."

„Didaskalia", Nr. 99, 1884. „Ein hohes Verdienst um die plattdeutsche Literatur hat sich Meyer durch die freie Übersetzung der alemannischen Gedichte Hebels ins Plattdeutsche erworben."

„Staats- und Gelehrte Zeitung des Hamburgischen unpartheiischen Correspondenten", Nr, 298, 1869. „Wie Reuter ein Mann und ein Dichter des Volkes ist, haben wir in demselben Sinne den plattdeutschen Dichter Johann Meyer, welcher in seiner Übertragung der Hebel'schen alemannischen Gedichte ins Plattdeutsche aufs neue seine Begabung in trefflicher Weise kund giebt, zu nennen. Er ist wie Reuter ein Dichter des Volkes und seine Muse wie die des mecklenburgischen Poeten

eine kräftige, volksthümliche. Johann Meyer hat sich bereits durch seine früher erschienenen Gedichte einen ehrenvollen Namen in der deutschen Literatur erworben, welcher durch dieses neue Büchlein nur gewinnen dürfte."

„Flensburger Nachrichten", Nr. 269, 1878. „Johann Meyer's Übersetzung beweist, wie sehr der Übersetzer in die ganze dichterische Auffassung des Dichters des Originals sich hineingelebt hat; sie beweist aber auch, daß das Talent Meyer's der Lösung der gestellten Aufgabe gewachsen war. Unstreitig hat sich Johann Meyer Hebel zum Vorbild genommen, und so hat der süddeutsche Dichter indirekt dazu geholfen, den Dichterruhm unseres dithmarscher Landsmannes zu begründen. Dasselbe tiefe, gottesfürchtige Gemüth glücklich vereint mit lebensfrohem Humor, ist der rothe Faden, der alle Erzeugnisse beider Dichter durchzieht."

„Hamburger Fremdenblatt" (Beilage) Nr. 226, 1878. „Eine feine Übersetzung der Hebel'schen alemannischen Gedichte von Johann Meyer, wozu dieser Dichter, namentlich durch seine Gedichte in dithmarscher Mundart rühmlichst bekannt, auch vor allem berufen war. Herr Meyer hat sich durch diese Übertragung ein wesentliches Verdienst erworben. Den Verehrern volksthümlicher Dichtung empfehlen wir den „Plattdeutschen Hebel" aufs Wärmste".

„Hamburger Nachrichten", Nr. 93, 1870. „Der Übersetzer hat mit großem Geschick und feinem Sinn die Gedichte aus süddeutscher Mundart in das Platt des Nordens übertragen; er eröffnet den Niederdeutschen die Bekanntschaft mit dem wackeren Hebel, der ihnen bisher eine unverstandene Größe geblieben war, da sie die Räthsel des alemannischen Dialektes nicht zu lösen vermochten. Jetzt ist die Brücke des Verständnisses geschlagen und die Leute an der Elbe und Weser, an der Ost- und Nordsee lernen begreifen, daß der einfache, fromme und ehrliche Sinn Hebel's mit ihren Lebensansichten in inniger Verwandtschaft steht."

„Kieler Zeitung", Nr. 6459, 1878. „Schon beim Erscheinen der ersten Auflage ist zum Lobe der Meyer'schen Übersetzung von competenten Beurtheilern, wie Meyn, Strodtmann, Volbehr und anderen so viel gesagt, daß sich ein Laie in Fragen des Dialekts ruhig bescheiden darf, ohne daß sein Wunsch, es möge dieser „Plattdeutsche Hebel" die Rolle des „Rheinischen Schatzkästleins" spielen, d. h. also ein Volksbuch werden im wahren Sinne des Wortes, an Nachdruck verliert. Und gerade in diesem Sinne begrüße und empfehle ich das Buch. Auch hoffe ich, mich nicht zu irren, wenn ich demselben unter der allgemeinen lebhaften Bewegung der Dialekt-Dichtung neben Reuter, neben Groth's „Quickborn" und neben unsers Autors eigenen Gedichten einen dauernden, ehrenvollen Platz prognosticire."
Dr. Eduard Alberti.

„Königlich privilegirte Berlinische Zeitung", Nr. 111. 1879. „Johann Meyer ist selbst ein Dichter, dessen Gemüth in unverkennbarer Verwandtschaft mit Hebel, seinem Vorbilde steht; warme Empfindung und Kraft des Ausdrucks, welche Johann Peter Hebel auszeichneten, stehen auch ihm zu Gebote, und mit Geschick hat er den naiven Ton des ursprünglichen

Sängers getroffen, so daß man, wüßte man eben nicht, daß hier Nachbildungen vorliegen, dieselben leicht für originale Dichterwerke halten könnte.

„Itzehoer Nachrichten", Nr. 109, 1878. „Dem Charakter der ganzen Uebersetzung merkt man es an, daß Meyer den Hebel genossen hat, von ihm durchtränkt und befruchtet ist, was zugleich seine Geistesverwandtschaft mit Hebel bekundet. Der „Plattdeutsche Hebel" bietet uns Nordländern einen Ersatz für den alemannischen Hebel, wie kein besserer zu haben ist und sei darum für alle Schulen und Volksbibliotheken warm empfohlen."

Sonntags-Beilage zur „Neuen Preußischen (Kreuz-) Zeitung", Nr. 27, 1879. Johann Meyer's Uebertragungen der Hebel'schen alemannischen Gedichte ins Plattdeutsche sind mit dichterischem Geschick, warmer Hingabe an die Sache und großer Formgewandtheit ausgeführt. Das eigenthümliche der Hebel'schen und der süddeutschen Art ist nicht verwischt trotz des fremden Idioms. Im Gegentheil, sie zeigen sich hier klarer als in den hochdeutschen Übertragungen. Die zweite Auflage ist um die Gelegenheitsgedichte Hebel's vermehrt. Auch möchten wir noch auf das hübsche Widmungsgedicht des Übersetzers an seinen Dichter aufmerksam machen."

„Schleswig-Holsteinisches Tageblatt", Nr. 241, 1878. „Johann Meyer's „Plattdeutscher Hebel" kann in der That fast mit der Würde einer Originaldichtung auftreten, so sehr überragt er die hochdeutschen Übersetzungen von Hebel's Gedichten, so herzerfreuend läßt er uns die Identität des deutschen Volksgeistes im Schwabenlande und an der Nordseeküste gewähren und fühlen."

„Jada", Roman von F. Chr. Avé-Lallement, 3. Band, S. 54. „Am glänzendsten zeigt sich Johann Meyer's vollendete Dichterberufung und Begabung für das Verständniß und für die Auffassung des deutschen Volksgeistes in seinem „Plattdeutschen Hebel", indem er das von Hebel in der fernsten deutschen Zone erfaßte deutsche Volksleben wie auf einen Zaubermantel unvermerkt aufnimmt und ebenso unvermerkt in die nordische Region niedersetzt ohne bei der vollkommensten Einheimelung auch nur im Geringsten die Integrität des Volkslebens hier und dort zu trüben."

„Freischütz", Nr. 91, 1859. „Johann Meyer's „Plattdeutscher Hebel" verdient es, im edelsten Sinne ein Volksbuch zu heißen. Die zahlreichen Übertragungen und Bearbeitungen der Hebel'schen Gedichte haben den Beweis geliefert, daß unsere hochdeutsche Sprache den eigenthümlichen Schmelz und Duft der alemannischen Mundart nicht zu bewahren vermag. So lächerlich uns ein plattdeutscher Shakespeare oder Schiller erscheinen müßte, so freudig begrüßen wir einen plattdeutschen Hebel, wie ihn Johann Meyer nicht in ängstlich philologischer Übersetzung, sondern in freier Nachdichtung geschaffen hat. Der breite etwas mundfaule Dithmarscher Dialekt, der es mit den Consonanten und Flexionsendungen nicht allzu genau nimmt, entspricht in seinen Vorzügen und kleinen Unarten wunderbar dem süddeutschen Volksidiom, in welchem Hebel seine unsterblichen Gedichte schrieb." Adolf Strodtmann.

„Itzehoer Nachrichten", Nr. 118, 1870. „Der alemannische Dialekt

ist innerhalb des Kreises der deutschen Sprache von unseren bequemen plattdeutschen Dialekten am weitesten entfernt. Dennoch aber ist die Ausdrucksweise, der natürliche Gedankengang in der Sprache des Alemannen und des Niederdeutschen so innig verwandt, daß Johann Meyer's plattdeutsche Übersetzung von Hebel's alemannischen Gedichten sich wie ein originales Dichterwerk liest, ohne auch nur in einer Zeile dem ursprünglichen Gedankengang zu nahe getreten zu sein." Dr. Ludwig Meyn (Ütersen).

Aber was nützen alle Worte! Der Leser möge selbst prüfen und sich selbständig ein Urtheil bilden. Darum lasse ich, dem Zwecke des Buches entsprechend, nun auch hier die üblichen Beispiele und Proben folgen. Zugleich möge auch die liebliche Widmung Johann Meyer's, mit der er sein kleines Werk den Manen des unsterblichen alemannischen Dichters zu dessen 100. Geburtstage verehrte, als eine Art Einleitung hier Platz finden.

Widmung.

Herr Johann Peter, mit Verlöv, ick heff
En lüttj' Geschenk för Di, un wenn't gefallt,
Wul gar en lüttje Freud! doch is't ni vel,
En Hand vull Blom — wat schull't ock anners we'n
För een, de ni mehr hier un den man doch
Sin Lebenlang ni mehr vergeten kann.

Wa geiht Di't denn? un smeckt Di de Rosin',
De't baben giffst? — mi düch, ick kunn Di sehn,
Wa Du so langs de smucke Melkstrat geihst
Un mit de Engeln snackst, — se kennt Di ja
Vun'n Feldbarg her, als Du verbistert weerst
Un in de sülwern Schal dat Water halst
Un richtig denn tonöst den annern Morgen
Bi'n Vetter ankeemst ahn' de Prüschendosʼ.

Dat's lang all her! un heel vel is bidess
Hier nerrn passeert, un wenn Du't nich all wüßt,
Wat kunn 'ck Di allns vertelln! — Hest't denn ni hört?
Wa hebbt se schaten, dat de Himmel bevt,
Un hebbt dar öwern Rhein Din Nawer Franz
Dat Jack verneiht, — un Dütschland hett sin Kaiser!

Un wenn Di't freut, wa schull Di't ock ni freun!
Denn wes so gut un be' den leewen Gott
För em un för sin Rik um Heil un Segen.

Un wat ick noch man seggn wull un ni leegn,
Dat's recht! un nu vunwegn de Isernbahn.
Geiht't babn denn ock all so för Damp? — Bi Ju
Dar hebbt wul man de Engeln Flünk, — bi uns

Dar sitt s' all an de Räd', — un't feilt man noch,
Dat wi se harrn, — wer weet, wo lang dat wahrt, — —
En jeder brukt se to sin letzte Reis',
Hölp Gott un stah em bi, dat he se kriggt,
Sonst geiht't ja ni na babn! Un hest't all hört?

De Papst is dot! — Heff Gott em selig! — Ja!
He flök en beten gar to dull, — un denn,
Du büst ja ock doch malinst Preester we'n
Un nöst gar Suppernudent, un weest doch ock
Wat in de Bibel steiht, — ick wull man seggn:
Unfehlbar — — prost de Mahltid! — — Appropos'!

Segg', holt Ju babn denn ock den Kladdradatsch?
Un kikst Du mal mit 'rin? — un kennst em ock?
En Kerl, als en Eck, — un op'n Kopp
Dree lüttje Spieln, sunst allens röttenkahl. —

Doch wat ick man noch seggn wull un ni leegn,
Dat's recht! un nu vunwegn den Telegraph.
Vun Kiel bit na Berlin is man en Rupps,
Un ünner't Water na Amerika
Schriv s' all ahn' Black un Fedder sick en Breef.
Weer't Porto ni so dür, — min Broder Heinrich
In San Franzisko harr all lang een kregn.

Wat seggst Du? — he? — un geih't bi Ju dar babn,
Als neern bi uns, denn nimm mal'n Telephon
Un segg mal wat! — — — Na nu!? — am Enn wul gar!

Wer weet't — dat's meist, als klung mi wat in't Ohr,
Mi düch als wenn Du't weerst, — ick kenn Din Stimm,
Ob ick se kenn! — mi düch, als wenn Du lachst,
Un wa Du sä'st: „Wes ni so dumm, Johann!
„Süh, Blitz un Dunner, — na, is't denn ni wahr?
„Dat is den leewen Gott sin Telegraph,
„Un dat kummt anners, sett he'n mal in'n Gang!
„Hest't denn ni sehn, wa't kummt, un hest ni bevt?!
„In'n hellilichten, roden Füerstrahl
„Vun'n Himmel na de Eer! — Bewahr uns Gott!
„Un hölp uns Gott! — wo't hingeiht, waßt keen Gras!

„Ja, süh, un denn vunwegn Din Telephon,
„Wat deihst Di dick? — dat hebbt wi doch all lang,
„Süh, snackt denn ni de leewe Gott mit Di
„Dag ut, Dag in? — un hest denn keen Geweten?
„Un brummt't ni jümmers los in eener Tour?
„Un seggt Di't ni, wenn Du bischurns mal
„En Seidel mehr drinkst, als Du drinken schullst,
„Johann, nimm Di in Acht! — —

Un hett de Mensch
„Dat Schicksal nich! — sin Kummer un sin Freud?
„Un kummt nich allns vun babn? — ick wull man seggn
„So telephont de leewe Gott mit Ju!
„Un wenn Du Acht giffst, schullst em denn ni hörn?
„Süh, snackt he ni mit Di, wanebn Du büst
„Un geihst un steihst? — in Düstern un bi Dag?
„Jn'n Sünnschien un in'n Regen un in'n Wind,
„Op't Feld un in de Wisch, in't gröne Holt?
„Jn't swarte Moor un op de brune Haid?
„Un mank de Blom in Gaardn — un in de Bibel?

„De Blom in'n Gaardn, — — dar fall't mi't wedder in!
„Vunwegn de Blom! wat säst Du man noch eben?
„Mi düch, Du snackst vun Blom, — un keemst mi doch
„Ganz ut'n Tex, — un steekst mi richtig an,
„Dat kummt vun de verdammte Poletik!"

Herr Johann Peter, mit Verlöv, ja wul!
Vunwegn de Blom, — hest babn denn keen Kalenner
Un weetst ni, wat wi schrivt? — un hebbt Di ni
De lüttjen Engel ock all gratuleert
Un ock wat bröcht, — un'n Lüttjen mit Di drunken?
Wi schrivt ja doch vundag den teinten März! —

Na? he! — wat seggst Du nu? — Twars harr ick geern
Di ock en Koken schenkt un ock darto
En Buddel Kirschen oder so wat Guds,
Un'n smucke Pip un'n schöne Kist Zigarrn.
Wa harrst Du Di wul freut! — dat harrst! — alleen
För een, de lang, ach! lang all ni mehr hier,
Wat hebbt wi anners, als en Handvoll Blom?!

Dar sünd se denn, so nimm se fründlich hin!
Du kennst se all, de Nelken un de Rosen,
De Pingstblom un Vergißmeinnicht un Lilgn,
Un sühst un weetst, ut wat för'n Gaardn se sünd,
O, wat för'n Gaardn! — — —

Wa heff ick dar so faken
Jn luter Duft un Licht un Farbenpracht
En Stunn verdrömt un meen, ick weer in'n Himmel:
Un heff mi högt un freut un als en Kind
Mit natte Ogen lacht! — — —

Herr Johann Peter,
Din Blomhof weer't — so nimm denn, wat Di hört!

Kiel, am 10. März 1878.

Freud in Ehren.

En Leed in Ehren,
Wakeen will't wehren?
Singt nich de Vageln lud bi Dag?
De Engeln lisen dör' de Nacht?
En frischen, guden Moth,
En sund un fröhlich Blot,
So hett't in alle Deeln keen Noth.

En Drunk in Ehren,
Wakeen will't wehren?
Drinkt nich den Dau de Blom op't Feld?
De Landvagt ock sin Glas för't Geld?
Wer bi de Arbeit steiht
Süss Warkeldag, den deiht
En Sündagsdrunk gewiß keen Leid.

En Kuß in Ehren,
Wakeen will't wehren?
Küßt buten nich de Blom sick geern?
Un küßt sick nich de lüttjen Steern?
In Ehren, heff ick seggt,
Un Unschuld, mark di't recht!
Denn makt dar ock en Kuß ni slecht.

En Fest in Ehren,
Wakeen will't wehren?
Nu hebbt wi't mal vull Fröhlichkeit,
Doch dur't ni lang, wo't anners geiht! —
Wahrt allns en korte Tid; —
Na'n Karhoff is ni wit, —
Wer weet, waneer wi buten li't.

Un möt wi wannern,
Un folgt de annern,
O, gev uns Gott en sanften Dod! —
En gut Geweten gev uns Gott,
Wenn hell de Himmel lacht,
Wenn alles blitzt un kracht,
Un in de letzte Nacht!



Dat Leed vun'n Kassbeinbom.

To't Vörjahr sä de leewe Gott:
„Gah hin, deck ock den Wurm sin Disch;"
Un Bläder dreev de Kassbeinbom,
Vel dusend Bläder, grön un frisch.

Dar krop ut't Ei de lüttje Wurm,
He sleep noch in sin Wintertügg,
Un japp un reck un streck sick mal
Un schür den Slap sick ut't Gesicht.

Nöst smaust he still un lisen sick
Wul mennig grönes Blatt darvan
Un sä: „Wa is't en smuck Gemüs';
„Man is ja rein als bunn daran."

Un wedder sä de leewe Gott:
„Deck ock de lüttjen Imm ehrn Disch!"
Un Blom dreev dar de Kassbeinbom,
Vel dusend Blom, so witt un frisch.

Dat seeg lüttj' Imm un flog darmank
Un sog de Blom vun Honnig rein
Un dach: „Dat schall min Kaffe we'n,
Wa is't en prächtig Puzzelein!

Wa sauber sünd de Tassen spölt!"
Lütt' Imm de steek sin Tung darin
Un drunk un sä: „Wa smeck dat söt!
„Hier is de Sucker rein to finn."

To'n Summer sä de leewe Gott:
„Gah, deck nu ock den Spatz sin Disch!"
Un Kassbein dreev de Kassbeinbom,
Vel dusend Kassbein, roth un frisch.

Un Spatz de sä: „Dat dröppt sick gut!
Ick sett mi 'ran un frag ni lang,
Dat gifft een Knö in Mark un Been,
Un stimmt de Stimm een to'n Gesang."

To'n Harst sä nu de leewe Gott:
„Rüm af! se hebbt dar all wat kregn."
Dar hett de Wind mal frostig weiht,
Un morrns all'n beten Rugrip legn.

Un gähl un roth wurrn dar de Bläd,
Un alle Böm bi lüttjen kahl;
Un wat dar 'rutkummt ut de Eer,
Dat mutt to Eer ock wedder dal. —

To'n Winter sä de leewe Gott:
„Nu kumm, un mak en Enn, — süh so!"
Dar streu he still den witten Snee
Un deck de Welt mit Flocken to.

De Käfer.

De Käfer flüggt dar op de Lilg;
Dar sitt en smucken Engel in,
Un tappt dar Blomsaft, als ick hört,
Un gifft em för en Spottgeld hin.

De Engel seggt: „Wat wullt, lüttj' Mann?"
„En Snapps vun'n Besten sett mi her!"
De Engel seggt: „Dat deiht mi leed,
Jck heff ock nich en Drüppen mehr!"

„So schenk mi denn en annern in!"
„Dar hest een!" hett de Engel seggt;
De Käfer drinkt, — dat smeckt em gut, —
Un fragt tonöst: „Wat kost de Zech?"

De Engel seggt: „J, Gott bewahr!
Dat's hartlich günnt! — stick't Geld man in!
Doch nimm en Handvull Blommehl mit
Un bring mi't na min Naver hin;

De hett wul so all, wat he brukt,
Doch freut em't, — nu, so bring em't gan!
He schickt mi ock bischuerns Mehl,
Un faken gar en Drüppen Dau."

De Käfer seggt: „Ei, hartlich geern!
Gotts Lohn! wenn du tofreden büst."
He driggt dat Mehl na Nawers Hus,
Wo wedder so en Engel is.

He seggt: „Jck kam vun Nawersch her
Un schall di velmals gröten, un
Hier weer wat Mehl", — de Engel seggt:
„Harrst't gar ni beter drapen kunnt!"

He nimmt em't af un schenkt em nu
En gudn Snaps dafför un seggt:
„Gesundheit! — drink mal, wenn du magst!"
De Käfer dankt un stickt em weg.

Nöst flüggt he na sin Olsch to Hus,
De wahnt dar mank de Hasselbüsch,
Se's dull un fragt: „Wo weerst so lang?"
He seggt: „Bi Junfer Lilg to Disch!"

He lacht ehr an, he fat er um,
He küßt ehr, dat dat smatsch — un da — —
Da leggt he sick in't Dodenbett
Un seggt: „Min Moder, kumm bald na!"

Nu, Joseph, he! wat dünkt di wul?
Du sühst ja ock so lustig ut!
Ja nu, — so'n Lebn, min leewe Fründ,
Dat is dar för so'n Thier man gut! —



De Spatz an't Fenster.

Segg, Kind, wat hett de Spatz wul seggt!
Wat kikst mi an? fallt di't nich in?
He sä: „Ick bünn de Herr in't Dörp,
„Dat eerst' un beste Korn is min."

Un als de Harst den Summer hal,
Wat hett min Spatz, de Prahlhans, dahn?
He hüpp herum un sammel Kröm,
Sunst weer he hungrig slapen gahn.

Un als de Winter deck dat Land,
Wat deh min Spatz in all sin Noth!
He keem un tick an't Fenster an
Un bettel um en lüttj' Stück Brod.

„Ach, Moder, hal em wat, he früst."
„Hett noch keen Il, lat em man stahn;
Segg, fallt di bi den Spatz nix in?
Meenst ni, dat kunn di ock so gahn?

Kind, büst du glücklich, geiht di't gut,
Segg nich: ick bün en riken Mann!
Un et ni Braden alle Dag!
Kummt anners, ehr du denkst daran!

Et nich alleen de Köst vun't Brod,
Wes ni so krüsch un lat dat Öhrn!
Dat's so din Wies, — dar kummt en Tid,
Dar neehmst du ock de Kröms wul geern.

En blaue Mandag wahrt ni lang,
De Wek de hett noch mennig Stunn,
Un mennig Wek löppt hin dör't Dörp,
Bit endlich unse Tid verswunn.

Un wat man in sin Vörjahr lehrt,
Dat sitt dar fast un geiht ni 'rut,
Un wat man in sin Summer spart,
Dat deiht een in sin Harst noch gut.

Kind, denk daran un hol di brav!"
„O, Moder, süh! de Spatz will weg!"
„So lop un streu em Arfen hin,
Denn blifft he wul, wat ick di segg!"

De lüttje Spinn.

Ne, süh mi doch de Spinn mal an!
Wat de för Fadens haspeln kann!
Wat meenst du, Nawer? wenn du't schullst,
Du kunnst dat ni, so geern du't wullst;
Ne, süh mal an! wa fin un nett!
Wat de doch wul förn Spinnrad hett?

Wo keem de fine Flaß wul her?
Un wat förn Meister hekeln ehr?
Wa mennig Fru wul, wüß se dat,
Gung ock darhin un hal sick wat;
Nu süh, wa se de Finger sett
Un all de Ärmels krempelt hett!

Dar wevt se just en langen Draht
Un spinnt en Brügg na Nawers Kath,
Un but en Landstrat in de Luft,
De hangt det Morrns vull Morgenduft,
Ock but se'n Fotstigg nebenan,
Damit se gauer röwer kann.

Se spinnt, se wevt dar op un af,
Putzdusend! in'n Galopp un Draff;
Nu hin un her, — nu scheev un krumm,
Un süh, nu makt se'n Rink darum!
Nu ward dat Scheergarn twischen sett, —
Ick löw förwahr, dat ward en Nett!

Nu stoppt se, — kik! — un höllt mal still,
Un weet ni recht, wohin se will;
Se geiht torügg — süh dar! — dat lett,
Als wenn se wat vergeten hett;
Nu sitt se wedder still en Wil
Un denkt wul sacht: dat hett keen Il.

Se spinnt un wevt ohn Ruh un Rast,
So prächtig, — man verjückt sick fast;
Un Preesters Krischan hett mi seggt,
Dat jeder Faden doppelt leggt! —
He süht dat sülbn wul doppelt gar,
Denn sünsten wärr he't nümmer wahr!

Nu putzt se sick de lüttjen Hann
Un steiht un süht ehr Kunstwark an;
Nu sitt se in ehr Summerkath
Un kikt heröwer langs de Strat,
Un seggt: „Wat't Bu'n doch kosten deiht!
„Man freut sick recht, wenn't Hus eerst steiht!“

Dar swevt se nu, — ei süh doch mal!
Als hung se rein an'n Sünnenstrahl,
Dat schient ehr richtig dör un dör,
Ei, süh mal an! — und rundumher
Dar danzt de Mücken, — na, ick meen,
Se denkt wul sacht: ach, harrst du een!

Du hest mi richtig rein entzückt!
Wa büst so lüttj' un so geschickt!
Wer hett di doch dat Weben lehrt?
De Dare wul, de allns ernährt,
Un de för allns to eten hett
Un ock keen Thier verhungern lett!

Dar kummt en Fleeg, — Herrje, wa dumm!
Se rennt ehr meist dat Hus herum;
Se schriggt un winselt, Gott erbarm;
Du arme Schelm, nu muß du starbn!
Du hest ja doch twee Og'n in'n Kopp,
W'rum paßt du ock ni beter op!?

Süh dar! de Spinn hett't ock all sehn,
Un wuppdi! snört se ehr de Been;
Se denkt: „Ick heff veel Arbeit hatt,
Nu et ick mi denn eerst mal satt!“
Ick sä dat ja, — nu sühst du't hier,
Uns' Herrgott sorgt för't lüttste Thier!



Sünndagmorgn.

De Sünnabend to den Sünndag seggt:
„Nu heff ick se denn slapen leggt;
Ick löv, de vele Arbeit deh't,
Dat se so slaprig weern un möd.
Mi sülbn will't meist ni beter gahn,
Knapp kann ick op de Been noch stahn!“

He seggt't; — dar sleit dat Merrennacht,
Un in de Welt versweyt he sacht;
De Sünndag seggt: „Nu ja, dat's gut!

Geiht lisen ut de Döhr herut
Un duselt mank de Steerns dahin
Un is noch ganz confus to Sinn.

Un halv vermünnert, halv confus,
So kummt he bi de Sünn ehr Hus;
Se liggt noch still in't Bett un slöppt,
Dar tickt he an de Luk un röppt:
„Hallo! hallo! — dat's Tid! — herut!"
Se seggt: „Ick heff't all hört; is gut!"

Un op de Töhns ganz lisen geiht,
Un fröhlich op de Bargen steiht
De Sünndag, — alles slöppt noch lis,
Un Nüms wurr em so fröh all wis;
He slikt in't Dörp de Hüs verbi
Un winkt den Hahn: „Verra' mi ni!"

Un hett man slapen als en Pahl,
Un wakt tonösten endlich mal,
So steiht he all so hell un blank
Un blinkert op de Fensterbank!
Vun Ogen blau, vun Backen roth,
Un mit en Blomstrusch op'n Hot.

He meent dat gut, — un wat ick segg,
Dat freut em, slöppt man mal so recht,
Un denkt, dat is noch düstre Nacht,
Wenn ock de Sünn all lustig lacht;
Drum keem he ock, so lis he kann,
Un kikt uns nu so lustig an.

Wa glitzert doch herum in'n Hof
Vun'n Dau de Blom vull Sülwerstoff!
Wa weiht so frisch de Vörjahrsluft,
Vull Kaſsbeinblöth un Slöblomduft!
De Imm bünd ock all frisch an't Wark
Un hebbt noch nix vun'n Sünndag markt.

Wa prangt dar nich in'n Gaard'n un lacht
De Kaſsbeinbom in all sin Pracht!
De Goldlak un de Tulken, süh!
De lüttjen Steernblom dicht dabi!
De Hyacinthen, Klüſ' an Klüſ',
Man meent, man seeg in't Paradies!

Un ruhig liggt dat wide Feld,
Un sünndagsfröhlich prangt de Welt;
Man hört in't Dörp keen Hü! un Hott!
En guden Dag! en Dank di Gott!
Un: 't gifft vundag en smucken Dag!
Js allens, wat man hören mag.

De lüttjen Vagels sät: „Süh da!
Dar is he all, der dausend ja!
He schient ock in sin Himmelskleed
Dör Struck un Busch, dör Blatt un Blöth!"
Un ock lüttj Bokfink hüppt heran
Un hett sin Sünndagskittel an.

Mal still! — — — dar ward förwahr all lüdt
Uns' Paster is wat tidig hüt;
Gah! — plöck mi 'n paar Aurikeln af,
Un wisch mi jo den Stoff ni 'raf!
Un Gundel, hörst du? spo di man
Un stek di ock en Blomstrusch an!

De Summerabnd.

O süh, wa is de Sünn so möd!
Un wa se dör' de Büscher glöht!
O süh, wa Strahl op Strahl verglimmt,
Un wa se all ehr Snuppdock nimmt,
En Wulk mit blau un roth vermischt,
Un sick darmit de Backen wischt!

Dat's wahr, se hett en slimme Tid,
Vör alln anjetzt, — de Weg is wit,
Un Arbeit giff dat nog för ehr
Dör Hus un Feld un rundumher;
Na Licht un Warm tracht alles hin
Un bedt darum de golden Sünn.

Se kreeg de lüttjen Blom tofat
Un sett se in ehrn Sünndagsstaat,
Se hett lüttj' Jmm to drinken gebn
Un fragt: „Wullt ock noch mehr to lebn?"
Un keem en Käfer achteran,
He kreeg sien Drüppen ock darvan.

Un mennig Sluv de het se pahlt
Un hett darut dat Saatkorn halt,
Un streu dat för de Vageln hin,
Wa hebbt se lustig smaust darin!
Wa hebbt se sick den Snawel wett!
Un hungrig gung keeneen to Bett.

Un lett sick wo en Kafsbein sehn,
Dar farv se ehr de Backen schön;
Un wo in't Feld de Ahren hangt,
Un wo an'n Pahl de Druwen rankt,
Dar harr se allens gliks bi'n Kopp
Un hung dar Blom un Bläder op.

Un op de Bleek, wa hett se schafft!
Wa hett se strevt mit alle Kraft!
De Bleeker harr meist nix to dohn;
He dank ehr ni mit „Vel Gottslohn!"
Un wo en Fru bi't Waschen stunn,
Dar mak se't drög, de leewe Sunn.

Dat's wirklich wahr, wo rundumher
En Leh in't Feld to arbeidn weer,
Dar schien de Sünn, dar gung dat frisch,
Un wuppdi! stunn vull Diems de Wisch.
Dat will wat seggn, bi miener Treu!
Des Morgens Gras, — des Abends Heu.

Drum is se ock so bannig möd
Un brukt to'n Slap keen Abendleed,
Keen Wunner, wenn se sweeten'deiht
Un möd un slaprig wider geiht;
Nu kikt se sick noch um un lacht,
Un seggt uns lisen: Gude Nacht!

Un wuppdi! is se ünnergahn,
Un süh, dar babn an'n Thorn, de Hahn,
De kikt ehr achterna in't Bett,
Du Nesswis, dat is gar ni nett!
Dar hett he't weg! ei, süh man mal,
Se tüggt den roden Vörhang dal.

De gude Fru, se kann een durn!
Se hett doch ock ehr Leid bischurn.
Se levt dar mit ehrn Mann ni gut,
Kummt se to Hus, so geiht he ut;
Paß op! dar kummt he eben an
Un pliert dar bleeklich dör de Dann.

Wa he sick lank makt, ei, nu süh!
He trut wul sacht den Freden ni!
Kumm du man her! — se is all weg,
Is all to Bett, wat ick di segg!
Dar stiggt he 'rop un kikt hindal
Nu gröt de Pögg em alltomal.

Ick denk, wi gaht nu ock to Bett,
Un wer en gut Geweten hett,
De brukt to'n Slapen ock keen Leed,
De Arbeid makt vunsülbn all möd;
Vundag gung't arig stramm in't Hau!
Nu gev uns Gott en sanfte Rau!



De Morgensteern.

Ei süh! gu'n Morgn, Herr Morgensteern!
Wo wullt du denn all hin spatzeern,
Du in din helle Himmelsdracht,
In all din golden Luckenpracht,
Mit Ogen rein so klar un blau,
Noch natt vun'n blanken Himmelsdau?

Hest meent, du weerst dar ganz alleen?
Oho! wi hebbt di lang all sehn!
Wi meiht wul all en halwe Stund;
Fröh opstahn makt de Glieder sund,
Makt frischen Sinn un fröhlich Blot,
Denn smeckt de Supp een mal so got.

Dat gifft wul Lüd, de snarkt noch lud
Un künnt nich ut de Pug herut,
De Meihers un de Morgensteern
Staht tidig op un röhrt sick geern,
Un wat man morgns Klock veer all deiht,
Dat makt een abnds Klock negn noch Freud.

De Vagels bünd doch ock all da
Un stimmt ehrn lüttjen Snawel ja,
Un op'n Bom un achter'n Wall
Dar sät se sick gun Morgen all,
De Holtduv lacht un kollert lud,
Un ock de Bedklock is all rut.

„So hölp uns Gott un gev uns denn
En guden Dag, en fröhlich Enn,
Wi bedt dar um en christlich Hart,

Un wat dar nöst ock kummt un ward,
Wer dat man hett, de litt keen Noth,
För't annre sorgt de leewe Gott."

Weetst, Jakob, wat de Morgensteern
An'n Himmel söcht? — man seggt't ni geern!
He hett en lüttjen Steern opt't Korn
Un is verleevt bit an de Ohrn,
Doch meent sin Moder, 't is ni gut,
Un pannt em in un schellt em ut.

Un darum löppt he denn en Stot
Vör Dag all 'rum in't Morgenroth
Un söcht un söcht dar na sin Steern
Un möch em küssen gar to geern,
Un möch em seggn: „Ick bün di gut!
Du büst min allerbeste Brut."

Doch is he eben meist darbi,
So kummt de Moder ock all, süh;
Se röppt den Unart achterna,
Ja, rop man los! he's ni mehr da!
Nu flecht se sick en Kranz in't Haar
Un wascht ehr golden Ogen klar.

Un kummt se denn tonösten an,
So löppt he likenbleek darvan
Un röppt wul noch: „Lev wol, lev wol!
„Mi is, als wenn ick starben schull." — —
Nu, Morgensteern, is't hoge Tid,
Din Moder is all ni mehr wit.

Dar kummt se all, süh dar, süh dar!
In all ehr Pracht so hell un klar,
Se stickt ehr golden Strahlen an,
De Karkthorn warmt sick all daran,
Un wo se fleegt so lis' hindal,
Dar levt un lacht dat alltomal.

De Adbar fangt to klappern an,
Nu hör, wa he't verdeuwelt kann!
De Schossteen dampt dar all op't Hus,
Un hörst du, wa dat Möhlnrad sust?
Un wa in'n düstern Bökenwold
De Holtlüd all to holten holt?

Wat kummt denn dar in'n Morgenstrahl
Mit Dok un Korf de Wisch hindal?
Dat sünd de Deerns so flink un roth,

Se bringt uns all uns' Morgenbrod,
Un Ann-Marie is ock darbi,
Se lacht dar all vun feern na mi.

Wenn ick de Sünn ehr Jung ock weer,
Un Ann-Marie de keem darher
Jn't Morgenroth, — ick leep ehr na,
Un gung't ock ut'n Himmel, — ja!
Un schull min Moder noch so vel,
Jck kunn't ni laten, miner Seel!



De Abendsteern.

Dar büst du denn all wedder da
Und löpst de Sünn so ilig na,
Du leewe, schöne Abendsteern!
Un möchst, dat se die küß so geern!
He, bür man lustig ümmerhin,
Du holst se dochen nümmer in!

Von alle Steerns, so vel dar sünd,
Js he er leewst' un bestes Kind,
Sin Broder lüttj', den Morgensteern,
Denn hett se doch man halv so geern;
Un wo se gahn deiht Schritt för Schritt,
Se hett ehr Schotkind jümmers mit.

Des Morgens, wenn se als en Brut
Günd öwer't Dannholt kummt herut,
So nimmt den Jung se bi de Hand
Un wist em Barg un Strom un Land
Un seggt: „Paß op un lat di Tid!
Wer hiddlig is, de kummt ni wit.“

He snackt un fragt, wa allens heet,
Se gifft em ock vun allns Bescheed;
He röppt: „O, Moder, süh doch gau!
Wat schient dar nerrn in'n Morgendau,
So schön als in din Himmelssaal?“
„Ja“, seggt se, „Kind, dat is en Dahl!“

Se fragt em: „Hest du allens sehn?
So kumm denn nu un röhr de Been!“
Un wuppdi! löppt he ehr darvan
Un fat de lüttjen Wulken an,
Doch wenn he meent, nu heff ick di,
So sünd se em all lang verbi.

Wenn nu sin Moder höger geiht
Un günnert öwer't Water steiht,
So röppt se em un fat em an
Un höllt em bi sin lüttjen Hann:
„Du kunnst mi falln in't Water rin,
Denn weer min Glück un Freud darhin!"

Un nösten, wenn se wider geiht
Un endlich all in't Westen steiht,
So ward de Lüttj' so möd un still
Un weet ni recht mehr, wat he will,
Un fragt un fragt wol hunnert Mal:
„Ach Moder, kamt wi bald hendal?"

Un wenn se endlich na en Stot
Alleben swevt in't Abendroth,
Un möd un matt de lüttje Steern
Sin rode Heimat süht vun feern,
So fat he all bi'n Rock ehr an
Un humpelt still un sacht bian.

Un allens kummt ut't Feld torügg,
De Vageln ruht, de Sewwer flüggt,
Dar sleit man noch en Nachdigal,
De Bedklock klingt in't Dörp hindal.
Nu denkt he still: Dat's hoge Tid,
Gott Loff un Dank, dat's ni mehr wit!

Un eben, als he sider stiggt,
So strahlt vör Freud sin Angesicht;
Dar steiht sin Moder all vör't Hus:
„Kumm gau! kumm gau! du lüttje Mus."
O, süh doch, wa he fröhlich ward!
Dar liggt he an sin Moderhart.

Slap wol, du smucke Abendsteern!
Dat's wahr, en jeder hett di geern.
Du kickst so leevlich un so gut
Des Abends in de Welt herut,
Un weent dar een in Leid un Qual,
Du blinkst em lis' den Freden dal.

Un all de lüttjen annern Steern,
Wa is't en Pracht in wide Feern!
O, süh doch, wo dat flimmern deiht
Un strahlt in Leev un Eenigkeit!
Keen Striet un Larm, keen Fiendschap mehr,
Ach, wenn't hier neern doch ock so weer!

Dar weiht en köhlig Abendluft,
Un an de Büscher hangt de Duft!
Ick denk, nu hebbt wi lang nog snackt
Un gaht in Freden ünner Dack;
Lop, Lischen, krig de Lamp in'n Gang
Un mak den Docht ni gar to lang.



De Winter.

Wer schütt dar denn vun'n Himmelssaal
Uns all de Bomwull nu hindal,
Wit öwern Gaardn un öwer't Hus?
Dat sniet ock doch, dat is en Grus!
Dar hangt noch ganze Wagen vull
An'n Himmel bab'n, ick mark dat wul.

Un wo en Mann vun widen harrt,
Dar ward he mit de Bomwull narrt;
He driggt den ganzen Puckel vull,
Un gar den Hot, — un löppt als dull;
Wat löppst denn so, du narrsche Wicht?
Du stohlst di doch de Bomwull nicht?

Den Gaardn hindal, den Gaardn herop
Hett jeder Pahl sin Sneemütz op,
Un als de groten Herrn wul pleggt,
So staht se dar un brüst sick recht;
De Nötbusch gar hett vull de Nack,
Un't Herrenhus — un't Karkendack.

Ja, nix als Snee un luter Snee,
So wit man kikt, o Jemine!
Un mennig Saatkorn fin un zart
Liggt in de düstre Eer verwahrt,
Un sniet dat ock, so dull als't mag,
Dat lurt doch op sin Osterdag.

Un mennig Fleerling smuck vun Art
Liggt still verkrapen, warm verwahrt
Un lurt dar in de düstre Nacht
Wul ock all op sin Osterdag;
Un wahrt't ock lang, so kummt he doch, —
Bit darto slöpt he ruhig noch.

Doch wenn dar eerst de Swölken singt,
Un warm de golden Sünnschien blinkt,
Putz Blix! denn wakt't in jedes Graff

Un strakt dat Dodenhemd sick af,
Un wo ock man en Lock to sehn,
Krüppt't Leben 'rut so jung un schön.

Dar flikt noch still en Spatz heran
Un spricht di um en Brodkrom an,
Js rein verklamt un dodenmatt,
Hett wul sit güstern nix mehr hatt!
Förwahr, dat's doch en anner Tid,
Wenn eerst op't Feld de Garben li't.

Dar! — et! — hal ock de annern her!
Büst hungrig, sprick man wedder vör!
Dat's wahr, als't in de Bibel steiht,
Se hebbt ni seit, so hebbt ni meiht,
Se hebbt keen Schün, se hebbt keen Stall,
Un Gott in'n Himmel nährt se all!



De Wegwiser.

En guden Rath to guterletz.

Weetst, wo de Weg na't Mehlfatt is?
Jn't Morgenroth herut to Strat,
Mit Plog un Hack dör't Weetenfeld,
Bit Abends de Steerns an'n Himmel staht.

Du hackst, so lang de Dag di hölpt,
Un kikst nich um, — de Tid is rar!
Nöst geiht't de grote Lohdel dör
Un na de Kök, — so büst all dar.

Weetst, wo de Weg to'n Dahler is?
Bi'n roden Penning neeg hinlank;
Un de nich op'n Penning paßt,
Kummt nümmermehr to'n Dahler blank.

Wo is de Weg na d' Sünndagsfreud?
Gah Warkeldags smuck fliedig man
De Warkste' dör un't Ackerfeld,
De Sünndag kummt vun sülbn all an;

Des Sünnabnds is he nümmer wit,
He driggt en Korf, — wat d'rin, is din,
En frische Supp, — en gut Stück Fleesch
Un süh, wul gar en lüttj' Glas Wien.

Weetst, wo de Weg in' d' Armoth geiht?
Na't Weerthshus 'rin, man jümmers frisch!
En lüttjen Snapps, — en lüttj' Glas Beer,
Un Kaarten li't dar op'n Disch.

In't letzte Weerthshus liggt en Sack,
Hang'n um! de is för di alleen!
Du ole Lump! wa lett di doch
De Bettelsack so wunderschön!

En hölten Kumm kriggst noch op to;
Verleer se ni! — un wenn du mal
Bi'n Water kummst un döstig büst,
Un drinken magst, so düpp man dal!

Wo is de Weg na Fred un Ehr
Un na en gudes Öller hin?
Kik vör di ut, in Mäßigkeit
Un Recht, — un mit en braven Sinn!

Un wenn du mal an'n Krüzweg steihst
Un ni mehr weetst de rechte Strat,
Stah still un frag't Geweten eerst,
Kann dütsch, Gott Loff, un folg sin Rath.

Wo mag de Weg na'n Karkhoff gahn?
Wat fragst noch lang?! — de's licht to finn!
Na't stille Graff in'n kolen Grund
Bringt alle Weg toletz di hin.

Doch gah mi smuck in Gottesfurcht
Bit ganz to Enn, — dat ra' ick di!
In't Graff is noch en heemlich Döhr,
Un wat darachter, — weetst du ni!

De Wächter in de Merrennacht.

„De Klock hett twölf sla'n,
„Twölf is de Klock!"

Wa still is allns! un wa verborgen is,
Wat Leben heet, deep in de Merrennacht
Op Strat un Feld! Dar schallt keen Menschentritt,
Dar fahrt keen Wagen ut de Feern her;
Keen Husdör knarrt dar, un keen Athen geiht,
Un nich eenmal en Maipogg röppt in'n Bek.
Allns liggt dar achter'n Vörhang nu un slöppt;
Un ob mit lisen Fot un stillen Tritt
En Geist vöröwer swevt, ick weet dat ni.

Doch wat ick segg, — ruscht ni de Dik? — he schütt
Dar dör de Slüs' op't möde Mölnrad dal
Un heemlich slikt de Elk dar ünner't Dack
An'n Balken lank, — un süh, dar baben flüggt
Vun'n Karkthorn her in'n lisen Togg en Uhl
Dör d'Merrennacht, — un hangt denn in de Wulken
Nich ock de grote Nachlücht dar, — de Mand?
Still hangt he baben; — un de Steerns de flimmert,
Als wenn man na en düstre Regennacht,
Vun'n widen Gang so möd, kummt op de Landstrat
Na't Heimathsdörp, — noch süht man nargns en Dack,
Un hier un dar man blots en fründlich Licht.

Wa ward mi doch mit eenmal so kurios?
Wa ward mi doch so week um Boß un Hart?
Als wenn ick weenen müch, weet ni, warum;
Als wenn ick Heimweh harr, weet ni, wohin.

„De Klock hett twölf sla'n,
Twölf is de Klock!"
„Un is't ock swart un düster dar,
Schient doch de Steerns so hell un klar,
Un ut de Heimath kummt de Schien,
Wa smuck un leevlich mutt't dar sin!"

Wat will ick? — will ick öwer'n Karkhoff gahn
In't Dörp hindal? — dat lett, de Port is apen,
Als wenn de Doden in de Merrennacht
Gungn ut ehr Graff un mal herum in't Dörp,
Um totosehn, ob allens noch bi't Ole
Als fröher is. — Mi keem dar doch bit dato
Keeneen noch in de Möt, — ick denk, ick doh't
Un rop de Doden mal, — ne, leewer ni!
Still will ick op de stillen Gräber gahn!
Se hebbt ja ock de Klock in'n Thorn, wer weet,
Ob denn ehr Merrennacht all is verbi?
Kann we'n, se fallt noch düstrer allemal
Un swatter op se dal, — de Nacht is lang;
Kann we'n, dar blitzt en Strimel Morgenroth
All an de Höchden rop, — ick weet dat ni!

Wa is dat doch so heemlich hier! se slapt,
Gott günn ehr dat! — en beten schurig is't
Wul ock; — doch is ja allens hier ni dot;
Ick hör dat Ticken vun de Klock in'n Thorn;
Dat is de stille Pulsslag vun de Tid. —
De Merrennacht swevt vun de Bargen her,

Ehr Athen geiht dar dör de Wisch un spelt
Dar mit en Strohhalm an de grönen Telgns
Un weiht dar langs 'n Gaarntun dör't Stakett,
Un kold un fuchdig langs de Karkenmür,
De hogen Fenstern klappt davun in'n Wind
Un hier dat ulmig Krüz. — Un süh, dar deiht
En Graff sick op! — Du gude, ole Franz,
So hebbt se di denn ock din Bett all makt,
Un nebenan töv't Deckbett all op di,
Un ut de Heimath schient darin de Lichter!

Nu ja, dat geiht uns all mal so. De Slap
Dwingt jeden op sin Weg, un ob he gar
All na de Heimath geiht. Doch wer dar eerst
Sin Bett in'n Karkhoff hett, Gott Lof! de is
To'n letzten Mal hier ünner öwer Nacht,
Un wenn dat dagt, un wenn wi nösten wakt
Un kamt herut, so hebbt wi nümmer lang
Vellicht en Stunn, vellicht ni mal so wit, —
So stolper ick denn ock min Weg hindal,
De lange Nacht hindör bit ganz to Enn.

„De Klock hett twölf sla'n,
„Twölf is de Klock!
„De Steerns de schient noch alltomal
„So fröhlich ut de Heimath dal;
„Dat is ock man en korte Tid, —
„Na'n Karkhoff hebbt wi nümmer wit!"

Wo weer ick denn? wo bün ick denn wul nu?
Een Tritt tohöch, — un wedder een hindal, —
Un wider nix? — ne wahrlich, wider nix!
Is ni dat ganze Dörp um Merrennacht
En stillen Karkhoff? slöppt nich allens dar,
Als hier, vun't lange, möde Waken ut,
Vun Freud un Leid un is in Gottes Hand,
Dar ünner't Strohdack, hier in'n kolen Grund,
Un töövt dar, bit dat Dag ward um se her? —

Na, — 't ward all kamn! wa lang ock noch un swart
De düstre Nacht hindal vun'n Himmel hangt,
Verslapen is darum de Dag ock ni!
Un bit ick wedder kam, un noch eenmal,
Gifft mi de Hahn all Antwort, wenn ick rop,
Weiht mi de Morgenluft all in't Gesicht.
Bi Lüttjen wakt de Dag in't Dannholt op

Un tüggt den Vörhang dal; dat Morgenlicht
Schütt lisen dör de Nacht, un endlich strahlt't
In'n golden Strom hinlank op Barg un Dahl;
Dat röhrt sick, wakt an jeden Ort, — dar geiht
En Laden dal, un dar en Husdör op,
Un fri un fröhlich tritt herut dat Leben.

Du leewe Seel, wa ward't en Fierdag we'n,
Wenn mit de Tid de letzte Nacht vergeiht,
Wenn alle golden Steerns dar, grot un lüttj',
Un wenn de Mand, dat Morgenroth, de Sünn
In't Himmelslicht versvimmt, — un wenn de Schien
Bit in de deepen Gräber flammt hindal,
Un als en Moder denn de Kinner röppt:
„Dat's Dag!" — un allens opwakt ut'n Slap,
Un hier en Fenster geiht, un dar en Döhr,
Un denn de Doden rutkikt, jung un schön!
Un mennig Schad is gut wurrn öwer Nacht;
Un mennig Wunn, bit deep in't Hart hindal,
Is heel. — Se kikt herut, gesund un fröhlich,
Un düppt't Gesicht in Himmelsluft. De quickt
Bit deep in't Hart! — — ach, wenn't doch bald so keem!

„De Klock hett twölf sla'n,
„Twölf is de Klock!
„De Lichter flammt noch alltosamn,
„De Dag will jümmers noch ni kamn;
„Doch Gott in'n Himmel hett de Wacht,
„He wakt dar tru de ganze Nacht!"



De Vergänglichkeit.

En Gespräch in de Nacht op'n Weg na Basel, twischen Steen un Brombek.

De Jung seggt to'n Vader:
Meist jümmers, Vader, wenn mi't Röttler Sloß
So vör de Ogen steiht, so denk ick d'ran,
Ob't ock wul noch mit uns' Hus mal so geiht:
Dar steiht dat Sloß, so schurig als de Dod
In'n Basler Dodendanz, een grut ja rein,
Je länger als man't süht. Un unse Hus
Dat sitt dar als en Kark babn op'n Barg,
Un glitzert mit de Fenstern, dat't en Staat is!
Segg, Vader, geiht't mit dat denn ock mal so?
Ick denk nu mal, dat kann doch gar ni we'n.

De Vader seggt:

Min gudes Kind, dat deiht't wul sacht, wat meenst?
Wat kummt, is jung un nie, — doch alles slickt
Na't Öller hin, un alles nimmt en Enn
Un nix steiht still. — Hörst, wa dat Water ruscht,
Un sühst an'n Heben baben Steern an Steern?
Man meent, vun alle röhr sick keen, un doch
Rückt allens wider, allens kummt un geiht.

Ja, kik mi an, so lang du wullt, dat's wahr!
Du büst noch jung, — un malinst weer ick't ock,
Nu is't verbi, — dat Öller kummt, dat Öller,
Un wo ick gah, na Gresgen oder Wisch,
In Feld un Holt, na Basel oder t'rügg,
Dat's eenerlei, ick gah na'n Karkhoff to, —
Ween, oder ni! — un büst du eerst als ick
En groten Kerl, so bün ick ni mehr dar,
Un Schaap un Ziegen weidt dar op min Graff,
Ja seker! — Un dat Hus ward old un mör,
De Regen wascht dat mörer alle Nacht,
De Sünn de bleekt dat swatter alle Dag,
Un ünnert Tafelwerk dar pickt de Wurm,
Dat regnt't dör Dack un Bödn hindal, de Wind
Pipt dör de Ritz — daröwer deihst du ock
De Ogen to — nöst kamt de Kinneskinner
Un wahnt darin, — nöst rött dat Fundament,
Un't hölpt nix mehr; un wenn man denn bi lüttjen
Twee dusend schrifft, — is allns tohopenfulln.
Un't Dörp sogar sackt sülbn noch mal in't Graff,
Un wo de Kark steiht un de Vagt sin Hus,
Geiht mit de Tid de Plog. —

De Jung seggt:

Ne, wat du seggst!

De Vader seggt:

Ja, kik mi an, so vel du wullt, so is't!
Is Basel nich en wunnerschöne Stadt?
Mit Hüs', de gröter sünd als mennig Kark,
Mit Karken, als dar wul in mennig Dörp
Ni so vel Hüser sünd, un wat en Wogen!
Un wat en Rikdom! — Mennig brave Herr,
Un mennig, den ick kennt heff, liggt all lang
In'n Krüzgang, achter'n Münsterplatz un slöppt.
Dat's eenerlei Kind, sleit dar mal de Stunn,
Geiht Basel ock in't Graff un streckt noch hier
Un dar en Lid herut, — en olen Piler,

En spitzen Thorn, en Gebelwark, dar waßt
Wachholder op un Böken, oder Dann
Un Moos un Krut, — un Vagels but darin;
Dat's Schad darum! — un sünd de Lüd bit Dato
Als nu, so narrsch, so gaht dar ock Gespenster,
Fru Fast, — mi is ja meist als keem se all,
Ick seeg se mal, — — un denn de Lippi Lappi,
Un Gott weet, wer noch mehr! — Wat stöttst mi an?

De Jung seggt:

Snack lisen, Vader, bit wi eerst de Brügg
Vöröwer sünd un günd an't Holt hinlank,
Dar baben jagt de wille Jäger, weetst?
Un süh, dar günnert dal, in't Buschwark leeg
Gewiß dat Eiermäden halv verrött, —
Dat's Jahr un Dag; — Hörst, wa de Bleß dar snüfft? — —

De Vader seggt:

He hett den Snöm! — so wes doch ni so narrsch!
Hü! Bleß un Steern! — un lat de Doden ruhn,
Se künnt dar nix mehr dohn. — — Wat sä ick noch? —
Dat's recht! vun Basel, — dat dat mal verfallt.
Un geiht dar nösten mal en Wannersmann
En halv Stunn Wegs vellicht daran verbi,
So kikt he hin, liggt jüst keen Nebel d'rop,
Un seggt to den, de eben mit em geiht,
Süh! dar hett Basel stahn! dat weer de Thorn!
Dat weer de Peterskark! — dat's Schad darum! —

De Jung seggt:

Ne, Vader, is't din Eernst? — dat kann ni we'n!

De Vader seggt:

Ja, kiek mi an, so vel du wullt! — so is't!
Un mit de Tid verbrennt de heele Welt.
Dar geiht en Wächter ut um Merrennacht,
En fremme Mann, — keeneen weet, wer he is,
He funkelt als en Steern un röppt: „Wakt op!
„Wakt op! de Dag de kummt!" — un lisen ward
De Himmel roth, un't dunnert öwerall,
Eerst sachen, nösten lud, als datomal,
Als Anno süßunnegndig de Franzos
So gresig scheten deh; — de Eer de bewert,
De Karkthorns wackelt, un de Klocken gaht
Un lüdt vunsülbn de Bedtid wit un sit,
Un allens bedt, — — daröwer kummt de Dag,
Bewahr uns Gott! — man brukt keen Sünn darto,
De Himmel steiht in'n Blitz, — ick kann't ni seggn!

Un endlich kummt't in Brand, un brennt un brennt,
Wo man wat is, — un Nüms de löscht, — dat glimmt
Vunsülbn ut, — un denn tonöst? — — — — wat meenst? —

De Jung seggt:

Ach, Vader, segg nix mehr! — Wasücken geiht
De Lüd dat denn, wenn alles brennt un brennt! —

De Vader seggt:

De Lüd sünd ni mehr dar, wenn't brennt, de sünd — —
Wo sünd se? — — — Wes du brav un hol di recht,
Gev, wo du büst, un holt't Geweten rein!
Sühst, wa de Luft mit smucke Steerns prangt?
Un jeder Steern de is dar als en Dörp,
Un wider denk di babn en smucke Stadt,
Man süht se ni von hier, — doch höllst di brav,
So kummst du na so'n Steern, dar is di wol,
Un finnst din Vader dar, wenn't Gottes Will' is,
Un Lenken finnt ehr Moder, — ja vellicht
Fahrst op de Melkstrat na de Stadt du hin;
Un kikst du denn mal sitwarts dal, — wat sühst?
Dat Röttler Sloß! — de Belchen steiht verkahlt,
De Blauen ock, als weern't twee ole Thorns.
Un twischenin is allens denn verbrennt,
Bit deep hin in de Eer; — de Wisch de hett
Keen Water mehr, so wit man kikt, dat sühst,
Un seggst to den, de eben mit di geiht,
Süh, dat dar weer de Eer, — un dar de Barg
Heet Belchen damals, un ni wit darvun
Js Wisleth we'n, dar heff ick malinst levt,
Heff Köh hött un heff Holt na Basel fahrn,
Heff Wisch un Feld bestellt un Lichtspöhn sne'n
Un heff hanteert bit an min selig Enn,
Un möch dar ni mehr hin! — Hü', Bleß un Steern!

Außerordentlich liebliche Dichtungen sind auch jene größeren, die Hebel in Hexametern geschrieben hat, wie „de Wisch", „de Karfunkel", „dat Hawermoos"; um meinen Lesern auch hiervon ein paar Proben aus der Meyer'schen Übersetzung zu geben und um zugleich zu zeigen, mit welcher Leichtigkeit und Gewandtheit sich unser Dichter auch des antiken epischen Verses in seiner Muttersprache zu bedienen vermag, lasse ich die drei genannten Dichtungen in ihrem vollen Umfange hier folgen.

De Wisch.

Dar, wo de Haargeist still un alleen in de Merrennachtstunn sitt
Un op't gollen Geschirr de Leh vun Sülver sick haarn deiht,
(Vodenaus Jungers, de weet dat genau) an'n buschigen Feldbarg,
Wo mit en fröhlich Gesicht un hell ut de düstere Deepde
Leevlich blinkert de Wisch un hin na Vodenau dalspringt,
Swevt min Ogen mit Lust un swevt min Hart in Gedanken.

Gröt di Gott, min lütt Wisch, du leevliche Dochder vun'n Feldbarg!
Hör nu, wat ick di segg, nu will ick ehrn di mit Leeder
Un so wit, als du geihst, mit Gesang di fröhlich geleiten!
Nerrn in'n heemlichen Schoot vun de Felsen lisen to Welt kamn,
Sögt an de Wulken mit Duft un Dau un Regen vun'n Himmel,
Liggst du un slöppst in de Dönsch, als en Pöppen liggt in de Wickeln,
Heemlich un wol verwahrt, un keeneen noch hett dar mit Ogen
Sehn un bekiken di dörft, wa schön min Mäden so darliggt
In sin Bett vun Krystall un de Deidei prächtig vun Sülwer,
Nümmer is't ock en Ohr sin Athen to marken vergünnt we'n,
Oder sin Stimm mal to hörn, sin lisen Ween'n un sin Smustern;
Stille Geister alleen de gaht dar op heemliche Fotstig
Ut un in, di to wahrn un to nährn un lehrt di dat Lopen,
Gevt di en fröhlichen Sinn un wist di de nützlichen Saken,
Un keen Wort is verlarn vun allens, wat se di seggn doht.
Denn sobald du tonöst op din egen Föt man eerst gahn kannst,
Slikst du di lis' als en Mus un plattbarfot ut de Kamer
Schüchtern in't Frie herut un kikst mit Lachen na'n Himmel.
O, wa büst du so nett! un wa hest du so lustige Ogen!
Süh mal, dar buten is't smuck, un süh mal, dat büst wul ni modn we'n,
Hörst, wa de Bläder di ruscht? un hörst, wa de Vageln di singn doht?
Ja, du seggst mi: „Ick hör't, doch gah ick wieder un bliv ni,
Fröhlich is ja min Weg un allemal schöner, je wider!"
Ne, nu süh mi mal an, wa de Lüttje richtig all springn kann!
„Kannst mi krign?" so seggt se un lacht, un „wullt mi, so hal mi!"
Jümmers en anneren Weg un jümmers en anneres Wagstück!
Fall mi de Höchden ni dal! perdauz! — dar hebbt wi't! — da liggt se!
Sühst du? heff ick't ni seggt?! — Doch spaßt se wider un wider,
Krappelt op Föten un Hann, un wuppdi! is se tohöch kam,
Krüppt in de Büscher herin, — un nu sök! — dar kikt se all wedder! —
Töv, ick kam! — Dar röppt se all wedder achter de Böken:
„Ra' mal, wo bünn ick denn nu?" — un hett so'n spaßige Infäll.
Awers so als du da geihst, warrst allemal gröter un smucker,
Wo din leevliche Athen man weiht, dar farvt sick de Anger,
Gröner na rechts un na links, — dar kamt in'n saftigen Waßdom
Gras un Krüder tohöch un reckt de smidigen Spitzen,
Kamt ock de farwigen Blom un kamt de Imms all to sugen,

Süh, un de Plogsteert de kummt, un de Gös sogar mit de Küken,
Alles will di beschaun un alles will die begröten;
Un din fröhliches Hart gifft alles en fröhliche Antwort:
„Kamt, min nüdlichen Thiern, dar hebbt jüm Eten un Drinken,
Wider mutt ick in Il, so nehmt't un segen ju Gott dat!"

Awers nu ra' mi mal een, wanem unſ' Mäden nu hingeiht!
Meent vellicht wul to Danz un hin na de lustigen Burjungs?
Uzfeld hüppt se verbi un tonösten wider un wider
Hin na't prächtige Böken un hört de hillige Meß an.
Artig is se un gut, man kann't nich anners ehr naseggn.
Nöst na de hillige Meß, denn seggt se: „Nu will ick mi spoden,
„Dat ick mal vörwarts kam." — Dar sünd wie all neeger bi Schönau,
Nu verbi an't Kastell un allemal wider un wieder
Twischen Bargen un Bargen, in'n duftigen, köhligen Schatten,
Un an mennig Krüz noch verbi un an mennig Kapell noch.

Awers so als du da geihst, warrst allemal gröter un smucker,
Wo din leevliche Athen man weiht, dar farvt sick de Anger,
Gröner na rechts un na links, dar kamt in'n saftigen Wasdom
Frische Krüder tohöch. Wa scheet dar in prächtige Strüscher
Blom an Blom ut de Eer un gähle, saftige Wicheln!
Lis' mit din Athen bedaut staht hunnertdusend von Erdbein
Dar mit de röthlichen Köpp un töre an'n schattigen Feldweg.
Vun din Athen ernährt, waßt op de sünnigen Höchden
Wit op de Felder herum de Saat in goldige Striemels.
Vun din Athen erquickt, singt, achter de Büscher versteken,
Fröhlich de Jung bi de Köh, un de Holtert schallt mank de Böken.
Mambeker Zicken de kamt, un de wulligen Lammer vun Zell her;
Alles levt dar un wevt un klingt in fröhliche Leeder;
Alles grönt dar un blöht in dusend prächtige Farben;
Alles is dar in'n Staat un will min lütt Mäden begröten;
Doch nu büst keen lütt Mäden ni mehr, nu nöm ick di Jungfer.

Awers da günd an de Brügg, ni wit vun't prächtige Steenkrüz,
Klettert de Jungers vun Zell tohöch an de felsigen Öwers,
Sökt sick de sötlichen Blom un kikt dar verwunnert vun baben.
„Coneli", seggt da de Seppel, „wat doch de Wisch wul in'n Kopp hett,
Süh doch, wa se da steiht un wa se hendal op de Strat kikt
Mit ehr Ogen so deep, un wa se mit eenmal tohöch fahrt
Un in de Feller herin, un mit sick sülm noch in'n Strit is!"

So gefallst mi ni recht, du leevliche Dochder vun'n Feldbarg,
Ebn als den Seppel, ne, ne! wat wul för Flausen in'n Kopp hest?
Feilt di wat? segg mi dat frie un vertell mi man geern, wat du hemm wullt!
Awers wakeen der nix seggt, dat büst du un swankst dör de Feller
Still un heemlich verbi un verlarn in deepe Gedanken,

Twischen dat Wischendahl un so hin na't Husemer Bargwark,
Wesselst sogar mit'n Glov un warrst en lutherischen Ketzer,
Heff ick't denn ni all seggt un heff mi't jümmers all vörstellt?
Doch wat geschehn, is geschehn! un nu hölpt dar keen Drau'n un keen
Schell mehr,
Ännern lett sick dat ni, un so will ick di leewer noch hölpen;
Nößen bringst mi wul dochen noch Freud un en lustige Stunn noch!
Hol mi en Ogenblick still, — nu will ick lutherisch di antehn;
Dar, min Kind, sünd de Strümp mit de witten, künstlichen Maschen,
Teh se an, wenn du kannst, — un dar de Schoh mit de Snalln an,
Dar grönfarbig en Rock, de dar fallt in künstliche Krüsen,
Foln an Foln di so smuck vun'n Spenser dal bit de Schohsnalln,
Sitt he ock gut? nu hak em tohop un nimm da dat Bossdok
Sammit un rosenroth, — un nu dreih di de künstlichen Flechen,
Wickel se baben in'n Topp, un kämm mi un striegel din Flassbaar;
So! — un hendal vun de Nack un tohopenknütt mit en Haartopp,
Fallt dar vun't Flechenband di de siden Enns op de Schullern
Bit an den ünnersten Rocksom hin; — un gefallt di de Kapp ock?
Himmelblauen Damasch, un bestickt mit prächtige Goldblom?
Teh dat Band man herop, dat dar mank de Snöern hindörgeiht,
Ünner de Flechen henlank, du Tapps! un öwer de Ohren, —
Smuck da vörn mit en Sleuf, un apen tonös na't Gesich hin!
Nu den Platen vun Sied, un wat mehr? — ja denn noch den Hauptstaat,
Twintig Ehl in't Geveert denn dat bunte Mailänner Halsdok;
Als en lustige Wulk an'n Morgenhimmel in't Vörjahr
Swevt di't öwer de Boss un stiggt dar un fallt mit'n Athen,
Leggt sick öwer de Schullern hendal un glitt mit de Ecken
Öwer den Rügg di henlank un flüggt dar, wenn du in'n Wind geihst.
Wer lank hett, de lett dar lank hangn, — so hör ick min Lebdag.
Hang de Ärmel an'n Arm, ick meen ock, dat Weller is prächtig,
So! dat dat Hemd ock to sehn un de Arms, de so stattlich un drall sünd.
Un den Strohhot hol man bi't Band un dreeg in de Hand em;
Warmer beschient di de Sünn un lücht di mehr in de Ogen,
Driggst du den Hot in de Hand, un likers lett di dat smucker!
Utstaffeert büst du nu, un so schön als stunnst du to Valler,
Ja, so gefallst du mi recht! — dat mutt ick seggn, wat en Junfer!

Ei doch, wa se sick freut, un wa se so keut un verbihüppt,
Jüst als wull se wul seggn: kik her, nu bün ick Fru Amtmannsch!
Wa se di dreiht mit'n Kopp, un so alle Neslank torügg süht,
Ob wi ock ördntlich ehr seht, un ob wi ock ördntlich ehr nakikt!
Ja, du büst ja so smuck, du lütt Junfer, ja, un wi seht di,
Du, Markgräfer Mamsell, du mit din golligen Staatskapp,
Mit din Flechten so lank un mit din prächtige Haarsleuf,
Mit din flattriges Dok, veerdoppelt künstlich tohopleggt!

Awers ra' mi mal een, wo de stolze Junker nu hingeiht!
Na, ick denk op den Platz, vellich na den schattigen Linnbom,
Oder vellich in de Schenk, un wul gar na de Husemer Burjungs?
Meent jüm? — Richtig, so is't! — an't Bargwark ruscht se vöröwer,
Grippt mal en beten darin un dreiht mal en beten de Räder,
Wa de Balgen ock prußt, un blaſt, dat't Für se nich utgeiht!
Awers da blifft se di ni, — herut in de Husemer Feller
Schütt se di öwer de Wehr in grote Stappen na Farnau,
Kannst du mi krign, denn man los! — un hin dör't Kaspel vun Schopfheim.

Awers bi Gündehus, wer steiht denn dar günd an de Landstrat,
Töwt dar so lang bit du kummst, un geiht in de Möt di so fröhlich,
Löppt op di los un gifft di de Hand un fallt di an'n Bossen?
Kennst din lütt Süster ni mehr? se kummt dar herünner vun Wisleth.
Op un dal doch hett se din Gang un all din Geberden.
Ja, du kennst se wul noch! warum ni? hartlich un fröhlich
Nimmst din lütt Süster in'n Arm, gev Acht un drück mi dat Kind ni!

Nu geiht't wider all fort un allemal deeper un deeper.
Sühst du da vör wul dat Röttler Sloß? — verfulln is dat Mürwark,
In de vertafelten Stubn mit gollen Listen un Simswark
Hebbt dar de Fürsten mal wahnt un smucke, fürstliche Frunslüd,
Herren un Herrengesind, un nix als Freud weer in Röttlen.
Awers nu süh, wa so still dar allns! vun undenkliche Tid her
Brennt dar keen Lichter ni mehr un flackert keen Flamm op den Fürheerd,
Geiht dar in'n Keller keen Kros un geiht dar keen Ammer in'n Sot dal,
Wille Duben man blots de but op ye ulmigen Böm noch.
Süh mal, Mölbarg da günd! — un dar in de Schatten versteken
Liggt ja dat Föhris-Hus, un an'n Barg de Holsteemer Kark ja!
Steen' dat lat wi bi Sit, un fahrt dar hindör mank de Feller,
Gude Weg, de sünd ock nich um, — un dat Lopen versteihst du,
Wenn dat ni dalwarts gung, ick wüſs nich, ob ick di nakeem.
Nerrn da bi Steen kümmst du weller herut in'n lustigen Fotschritt,
Lustig öwer de Strat; un nu gaht wi wider in't Winland
Dicht an Hanigen lank un dicht an Hagen un Röttlen.
Kik mal en beten tohöch, wer steiht denn da baben an't Fenster
In sin stattliche Kapp un mit sin fründlichen Ogen? — —
Bück di smuck, mak en Knix, — un segg „Gun Morgen, Herr Pfarrer!"
Nu na Thumrigen hin un nu in't Lörracher Feldmark.
Sühst du de saubere Stadt mit all ehr Fenstern un Gebels?
Sühst du de Basler Herrn dar günd op de stöwige Landstrat,
Wa se di rid' un di fahrt?! — un sühst du dat Stettener Weerthshus?
Warum warrst denn so still? — un wagst dar ni röwer to kiken?
Ja, du sühst wul en Krüz, en hilliges Krüz wul vun widen,
Trust't nich un möchst da torügg, — na, darum wes man ni grulich!
Bald so staht wi ja frie, dar in't frie Land bi de Schweizers!

Awers so als du da geihst vun't Bargwark rünner na Schopfheim,
Ganz bit an Stetten hendal so op din steenige Landstrat,
Bald mal rechts, bald weller mal links, — lik ut un in'n Bagen,
Twischen Damm un Faschins warrst allemal gröter un schöner,
Fröhlicher allemal un flidiger, wenn ick so seggn dörf.
Wo din levliche Athen man weiht, dar farvt sick de Anger
Gröner na rechts un na links, — dar kamt in'n saftigen Wasdom
Nie Krüder tohöch, — wa prangt dar in prächtige Farben
Blom an Blom bi di rum, — un de Fleerlinks flattert daröwer,
Kleewer un Botterblom un allens bunt mankenanner,
Fruenmantel un Hasenbrod un duftigen Kümmel,
Sünnblom gar un dat Hawermark, un de Büschel vun Ruggras!
Glitzert de Dau ni so hell op alle Bläder un Spitzen?
Wad't ni de Hadbar herum op hoge Stülten datwischen?
Teht ni vun Barg to Barg sick henlank in wäliche Striemels
Fette Wischen so grön in de Feern un Koppeln an Koppeln?
Un dartwischen da staht de stattlichen Dörper un Karken;
Süh, vun Brumbek de Köh! un süh doch de Falen vun Lörrach!
Fret di dat Gras ut de Hand, un springt un danzt di vör Freuden!
Un vun Bom hin to Bom, vun Zell hindal bit na Richen
Holt dar en Judenschol mit Fleut un Pipen de Vagels!
Dar en ulmige Linn, — de Sturmwind hett se in't Graff leggt!
Awers rechts hin un links, to beide Siden an't Öwer,
Süh, wa swankt dar un hangnt dar de Aarn vun'n wähligen Weeten;
Op de Höchden de Win! — un wa wogt op luftige Bargen
Rechts un links ni de Wold vun düstre Eeken un Böken.
O, dat's alles so schön! un öwerall anners un schöner.
Feldbargs Dochder, un wo du man büst, is Nahrung un Leben!
Babn bi di rum an de Sit un herum an de Sit di na ünnern
Ho, wa de Wagens da knarrt, wa de Swepen knallt, un de Leh ruscht!
Un du seggst se Gundag un nickst un snackst mit se all wat,
Steiht dar en Möhl wo an'n Weg, en Oelwark oder en Koornmöhl,
Möhln, de dar sagt oder stampt, un Isenhammers un Smeden,
Grippst mit smiedige Arms du darin un gelenkige Fingern,
Hölpst den Möller bi't mahln un hölpst de Deerns vun de Handqueern,
Spinnst dat Husemer Isen als Hemp in smiedige Drathwiern,
Sagst de Eeken to Bahln, un kummt dat Isen vun'n Fürheerd
Op den Ambos herop, so fleist du fröhlich den Hamer,
Singst en lustiges Leed un begehrst keen Dank un keen Gottslohn;
Un is wo noch en Bleek, so lettst di de Mögd' ni verdreeten,
Athens en beten darop un hölpst de Sünn noch to bleeken,
Dat se man klar ward damit, — se is ock fürchterlich nölich!

Awers, awers, o Wisch, ick kann dar ock anners berichten!
Un ick segg di dat frie, — du hest ock din häßlichen Nücken!
Alle Menschen de seggt't, un se klagt, du büst ni to truen,

Un wa schön du ock weerst, wa leevlich du weerst vun Geberden,
Keek di de Mothwilln doch ut de Ogn, so hebbt mi de Lüd seggt.
Ehr man darvör sick wahrt, so kletterst du öwer de Diken,
Oder rittst se hendal un brickst di vun Löcker en Fotstig,
Slepst dar de Burn to'n Verdreet den Sand op de Wischen un Steengrus.
Hebbt se man eben mal meiht un hebbt se dat drögt un in Hümpels,
Halst du't un driggst dar mit hin na'n Nawer, Armvull bi Armvull.
Mennig mal warrst du wild, denn mutt di allns ut'n Weg gahn,
Rennst dar de Hüser sogar hendal, wo een di in'n Weg steiht,
Wo du geihst denn un steihst ist nix als Larm un Spectakel.

Feldbargs Dochder, nu hör, du büst an Tugend un Fehlers
Riep, un so dünk mi nagrad du kunnst wul na düssen en Mann hemm?
Na, wat makst du för Ogn un plöckst di so heemlich an'n Platen?
Stell di so narrsch man nich an! wat meenst denn, schull ick't ni weten,
Dat du en Brüdigam hest un dat jüm hier sick bestellt hebbt?
Meenst wul, ick kenn ni din Schatz? — ick kenn denn stäwigen Jung ni?

Öwer de Felsen so hoch un öwer Hecken un Buschwark,
Fort ut de Bargn vun de Schweiz, so springt he lustig bi Rhineck,
Plumps! in den Bodensee un swümmt dar herrünner na Constanz,
Seggt: „Ob't bögt oder brickt, min Mäden dat mutt ick tofat hemm!"
Awers da baben bi Steen, dar stiggt he lis un bedächtig
Weller herut ut'n See un sauber wuschen un affpölt;
Tiesenhofen gefallt em ni recht, un ock ni dat Kloster;
Fort na Schaphusen hendal un fort op de spitzigen Felsen.
Un bi de Felsen da seggt he: „Dat Mäden dat mutt ick tofat hemm!
„Liv un Leben, ick wag se daran, un min Jack un min Draggbann!"
Seggt't un deiht di en Satz! — — nu mummelt he wider na Rhinau;
Dösig is em to Moth, — doch kummt he wider un wider,
Eglisau un den Kaiserstohl un Surzach un Waldshot
Hett he in'n Rupps all in'n Rügg, un vun Waldstadt löppt he to Waldstadt
Nu na Krenzech hendal dört't schöne, duftige Feldmark
Lik op Basel. — Da ward de Königsbreef em all schreben,
Süh, ick weet dat genau! un wullt du't bestriden, so kumm mal!

Harr ick to raden di hatt, bischurns weert wul an'n Platz ween;
Mennig Brüdigam hett sin stattliche Brut all na Wil bröcht,
Ut den Zürcher Distrikt von Listal her un vun Basel,
Un nu is he ehr Mann, un se kakt em de Supp un se plegt em,
Awers du man alleen wullt blots den Hüninger Preester.
Als du't wullt! — so gat wi tohop dör't Riechemer Feldmark!
Süh, is dat ni din Schatz?! — dar stiggt he eben herrünner!
Ja, he is dat! he is't! ick hört an sin fröhliches Brusen!
Sühst du? — richtig, he is't! — he is't mit Vergißmeinnichogen!
Is't mit sin Schweizerbüx un mit sin sammeten Draggbann,

Mit de Knöp vun Krystall un den parlenfarwigen Bofsdok,
Mit sin kräftige Bofs un mit sin markigen Knaken,
Gotthards stattliche Jung, doch als en Baseler Rathsherr,
Rein so pük un so stolz un smuck in Gang un Geberden!

O, wa kloppt di dat Hart, wa hevt sick dat luftige Halsdok,
Un wa stiggt dat so roth di tohöch in de leevlichen Backen!
Als an'n Himmel dat Morgenroth an'n duftigen Maidag!
Süh, du büst em so gut! un süh, dat harrst di ni vörstellt,
Un so ward dat denn wahr, wat malinst heemlich verborgen
In de Stuv anne Dei bi't Weegn de Geister di sungn hebbt! —
Na, so hol di man brav! — Ick möch noch allerhand raden,
Awers dat ward di so week um't Hart! — Din Frier, din Frier!
Meenst, he löppt di davun, so gah! — Mit Thran in de Ogen
Röppt se mi fröhlich „adjüs!" un fallt em vergnögt an de Bofs hin,
Nu, so gah denn mit Gott, un befolg mi smuck, wat ick segg heff!



De Karfunkel.

Wenn de Vader sick snitt sin Taback, so kikt em Maria
Fründlich un bedwis an: „Vertell uns en Stückschen, o Vader,
Weetst wul, so weller als letz, wo Anna Maleen bi in'n Slap full!"
Un so rückt se denn nu an't Licht heran mit de Spinnräd,
Anna Maleen un Marie un Trin' un smeert se mit Speckswart,
Spannt de Snöern darum un turt enanner an'n Ärmel.
Un lüttj Jakob de nimmt en Handvull Besen un sett sick
Dicht an'n Lüchterstock hin un seggt: „De will ick mi utpuln."
Awers de Hans-Jörn de liggt, so lang als he is, öwer'n Kachlavnd,
Kikt dar vun baben hendal un denkt; „So hör ick't am besten
Un bün Nüms nich in'n Weg". — Un als den Taback sick de Vader
Sne'n un sick stoppt in de Pip, so höllt he se ünner de Thranlamp,
Suggt un suggt, bit se brennt, un drückt dat Für mit'n Dum in,
Knipps! is de Deckel darop. — „So will ick en Stückschen versöken,"
Seggt he un sett sick torecht, „doch möt jüm ock ördntlich mi still we'n,
Hört jüm! so lang ick vertell; — un du, dar baben, du Fulpelz,
Pack di vun'n Avend hendal! hest weller narms nich en Platz wußt?
Stick di de Hawer? un sehnst di ock wul na so'n Karfunkel?
Wenn't denn man so een nich is als den hier, den ick in'n Sinn heff! —

Hört, ick weet dar en Städ, dar geiht keen Plog un keen Egg ni,
Struk un Struk steiht darop un nix als giftige Krüder,
Slangkrut, Brummbein un Doorn, un keen Drossel sitt dar to fleuten,
Un keen Meschen to singn, keen Summervagel besöcht se;
Breede Prückels alleen, de sitt dar un lurt mank de Knaken.

Tapsig is he ni we'n, so sät de Lüd wul, doch weer he
Flidig to Weerthshus gahn un öwer Bibel un Psalmbok
Harr he de Kaarten sett des Sünnabnd Abnds un des Sünndags.
Flöken harr he jüm kunnt, — — en Hex in'n sottigen Schosssteen
Harr sick daröwer verfeert un de Steerns an'n Himmel harrn bewert.
Malins hett dar in'n Krog so en Jäger, en schäwigen Grönrock
Tokikt, jüst als he spelt, un wa mit Trumfen un Flöken
Stich um Stich de Michel verlor un sin prächtigen Dahlers.
„Töv, di will ick wul krign!" hett lisen smustert de Grönrock,
Du verlöppst mi ni mehr!" un als he't sachen so mummelt,
Hett de Krögersch dat hört un dacht: „Dat is wull en Warwer!"
Doch en Warwer? — ja prost! — jüm schüllt't wul nößen to hörn krign,
Wenn man de Michel eerst friet un Hab un Gut eerst verlumpt hett.
Nu, wat hett dar wul dacht de Käthnersdochder? de harr ja
Hand em un Jawort gebn, doch nich ut Leevd för den Michel,
Ne, ut Leevd för de Oln, de hebbt't ja eben so hemm wullt.
Sülwigen Abnd noch to Hus gung to Bett se mit sware Gedanken,
Sülwige Nacht hett se drömt un hett en gresigen Drom hatt.
Nu, wat hett se denn drömt? — se leep dar hin op de Landstrat,
Keem dar en Wiv in de Möt, en ole, schietige Tatersch;
„Helligenbiller to Kop, lüttj Moder? — lat mi een afkrign,
Süh, ick bün ja en Brut, vellicht hett't gude Bedüdung!" — —
Langsam schüttel den Kopp de Olsch un lang ünnern Platen,
Keem mit en Handvull Biller un sä: „Dar, teh du di sülm een!"
Un als se't deiht nu un tüggt, fünd't luter schietige Kaarten.
„Kreegst dar en Ruten-Esch? — — dat bedüd en roden Karfunkel,
Js dar de best' nich in't Spill". — „Ja richtig!" seggt se, „den heff ick!"
Weller seggt nu de Olsch: „Min Dochder, teh man noch eenmal!
„Hest dar en Söben-Krüz?" — „Ja richtig!" stöhnt se mit Angsten;
„Tröst di Gott! teh anners! — dat kann noch beter toletz kamn.
„Kreegst dar en blödig Harten?" — „Ja richtig!" seggt se vull Gresen;
„Nu noch eenmal! vellicht, de letzte ward noch en Glückskaart!
„Hest dar den Spaden-Bur?" „De is't wul, — seht man mal sülm to!"
„Ja, du hest em förwahr! tröst Gott! — de schüffelt di ünner!" —
Dat weer de Drom, den se harr, un lud un swar hett se slapen;
Trina, Trina, hest du't bedacht, un likers noch neehmst em?!
Ja, se hett't ja ock mußt un seggt: „Jn't Herrgottes Nam denn!
„Na de söben in Krüz un na de blödige Harten
„Kummt min Hölp wull toletz un schüffelt mi nös in de Eer rin!"

Eerst dar gung't noch so so; — Bischuerns hett wul de Michel
Sapen un spelt in de Nacht un flökt un sin Trina bedröv makt,
Faken doch deh em't wul leed, denn be he bischuerns mit Thran ehr
Lud um Vergebung darum. — Un malins sä he: „Nu will ick
Akkodeeren mit di un will de Kaarten verflöken;
Schall de Deuwel mi haln, sobald en Kaart in min Hand kummt,

„Awers in't Weerthshus gah ick! — dat will ick! — dat kann ick ni laten!
Ween un hul, wenn du wullt! — ick mutt't! — ick kann di ni hölpen!" —
Hett he dat eerst ock ni holn, he heel desto beter dat anner,
Keem he in't Weerthshus rin, so seet dar min borstige Grönrock
All sett Drütt achter'n Disch un misch de Kaarten un reep em:
„Steihst mit in, Kammerad? — so kumm! wi wüllt mal een maken!"
„Ick ni!" seggt dar de Michel, „He, Krögersch, lang mi en Snapps her!"
„Du ni?" seggt dar de Grön, „ei, wat! — so kumm man tonößen,
Wenn du den Snapps eerst in't Liv, — wi spelt ja um nix mitenanner!"
„He", denkt de Michel bi sick, „mi dünkt doch, wenn dat um Nix geiht,
Js't ock egntlich keen Spill!" — un sett sick dal bi den Grönrock.
Süh, dar kummt dar en Kind, en luckigen Kruskopp an't Fenster:
„Meister Michel, mal ebn op en Wort! — din Trina de schickt mi!"
„Schick se weller, un gah! — ick weet all, wat se in'n Sinn hett!
Wer spelt ut? — un wat is dar Trumf? un steken den Ruten!
Rapps! vun baben darop!" — Dar seggt de Gröne: „Du Glückskind!
Möchst nich mal um en Groschen?" — — „Dat is ja dat een als dat anner"
Denkt de Michel, „un Spill is Spill! minwegen, man los denn!"
„Kumm doch!" röppt da dat Kind un kloppt dar buten an't Fenster,
Blots op en eenzi Woort!" — — „Ach, pack di!" — seggt he, „un lat mi!
Kleewer-Bur oppen Disch! — un Spaden! noch mal en Spaden;" —
Un so geiht't vun en Groschen, bit endlich herop na en Dahler.

Als se nu gaht, seggt de Grön': „Hör, Meister Michel, ick kann di
„Op de Sted ni betaln, — ick gev als Pand di den Rink hier,
Nimm em, bit ick em lös! — dar in den roden Karfunkel
Sitt noch en heemliche Kraft; — o, kik doch, wa he di anblitzt!"
Weller kloppt dat un röppt: „O, Michel, kumm, eh't to lat is!"
„Snicksnack!" seggt dar de Grön, un „lat em, wenn he ni gahn will!
Dar! nimm du man den Rink! — un wenn du tonös mal keen Penning
Geld in'n Koffer mehr hest, un narms, — he kann di wat schaffen!
Stickst du den Rink an de Hand, un langst dar blots in en Sack rin,
Hest en Preußen bi'n Kopp! — dat feilt ni, wat ick di seggt heff!
Blots op en Fierdag ni, dat wull 'ck noch eben di raden!
Brukst mi wider tonös, so rop man jümmers, — ick hör di!
V i z l i P u z is min Nam, — un ick heff de Ohrn op'n Placken!"

Awers bidess sitt alleen de Fru un weent dar vör Kummer,
Lest wul en Stück in de Bibel un in en oles Gesangbok,
Un de Michel, de kummt un bollert: „Finn ick all weller
Di bi't ewige Bedn! — wat sittst to liern un to hueln?
Süh mal her, wat ick wunn! — Juchhe! en roden Karfunkel!"
Kreeg de Trina en Schreck! — — — „O, Jesus!" seggt se, „wat seh ick,
Dat is nümmer wat Guds!" — — un darbi fallt se in Ohnmacht. — —
Weerst, arm Trina, du man din Lebdag nümmer nich opstahn,
All din Kummer un Leid, un Gram un Qual vun tonößen,
Weerst du los mit en Mal un harrst dat ruhig verslapen! —

Däglig slimmer nu ward't, op alle Marken flankeert he,
Jümmers mutt he darhin, — un kummt man mal in en Weerthshus,
Klock um twölf in de Nacht, to Middag, oder to Abend,
Sitt de Michel all dar un mischt un bedrüggt mit de Kaarten.
So verwillert sin Kind, sin Reitschap swinnt, un de Koppeln
Kamnt na de Reeg oppe Bol, un de Fru vergeiht dar in Sorgen,
Kummt he denn eben na Hus, gifft't patzige Reden un Antwort,
„Kummst, du Lump?!" – un wat se wul seggt, — un dun un besapen,
Flökt de Michel un prügelt sin Fru; — nu mutt he na'n Preester,
Nu vör't Amt, un tonös als Straf en beten in't Stockhus,
Slimm all herin, doch slimmer herut, — dar kummt dar de Puzli,
Pisselt em lis wat in't Ohr un jagt dar de Gall em in't Blot rin!

Söben Jahr gung dat so! — dar bröch de Puzli em malins
Weller herut ut'n Thoorn, un „Hallo! nu gaht wi in't Weerthshus,
Eh du de Prügels so frisch na Hus bringst, de se di gebn hebbt!
Wat din Olsch di ock kakt to'n Willkomm, ward dar ni anbrenn.
Hör, du durst mi förwahr; un wenn ick't bedenk, warr ick giftig,
Wa di't geiht un wasück din Fru di dat Leben verbittert,
So en Mann als du büst, de des Dags sin Dahler verdehn kann.
Glücklich büst du in't Spill, — doch na en leidiges Sprüchwoort,
Mit de Fru, als ick meen, — dar hest du't jämmerlich drapen.
Weerst noch lerrig un los, so levst du ruhig in Freden!
Ja, dat quält di wul sack, — man füht't wa de Adern di opswillt.
Drink noch en düchtigen Sluck! — dat köhlt un nimmt di de Hitten!" —

Awers de Fru dar to Hus, de sitt bidess op de Bank wul,
Fohlt de Hann wul un kikt mit natte Ogen na'n Himmel.
„Söben Jahr un söben Krüz!" — so weent se barmhartig,
„Allens kummt, als se sä, un Gott in'n Himmel mag't enden!"
Seggt't un nimmt dar en Bok un bedt in Dodesgedanken.
Jüst störrt Michel herin in de Dör un fürchterlich brüllt he:
„Sittst all weller un bedst? un hulst, du falsche Kanallje?!
Bra' de Katüffeln mi op!" — — se seggt: „dar is ja keen Für mehr."
„Bra' se! — — segg ick di, Wiv! — ick dreih dat Mess di in't Liv um!" —
„Leewer hüt noch als morrn! — du bringst mi likers um't Leben,
Eenerlei als du't deihst! — dat Kind, dat hest mi all dot makt!" — —
„Di schall de Dunner un Blitz! un dusend Deuwel un Satan!" — —
Seggt't un stött dar — un dröppt; — — un sinnlos sackt se tohopen.
„O, min blödiges Hart!" so stöhnt se noch, als se umfallt.
„Kumm Spa'n-Bur, dat is ut! dar hest mi! — — schüffel mi ünner!" —
Nu de Michel ut't Hus, un achteran em dat Gresen,
Wit in't Feld, — — un de Eer de bevt, — dat rasselt in'n Nötbusch.
„Vizli Puzli, ach hölp! ach hölp mi!" — — röppt he, — de Puzli
Steiht dar achter de Büsch un kummt un fragt em: „Wat feilt di?"
„Stok min Trina in't Hart, — — ach hölp un ra', wat ick anfang!"

„Dat is allns?!“ seggt de Puz, „un darum hest mi so bang makt?
Kreeg di en Schreck, dat ick meen, wat Wunners müss dar passeert we'n!
Narr, nu kannst du in't Land ni blibn, dat kunn di Verdruß gebn!
Is ni da günnert de Strom? — so kumm, ick gev dat Geleit di,
Sühst? an't Öwer den Kahn?!“ — Nu sett se günnert heröwer,
Hastig öwer de Grenz, — dör't Feld. — — In't eensame Weerthshus
Brennt dar en Licht. — „Man herin! mi schall verlangn, wat dar los is,“
Seggt de Gröne, — „wer weet, — du kannst di de Grilln da verdriben!“

Awers in't Weerthshus sitt dar tohop noch de laten Gesellen,
Un vun Vörn geiht dat los mit Kaartenspeln un mit Supen.
„Krüz is Trumf! — un noch mal! — un noch mal! — un kennt jüm ock de da?
Steken! — un noch mal en Trumf! un noch mal steken dat Hart da!“ — —
Halwi twölf is de Klock. Lett denn de Jung mit de Locken
Gar ni weller sick sehn? — ne gar ni weller! — un Michel,
O, wa spelst du verkehrt! hier, noch mal steken dat Hart da!
Un dat snitt em de Seel, un alle Mal, wenn he steken,
Kümmt de Gröne damit — un smitt em heemlich en Glup to.
Neeg de Wiser bi twölf; un jümmers slechtere Kaarten
Spelt he, jümmers nu slechter un schrifft toletz mit de Krid all.
Dar sleit't twölf! — un nu langt he, den smucken Rink oppen Finger,
Frisch inne Tasch sick un röppt: „Hallo! wer wesselt en Dahler?!“
Slechtes Sülwer, o weh! — he langt in glasige Stücken,
Deiht dar en ängstlichen Schrie un kikt mit Grun na den Grönrock.
Awers de Puzli de drinkt sin Snappsglas lerrig un mummelt:
„Michel, kumm nu herut, de Krogweerth möch ins to Bett gahn!
Kummt wull ock hüt noch Besök, — se hebbt ja en lustigen Fierdag.
Is't ni de Ludwigsdag, de fiefuntwintigste? — Michel, — —
Dreih, so vel als du wullt, an'n Rink, du kriggst em ni rünner!“ —
O, wa de Michel di lur! — he sä: „En lustigen Fierdag?!“ — — —
O, wa he klemm mit de Föt sick fast, dar ünner an't Dischbeen!
Doch wat hölp't op de Läng un nützt?! — mit Angsten un Beben
Kummt he tohöchen un seggt keen Wort, un se gaht mitenanner; —
Vör de Gröne vöran, un stuv darachter de Michel,
Ebn als en Kalv, dat dar folgt den Slachter hin na de Slachbank.
Wul so riklich en Schuß vun'nt Weerthshus steiht dar de Puzli,
„Michel,“ seggt he to em, „kik hin! keen Steern nich an'n Himmel!
Süh, de Himmel de hangt vull Wulken, öwer un öwer!
Narms en Luft un en Lud! un süh, dar röhrt sick keen Blatt ni!
Un du büst mi so still. — Ick löv förwahr, dat du bedn wullt.
Oder makst du de Reken un is di dat Leben verbittert?
Na, als du meenst, denn man to! de Wahl de is ock so swar ni.
Süh, dar hest du en Mess! dat köff ick frisch op den Jahrmark,
Sni de Gurgel di af, doh't sülm, denn sparst du dat Drinkgeld!“ —

So hett de Vader vertellt, un mit cnkbossigen Athen
Seggt de Moder tonös: „Büst klar? so mak mi de Deerns doch
Ni so grulich un bang! dat sünd ja dochen man Märken!" —
„Ei, ick bün ja all klar!" seggt nu de Vader, „dar liggt he
„Mit sin Rink in de Doorns, un nargens singt dar en Drossel."
Awers Maria de seggt: „ach Moder, lövst, dat wi bang sünd?
Meenst, ick mark dat ni forts, wat he meen, un watt he wul seggn wull?
Ja, de Puzli, de Grön', dat is de böse Versuchung.
Lockt se nich ock uns all un föhrt dar in Sünden un Elend,
Wenn wi Menschen ni bedt un ni folgsam sünd un ni arbeidt!
Un dat luckige Kind, dat dar warnt, dat is dat Geweten!
O, ick kenn ja so gut min Vader un kenn sin Gedanken!"



Dat Hawermoos.

Hawermoos is torecht, so kamt denn, min Kinner, un et man!
Bedt: Aller Augen — mi nett un gevt smuck Acht, wo ju hinlangt,
Dat keeneen dar vun ju an den Putt de Ärmel sick swatt makt.

Et denn, un segen ju Gott, un wasst un diht in Gesundheit!
Seht, uns' Vader de sei in de Föern den Hawer vunt Vörjahr
Sülbn mit flidige Hand un eit mit de Rundei daröwer,
Awers, dat he ock wuss un dat he nu rip wurr un tidig,
Mak uns' Vader wul ni, — dat deh de Vader in'n Himmel.
Kinner, denkt ock man mal, dar slöppt in't mehlige Körnken
Lüttj un heemlich en Kiem, un de Kiem de deiht sick ni rögen,
Ne, he slöppt dar un seggt keen Wort un itt ni un drinkt ni
Bit he liggt in de Eer dar buten twischen de Föern;
Awers tonöst in de Eer un in de fuchtige Warm nu,
Wakt alleben he op ut'n Slap in de heemliche Deidei,
Streckt sick de Glieder torecht un süggt dar an't saftige Körnken,
Jüst als en Moderkind, un dar feilt man blots dat he ween'n deiht.
Gröter ward he tonöst un heemlich smucker un starker,
Witscht ut de Wickeln herut un streckt dar en Wuddel na ünnern,
Deeper dal in den Grund un söcht sick Nahren un finnt se.
Ja, un de Nischier de kummt, — un weten möch he so geern doch,
Wa dat baben wul is, — un sacht, ganz sachten, un ängstlich
Kikt he herut ut de Eer, — Putz dusend, wa't em gefalln deiht!
Un de leev Herrgott denn nu, de schickt dar en Engel herünner:
„Bring em en Drüppen Dau un segg em fründlich Willkamen!"
Un he drinkt, un dat smeckt em so schön, un he streckt sick behaglich.
Nösten, denn kämmt sick de Sünn, un wenn se sick wuschen un kämmt hett,
Kummt se herut achter'n Barg un in de Hann mit ehr Knütttüg

Swevt se alleben to Höch den Weg op de himmliche Landstrat,
Knütt un kikt dar hindal, — jüst als en fründliche Moder
Na ehr Kinner so kikt. Se nickt dar fründlich den Kiem to,
Un dat deiht em so gut, bit deep hindal in de Wuddel.
O, so'n stattliche Fru, un doch so gut un so fründlich!
Awers wat se wul knütt? — En Wulk ut himmlischen Duft is't,
Dar! nu drüppelt dat all! — eerst drust't un tonösten denn regnt dat!
Un min Kiemken dat drinkt, nöst weiht em de Luft denn un drögt em
Un denn seggt he vergnögt: „Nu krup ick nümmer mehr ünner,
Ne, um allns in de Welt! — Dar bliv ick! kam dar, wat kam will!“

Et, min Kinner, un segen ju Gott, un wasst mi un diht mi!
Kummt noch en harte Tid för't Kiemken. Wulken an Wulken
Staht dar an'n Himmel des Dags un des Nachts, un de Sünn de verbargt sick,
Op de Höchen dar sniet't, un wider herünner dar hagelt't.
Hu! hu! hu! wa bewert he nu un weent dar un jauelt!
Un de Eer de is to, un he hett man kümmerlich Nahren!
„Is se dod denn, de Sünn,“ so klagt he, „dat se ni kamn will?
Oder hett se gar Angst vör de Küll hier? weer ick doch bleben
Dar'wo ick weer, in de Eer, in min Körnken heemlich verborgen,
Still in de düstere För, wo't ach, so macklich un warm weer!“

Seht mal, Kinner, so geiht't, un so kummt't ock nösten för ju mal,
Wenn ju dar buten eerst kamt na de fremden Lüd in de Welt rin,
Arbeidn möt un sick plagn un dat Brod un de Kleeder verdeen möt.
„Weern bi Moder wi doch, bi uns' leewe Moder to Hus doch!“ —
Tröst jüm Gott! ock dat hett en Enn un tonösten ward't beter,
Ebn als min Kiemken dat gung. — Malinst an'n prächtigen Maidag
Weiht dat so lurig un warm, un de Sünn stiggt lustig den Barg rop,
Süht, wat min Kiemken wul makt un kummt un gifft em en Düttjen,
Ja, un dar is em so wol, un he weet sick vör Lust ni to laten.

Wedder prangt dar de Wischen vun Gras un vun farbige Blom vull,
Wedder rükt dar de Kaßbeinblöth un grönt all de Plummböm,
Wedder schütt dar to Höch de Rogg un de Weeten un Gassen,
Un min Hawerken seggt: „Dar will ick ock ni torüggblibn!“
Ne, un he sprannt all de Bläd; — wer is't, de so prächtig se wevt hett?
Un nu schütt all de Halm, un wer drifft de wäligen Stengels?
Wer ut de Wuddeln to Höch dat Water bit in de Spitz rin?

Endlich so schütt dar en Ahr all herut un swankt in de Luft rum.
Segg mi awers en Mensch, wer hung an de Fadens vun Sied an
Hier wul de Knuppen so fin un dar — mit künstliche Fingers?
Na, de Engeln, wer sunst? — se gaht dar twischen de Föern
Op un dal un vun Halm to Halm un schafft dar so flidig,
Prächtig hangt dar un swankt all Blöth an Blöth um de Ahrn 'rum,
Un min Hawer de steiht als en Brut wul pleggt in den Karkstohl.

Nu sünd fine Körns all darin un wasst in de Still fort,
Un min Hawer de markt all bi lüttjen wat darut warrn will,
Käfers kamt dar un Fleegen un swevt hindal und besökt em,
Seht dar mal to, wat he makt un singt dar: Eia Popeia!
Un lüttj' Glöhwurm kummt, der Deuscher! un mit de Lücht gar,
Nachts Klock um negn op Besök, wenn de Fleegn un de Käfers to Bett sünd.

Et min Kinner, un segen ju Gott, un wasst mi un diht mi!
Nösten dar gungn se in't Heu un um Pingsten da plöcken se Kaßbein;
Nösten dar schütteln se Plumm in'n Grashoff achter den Backavnd,
Nösten da meihn se den Roggn un meihn den Weeten un Gassen,
Un de Armlüd Kinner hebbt barfot twischen de Stoppeln
Söcht un sammelt na Ahrn, un de Müs', de hebbt dar mit holpen.
Nösten so is ock de Hawer verbleekt, un vull mehlige Köerns
Hett he bummelt un seggt: „Nu is't bi lüttjen verleidt mi
Un ick mark dar, min Tid is ut; wat doh ick alleen noch
Twischen de Stoppelröben un mank de Eierkantüffeln!"
Dar gung Moder to Feld mit Ann-Mariken un Dortjen,
Un dar frorn da vör Küll all de Finger morgens un abends.
Endlich hebbt wi em bröcht un hebbt em fahrt in de Schündör,
Un dar hebbt se em döscht vun fröh des Morgens bit Abends,
Nösten dar keem dar de Esel un drog na de Möhl em heröwer,
Bröch em torügg uns in't Hus, so fin un prächtig to Grütt makt;
Süh doch, un da mit de Melk vun uns' rothbunt sprenkelten Bukköh
Hett dar ju Moder em kakt in den Putt, — — na nu? — ob he smeckt hett?
Wischt mi de Lepeln denn af, un bedt mi: „Danket dem Herrn" eerst,
Un nu gaht in de Schol, dar hangt an'n Nagel de Ranzel.
Fall mi ock Nüms, gevt Acht! un lehrt smuck, wat ju to lehrn hebbt,
Kamt ju tonöst denn na Hus, kann we'n, dat Moder noch Plumm hett!



Die Auswahl, welche ich hier aus Johann Meyer's „Plattdeutschem Hebel" zusammengestellt habe, ist etwas umfangreich geworden. Es geschah aber nicht allein, weil diese Dichtungen eine besondere Berücksichtigung verdienen und ich zeigen wollte, mit welcher Gewandtheit Johann Meyer auch in seiner plattdeutschen Muttersprache den Hexameter zu behandeln versteht, sondern hauptsächlich deshalb, weil ich dem Herrn Oberrealschuloberlehrer Krumm, mit dem ich mich ja näher zu beschäftigen hatte, reichlich Gelegenheit geben möchte, jenes Werk, über das er so leichtfertig und absprechend geurtheilt hat, aus Proben kennen zu lernen. Ich gebe mich nämlich der Hoffnung hin, daß Herr Krumm mein Buch über den schleswig-holstei-

nischen Dichter Johann Meyer wenigstens einer kurzen Durchsicht würdigen und den Abschnitt, der dem „plattdeutschen Hebel" gewidmet ist, einer aufmerksamen und vorurtheilslosen Kritik unterziehen werde. Dann dürfte er — und daran zweifle ich kaum noch — zuletzt doch zu der Erkenntniß kommen, daß Johann Meyer's plattdeutsche Übersetzung der alemannischen Gedichte Hebel's nicht nur kein „verfehltes", sondern ein überaus glückliches Unternehmen gewesen ist. Vielleicht wird auch Herr Krumm an jenen Proben seine helle Freude haben, gleichwie ich sie an Johann Meyer's „plattdeutschem Hebel" aufs neue empfand, als ich ihm die vorstehenden Gedichte entnahm.

Die drei letzteren größeren Dichtungen dieser Auswahl gehören eigentlich nicht mehr in diesen Abschnitt des Buches, da sie ja zu den epischen Gedichten zählen. Um aber nicht auf diese herrlichen Probestücke zu verzichten und um diese Blüthenlese aus dem „plattdeutschen Hebel" möglichst vollkommen zu gestalten, habe ich keinen Anstand genommen, sie an dieser Stelle meinen Lesern vorzuführen. Und umso weniger wird man dies übel vermerken, als sie ja am Ende der gesammten lyrischen Abtheilung meines Buches stehen und somit auch die der epischen Gedichte, mit deren Auswahl nun begonnen werden soll, schon unmittelbar berühren.



Epische Gedichte.

In dem ersten Abschnitte unserer Blüthenlese lernten wir Johann Meyer's geistige Persönlichkeit, seine tiefe Empfindung, seine reiche, vielbewegte Innerlichkeit und frischweg schaffende Phantasie kennen und schätzen. In dem nun folgenden epischen Theile eröffnet er uns Blicke in das Innere anderer Personen, die uns in ihrem Handeln und Dulden von seiner Muse vorgeführt werden; und wenn wir nun diesen Poesien unsere aufmerksame Betrachtung zuwenden, dann finden wir, daß Johann Meyer's schöpferische Thätigkeit auch auf dem Gebiete der epischen Dichtung vielgestaltend rege gewesen ist. So begegnen wir unter seinen hochdeutschen Gedichten nicht weniger als 15 Balladen: „Belsazer", „Judith", „Jephtha", „Diagoras", „Der Mäusethurm", „Stadthauptmann Jäger", „Ritter Eppelin von Gailingen", „Scharfrichter Rosenfeld", „Der Schelm von Bergen", „Dar danzt Bornholm hin!", „Das letzte Fuder", Herr Melchior Rantzau", „Die sterbende Eiche", „Cras! cras!" und der „Schiffbruch". Dazu kommen die

plattdeutschen balladenartigen Dichtungen: „He!“, „De Watermöhl“ und „Dat Bettelkind“, sowie ein Cyclus kleinerer plattdeutscher Epen historischen Inhaltes, die unter dem Gesammttitel „Ut olen Tiden“ Begebenheiten der ditmarsischen Geschichte behandeln. Es sind dies, nach der chronologischen Reihenfolge ihrer Begebenheiten, die folgenden: „De Borg“, „De Slacht bi Bornhöved“, „Graf Alf un König Waldemar“, „Graf Geert in Oldenwöhrden“, „In de Hamm“, „Fru Pogwisch“, „De Slacht bi Hemmingstedt“, „Heinrich vun Zütphen“, „De letzte Fehde“ und „De Lehnseed“. Andere epische Dichtungen, und zwar die vier lustigen Schwänke „Blinnemöm“, „Hans Hinnerk“, „Herr Pastor un sin Klas“ und „Klas Kniep“, finden sich unter der gemeinsamen Überschrift „Ole Döntjes“. Ihnen verwandt ist das komische Gedicht „Hinnerkohm to Kieler Umslag“.

Nach diesen folgen in der plattdeutschen Sammlung noch drei Gedichte „Langs de Strat“, „En Hochtid bi de Buern“ und „De Vagelköst“, sodann als die letzten die drei umfangreichsten Dichtungen „Dat Gewitter“, „Anna“ und „Gröndunnersdag bi Eckernför'“.

Dem Raume nach überwiegen die plattdeutschen epischen Dichtungen Johann Meyer's beträchtlich seine hochdeutschen. Das herrliche, mit lyrischen Elementen reich durchsetzte Epos „Gröndunnersdag bi Eckernför'“, das zuerst für sich in Buchform erschien und erst später, als die Sammlung der plattdeutschen Gedichte herausgegeben werden sollte, in diese aufgenommen wurde, hat schon allein einen Umfang von sechs Druckbogen.

Es sind nun aber noch acht größere Dichtungen in hochdeutscher Sprache und in ungebundener Rede zu verzeichnen, nämlich die Märchen „Vom alten Haselstrauch“, „Im Tannenbaum“, „Adam und Eva“, „Der Glückspilz“, „Die Flachsjungfern“, „Fritz Kruse, oder der alte Meerkönig und seine Töchter“, „Die alte Uhr“ und „Der gute, alte Dichter“, von denen einige auch in die Sammlung der hochdeutschen Gedichte Johann Meyer's mit aufgenommen worden sind.

Also in Hinsicht auf die Quantität wird man nach dieser Übersicht der epischen Schöpfungen unseres Freundes wohl behaupten

dürfen, daß er auch als Epiker Erhebliches geleistet hat. Ob das auch in qualitativer Beziehung der Fall ist, mögen meine Leser nach Einsichtnahme einiger Proben selbst beurtheilen.

Indem ich mit den hochdeutschen Balladen beginne, überschlage ich zunächst diejenigen, deren Stoffe von anderen Dichtern behandelt worden sind. Ich thue es aber selbstverständlich nicht etwa in der Meinung, es wären diese Meyer'schen Balladen eben darum, weil sie uns einen bekannten, von einem anderen Poeten schon gebrachten Stoff, noch einmal vorführen, minderwerthiger als die übrigen. Der Stoff ist ja wie die Sprache für alle da, und ob er nun von einem oder von mehreren Dichtern zum Vorwurf genommen wird, das ist hinsichtlich des Werthes der Gedichte ja völlig gleichgültig; die Hauptsache bleibt immer, wie es der Dichter verstanden hat und wie es ihm gelungen ist, den vorgefundenen Stoff dichterisch zu verwerthen.

Der Provinzialschulrath Leimbach sagt über die in Rede stehenden Balladen Johann Meyer's: „Die Stoffe sind nicht alle neu; aber die Auffassung und Darstellung entbehren nie der Eigenart". Und darauf hin vergleiche man nur einmal den „Belsazer" Johann Meyer's mit der gleichnamigen Dichtung Heinrich Heine's oder „den Schelm von Bergen", „Dar danzt Bornholm hin" und andere Balladen unseres Freundes mit solchen Dichtungen, in denen schon früher derselbe Stoff behandelt worden ist.

Eine gute Ballade ist immerhin ein recht seltener und werthvoller Vogel, und Johann Meyer hat deren schon verschiedene in die Welt hinausfliegen lassen, die überall, wohin sie gelangen, einer freudigen Aufnahme gewiß sein können. Zu ihnen gehört nach meiner Meinung in erster Linie „Cras! cras!", deren kleine Vorgeschichte, die mir der Dichter einmal erzählte, interessiren dürfte. Eines Tages besuchte Johann Meyer seinen Freund, den Universitätsbibliothekar Dr. Eduard Alberti, dessen Wohnung damals in der Brunswikerstraße in der Nähe der Bibliothek lag. Er fand ihn in der Studirstube und inmitten einer Anzahl aufgeschlagener Bücher. Um ihn nicht zu stören, wollte sich Johann Meyer gleich wieder verabschieden; doch ehe dies geschah, fiel sein Blick auf den einen der offenen Bände, ein dickleibiges Lexikon deutscher Sprüchwörter, und da gewahrte er den Satz: „Cras,

cras! ruft der Rabe". So wie er das Sprüchwort sah, kam ihm auch der Gedanke, daß in ihm ein schöner Balladenstoff enthalten sei, und der Freund, dem er diese Ansicht mittheilte, stimmte ihm voll bei. Und schon nach einer halben Woche erhielt Alberti das nachfolgende Gedicht:

Cras! cras!

Cras! cras! ruft der Rabe.
Altes Sprüchwort.

Cras! cras! — mein Vater, was mag das sein?
Cras! cras! ruft im Garten der Rabe; —
Der Vater lächelt: es ist Latein,
Und cras heißt morgen, mein Knabe.

Kurz ist im Leben der Freude Frist,
Das merke dir: morgen, morgen! —
Dem Menschen bleibet, wie klug er ist,
Doch die nächste Stunde verborgen. —

Und über Feld ging der Vater aus,
Der Leute Tagwerk zu warten;
Im Feld die Ernte, — und leer das Haus, —
Der Knabe spielte im Garten.

Cras! cras! rief der Rabe im hohen Baum, —
Im Felde rauschten die Garben,
Und endlos füllten den weiten Raum
Der Hocken verblichene Farben.

Und den Lumpensack um den dürren Leib,
Der Noth des Hungers zu wehren,
Kommt mit den Kindern ein armes Weib,
Zu sammeln verlorene Ähren.

Jagt von der Koppel das Bettelpack!
Wer hieß es heute schon kommen?!
Und nehmt ihm wieder aus seinem Sack,
Was es mir diebisch genommen!

Erst muß noch die Hungerharke geh'n!
Bis morgen müssen sie warten! —
Und der Rabe, — als hätt' er's gehört und geseh'n, —
Cras! cras! rief der Rabe im Garten.

Cras! cras! — und es freute des Raben Latein
Im Garten den spielenden Knaben;
Der schwarze Vogel, wie klug muß er sein!
Den Raben, den möcht' ich haben!

Cras! cras! — Ha, wart' nur, ich weiß schon, was! —
Am Nagel hängt es da drinnen!
Soll ich es holen? — der Rabe: cras! cras! —
Der Knabe eilte von hinnen.

Und der Knabe schleppte es mühsam her,
Ließ nicht die Last sich verdrießen,
Kaum konnt' er's tragen, — es war so schwer, —
Cras! cras! nun will ich dich schießen!

Ein Blitz, — ein Knall, — und der Vogel fliegt,
Entronnen dem jähen Verderben,
Cras! cras! — und blutend im Garten liegt
Ein blühender Knabe im Sterben.

Und als sie Sonntags im Todtenschrein
Hinaus ihn trugen zu Grabe,
Wie ging es dem Vater durch Mark und Bein!
Cras! cras! rief im Garten der Rabe.

Diese Ballade dürfte kaum ihres Gleichen haben: wenigstens klingt sie an keine unserer bekannten deutschen Balladen an, auch nicht, soweit ich davon Kenntniß habe, an irgend eine fremdländische. Der Stoff ist rein erfunden und seine Bearbeitung wunderbar geschickt. Man achte auf die dramatische Bewegung, die durch sie hindurchgeht und auf die außerordentlich glücklich ausgeführten Übergänge. Der Rabe als Unglücksvogel, die düstere Mahnung in seinem Rufe und schon gleich darauf dasselbe Wort im Munde des Vaters wie eine Hindeutung auf das ihm nahe bevorstehende tragische Geschick! Und dann wieder das nämliche verhängnißvolle Wort, diesmal in stolzer Überhebung und kalter Hartherzigkeit gegenüber dem Bettelweibe und dessen Kindern, und der Übergang zu dem abermaligen Ausrufe des Raben, „Als hätt' er's gehört und geseh'n"! Und nun hieran anschließend die Katastrophe! Und ferner: welche Anschaulichkeit in der Wiedergabe der ländlichen Staffage, dort des Stoppelfeldes mit den Hocken und hier des väterlichen Geweses mit dem Garten und dem Baum! Und alles durch ein paar Worte, wie mit einigen Pinselstrichen hervorgezaubert, und dabei doch so plastisch und

wahr, als sähen wir jedes Einzelne leibhaftig vor Augen und befänden uns mitten in der Handlung. Darum erscheint mir gerade diese Ballade als ein kleines Meisterwerk.

Auch die nun folgende Dichtung ist recht originell und wirkungsvoll, und auch sie hat eine Vorgeschichte, die sogar noch kürzer ist als die von „Cras! cras!“ Waren es in dem einen Falle ein paar Worte, aus denen sich des Dichters Phantasie den ganzen Stoff hervorholte, so war es in dem anderen ein Bild, das sich in der Zeitschrift „Über Land und Meer“ befand: ein Bauer, der einen Baum fällt, wird von diesem im Niederstürzen erschlagen. Man urtheile nun selbst, mit welch großer Gestaltungskraft unser Dichter diesen Gedanken weiter ausgeführt hat.

Die sterbende Eiche.

Mit der Säge her! mit der Axt und dem Seil!
Auf den Rasen unter die Eiche!
Wer will sie fällen? was hat's für Eil'?
Der Hufner will es, der reiche.
Er baut die Mühle sich auf dem Berg,
Und der Mühle fehlt noch die Welle,
Und hat nur den Riesen gefällt der Zwerg,
Dann hat er auch die schon zur Stelle.

Schlagt den Baum nicht nieder, den herrlichen Baum,
Daß er fürder erfreu' uns und prange!
Hoch ragte und rauschte im luftigen Raum
Er, Gott weiß, wie lang schon, wie lange!
Und was Jahrhunderte kämpfend erstrebt,
Was erstanden und wieder zu nichte,
Er war des Zeuge, er hat's erlebt,
Ein grünend Buch der Geschichte!

Bedenkt, wie so treu er die Arme hielt,
Euch zu laben mit kühlendem Schatten,
Und daß schon die Väter als Kinder gespielt
Ihm zu Füßen auf blühenden Matten!
Betrachtet der Rinde klaffendes Mal, —
Er hat, wenn's im Wetter geblitzet,
Euch Haus und Hof vor dem feurigen Strahl
Wohl mehr als einmal beschützet!

Was kümmert's ihn, ob's der Nachbar spricht?!
Schon ist das Werkzeug zur Stelle.
Die Mühle, die Mühle, noch geht sie nicht!
Der Mühle fehlt noch die Welle!
Und Hieb auf Hieb schon, und Schlag auf Schlag
Beginnt er mit grimmigen Streichen,
Und stürzen soll sie, eh' hin der Tag,
Die höchste, die schönste der Eichen.

Da flötet die Amsel ihr klagendes Lied,
Und es neigen sich traurig die Wipfel,
Und es ächzt und zittert und flüstert und flieht
Von der Wurzel hinauf bis zum Gipfel,
Und fleht herab in unsäglicher Noth
Und jammert, — es ist die Dryade, —
Wohin, Ihr Götter?! — schon fühlt sie den Tod
Und bittet den Mörder um Gnade.

Was kümmert's ihn, ob das Herz ihr bricht?!
Fort wüthet an tödtlicher Stelle
Die Axt, — und die Mühle, noch geht sie nicht,
Der Mühle fehlt noch die Welle.
Halt ein! — schon schwankt sie! — das Seil daran!
Und den Keil in die klaffende Wunde!
Hinüber! hinüber! — und sterbend begann
Die Nymphe mit fluchendem Munde:

Weh'! weh' dir, Verruchter! den Tod dir aufs Herz!
Dieweil du den Tod mir gegeben!
Weh', Weh' auf die Stätte, und Thränen und Schmerz,
Wo ich leide und scheide vom Leben!
Da liegt die Eiche, — erfüllt der Fluch, —
Auf dem Rasen Jammern und Klagen, —
Sie hat, als sie krachend zu Boden schlug;
Den Hufner, den reichen, erschlagen.



Auch hier ist die Behandlung des Stoffes kurz, knapp und dramatisch und die Wiedergabe der Scenerie plastisch-greifbar. Und wirkt die Dichtung nicht so unmittelbar auf den Leser, daß er, fortgerissen von seiner Phantasie, gleichsam das Gefühl hat, als wäre er persönlicher Zeuge der wirklichen Begebenheit? Dr. Ludwig Meyn, der diese Ballade zuerst für seinen „Schleswig-

Holsteinischen Hauskalender" erhielt, war davon so entzückt, daß er sofort nach dem Empfange dem Verfasser brieflich in den schmeichelhaftesten Ausdrücken dankte.

An dritter Stelle folge:

Herr Melchior Rantzau.

Das war ein lustiger Reitersmann,
Und so muthige gab es nicht viele!
Er schnallte die klirrenden Sporen sich an
Und jagte hinunter tom Kyle.*)

Und wo in der Gasse ein stattlich Haus,
Da neigten die Mägde, die Frauen
Verstohlen zu Fenster und Thüren hinaus,
Nach dem stattlichen Ritter zu schauen.

Herr Melchior Rantzau, was habt Ihr vor?
Als wär' es die Jagd nach dem Glücke! —
Er galoppirt durch das offene Thor
Hinauf auf die donnernde Brücke.

Hei! wie da scheut' und sich bäumte der Rapp'!
Und über das eiserne Gitter
Hoch von der donnernden Brücke hinab
In den Hafen setzte der Ritter.

Herr Melchior Rantzau, das war nicht gut!
Wer wollt' mit dem Meergott sich messen?
Es strafen die Götter den Übermuth
Der Sterblichen, die sich vergessen.

Tief unten ruft es: Sei mein! sei mein!
Laß ab vom irdischen Leben!
Ich hab' viel' blühende Töchterlein,
Und die schönste will ich dir geben!

Und will dir schenken das schönste Roß,
So je meinen Wagen gezogen,
Und wohnen sollst du im gold'nen Schloß,
Gleich mir, ein König der Wogen!

Herr Rantzau lacht, daß es weithin schallt, —
Das Glück hilft dem Muthigen weiter,
Und zurück durch die Gasse mit Sturmesgewalt
Trägt das Roß den verwegenen Reiter.

*) Tom Kyle: Kiel.

He! Männiken schwarz, hast vom Salzigen du
Gesoffen im Hafen tom Kyle,
So sollst du auch schmecken vom Süßen dazu
Aus dem Teich bei der klappernden Mühle!

Herr Melchior Rantzau, seid auf der Hut!
Noch könnten die Nixen erfassen,
Den unbehelligt aus salziger Fluth
Der Meergott gnädig gelassen. —

Und bei der Mühle auf schwankem Steg,
Da spülen die Mägde das Linnen, —
Hoch über die Haufen, die Körbe hinweg!
Und hinein! — als wär' er von Sinnen.

Und die Mägde kreischen und stieren sich an,
Schneeweiß vor Schrecken die Wangen, —
Und um den stattlichen Reitersmann,
Wie harrten in Angst sie und Bangen!

Durch Schilf und Binsen hinauf, hinab,
Dem Ufer zu nach der Wiese,
Nur lustig, nur lustig, mein muthiger Rapp!
So grün winkt dir keine wie diese!

Da lockt es und flüstert: Halt' Rast! halt' Rast!
Wir lassen dich nimmer von hinnen!
Sei unser, sei unser! Im Fee'npalast
Harrt deiner das seligste Minnen!

Halt' Rast, wo dir Rosen versperren den Pfad,
Und brich sie, du muthiger Schwimmer
Und was die Minne nur Süßes hat,
Dir sei es zu eigen für immer!

Herr Melchior Rantzau, und merkt Ihr noch nicht
Der Nixen tückisches Walten? — —
Es schlagen die Binsen ihm in das Gesicht,
Und das Schilf versucht, ihn zu halten. —

Vergebliches Ringen, vergebliches Müh'n!
Den Händen entgleitet der Zügel, —
Und da, wo die Rosen im Wasser blüh'n,
Verlieren die Füße den Bügel. —

Und da, wo die Rosen im Wasser blüh'n,
Umfängt ihn die Nixe zur Stunde; —
Der Rappe weidet des Ufers Grün, —
Der Ritter schlummert am Grunde.



Dieser Ballade liegt ein historischer Stoff zu Grunde, dessen Aufzeichnung einer Chronik der Stadt Kiel entnommen ist. Damit der Leser sehe, wie glücklich auch hier der Dichter in der poetischen Gestaltung des vorgefundenen Stoffes gewesen ist, lasse ich jene Aufzeichnung des Chronisten wörtlich folgen:

„Im Jahre 1588 ist Melchior Rantzau von Schönweide in der Stadt Kyl aus purem Übermuth von der höchsten Brücke ins salze Wasser gesprungen; es hat ihn aber damals sein gutes Pferd glücklich zu Lande gebracht. Alsbald reitet er nun nach der Pferdetränke in der Vorstadt, damals „Mühlenteich" genannt, allwo die Mägde waschen; und spricht der Rantzau zu seinem Pferde? „Männken, du hast heute salzes Wasser gesoffen, du mußt auch einmal frisches Wasser saufen!" und somit springet er vorsetzlich in den Teich bei den Mädchen hinein, um sie zu erschrecken. Wie nun aber das Pferd in dem Schlamm stecken bleibt, wirft es ihn herunter, daß er vor den Augen der Leute elendiglich ersaufen muß. Das Pferd aber kommt zu Lande, frißt von den Weidenreisern am Teich und kümmert sich wenig um seinen Junker."

Daß sich in der Hauptsache die Begebenheit so, wie sie der Chronist hier erzählt, im Jahre 1588 in der Stadt Kiel wirklich zugetragen hat, liegt außer allem Zweifel; aber man beachte die verschiedenen Zuthaten des ingeniös schaffenden Dichtergeistes, wodurch erst das Geschehniß in einen eigentlichen Balladenstoff umgewandelt worden ist. Daß Claudius Serpenthien dieser Dichtung eine Composition von fesselnder Schönheit gegeben hat, wurde schon in dem ersten Theile unserer Festschrift erwähnt. Die Musik ist ursprünglich für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte bestimmt gewesen und so auch veröffentlicht worden. Vor kurzem hat Serpenthien in Anlehnung an die erste Composition eine zweite für Solo- und Chorgesang mit voller Orchesterbegleitung ausgearbeitet; doch ist diese bisher noch nicht zur Aufführung gekommen und zunächst noch Manuscript. Daß die Dichtung auch für eine größere musikalische Bearbeitung wohl geeignet erscheint, ist leicht ersichtlich; es sei nur erinnert an die darin vorkommenden Episoden des Meergottes und der Nixen, die sich schon in der ersten Composition als höchst wirkungsvoll erweisen.

Nun eine vierte Ballade, deren Stoff wiederum vom Dichter frei erfunden ist! Auch sie darf auf Originalität Anspruch erheben, und sie ist darum auch jedes Mal, wenn sie gut vorgetragen wurde, überaus beifällig entgegengenommen worden. Ich möchte

sie eine „Thierschutzballade“ nennen und ihr als Motto jenen kleinen Spruch unseres Dichters voranstellen, dessen wir in seiner Charakteristik Erwähnung thaten:

Jeder Arbeiter ist
Seines Lohnes werth,
Und wer das ermißt,
Quält gewiß kein Pferd!

Prächtig ist der Dialog zwischen dem Herrn und dem alten Knecht und von erschütternder Tragik das jähe Ende des sich überhebenden, hartherzigen Mannes, der in eigennütziger Verblendung seinen Frevel gegen das Menschlichkeitsgefühl und Gottes Allmacht mit dem Leben büßt und sich noch im Tode mit der Schuld an dem Untergange des Knechtes und der beiden treuen Thiere belastet.

Das letzte Fuder.

Der Tag ist heiß, der Tag ist schwül!
Kein Lüftchen regt sich leis' und kühl!
Fahr' zu, Johann! fahr' zu! — ich mein':
Wer heimsen will im Sonnenschein,
Muß mit der Stunde geizen, —
Und von der Koppel muß herein
Mir heute noch der Weizen.

Es geht nicht, Herr, — 's ist gar zu viel,
Wir kommen heut' nicht mehr an's Ziel,
Und wollt' ich's selbst auch noch so gern,
Und thät ich mir für meinen Herrn
Auch heute noch so sauer, —
Es geht nicht, Herr, — der Bläß und Stern,
Die haben nicht die Dauer.

Sie sind schon alt, was liegt daran?
Schlag nur darauf und treib sie an!
Gieb mir die Peitsche, gieb, geschwind!
Der Hahn am Thurm zeigt andern Wind,
Und wie die Fliegen stechen!
Es kann noch, eh' wir fertig sind,
Herein das Wetter brechen!

Da schlug der Herr den Bläß und Stern,
Das schmerzt' Johann, — er sah's nicht gern, —
Sie lebten stets in Zärtlichkeit,
Sie dienten treu in Freud und Leid
Dem Herrn seit vielen Jahren,
Und all' sein Korn in all der Zeit
Sie hatten's eingefahren.

Sie hatten stets der Pflicht genügt,
Zur rechten Zeit das Land gepflügt,
Zur rechten Zeit Jahr aus, Jahr ein,
Den goldnen Schatz gebracht hinein,
Kein Fuder war verdorben,
Und hatten, wollt' er ehrlich sein,
Den Wohlstand ihm erworben.

Sie hatten auch in diesem Jahr
Geschafft, daß wenig übrig war,
Und Haus und Scheune bargen schon
Im Überfluß des Fleißes Lohn;
Es war die letzte Koppel, —
Nun sollt' noch, eh' der Tag entfloh'n,
Der Weizen von der Stoppel.

Und rastlos ging es auf und ab,
Und dann nach Haus in scharfem Trab,
Und dann in scharfem Trab zurück,
Des Weg's war doch ein gutes Stück; —
Die armen alten Pferde!
Sie ruhten keinen Augenblick,
Der Schweiß troff auf die Erde.

Es geht nicht, Herr, wir zwingen's nicht!
Der alte Knecht voll Mitleid spricht,
Wie sind die armen Thiere naß!
Ich bitt' Euch: einen Mundvoll Gras,
Daß sie sich nur verschnaufen! —
Du schwatzt, Johann, und weiß nicht, was!
Ei, sieh doch, wie sie laufen!

Und mit der Peitsche scharfem Schlag
Treibt er sie fort, — schon neigt der Tag,
Schon schwindet draußen mehr und mehr
Der dichten Hocken zahllos Heer,
Schon kommt die letzte Reihe; —
Der alte Knecht der seufzet schwer:
Daß Gott die Sünd' verzeihe!

Was brummst dazu? ist dir's nicht recht?
Ich bin der Herr, — du bist der Knecht!
Und wie ich's will, so soll's geschehn!
Gefällt dir's nicht, so kannst du gehn!
Wir müssen eilen, eilen!
Am Himmel ist es schon zu sehn,
Daß keine Zeit zum Weilen!

Am Himmel zog es schwarz herauf;
Er bracht' sie noch in schnellern Lauf,
Es grollte zu der Peitsche Knall
Des Donners ferner Wiederhall;
Hui! Bläß und Stern! — beim Teufel!
Wir zwingen's doch, auf jeden Fall!
Wir zwingen's ohne Zweifel!

Und wieder spricht der alte Knecht:
Habt Mitleid, Herr, — Ihr thut nicht recht,
Was draußen noch, laßt auf der Flur,
Nur wenig ist's, ein Fuder nur,
Was ist daran gelegen!
Erbarmet Euch der Kreatur,
Ihr habt schon Gottes Segen!

Verlornes Wort zu dieser Stund';
Es schilt der Herr: Halt' deinen Mund!
Und meinst du, daß es dir zu viel,
Ich schaff' allein gewonnen Spiel!
Es blitzt! — hast du's gesehen?
Schlag drauf frisch mit dem Forkenstiel!
Es muß noch schneller gehen!

Und schneller ging's in Schaum und Schweiß,
Da tropfte auch der Regen leis', —
Die letzte Garbe traf er kaum,
Sie schnürten schon den Windelbaum,
Sie jagten von der Koppel, —
Es strömte schon im leeren Raum
Der Regen auf die Stoppel.

Es flog das Wetter hinterher
Im Donnerschlag und Feuermeer. –
Halt ein, o Herr! bei Gott, halt ein! —
Er hörte nicht des Alten Schrei'n,
Er schlug, wie toll, die Pferde. —
Das letzte Fuder soll hinein,
Und stürzten sie zur Erde!

Er zwang es doch! — er ruft Hurrah!
Das letzte Fuder, nun ist's da! —
Und bei der Pforte vor dem Stall —
Ein Schlag, — ein Knall, ein dumpfer Fall! —
In Flammen steht der Wagen, —
Da liegen sie am Boden all',
Vom Blitze jäh erschlagen! —



Ich lasse hier noch einige der andern Balladen folgen, die in Bezug auf ihre Eigenart nnd ihren poetischen Werth einen Vergleich mit den vorhergehenden kaum zu scheuen brauchen. Indem ich darauf verzichte, über ihre Vortrefflichkeit hier noch etwas zu sagen, überlasse ich es meinen Lesern, sie daraufhin zu prüfen.

Dar danzt Bornholm hin.

Nun blieb dem Könige keine Wahl,
Die Dänen waren geschlagen;
Es lag der lübische Admiral
Schon hart vor Kopenhagen.
Die sieben und siebenzig Hänse
Und sieben und siebenzig Gänse*),
Schon setzten sie lustig allzumal
Ans Land, den Sturm zu wagen.

Und Boten sandte der König aus:
Herr Wittenborg, laßt Euch grüßen!
Ihr habt gelegt im blutigen Strauß
Mein Recht zu Euren Füßen;
Bornholm habt Ihr genommen,
Trotzdem seid mir willkommen!
Und heut' im Schloß bei Tanz und Schmaus,
Da laßt uns Frieden schließen.

*) Als im Jahre 1362 der Bund der Hansa, zu welchem 77 Städte gehörten, unter denen Lübeck die vornehmste war, dem Könige von Dänemark, Waldemar IV., den Krieg erklärte, ließ dieser spöttisch antworten:

Söven und söventig hense,
Söven und söventig gense.
Biten mi nich de gense,
Frag ick'n Sch—t na de hense.

Für die etwa gefangenen Hanseaten ließ der König einen Thurm erbauen und auf dessen Plattform das Standbild einer Gans setzen.

Und heut' im Schloß erglänzet der Saal
Und tragen die Tische das Beste,
Geburtstag feiert des Königs Gemahl
Und heißet willkommen die Gäste;
Zwischen ihr und dem König inmitten,
Willfahrend freundlichen Bitten,
Einnimmt der lübische Admiral
Den Ehrenplatz auf dem Feste.

Trompeten und Pauken und Fackelschein
Bei lustiger Tafelrunde!
Für all' die Gäste fast war zu klein
Das Königsschloß am Sunde;
Rings leerten schäumende Becher
Unzählige durstige Zecher,
Und die Königin selber kredenzte den Wein
Dem Admiral vom Bunde.

Herr Johann Wittenborg, seid auf der Hut!
Wie soll das werden und enden?
Verlockender flammt nicht des Nektars Gluth
In Hebe's schimmernden Händen!
Die Schönste ist sie von allen,
Wer ihrem Zauber verfallen,
Zu Grunde geht er, wie weh es thut,
Und kann's nicht ändern und wenden.

Trompeten und Pauken und Fackelschein, —
Nach dem Mahle folgte der Reigen,
Herr Wittenborg that sich gar ritterlich fein
Vor des Königs Gemahlin verneigen:
O, Herrin, wollet gewähren
Die Hand mir zum Tänzchen in Ehren,
Dürft' solcher Huld sich mein Herz erfreun,
Der Himmel wär' ihm zu eigen!

Und lächelnd spricht sie mit schlauem Sinn:
Zwar gern, — doch der Freundschaft ein Zeichen,
Das ich könnt', zu sehen, wie werth ich Euch bin,
Mit so schönen Worten vergleichen!
Und wolltet Ihr's thun zu Gefallen,
Euch wollt' alleine vor allen
Die Hand Alt-Dänemarks Königin,
Zu Tanz und Reigen nur reichen!

Und sie that es, — und da sie im strahlenden Licht
Durch den Saal hinschwebten die Runde,
Ihm war's, als fühlt' er im Angesicht
Ihren Hauch aus rosigem Munde,
Ihm war's, als hörte er lüstern
Von üppigen Lippen es flüstern:
O, meine Bitte, versagt sie nicht,
Und die Glücklichste wär' ich zur Stunde!

Was wollt Ihr? fragt er mit glühendem Blick,
O, sagt es, daß ich's gewähre!
Sie flüstert leise: Bornholm zurück!
Bornholm, meine Perle im Meere!
Und der Erste hättet, der Beste,
Also Ihr zum heutigen Feste
Zugleich gespendet das wonnigste Glück
Dem Geburtstagskinde zur Ehre!

Und es tanzte und tanzte Herr Wittenborg
Inmitten seiner Getreuen
Nur mit Einer die ganze Nacht hindurch,
Das mochte baß ihn erfreuen.
Und was sagten die Seinen? — sie sagten:
Dar danzt Bornholm hin! — sie klagten:
Dar danzt Bornholm hin! — Verblendeter, sorg',
Daß es nimmer Dich möge gereuen!

Und die Nacht ging zu Ende, das Fest war aus,
Und zu Ende war's mit dem Kriege.
Herr Johann Wittenborg schiffte nach Haus,
Gen Lübeck nach ruhmvollem Siege.
Bornholm, Bornholm ist genommen!
Willkommen sei uns, willkommen!
Und froh empfangen nach blutigem Strauß
Daheim in der Stadt Deiner Wiege!

Herr Johann Wittenborg, bangt Euch nicht
Ob allem, was da geschehen:
In Lübeck halten sie strenge Gericht,
Müßt Red' und Antwort Ihr stehen;
Bornholm, Bornholm ist verloren;
O, wäret Ihr nimmer geboren!
Im Leichtsinn habt Ihr vergessen der Pflicht,
An den Kragen könnt' es Euch gehen!

Und im Thurm zu Lübeck in Noth und Sorg'
Und der Knechte schmutzigen Händen,
Da sitzt und schmachtet Herr Wittenborg
Und kann sein Schicksal nicht wenden;
Ein Jahr verronnen ist eben,
Seit zurück Bornholm er gegeben
Und seit er tanzte die Nacht hindurch, — —
Wie soll das werden und enden?!

Und ein Glöcklein läutet mit klagendem Ton,
Und manch Antlitz thut sich entfärben, —
Im rothen Mantel hinschreitet der Frohn, —
Wem droht so jähes Verderben?
Durch die Gassen lärmend Gedränge,
Und den Marktplatz füllet die Menge, —
Ein armer Sünder empfängt den Lohn
Und wird geleitet zum Sterben.

Und die umstrickte ihm Herz und Sinn,
Daß Bornholm zurück er gegeben,
Alt-Dänemarks blühende Königin,
Geburtstag feiert sie eben
Bei lustiger Tafelrunde,
Und sie lacht, den Becher am Munde:
Skaal, Voldmar! — Heut tanzte Bornholm dahin, —
Herr Wittenborg soll leben!



Stadthauptmann Jäger.

Aus der Lübeckischen Chronik.

Ei, guten Morgen, Herr Stadthauptmann!
Guten Morgen, Herr Bürgermeister!
Wann greift Ihr 'mal das Raubvolk an?
Es wird uns täglich dreister.

Heißt Ihr nicht Jäger? — frisch auf die Jagd,
Zur Ehre für Euren Namen!
Schon wieder zwei sind umgebracht,
Als von der Messe sie kamen.

Wohl heiß' ich Jäger — und jagt' auch gern
Und würd' das Wild schon fangen,
Sobald von einem der hohen Herrn
Nur der Befehl ist ergangen.

Im Namen von Senat und Rath
Ich leg' ihn in Eure Hände;
Thut nach Belieben! — Und damit hat
Die Morgenbegrüßung ein Ende.

Zu Rathhaus schritt der eine hinan,
Für Lübecks Wohl zu rathen;
Herr Jäger aber, der Stadthauptmann,
Exercirte seine Soldaten.

Und als es Abend geworden war,
Da zog hinaus er zum Jagen;
Es folgte seiner Reiterschaar
Mit Mönch und Frohn ein Wagen.

Und wo die Straße führt in den Wald,
Da hielt er mit den Knechten,
Da legt' er einen Hinterhalt
Zur Linken und zur Rechten.

Und sieh, ein Ritter mit seinem Troß
Will reiten zum späten Gelage,
Auch solch ein Schnapphahn, gar stolz zu Roß,
Der Bürger Geißel und Plage.

Hui! saus'ten die Schwerter aus dem Hag
Im dunklen Schlachtgewitter,
Bis des Ritters Häuflein erschlagen lag,
Und bis gefangen der Ritter.

Wohlan! ruft da der Stadthauptmann,
Zur lustigen Jagd nun, ihr Leute!
Der edle Junker soll voran,
Heraus uns zu locken die Beute!

Fort geht's im Dunkeln, — und als der Zug
Zur nächsten Raubburg gekommen,
Da hat der Jäger mit grausigem Fluch
Den Junker beim Kragen genommen,

Und hat gekitzelt ihn mit dem Dolch
Und hat zum Stoß ihn gehoben:
Nun rufst du, was ich dir sage, Strolch,
Mit lauter Stimme nach oben.

He, Thorwart, — he, Thorwart! — ruf deinen Herrn, —
Ruf deinen Herrn! — vor die Pforte, —
Vor die Pforte! — — Ein Freund, — ein Freund! — der gern, —
Der gern! — ihn spräch' ein paar Worte, —

Ihn spräch' ein paar Worte! — — — der Thorwart in Eil'
Geht, seinem Herrn es zu sagen;
Stadthauptmann Jäger packte derweil
Den Junker noch fester beim Kragen,

Da ruft es oben: Bist du es, Freund?
Ich bin es! antwortet's im Grunde,
Herrn Jäger's Fäuste preßten vereint
Dem Armen das Wort aus dem Munde.

Wohlan, ich komme! — und richtig, er kam;
Doch war er kaum gekommen,
So war auch der Ritter lobesam
Gefangen schon genommen.

Zum Pfaffen, daß ihm werde sein Lohn!
Und rückwärts ging es, zum Wagen,
Die Beichte war kurz, und Meister Frohn
Besorgte das Kopfabschlagen.

Und vorwärts ging es, dem Zuge voran,
Auf gute Fährt' ihn zu leiten,
Mit seinem Junker der Stadthauptmann
Zur nächsten Raubburg, der zweiten,

Und wiederum mußte der Junker vor,
Ob's noch so sehr ihn verdrossen, —
Herr Jäger drängte, — zu locken ans Thor,
Mit falscher Red' den Genossen.

Und auch mit dem ging flott und schnell
Die Beichte bei dem Pfaffen,
Und flott und schnell that der rothe Gesell
Alsdann das weitre beschaffen. —

Und wiederum eilte von dannen der Zug,
Ein anderes Wild zu erjagen.
Halt ein, Herr Jäger, nun ist's genug,
Bald wird der Morgen tagen.

Herr Jäger aber noch gute Weil'
Am Waidwerk sich erfreute,
Von einer Burg zur andern in Eil'
Und immer dieselbe Beute.

Hei, ward das eine lustige Jagd!
So flogen wohl wie die Pfröpfe
Beim Zechgelage in einer Nacht
Herunter neun Junkerköpfe.

Nun kam der Zehnte an die Reih',
Für seinen Dienst zum Lohne
Hatt' er beim Mönch die Beichte frei
Und frei Quartier beim Frohne.

Da half kein Bitten und kein Flehn,
Kein Zittern und kein Erblassen,
Es mußt' zuletzt auch Nummero Zehn
Den Kopf im Wagen lassen.

Vorbei ist die Jagd, vorüber die Nacht,
Der Morgen sonnig und heiter;
Nach Lübeck haben sich aufgemacht
Herr Jäger und seine Reiter.

In Lübeck sitzen allzumal
Im Kragen und Ornate
Am langen Tisch im Rathhaussaal
Die Herrn vom hohen Rathe.

Da klopft's, — herein! — da steht er schon,
Gar schnell in allen Stücken,
Und hinten grinst der Meister Frohn
Mit einem Sack auf dem Rücken.

Ei, guten Morgen, Herr Stadthauptmann!
Guten Morgen, Herr Bürgermeister!
Wer solch ein Wild erjagen kann,
Stadthauptmann Jäger heißt er!

Er spricht's, — — da löst der Frohn das Band
Vom Sack, dem schweren, vollen, —
Und dumpf hin über den Dielensand
Zehn blutige Köpfe rollen.



Scharfrichter Rosenfeld.

Was drängt das Volk in Schaaren dicht?
Hinaus zum Thor sieht man es wogen;
Hammonia saß zu Gericht,
Und heute wird der Spruch vollzogen.
Verlassen stehen Haus und Herd,
Kaum kann der Grasbrook alle fassen;
Einhundertfünfzig sind dem Schwert
Des blut'gen Henkers überlassen.

Nun zeig' dich, Meister Rosenfeld,
Was du vermagst im Kopfabschlagen!
Von solchem Blutbad wird die Welt
Noch reden in den spätsten Tagen.
Die Hamburgs schlimmste Geißel war,
Harrt, — Dank der bunten Kuh von Flandern
Nun deiner, — die Piratenschaar, —
Und soll den Weg des Todes wandern.

Der Störtebecker, welch ein Mann!
Wie aller Blicke an ihm hangen!
Ein Riese, — schreitet er voran
Und will zuerst den Streich empfangen.
Und vor den Henker tritt er hin:
Noch keinem beugt' ich mich im Leben,
Du weißt, daß ich der Hauptmann bin,
Laß stehend mich das Haupt dir geben!

Fürwahr, er war ein ganzer Held,
War er in Ketten auch geschlagen!
Doch ließ sich Meister Rosenfeld
Zum zweiten Male das nicht sagen.
Wohlan, der Wunsch sei dir gewährt,
Daß meine Kunst gepriesen werde!
Steh fest! — — und hui! — da saust das Schwert,
Und dröhnend fliegt der Kopf zur Erde.

Doch was ist das? — noch steht der Rumpf, —
Der Kopf ist nur allein gefallen,
Und vorwärts strebt der mächt'ge Stumpf,
Entsetzlich! — unbegreiflich allen!
Der Henker schreckt zurück, ihn graus't,
Ihm rieselt's kalt durch alle Glieder,
Es greift nach ihm die blut'ge Faust,
Und krachend stürzt der Leichnam nieder.

Ha! ha! lacht Meister Rosenfeld,
Umsonst sind deine Teufelsfaxen!
Warst du auch alle Zeit ein Held,
Dem Henker warst du nicht gewachsen!
Hier ist zu Possen nicht der Ort!
So magst du in die Hölle wandern!
Und mit dem Fuß rollt er ihn fort,
Sich Platz verschaffend für die andern.

Und durch die Menge geht es dumpf:
Paßt auf, das wird nicht günstig enden!
Saht ihr es, wie der todte Rumpf
Hin nach ihm griff mit blut'gen Händen?
Und saht ihr's, wie er sich entsetzt? —
Kaum konnt' das Grausen er bezwingen;
Doch an sein Blutwerk geht er jetzt,
Laßt sehn, ob er es wird vollbringen!

Und Schlag auf Schlag nimmt er sie her,
Und Kopf auf Kopf rollt ihm zu Füßen.
Ob er's vollbringt? fragt keiner mehr,
Der Brook beginnt von Blut zu fließen.
Und immer kleiner wird die Zahl,
Mit jedem Schlage mehr gelichtet,
Bis er sie endlich allzumal,
Einhundertfünfzig hingerichtet.

Nun stützt er auf sein Schwert und ruht,
Von Haufen Leichen rings umgeben,
Bis an die Knöchel tief im Blut;
Man sieht's, wie ihm die Pulse beben;
Und furchtbar schaut er um sich her
Und läßt am Griff die Finger spielen,
Als fehlten noch der Opfer mehr,
Ihm seine Mordlust ganz zu kühlen.

Und schaudernd sagt sich jeder still:
Wann war der Alte wohl, wie heute?
Wer weiß, wie das noch enden will?
So packt der Wahnsinn seine Beute!
Wagt keiner sich zu ihm heran?
's wird Zeit, das Schwert ihm zu entwenden!
Der Störtebecker that's ihm an,
Der nach ihm griff mit blut'gen Händen. —

Da spricht zu ihm ein Herr vom Rath:
Nun, Meister, mögt ihr ruh'n vom Morden,
Ihr seid wohl müde, — in der That,
Wer wär' nicht müd' davon geworden?! —
Ich müde?! — lacht er, — nimmermehr!
Ich müd'?! — wo denkt ihr hin?! — mit nichten!
Ich könnte noch, bei meiner Ehr',
Am ganzen Rath mein Amt verrichten!

Und vollends packt ihn nun der Wahn,
Er will das Schwert aufs neue schwingen;
Jedoch zum Glück, eh' er's gethan,
Sieht man herzu die Knechte springen.
Vergeblich ist des Alten Wuth,
Bald wird das Schwert der Faust entwunden,
Und auf dem Richtplatz liegt im Blut
Der Meister Rosenfeld gebunden.

Und was sein Mund gesprochen hat,
Das kann ihm Gott allein vergeben.
Er hat geschmäht den hohen Rath
Und hat dafür verwirkt das Leben.
Der Störtebecker hat's gewollt, —
Man sieht die Menge scheu entweichen,
Und schon nach kurzer Pause rollt
Des Henkers Leiche zu den Leichen.



Ritter Eppelin von Gailingen.

Zu Nürnberg auf dem Schlosse,
Hurrah! sie hatten ihn
Mit seinem wilden Rosse,
Den Ritter Eppelin,
Zu Nürnberg — und da hangen
Sie keinen, wie ihr wißt,
Bevor sie ihn gefangen,
Auch wenn's ein Ritter ist.

O weh! du kühner Reiter,
Nun geht es dir an's Genick!
Am Galgen lehnt die Leiter
Und baumelt schon der Strick;
Schlägst nun der Stadt zum Schrecken
Nicht mehr ihr Söldnerheer
Und machst den Pfeffersäcken
Nicht mehr das Leben schwer.

Und auf dem Schloßwall stehen
Im Kragen und Ornat,
Dem Schauspiel zuzusehen
Die Herrn vom hohen Rath.
Nun sprich! nach alter Sitte
Wird jedem Delinquent
Noch eine letzte Bitte
Gewährt vor seinem End'.

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
Nur einmal noch [illegible]
Ich [illegible] mein edles Roß,
Das mir zu allen Zeiten
Der treueste Genoß.

[illegible]
[illegible]
Bringt her das Roß, das [illegible] —
Da bringen sie's herein.
[illegible]
Wie blinkt es in den Raum!
Wie [illegible] es in der Sonne.
Wie sprüht der [illegible] Schaum!

Komm her und laß dich herzen
Zum letzten Male heut',
Gefährte meiner Schmerzen,
Gefährte meiner Freud'!
Laß deine Kraft erproben
Im Fluge um die Bahn
Und zeig' den Herrn dort oben
Wie du mir zugethan!

Da schwingt mit Blitzesschnelle
Der Ritter sich hinauf.
Da setzt es von der Stelle
Und stürmt im wilden Lauf
Rundum, rundum im Bogen,
Daß ihm die Flanken glüh'n,
Und wo es kommt geflogen,
Hell auf die Funken sprüh'n.

Hurrah! durch Wald und Heide
So haben unverzagt,
Nach heißem Strauß wir beide
Gar oft den Feind gejagt!
Nun gilt's! — an dieser Stätte
Droht Schmach und bittrer Tod!
Greif aus, greif aus und rette
Den Herrn aus seiner Noth!

Hei! wie das stürmt und sauset
Und rast im wilden Flug.
Und die es sehn, die grauset; —
Halt ein! es ist genug!
Halt ein?! — — Hol' aus zum Sprunge!
Da bäumt es jäh empor
Und setzt' in mächt'gem Schwunge
Hinweg hoch übers Thor.

Und weiter, immer weiter
Ins grüne Thal hinein
Fort fliegen Roß und Reiter,
Wer holt sie wieder ein?
Und ließe sich erbitten
Der Tod am Hochgericht
Und käm daher geritten,
Er überholt' sie nicht!

Zu Nürnberg durch die Gassen
Heimkehren im Ornat
Gar rathlos und verlassen
Die Herrn vom hohen Rath.
Zu Nürnberg — ja da hangen
Sie keinen, ob sie ihn
Auch hätten schon gefangen,
Ist's nur ein Eppelin.



Der Stoff zu den beiden Balladen „Dar danzt Bornholm hin!“ und „Stadthauptmann Jäger“ ist einer lübeckschen, und der zu „Scharfrichter Rosenfeld“ einer hamburgischen Chronik entnommen. Der Ballade „Ritter Eppelin von Gailingen“ liegt bekanntlich die Sage von jenem Strauch- und Raubritter zum Grunde, den die Nürnberger gern henken wollten, wenn sie ihn mal wieder hätten: denn als er das erste Mal in ihre Gewalt gekommen war, entfloh er mittelst eines schlau erdachten und kühn ausgeführten Reiterstückchens. —

Die zuletzt erwähnte Ballade wurde zuerst in der von Julius Lohmeyer redigirten „Deutschen Jugend“ veröffentlicht mit einem prächtigen Titelbilde von Ludwig Burger. Als sie später in die Sammlung der hochdeutschen Gedichte mit übergegangen und da-

durch einem größeren Leserkreise zugänglich geworden war, wurde sie von dem Musiklehrer Magnussen in Flensburg für Barytonsolo und gemischten Chor mit Orchester in Musik gesetzt und von dem Flensburger Gesangverein „Euterpe“ in Gegenwart des Dichters und Componisten unter großem Beifall der Zuhörer zur Aufführung gebracht.

Die meisten der anderen hochdeutschen Balladen erschienen zuerst in dem bei Ehlers in Neustadt erschienenen „Jugendboten“. Wir müssen uns, wie auch sonst wohl, mit einem Hinweis auf diese schönen Dichtungen, womit Johann Meyer den deutschen Balladenschatz bereichert hat, begnügen.

Bevor ich aber zu den plattdeutschen Balladen unseres Dichters übergehe, möchte ich doch noch eine hochdeutsche hier mittheilen, die Johann Meyer erst im Jahre 1897 verfaßte und dann dem Ludwig Meyn'schen „Schleswig-Holsteinischen Hauskalender“ zur Veröffentlichung übergab. Den Stoff zu dieser Ballade, den — wenn ich nicht irre — auch Felix Dahn behandelt hat, lieferte eine wahre Begebenheit, ein Schiffbruch unter besonders eigenthümlichen Verhältnissen, worüber seiner Zeit in vielen Blättern berichtet wurde.

Der Schiffbruch.

Das Boot! Das Boot! — Ein Schiff ist in Noth!
Bald wird's in der Brandung zerschellen!
Geschwind hinaus mit dem Rettungsboot,
Ihr wetterfesten Gesellen!
Und sie gingen daran mit Todesmuth, —
Und dem Sturm schon zum grausigen Spiele,
Das Boot mit der Mannschaft in tobender Flut
Mühsam hinringend zum Ziele.

Und am Strand da riefen, die blieben zurück
Und es klopfenden Herzens gesehen:
Beim Himmel! Das ist ein Wagestück,
Wie keins hier wohl jemals geschehen!
Seht, wie es kämpft in der Wogen Schwall
Das Boot, bald unten, — bald oben!
Fürwahr, die muthigen Ruderer all',
Wer müßt' sie nicht ehren und loben?!

Und am Strand, da jammert ein Mütterlein:
O, Herr, nun erbarm' Dich der Deinen!
Auch mein Kind, — mein Sohn stieg mit hinein,
Und ich habe ja nur noch den einen!
Denn seit Jahren schon bis zu dieser Stund'
Hat mir keiner der andern geschrieben, —
Sie liegen wohl alle am Meeresgrund,
Verschollen, — versunken, — geblieben! —

Doch die muthigen Ringer?! — — Hurrah, alle Mann!
Noch lauter als Sturmwind und Wetter!
Schon nah'n sie dem Schiffe, — nun sind sie daran!
Gott lohn's euch, ihr muthigen Retter!
Und ob sie auch ringen noch fort und fort,
O, Mütterlein, schaue nur, schaue!
Hurrah! Da fliegen schon über Bord
Nach dem Wrack hinüber die Taue!

Und geborgen alle! — So hatten sie Glück!
Die ganze Besatzung geborgen!
Und zum Strand durch das tosende Chaos zurück,
Wo die andern in Angst noch und Sorgen!
Wie der Sturm auch braust, — und die Brandung tobt,
Und die Zwerge im Kampf mit dem Riesen, —
Sie kommen! — sie kommen! — Hoch sei gelobt
Die edle That und gepriesen!

Nun sorgt für die Armen, ihr andern all',
Mit Obdach und stärkender Labe, —
Die glücklich entrissen dem Wogenschwall
Und des Abgrunds grausigem Grabe!
Und heimzugehen man rüstet sich schon,
Daß am traulichen Herd sie erwarmen, —
Und das Mütterlein führt den geliebten Sohn,
Ihn umschlingend mit zitternden Armen.

Da horch! — ein Ruf! — — Und wer stieß ihn aus
So angstvoll?! — — Was ist noch geschehen?
Auf dem Schiff, — auf dem Wrack, — o, Entsetzen und Graus!
Noch ein lebendes Wesen zu sehen!
Und sie steh'n wie gebannt und mit starrem Blick, —
Und sie jammern bestürzt und betroffen:
O, du armer Verlass'ner im Mißgeschick,
Keine Rettung für dich und kein Hoffen!

Keine Rettung?! — — Und dennoch, wie groß die Gefahr,
Der Muthige kann sie bezwingen! —
Und zum Boot eilt schon wieder die kleine Schaar
Und will es noch einmal vollbringen!
Nur einer zaudert — und blieb zurück,
Als die andern ans Werk schon gegangen, —
Sein Mütterlein hielt ihn, — ihr Leben, ihr Glück,
Noch mit zitternden Armen umfangen.

Du hast genügt schon der höchsten Pflicht, —
Nun opf're dich nicht um den einen,
Mein Sohn, — und lasse dein Mütterchen nicht
Auch ihr letztes Kind noch beweinen!
Die andern nahm mir das wilde Meer,
Auch nicht einer ist wiedergekommen, —
O, wenn du wüßtest, wie weh' es mir wär',
Wenn mir auch der letzte genommen!

Auch um ihn bangt die Mutter! — Lieb' Mutter, vergieb,
So wird es auch Gott mir vergeben!
Nicht wehre dem Kinde die Bruderlieb',
Das Höchste und Schönste im Leben!
Und dann macht er sanft aus den Armen sich frei,
Die ihn hielten wieder und wieder, —
Bis die Kraft sie verließ, — ein gellender Schrei, —
Und bewußtlos sinkt sie darnieder.

Die andern alle im Rettungsboot,
Schon vom Gischt der Brandung umflogen,
Er erreichte sie noch mit genauer Noth,
Als zurück sie geschleudert die Wogen. —
Und noch einmal wieder mit Todesmuth,
Und dem Sturm schon zum grausigen Spiele,
Die Mannschaft im Boot durch die tobende Flut
Mühsam hinringend zum Ziele!

Und wie vorhin, die da standen am Strand,
Sie hielten den Athem gefangen, —
Und sie harrten, vom grausigen Anblick gebannt,
Gar lange in Angst und in Bangen. —
Und die andern, — sie ringen und ringen noch, —
Und immer wilder das Wetter! —
Sie holen es nicht! — und sie holen es doch!
Gott mit euch, ihr muthigen Retter!

Und der liebe Gott ließ es gnädig gescheh'n,
Daß es sollte den Braven gelingen. —
O, Mütterchen, sieh, — doch du kannst noch nicht sehn,
Wie sie nun den letzten auch bringen!
Gescheh'n denn noch Wunder? — kann's denn nicht sein,
Daß du meinst, es glauben zu müssen?!
Zwei Brüder nun wecken ihr Mütterlein
Mit glühenden Thränen und Küssen!



Die lebendige, packende Anschauung der vielen kritischen Momente dieses Stoffes und die oft dramatische Wiedergabe desselben, die nur in wenigen Worten versuchte und doch überaus gelungene Schilderung des wildempörten Meeres, das gewaltige Ringen des Bootes und seiner Mannschaft mit den sich hochaufthürmenden Wogen und dann der Sohn im Kampfe zwischen beiden Pflichten, der Nächsten- und Kindesliebe, die flehentlich bittende Mutter, die Äußerungen der Umstehenden und schließlich die rührende, im Kusse der Kindesliebe ausklingende harmonische Lösung: alles das verleiht eine solche Anschaulichkeit und zwingt zu einer solchen Unmittelbarkeit der Theilnahme beim Lesen der Dichtung, daß man glauben sollte, man habe die ganze Scenerie und die ganze vielbewegte Handlung in ihrer Wirklichkeit vor Augen.

Auch in seiner Muttersprache, dem Plattdeutschen, hat unser Poet eine recht stattliche Zahl von Balladen und balladenartigen Dichtungen geschaffen, und sie sind ganz darnach angethan, bei ihren Lesern dasselbe Interesse zu gewinnen wie die soeben betrachteten hochdeutschen Gedichte. Ihre Stoffe sind mit geringer Ausnahme der dithmarsischen Geschichte entnommen und umfassen die Zeit von der Eroberung der Böckelnburg im Jahre 1145 bis zum Untergange der Freiheit dieses so muthig kämpfenden Volkes und seiner Ablegung des Lehnseides im Jahre 1459. Es sind die Balladen „De Borg" 1145, De Slacht bi Bornhöved" 1227, „Graf Alf un König Waldemar" 1227, Graf Geert in Oldenwörden" 1319, „In de Hamm" 1404, „Fru Pogwisch" 1404, „Dat Begräbniß" 1404, „De Slacht bi Hemmingstedt" 1500, „De letzte Fehde"

1559 und „De Lehnseed“ 1559. Für den hohen Werth dieser Meyer'schen Poesien berufe ich mich auf die uns bereits bekannten Beurtheilungen Strodtmann's und Friedrich Hebbel's; ich könnte noch eine große Menge von anderen ebenso günstigen Besprechungen hier mittheilen möchte aber statt dessen lieber einige Proben bringen, damit sich auch hier der Leser selbst ein Urtheil bilde.

De Borg.

(1145. März 15.)

Röhrt de Hann un snidt de Bann! Juch! — so hett sick dat begeben!
Füllt de Gläs' un stöt se an! — drinkt un lat de Frieheit leben!
Kedn un Bann sünd Düwelsteeken; — Frieheit is en Himmelsgav;
Mit de Freesen, stark als Eeken: leewer dot, als Knecht un Sklav!

Still! dat Stückschen möt ju hörn! Jungs, dar weern't noch ann're Tiden;
Weer't man so en Handumkehrn, juch! denn stunn de Burn to striden.
Un de Groten op de Borgen kreegn den Deuwel denn bischurn,
Bewern all in Angst un Sorgen, seegn se blots vun feern de Burn.

Rudolf, Graf vun Bökelnborg, weer so recht en Blotutsuger,
Lev in Sus un Brus ahn' Sorg, jümmers duller, jümmers ruger;
Un wenn lerrig weern de Keller, keem he man un hal sick wat,
Un de Burn de mussen weller em betaln den frischen Schatt.

Endlich wurr dat doch to dull, Unrecht ward ni licht vergeten;
Un sin Maat weer öwervull, Rudolf kreeg dat gut to weten!
Wedder schulln se Schatt betalen, babn herop na Sloß un Thorn,
Awers ach wanebn man halen all de Tunnsäk vull vun Korn?

Süh, dar weern se öwer Nacht still tohop, sick to beraden,
Un eh noch de Morgen lacht, stunn de Wagns mit Säck beladen;
Tunn an Tunn, in lange Reegen togen se den Barg heran;
Un de Knechts dar baben schreegen: Kiek, nu kummt dat Hunntüg an!

Eerst de Wagen viseteert! — harr de Graf sin Lüd befalen.
Rogg un Weet is, wat se föhrt, kamt un wüllt den Schatt betalen;
Na, so lat de Brügg man rünner, hett de eerste Rogg un Weet,
Hebbt't de annern ock ni minner; kiek, wa swar de Kracken teht!

Rummel! rummel! keemn se all nu de Toggbrügg röwer lopen,
Binn herum an'n hogen Wall heeln se na de Reeg tohopen;
He! wat snackt dat Burnpack lisen?! — slept de Säck uns rop na'n Thorn!
Oder schüllt wi jüm dat wisen mit de Hunnpitsch um de Ohrn!?

Juch! dat keem man eben rut ut den Graf sin groten Lapsen,
Süh, dar föhln se um de Snut all de Burnfüst düchtig rapsen.
Hoch de Frieheit! — stark als Eeken! — sick ni wehrn, dat weer en Schann!
Hei! dar reepen se dat Teeken: Röhrt de Hann un snidt de Bann!

Ritsch! un ratsch! — dar weer't all gut; un de Säck fungn an to krupen,
Un ut jeden Sack herut leet de Bur sin Messer glupen;
Un mit jedes Mess en Riesen störrt dar op de Knechen hin,
Hu! so blank un lank dat Isen, — eben so deep in't Liv herin!

Un de Steenbrügg wurr so roth, keen Pardon mehr wurr dar geben;
Un de Slossplatz swümmt in Blot, bit se all ni mehr an'n Leben.
Doch de Graf, wo is he bleben? un sin Fru? — se möt dar her!
Süh, dar röppt de Heister eben: Rudolf! vör de Kellerdöhr.

Un dar harrn de Burn dat Nest, wo de beiden sick verkrapen,
Un se dreep dat blanke Mess, als dat all de annern drapen;
Ob se schreegen, ob se jammern, all umsünst de blanken Thran;
All umsünst dat Kneeumklammern; — röhrt de Hann! — dar weer dat dahn.

Röhrt de Hann! — verbi dat Steken! — nu an Döhrn un Wall un Mür!
Röhrt de Hann! — dar gung't an't Breken; röhrt de Hann! dar stunn't in Für,
Murn un Balken mussen wiken, noch so dick un noch so grot,
Un dat Für vertehr de Liken, un de Luchen drunken Blot.

Söben hunnert Jahr is't her, ewig blifft dat unvergeten!
Sünd de Olen ock ni mehr, de de Borg herrünner reten,
Kann ick doch de Sted jüm wisen, — op'n Karkhoff is't geschehn;
Op'n Karkhoff slapt se lisen, — un de Wall is noch to sehn.

Röhrt de Hann un snidt de Bann! — Juch! — so hett sick dat begeben!
Füllt de Gläs' un stöt se an! — drinkt un lat de Frieheit leben!
Kedn un Bann sünd Düwelsteeken! Frieheit is en Himmelsgav;
Mit de Freesen, stark als Eeken: leewer dod, als Knecht un Slav!

Graf Alf un König Waldemar.

(1227, Juli 22).

So warm un so bruddig,
So hitt is de Dag!
So wild un so gresig
Un grulich de Slacht!

Wit öwer de Heiloh,
Vull Jammer un Noth,
To Per' jag en Ritter
Dör Liken un Blot.

Und durch die Menge geht es dumpf:
Paßt auf, das wird nicht günstig enden!
Saht ihr es, wie der todte Rumpf
Hin nach ihm griff mit blut'gen Händen?
Und saht ihr's, wie er sich entsetzt? —
Kaum konnt' das Grausen er bezwingen;
Doch an sein Blutwerk geht er jetzt,
Laßt sehn, ob er es wird vollbringen!

Und Schlag auf Schlag nimmt er sie her,
Und Kopf auf Kopf rollt ihm zu Füßen.
Ob er's vollbringt? fragt keiner mehr,
Der Brook beginnt von Blut zu fließen.
Und immer kleiner wird die Zahl,
Mit jedem Schlage mehr gelichtet,
Bis er sie endlich allzumal,
Einhundertfünfzig hingerichtet.

Nun stützt er auf sein Schwert und ruht,
Von Haufen Leichen rings umgeben,
Bis an die Knöchel tief im Blut;
Man sieht's, wie ihm die Pulse beben;
Und furchtbar schaut er um sich her
Und läßt am Griff die Finger spielen,
Als fehlten noch der Opfer mehr,
Ihm seine Mordlust ganz zu kühlen.

Und schaudernd sagt sich jeder still:
Wann war der Alte wohl, wie heute?
Wer weiß, wie das noch enden will?
So packt der Wahnsinn seine Beute!
Wagt keiner sich zu ihm heran?
's wird Zeit, das Schwert ihm zu entwenden!
Der Störtebecker that's ihm an,
Der nach ihm griff mit blut'gen Händen. —

Da spricht zu ihm ein Herr vom Rath:
Nun, Meister, mögt ihr ruh'n vom Morden,
Ihr seid wohl müde, — in der That,
Wer wär' nicht müd' davon geworden?! —
Ich müde?! — lacht er, — nimmermehr!
Ich müd'?! — wo denkt ihr hin?! — mit nichten!
Ich könnte noch, bei meiner Ehr',
Am ganzen Rath mein Amt verrichten!

Und vollends packt ihn nun der Wahn,
Er will das Schwert aufs neue schwingen;
Jedoch zum Glück, eh' er's gethan,
Sieht man herzu die Knechte springen.
Vergeblich ist des Alten Wuth,
Bald wird das Schwert der Faust entwunden,
Und auf dem Richtplatz liegt im Blut
Der Meister Rosenfeld gebunden.

Und was sein Mund gesprochen hat,
Das kann ihm Gott allein vergeben.
Er hat geschmäht den hohen Rath
Und hat dafür verwirkt das Leben.
Der Störtebecker hat's gewollt, —
Man sieht die Menge scheu entweichen,
Und schon nach kurzer Pause rollt
Des Henkers Leiche zu den Leichen.



Ritter Eppelin von Gailingen.

Zu Nürnberg auf dem Schlosse,
Hurrah! sie hatten ihn
Mit seinem wilden Rosse,
Den Ritter Eppelin,
Zu Nürnberg — und da hangen
Sie keinen, wie ihr wißt,
Bevor sie ihn gefangen,
Auch wenn's ein Ritter ist.

O weh! du kühner Reiter,
Nun geht es dir an's Genick!
Am Galgen lehnt die Leiter
Und baumelt schon der Strick;
Schlägst nun der Stadt zum Schrecken
Nicht mehr ihr Söldnerheer
Und machst den Pfeffersäcken
Nicht mehr das Leben schwer.

Und auf dem Schloßwall stehen
Im Kragen und Ornat,
Dem Schauspiel zuzusehen
Die Herrn vom hohen Rath.
Nun sprich! nach alter Sitte
Wird jedem Delinquent
Noch eine letzte Bitte
Gewährt vor seinem End'.

Habt Dank! ich fürcht' mit nichten
Des jähen Todes Qual,
Und gern will ich verzichten
Auf Euer Henkersmahl;
Nur einmal noch laßt reiten
Mich heut' mein edles Roß,
Das mir zu allen Zeiten
Der treueste Genoß!

Wohlan! dir soll in Milde
Gewährt die Bitte sein.
Bringt her das Roß, das wilde! —
Da bringen sie's herein,
Aufwiehernd laut vor Wonne,
Wie drängt es in den Raum!
Wie glänzt es in der Sonne,
Wie sprüht der Nüstern Schaum!

Komm her und laß dich herzen
Zum letzten Male heut',
Gefährte meiner Schmerzen,
Gefährte meiner Freud'!
Laß deine Kraft erproben
Im Fluge um die Bahn
Und zeig' den Herrn dort oben
Wie du mir zugethan!

Da schwingt mit Blitzesschnelle
Der Ritter sich hinauf,
Da setzt es von der Stelle
Und stürmt im wilden Lauf
Rundum, rundum im Bogen,
Daß ihm die Flanken glüh'n,
Und wo es kommt geflogen,
Hell auf die Funken sprüh'n.

Hurrah! durch Wald und Heide
So haben unverzagt,
Nach heißem Strauß wir beide
Gar oft den Feind gejagt!
Nun gilt's! — an dieser Stätte
Droht Schmach und bittrer Tod!
Greif aus, greif aus und rette
Den Herrn aus seiner Noth!

Hei! wie das stürmt und sauset
Und rast im wilden Flug.
Und die es sehn, die grauset; —
Halt ein! es ist genug!
Halt ein?! — — Hol' aus zum Sprunge!
Da bäumt es jäh empor
Und setzt' in mächt'gem Schwunge
Hinweg hoch übers Thor.

Und weiter, immer weiter
Ins grüne Thal hinein
Fort fliegen Roß und Reiter,
Wer holt sie wieder ein?
Und ließe sich erbitten
Der Tod am Hochgericht
Und käm daher geritten,
Er überholt' sie nicht!

Zu Nürnberg durch die Gassen
Heimkehren im Ornat
Gar rathlos und verlassen
Die Herrn vom hohen Rath.
Zu Nürnberg — ja da hangen
Sie keinen, ob sie ihn
Auch hätten schon gefangen,
Ist's nur ein Eppelin.



Der Stoff zu den beiden Balladen „Dar danzt Bornholm hin!" und „Stadthauptmann Jäger" ist einer lübeckschen, und der zu „Scharfrichter Rosenfeld" einer hamburgischen Chronik entnommen. Der Ballade „Ritter Eppelin von Gailingen" liegt bekanntlich die Sage von jenem Strauch- und Raubritter zum Grunde, den die Nürnberger gern henken wollten, wenn sie ihn mal wieder hätten: denn als er das erste Mal in ihre Gewalt gekommen war, entfloh er mittelst eines schlau erdachten und kühn ausgeführten Reiterstückchens. —

Die zuletzt erwähnte Ballade wurde zuerst in der von Julius Lohmeyer redigirten „Deutschen Jugend" veröffentlicht mit einem prächtigen Titelbilde von Ludwig Burger. Als sie später in die Sammlung der hochdeutschen Gedichte mit übergegangen und da-

durch einem größeren Leserkreise zugänglich geworden war, wurde sie von dem Musiklehrer Magnussen in Flensburg für Barytonsolo und gemischten Chor mit Orchester in Musik gesetzt und von dem Flensburger Gesangverein „Euterpe“ in Gegenwart des Dichters und Componisten unter großem Beifall der Zuhörer zur Aufführung gebracht.

Die meisten der anderen hochdeutschen Balladen erschienen zuerst in dem bei Ehlers in Neustadt erschienenen „Jugendboten“. Wir müssen uns, wie auch sonst wohl, mit einem Hinweis auf diese schönen Dichtungen, womit Johann Meyer den deutschen Balladenschatz bereichert hat, begnügen.

Bevor ich aber zu den plattdeutschen Balladen unseres Dichters übergehe, möchte ich doch noch eine hochdeutsche hier mittheilen, die Johann Meyer erst im Jahre 1897 verfaßte und dann dem Ludwig Meyn'schen „Schleswig-Holsteinischen Hauskalender“ zur Veröffentlichung übergab. Den Stoff zu dieser Ballade, den — wenn ich nicht irre — auch Felix Dahn behandelt hat, lieferte eine wahre Begebenheit, ein Schiffbruch unter besonders eigenthümlichen Verhältnissen, worüber seiner Zeit in vielen Blättern berichtet wurde.

Der Schiffbruch.

Das Boot! Das Boot! — Ein Schiff ist in Noth!
Bald wird's in der Brandung zerschellen!
Geschwind hinaus mit dem Rettungsboot,
Ihr wetterfesten Gesellen!
Und sie gingen daran mit Todesmuth, —
Und dem Sturm schon zum grausigen Spiele,
Das Boot mit der Mannschaft in tobender Flut
Mühsam hinringend zum Ziele.

Und am Strand da riefen, die blieben zurück
Und es klopfenden Herzens gesehen:
Beim Himmel! Das ist ein Wagestück,
Wie keins hier wohl jemals geschehen!
Seht, wie es kämpft in der Wogen Schwall
Das Boot, bald unten, — bald oben!
Fürwahr, die muthigen Ruderer all',
Wer müßt' sie nicht ehren und loben?!

Und am Strand, da jammert ein Mütterlein:
O, Herr, nun erbarm' Dich der Deinen!
Auch mein Kind, — mein Sohn stieg mit hinein,
Und ich habe ja nur noch den einen!
Denn seit Jahren schon bis zu dieser Stund'
Hat mir keiner der andern geschrieben, —
Sie liegen wohl alle am Meeresgrund,
Verschollen, — versunken, — geblieben! —

Doch die muthigen Ringer?! — — Hurrah, alle Mann!
Noch lauter als Sturmwind und Wetter!
Schon nah'n sie dem Schiffe, — nun sind sie daran!
Gott lohn's euch, ihr muthigen Retter!
Und ob sie auch ringen noch fort und fort,
O, Mütterlein, schaue nur, schaue!
Hurrah! Da fliegen schon über Bord
Nach dem Wrack hinüber die Taue!

Und geborgen alle! — So hatten sie Glück!
Die ganze Besatzung geborgen!
Und zum Strand durch das tosende Chaos zurück,
Wo die andern in Angst noch und Sorgen!
Wie der Sturm auch braust, — und die Brandung tobt,
Und die Zwerge im Kampf mit dem Riesen, —
Sie kommen! — sie kommen! — Hoch sei gelobt
Die edle That und gepriesen!

Nun sorgt für die Armen, ihr andern all',
Mit Obdach und stärkender Labe, —
Die glücklich entrissen dem Wogenschwall
Und des Abgrunds grausigem Grabe!
Und heimzugehen man rüstet sich schon,
Daß am traulichen Herd sie erwarmen, —
Und das Mütterlein führt den geliebten Sohn,
Ihn umschlingend mit zitternden Armen.

Da horch! — ein Ruf! — — Und wer stieß ihn aus
So angstvoll?! — — Was ist noch geschehen?
Auf dem Schiff, — auf dem Wrack, — o, Entsetzen und Graus!
Noch ein lebendes Wesen zu sehen!
Und sie steh'n wie gebannt und mit starrem Blick, —
Und sie jammern bestürzt und betroffen:
O, du armer Verlass'ner im Mißgeschick,
Keine Rettung für dich und kein Hoffen!

Keine Rettung?! — — Und dennoch, wie groß die Gefahr,
Der Muthige kann sie bezwingen! —
Und zum Boot eilt schon wieder die kleine Schaar
Und will es noch einmal vollbringen!
Nur einer zaudert — und blieb zurück,
Als die andern ans Werk schon gegangen, —
Sein Mütterlein hielt ihn, — ihr Leben, ihr Glück,
Noch mit zitternden Armen umfangen.

Du hast genügt schon der höchsten Pflicht, —
Nun opf're dich nicht um den einen,
Mein Sohn, — und lasse dein Mütterchen nicht
Auch ihr letztes Kind noch beweinen!
Die andern nahm mir das wilde Meer,
Auch nicht einer ist wiedergekommen, —
O, wenn du wüßtest, wie weh' es mir wär',
Wenn mir auch der letzte genommen!

Auch um ihn bangt die Mutter! — Lieb' Mutter, vergieb,
So wird es auch Gott mir vergeben!
Nicht wehre dem Kinde die Bruderlieb',
Das Höchste und Schönste im Leben!
Und dann macht er sanft aus den Armen sich frei,
Die ihn hielten wieder und wieder, —
Bis die Kraft sie verließ, — ein gellender Schrei, —
Und bewußtlos sinkt sie darnieder.

Die andern alle im Rettungsboot,
Schon vom Gischt der Brandung umflogen,
Er erreichte sie noch mit genauer Noth,
Als zurück sie geschleudert die Wogen. —
Und noch einmal wieder mit Todesmuth,
Und dem Sturm schon zum grausigen Spiele,
Die Mannschaft im Boot durch die tobende Flut
Mühsam hinringend zum Ziele!

Und wie vorhin, die da standen am Strand,
Sie hielten den Athem gefangen, —
Und sie harrten, vom grausigen Anblick gebannt,
Gar lange in Angst und in Bangen. —
Und die andern, — sie ringen und ringen noch, —
Und immer wilder das Wetter! —
Sie holen es nicht! — und sie holen es doch!
Gott mit euch, ihr muthigen Retter!

Und der liebe Gott ließ es gnädig gescheh'n,
Daß es sollte den Braven gelingen. —
O, Mütterchen, sieh, — doch du kannst noch nicht sehn,
Wie sie nun den letzten auch bringen!
Gescheh'n denn noch Wunder? — kann's denn nicht sein,
Daß du meinst, es glauben zu müssen?!
Zwei Brüder nun wecken ihr Mütterlein
Mit glühenden Thränen und Küssen!



Die lebendige, packende Anschauung der vielen kritischen Momente dieses Stoffes und die oft dramatische Wiedergabe desselben, die nur in wenigen Worten versuchte und doch überaus gelungene Schilderung des wildempörten Meeres, das gewaltige Ringen des Bootes und seiner Mannschaft mit den sich hochaufthürmenden Wogen und dann der Sohn im Kampfe zwischen beiden Pflichten, der Nächsten- und Kindesliebe, die flehentlich bittende Mutter, die Äußerungen der Umstehenden und schließlich die rührende, im Kusse der Kindesliebe ausklingende harmonische Lösung: alles das verleiht eine solche Anschaulichkeit und zwingt zu einer solchen Unmittelbarkeit der Theilnahme beim Lesen der Dichtung, daß man glauben sollte, man habe die ganze Scenerie und die ganze vielbewegte Handlung in ihrer Wirklichkeit vor Augen.

Auch in seiner Muttersprache, dem Plattdeutschen, hat unser Poet eine recht stattliche Zahl von Balladen und balladenartigen Dichtungen geschaffen, und sie sind ganz darnach angethan, bei ihren Lesern dasselbe Interesse zu gewinnen wie die soeben betrachteten hochdeutschen Gedichte. Ihre Stoffe sind mit geringer Ausnahme der dithmarsischen Geschichte entnommen und umfassen die Zeit von der Eroberung der Böckelnburg im Jahre 1145 bis zum Untergange der Freiheit dieses so muthig kämpfenden Volkes und seiner Ablegung des Lehnseides im Jahre 1459. Es sind die Balladen „De Borg“ 1145, De Slacht bi Bornhöved“ 1227, „Graf Alf un König Waldemar“ 1227, Graf Geert in Oldenwörden“ 1319, „Jn de Hamm“ 1404, „Fru Pogwisch“ 1404, „Dat Begräbniß“ 1404, „De Slacht bi Hemmingstedt“ 1500, „De letzte Fehde“

1559 und „De Lehnseed" 1559. Für den hohen Werth dieser Meyer'schen Poesien berufe ich mich auf die uns bereits bekannten Beurtheilungen Strodtmann's und Friedrich Hebbel's; ich könnte noch eine große Menge von anderen ebenso günstigen Besprechungen hier mittheilen möchte aber statt dessen lieber einige Proben bringen, damit sich auch hier der Leser selbst ein Urtheil bilde.

De Borg.

(1145. März 15.)

Röhrt de Hann un snidt de Bann! Juch! — so hett sick dat begeben!
Füllt de Gläs' un stöt se an! — drinkt un lat de Frieheit leben!
Kedn un Bann sünd Düwelsteeken; — Frieheit is en Himmelsgav;
Mit de Freesen, stark als Eeken: leewer dot, als Knecht un Sklav!

Still! dat Stückschen möt ju hörn! Jungs, dar weern't noch ann're Tiden;
Weer't man so en Handumkehrn, juch! denn stunn de Burn to striden.
Un de Groten op de Borgen kreegn den Deuwel denn bischurn,
Bewern all in Angst un Sorgen, seegn se blots vun feern de Burn.

Rudolf, Graf vun Bökelnborg, weer so recht en Blotutsuger,
Lev in Sus un Brus ahn' Sorg, jümmers duller, jümmers ruger;
Un wenn lerrig weern de Keller, keem he man un hal sick wat,
Un de Burn de mussen weller em betaln den frischen Schatt.

Endlich wurr dat doch to dull, Unrecht ward ni licht vergeten;
Un sin Maat weer öwervull, Rudolf kreeg dat gut to weten!
Wedder schulln se Schatt betalen, babn herop na Sloß un Thorn,
Awers ach wanehn man halen all de Tunnsäk vull vun Korn?

Süh, dar weern se öwer Nacht still tohop, sick to beraden,
Un eh noch de Morgen lacht, stunn de Wagns mit Säck beladen;
Tunn an Tunn, in lange Reegen togen se den Barg heran;
Un de Knechts dar baben schreegen: Kiek, nu kummt dat Hunntüg an!

Eerst de Wagen viseteert! — harr de Graf sin Lüd befalen.
Rogg un Weet is, wat se föhrt, kamt un wüllt den Schatt betalen;
Na, so lat de Brügg man rünner, hett de eerste Rogg un Weet,
Hebbt't de annern ock ni minner; kiek, wa swar de Kracken teht!

Rummel! rummel! keemn se all nu de Toggbrügg röwer lopen,
Binn herum an'n hogen Wall heeln se na de Reeg tohopen;
He! wat snackt dat Burnpack lisen?! — slept de Säck uns rop na'n Thorn!
Oder schüllt wi jüm dat wisen mit de Hunnpitsch um de Ohrn!?

Juch! dat keem man eben rut ut den Graf sin groten Lapsen,
Süh, dar föhln se um de Snut all de Burnfüst düchtig rapsen.
Hoch de Frieheit! — stark als Eeken! — sick ni wehrn, dat weer en Schann!
Hei! dar reepen se dat Teeken: Röhrt de Hann un snidt de Bann!

Ritsch! un ratsch! — dar weer't all gut; un de Säck fungn an to krupen,
Un ut jeden Sack herut leet de Bur sin Messer glupen;
Un mit jedes Mess en Riesen störrt dar op de Knechen hin,
Hu! so blank un lank dat Isen, — eben so deep in't Liv herin!

Un de Steenbrügg wurr so roth, keen Pardon mehr wurr dar geben;
Un de Sloßplatz swümmt in Blot, bit se all ni mehr an'n Leben.
Doch de Graf, wo is he bleben? un sin Fru? — se möt dar her!
Süh, dar röppt de Heister eben: Rudolf! vör de Kellerdöhr.

Un dar harrn de Burn dat Nest, wo de beiden sick verkrapen,
Un se dreep dat blanke Mess, als dat all de annern drapen;
Ob se schreegen, ob se jammern, all umsünst de blanken Thran;
All umsünst dat Kneeumklammern; — röhrt de Hann! — dar weer dat dahn.

Röhrt de Hann! — verbi dat Steken! — nu an Döhrn un Wall un Mür!
Röhrt de Hann! — dar gung't an't Breken; röhrt de Hann! dar stunn't in Für,
Murn un Balken mussen wiken, noch so dick un noch so grot,
Un dat Für verteht de Liken, un de Luchen drunken Blot.

Söben hunnert Jahr is't her, ewig blifft dat unvergeten!
Sünd de Olen ock ni mehr, de de Borg herrünner reten,
Kann ick doch de Sted jüm wisen, — op'n Karkhoff is't geschehn;
Op'n Karkhoff slapt se lisen, — un de Wall is noch to sehn.

Röhrt de Hann un snidt de Bann! — Juch! — so hett sick dat begeben!
Füllt de Gläs' un stöt se an! — drinkt un lat de Frieheit leben!
Kedn un Bann sünd Düwelsteeken! Frieheit is en Himmelsgav;
Mit de Freesen, stark als Eeken: leewer dod, als Knecht un Sklav!

Graf Alf un König Waldemar.

(1227, Juli 22).

So warm un so bruddig,
So hitt is de Dag!
So wild un so gresig
Un grulich de Slacht!

Wit öwer de Heiloh,
Vull Jammer un Noth,
To Per' jag en Ritter
Dör Liken un Blot.

Wat leeg dar to Föten
To jammern un stehn'? —
Herr Jesus! de König!
Meern twischen sin Dän!

De König, wa gresig!
Dar richt he sick op, —
Dat Og hung em blödig
Herut ut'n Kopp.

Un raf sprung de Ritter
Un gung em to Hand
Un le' um sin Wunn em
Den eersten Verband.

Un bör op sin Swarten
Em lisen un sacht
Un jag mit em wider
Herut ut de Slacht.

Dar frag em de König:
Herr Ritter, seggt an,
Dat will ick Jüm lohnen!
Wat sünd Jüm för'n Mann?

Doch still sweeg de Ritter,
Als wuss he keen Wort,
Un jag op den Swarten
Mit Waldemar fort.

Un wider un wider,
Ahn' Rast un ahn' Wiel;
So bröch he den König
Des Abends na Kiel.

Un reep vör de Slossport:
Hallo! in de Been;
De König, de König!
Verwundt un alleen!

Bi Fackeln un Lichter
Gung apen de Port;
Un rett weer de König
Un seker an'n Ort.

Dar frag he em wedder:
Herr Ritter, seggt an,
Herr Ritter, lat hören,
Wat sünd Jüm för'n Mann?

Un schall ick ni lohnen
De Daht, de so schön,
Herr Ritter, so lat mi
Jüm Angesicht sehn.

Dar dreih he den Swarten
Un lüft sin Visir,
Dar reep he: Herr König,
So seht mi denn hier!

Un als he harr spraken
Dat eenzige Wort, — — —
Graf Adolf, de veerte,
Weer sehn un — weer fort!



Fru Pogwisch.

(Nach der Schlacht in der Hamme).
(1404).

Dat gung vun een ton'n annern,
Dat harr keen Mensch sik dacht:
De Burn de hebbt den Grafen sla'n,
Verlaren is de Slacht.

De Graf de keem um't Leben,
Un all sin Edellüd;
Wa ween'n un jammern alltomal
De Fruns un ock de Brüd.

Man een, de kunn ni klagen,
Man een, — de kunn ni ween'n;
Un weer doch mit ehr Leid un Qual
Ganz moderseeln alleen.

Acht Söhns! — wa weer't en Moder!
Se leet se alle acht!
Se leet dar ock den Vader noch
Mit trecken in de Slacht.

Un als de Baden keemen,
Un als se ehr vertellt:
Acht Bröders fulln vör't Vaderland,
Un jedereen als Held;

De Vader bleev man öwer,
De eenzig vun de negn,
Jüm gude Mann, — mit Jüm alleen
Dat harte Leid to dregn.

Dar swor se hoch un hillig:
Un kummt min Mann alleen,
Un fulln uns' Kinner alltomal,
Will ick em nümmer sehn!

Hett he sin Söhns verlaten,
De fulln för't Vaderland,
Un söch ni sülbn den Heldendod,
Weer't ewig Schimp un Schand!

So mutt ick vun em laten,
Ick mutt't vör luter Schann;
En Vader, de nich beter is,
Is nümmermehr min Mann!

Un langsam keem en Wagen,
De bröch so still un sacht
En dodenkranken Edelmann
Wul ut de Hammer Slacht.

He leeg so still to slapen,
So bleeklich un so roth,
Un dör dat Stroh un dör den Wagn
Drüpp op de Eer sin Blot.

Dat weer Herr Wulf, de Gude,
Den se ehr bringen wulln;
He harr sin doden Kinner rächt,
So lang bit dat he fulln.

Dar reep se lud un fröhlich
Un seeg vull Leev em an:
Herr Gott, ick dank Di dusend mal!
Du geevst mi Ehr vör Schann!

Wo is en Fru so glücklich,
So glücklich, als ick bin!
Ick geev se ja för't Vaderland
All' negn mit Freuden hin!!

So sprok in olen Tiden
En dütsche Edeldam;
Un weetst du ni, wasück se heet,
Fru Pogwisch is ehr Nam!



Dat Begräbniß.

(Nach der Schlacht in der Hamme.)

Un als de Slacht vöröwer weer, dar weer de Hamm so roth,
In Hupen leegn de Liken rum, un gresig grin de Dod.

Se leegn to rötten öwerall, keeneen wurr ünnergravt,
De wilden Thiern de schulln se hebbn, — dat harrn de Burn ehr lavt.

Wa schreegn de Kreihn, de swarten Kreihn, un flogn darop hindal,
Un abends keemn de Vöss ut't Moor un sleeken sick an't Mahl.

Dar keem vun't Holsten unvermoth en Togg vun swarte Nunn,
De harrn den Weg dör Busch un Feld bit na de Hamme funn;

De weern so witt, de weern so bleek, so hillig un so fram,
De sä'n: uns' Herrgott hett uns schickt, de Doden to begrabn.

Dar meen' de Burn: Denn lat se't man; — se wüllt de Doden ehrn;
Wer dörf dar ock de Klosterfrun ehr eenzig Bed verwehrn?!

Un mank de Doden still un bleek, de Ogen vull vun Thran,
So hebbt se trurig öwer't Feld herum to söken gahn.

Se hebbt wul jammert, hebbt wul weent, — de Burn, de sä'n keen Wort,
Se drogen still den annern Dag de leewen Doden fort.

Dat weern de smucken Edelfrun, dat weern de jungen Brüd;
Veer hunnert haln, als Nunn verkleedt, ehr doden Edellüd!



De Slacht bi Hemmingsted.

(1500. Febr. 17.)

„Güstern weeren se alle ricke,
Nu stecken se hier in dem Slicke;
Güstern da vöreden se en hogen Moot.
Nu hacken ehn de Raven de Ogen ut!"

Altes Siegeslied.

Uns' Herrgott straft den Öwermoth,
Uns' Herrgott hett de Macht in Hann;
Un sünd de Groten noch so grot,
Un noch so dull dar gegenan,
Se fallt, wenn he sick vun ehr kehrt,
Sin Arm de brickt de dickste Ked';
Dat hett den Dän am besten lehrt
De Slacht bi Hemmingsted.

Herr König Hans vun Dänemark,
De tog mit all sin Macht herut;
He harr in'n Sinn en böses Wark,
He trach na unrecht Hab un Gut.
So keemn se an, als keem de Floth,
Un gegn de Freiheit gung de Krieg,
Se drömn dar all in'n Öwermoth
Vun Büte un vun Sieg.

De grote Garde tog vöran,
Un Junker Slenz so hoch to Per';
Un nöst noch dörtig dusend Mann
Vun Dän' un Holsten achterher.
Graf Friedrich ock un all sin Lüd
Togn mit, den Dänen bitostahn,
Ut Lust na Geld un rike Büt
De Buern dot to sla'n.

Vun Meldörp leep, wat lopen kunn,
Un wat noch bleev an jung un old,
Un wat de grote Garde funn,
Dat slep se rut, dat makt se kold.
So slogn se öwer hunnert dot
An Kinner, ole Lüd un Frun,
Un langs de Straten stunn dat Blot,
Wa weer't en Angst un Gru'n!

In't Kloster tog de König rin
Un leet de Doden Dode we'n,
Un kehr sick nich an alle Sünn,
De rund herum sin Dänen dehn;
Dar seet he mit de Herrn to Rath
Un rau sick ut un leet sick Tid
Un deh sick gut bi Wien un Brad'
Dree vulle Ebenlid.

Un Carsten Holm, de bo' de Hand, —
Fui! — ewig Schimp un ewig Schann
Op so een, de sin Vaderland
Verraden un verkopen kann!
Un König Hans versprok dafür
Sloss Tielenborg, als Lohn in Gnad,
So kreeg he allns, wat wichtig weer,
To weten dör Verrath.

Dar wurr dat wul de höchste Tid,
To hölpen, eh' de Hölp to lat;
Dar keemn se all vun wit un sit
Bi Dusenddüwelswarf to Rath.
Wer weer dar nu, de hölpen kunn
Ut all de Noth dat Vaderland? —
Dar weer man een! — se harrn em funn, —
He heet Wulf Isebrand.

Wulf Isebrand dat weer en Mann,
De harr noch all sin Dag ni grut;
De wufs, wat ock de Swache kann,
Wenn he op Gott, den Herrn, vertrut.
Un weer de Fiend ock noch so stark,
Un weer de Bur ock noch so swach,
Wulf Isebrand sin Risenwark
Dat stunn den annern Dag.

Bi Hemmingstedt dar stunn de Schanz,
Un in de Schanz dreehunnert Mann,
De wulln dar wagn den Isendanz
Mit König Hans, wat slog dat an!
Dreehunnert Buren gegn so vel!
Gegn dörtig dusend vun de Dän;
Wer dach noch, dat bi so'n Verscheel
De Sieg weer möglich we'n?!

Den drütten Dag, des Morgens fröh
Dar togn se all de Marsch hinlank;
Vun'n Heben stürm de natte Snee,
Un alle Gröben stunn dar blank;
Doch weern de Gröben noch so vull,
Un weern de Weg ock noch so mör,
Un gung dat noch so deep un dull,
Se knedn dar doch hindör.

Nu wahr di, Bur! — nu kummt de Gard!
Un wo se kummt, dar sett dat Blot!
Un wenn mit jüm keen Wunner ward,
So sünd jüm all vunabud dot;
Wi fret jüm op mit Mus un Mann!
So heln se för de Schanz un schreegn,
Dar fat de Bur dat Pulver an
Un leet de Kugeln fleegn.

Bumms! — Knall! — un Fall! — denn alle mal
Reet jedereen en Lock hindör,
Un wo se flogn un slogn hindal,
Sack forts en ganze Reeg to Eer.
Vun vörn herin, na achtern dör,
So freet de Dod de vullen Reegn,
So fulln de Rüters, fulln de Per'
Tohopen, als de Fleegn.

Herr König Hans harr ock Kanon'
Un Lüd, to pliern un fü'rn un ladn,
Un Pulver nog un blaue Bohn,
Dat Scheeten wull man blots ni gahn; —
Denn jümmers duller flog de Snee,
Un jümmers natter wurrn de Fenn,
Un als se scheeten wulln, — — o weh!
Dat Pulver wull ni brenn'n!

Dar reep de Junker: Lat se stahn!
Hier is vör Kugeln ni to durn;
Wi wüllt de Düwelsschanz umgahn
Un denn vun achtern op de Burn! —
Un rechts un links, to Fot un Per',
Bischurns bit öwern Kopp herin,
Gungt't nu de vullen Gröben dör'
Na beide Siden hin.

Un twee mal brok de Bur herut,
Un twee mal muss he wedder kehrn
Un hal sick wul en blödig Snut
Un kunn de grote Garr nix lehrn;
Dar keemn se denn to'n drütten mal,
Dreehunnert, — — kann dat möglich we'n?
Op dörtig dusend Mann hindal
Un slogen doch den Dän!

Wulf Isebrand, als eerste Mann,
Weer ock de eerste an de Reeg,
Sin grote Ext in beide Hann,
Un wat he drop, dat full un leeg.
So brok he Lock, so mak he Bahn,
So meih he allns to Föten dal;
He kunn dar sla'n so gut als ra'n,
Wa weer't en General!

Un süh, wa weiht an Wulf sin Sit
In Sturm un Snee so hoch de Fahn?!
Nu wahr di, Garr, dat's hoge Tid,
Sühst du wul dar den Engel stahn?!
He steiht dar hoch in'n Hilligschien,
Wul wit to sehn bit in de Feern;
Dat's Junfer Telsch vun Wollersien,
Uns' smuckst' un beste Deern!

Un Junfer Telsche wik keen Fot
Un stunn dar als en Isenmann,
Vull Kraft un Moth in Blot un Dod
Un heel de Fahn in beide Hann;
Nu wahr di, Garr! — de Bur de kummt!
De Bur de will di utbetaln!
Un wo he kummt, dar is he plump!
Di schall de Deuwel haln!

Barfot un mit en Kluwerstock
Un mit ehr Ext un Hellebard,
So sprungn se öwer Gröv un Lock,
Mit Schit besprütt, vun Pulver swart;
Un rügg- un vörwarts, hin un her,
So sprungn se lustig alltomal,
Un slogn un stötten Mann un Per'
In't blanke Water dal.

Dar keem de Junker Slenz heran,
In Isen ganz bit öwern Kopp;
De grote Reimer weer sin Mann,
He neehm dat mit den Junker op;
He sprung heran, — he hau em vör,
Sin Hellebarde krumm un scheef,
Den Dicken Panzer dör' un dör',
So dat se steken bleev. —

Un Reimer reet mit all sin Knö;
De grote Junker röhr sick ni';
Dar kemn dar vun de Burn noch twee
Un stunn den Wiemersteder bi.
Se reeten all, so dull se kunn,
De Hellebard heel fast in't Stahl, —
Un eh' de Junker sick besunn,
Weer he vun't Perd hindal.

Un eh' sin Swert heruter weer,
Harrn em de Burn den Rest all dahn;
Dar leeg he kopplangs an de Eer
Un blött, als weer dar'n Ossen sla'n;
Se döschen frisch em op de Nack,
Un als se em den Bregen klövt,
Dar stötten se mit Sack un Pack
Em in de deepste Gröv.

Nu wahr di Hans! — din Jörn is dot!
Nu wahr di Garr! — nu geiht di't slecht!
Dör alle Gröben keem de Floth
Un streek dar öwer Weg un Steg.
Se hebbt de Slüsen apen pannt!
Nu wahrt ju man! — o, weh! o, weh!
Dat deh de Bur! — he reep in't Land
To hölp de wilde See.

Dar harrn se nog, dar weern se klar,
Dar gung dat öwer Hals un Kopp;
De eenen hier, — de annern dar, —
Un achteran de Burn darop!
Un jümmers höher steeg de Floth,
Un jümmers duller streek dat Blot,
Un jümmers gröter wurr de Noth,
Un gresiger de Dod!

Nu schont den Mann! un sla't de Per'!
So reepen se vun wit un sit,
Denn ward se wild, — denn brennt se dör
Un smit de Rüters in de Schit.
Un li't de Herrn eerst op de Snut,
Denn schont de Per' un slat den Mann,
Denn is de sure Arbeit ut,
Denn fangt dat Plünnern an!

So wurr dat makt, so wurr dat dahn;
Se keemn um't Leben alltohop —
Juchhei! wa hett de Bur se sla'n!
Un wat ni sla'n wurr, dat versop.
Bi Dusend hebbt de Liken drebn;
Dat ganze Heer gung ganz to Grunn
Un König Hans de keem man ebn
Mit't Lebn noch darvun.

Un harrst du nöst de Büte sehn!
De's gar ni to bereken we'n; —
Se slepen Gold un Edelsteen,
Se bunn de Hunn an golden Kedn,
Se gungn to sammeln Dag un Nacht;
Negn Fahns! — wa weer't en Ehrenlohn!
Un König Hans sin ganze Pracht,
Sin Swert un golden Kron!

So wurr dar straft de Öwermoth;
Uns' Herrgott hett alleen de Macht!
So keem dat ganze Heer to Dod
Wul in de Hemmingsteder Slacht;
So hebbt gegn dörtig dusend stahn,
Dreehunnert Burn mit Isebrand;
So wurr de dänsche König sla'n,
Un fri dat frie Land!

De letzte Fehde.

(1559, Juni 1—14.)

Un Adolph schreev
Den Fehdebreef
Un geev ehr kund sin letzte Will:
He wull dat Land bedwingen,
Herr Rantzau föhr de Truppen an;
Gegn dree un twintig dusend Mann,
Un keem de Deuwel nich in't Spill,
So schull dat wul gelingen!

Kön'g Friederich,
Dat's liderlich!
Weer noch din Vader König we'n,
He harr dat nümmer leden.
Du leetst de Herzög frie Hand
Bi all ehr Sünn un all ehr Schand
Un keemst gar sülbn noch mit din Dän,
Dat frie Land to keden!?

Na Geld un Ruhm
Tracht Wallerthum,
Tracht Anton, Graf von Oldenburg,
Un Reimer, Herr von Walle,
Un alltohop ut dütsche Hüs'! —
Darto de Herr von Schönewies,
Un ock de Herr von Blankenburg,
Un Diederich vun Halle.

Nu wehr di Bur!
Un doh di fur!
Un sla' de Dän un Holsten dal;
Du muss di mit ehr meten!
Söbn dusend is en lüttje Tall!
Doch wat du kannst, dat weet wi all,
Dat kregn se gut dat letzte mal
Bi Hemmingstedt to weten!

Wul vun de Stör
Dar keemn se her;
Splet Herring muss vöran to Fot
Un muss den Weg ehr wisen.
He schick sin Landslüd heemlich Bad:
Wo schüllt se hin? op wat för'n Strat?
Ick bring se jüm! — denn makt se dod
Mit blaue Bohn un Isen.

Doch keem sin Rath
De Burn to lat,
Un Feldherr Rantzau weer to slau
In dat, wat he beslaten.
He leet för't eerst de Tielenbrügg
Un wenn de böse Hamm den Rügg
Un keem dar vun de Gieselau
Ganz ann're Weg un Straten.

Den ölften Dag,
Um Merrennacht
Dar heeln se ünner'n Galgenbarg
Vör Meldörp alltohopen.
Un als de Dag man eben grau,
Dar farv dat Blot den Morgendau,
Dar gung dat dull, dar gung dat arg,
Dar wurr de Sturm all lopen!

Se greepen an,
Wul alle Mann
To liker Tid, dat ganze Heer
Mit Hellebard un Lanzen.
Un Bartelt Peters bo' de Hand,
Verra' för Geld sin Vaderland, —
Un bröch den Fiend bi Hesel dör
Bit an de Norderschanzen.

Dree vulle Stunn, —
Dar harrn se wunn,
Dar slogen se de Burn torügg,
Dar mufs de Stadt sick geben.
O weh! dar keem de grötste Noth,
Dar öv de Fiend sin Öwermoth;
Un wat ni leep un wat ni flüch,
Dat bröchen se um't Leben.

De Liken swumm
In't Blot herum;
Un öwerall weer Gru'n und Mord
Un nix als Weh un Klagen.
Un dochen harr de Bur noch Moth!
He fat von frischen wedder Fot,
He sett sick fast bi Ammerswurth
Un wull dat noch mal wagen.

Wat hölp de Moth
Ock noch so grot?!
De Fiend de harr de Öwermacht,
De Swachen mussen wiken; —
Se heeln wul Stand, — se greepen an
Un stunn bit op den letzten Mann,
Un als vöröwer weer de Slacht,
Dar leegn dar nix als Liken,

Nu gung dat fort
Mit Rov un Mord;
Brunsbüttel full ehr in de Hann,
Keen Rettung weer to hapen.
De Bur muß jümmers mehr torügg,
So kreegn se ock de Tielenbrügg,
Un als se keemn bi Aubrügg an,
Dar leeg de Heid all apen.

Herrgott, erbarm!
Wa wurr't en Larm!
Wo schüllt de Fruns un Kinner hin?!
De Kranken un de Swachen?!
Se schreegn, — se leepen hin un her,
Doch nargns en Sted, wo't seeker weer;
Un kummt de Fiend na Heid herin,
So lett he allens slachen!

Wat hölpt dat all!?
Un weer de Tall
Ock noch so lütt, — se muß herut,
Dat Leben intosetten.
So vel se warrn kunn'n, — alltomal,
Se togen na de Aubrügg dal,
Um Fruns un Kinner, Hab un Gut
Vör Fiendeshand to retten.

Dat weer en Slacht
Den ganzen Dag!
Tein gegen een! — un dochen kunn
De Dän den Burn nix lehren;
Un wurr de Fiend to Fot, to Per'
Ock jümmers dichter, jümmers mehr,
De wiken ni, — se slogn un stunn,
Als wenn se isern weeren.

Eerst als se leeg,
De lüttje Reeg,
De hier so modig stahn un sla'n
Un hier ehr Blot vergaten,
Dar weer de Dän vull luter Freud,
Dar weer de Heid vull luter Leid,
Dar harr Herr Rantzau frie Bahn
För König un Soldaten.

Doch in de Stadt,
Wer dach sick dat?!
Wat Frieheitsleevd' ni maken kann!
Dar seeten se to luern.
De Dän un Holsten togen rin,
Se weern dar ock man eben binn,
Dar greep se forts vun frischen an
De letzte Handvull Buern.

Un allerwegn
De Kugeln regn
Op Dän un Holsten ahne Gnad,
Dat se koppeister flogen.
De Dag de wurr Herr Rantzau dür;
En faste Schanz weer jede Mür,
Un jede Strat en Barrikad,
Wo Mann gegn Mann se slogen.

Dot! — oder, — Knecht! --
Dar wies eerst recht
De frie Bur sin Frieheitslust;
Keen Handbreet wurr vergeben.
Un slogn se sick ock nümmer frie,
Se stunn doch fast un wiken ni,
Un jede Schritt na vörwarts kost
Den Fiend en Menschenleben.

Wul öwern Fot
Stunn dar dat Blot
Un streek in'n Strom de Straten dal,
De vull vun Dode leegen.
Wohin de Fiend sick wenn un kehr,
Dar wurr he sla'n, dar kreeg he Smeer,
Un Per' un Menschen alltomal,
Se störrten als de Fleegen.

De Feldherr seeg,
Dat gung ehr leeg;
Bi Hunnert gungn se öwer Stür,
De Sieg stunn all in'n Sticken.
Dar harr he'n Plan, — un de weer gut,
He kommandeer: herut! herut!
Wat wi ni künnt, — dat deiht dat Für,
Denn schall dat Spill wul lücken!

Un als he't segg,
Dar weern se weg,
Dar weern se rutgahn alle Mann,
Un nargns en Lud to hören.
In'n Ogenblick, -- dar harrn se't dahn,
Dar stunn op Heid de rode Hahn!
O, weh! — dar fung dat ebn so an
Als mal in Oldenwören.

Dat flusch un brenn
An alle Enn;
De Hüser fulln in eener Tour
Koppöwer un koppünner.
Un jümmers mehr gungn öwer Stür,
Un jümmers duller wurr dat Für,
Nu hölp di Gott! du arme Bur,
Un hölp din Fru un Kinner!

Dat weer en Noth!
Dat wurr en Dod!
De Wulken weern so hell un roth,
Als brenn de Himmel baben;
Un dochen noch de sülwe Moth;
Un doch dat Hart noch ebn so grot!
De Bur de stunn, — de Bur de schot,
Bit em dat Für begraben! —

Ut weer de Slacht;
Dar swunn de Dag,
Dar keemn de Steerns so hell un klar,
Un öwerall weer Freden.
Wul nargns en Lud dör't ganze Feld,
Un rundherum de ganze Welt
So ruhig un so wunnerbar,
Als leeg se still to beden.

De König steiht
Un kiekt na Heid;
Wo sünd de Burn? — he seeg se geern; —
Wo Fruns un Kinner bleben? — —
De Abend is so still, so schön;
De Wachtel lockt, — dat Saat will blöhn; —
De König — trurt! — — un in de Feern
Stiggt lis' de Rok na'n Heben.

De Lehnseed.

(1559, Juni 20).

Se leegn dar to slapen so still un so bleek
Öwer't Feld, als de dalhauten Böm;
Un de Lurken de sungn ehr den Graffgesang, —
Un de Summer de streu ehr de Blöm.

Dat Land weer erobert; — in Trümmer leeg Heid;
Un de dar an't Leben noch weern,
Bi Loh op de Koppel, dar dreebn se se hin, —
Veer dusend, un leeten se swer'n.

Se weern so ruhig, — se sä'n keen Wort;
Un doch so vull Kummer un Weh!
Un als de Preester dat Teken ehr geev,
Dar sacken se all in de Knee.

Dar gung wul de Bossen, — dar flog wul dat Hart,
Dar stunn wul de Ogen vull Thran!
Dar wünsch sick wul mennig Een nix als den Dod
Un nümmermehr optostahn!

Un se wanken na Hus hin, — so still, als se keemn;
So still, als se kneet harrn bi Loh; —
Un se bröchen ehr doden Bröders to Eer —
Un de Frieheit, — de Frieheit darto!!



Das wären nun einige der plattdeutschen Balladen unseres Dichters, deren ästhetischen Werth wohl niemand bestreiten wird. Nicht wenige davon sind häufig recitirt worden und haben sich bei einem nur einigermaßen guten Vortrag stets als wirkungsvoll erwiesen.

Gleich im Anfange der epischen Abtheilung der Johann Meyer'schen Gedichte finden sich vier balladenartige Dichtungen, deren Stoffe nicht historisch, sondern frei erfunden sind: „He", „Op de Hochtid", „De Watermöhl", und „Dat Bettelkind". Wir müssen es uns, um diesen zweiten Theil der Festschrift nicht allzu stark anschwellen zu lassen, versagen, eine von diesen Poesien hier mitzutheilen, zweifeln aber nicht daran, daß unsere Leser mit uns darin übereinstimmen, daß auch diese vier Gedichte zu dem Besten der ganzen Sammlung gehören.

Nun stehen wir vor den „ole Döntjes", wiederum vier epische Dichtungen Johann Meyer's, aber ausschließlich heiteren Charakters. Es sind dies „Blinnemöm", „Hans Hinnerk", „Herr Paster un sin Klas" un „Klas Kniep". Für denjenigen, der es nicht wissen sollte, bemerke ich noch, daß man unter Döntjes kleine lustige Erzählungen und Anekdoten, auch wohl Schwänke und Schnurren, versteht, so daß das Wort dem im Meklenburgischen gebräuchlichen „Läuschen" gleichbedeutend ist. Wie trefflich es unser vielseitiger Poet versteht, auch komische Stoffe gewandt dichterisch zu behandeln, möge durch die Wiedergabe eines dieser Döntjes dargethan werden.

Blinnemöm.

Wohin? — To Jahrmarkt! kumm, gah mit,
Denn's just dat Dreeblatt vull!
Dree Studiosen weern't: Herr Witt,
Herr Wipser un Herr Bull;
Herr Wipser lehn ut't Fenster rut
Un blas den Damp sick in de Snut.

De feil ock noch als drütte Mann,
Bi sowat jümmers dar!
Den Slaprock rut — de Stewelu an,
Un wuppdi weer he klar;
Un smidig als en Negenaal
Wipps he de krumme Trepp hindal.

Un Arm in Arm, Hot in de Nack,
Mascheern se ut de Stadt;
Du harrst se holn för Bettelpack,
Harrn se de Brilln ni hatt;
Dree ole Knäst! — kein Jahr studeert, —
Un dochen nix als Undög lehrt.

Dar fahr keen Bur, dar leep keen Knecht,
Se mussen em vertörn;
Nix als Scandal den ganzen Weg,
Un keem mal'n lüttje Diern,
De ock vundag to Jahrmarkt wull,
So maken se se splitterndull.

Dat Karkdörp harrn se bald tofat,
Dar gung dat lustig her;
Juchhei! nu sungn se langs de Strat
Mank alle Lüd hindör,
Un wo de golden Wiendruv hungn,
Dar weer't, wo se herinner gungn.

De Gastweerth awers vun de Druv
Weer slau, dar schast du lurn!
He kreeg se in sin beste Stuv,
Wat schulln s' ock mank de Burn?
De Herrn de weern ja ut de Stadt,
Un denn mit Brilln! — dat sä all wat.

He, Wipser! pisseln Bull un Witt,
En Lüttjen un'n Glas Beer;
Wi hebbt ni vel Moneten mit,
Man jo un jo ni mehr!
Herr Wipser awers fast un stiv
Stunn op sin Stück: eerst wat in't Liv!

De Deuwel hunger hier vundag!
Dat weer en smucken Jux!
Mi is all krumm un scheev de Mag,
Bün hungrig als en Lux,
O, Bull un Witt, wa dumm, wa dumm!
Wi lat en fixen Baren brumm'! —

Un darmit reet he't Klockentau; —
De Kellner sprung herin:
Süh dar, Herr Schang, — en Braden gau,
Un ock dree Boddel Wien!
Vun'n besten Wien! versteihst du mi?!
En gudes Drinkgeld lohnt't för di!

Un Schang de sprung un deck den Disch
Un slep den Wien heran;
Un unse dree de gabeln frisch
Un stötten lustig an
Un sopen schier, als weer dat Thee —
Un föddern noch mal lustig dree.

Un noch mal dree gungn glatt hindal,
Da wurrn se endlich satt;
He! Muschü Schang, deck af dat Mahl!
Segg an, wat hebbt wi hatt?!
Un Schang de leep, un Schang de slep
Un dach in'n Drom noch nich an Knep.

Un Schang de rekt: för Bradn un Wien —
Tein Daler is de Zech; —
Nöst deck he af un bröch na Trin
De Schöddeln wedder weg;
Ach, harr he ahnt, wat binn passeer,
Als bi de Köksch he buten weer!

O weh! sä'n lisen Bull un Witt,
Du, Wipser, muss betaln!
Dat wull ick geern, alleen womit?
Vun nix is nix to haln!
Hier is wul dür de gude Rath,
Ick heff eerst recht nix op de Nath!

Nu sinnt he eerst un grüwelleert;
Mit eenmal lacht he lud;
Ick heff en Plan, de is wat werth,
Ja, ja! dat Dings is gut;
Allns, wat jüm quält, man her to mi!
Wat gellt de Wett, ick mak uns fri!

Un wedder reet he't Klockentau,
Un Schang sprung in de Döhr.
He, Muschü Schang! du büst ja slau,
Nu kumm mal eben her;
Wi stridt uns hier all lang um wat,
Du kannst uns hölpen, — wullt du dat?

Gewiß, gewiß! dat will ick geern!
Wüss ick man blots, wasück?
Ja, leewe Schang, dat schaft du hörn
All gliks in'n Ogenblick.
Nu pass mal op! — hier mank uns dree,
Verstah mi recht! — de Sak is de:

Herr Witt will allns alleen betaln,
Un dat will ock Herr Bull,
Un dat, — mi schall de Deuwel haln! —
Is't just, wat ick ock wull!
So stridt wi dree uns um de Ehr,
De keener günnt den annern mehr.

Mi dünkt, wi kunn dar denn um speln,
Wakeen sin Willn kriggt, Schang,
Mit Blinnemöm de Sak verschel'n,
De Spaß wahrt ja ni lang!
De Stuv is rümig, grot de Dehl,
Dat paßt ja recht för so en Spel.

Ick binn min Taschendok di vör,
Dat's dicht un fast un gut, —
Un teh di nößen hin un her,
Denn grippst du een herut,
Un de toeerst sick gripen lett,
De is't, de hier den Vörtogg hett.

De schall betaln, de hett de Ehr,
Tein Daler, — un darto
En ganzen blanken Daler mehr,
För unse Blinnekoh;
Un is di't nu so recht, — so kumm,
Denn binn ick di min Snuppdok um.

Herr Wipser bunn sin Dok em vör
Un fat em an; nu kumm!
He trock em dree mal hin un her
Un dreih em söss mal rum;
Süh so! — nu geiht dat los, hallo!
Un hest du een, — so hol em jo!

Un Schang de grabbel, Schang de greep
Un kunn ock gar nix sehn,
Un Schang de snübbel, Schang de leep
Un stött sick Arm un Been;
He grapps un greep, — doch jümmers slecht, —
Se witschen jümmers vör em weg.

Op eenmal mak Herr Wipser Stopp
Jüst bi de Fensterklink:
He mak ganz lis' dat Fenster op
Un geev de annern 'n Wink;
Un een, twee, dree, sett he hindör;
Un wuppdi! — stunn he buten vör.

Ei, ei! de Kattensprung gefull
De annern beiden gut;
Dat dur ni lang, dar sett Herr Bull
Ock lisen all herut,
Un kort darop keem ock Herr Witt
Un makt datsülwe Kunststück mit.

Un Schang de grabbel, Schang de greep
Un kunn ock garnix sehn,
Un Schang de snübbel, Schang de leep
Un stött sick Arm un Been,
Wurr he toletz ock ganz kasprat,
Kreeg likers he doch keen tofat.

Un Schang sin Herr de schellt un brummt
Un flökt vun'n besten Enn:
Dat he sin Deenst vergitt, wa kummt't?!
Wo stickt de Esel denn;!
Ick löv, uns' Herr, — seggt Trin, he is
Dar in de Achterstuv gewiß.

Un darmit stürmt sin Herr de Döhr
Ganz splitterrasend dull,
Doch Schang de grabbel jüst davör
Un pack em forts bi'n Pull. —
Ho, ho! ho, ho! lacht he un prahlt,
Dar heff ick den, de allns betalt!



Zu einer ähnlichen Kategorie heiterer Dichtungen gehört auch das bekannte und beliebte Gedicht „Hinnerkohm to Kieler Umslag“, das die Erlebnisse eines Bauern schildert, der gegen den Willen seiner gestrengen Ehehälfte zum Kieler Umschlag, einem in früheren Zeiten sehr bedeutenden und mit allen möglichen Lustbarkeiten verbundenen Geld- und Krammarkte, gereist war, um Zinsen zu entrichten und sich dann ein bißchen zu amüsiren. Das lustige Poem entstand während der Studentenzeit unseres Dichters in Kiel und stellt eine Begebenheit dar, die er selbst als Bruder Studio mit erlebt hat. Es wurde gleich nach seiner Entstehung in dem damals weit verbreiteten Hamburger Volksblatt „Die Reform“ veröffentlicht. Es brachte seinem Verfasser sowohl ein recht willkommenes Honorar ein, wie auch viel Anerkennung im Kreise der Leser. Seit dieser Zeit ist es ein beliebtes Declamationsstück. Die lustige Fabel mit ihrer Fülle von Humor ist ja auch wie dazu geschaffen, selbst den verbissensten Hypochonder aufzuheitern.

Hinnerk-Ohm to Kieler Umslag.

Din Jungens, Onkel, lat di gröten;
Un kummst du Umslag wedder her,
Di aftohaln din Zinsmoneten,
Kiek ock bi uns mal wedder vör.

He mufs dar hin! — dat weer vergangen Jahr;
Warum ock ni? ei, Gott bewahr!
He weer ja all sit twintig Jahren
Noch jedes Mal to Umslag fahren.
He mufs dar hin! — dat hölp nu eenmal nix,
Un darum smeet he sick in'n Wix.

Dar meen sin junge Fru: Hör, Hinnerk, du,
De Zinsen, de se schüllt betaln,
De kannst du ja noch jümmers haln,
Man blots nich in de Umslagtid;
Du weetst ja doch, du büst bischurns to swach;
Un kummst du eerst in'n Supgelag,
Denn geihst du gar to licht to wit, —
Ick kenn di ja! — — dat's just din swache Sit.

Doch müch se prammeln un em beden,
He leet sick dit Mal ni bereden,
Denn wat he wull, dat sett he dör,
Un keem ock allns em in de Queer;

Dat weer ja just sin Hauptplaseer,
Bi'n „Lüttjen“ oder'n Seidel Beer
In Kiel en bet' herum to staken
Un mal de grote Runn to maken.
He muss dar hin!
De Togg de fleut, — un Hinnerk-Ohm steeg in.

In Kiel, — dat di de Deuwel plag!
Weer jüst de beste Dag vundag.
Wohin man hör, wohin man kiek,
De Dudelkastens mit Musik,
Un denn wul alle Straten lang
In jede Weerthschap Tingeltang;
Un denn de Juden, de dar schachern,
Un denn de Bettlers, de dar prachern,
Un denn de grote Menschenswarm,
De hier vundag sick funn tohopen,
Geld aftosetten un to kopen,
Genog, in Kiel weer nix als luter Larm.

Ol' Hinnerk-Ohm funn bald sin Mann;
He schreev de Quitung fort un gut
Un kreeg den leddern Büdel rut
Un neehm dafür sin Zinsen an;
So riklich hunnert Dahler wul,
Dat mak den ganzen Büdel vull.
Wat schull he nu? — he weer ja klar.
Dat paß em ganz verdeuwelt rar,
Nu köff he sick en smorten Aal
Un würg em mit en Stuten dal
Un mak sick nösten op de Been
Vun dit Local na dat Local,
Sik allns gehörig antosehn.

So streek de Ole hin un her
Alleen de meisten Straten dör,
Un öwerall, wohin he keem,
Weer't seker, dat he sick een neehm,
Bischurns ock twee, — all als he schön dat funn,
Un als de Harfendeerns dat Singn verstunn.
Ol' Hinnerk-Ohm weer gar ni dösig,
Denn drop he een, de recht mal brösig
Vun „ruck! ruck! ruck!“ un sowat sung,
So weer't gewiß, se harr em fung;
Denn rück he jümmers neeger ran
Un smunzelleer un plier se an,
Un heel se nöst dat Fatt em hin,

Smeet he so flank sin koppern Bankschülnk rin,
Un fat se um un wull ehr küssen,
Dat all de annern lachen müssen.

So gung he rut, so leep he rin,
So flog de Namiddag em hin,
Un als dat schummrig wurr un düster,
Dar weer't to reisen vel to lat;
Un Hinnerk-Ohm, de harr en Püster,
Als hör em to de halwe Holstenstrat.

Jüst wull he wedder sick verännern
Un na en anner Weerthshus slennern,
Hallo! hallo! op eenmal, wat för'n Larm?!
He kiekt sick um, — un Arm in Arm
Kummt dar en heeln Studentenswarm
Mit gaudeamus igitur,
Dat Hinnerk-Ohm rein ganz verhestbest wurr;
Gudn Abend, Jungs! — gudn Abend, Vadder!
Un wuppdi! wurr dat en Gesnatter,
Wo Hinnerk-Ohm nix vun verstunn,
So vel he ock daröwer sunn.
Beim Vater Gambrin, das ist Schwein!
He, Fliege, hak' den Ackerbürger ein!
Du, Spinne, item! — ach, das Haus ist süß!
Nachher ponirt es Cerevis!
Un darmit kreegn se em tofat
Un Juchheidi! gung't na de Dänsche Strat.

Ol' Hinnerk-Ohm weer luter Freuden,
He reep darmank: das mag ick leiden!
He schov den Hot sick scheev in't Gnick
Un sung darbi sin Alldagsstück:
„Ein Kreuz, ein Leid, — ein böses Weib!"
Un so gung't rin na de Studentenkneip.

Der Deuscher hal, dat weer en Saal!
Un denn vun babn bit neern hindal
Nix als Studenten, — jümmers frisch
De vullen Beertünns op'n Disch;
Un denn fif Junfern mit Musik,
En Leben als in'n Himmelrik!
Ol' Hinnerk-Ohm neehm af den Hot,
Stunn op de Töhn un mak sick grot
Un keek de ganze Reeg herum;
Dar schreegn se all: Silentium!

Der Bauer hält 'ne Pauke dort!
Silentium! — er hat das Wort!

Wat weer to dohn? — he muss sick schicken
Un wat he muss, tohopen flicken;
He neehm en Schrot sick ut sin Dos',
Un nu gung de Komedi los.

Ihr Herrn Studentens, hört mi an!
Ick bün man blots en Buersmann,
De annern hebbt mi mitgenommen,
Un so bün ick hier reingekommen:
Twee Mieln vun hier is, wo ick wahn,
Min Hus liggt an der Isenbahn.
Min eerste Fru, de weer wat werth,
De heff ick leev hatt, heff ick ehrt,
Doch als ick eben Wetmann wurr,
Dar kreeg ick forts de tweete, burr!
De rötert als en Kaffemöhl,
Ehr feilt wat mit'n Bessenstöhl.
Vunmorrns, als ick to Umslag wull,
Dar wurr se wedder splitterndull,
Ick leet mi awers ni besnacken,
Se muss mi gau en Pankok backen,
Dar fleut de Togg, dar rutsch ick fort,
Un se beheel dat letzte Wort.
De Dörplüd nömt mi Hinnerk Ohm,
Dat is so quanzwies' dör de Blom;
Jüm warrd dat ock wul sülbn sacht weten,
„Ohm“ mutt so vel als „Onkel“ heeten.
Se dehn dat blots, um man to spaßen,
Denn egntlich heet ick Hinnerk Claßen.

Un darbi klopp he op de Bür un sprung,
Dat at all sin Spetschendalers klungn.

Dat weer Musik, de tog se an!
Un all bi lütten keemn se ran
Na Onkel um den groten Disch;
Un Onkel gungn dat jümmers frisch,
Un Onkel achter, Onkel vör,
Un Onkel gungn dat allerwegen;
Un mit de Seidels keemn se her,
Un Onkel hett en vivat kregen,
Dat he dat Hörn un Sehn vergeet.

Dat weer en Ehr! — dat much he lidn!
Forts fedder he tein Boddel Wien.

De Wien de keem, — un Onkel leet
De Gläs' vun frischen jümmers fülln,
Se harrn en Dörst — de leet sick garni stilln!
Rupps! weern de Buddels drüppenrein;
Un noch mal tein, un noch mal tein,
Un noch mal tein, — wurrn rinner halt;
Natürlich, Onkel de betalt!
Un Onkel kreeg darbi en Brand,
Dat he torügg sack an de de Wand;
He kunn keen Glas mehr lerrig drinken,
He kunn man blots noch brumm un winken:
Man jümmers mehr! man jümmers mehr!

Un noch mal veerdig keemn dar her;
Juchhei! — dat wurr en Supgelag
Un dur bit to hellichten Dag. —
Un als de Dag heropper steeg,
Weer Hinnerk-Ohm noch bannig leeg
Un leeg dar als en Buschefarken
Krumm in de Sopha-Eck to snarken.
Dar keem de Weerth un bröch de Reken;
De hebbt se in de Tasch em steken,
Denn seker nog weer em dat Geld,
Ol Hinnerk-Ohm — den kenn de ganze Welt,
Nöst hebbt se schregen alle Mann
Un hebbt em schüttelt mit de Hann,
Bit he de Ogen apen pann;
O weh, he kunn man eben stahn!
Söbn slog de Klock, — — dat weer de höchste Tid!
He kreeg sin Kerl op jede Sit,
Un so gung't na de Isenbahn;
Dar lösen se em sin Billjett,
Dar wurr he smuck in'n Wagen sett;
He drusel in un sä keen Wort;
De Tog de fleut, — un Onkel segel fort.

Un als dat wedder fleuten deh,
Dar reep de Schaffner; heda! he!
Ol Hinnerk-Ohm, man gau heraf!
Din Olsche kummt all an in'n Draff!
Un richtig keem se ock all an
Un hölp em rut, den Stackelsmann,
Un gnupps un kneep em ahn' Erbarm
Un slep mit em na Hus in'n Arm.
Eerst wurr se splitterndull un schull,
Als wenn se em bi'n Wickel wull;
Nöst awers wurr se wedder nett,

Dat Beste weer, se bröch em man to Bett.
Doch, als se tog de Büx em ut, —
O weh! dar full de Reken rut!

Un twee mal veerdig Buddel?! hu!
Makt hunnert füßdig Mark Courant!
Du ole Best! du Lusjack, du!
Fui Deuwel! dat is Sünn un Schand!
Supjökel du! is allns di eenerlei?!
Ick sla en Knüppel op di twei!
Wo büst du we'n? — — du oles Swien!?
Un darmit smeet se em in't Bett herin.
Doch Onkel mak de Ogen to un stöhn:
Dat — scheert — di nix!
Hol't Mul! — sonst — kriggst du Wix!
Ick wull dar hin! — ick bün dar we'n!

Nun noch eine epische Dichtung in plattdeutscher Sprache, die insofern eine Sonderstellung einnimmt, als sie die einzige Schöpfung dieser Art von seiten unseres Dichters ist. Ein altes Volkslied in hochdeutscher Sprache, das dem Dichter einmal zu Gesicht kam, gab die Veranlassung zu ihrer Entstehung. Sie hat die Überschrift „De Vagelköst", behandelt also eine Vogelhochzeit und ist somit ein Idyll aus der Vogelwelt oder, noch genauer bezeichnet, ein Vogelmärchen. Da wir davorstehen, uns mit den hochdeutschen Märchen Johann Meyer's zu beschäftigen, so mag „De Vagelköst" einen passenden Übergang zu dem folgenden Abschnitte bilden.

De Vagelköst.

In'n Hoff mank de Nötbüsch, — dat weer di en Fest!
De Vageln harrn Köst;
Ick kreeg't vun de Kluckhehn to weten;
De Olsche de harr dar en Nest ünner'n Tun,
Dar keemn dar de Spatzen un stohln ehr de Dun,
Se harrn noch dat Brutbett vergeten.

Ei, dach ick, du stellst di mal achter de Mur
Un steihst op de Lur,
Un sühst mal de Lüttjen er Driben;
Dat lohn sick de Mögd ock! — un mak di't Plaseer,
So hör denn, wasücken de Vagelköst weer,
Ick will di de Hochtid beschriben.

Tunkönig weer Frier, — lütt Meschen weer Brut;
De passen ock gut
Un schulln sick als Ehlüd wull maken!
Tunkönig so brun, un lütt Meschen so blau,
Se seegn sick in'n Beerbom un muchen sick gau,
Un wuppdi! — so weern se verspraken.

Dar wurr dat en Sludern, dar wurr dat en Swarmn,
En Snötern un'n Larm,
Dar leep dat herum als en Füer!
De Spatzen, de bröchen't to allereerst ut:
Wat Nies! wat Nies! — lütt Meschen is Brut!
Tunkönig in'n Tun is de Frier!

Un wuppdi! so weer't ock in't Dörp all herum,
Keen Snawel bleev stumm,
Dat leet sick nu eenmal ni möten;
Dar reep dat de Kukuk un lach in de Flünk,
Dar reepen't Gehlgöschen un Bokfink un Lünk,
All, wo se man flogn un man seeten.

Dat weer op'n Sünndag, de Hoff weer so grön,
Dat Weller so schön,
So blau un so gollen de Heben;
So eben na Pingsten, dar harrn se dat Fest,
Dar gebn dar lüttj Meschen un Tunkönig Köst;
Nu hör man mal an, wat en Leben!

In'n Stig, in't Rondeel, wo de Rosenbüsch hangt,
De Sötblom sick rankt,
Versteken vör Katten un Elken,
Dar seeten se reeglangs för vull all an't Wark,
Dar weer't ock am smuckten, dar harrn se de Kark
An de Eer mank de Tulken un Nelken.

Lütt Nachdigal weer dar de Köster un sung,
Ick meen ock, dat klung
Dör de Blom un de Bläder un Twigen!
De Lurken de leeten sick ock wul mal hörn,
Un als se nu klar mit den Brutgesang weern,
Dar seeten se ruhig to swigen.

Dar keem dar allebn vun sin Stohl ut en Tulk
Lüttje Preester, de Swulk,
Na't Altar herop, — na en Aster;
Em hung lank de Flünken de swatte Samar,
Un vör um de Bost ock en Kragen sogar,
Jüst so als des Sünndags uns' Paster.

Un stuv achterin keemn de Frier un Brut
Ut'n Karkenstohl rut,
Als harr de lütt Preester se ropen;
Dar stunn se un heeln de lütt Pot an lütt Pot
Un lavten sick Leevde un Tru bit in'n Dod,
Dar smer de lütt Swatt se tohopen.

Un ut weer de Kark, un nu keem eerst dat Best,
Nu gung dat to Köst;
Tunkönig de leet sick ni lumpen!
In'n Tun, in de Nötbüsch dar harrn se dat Mahl,
Dar stunn dar all opdeckt in'n schattigen Saal
Un Dischen un Stöhl op'n Klumpen.

Als Brutjunfer weer dar lütt Rothbossen gut
Un seet bi de Brut,
Un de Frier geev Herr Paster en Teken,
Dar keem he un sett sick bi'n Brüdigam neeg,
Nöst keemn dar de annern un maken bunt Reeg
Un setten sick Heken un Seken.

De Spech weer de Kock un weer annahm för Lohn,
Harr vullop to dohn,
Em parl ock de Sweet vun de Fellern;
Fru Spatsch muss em hölpen wat sitwarts in'n Busch
Un stunn mit en Schrubber un spöl dar un wusch
De Pütt un de Schötteln un Tellern.

Lütt Iritsch weer Schaffer, — leep hin un leep her
Mit't Taschendok vör
Un drog dar herum mit dat Eten;
En Mehlbüdel lohnt dat vun't Mehl ut de Blöm,
Un prächtige Rupenbra'n frisch vun de Böm,
Un Mücken un Fleegenpasteten.

Blauwippsteert weer Tapper in'n Steertrock so fin
Un tapp ock den Win
Förwahr ni den Frier to'n Vuddel!
Se drunken ut Lilgn un se eeten vun Bläd,
De Lilgn weern de Gläs' un de Bläder de Fät
Un'n Sneilus ehr Hus weer de Buddel.

So seeten se lustig to putzen an'n Disch
Un drunken dar frisch,
Blauwippsteert harr vullop to wüppen,
Herr Paster de bröch noch dat ehliche Paar
En prächtigen Spruch to Gesundheit sogar
Un drunk dar sin Glas op'n Drüppen.

Dar keemn ock de annern un müssen't probeern,
Dat Brutpaar to Ehrn,
Rein ut, wenn se't gut meen'n, to drinken,
Un wuppdi! so harrn se en Schweizer to fat,
Vör alln wuß Herr Spatz ni Bescheed mit de Maat —
Un seet all in'n Dusel to plinken.

Denn wurr dar mal flönt un den wurr dar mal sungn,
De Gläser de klungn,
Lütt Plogsteert kunn knapp so vel tappen!
Lischen Allerlei, de dar op Reisen weer west,
De gev gar en Stück ut de Muskist to Best,
Fru Lurkische de puus ut de Kappen.

Un als se nu klar weern un all wat in Kopp
Un kugelrund pruppt
Un vullstoppt vun allerlei Saken,
Dar keemn de Muskanten vun'n Redder verschrebn
Un mussen sick setten un kreegn wat to lebn
Un puln an den Rest vun de Knaken.

Der Deuscher! de setten en Barg noch hendal
Vun't öwerblebn Mahl
Un verstunn sick unbannig op't Schanzen!
Un als se nu nog harrn, dar mussen se't dohn
Un steegen tohopen herop op'n Thron.
Dar keem dar de Reeg denn an't Danzen.

Dat gung mal! de Spree spel Vijol, dat't en Freud,
Un Drossel spel Fleut.
De Kreih streek den Bass mit Gerummel;
De Kukuk slog Pauken, — de Heister dat Brett,
De Höv un de Heger de blasen Klanett,
Rohrdummel sogar slog de Trummel!

Wa danzen de Lütten! — wa weern se vergnögt
Un all in de Rög!
Wa gungn ehr de Been un de Flünken!
Tunkönig mit Meschen, — Gehlgöschen mit Spatz, —
Un Iritsch mit Plogsteert, — de Swülk un sin Schatz, —
Un Bokfink un Lurken un Lünken!

So gung dat, bit abends an'n Himmel de Maan
Heropper weer gahn,
Un all de lütt Steerns all an'n Heben;
Dar harrn se keen Lust mehr, dar gung dar ganz nett
Lütt Meschen, de Brut, mit ehrn Frier to Bett,
Dar gungn ock de annern alleben.

Des Morgens dar hör man keen eenzigen Lud,
Dar sleepen se ut,
De meisten de weern ock besapen.
För'n Jammer un Koppweh is jümmers dat Best
To Hus un to Bett un smuck ruhig in't Nest,
Dat lett sick alleen man verslapen!

Tunkönig un Meschen de bleeben sick tru
Als Mann un als Fru, —
Un müchst du noch mehr darvun lesen,
Vellicht op'n anner Mal wedder en Leed;
För dit Mal is't nog, — un nu weetst du Bescheed,
Wasücken de Vagelköst wesen!

Un nu kannst di eerst mal en beten verpusten, du lüttje nüdliche Buerdeern; du hest dat recht suer hatt en lange Tid! Un nu schall din smucke hochdütsche Süster di mal wedder aflösen. Awer vörher vun mi sülben noch en beten:

In der letzten Abtheilung seiner hochdeutschen Gedichte lernen wir unsern vielseitigen Poeten auf einem andern Gebiete kennen und schätzen, auf dem der Märchen. Ihre Zahl ist zwar klein, deren acht nur hat er geschrieben; aber es sind wahre Perlen dieser Dichtungsart, die es verdienen, noch viel mehr und weiter bekannt zu werden, als sie es bisher schon sind. Gekleidet in das Gewand der Prosa, athmen sie ganz und gar die kindliche Einfalt, mit der die mythenbildende Phantasie des Volkes die Dinge beseelt und ihnen ihre Sprache leiht. Es findet sich in den Märchen Johann Meyer's alles wieder, was Wilhelm von Humboldt am Volksmärchen rühmt: gedankenvoller Inhalt, behende, gewandte Form und öfterer Scenenwechsel, wodurch die Phantasie in einen bunt schillernden, magischen Kreis versetzt wird. Und auch das, was uns das Volksmärchen besonders werth erscheinen läßt, kommt hier zur Geltung: das Walten einer sittlichen Weltordnung.

Durch ihre schöne poetische Sprache, ihren ethischen Inhalt mit seiner leicht erkennbaren Moral, durch die frische, vorwärts strebende Handlung und den naiven, nicht selten auch humoristischen Märchenton stellen sich diese Dichtungen unseres Freundes den besten würdig zur Seite.

Johann Meyer wurde zum Dichten dieser Märchen durch jene beiden Jugendblätter veranlaßt, von denen ich bereits mehrere Male gesprochen habe: „Den Jugendboten“ und die „Deutsche Jugend“;

sie gaben ihm den Impuls dazu, und ohne ihre Anregung würden die Märchen wahrscheinlich gar nicht geschrieben sein. Die ersten fünf: „Vom alten Haselstrauch", „Im Tannenbaum", „Adam und Eva", „Der Glückspilz" und „Die Flachsjungfern" standen zuerst in dem von Alberti redigirten „Jugendboten" und die drei anderen, „Fritz Kruse, oder der alte Meerkönig und seine Töchter", „Die alte Uhr" und „Der gute alte Dichter" erschienen, nachdem der „Jugendbote" leider schon wieder eingegangen war, in dem 1., 3. und 6. Jahrgange der mittlerweile bei Alphons Dürr in Leipzig erschienenen und von Julius Lohmeyer redigirten „Deutschen Jugend".

Wir wollen nun im Folgenden von den ersten sechs Märchen nur kurz den Inhalt angeben und die beiden letzten -- „Die alte Uhr" und „Der gute alte Dichter" — ihrem ganzen Umfange nach abdrucken lassen.

In dem *ersten* Märchen wird uns von einem alten *Haselstrauche* erzählt, der sehr stattlich war und am Eingange eines Waldes stand. Seine Nüsse wurden stets größer und süßer als die der anderen Haseln und fanden sich auch zu vielen beieinander. Dann kehrte sich der Strauch auch nicht daran, ob es gerade ein Nußjahr war, sondern er trug jahraus, jahrein gleich gut und reichlich. Aber es hatte auch eine besondere Bewandtniß mit ihm, und eigentlich war er ein altes Schloß, worin der Prinz *Haselquast* mit seiner Frau, der Prinzessin *Haselblüthe*, seit undenklichen Zeiten wohnte. Diese war eine kleine, ganz allerliebste Dame in einem olivgrünen Atlasgewande und einem Mieder aus köstlichstem Purpur, er dagegen ein schlanker Ritter in einem gelben Schuppenpanzer. Die prinzlichen Ehegatten hatten zahlreiche Kinder, und die Söhne glichen aufs Haar dem Vater und die Töchter ebenso der Mutter. Und Hofmeister dieser Prinzchen und Prinzeßlein war ein Herr *Haselfrosch*, ein altes, lustiges Männchen. Er trug stets grüne Beinkleider und einen grasgrünen Frack und, da er eigentlich ein Candidat war, eine weiße Weste und eine weiße Cravatte. In seinen Mußestunden, deren er recht viele hatte, ging er auf die Jagd; auch konnte er geschickt schwimmen und wunderschön singen. Weil er, wie gesagt, schon alt war, hatte er oft das Zipperlein, und war ein Unwetter im Anzuge, so merkte er es lange vorher in seinen Beinen. Aber er klagte dann nicht, wie das wohl andere

Leute thun; er verbiß vielmehr den Schmerz und fing an — zu singen. Und dann wußte auch immer die prinzliche Familie, daß es bald regnen würde. Die ihm anvertrauten Kinder liebte Herr Haselfrosch, als wenn es seine eigenen gewesen wären. Aber eine andere Sorte Kinder mochte er nicht: das waren die Kinder des Dorfes. Und das hatte auch seinen Grund; denn die waren ihm einmal, als er sich auf der Jagd vergnügte und eben ein schwarzes Rüsselthier, freilich kein Wildschwein, sondern eine Fliege, glücklich erlegt hatte, hart zu Leibe gegangen; und wäre er nicht in den Schloßgraben gesprungen und unter Wasser weiter geschwommen, so würde es wohl um ihn geschehen gewesen sein. Also darum mochte er die Dorfkinder nicht, und wo er sie sah, schrie er ergrimmt:

Quack, quack! quack, quack!
Das Kinderpack! — —

Es war wieder einmal die Nußzeit gekommen, und die Kinder des Dorfes hatten am Haselstrauche ihre Freude gehabt. Dann kam Weihnachten, und der Nußknacker hatte das Maul oft aufzureißen, um all die großen Nüsse entzwei zu knacken. Und dann dauerte der Winter noch recht lange, und es war ein strenger Winter. Aber in dem Haselschlosse verspürte man nicht viel davon; man hatte sich in die warmen Zimmer zurückgezogen, schlief lange und vertrieb sich die übrige Zeit in gemüthlicher Häuslichkeit mit allerlei Kurzweil. Sie zu veranstalten, dazu hatte der alte Haselfrosch ein besonderes Geschick; er kannte viele lustige Lieder und verstand es, sie vortrefflich zu singen. So ging ihnen der Winter dahin.

Und endlich, mit dem April, kam ein sonniger Tag ins Land. Der Storch war schon über das alte Schloß geflogen, und durch die Fenster klangen die lustigen Weisen der Vögel. Da hielt es die Prinzen und Prinzessinnen nicht länger mehr da drinnen; das Herz wurde ihnen groß vor Sehnsucht, und wehmüthig guckten sie durch die dunklen, grünen Scheiben in den goldenen Sonnenschein. Da erlaubte ihnen der Vater, mit dem Hofmeister ins Freie zu gehen. Und mit einem Male wurden die Zweige des alten Haselstrauches — ich wollte sagen: der alte Schloßpark — lebendig; alles wimmelte von Prinzen und Prinzessinnen. Und der Thauwind wehte so lau, und die lieben Sonnenstrahlen schienen so mild und

warm, daß sich die Gesellschaft der Kleinen und ihr alter Hofmeister ganz darüber vergaßen. Und als nun noch die Lerche wieder anfing zu jubiliren, da setzte auch Herr Haselfrosch mit einem fröhlichen Quack, Quack! ein.

O, hätte er das nicht gethan! sein Frühlingslied wurde ihrer aller Grabgesang! Denn es war gerade Sonntag und darum keine Schule, und die Kinder des Dorfes spielten auf der Koppel am Walde. Die hörten nun Herrn Haselfrosch, und sie näherten sich ihm leise wie Diebe in der Nacht, und — schwapps! — saß der Sänger, als er gerade am schönsten sang, unter der Mütze eines Dorfschlingels. Und bald zappelte er in den Händen der bösen Buben, und er bekam zu viel dabei: noch einmal sagte er quack! — holte tief Athem und starb.

Aber auch den kleinen Prinzen in den goldenen Schuppenkleidern und den niedlichen Prinzeßchen in den olivgrünen Röckchen sollte es übel ergehen. Wie fielen die Buben und Mädchen über sie her! Da ging es an ein Brechen und Schneiden, ohn' Erbarmen von Zweig zu Zweig, bis jeder Knabe eine lange Pfeife mit prächtigen, goldgelben Troddeln im Munde und jedes Mädchen einen herrlichen Kranz voll lieblicher Purpurblüthen im Haare hatte. — Der alte Haselstrauch sah aus wie eine erstürmte Burg, und der Prinz und die Prinzessin rangen über den Verlust all ihrer Kinder verzweiflungsvoll die Hände. —

Als nun der Frühling vorüber war und auch der Sommer zu Ende ging, da trug der Haselstrauch zum ersten Male keine Nüsse, und die Kinder schlichen sich mit leeren Taschen und scheuen Blickes davon. Die prinzlichen Gatten waren aus Gram gestorben, und ihr Schloß glich einer Ruine. Und die Nutzanwendung? Wer einen Baum schändet, zumal wenn er in Blüthe steht, der kann nicht von ihm erwarten, daß er im Herbste Früchte trage!

Das zweite Märchen, „Im Tannenbaum", ist ein Weihnachtsmärchen. Seine Geschichte begab sich in dem Christbaume, den der Herr Kirchspielvogt und die Frau Kirchspielvögtin für ihre Kinder aufgeputzt hatten. Sie hatten deren gerade ein Dutzend, und das Jüngste, das Nestküken, der kleine Paul, der war recht unartig und verzogen.

Es war am Nachmittage des heiligen Abends; der schöne Baum stand im Saal, und wie ein wonniger Traum lag es über

ihm. Da schlug es vom nahen Kirchthurme plötzlich fünf, und darüber erschrak ein Apfel so sehr, daß ihm der Stengel aus dem Gliede ging und er durch die Zweige fiel. Dadurch wurden aber diese so erschüttert, daß alles, was daran hing, erwachte und lebendig wurde, — und das war nicht wenig! Denn darunter befand sich ein kleiner Engel, ein kleiner hübscher Landjunker, ein Lieutenant mit Säbel und Sporen, ein Herr von Habenichts mit blankem Cylinder und gelben Handschuhen, ein reiches Fräulein aus der Stadt im vollsten Staat und nach der neuesten Mode gekleidet, eine alte, ahnenstolze Gräfin mit dem Jean, ihrem Diener, ein alter häßlicher Hampelmann, ein dicker Nußknacker und ganz unten auch noch ein hübsches, allerliebstes, kleines Bauernmädchen; eigentlich gehörte diese lüttje Deern nicht in den Tannenbaum hinein, sondern in eine Schachtel mit Holzfiguren. Aber diese war so voll, daß der Deckel nicht mehr darüber wollte, und da hatte die Kirchspielvögtin das Bauernmädchen mit in den Baum gehängt.

Und wie die Menschen nun einmal sind, neidisch, hochmüthig und hoffährtig: die meisten jener Tannenbaumfiguren mißachteten das kleine Landmädchen; man nannte sie höhnend eine Butterblume, eine Runkelrübe, eine Roggengarbe und gar einen Trompeter und eine Gußstahlkanone vom größten Kaliber. Schmähungen über Schmähungen ergossen sich über das arme Ding, so daß sie zuletzt bitterlich zu weinen begann, was dem kleinen Landjunker so leid that, daß er auf die mechante Gesellschaft losfahren wollte. Daran aber verhinderte ihn der Engel. Aber die Holzpuppe hatte es doch bemerkt, wie der Landjunker auf ihrer Seite stand, und das war ihr ordentlich ein Trost und eine Freude.

Sie hatte eine schwere Stunde; doch nun war sie vorüber: denn es schlug sechs und es begann die Bescherung. Und nun bekamen sie alle ihre Strafe, zunächst der Hampelmann, an den sich der kleine Paul zuerst machte und den er so lange strampeln ließ, bis der Faden riß und ihm die Beine vom Leibe fielen. Dann mußte der Nußknacker heran; den zwang er, immer auf und nieder zu schaukeln, und dabei glitt der Faden von dem Zweig, so daß der dicke Kerl auf den Fußboden fiel und wie todt liegen blieb. Nun wollte sich Paulchen einmal den kleinen, zierlichen Lieutenant genau besehen; der hing ihm aber zu hoch, und

darum machte er einen Sprung und brachte so den Herrn Offizier in seine Gewalt. Freilich blieb der Kopf, der auch ferner noch oben am Zweige baumelte, zurück. Und da ein solch kopfloser Marsjünger zu nichts Ordentlichem mehr nütze ist, steckte ihn der kleine Missethäter in den Mund, um ihn zu verzehren. Über all diese Greuelthaten erschrak nun das reiche Fräulein aus der Stadt so sehr, daß es in Ohnmacht fiel, vom Baum herunterstürzte und in lauter Zuckerstücke zerschellte. Paul, nicht faul, bückte sich schnell und verschlang sie; dann nahm er seine neue Flinte und schoß mit dem Ladestock den Herrn von Habenichts so mitten durch, daß auch der in Stücke ging, die der Schlingel gleichfalls verzehrte. Und auch die ahnenstolze Gräfin und ihr Jean erhielten ihren Lohn; eine schief gewordene Kerze fing an zu flackern und zu tröpfeln, und so wurden sie beide ganz verbrüht und so mit Wachs überzogen, daß sie aussahen wie ein Paar Mumien.

So wurden sie alle bestraft, auch der kleine Paul; denn der kriegte Leibweh und mußte zu Bett. Aber der Landjunker und das Bauernmädchen verlobten sich und feierten bald darnach im Tannenbaum Hochzeit; und wenn die Lichter nicht erloschen sind, so feiern sie sie noch.

Auch das dritte Märchen, „Adam und Eva“, ist ein Weihnachtsmärchen. Und die Hauptpersonen darin sind zunächst Adam und Eva, beide natürlich nur aus braunem Syrupsteig, und dann der neue Bäcker- und Conditorlehrling Georg. Aber auch Georgs Meister und die Frau des reichen Kaufherrn dort drüben über die Straße, sowie deren Hausdiener, der ein Freund Georgs ist, und eine arme Schusterfamilie spielen eine große Rolle in dieser Geschichte.

George hatte einen Rest Kuchenteig vom Meister bekommen, um sich im Figurenformen zu üben. Daraus bildete er nun einen Adam und eine Eva, wie sie im Hause bei den Eltern auf dem eisernen Ofen in der Stube standen. Aber es fehlte noch der richtige Ausdruck — Nase, Mund und Augen — und den gab ihnen der Meister mit weißen Mandelstücken.

Nun waren beide Figuren fertig und mit auf die Platte gekommen; und Georg freute sich und war ganz stolz darauf. Aber in der Nacht erschienen Adam und Eva dem Lehrling im Traum; sie machten ihm Vorwürfe, daß er sie geschaffen und ver-

langten, daß er nun auch für ein Paradies sorge. Da war nun guter Rath theuer; aber dem Georg kam zuletzt eine Idee, und mit dieser Idee kam auch wieder der wohlthuende Schlaf. Und als am andern Morgen der Freund von drüben, der Diener Heinrich, herüber kam, um einen großen Korb voll feinsten Gebäckes zu holen, da blitzte es durch den Kopf des Lehrlings. Halt! — dachte er — dort bei dem reichen Kaufmann ist ja das Paradies. — Er hatte es selber ja schon oft gesehen, wenn er morgens das feine Gebäck zum Kaffee hinübergebracht hatte. Da war es schon draußen auf dem großen Hausflur voll von Lorbeerbäumen, Palmen und blühenden Gewächsen, und dazwischen standen allerlei weiße Figuren, einige sogar mit Flügeln, und allerlei bunte Vögel waren auch noch da, farbenprächtige Papageien, die sogar sprechen konnten, und sogar ein herrlicher ausgestopfter Paradiesvogel.

Nun mußte Heinrich aus Gefälligkeit den Adam und die Eva zwischen dem feinem Gebäck mit hinübernehmen. Georg war glücklich, aber nur eine kurze Zeit; denn in der Nacht im Traume erschienen ihm wieder seine beiden Menschlein, sie waren höchst unglücklich und beklagten sich bitter. Was hatten sie auch nicht alles in der kurzen Zeit erlebt! Da drüben bei dem reichen Kaufmann sei nämlich gar nicht das Paradies; der Herr und die Gnädige lebten in stetem Unfrieden, er sei dem Trunke ergeben, sie keife den ganzen Tag, und die Kinder verwilderten. Auch habe das Geschäft große Verluste gehabt und gehe zurück; das hätten ihnen die Papageien erzählt, und die würden es wohl wissen.

Und richtig! am anderen Morgen brachte auch Heinrich die beiden ordinären Gebäckstücke wieder herüber. Als sie die reiche Frau zwischen den feineren Conditorwaaren gefunden, sei sie sehr unwillig geworden und er habe viele Schelte bekommen. Und da fragte nun der Georg den Heinrich, ob das denn alles so wahr wäre, was Adam und Eva gesehen und die Papageien erzählt hätten; — und der Heinrich zuckte die Achseln und verzog das Gesicht; denn er durfte ja nichts sagen. Aber Georg verstand ihn und wußte Bescheid.

Doch, was nun? Er wußte keinen Rath mehr, und da dachte er: Du mußt nur mal den Meister fragen, und das war ein glücklicher Gedanke! Denn der Meister sagte: Georg, sagte er, ich will dir mal was sagen. Sieh, der Reichthum macht nicht

immer glücklich! aber nur wo die Menschen glücklich sind, da ist auch das Paradies! — Laß den Adam und die Eva mal unsern Schuster kriegen! Der und seine Frau leben glücklich mit einander, und sie haben auch viele Kinder und auch einen Weihnachtsbaum.

Und Georg that, wie ihm der Meister sagte, und Adam und Eva kamen nicht wieder. — —

Das vierte Märchen handelt von den Pilzen und heißt „Der Glückspilz". Dieser Glückspilz ist eigentlich ein kleiner Junge, den der Adebar von der Fee im Mühlenteiche bekommen, da wo die großen Blätter wachsen. „Der ist ein Glückspilz", hat die Fee zum Storch gesagt, „ihm wird's wohl ergehen; nun bring ihn dem Müller und der Müllerin, die haben noch keine Kinder und wollen so gern eins haben". Und der Storch that es.

Nun behaupten die Gelehrten, die Pilze seien die größten Feinde des Menschen und brächten ihm allerlei Krankheiten; und dieser Ansicht war auch der alte Doctor im Dorfe, und dabei war er doch ein Pilzesser. Freilich aß er nur solche, die nicht giftig sind und angenehm schmecken, wie Champignons und Trüffel.

Als aber die Pilze erfuhren, daß in der Mühle ein Glückspilz angelangt sei, der ein Mensch wäre, da hielten sie hinter dem Knick auf der feuchten Wiese Kriegsrath und beschlossen, ihn zu vernichten. Und nun versuchten sie es zuerst mit dem Hausschamm unter dem Fußboden in der Stube, wo der kleine Glückspilz in der Wiege lag. Und als das Kind gar nicht mehr gedeihen wollte, holte man den alten Doctor, und der entdeckte die Übelthäter. Nun mußte der Müller ein neues Haus bauen, und er wohnte, so lange man damit beschäftigt war, bei dem Nachbar Sengelmann. Der hatte viele Kinder und darunter den langen Johannes, den dicken Peter und das kleine Lenchen, das nicht viel älter war als der Glückspilz. Und als beide älter geworden, spielten sie viel mit einander und hatten sich sehr lieb.

Die bösen Pilze trachteten aber noch immer dem Glückspilz nach dem Leben. Bald hielten sie wieder Kriegsrath und sie schickten den Masernpilz und bald nachher den Scharlachpilz, die der Wind in das Dorf tragen mußte. Viele, viele Kinder wurden krank, und der alte Doctor verwünschte die Pilze. Aber der kleine Glückspilz blieb verschont. Und dann kam der Blattern- und auch noch der

Typhuspilz; jedoch auch diese konnten dem kleinen Glückspilz nichts anhaben.

Nun wurde wieder Kriegsrath gehalten, und nun bekam der Bauchpilz den schrecklichen Auftrag, die Kinder mit seinem Staube blind zu machen. Er mußte sich dahin begeben, wo sie spielten; aber er verfehlte den Glückspilz, und der lange Johannes bekam den Staub in die Augen, und er wurde ganz blind!

Jetzt sollte der Fliegenschwamm vorrücken, und das ist eine recht curiose und traurige Geschichte. Er stand unter dem Buschberg, da, wo sich der kleine Glückspilz und Sengelmann's Lenchen im Wall ein Haus gebaut hatten, darin sie als Mann und Frau wohnten. Eines Tages wollte nun klein Lenchen einen Pudding machen, das konnte sie so schön; und da sahen die Kinder die hübschen Kuchen unterm Buschberge, die ja alle schon mit rothem Safte bestrichen und mit weißem Zucker dick bestreut waren. Die nahmen sie nun zu dem Pudding; und als er fertig war, setzte ihn Lenchen auf den Tisch, und dann gingen sie fort, um sich die Gäste zu holen. Als nun so der Pudding allein dastand, kam zufällig der dicke Peter vorbei. Der sah ihn, und weil er immer so sehr viel aß und auch sehr naschhaft war, so dachte er: Den läßt du dir gut schmecken, und nachher haben's die Hühner gethan. Da fing er nun an, davon zu essen, und die Hühner, die lungerten um ihn herum. Aber es war ihm zu viel, und den Rest ließ er stehen, und über den fielen die Hühner her. Als nun der Glückspilz und Lenchen wieder zurückkamen, war der Pudding verzehrt, und die Hühner lagen am Boden und zappelten mit den Beinen: sie thaten nur noch wenige Athemzüge und waren dann todt. Zu Hause aber bei Nachbar Sengelmann da stöhnte und jammerte der dicke Peter, er hatte entsetzlich viel Leibweh und krümmte sich zum Erbarmen. Da wurde schnell der alte Doctor geholt, und so kam die Geschichte heraus. Und der alte Doctor sagte wieder: Die verfluchten Pilze! Der kleine Glückspilz kam auch diesmal wieder glücklich davon und Sengelmann's Lenchen auch.

Nun hielten die Pilze von neuem Rath, und sie schickten den Cholerapilz ins Dorf, und der Doctor war Tag und Nacht auf den Beinen und er fluchte wiederum den Pilzen; denn es wurden gar viele Leute davon befallen und zuletzt auch der Doctor selbst. Und auch er starb, und noch im Sterben verwünschte er die Pilze.

Dar keemn ock de annern un müssen't probeern,
Dat Brutpaar to Ehrn,
Rein ut, wenn se't gut meen'n, to drinken,
Un wuppdi! so harrn se en Schweizer to fat,
Vör alln wuss Herr Spatz ni Bescheed mit de Maat —
Un seet all in'n Dusel to plinken.

Denn wurr dar mal klönt un den wurr dar mal sungn,
De Gläser de klungn,
Lütt Plogsteert kunn knapp so vel tappen!
Lischen Allerlei, de dar op Reisen weer west,
De gev gar en Stück ut de Muskist to Best,
Fru Lurksche de puss ut de Kappen.

Un als se nu klar weern un all wat in Kopp
Un kugelrund pruppt
Un vullstoppt vun allerlei Saken,
Dar keemn de Muskanten vun'n Redder verschrebn
Un mussen sick setten un kreegn wat to lebn
Un puln an den Rest vun de Knaken.

Der Deuscher! de setten en Barg noch hendal
Vun't öwerblebn Mahl
Un verstunn sick unbannig op't Schanzen!
Un als se nu nog harrn, dar mussen se't dohn
Un steegen tohopen herop op'n Thron.
Dar keem dar de Reeg denn an't Danzen.

Dat gung mal! de Spree spel Vijol, dat't en Freud,
Un Droßel spel Fleut.
De Kreih streek den Bass mit Gerummel;
De Kukuk slog Pauken, — de Heister dat Brett,
De Höv un de Heger de blasen Klanett,
Rohrdummel sogar slog de Trummel!

Wa danzen de Lütten! — wa weern se vergnögt
Un all in de Rög!
Wa gungn ehr de Been un de Flünken!
Tunkönig mit Meschen, — Gehlgöschen mit Spatz, —
Un Iritsch mit Plogsteert, — de Swülk un sin Schatz, —
Un Bokfink un Lurken un Lünken!

So gung dat, bit abends an'n Himmel de Maan
Heropper weer gahn,
Un all de lütt Steerns all an'n Heben;
Dar harrn se keen Lust mehr, dar gung dar ganz nett
Lütt Meschen, de Brut, mit ehrn Frier to Bett,
Dar gungn ock de annern alleben.

Des Morgens dar hör man keen eenzigen Lud,
Dar sleepen se ut,
De meisten de weern ock besapen.
För'n Jammer un Koppweh is jümmers dat Best
To Hus un to Bett un smuck ruhig in't Nest,
Dat lett sick alleen man verslapen!

Tunkönig un Meschen de bleeben sick tru
Als Mann un als Fru, —
Un müchst du noch mehr darvun lesen,
Vellicht op'n anner Mal wedder en Leed;
För dit Mal is't nog, — un nu weetst du Bescheed,
Wasücken de Vagelköst wesen!

Un nu kannst di eerst mal en beten verpusten, du lüttje nüdliche Buerdeern; du hest dat recht suer hatt en lange Tid! Un nu schall din smucke hochdütsche Süster di mal wedder aflösen. Awer vörher vun mi sülben noch en beten:

In der letzten Abtheilung seiner hochdeutschen Gedichte lernen wir unsern vielseitigen Poeten auf einem andern Gebiete kennen und schätzen, auf dem der Märchen. Ihre Zahl ist zwar klein, deren acht nur hat er geschrieben; aber es sind wahre Perlen dieser Dichtungsart, die es verdienen, noch viel mehr und weiter bekannt zu werden, als sie es bisher schon sind. Gekleidet in das Gewand der Prosa, athmen sie ganz und gar die kindliche Einfalt, mit der die mythenbildende Phantasie des Volkes die Dinge beseelt und ihnen ihre Sprache leiht. Es findet sich in den Märchen Johann Meyer's alles wieder, was Wilhelm von Humboldt am Volksmärchen rühmt: gedankenvoller Inhalt, behende, gewandte Form und öfterer Scenenwechsel, wodurch die Phantasie in einen bunt schillernden, magischen Kreis versetzt wird. Und auch das, was uns das Volksmärchen besonders werth erscheinen läßt, kommt hier zur Geltung: das Walten einer sittlichen Weltordnung.

Durch ihre schöne poetische Sprache, ihren ethischen Inhalt mit seiner leicht erkennbaren Moral, durch die frische, vorwärts strebende Handlung und den naiven, nicht selten auch humoristischen Märchenton stellen sich diese Dichtungen unseres Freundes den besten würdig zur Seite.

Johann Meyer wurde zum Dichten dieser Märchen durch jene beiden Jugendblätter veranlaßt, von denen ich bereits mehrere Male gesprochen habe: „Den Jugendboten" und die „Deutsche Jugend";

sie gaben ihm den Impuls dazu, und ohne ihre Anregung würden die Märchen wahrscheinlich gar nicht geschrieben sein. Die ersten fünf: „Vom alten Haselstrauch“, „Im Tannenbaum“, „Adam und Eva“, „Der Glückspilz“ und „Die Flachsjungfern“ standen zuerst in dem von Alberti redigirten „Jugendboten“ und die drei anderen, „Fritz Kruse, oder der alte Meerkönig und seine Töchter“, „Die alte Uhr“ und „Der gute alte Dichter“ erschienen, nachdem der „Jugendbote“ leider schon wieder eingegangen war, in dem 1., 3. und 6. Jahrgange der mittlerweile bei Alphons Dürr in Leipzig erschienenen und von Julius Lohmeyer redigirten „Deutschen Jugend“.

Wir wollen nun im Folgenden von den ersten sechs Märchen nur kurz den Inhalt angeben und die beiden letzten — „Die alte Uhr“ und „Der gute alte Dichter“ — ihrem ganzen Umfange nach abdrucken lassen.

In dem ersten Märchen wird uns von einem alten Haselstrauche erzählt, der sehr stattlich war und am Eingange eines Waldes stand. Seine Nüsse wurden stets größer und süßer als die der anderen Haseln und fanden sich auch zu vielen beieinander. Dann kehrte sich der Strauch auch nicht daran, ob es gerade ein Nußjahr war, sondern er trug jahraus, jahrein gleich gut und reichlich. Aber es hatte auch eine besondere Bewandtniß mit ihm, und eigentlich war er ein altes Schloß, worin der Prinz Haselquast mit seiner Frau, der Prinzessin Haselblüthe, seit urdenklichen Zeiten wohnte. Diese war eine kleine, ganz allerliebste Dame in einem olivgrünen Atlasgewande und einem Mieder aus köstlichstem Purpur, er dagegen ein schlanker Ritter in einem gelben Schuppenpanzer. Die prinzlichen Ehegatten hatten zahlreiche Kinder, und die Söhne glichen aufs Haar dem Vater und die Töchter ebenso der Mutter. Und Hofmeister dieser Prinzchen und Prinzeßlein war ein Herr Haselfrosch, ein altes, lustiges Männchen. Er trug stets grüne Beinkleider und einen grasgrünen Frack und, da er eigentlich ein Candidat war, eine weiße Weste und eine weiße Cravatte. In seinen Mußestunden, deren er recht viele hatte, ging er auf die Jagd; auch konnte er geschickt schwimmen und wunderschön singen. Weil er, wie gesagt, schon alt war, hatte er oft das Zipperlein, und war ein Unwetter im Anzuge, so merkte er es lange vorher in seinen Beinen. Aber er klagte dann nicht, wie das wohl andere

Leute thun; er verbiß vielmehr den Schmerz und fing an — zu singen. Und dann wußte auch immer die prinzliche Familie, daß es bald regnen würde. Die ihm anvertrauten Kinder liebte Herr Haselfrosch, als wenn es seine eigenen gewesen wären. Aber eine andere Sorte Kinder mochte er nicht: das waren die Kinder des Dorfes. Und das hatte auch seinen Grund; denn die waren ihm einmal, als er sich auf der Jagd vergnügte und eben ein schwarzes Rüsselthier, freilich kein Wildschwein, sondern eine Fliege, glücklich erlegt hatte, hart zu Leibe gegangen; und wäre er nicht in den Schloßgraben gesprungen und unter Wasser weiter geschwommen, so würde es wohl um ihn geschehen gewesen sein. Also darum mochte er die Dorfkinder nicht, und wo er sie sah, schrie er ergrimmt:

Quack, quack! quack, quack!
Das Kinderpack! — —

Es war wieder einmal die Nußzeit gekommen, und die Kinder des Dorfes hatten am Haselstrauche ihre Freude gehabt. Dann kam Weihnachten, und der Nußknacker hatte das Maul oft aufzureißen, um all die großen Nüsse entzwei zu knacken. Und dann dauerte der Winter noch recht lange, und es war ein strenger Winter. Aber in dem Haselschlosse verspürte man nicht viel davon; man hatte sich in die warmen Zimmer zurückgezogen, schlief lange und vertrieb sich die übrige Zeit in gemüthlicher Häuslichkeit mit allerlei Kurzweil. Sie zu veranstalten, dazu hatte der alte Haselfrosch ein besonderes Geschick; er kannte viele lustige Lieder und verstand es, sie vortrefflich zu singen. So ging ihnen der Winter dahin.

Und endlich, mit dem April, kam ein sonniger Tag ins Land. Der Storch war schon über das alte Schloß geflogen, und durch die Fenster klangen die lustigen Weisen der Vögel. Da hielt es die Prinzen und Prinzessinnen nicht länger mehr da drinnen; das Herz wurde ihnen groß vor Sehnsucht, und wehmüthig guckten sie durch die dunklen, grünen Scheiben in den goldenen Sonnenschein. Da erlaubte ihnen der Vater, mit dem Hofmeister ins Freie zu gehen. Und mit einem Male wurden die Zweige des alten Haselstrauches — ich wollte sagen: der alte Schloßpark — lebendig; alles wimmelte von Prinzen und Prinzessinnen. Und der Thauwind wehte so lau, und die lieben Sonnenstrahlen schienen so mild und

warm, daß sich die Gesellschaft der Kleinen und ihr alter Hofmeister ganz darüber vergaßen. Und als nun noch die Lerche wieder anfing zu jubiliren, da setzte auch Herr Haselfrosch mit einem fröhlichen Quack, Quack! ein.

O, hätte er das nicht gethan! sein Frühlingslied wurde ihrer aller Grabgesang! Denn es war gerade Sonntag und darum keine Schule, und die Kinder des Dorfes spielten auf der Koppel am Walde. Die hörten nun Herrn Haselfrosch, und sie näherten sich ihm leise wie Diebe in der Nacht, und — schwapps! — saß der Sänger, als er gerade am schönsten sang, unter der Mütze eines Dorfschlingels. Und bald zappelte er in den Händen der bösen Buben, und er bekam zu viel dabei: noch einmal sagte er quack! — holte tief Athem und starb.

Aber auch den kleinen Prinzen in den goldenen Schuppenkleidern und den niedlichen Prinzeßchen in den olivgrünen Röckchen sollte es übel ergehen. Wie fielen die Buben und Mädchen über sie her! Da ging es an ein Brechen und Schneiden, ohn' Erbarmen von Zweig zu Zweig, bis jeder Knabe eine lange Pfeife mit prächtigen, goldgelben Trobbeln im Munde und jedes Mädchen einen herrlichen Kranz voll lieblicher Purpurblüthen im Haare hatte. — Der alte Haselstrauch sah aus wie eine erstürmte Burg, und der Prinz und die Prinzessin rangen über den Verlust all ihrer Kinder verzweiflungsvoll die Hände. —

Als nun der Frühling vorüber war und auch der Sommer zu Ende ging, da trug der Haselstrauch zum ersten Male keine Nüsse, und die Kinder schlichen sich mit leeren Taschen und scheuen Blickes davon. Die prinzlichen Gatten waren aus Gram gestorben, und ihr Schloß glich einer Ruine. Und die Nutzanwendung? Wer einen Baum schändet, zumal wenn er in Blüthe steht, der kann nicht von ihm erwarten, daß er im Herbste Früchte trage!

Das zweite Märchen, „Im Tannenbaum", ist ein Weihnachtsmärchen. Seine Geschichte begab sich in dem Christbaume, den der Herr Kirchspielvogt und die Frau Kirchspielvögtin für ihre Kinder aufgeputzt hatten. Sie hatten deren gerade ein Dutzend, und das Jüngste, das Nestküken, der kleine Paul, der war recht unartig und verzogen.

Es war am Nachmittage des heiligen Abends; der schöne Baum stand im Saal, und wie ein wonniger Traum lag es über

ihm. Da schlug es vom nahen Kirchthurme plötzlich fünf, und darüber erschrak ein Apfel so sehr, daß ihm der Stengel aus dem Gliede ging und er durch die Zweige fiel. Dadurch wurden aber diese so erschüttert, daß alles, was daran hing, erwachte und lebendig wurde, — und das war nicht wenig! Denn darunter befand sich ein kleiner Engel, ein kleiner hübscher Landjunker, ein Lieutenant mit Säbel und Sporen, ein Herr von Habenichts mit blankem Cylinder und gelben Handschuhen, ein reiches Fräulein aus der Stadt im vollsten Staat und nach der neuesten Mode gekleidet, eine alte, ahnenstolze Gräfin mit dem Jean, ihrem Diener, ein alter häßlicher Hampelmann, ein dicker Nußknacker und ganz unten auch noch ein hübsches, allerliebstes, kleines Bauernmädchen; eigentlich gehörte diese lüttje Deern nicht in den Tannenbaum hinein, sondern in eine Schachtel mit Holzfiguren. Aber diese war so voll, daß der Deckel nicht mehr darüber wollte, und da hatte die Kirchspielvögtin das Bauernmädchen mit in den Baum gehängt.

Und wie die Menschen nun einmal sind, neidisch, hochmüthig und hoffährtig: die meisten jener Tannenbaumfiguren mißachteten das kleine Landmädchen; man nannte sie höhnend eine Butterblume, eine Runkelrübe, eine Roggengarbe und gar einen Trompeter und eine Gußstahlkanone vom größten Kaliber. Schmähungen über Schmähungen ergossen sich über das arme Ding, so daß sie zuletzt bitterlich zu weinen begann, was dem kleinen Landjunker so leid that, daß er auf die mechante Gesellschaft losfahren wollte. Daran aber verhinderte ihn der Engel. Aber die Holzpuppe hatte es doch bemerkt, wie der Landjunker auf ihrer Seite stand, und das war ihr ordentlich ein Trost und eine Freude.

Sie hatte eine schwere Stunde; doch nun war sie vorüber: denn es schlug sechs und es begann die Bescherung. Und nun bekamen sie alle ihre Strafe, zunächst der Hampelmann, an den sich der kleine Paul zuerst machte und den er so lange strampeln ließ, bis der Faden riß und ihm die Beine vom Leibe fielen. Dann mußte der Nußknacker heran; den zwang er, immer auf und nieder zu schaukeln, und dabei glitt der Faden von dem Zweig, so daß der dicke Kerl auf den Fußboden fiel und wie todt liegen blieb. Nun wollte sich Paulchen einmal den kleinen, zierlichen Lieutenant genau besehen; der hing ihm aber zu hoch, und

darum machte er einen Sprung und brachte so den Herrn Offizier in seine Gewalt. Freilich blieb der Kopf, der auch ferner noch oben am Zweige baumelte, zurück. Und da ein solch kopfloser Marsjünger zu nichts Ordentlichem mehr nütze ist, steckte ihn der kleine Missethäter in den Mund, um ihn zu verzehren. Über all diese Greuelthaten erschrak nun das reiche Fräulein aus der Stadt so sehr, daß es in Ohnmacht fiel, vom Baum herunterstürzte und in lauter Zuckerstücke zerschellte. Paul, nicht faul, bückte sich schnell und verschlang sie; dann nahm er seine neue Flinte und schoß mit dem Ladestock den Herrn von Habenichts so mitten durch, daß auch der in Stücke ging, die der Schlingel gleichfalls verzehrte. Und auch die ahnenstolze Gräfin und ihr Jean erhielten ihren Lohn; eine schief gewordene Kerze fing an zu flackern und zu tröpfeln, und so wurden sie beide ganz verbrüht und so mit Wachs überzogen, daß sie aussahen wie ein Paar Mumien.

So wurden sie alle bestraft, auch der kleine Paul; denn der kriegte Leibweh und mußte zu Bett. Aber der Landjunker und das Bauernmädchen verlobten sich und feierten bald darnach im Tannenbaum Hochzeit; und wenn die Lichter nicht erloschen sind, so feiern sie sie noch.

Auch das dritte Märchen, „Adam und Eva“, ist ein Weihnachtsmärchen. Und die Hauptpersonen darin sind zunächst Adam und Eva, beide natürlich nur aus braunem Syrupsteig, und dann der neue Bäcker- und Conditorlehrling Georg. Aber auch Georgs Meister und die Frau des reichen Kaufherrn dort drüben über die Straße, sowie deren Hausdiener, der ein Freund Georgs ist, und eine arme Schusterfamilie spielen eine große Rolle in dieser Geschichte.

George hatte einen Rest Kuchenteig vom Meister bekommen, um sich im Figurenformen zu üben. Daraus bildete er nun einen Adam und eine Eva, wie sie im Hause bei den Eltern auf dem eisernen Ofen in der Stube standen. Aber es fehlte noch der richtige Ausdruck — Nase, Mund und Augen — und den gab ihnen der Meister mit weißen Mandelstücken.

Nun waren beide Figuren fertig und mit auf die Platte gekommen; und Georg freute sich und war ganz stolz darauf. Aber in der Nacht erschienen Adam und Eva dem Lehrling im Traum; sie machten ihm Vorwürfe, daß er sie geschaffen und ver-

langten, daß er nun auch für ein Paradies sorge. Da war nun guter Rath theuer; aber dem Georg kam zuletzt eine Idee, und mit dieser Idee kam auch wieder der wohlthuende Schlaf. Und als am andern Morgen der Freund von drüben, der Diener Heinrich, herüber kam, um einen großen Korb voll feinsten Gebäckes zu holen, da blitzte es durch den Kopf des Lehrlings. Halt! — dachte er — dort bei dem reichen Kaufmann ist ja das Paradies. — Er hatte es selber ja schon oft gesehen, wenn er morgens das feine Gebäck zum Kaffee hinübergebracht hatte. Da war es schon draußen auf dem großen Hausflur voll von Lorbeerbäumen, Palmen und blühenden Gewächsen, und dazwischen standen allerlei weiße Figuren, einige sogar mit Flügeln, und allerlei bunte Vögel waren auch noch da, farbenprächtige Papageien, die sogar sprechen konnten, und sogar ein herrlicher ausgestopfter Paradiesvogel.

Nun mußte Heinrich aus Gefälligkeit den Adam und die Eva zwischen dem feinem Gebäck mit hinübernehmen. Georg war glücklich, aber nur eine kurze Zeit; denn in der Nacht im Traume erschienen ihm wieder seine beiden Menschlein, sie waren höchst unglücklich und beklagten sich bitter. Was hatten sie auch nicht alles in der kurzen Zeit erlebt! Da drüben bei dem reichen Kaufmann sei nämlich gar nicht das Paradies; der Herr und die Gnädige lebten in stetem Unfrieden, er sei dem Trunke ergeben, sie keife den ganzen Tag, und die Kinder verwilderten. Auch habe das Geschäft große Verluste gehabt und gehe zurück; das hätten ihnen die Papageien erzählt, und die würden es wohl wissen.

Und richtig! am anderen Morgen brachte auch Heinrich die beiden ordinären Gebäckstücke wieder herüber. Als sie die reiche Frau zwischen den feineren Conditorwaaren gefunden, sei sie sehr unwillig geworden und er habe viele Schelte bekommen. Und da fragte nun der Georg den Heinrich, ob das denn alles so wahr wäre, was Adam und Eva gesehen und die Papageien erzählt hätten; — und der Heinrich zuckte die Achseln und verzog das Gesicht; denn er durfte ja nichts sagen. Aber Georg verstand ihn und wußte Bescheid.

Doch, was nun? Er wußte keinen Rath mehr, und da dachte er: Du mußt nur mal den Meister fragen, und das war ein glücklicher Gedanke! Denn der Meister sagte: Georg, sagte er, ich will dir mal was sagen. Sieh, der Reichthum macht nicht

darum machte er einen Sprung und brachte so den Herrn Offizier in seine Gewalt. Freilich blieb der Kopf, der auch ferner noch oben am Zweige baumelte, zurück. Und da ein solch kopfloser Marsjünger zu nichts Ordentlichem mehr nütze ist, steckte ihn der kleine Missethäter in den Mund, um ihn zu verzehren. Über all diese Greuelthaten erschrak nun das reiche Fräulein aus der Stadt so sehr, daß es in Ohnmacht fiel, vom Baum herunterstürzte und in lauter Zuckerstücke zerschellte. Paul, nicht faul, bückte sich schnell und verschlang sie; dann nahm er seine neue Flinte und schoß mit dem Ladestock den Herrn von Habenichts so mitten durch, daß auch der in Stücke ging, die der Schlingel gleichfalls verzehrte. Und auch die ahnenstolze Gräfin und ihr Jean erhielten ihren Lohn; eine schief gewordene Kerze fing an zu flackern und zu tröpfeln, und so wurden sie beide ganz verbrüht und so mit Wachs überzogen, daß sie aussahen wie ein Paar Mumien.

So wurden sie alle bestraft, auch der kleine Paul; denn der kriegte Leibweh und mußte zu Bett. Aber der Landjunker und das Bauernmädchen verlobten sich und feierten bald darnach im Tannenbaum Hochzeit; und wenn die Lichter nicht erloschen sind, so feiern sie sie noch.

Auch das dritte Märchen, „Adam und Eva“, ist ein Weihnachtsmärchen. Und die Hauptpersonen darin sind zunächst Adam und Eva, beide natürlich nur aus braunem Syrupsteig, und dann der neue Bäcker- und Conditorlehrling Georg. Aber auch Georgs Meister und die Frau des reichen Kaufherrn dort drüben über die Straße, sowie deren Hausdiener, der ein Freund Georgs ist, und eine arme Schusterfamilie spielen eine große Rolle in dieser Geschichte.

George hatte einen Rest Kuchenteig vom Meister bekommen, um sich im Figurenformen zu üben. Daraus bildete er nun einen Adam und eine Eva, wie sie im Hause bei den Eltern auf dem eisernen Ofen in der Stube standen. Aber es fehlte noch der richtige Ausdruck — Nase, Mund und Augen — und den gab ihnen der Meister mit weißen Mandelstücken.

Nun waren beide Figuren fertig und mit auf die Platte gekommen; und Georg freute sich und war ganz stolz darauf. Aber in der Nacht erschienen Adam und Eva dem Lehrling im Traum; sie machten ihm Vorwürfe, daß er sie geschaffen und ver-

langten, daß er nun auch für ein Paradies sorge. Da war nun guter Rath theuer; aber dem Georg kam zuletzt eine Idee, und mit dieser Idee kam auch wieder der wohlthuende Schlaf. Und als am andern Morgen der Freund von drüben, der Diener Heinrich, herüber kam, um einen großen Korb voll feinsten Gebäckes zu holen, da blitzte es durch den Kopf des Lehrlings. Halt! — dachte er — dort bei dem reichen Kaufmann ist ja das Paradies. — Er hatte es selber ja schon oft gesehen, wenn er morgens das feine Gebäck zum Kaffee hinübergebracht hatte. Da war es schon draußen auf dem großen Hausflur voll von Lorbeerbäumen, Palmen und blühenden Gewächsen, und dazwischen standen allerlei weiße Figuren, einige sogar mit Flügeln, und allerlei bunte Vögel waren auch noch da, farbenprächtige Papageien, die sogar sprechen konnten, und sogar ein herrlicher ausgestopfter Paradiesvogel.

Nun mußte Heinrich aus Gefälligkeit den Adam und die Eva zwischen dem feinem Gebäck mit hinübernehmen. Georg war glücklich, aber nur eine kurze Zeit; denn in der Nacht im Traume erschienen ihm wieder seine beiden Menschlein, sie waren höchst unglücklich und beklagten sich bitter. Was hatten sie auch nicht alles in der kurzen Zeit erlebt! Da drüben bei dem reichen Kaufmann sei nämlich gar nicht das Paradies; der Herr und die Gnädige lebten in stetem Unfrieden, er sei dem Trunke ergeben, sie keife den ganzen Tag, und die Kinder verwilderten. Auch habe das Geschäft große Verluste gehabt und gehe zurück; das hätten ihnen die Papageien erzählt, und die würden es wohl wissen.

Und richtig! am anderen Morgen brachte auch Heinrich die beiden ordinären Gebäckstücke wieder herüber. Als sie die reiche Frau zwischen den feineren Conditorwaaren gefunden, sei sie sehr unwillig geworden und er habe viele Schelte bekommen. Und da fragte nun der Georg den Heinrich, ob das denn alles so wahr wäre, was Adam und Eva gesehen und die Papageien erzählt hätten; — und der Heinrich zuckte die Achseln und verzog das Gesicht; denn er durfte ja nichts sagen. Aber Georg verstand ihn und wußte Bescheid.

Doch, was nun? Er wußte keinen Rath mehr, und da dachte er: Du mußt nur mal den Meister fragen, und das war ein glücklicher Gedanke! Denn der Meister sagte: Georg, sagte er, ich will dir mal was sagen. Sieh, der Reichthum macht nicht

immer glücklich! aber nur wo die Menschen glücklich sind, da ist auch das Paradies! — Laß den Adam und die Eva mal unsern Schuster kriegen! Der und seine Frau leben glücklich mit einander, und sie haben auch viele Kinder und auch einen Weihnachtsbaum.

Und Georg that, wie ihm der Meister sagte, und Adam und Eva kamen nicht wieder. — —

Das vierte Märchen handelt von den Pilzen und heißt „Der Glückspilz“. Dieser Glückspilz ist eigentlich ein kleiner Junge, den der Adebar von der Fee im Mühlenteiche bekommen, da wo die großen Blätter wachsen. „Der ist ein Glückspilz“, hat die Fee zum Storch gesagt, „ihm wird's wohl ergehen; nun bring ihn dem Müller und der Müllerin, die haben noch keine Kinder und wollen so gern eins haben“. Und der Storch that es.

Nun behaupten die Gelehrten, die Pilze seien die größten Feinde des Menschen und brächten ihm allerlei Krankheiten; und dieser Ansicht war auch der alte Doctor im Dorfe, und dabei war er doch ein Pilzesser. Freilich aß er nur solche, die nicht giftig sind und angenehm schmecken, wie Champignons und Trüffel.

Als aber die Pilze erfuhren, daß in der Mühle ein Glückspilz angelangt sei, der ein Mensch wäre, da hielten sie hinter dem Knick auf der feuchten Wiese Kriegsrath und beschlossen, ihn zu vernichten. Und nun versuchten sie es zuerst mit dem Hausschamm unter dem Fußboden in der Stube, wo der kleine Glückspilz in der Wiege lag. Und als das Kind gar nicht mehr gedeihen wollte, holte man den alten Doctor, und der entdeckte die Übelthäter. Nun mußte der Müller ein neues Haus bauen, und er wohnte, so lange man damit beschäftigt war, bei dem Nachbar Sengelmann. Der hatte viele Kinder und darunter den langen Johannes, den dicken Peter und das kleine Lenchen, das nicht viel älter war als der Glückspilz. Und als beide älter geworden, spielten sie viel mit einander und hatten sich sehr lieb.

Die bösen Pilze trachteten aber noch immer dem Glückspilz nach dem Leben. Bald hielten sie wieder Kriegsrath und sie schickten den Masernpilz und bald nachher den Scharlachpilz, die der Wind in das Dorf tragen mußte. Viele, viele Kinder wurden krank, und der alte Doctor verwünschte die Pilze. Aber der kleine Glückspilz blieb verschont. Und dann kam der Blattern- und auch noch der

Typhuspilz; jedoch auch diese konnten dem kleinen Glückspilz nichts anhaben.

Nun wurde wieder Kriegsrath gehalten, und nun bekam der Bauchpilz den schrecklichen Auftrag, die Kinder mit seinem Staube blind zu machen. Er mußte sich dahin begeben, wo sie spielten; aber er verfehlte den Glückspilz, und der lange Johannes bekam den Staub in die Augen, und er wurde ganz blind!

Jetzt sollte der Fliegenschwamm vorrücken, und das ist eine recht curiose und traurige Geschichte. Er stand unter dem Buschberg, da, wo sich der kleine Glückspilz und Sengelmann's Lenchen im Wall ein Haus gebaut hatten, darin sie als Mann und Frau wohnten. Eines Tages wollte nun klein Lenchen einen Pudding machen, das konnte sie so schön; und da sahen die Kinder die hübschen Kuchen unterm Buschberge, die ja alle schon mit rothem Safte bestrichen und mit weißem Zucker dick bestreut waren. Die nahmen sie nun zu dem Pudding; und als er fertig war, setzte ihn Lenchen auf den Tisch, und dann gingen sie fort, um sich die Gäste zu holen. Als nun so der Pudding allein dastand, kam zufällig der dicke Peter vorbei. Der sah ihn, und weil er immer so sehr viel aß und auch sehr naschhaft war, so dachte er: Den läßt du dir gut schmecken, und nachher haben's die Hühner gethan. Da fing er nun an, davon zu essen, und die Hühner, die lungerten um ihn herum. Aber es war ihm zu viel, und den Rest ließ er stehen, und über den fielen die Hühner her. Als nun der Glückspilz und Lenchen wieder zurückkamen, war der Pudding verzehrt, und die Hühner lagen am Boden und zappelten mit den Beinen: sie thaten nur noch wenige Athemzüge und waren dann todt. Zu Hause aber bei Nachbar Sengelmann da stöhnte und jammerte der dicke Peter, er hatte entsetzlich viel Leibweh und krümmte sich zum Erbarmen. Da wurde schnell der alte Doctor geholt, und so kam die Geschichte heraus. Und der alte Doctor sagte wieder: Die verfluchten Pilze! Der kleine Glückspilz kam auch diesmal wieder glücklich davon und Sengelmann's Lenchen auch.

Nun hielten die Pilze von neuem Rath, und sie schickten den Cholerapilz ins Dorf, und der Doctor war Tag und Nacht auf den Beinen und er fluchte wiederum den Pilzen; denn es wurden gar viele Leute davon befallen und zuletzt auch der Doctor selbst. Und auch er starb, und noch im Sterben verwünschte er die Pilze.

Aber der Glückspilz und Nachbars Lenchen blieben verschont; und als beide groß geworden waren, da wurden sie wirklich Mann und Frau. Nun wurde er erst recht ein Glückspilz; denn sie lebten recht glücklich miteinander, und wär er kein Glückspilz gewesen, so würde er auch von einer der Krankheiten hinweggerafft worden sein, wie so viele der anderen Kinder. Von allen irdischen Gütern ist die Gesundheit doch das theuerste, und wer sie hat, ist ein wahrer Glückspilz.

Das fünfte Märchen hat die Überschrift die Flachsjungfern. Es handelt von einem Bauern, der durch den Flachsbau reich geworden war. Mitten im Dorfe, wo sich die Straßen kreuzen, lag sein stattlicher Hof. In den polirten Fensterscheiben spiegelte sich der grüne Garten, und zwei mächtige Ställe standen wie zwei prunkende Grenadiere zu jeder Seite des Hauses. Aber mehr noch als dies waren's die Seinigen, warum der Flachsbauer für reich gelten konnte: die junge Frau, sanft und lieb wie eine Taube, das blühende Mädchen und der lustige Knabe, beide Kinder mit flachshellen Locken und Augen so blau, als hätten die Flachsblüthen selbst ihre Farbe dazu hergegeben. Den Mann durfte man also glücklich nennen; aber er war es nicht. Denn er wünschte sich etwas, was er nicht erreichen konnte, und darum war er unzufrieden, und ohne Frieden giebt es ja kein Glück. Was wollte denn der Flachsbauer? Er wollte das Unmögliche: er wollte in die Zukunft schauen. Freilich nicht etwa aus Neugierde, sondern aus einem an und für sich zu billigenden Grunde; er vermeinte nämlich, so am besten für seine Lieben sorgen zu können. Nun, in die Zukunft konnte er ebenso wenig wie ein anderer schauen, und so kam es denn, daß sich seine sonst so heitere Stirn allmählich in Falten legte, daß sein Gesicht abfiel und seine Lippen verschlossen blieben. Hätte er nur den Mund aufgethan, so würde sich vielleicht jemand gefunden haben, der ihm die Grille vertrieben hätte. Aber nicht einmal gegen seine Frau sprach er sich aus, so oft sie ihn auch darum bat. Und so blieb der Flachsbäuerin nichts übrig, als sorgfältig alles zu vermeiden, was das Gemüth des Gatten noch trüber hätte stimmen können. So lächelte sie, wenn er zugegen war, mit verbissenem Schmerze.

Eines Tages — es war zur Zeit der Rosen — und dann blüht ja auch der Flachs — saß die Frau allein im Zimmer mit

thränenschweren Augen. Auf ihrem Schoß lag ein Stück eigengemachten Leinens, und in den Saum, womit sie es umfaßte, waren schon manche Zähren gefallen. Und der, um den sie fielen, war auf einer seiner Koppeln und starrte traumversunken in die blaue Blüthenfülle. Da überkam beide zu gleicher Zeit und wie mit einem Male eine Erscheinung. Sie sah in der Ferne, inmitten einer blühenden Flachskoppel ihren Mann an der Hand einer lieblichen Fee; und plötzlich verwandelten sich die wogenden Blüthen in blaue Meereswellen, darin die Wandelnden allmählich versanken. Sie schrie laut auf und erwachte.

Ihm aber, dem Flachsbauer, erging es noch anders. Als er so brütend dastand und hineinstarrte in den blühenden Flachs, senkte sich leise ein schneeigter Arm auf seine Schultern. Erschrocken wandte er sich um, und vor ihm stand ein liebliches Mädchen, so frisch und so blühend wie sein herziges Töchterlein, mit ebenso blauen Augen und blonden Locken. Ein glänzendes Gewand von blauer Seide umhüllte ihren schlanken Leib, und auf dem Haupte strahlte eine Krone von blauen Edelsteinen. „Komm mit mir" sagte sie, „ich bin die Flachskönigin". Und nach kurzer Zeit befand er sich in einem großen blauen Saale, voll von geschäftigen kleinen Mädchen, den Flachsjungfern. Und die Königin wies auf die einzelnen Gruppen der Spinnerinnen und deutete ihre Arbeiten. Die einen wirkten feine Fäden zur schimmernden Leinwand für eine glückliche Braut und andere grobes Leinen für eine arme Witwe, die kaum mehr als Stücke trockenen Brotes darauf zu legen vermachte. Hier wob man an einem Leichentuche für eine blühende Maid, die, vom tödtlichen Fieber ergriffen, in ihren jungen Jahren hinüberschlummern sollte. Dort entstanden Geld- und Bettelsäcke, die einen für das Kind armer Eltern, das durch Fleiß und Ausdauer, Geschicklichkeit und Glück zu Reichthum und Wohlstand gekommen war, die anderen für den Sohn aus vornehmem, begütertem Hause, der durch Übermuth und Trägheit, Ungeschick und Unglück sein ganzes Vermögen verloren hatte. Dann wurden Kissen bereitet, solche für Leute, die glücklich waren und die sanft darauf schlummern konnten, und solche, auf denen die Unglücklichen vergebens Ruhe suchten. Und immer neue Gruppen von Spinnerinnen lernte der Flachsbauer kennen, und aus den Worten, womit die Flachskönigin das jedesmalige Werk erläuterte, ersah er der Menschen zukünftiges

Schicksal. Und wie verschieden waren die Lose! Da gab es glückliche, aber auch überaus unglückliche, selbst an einem Armsünderhemd wurde gearbeitet! —

Und dem Bauer ward gar sonderbar zu Muthe bei allem, was er sah und hörte. „Sieh“, sagte die Königin freundlich, „du hast eine Probe gehabt von der Erfüllung deines Wunsches; denn du hast in die Zukunft gesehen, wenn auch nur in die Zukunft des Flachses, den deine Hand gesäet und der auf deinem Acker noch grünet und blühet. Aber mehr noch sollst du wissen, damit die Gewährung deines Wunsches kein Stückwerk bleibe. Ich kenne sie ja alle und will sie dir nennen, für welche die Flachsjungfern wirken und spinnen. Viele sind darunter auch aus deinem Dorfe, und wer weiß, ob nicht vielleicht gar du selber oder die eigenen Lieben, dein Weib und deine Kinder!“ — —

Und bei diesen Worten rieselte es ihm eisig durch die Glieder. „Halt ein, geliebte Königin, halt ein!“ rief er bittend, „genug, genug! Nimmermehr trag ich Verlangen, noch weiter zu schauen! Entlaß mich, daß ich heimkehre. O, wie ich sie liebe, mein Weib und meine Kinder! Ich will Gott danken, daß sie noch mein sind, will ihm danken, daß mein Auge so blöde und die Nacht der Zukunft so dunkel ist, und will ihm vertrauen in Demuth und im Glauben!“

„Willst du das?“ sagte die Flachskönigin, „Heil dir, du bist gerettet! So thu es denn . . . . !“ Und so sprechend, legte sie wieder den weißen Arm auf seine Schultern, und als er die Augen aufschlug, schien ihm alles ein Traum gewesen zu sein. Aber es war ein heilsamer Traum; denn mit dem Frieden im Herzen kehrte er wieder heim und küßte seinem bangenden Weib die Thränen vom Angesicht.

Das sechste Märchen, „Fritz Kruse, oder der alte Meerkönig und seine Töchter“, erzählt uns von zwei Knaben, die in einem kleinen Hause am Strande einer Insel wohnten. Der Vater war Lotse, und auch der Großvater war es gewesen, und so wollten sie es auch werden. Aber der Mutter war das nicht lieb, sie hatte schon der Sorgen genug um den Vater; und auch der Großvater meinte, daß es doch zu gefahrvoll sei, so zeitlebens das liebe Brot auf dem Meere zu suchen. Aber die beiden Jungen wollten doch Schiffer werden; sie hatten sich

ein niedliches Boot gemacht und ließen es in der Stube segeln. Und die Mutter, die es gesehen, rief den alten Großvater, und „Großvater", hatte sie gesagt, „da segeln sie schon wieder; aber nichts da! Schiffer werden sie nicht! Geh mal hin und vertreib ihnen die Lust daran!" Und der Großvater nahm seinen Stuhl und ging zu den Knaben, und da saß er nun, um ihnen die Lust, Schiffer zu werden, zu vertreiben. Und er nahm die Pfeife aus dem Mund, schlug ein Bein über das andere und krauelte sich hinter den Ohren. Und die beiden Kinder wußten Bescheid; denn so that er immer, wenn er ihnen etwas erzählen wollte.

Das that er nun auch; er fabulirte von einem großen, krystallenen Schlosse auf dem Grunde des Meeres und von einem großen Garten voll seltenen Gesträuchs und schattiger Grotten. Und wenn hier oben die Sonne scheint, dann blitzen und funkeln da unten alle Fenster. Und in dem Schlosse, da wohnt der alte Meerkönig mit seinen Töchtern, den Nixen. Er hat der Töchter so viele, als sein Schloß Zimmer und Säle hat, aber keinen einzigen Sohn, und darum haben die Töchter keinen einzigen Bruder. Glänzend weiß und klar wie Wasser ist des Königs Gewand, glänzend weiß ist auch sein Bart, und er wallt ihm in langen Locken herunter bis über den Gürtel. Aber eine Krone trägt er nicht, der alte König, er trägt nur ein Zepter, lang und dreizackig, und wenn er es schwingt, so braust der Sturm und bäumen sich die Wogen. Schwingt er es aber nicht, so herrschet Ruh' und Frieden in seinem großen Reiche, und hier oben, da plätschern die Wellen und singen allerlei Lieder, und Sonne, Mond und Sterne, sie tanzen zu ihren Füßen. Und dann, gerade dann, aber nur, wenn es niemand sieht, kommt der alte König daher gefahren auf seinem prächtigen Muschelwagen, von großen Delphinen gezogen. Und mit ihm kommen alle seine Töchter und alle Thiere des Meeres, und auf den plätschernden Wellen, da wimmelt es von Millionen wunderbarer Gestalten.

Die Töchter des alten Königs können schwimmen wie die Fische, und wenn sie schwimmen, giebt es keine Mädchen, die niedlicher wären als sie. Wie Lilien und Rosen ist ihr Angesicht, und ihre Augen, die blitzen wie Sterne. Blendend weiß sind Brust und Arme, grün wie das Meer die Locken, und durch die Locken, da schlingen sich lange Schnüre schimmernder Perlen. Aber

eins, eins ist doch recht schlimm — — alle die hübschen Prinzessinnen haben gar keine Beine; statt dessen haben sie lange, häßliche Schwänze, ordentlich mit Schuppen und Flossen, gerade wie bei den Fischen.

Der alte Meerkönig ist ein brummiger Patron; er ärgert sich darüber, daß die Menschen sein Reich befahren, mit Rädern und Schrauben die Wellen peitschen und schlagen oder gar ihre großen Anker auf das schöne Schloß und die funkelnden Fenster werfen, und daß sie auf ihren Böten kommen und des Königs Thiere verfolgen und rauben und ihm die Perlen stehlen und das schönste Gesträuch aus dem Garten. Ja, sogar von seinem Königreiche nehmen sie Stück um Stück und verbergen es hinter Bollwerken und Deichen. Und bei diesem Gebahren der Menschen wird der König verdrießlich, und dann fängt er Grillen. Und Grillen fangen auch die Töchter, die Nixen; denn sie langweilen sich, weil sie ja gar keine Brüder haben, mit denen sie spielen könnten.

Und dann kommen sie alle und klagen und bitten und quälen den alten Vater Meerkönig und machen ihm den Kopf noch heißer. Und zuletzt ist das Maß voll; er schwingt im Zorne noch gewaltiger als sonst das Zepter, und immer mächtiger erbraust der Sturm, immer entsetzlicher tobt das Meer, und die größten Schiffe schleudert er nun gegen die Felsen, daß sie „knack“ sagen wie ein Stock, den man entzweibricht. Und über Deiche und Dämme braust die Fluth, alles niederreißend, was im Wege steht, und alles wiedernehmend, was man dem alten Meerkönige von seinem Reiche genommen hat. Und wehe dann den armen Schiffern und wehe den armen Leuten, deren Schiff und Haus zu Grunde geht! Die Nixen sind da und umfangen und umarmen sie, und wo immer noch einer treibt und sich zu retten hofft: er ist verloren, sobald sie ihn nur sehen. „Du bist mein! du bist mein!“ rufen sie und hinunter geht es in die unendliche Tiefe!

Aber die Freude der Nixen ist nur kurz; denn von allen, die sie ins Schloß gebracht, ist keiner mehr am Leben; still, bleich und todt sind sie alle, alle! — Und ein todter Bruder frommt keiner Schwester mehr, ein todter Sohn keinem Vater. Da klagen und jammern sie denn, der alte Meerkönig und seine Töchter, wohl ebenso wie wir hier oben, wenn uns einer gestorben ist, den wir lieb haben. Aber was hilft's? Die Todten muß man lassen; und

es dauert nicht lange, so sind sie alle wieder da, alle, die von den Nixen umarmt und heruntergezogen sind, und dann treiben sie hier oben auf dem Wasser oder werden an den Strand gespült, und die Leute, die sie finden, fischen sie auf und sagen: „Sie sind ertrunken!"

Doch alle, die noch gut davon gekommen sind, kümmern sich wenig darum; und kaum ist der Orkan vorüber, so sind sie auch schon wieder da und treiben's nach wie vor. Und dann währt es auch nicht lange, so wird der alte Meerkönig schon wieder verdrießlich, und dann sitzt er wieder da und fängt Grillen, und Grillen fangen auch seine Töchter. Bald ist das Maß wieder voll, und dann haben wir wieder einmal die alte Geschichte. . . . .

So erzählte der Großvater, und als die Knaben noch immer mehr wissen wollten, sagte er ihnen, daß er als Schiffsjunge den Meerkönig und einige seiner Töchter gesehen habe, weit von hier in einer großen Stadt am Wasser. Da habe der alte Meerkönig gestanden, mitten auf dem Markte, wie er leibt und lebt, in einem weißen Gewande und mit seinem großen Bart und in der Rechten das Zepter. Und rund um ihn herum hätten seine Töchter gelegen, die Nixen. Und als nun der gute Großvater durch weiteres Fragen in die Enge getrieben wurde, da mußte er gestehen, daß alles dieses eigentlich ein Brunnen gewesen sei, auf dem der Meerkönig und seine Töchter ständen und lägen und Wasser spieen.

Da aber rief der ältere der beiden Knaben: „Großvater, du hast mit uns deinen Scherz getrieben, — und ein Schiffer will ich doch werden!" —

Aber nun kommt die eigentliche Geschichte, und die ist kein Märchen, sondern die reine Wahrheit. Nach der großen Sturmfluth im J. 1871, die so viele Opfer an Hab' und Gut und sogar an Menschenleben gefordert hatte, stand in fast allen größeren Zeitungen der nachfolgende Aufruf:

„Bei der Sturmfluth vom 13. November vorigen Jahres wurde durch den Wogendrang der am Fehmarnsund wohnende Lootse, Hans Kruse, der sich mit seiner Frau und zwei Söhnen auf den Dachboden seines Hauses geflüchtet hatte, mit einem Theile desselben, seiner Frau und seinem jüngeren Sohne fortgerissen und ein Raub der Wellen.

Dem älteren Sohne Jacob Friedrich war es kurz vor dem verhängnißvollen Augenblicke gelungen, an dem Sparrenwerk emporzuklettern und auf der Dachfirste einen den Umständen nach etwas ge-

sicherten Sitzplatz zu erlangen, indem er die Füße in das Lattenwerk hineinzwängte und die Sparren nebst Lattenwerk mit dem darunter befindlichen Hausboden in Verbindung blieben.

So trieb er am Morgen des 13. Novembers ab, dem heftigsten Ungestüm der Wellen sowie den Unbilden einer kalten Winternacht preisgegeben, in die weite See hinaus, halb verhungert und vor Nässe verkommen.

Dennoch hatte der tapfere Junge noch nicht die Geistesgegenwart verloren. Wie ein alter, erfahrener Schiffer suchte er die Dachziegel, soweit er sie zu erreichen vermochte, als überflüssigen Ballast abzustoßen. Als es am 14. November zu tagen begann, befand er sich in einiger Entfernung vom Kieler Hafen.

Gegen Mittag wurde er auf seinem zerbrechlichen Fahrzeuge von einem diesen Hafen suchenden französischen Schiffer bemerkt. Der wackere Capitän*) ließ sofort ein mit vier Leuten bemanntes Boot aussetzen, das nur mit großer Mühseligkeit und Beschwerde den Knaben aufnehmen und an Bord bringen konnte.

Nachdem er hier die liebevollste Verpflegung und Behandlung genossen, wurde er nach Kiel gebracht und dem weiteren Schutze der Landesbehörde übergeben.

Von dort ist Jacob Friedrich Kruse nach Burg auf Fehmarn zurückgelangt; und hier ist eine Vormundschaft über ihn eingeleitet worden.

Von allen Schreckensereignissen der Sturmfluth des 13. Novembers v. J. ist aber gewiß keines so sehr als das seinige geeignet, die allgemeine Theilnahme zu begründen."

*) Er war Capitän der französischen Brigg Locquire aus Morlaix und hieß René Cabon; für seine edle That belohnte ihn der deutsche Kaiser mit einem Orden.

Und nun heißt es weiter in diesem Aufruf, daß Fritz Kruse, ungeachtet seines schrecklichen Erlebnisses, fest entschlossen sei, Seemann zu werden, und wohlthätige Menschen werden gebeten, durch Einsendungen von Geldbeiträgen den muthigen Knaben in seinem Vorhaben zu unterstützen.

Unterzeichnet war dieser vom 22. Januar 1873 datirte Aufruf von dem Obervormund: Amtsrichter F. Sarauw und dem Vormund: Rathmann R. Mildenstein, beide in Burg auf Fehmarn.

Nach dieser Begebenheit, die selber wie ein Märchen klingt, hat Johann Meyer das Märchen „Fritz Kruse, oder der alte Meerkönig und seine Töchter" geschaffen. Er wurde dazu veranlaßt durch den Redacteur der „Deutschen Jugend", Julius Lohmeyer, der ihn bat, ihm für sein Blatt etwas über die große Sturmfluth zu schreiben.

Im sechsten Jahrgange der „Deutschen Jugend“ (1874) ist denn das Märchen, geschmückt mit prächtigen Bildern von der Hand Paul Thumann's, erschienen, später, ohne Bilder, in dem Bande der hochdeutschen Gedichte Johann Meyer's.

Es sei noch bemerkt, daß auf jenen Aufruf hin, viele Gaben eingesandt wurden und daß Fritz Kruse auch wirklich ein Seemann geworden ist. Und so haben sich auch hier wieder Entschlossenheit, Muth und Ausdauer als die besten Retter und Helfer in der Noth bewährt.

Es erübrigen noch zwei Märchen, die ich, wie versprochen, meinen Lesern in dem ganzen Umfange vorführen will. Man wird an ihnen erkennen, mit welcher Geschicklichkeit Johann Meyer seine Märchenstoffe zu behandeln versteht, und bei ihrer Lectüre mit mir den Wunsch hegen, daß ihr Verfasser auch fernerhin zum Segen und zur Freude unserer Jugend derartige Erzählungen, die wie spärliche Oasen in dem meist öden Gebiete der sonstigen Jugendschriften erscheinen, schaffen möge.

Also, lauschen wir unserer liebenswürdigen hochdeutschen Erzählerin!

Die alte Uhr.

Tick! tack! — tick! tack! — sagte die alte Uhr, und das Kind saß und schrieb. Es war Sommer und in den Ferien, und der Aufsatz mußte fertig werden. Aber das war schwer, — der Flug der Zeit war das Thema; — da stand's, — eben erst geschrieben, — und das Thema war noch naß, und weiter wollt' es nicht.

Tick! tack! — tick! tack! — sagte wieder die alte Uhr, und sie sagte es so träge und so langsam, gerade als wenn der lange Perpendikel gar keine Lust mehr hätte und wohl viel lieber stehen als gehen möchte. Ein Kind und der Flug der Zeit! —Waren ihm nicht schon die Ferien eine Ewigkeit? Vier ganze Wochen, und erst zwei waren vorüber, was für eine Zeit der Wonne und Freude schon dahin, und was noch alles zu gewärtigen und zu genießen!

Tick! tack! — tick! tack! — sagte wieder die alte Uhr, und nun fing sie an zu schnurren, und dann schlug's zwei, und da oben rief es: Kukuk! Kukuk! Und etwas höher noch, als wo es Kukuk! rief, marschirte ein kleines Männlein im rothen Rock und mit Gewehr und Säbel. Es war die Schildwache, das Kind wußte Bescheid; wie lange kannt' es sie schon und wie oft hatt' es sich schon darüber gefreut! Und den Vogel kannt' es auch; wie oft hatt es ihn schon rufen hören! — Aber nun war er still, und das Thema war schon trocken, und mit dem Aufsatz wollt' es immer noch nicht weiter.

sicherten Sitzplatz zu erlangen, indem er die Füße in das Lattenwerk hineinzwängte und die Sparren nebst Lattenwerk mit dem darunter befindlichen Hausboden in Verbindung blieben.

So trieb er am Morgen des 13. Novembers ab, dem heftigsten Ungestüm der Wellen sowie den Unbilden einer kalten Winternacht preisgegeben, in die weite See hinaus, halb verhungert und vor Nässe verkommen.

Dennoch hatte der tapfere Junge noch nicht die Geistesgegenwart verloren. Wie ein alter, erfahrener Schiffer suchte er die Dachziegel, soweit er sie zu erreichen vermochte, als überflüssigen Ballast abzustoßen. Als es am 14. November zu tagen begann, befand er sich in einiger Entfernung vom Kieler Hafen.

Gegen Mittag wurde er auf seinem zerbrechlichen Fahrzeuge von einem diesen Hafen suchenden französischen Schiffer bemerkt. Der wackere Capitän*) ließ sofort ein mit vier Leuten bemanntes Boot aussetzen, das nur mit großer Mühseligkeit und Beschwerde den Knaben aufnehmen und an Bord bringen konnte.

Nachdem er hier die liebevollste Verpflegung und Behandlung genossen, wurde er nach Kiel gebracht und dem weiteren Schutze der Landesbehörde übergeben.

Von dort ist Jacob Friedrich Kruse nach Burg auf Fehmarn zurückgelangt; und hier ist eine Vormundschaft über ihn eingeleitet worden.

Von allen Schreckensereignissen der Sturmfluth des 13. Novembers v. J. ist aber gewiß keines so sehr als das seinige geeignet, die allgemeine Theilnahme zu begründen."

*) Er war Capitän der französischen Brigg Locquire aus Morlaix und hieß René Cabon; für seine edle That belohnte ihn der deutsche Kaiser mit einem Orden.

Und nun heißt es weiter in diesem Aufruf, daß Fritz Kruse, ungeachtet seines schrecklichen Erlebnisses, fest entschlossen sei, Seemann zu werden, und wohlthätige Menschen werden gebeten, durch Einsendungen von Geldbeiträgen den muthigen Knaben in seinem Vorhaben zu unterstützen.

Unterzeichnet war dieser vom 22. Januar 1873 datirte Aufruf von dem Obervormund: Amtsrichter F. Saraum und dem Vormund: Rathmann R. Mildenstein, beide in Burg auf Fehmarn.

Nach dieser Begebenheit, die selber wie ein Märchen klingt, hat Johann Meyer das Märchen „Fritz Kruse, oder der alte Meerkönig und seine Töchter" geschaffen. Er wurde dazu veranlaßt durch den Redacteur der „Deutschen Jugend", Julius Lohmeyer, der ihn bat, ihm für sein Blatt etwas über die große Sturmfluth zu schreiben.

Im sechsten Jahrgange der „Deutschen Jugend" (1874) ist denn das Märchen, geschmückt mit prächtigen Bildern von der Hand Paul Thumann's, erschienen, später, ohne Bilder, in dem Bande der hochdeutschen Gedichte Johann Meyer's.

Es sei noch bemerkt, daß auf jenen Aufruf hin, viele Gaben eingesandt wurden und daß Fritz Kruse auch wirklich ein Seemann geworden ist. Und so haben sich auch hier wieder Entschlossenheit, Muth und Ausdauer als die besten Retter und Helfer in der Noth bewährt.

Es erübrigen noch zwei Märchen, die ich, wie versprochen, meinen Lesern in dem ganzen Umfange vorführen will. Man wird an ihnen erkennen, mit welcher Geschicklichkeit Johann Meyer seine Märchenstoffe zu behandeln versteht, und bei ihrer Lectüre mit mir den Wunsch hegen, daß ihr Verfasser auch fernerhin zum Segen und zur Freude unserer Jugend derartige Erzählungen, die wie spärliche Oasen in dem meist öden Gebiete der sonstigen Jugendschriften erscheinen, schaffen möge.

Also, lauschen wir unserer liebenswürdigen hochdeutschen Erzählerin!

Die alte Uhr.

Tick! tack! — tick! tack! — sagte die alte Uhr, und das Kind saß und schrieb. Es war Sommer und in den Ferien, und der Aufsatz mußte fertig werden. Aber das war schwer, — der Flug der Zeit war das Thema; — da stand's, — eben erst geschrieben, — und das Thema war noch naß, und weiter wollt' es nicht.

Tick! tack! — tick! tack! — sagte wieder die alte Uhr, und sie sagte es so träge und so langsam, gerade als wenn der lange Perpendikel gar keine Lust mehr hätte und wohl viel lieber stehen als gehen möchte. Ein Kind und der Flug der Zeit! —Waren ihm nicht schon die Ferien eine Ewigkeit? Vier ganze Wochen, und erst zwei waren vorüber, was für eine Zeit der Wonne und Freude schon dahin, und was noch alles zu gewärtigen und zu genießen!

Tick! tack! — tick! tack! — sagte wieder die alte Uhr, und nun fing sie an zu schnurren, und dann schlug's zwei, und da oben rief es: Kukuk! Kukuk! Und etwas höher noch, als wo es Kukuk! rief, marschirte ein kleines Männlein im rothen Rock und mit Gewehr und Säbel. Es war die Schildwache, das Kind wußte Bescheid; wie lange kannt' es sie schon und wie oft hatt' es sich schon darüber gefreut! Und den Vogel kannt' es auch; wie oft hatt es ihn schon rufen hören! — Aber nun war er still, und das Thema war schon trocken, und mit dem Aufsatz wollt' es immer noch nicht weiter.

Tick! tack! — tick! tack! — sagte wieder die alte Uhr, noch immer so langsam und so träge als vorher, und das Kind stützte den Kopf und kaute auf der Feder, das that es immer, wenn es einen Aufsatz machte und nicht wußte, was es schreiben sollte. Da gähnte es da oben auf der alten Uhr und so laut daß das Kind es hören konnte. Es war der Kukuk, ihm wurde die Zeit lang. Er hätte schon gern wieder Kukuk gerufen, denn draußen war's ja Sommer, aber die Stunde war noch lange nicht um. Und das Kind gähnte auch, der Kukuk hatte es angesteckt. — aber die alte Uhr blieb standhaft, tick! tack! — tick! tack! — sagte sie und ließ die andern gähnen.

Und da draußen war's so warm und so grün, und in der Stube summten die Fliegen, und die liebe Sonne schien so hell in's Fenster. Ach, dachte der Kukuk, wär'st du draußen, und das Kind dacht' es auch; aber bald dachten sie beide gar nichts mehr, — sie hatten die Augen geschlossen und schliefen. Und wie es nun einmal so ist, was einer zuletzt denkt, ehe er einschläft, davon träumt ihm; so ging es auch dem Vogel und dem Kinde. Da waren sie schon draußen, alle beide im Garten, natürlich nur im Traume.

Und im Garten spielte das Schwesterlein, das mit den blonden Locken und den hellblauen Augen. Bruder, rief es, wie schön, daß du kommst! ich spiele! — Das kannte er, und mit der Schwester spielte er gern, weil er sie so lieb und nur die eine hatte. Und die Kinder spielten und freuten sich über den schönen Tag. Wie der Himmel auch so blau war! und wie die Blumen blühten, und die Lerchen sangen! O, es war gar prächtig heute, und der Kukuk meinte es auch und rief fröhlich dazwischen.

Hörst du's, Bruder? rief das kleine Mädchen,

Kukuk, in'n Heben,
Wa lang schall ik leben?

Und der Kukuk rief: Kukuk! Kukuk! Kukuk! und sie lachte und zählte: eins! zwei! drei! und sie zählte bis zwanzig, — aber da war's aus; und er rief nicht mehr. Er war aus seinem schönen Traum gar unsanft geweckt worden und nicht mehr im Garten. Es hatte drei geschlagen und die Stunde war um, und dann bekam er immer einen Ruck von hinten und mußte rufen. O, zwanzig! das ist herrlich! das ist eine herrliche Zeit! rief das kleine Mädchen, — dann bin ich lange groß, und du bist es auch, Bruder!

Und in der Stube klang noch die alte Uhr vom letzten Schlage und das kleine Männchen marschirte hin und her, und der Kukuk wollt' ihm eben erzählen, wie schön es draußen sei, aber er kam nicht dazu. Hab' keine Zeit, sagte das kleine Männchen, ich muß marschiren!

Und das kleine Männchen marschirte, — und die alte Uhr sagte: tick! tack! -- tick! tack! — und bald war die Stunde um, und der Kukuk mußte wieder rufen.

Da erwachte der Knabe; ihm war, als hörte er ihn noch rufen im Garten, und verwundert rieb er sich die Augen. Hatte ihm denn alles nur

geträumt? In der Hand hielt er die Feder, und vor ihm lag das Buch, — aber der Aufsatz war noch immer nicht fertig.

Es hat noch gar keine Eile, dachte der Knabe, und dann stand er auf und ging wirklich hinaus zu seiner Schwester in den Garten.

Aber der Kukuk blieb drinnen. Der Ruck von hinten, so mitten im Schlaf, war ihm doch gar zu unangenehm, und lieber wollt' er wachen und nicht mehr draußen sein, als sich auf solche Weise schon mit dem nächsten Schlage wieder aus einem so schönen Traum schrecken lassen.

Und die Kinder spielten im Garten. Aber bald war es Abend, und die Nachtigall fing an zu schlagen, dann ging der Mond auf, und es kamen die Sterne, einer nach dem andern; und auf der Wiese in der Ferne war's wie ein großes Meer, und all' die kleinen Blumen darin versunken. Es war der Nebel. Das ist der „Fuchs", sagte der Bruder, der „braut"[1]; und die Kinder sahen immer und immer wieder auf das große Wasser, und immer lauter schlug die Nachtigall, immer heller wurden die kleinen Sterne, und der liebe Mond guckte schon über die Büsche.

Nun rief die Mutter; es war Zeit zum Essen. Nachher schlug's neun, und die Kinder mußten schlafen geh'n. — Die liebe Mutter! wenn sie dann im Bette lagen, küßte sie die Kinder und ließ sie beten, und dann erzählte sie ihnen vom lieben Gott und den kleinen Engeln, oder von Dornröschen und Sneewittchen, oder sonst ein hübsches Märchen. Märchen hörten die Kinder am liebsten, und der kleine Knabe fragte dann immer die Mutter, wer ihr doch all' die hübschen Märchen erzählt habe. Wenn sie ihm dann sagte: die Dichter, — gar liebe und prächtige Menschen, — dann sagte er immer: Weißt du was, Mama, — ich will auch so ein Dichter werden und so hübsche Märchen erzählen wie die Dichter.

Aber bald waren sie stiller und stiller geworden, und dann kam der Schlaf und nahm sie beide in seine Arme.

Und in der Stube am Tisch saßen Vater und Mutter. — Der gute Vater! — Er war immer so fleißig vom frühen Morgen bis zum späten Abend, und wie lieb hatte er den kleinen Knaben und das kleine Mädchen, und wie oft küßte er die Mutter! Der ist der Beste, sagte sie dann, er arbeitet für uns alle! Und der kleine Knabe meinte es auch; aber das Schwesterlein hielt's mit der Mutter, und der Vater sagte: Die Mutter ist die Beste; denn wenn wir die nicht hätten, was sollten wir einmal anfangen!

Und tick! tack! — tick! tack! sagte die alte Uhr, als Vater und Mutter schon lange schliefen, und das kleine Männchen mußte marschiren und der Kukuk rufen, so oft sie schlug; und bald war's elf, bald zwölf, dann wieder eins, dann zwei und drei, und bald war's wieder Morgen.

Und dann schien die liebe Sonne wieder in's Fenster; im Garten zwitscherten und sangen die Vögel, und bald waren die Kinder aufgestanden, bald klirrten die Tassen, und dann waren sie wieder draußen und spielten im Garten.

---

1) Volksthümliche Bezeichnung für das Steigen des Nebels.

Aber bald war's wieder Abend und bald wieder Morgen, und der eine Tag folgte dem andern, und der Aufsatz war noch immer nicht fertig.

Es hat noch gar keine Eile, dachte der Knabe, — und dann ging's nach der Wiese. Butterblumen und Lichtnelken in Hülle und Fülle, — was gab es da zu pflücken! — Und waren dort nicht auch der Bach mit den großen, breiten Blättern und den herrlichen Wasserrosen und die alten Weiden und das Schilf mit den schwarzen Keulen und der schöne Knick mit Geißblatt und Hopfen und voller Sternblumen und Anemonen?!

Aber bald war's wieder Abend und bald wieder Morgen, und der Aufsatz war noch immer nicht fertig.

Es hat noch gar keine Eile, dachte wieder der Knabe und dann ging's in den Wald. Im Walde waren die Kinder am liebsten; o, wie herrlich war's im Walde! Da flötete die Drossel und schlugen Fink und Meise und dufteten Waldmeister und Lilien und Primeln. Da sprang ja auch das Eichhörnchen und klopfte der Specht und unter Dorn und Brombeer wucherte das krause Kraut, das für die Schlangen und ihre Königin mit der goldenen Krone! — Und wie wunderbar rauschte es durch die alten Buchen und Eichen! Ja, im Walde waren die Kinder am liebsten.

Aber bald war's wieder Abend und bald wieder Morgen, und der Aufsatz war noch immer nicht fertig.

Es hat noch gar keine Eile, dachte noch immer der Knabe, und dann ging's auf die Heide. Da wohnte der alte Schäfer mit der ledernen Tasche. Er und Spitz hüteten die Schafe. Der alte Schäfer! — sie dachten gleich an ihren Vater, — wie oft hatte die Mutter es gesungen:

Schlaf', Kindchen, schlaf'
Dein Vater hütet die Schaf'! —

Und nun waren sie bei ihm! — Kein Baum, kein Strauch, aber Blüthe an Blüthe im rosigen Schimmer und darüber flammend der goldene Sonnenschein, soweit das Auge reichte. Der Alte und Spitz saßen vor ihrer Hütte; sie war schwarz und garstig, denn sie war nur von Erde, aber die Kinder krochen doch gleich hinein. Und der Alte zeigte ihnen das Nest, das der Kibitz hatte zwischen den Binsen. Der hübsche Vogel, fast hätten sie ihn gegriffen.

Und nachher pflückten sie von dem Grase mit den feinen weißen Flocken, sie waren so weich wie Seide; und vom Post[1]) pflückten sie, um daran zu riechen, und vom grünen Bram[2]), weil er so schöne gelbe Blüthen hatte. Was hatte nicht alles die Heide! sogar Beeren hatte sie, schöne schwarze und rothe, wohlschmeckende Beeren, welche nur so an der Erde wuchsen, wie die zu Hause am Busch im Garten.

Aber der Alte hielt sich die Hand vor die Augen und sah nach der Sonne. Die Sonne war seine Uhr. Ihr müßt nach Hause, sagte er, bald ist's Mittag; und die Kinder gingen nach Hause.

---

1) Post, auch Porst, Porsch: Myrtenheide, Rosmarinheide.
2) Bram: Ginster.

Und bald war's wieder Abend und bald wieder Morgen, und tick! tack! — tick! tack! — sagte noch immer die alte Uhr, und der eine Tag folgte dem andern, und der Aufsatz war immer noch nicht fertig.

Er wurde auch nicht fertig, denn nun waren die Ferien zu Ende; und als der Knabe wieder zur Schule kam und nichts von dem Aufsatz hatte als nur die Überschrift, wurde der alte Lehrer sehr böse und ließ ihn nachsitzen und zur Strafe ein Gedicht lernen, und das war dieses:

Was fliegt am schnellsten wohl? sag' mir's geschwind!
Ist's durch die Zweige der rauschende Wind?
Ist es zum Meere der schäumende Strom?
Sind es die Wolken am Himmelsdom?

Ist es im Walde das fliehende Wild?
Ist es der Adler im luft'gen Gefild?
Sind es die Segel auf wogender Bahn?
Ist es im Wetter der wilde Orkan?

Ist es das Dampfroß in rasender Eil'?
Ist es vom Bogen der schwirrende Pfeil?
Ist es die Kugel aus krachendem Rohr?
Ist es am Himmel das Meteor?

Ist es der Blitz im metallenen Draht?
Ist es die Erde auf kreisendem Pfad?
Ist's aus der Sonne das strahlende Licht?
Ist's der Gedanke? — Auch der ist's nicht!

Was fliegt am schnellsten denn? sag' mir's geschwind!
Warte nur, wart' nur ein wenig, mein Kind,
Bald giebt das Leben dir selber Bescheid,
Ach, und dann sagst du: die Zeit ist's! die Zeit!

Also die Zeit, dachte der Knabe, als er endlich das Gedicht gelernt hatte und wieder nach Hause ging, wer konnte das auch wissen! — Aber er glaubte es doch nicht; denn er dachte schon wieder an die Zeit, wo die Ferien wieder beginnen würden, und wie lange, ach, wie lange war das noch hin!

Aber endlich, endlich kam auch diese, es war die Weihnachtszeit, die schönste für die Kinder.

O, du fröhliche,
O, du selige,
Gnadenbringende Weihnachtszeit!

Da sangen sie's schon, er und das fröhliche Schwesterlein. Und als nun der Vater klingelte, und die Mutter die Thür öffnete! Da stand der Weihnachtsbaum im Glanze flammender Kerzen, und ihnen entgegen strömte der liebliche Duft, welcher das Zimmer füllt, wo am Christabend die Tanne

brennt. Und welch eine Freude, welch ein Glück für die Kleinen und für die Großen! Da wurden auch die Eltern Kinder wie ihre Kinder.

Und das war auch wieder einmal eine Freude für den Kukuk. Der schöne Weihnachtsbaum zauberte ihm allemal den Frühling in die Stube. Die hübsche Tanne und die fröhlichen Kinder darunter, was bedurfte es mehr, ihm das Herz groß zu machen? Und er wandte sich nach oben an das kleine Männchen und sagte: Sieh doch, sieh doch! nun ist's wieder Frühling! Wie die Bäume schon wieder grün sind! Und was schon alles daran sitzt! Und wie die Kinder wieder jubeln und sich freuen! Aber das kleine Männchen stand nicht einmal still, um darnach zu sehen. Hab' keine Zeit, sagte es, ich muß marschiren!

Und tick! tack! — tick! tack! — sagte die alte Uhr, aber die Kinder und die Eltern hörten's nicht vor all der Freude, ja, sie hörten's nicht einmal, als der Kukuk wieder rief; und bald waren die bunten Lichter schon heruntergebrannt, eins nach dem andern, und bald war's spät, spät am Abend und alles wieder still und dunkel.

Und in der Stube nebenan schlummerten die Kinder, noch einmal im Traum durchlebend die süßen Stunden des Abends; was sie so heiß ersehnt, worauf sie sich so lange gefreut, — nun war's gewesen.

Aber noch nicht alles, — noch eine ganze Woche Ferien, — sieben Tage, — welch eine Zeit! Aber auch diese gingen vorüber, und als das Neujahrsfest gewesen und Schwester und Bruder morgens wieder die Ränzel schnürten, um zur Schule zu gehen, da seufzten sie und dachten an die lange, lange Zeit bis zu den nächsten Ferien.

Ja, wie lange währte es auch, bis sie kamen; aber sie kamen doch, — und die alte Uhr sagte noch immer: tick! tack! — tick! tack! — und sie kamen und gingen, — und der Knabe glaubte noch immer nicht an den Flug der Zeit.

Wie sollte die Zeit auch fliegen! — war er nicht immer noch ein Knabe und sein Schwesterlein ein kleines Mädchen? — waren sie nicht immer noch Kinder? — Flöge die Zeit, — sie wären es längst nicht mehr!

Und sie waren es doch auch da noch, als sie nebst so vielen ihres Gleichen in der Kirche ihren Taufbund erneuerten und die Hand des Predigers segnend ihre Scheitel berührte. — O, der Freude, daß sie es waren! Was ist lieblicher als eine kindlich reine Seele! — Solcher ist das Himmelreich! —

Tick! tack! — tick! tack! — sagte noch immer die alte Uhr, und vier Jahre schon hatte sie es gesagt, vier lange Jahre schon seit jenem Tage in der Kirche.

Und aus dem Knaben war ein stattlicher Jüngling, aus dem kleinen Mädchen eine blühende Jungfrau geworden. Glaubte er noch immer nicht an den Flug der Zeit? — Noch immer nicht! denn noch immer hatte er auf der Schulbank gesessen, gerade wie damals, — und noch immer sich auf die schönen Tage der Ferien gefreut, so oft sie gekommen. Und so oft sie gekommen, war er daheim gewesen bei den Lieben im Elternhause, und

er und die Schwester, — es war noch immer gewesen, als wären sie Kinder.

Aber ein neues Leben stand nun mit einem Male vor ihm da. Er war Student geworden und wollt' ein Prediger werden; — dem Vater war das schon recht, und wie die Mutter sich dazu freute!

Und die Studenten sind ein gar lustiges Volk; sie singen's ja auch selber:

Es giebt kein schöner Leben
Als Studentenleben!

Und sie tragen hübsche, farbige Bänder und ein goldgesticktes Käppchen, das nennen sie Cerevis. Und das Mädchen, welches ihnen die Stube fegt und morgens den Kaffee bringt, nennen sie Besen, und ihren Hauswirth gar Philister. Wie komisch! — Aber das ist die Studentensprache. Und jeden Sonnabend versammeln sie sich in einem großen Saal, wo sie singen und trinken und rauchen und fröhlich sind, und das nennen sie kneipen.

Und zum Kneipen ging er auch; er versäumte es nie. Glaubte er denn noch immer nicht an den Flug der Zeit? — Noch immer nicht! — Was kümmerte ihn auch die Zeit? Er hatte keine Zeit, sich um sie zu kümmern.

Und wenn dann die Ferien kamen und das Semester zu Ende war, dann kam der Kommers, das letzte fröhliche Beisammensein aller vor Beginn der Ferien. Was für eine lustige Gesellschaft! Und in vollen Tönen erbrauste es wie aus einem Munde:

Frei ist der Bursch'!

Ja, frei ist der Bursch'! nun war er es; der Kommers war zu Ende, und nun zum Besuche im Elternhause!

Da stand noch immer die alte Uhr und sagte: tick! tack! — tick! tack! — Wie freuten sich Vater und Mutter, und was machten das Schwesterlein und der Kukuk für Augen, als sie ihn wiedersahen! Des Erzählens war gar kein Ende; wie konnte der Junge auch raisonniren! — Und das hübsche Band und die schöne, goldgestickte Mütze! — Die Mutter und das Schwesterlein besah'n 's wohl hundertmal, und allezeit schielte der Kukuk darnach hinüber.

Aber das kleine Männchen nahm gar keine Notiz davon, und das ärgerte den Kukuk. Sieh doch! sieh doch! rief er, was für ein prächtiger Junge ist er geworden! Kennst du ihn denn gar nicht mehr? Hast wohl wieder keine Zeit gehabt und nichts davon gehört; aber das war lustig, das mußt du hören! Und nun fing er an und wollt' ihm alles erzählen, was der Bruder Studio ihnen alles erzählt hatte; aber das kleine Männchen ließ ihn wieder gar nicht zu Worte kommen. Hab' keine Zeit, sagte es, ich muß marschiren.

Und marschiren muß bald auch schon wieder der Bruder Studio, die alte Uhr hatte tick! tack! — tick! tack! — gesagt, und die schöne Zeit der Ferien war vorüber. Und das Schwesterlein schenkte ihm einen gestickten Geldbeutel, welchen ihm der Vater mit blanken Thalern füllte, und die

liebe Mutter steuerte ihn aus wie einen Bräutigam. Die lieben Eltern, wie gut waren sie noch immer! Sie gaben ihm fast mehr, als sie konnten. Aber als er nun Abschied nahm, bekam er doch gar ernste Worte mit auf die Reise.

Spar' auf den Schilling, sagte ihm der Vater, so hältst du den Thaler; das Geld ist rund, ich muß es sauer verdienen. Und die Mutter sagte: Die Zeit fliegt, denk ans Examen und sei fleißig und sitz mir nicht so viel zu träumen!

Er wußte wohl, was sie damit meinte; er wollt' ja früher einmal Dichter werden, er wär' es auch wohl jetzt am liebsten noch geworden; und gar oft saß er nun zu träumen, und dann machte er ein Lied oder ein Märchen, und manches davon hatt' auch die Mutter schon gesehen..

Aber im zweiten Semester, — — was die Mutter sich auch für Sorgen machte! Zeit genug! Es hat noch gar keine Eile!

Und da saß er wieder im traulichen Stübchen bei seinen Freunden, den Büchern, und wären's nur die rechten gewesen, er hätt' es weit gebracht; aber die rechten waren's leider nicht, — es waren Dichter, — Schiller, — Goethe, — Lessing, — o, könnt' er solch ein Dichter werden!

Und dann trieb es ihn so wonnig, so wonnig, er wußt' es selbst nicht wie; — und das war's ja gerade, was die Mutter gemeint: Verträume die Zeit nicht! — Er saß zu träumen, und was er träumte, waren Märchen und Lieder.

Aber tick! tack! — tick! tack! — sagte die alte Uhr im Elternhause, — und der eine Tag folgte dem andern, und die Tage wurden Wochen, und die Wochen Monden, und es dauerte nicht lange, da sangen sie wieder:

Frei ist der Bursch'!

Und der Kommers war gewesen und das Semester zu Ende.

Und als er nun wieder nach Hause kam, der lustige Bruder Studio, da war die Reihe an ihm, sich zu verwundern und große Augen zu machen. Freilich, Vater und Mutter waren noch immer dieselben, und der Kukuk und das kleine Männchen auch, aber das Schwesterlein, das liebe, fröhliche Schwesterlein, das war es nimmermehr.

Bruder! Bruder! sprang sie ihm fröhlich entgegen und zeigte auf ihren Finger. Aber dann hielt sie inne und wandte sich ab und weinte. Und an ihrem Finger blitzte ein Ring. War es Wonne, war es Wehmuth, warum sie weinen mußte? — Es war beides, — sie weinte Thränen der Freude!

Und er umarmte und küßte sie und strich ihr die wilden Locken von den brennenden Wangen. Was hatte sie ihm für einen Streich gespielt! Wer hätte das gedacht!

Und die alte Uhr sagte tick! tack! — tick! tack! — aber sie hörten's nicht vor all der Herzlichkeit und Freude. Un dann fing sie an zu schlagen, und es rief: Kukuk! Kukuk! gerade so laut und so lustig wie damals, als es draußen war und das Schwesterlein ihn fragte im Garten.

Zwanzig Jahre! — Das ist herrlich! Das ist eine lange Zeit! Dann bin ich längst groß, Bruder, und du bist es auch!

Und nun waren sie's, und das Schwesterlein war eine glückliche Braut, noch ehe sie zwanzig war!

Und die alte Uhr sagte: tick! tack! — tick! tack! — Und bald war's Abend und bald wieder Morgen, und dem einen Tage folgte der andere, und dann kam ein gar schöner — der Geburtstag der Braut — ihr zwanzigster! Wie nett, daß ihn Bruder Studio noch mitfeiern konnte!

O, Schwesterlein, du fröhliches und du glückliches Herz, wie rosig und wie golden lächelte dir der Morgen dieses Tages!

Im Busch schlug die Nachtigall, auf dem Dache zwitscherten die Schwalben, und durch das offene Fenster guckte der blühende Kirschbaum. Da stand der Geburtstagstisch, und auf seiner schneeweißen Decke blühten die Veilchen. Und zwischen den Blumen schimmerte es golden, — es war eine Uhr, das Geschenk deines Bräutigams. — Sollt' es dich mahnen an den Flug der Zeit? — O, das Glück zählt ja nicht die Stunden!

Und die alte Uhr sagte: tick! tack! — tick! tack! — Und: ticke! ticke! ticke! das glänzende Brautgeschenk dazwischen, — und der Kukuk machte wieder den Hals lang und wußte gar nicht, was es war. Sieh doch! sieh doch! rief er verwundert nach oben, sieh doch, was ist das? — Aber das kleine Männchen kümmerte sich auch um dieses nicht. Hab' keine Zeit, sagte es, ich muß marschiren.

Und marschiren mußte bald auch wieder der Bruder Studio. Und da saß er wieder bei seinen Freunden, den Büchern, aber wieder nicht bei den rechten. Es hat noch keine Eile, dachte er, und er saß zu träumen und zu dichten.

Und da kam ein Brief, — er war vom Vater, und was darin stand, mußte nichts Gutes sein; dem Sohne, als er ihn las, rollten die Thränen über die Wangen. Komm schnell, schrieb der Vater, deine liebe Schwester ist schwer erkrankt, — — Gott gebe das Beste!

Und tick! tack! — tick! tack! — sagte die alte Uhr daheim, — und still und traurig saßen Vater und Mutter in der Stube.

Und da lag sie, in wirren, wilden Träumen, die Beute eines tückischen Fiebers, und die lieben, blauen Augen erkannten keinen mehr.

Wie war es gekommen? — ja, wer konnt' es sagen! Schon bald nachher und mit einem Male war's gekommen, und keiner wußte, wie.

Und die alte Uhr sagte: tick! tack! — tick! tack! — und dann fing sie an zu schlagen und es rief: Kukuk! Kukuk! — Und das kranke Kind fuhr hoch empor. Zwanzig! zwanzig! hörst du's, Bruder? o, das ist lange, lange! — Und weinend kam die Mutter und beruhigte es mit sanften Worten. Da ward es wach, vom süßen Mutterlaut geweckt; o, Mutter, sagte es leise, wie schön ist das Leben!

Und der ferne Bruder eilte nach Hause; aber wie schnell er auch kam, er kam dennoch nicht schnell genug; sein fröhliches Schwesterlein war schon gestorben.

[illegible]

[illegible] Sieger [illegible] kommen hat. Und wehe dann den armen Schiffern und wehe den armen Leuten, deren Schiff und [illegible] zu Grunde geht! Die Nixen sind da und umfangen und [illegible] armen sie, und [illegible] immer noch einer meint, [illegible] zu retten [illegible]: er ist verl[illegible] sobald sie ihn nur sehen [illegible] bist m[illegible] bist mein!" [illegible] sie und hinunter geht es [illegible] unendlich[illegible]

Aber d[illegible] nur kurz; den[illegible] allen, die sie ins Sch[illegible] mehr am L[illegible], bleich und todt [illegible] ein [illegible] frommt keiner [illegible] Sohn kein[illegible] Da klagen und ja[illegible] Meerkönig [illegible] Tochter, wohl ebenso [illegible] uns [illegible] ist, den wir lieb [illegible] Die T[illegible] lassen; und

es dauert nicht lange, so sind sie alle wieder da, alle, die von den Nixen umarmt und heruntergezogen sind, und dann treiben sie hier oben auf dem Wasser oder werden an den Strand gespült, und die Leute, die sie finden, fischen sie auf und sagen: „Sie sind ertrunken!"

Doch alle, die noch gut davon gekommen sind, kümmern sich wenig darum; und kaum ist der Orkan vorüber, so sind sie auch schon wieder da und treiben's nach wie vor. Und dann währt es auch nicht lange, so wird der alte Meerkönig schon wieder verdrießlich, und dann sitzt er wieder da und fängt Grillen, und Grillen fangen auch seine Töchter. Bald ist das Maß wieder voll, und dann haben wir wieder einmal die alte Geschichte. . . . .

So erzählte der Großvater, und als die Knaben noch immer mehr wissen wollten, sagte er ihnen, daß er als Schiffsjunge den Meerkönig und einige seiner Töchter gesehen habe, weit von hier in einer großen Stadt am Wasser. Da habe der alte Meerkönig gestanden, mitten auf dem Markte, wie er leibt und lebt, in einem weißen Gewande und mit seinem großen Bart und in der Rechten das Zepter. Und rund um ihn herum hätten seine Töchter gelegen, die Nixen. Und als nun der gute Großvater durch weiteres Fragen in die Enge getrieben wurde, da mußte er gestehen, daß alles dieses eigentlich ein Brunnen gewesen sei, auf dem der Meerkönig und seine Töchter ständen und lägen und Wasser spieen.

Da aber rief der ältere der beiden Knaben: „Großvater, du hast mit uns deinen Scherz getrieben, — und ein Schiffer will ich doch werden!" —

Aber nun kommt die eigentliche Geschichte, und die ist kein Märchen, sondern die reine Wahrheit. Nach der großen Sturmfluth im J. 1871, die so viele Opfer an Hab' und Gut und sogar an Menschenleben gefordert hatte, stand in fast allen größeren Zeitungen der nachfolgende Aufruf:

„Bei der Sturmfluth vom 13. November vorigen Jahres wurde durch den Wogendrang der am Fehmarnsund wohnende Lootse, Hans Kruse, der sich mit seiner Frau und zwei Söhnen auf den Dachboden seines Hauses geflüchtet hatte, mit einem Theile desselben, seiner Frau und seinem jüngeren Sohne fortgerissen und ein Raub der Wellen.

Dem älteren Sohne Jacob Friedrich war es kurz vor dem verhängnißvollen Augenblicke gelungen, an dem Sparrenwerk emporzuklettern und auf der Dachfirste einen den Umständen nach etwas ge-

eins, eins ist doch recht schlimm — — alle die hübschen Prinzessinnen haben gar keine Beine; statt dessen haben sie lange, häßliche Schwänze, ordentlich mit Schuppen und Flossen, gerade wie bei den Fischen.

Der alte Meerkönig ist ein brummiger Patron; er ärgert sich darüber, daß die Menschen sein Reich befahren, mit Rädern und Schrauben die Wellen peitschen und schlagen oder gar ihre großen Anker auf das schöne Schloß und die funkelnden Fenster werfen, und daß sie auf ihren Böten kommen und des Königs Thiere verfolgen und rauben und ihm die Perlen stehlen und das schönste Gesträuch aus dem Garten. Ja, sogar von seinem Königreiche nehmen sie Stück um Stück und verbergen es hinter Bollwerken und Deichen. Und bei diesem Gebahren der Menschen wird der König verdrießlich, und dann fängt er Grillen. Und Grillen fangen auch die Töchter, die Nixen; denn sie langweilen sich, weil sie ja gar keine Brüder haben, mit denen sie spielen könnten.

Und dann kommen sie alle und klagen und bitten und quälen den alten Vater Meerkönig und machen ihm den Kopf noch heißer. Und zuletzt ist das Maß voll; er schwingt im Zorne noch gewaltiger als sonst das Zepter, und immer mächtiger erbraust der Sturm, immer entsetzlicher tobt das Meer, und die größten Schiffe schleudert er nun gegen die Felsen, daß sie „knack“ sagen wie ein Stock, den man entzweibricht. Und über Deiche und Dämme braust die Fluth, alles niederreißend, was im Wege steht, und alles wiedernehmend, was man dem alten Meerkönige von seinem Reiche genommen hat. Und wehe dann den armen Schiffern und wehe den armen Leuten, deren Schiff und Haus zu Grunde geht! Die Nixen sind da und umfangen und umarmen sie, und wo immer noch einer treibt und sich zu retten hofft: er ist verloren, sobald sie ihn nur sehen. „Du bist mein! du bist mein!“ rufen sie und hinunter geht es in die unendliche Tiefe!

Aber die Freude der Nixen ist nur kurz; denn von allen, die sie ins Schloß gebracht, ist keiner mehr am Leben; still, bleich und todt sind sie alle, alle! — Und ein todter Bruder frommt keiner Schwester mehr, ein todter Sohn keinem Vater. Da klagen und jammern sie denn, der alte Meerkönig und seine Töchter, wohl ebenso wie wir hier oben, wenn uns einer gestorben ist, den wir lieb haben. Aber was hilft's? Die Todten muß man lassen; und

es dauert nicht lange, so sind sie alle wieder da, alle, die von den Nixen umarmt und heruntergezogen sind, und dann treiben sie hier oben auf dem Wasser oder werden an den Strand gespült, und die Leute, die sie finden, fischen sie auf und sagen: „Sie sind ertrunken!"

Doch alle, die noch gut davon gekommen sind, kümmern sich wenig darum; und kaum ist der Orkan vorüber, so sind sie auch schon wieder da und treiben's nach wie vor. Und dann währt es auch nicht lange, so wird der alte Meerkönig schon wieder verdrießlich, und dann sitzt er wieder da und fängt Grillen, und Grillen fangen auch seine Töchter. Bald ist das Maß wieder voll, und dann haben wir wieder einmal die alte Geschichte. . . . .

So erzählte der Großvater, und als die Knaben noch immer mehr wissen wollten, sagte er ihnen, daß er als Schiffsjunge den Meerkönig und einige seiner Töchter gesehen habe, weit von hier in einer großen Stadt am Wasser. Da habe der alte Meerkönig gestanden, mitten auf dem Markte, wie er leibt und lebt, in einem weißen Gewande und mit seinem großen Bart und in der Rechten das Zepter. Und rund um ihn herum hätten seine Töchter gelegen, die Nixen. Und als nun der gute Großvater durch weiteres Fragen in die Enge getrieben wurde, da mußte er gestehen, daß alles dieses eigentlich ein Brunnen gewesen sei, auf dem der Meerkönig und seine Töchter ständen und lägen und Wasser spieen.

Da aber rief der ältere der beiden Knaben: „Großvater, du hast mit uns deinen Scherz getrieben, — und ein Schiffer will ich doch werden!" —

Aber nun kommt die eigentliche Geschichte, und die ist kein Märchen, sondern die reine Wahrheit. Nach der großen Sturmfluth im J. 1871, die so viele Opfer an Hab' und Gut und sogar an Menschenleben gefordert hatte, stand in fast allen größeren Zeitungen der nachfolgende Aufruf:

„Bei der Sturmfluth vom 13. November vorigen Jahres wurde durch den Wogendrang der am Fehmarnsund wohnende Lootse, Hans Kruse, der sich mit seiner Frau und zwei Söhnen auf den Dachboden seines Hauses geflüchtet hatte, mit einem Theile desselben, seiner Frau und seinem jüngeren Sohne fortgerissen und ein Raub der Wellen.

Dem älteren Sohne Jacob Friedrich war es kurz vor dem verhängnißvollen Augenblicke gelungen, an dem Sparrenwerk emporzuklettern und auf der Dachfirste einen den Umständen nach etwas ge-

sicherten Sitzplatz zu erlangen, indem er die Füße in das Lattenwerk hineinzwängte und die Sparren nebst Lattenwerk mit dem darunter befindlichen Hausboden in Verbindung blieben.

So trieb er am Morgen des 13. Novembers ab, dem heftigsten Ungestüm der Wellen sowie den Unbilden einer kalten Winternacht preisgegeben, in die weite See hinaus, halb verhungert und vor Nässe verkommen.

Dennoch hatte der tapfere Junge noch nicht die Geistesgegenwart verloren. Wie ein alter, erfahrener Schiffer suchte er die Dachziegel, soweit er sie zu erreichen vermochte, als überflüssigen Ballast abzustoßen. Als es am 14. November zu tagen begann, befand er sich in einiger Entfernung vom Kieler Hafen.

Gegen Mittag wurde er auf seinem zerbrechlichen Fahrzeuge von einem diesen Hafen suchenden französischen Schiffer bemerkt. Der wackere Capitän*) ließ sofort ein mit vier Leuten bemanntes Boot aussetzen, das nur mit großer Mühseligkeit und Beschwerde den Knaben aufnehmen und an Bord bringen konnte.

Nachdem er hier die liebevollste Verpflegung und Behandlung genossen, wurde er nach Kiel gebracht und dem weiteren Schutze der Landesbehörde übergeben.

Von dort ist Jacob Friedrich Kruse nach Burg auf Fehmarn zurückgelangt; und hier ist eine Vormundschaft über ihn eingeleitet worden.

Von allen Schreckensereignissen der Sturmfluth des 13. Novembers v. J. ist aber gewiß keines so sehr als das seinige geeignet, die allgemeine Theilnahme zu begründen."

*) Er war Capitän der [illegible] Cabon; [illegible]

Und nun heißt es weiter in diesem Aufruf, daß Fritz Kruse, ungeachtet seines schrecklichen Erlebnisses, fest entschlossen sei, Seemann zu werden, und wohltätige Menschen werden gebeten, durch Einsendungen von Geldbeiträgen den mutigen Knaben in seinem Vorhaben zu unterstützen.

Unterzeichnet war dieser vom 22. Januar 1873 datierte Aufruf von dem Obervormund: Amtsrichter F. [illegible] und dem Vormund: Rathmann [illegible], beide in Burg auf Fehmarn.

Nach dieser Begebenheit, die schier wie ein Märchen klingt, hat Johann Meyer das Märchen „Fritz Kruse, oder der alte Meerkönig und seine Tochter“ geschaffen. Er wurde dazu veranlaßt durch den Redakteur der „Deutschen Jugend“, Julius Lohmeyer, der ihn bat, ihm für sein Blatt etwas über die große Sturmflut zu schreiben.

Im sechsten Jahrgange der „Deutschen Jugend" (1874) ist denn das Märchen, geschmückt mit prächtigen Bildern von der Hand Paul Thumann's, erschienen, später, ohne Bilder, in dem Bande der hochdeutschen Gedichte Johann Meyer's.

Es sei noch bemerkt, daß auf jenen Aufruf hin, viele Gaben eingesandt wurden und daß Fritz Kruse auch wirklich ein Seemann geworden ist. Und so haben sich auch hier wieder Entschlossenheit, Muth und Ausdauer als die besten Retter und Helfer in der Noth bewährt.

Es erübrigen noch zwei Märchen, die ich, wie versprochen, meinen Lesern in dem ganzen Umfange vorführen will. Man wird an ihnen erkennen, mit welcher Geschicklichkeit Johann Meyer seine Märchenstoffe zu behandeln versteht, und bei ihrer Lectüre mit mir den Wunsch hegen, daß ihr Verfasser auch fernerhin zum Segen und zur Freude unserer Jugend derartige Erzählungen, die wie spärliche Oasen in dem meist öden Gebiete der sonstigen Jugendschriften erscheinen, schaffen möge.

Also, lauschen wir unserer liebenswürdigen hochdeutschen Erzählerin!

Die alte Uhr.

Tick! tack! — tick! tack! — sagte die alte Uhr, und das Kind saß und schrieb. Es war Sommer und in den Ferien, und der Aufsatz mußte fertig werden. Aber das war schwer, — der Flug der Zeit war das Thema; — da stand's, — eben erst geschrieben, — und das Thema war noch naß, und weiter wollt' es nicht.

Tick! tack! — tick! tack! — sagte wieder die alte Uhr, und sie sagte es so träge und so langsam, gerade als wenn der lange Perpendikel gar keine Lust mehr hätte und wohl viel lieber stehen als gehen möchte. Ein Kind und der Flug der Zeit! — Waren ihm nicht schon die Ferien eine Ewigkeit? Vier ganze Wochen, und erst zwei waren vorüber, was für eine Zeit der Wonne und Freude schon dahin, und was noch alles zu gewärtigen und zu genießen!

Tick! tack! — tick! tack! — sagte wieder die alte Uhr, und nun fing sie an zu schnurren, und dann schlug's zwei, und da oben rief es: Kukuk! Kukuk! Und etwas höher noch, als wo es Kukuk! rief, marschirte ein kleines Männlein im rothen Rock und mit Gewehr und Säbel. Es war die Schildwache, das Kind wußte Bescheid; wie lange kannt' es sie schon und wie oft hatt' es sich schon darüber gefreut! Und den Vogel kannt' es auch; wie oft hatt es ihn schon rufen hören! — Aber nun war er still, und das Thema war schon trocken, und mit dem Aufsatz wollt' es immer noch nicht weiter.

Tick! tack! — tick! tack! — sagte wieder die alte Uhr, noch immer so langsam und so träge als vorher, und das Kind stützte den Kopf und kaute auf der Feder; das that es immer, wenn es einen Aufsatz machte und nicht wußte, was es schreiben sollte. Da gähnte es da oben auf der alten Uhr und so laut, daß das Kind es hören konnte. Es war der Kukuk, ihm wurde die Zeit lang. Er hätte schon gern wieder Kukuk gerufen, denn draußen war's ja Sommer, aber die Stunde war noch lange nicht um. Und das Kind gähnte auch; der Kukuk hatte es angesteckt, — aber die alte Uhr blieb standhaft; tick! tack! — tick! tack! — sagte sie und ließ die andern gähnen.

Und da draußen war's so warm und so grün, und in der Stube summten die Fliegen, und die liebe Sonne schien so hell in's Fenster. Ach, dachte der Kukuk, wärst du draußen, und das Kind dacht' es auch; aber bald dachten sie beide gar nichts mehr, — sie hatten die Augen geschlossen und schliefen. Und wie es nun einmal so ist, was einer zuletzt denkt, ehe er einschläft, davon träumt ihm; so ging es auch dem Vogel und dem Kinde. Da waren sie schon draußen, alle beide im Garten, natürlich nur im Traume.

Und im Garten spielte das Schwesterlein, das mit den blonden Locken und den hellblauen Augen. Bruder, rief es, wie schön, daß du kommst! ich spiele! — Das kannte er, und mit der Schwester spielte er gern, weil er sie so lieb und nur die eine hatte. Und die Kinder spielten und freuten sich über den schönen Tag. Wie der Himmel auch so blau war! und wie die Blumen blühten, und die Lerchen sangen! O, es war gar prächtig heute, und der Kukuk meinte es auch und rief fröhlich dazwischen.

Hörst du's, Bruder? rief das kleine Mädchen,

Kukuk, in'n Heben,
Wa lang schall ick leben?

Und der Kukuk rief: Kukuk! Kukuk! Kukuk! und sie lachte und zählte: eins! zwei! drei! und sie zählte bis zwanzig, — aber da war's aus; und er rief nicht mehr. Er war aus seinem schönen Traum gar unsanft geweckt worden und nicht mehr im Garten. Es hatte drei geschlagen und die Stunde war um, und dann bekam er immer einen Ruck von hinten und mußte rufen. O, zwanzig! das ist herrlich! das ist eine herrliche Zeit! rief das kleine Mädchen, — dann bin ich lange groß, und du bist es auch, Bruder!

Und in der Stube klang noch die alte Uhr vom letzten Schlage und das kleine Männchen marschirte hin und her, und der Kukuk wollt' ihm eben erzählen, wie schön es draußen sei, aber er kam nicht dazu. Hab' keine Zeit, sagte das kleine Männchen, ich muß marschiren!

Und das kleine Männchen marschirte, — und die alte Uhr sagte: tick! tack! — tick! tack! — und bald war die Stunde um, und der Kukuk mußte wieder rufen.

Da erwachte der Knabe; ihm war, als hörte er ihn noch rufen im Garten, und verwundert rieb er sich die Augen. Hatte ihm denn alles nur

geträumt? In der Hand hielt er die Feder, und vor ihm lag das Buch, — aber der Aufsatz war noch immer nicht fertig.

Es hat noch gar keine Eile, dachte der Knabe, und dann stand er auf und ging wirklich hinaus zu seiner Schwester in den Garten.

Aber der Kukuk blieb drinnen. Der Ruck von hinten, so mitten im Schlaf, war ihm doch gar zu unangenehm, und lieber wollt' er wachen und nicht mehr draußen sein, als sich auf solche Weise schon mit dem nächsten Schlage wieder aus einem so schönen Traum schrecken lassen.

Und die Kinder spielten im Garten. Aber bald war es Abend, und die Nachtigall fing an zu schlagen, dann ging der Mond auf, und es kamen die Sterne, einer nach dem andern; und auf der Wiese in der Ferne war's wie ein großes Meer, und all' die kleinen Blumen darin versunken. Es war der Nebel. Das ist der „Fuchs", sagte der Bruder, der „braut"[1]; und die Kinder sahen immer und immer wieder auf das große Wasser, und immer lauter schlug die Nachtigall, immer heller wurden die kleinen Sterne, und der liebe Mond guckte schon über die Büsche.

Nun rief die Mutter; es war Zeit zum Essen. Nachher schlug's neun, und die Kinder mußten schlafen geh'n. — Die liebe Mutter! wenn sie dann im Bette lagen, küßte sie die Kinder und ließ sie beten, und dann erzählte sie ihnen vom lieben Gott und den kleinen Engeln, oder von Dornröschen und Sneewittchen, oder sonst ein hübsches Märchen. Märchen hörten die Kinder am liebsten, und der kleine Knabe fragte dann immer die Mutter, wer ihr doch all' die hübschen Märchen erzählt habe. Wenn sie ihm dann sagte: die Dichter, — gar liebe und prächtige Menschen, — dann sagte er immer: Weißt du was, Mama, — ich will auch so ein Dichter werden und so hübsche Märchen erzählen wie die Dichter.

Aber bald waren sie stiller und stiller geworden, und dann kam der Schlaf und nahm sie beide in seine Arme.

Und in der Stube am Tisch saßen Vater und Mutter. — Der gute Vater! — Er war immer so fleißig vom frühen Morgen bis zum späten Abend, und wie lieb hatte er den kleinen Knaben und das kleine Mädchen, und wie oft küßte er die Mutter! Der ist der Beste, sagte sie dann, er arbeitet für uns alle! Und der kleine Knabe meinte es auch; aber das Schwesterlein hielt's mit der Mutter, und der Vater sagte: Die Mutter ist die Beste; denn wenn wir die nicht hätten, was sollten wir einmal anfangen!

Und tick! tack! — tick! tack! sagte die alte Uhr, als Vater und Mutter schon lange schliefen, und das kleine Männchen mußte marschiren und der Kukuk rufen, so oft sie schlug; und bald war's elf, bald zwölf, dann wieder eins, dann zwei und drei, und bald war's wieder Morgen.

Und dann schien die liebe Sonne wieder in's Fenster; im Garten zwitscherten und sangen die Vögel, und bald waren die Kinder aufgestanden, bald klirrten die Tassen, und dann waren sie wieder draußen und spielten im Garten.

---

1) Volksthümliche Bezeichnung für das Steigen des Nebels.

Aber bald war's wieder Abend und bald wieder Morgen, und der eine Tag folgte dem andern, und der Aufsatz war noch immer nicht fertig.

Es hat noch gar keine Eile, dachte der Knabe, — und dann ging's nach der Wiese. Butterblumen und Lichtnelken in Hülle und Fülle, — was gab es da zu pflücken! — Und waren dort nicht auch der Bach mit den großen, breiten Blättern und den herrlichen Wasserrosen und die alten Weiden und das Schilf mit den schwarzen Keulen und der schöne Knick mit Geißblatt und Hopfen und voller Sternblnmen und Anemonen?!

Aber bald war's wieder Abend und bald wieder Morgen, und der Aufsatz war noch immer nicht fertig.

Es hat noch gar keine Eile, dachte wieder der Knabe und dann ging's in den Wald. Im Walde waren die Kinder am liebsten; o, wie herrlich war's im Walde! Da flötete die Drossel und schlugen Fink und Meise und dufteten Waldmeister und Lilien und Primeln. Da sprang ja auch das Eichhörnchen und klopfte der Specht und unter Dorn und Brombeer wucherte das krause Kraut, das für die Schlangen und ihre Königin mit der goldenen Krone! — Und wie wunderbar rauschte es durch die alten Buchen und Eichen! Ja, im Walde waren die Kinder am liebsten.

Aber bald war's wieder Abend und bald wieder Morgen, und der Aufsatz war noch immer nicht fertig.

Es hat noch gar keine Eile, dachte noch immer der Knabe, und dann ging's auf die Heide. Da wohnte der alte Schäfer mit der ledernen Tasche. Er und Spitz hüteten die Schafe. Der alte Schäfer! — sie dachten gleich an ihren Vater, — wie oft hatte die Mutter es gesungen:

Schlaf', Kindchen, schlaf'
Dein Vater hütet die Schaf'! —

Und nun waren sie bei ihm! — Kein Baum, kein Strauch, aber Blüthe an Blüthe im rosigen Schimmer und darüber flammend der goldene Sonnenschein, soweit das Auge reichte. Der Alte und Spitz saßen vor ihrer Hütte; sie war schwarz und garstig, denn sie war nur von Erde, aber die Kinder krochen doch gleich hinein. Und der Alte zeigte ihnen das Nest, das der Kibitz hatte zwischen den Binsen. Der hübsche Vogel, fast hätten sie ihn gegriffen.

Und nachher pflückten sie von dem Grase mit den feinen weißen Flocken, sie waren so weich wie Seide; und vom Post[1]) pflückten sie, um daran zu riechen, und vom grünen Bram[2]), weil er so schöne gelbe Blüthen hatte. Was hatte nicht alles die Heide! sogar Beeren hatte sie, schöne schwarze und rothe, wohlschmeckende Beeren, welche nur so an der Erde wuchsen, wie die zu Hause am Busch im Garten.

Aber der Alte hielt sich die Hand vor die Augen und sah nach der Sonne. Die Sonne war seine Uhr. Ihr müßt nach Hause, sagte er, bald ist's Mittag; und die Kinder gingen nach Hause.

---

1) Post, auch Porst, Porsch: Myrtenheide, Rosmarinheide.
2) Bram: Ginster.

Und bald war's wieder Abend und bald wieder Morgen, und tick! tack! — tick! tack! — sagte noch immer die alte Uhr, und der eine Tag folgte dem andern, und der Aufsatz war immer noch nicht fertig.

Er wurde auch nicht fertig, denn nun waren die Ferien zu Ende; und als der Knabe wieder zur Schule kam und nichts von dem Aufsatz hatte als nur die Überschrift, wurde der alte Lehrer sehr böse und ließ ihn nachsitzen und zur Strafe ein Gedicht lernen, und das war dieses:

Was fliegt am schnellsten wohl? sag' mir's geschwind!
Ist's durch die Zweige der rauschende Wind?
Ist es zum Meere der schäumende Strom?
Sind es die Wolken am Himmelsdom?

Ist es im Walde das fliehende Wild?
Ist es der Adler im luft'gen Gefild?
Sind es die Segel auf wogender Bahn?
Ist es im Wetter der wilde Orkan?

Ist es das Dampfroß in rasender Eil'?
Ist es vom Bogen der schwirrende Pfeil?
Ist es die Kugel aus krachendem Rohr?
Ist es am Himmel das Meteor?

Ist es der Blitz im metallenen Draht?
Ist es die Erde auf kreisendem Pfad?
Ist's aus der Sonne das strahlende Licht?
Ist's der Gedanke? — Auch der ist's nicht!

Was fliegt am schnellsten denn? sag' mir's geschwind!
Warte nur, wart' nur ein wenig, mein Kind,
Bald giebt das Leben dir selber Bescheid,
Ach, und dann sagst du: die Zeit ist's! die Zeit!

Also die Zeit, dachte der Knabe, als er endlich das Gedicht gelernt hatte und wieder nach Hause ging, wer konnte das auch wissen! — Aber er glaubte es doch nicht; denn er dachte schon wieder an die Zeit, wo die Ferien wieder beginnen würden, und wie lange, ach, wie lange war das noch hin!

Aber endlich, endlich kam auch diese, es war die Weihnachtszeit, die schönste für die Kinder.

O, du fröhliche,
O, du selige,
Gnadenbringende Weihnachtszeit!

Da sangen sie's schon, er und das fröhliche Schwesterlein. Und als nun der Vater klingelte, und die Mutter die Thür öffnete! Da stand der Weihnachtsbaum im Glanze flammender Kerzen, und ihnen entgegen strömte der liebliche Duft, welcher das Zimmer füllt, wo am Christabend die Tanne

brennt. Und welch eine Freude, welch ein Glück für die Kleinen und für die Großen! Da wurden auch die Eltern Kinder wie ihre Kinder.

Und das war auch wieder einmal eine Freude für den Kukuk. Der schöne Weihnachtsbaum zauberte ihm allemal den Frühling in die Stube. Die hübsche Tanne und die fröhlichen Kinder darunter, was bedurfte es mehr, ihm das Herz groß zu machen? Und er wandte sich nach oben an das kleine Männchen und sagte: Sieh doch, sieh doch! nun ist's wieder Frühling! Wie die Bäume schon wieder grün sind! Und was schon alles daran sitzt! Und wie die Kinder wieder jubeln und sich freuen! Aber das kleine Männchen stand nicht einmal still, um darnach zu sehen. Hab' keine Zeit, sagte es, ich muß marschiren!

Und tick! tack! — tick! tack! — sagte die alte Uhr, aber die Kinder und die Eltern hörten's nicht vor all der Freude, ja, sie hörten's nicht einmal, als der Kukuk wieder rief; und bald waren die bunten Lichter schon heruntergebrannt, eins nach dem andern, und bald war's spät, spät am Abend und alles wieder still und dunkel.

Und in der Stube nebenan schlummerten die Kinder, noch einmal im Traum durchlebend die süßen Stunden des Abends; was sie so heiß ersehnt, worauf sie sich so lange gefreut, — nun war's gewesen.

Aber noch nicht alles, — noch eine ganze Woche Ferien, — sieben Tage, — welch eine Zeit! Aber auch diese gingen vorüber, und als das Neujahrsfest gewesen und Schwester und Bruder morgens wieder die Ränzel schnürten, um zur Schule zu gehen, da seufzten sie und dachten an die lange, lange Zeit bis zu den nächsten Ferien.

Ja, wie lange währte es auch, bis sie kamen; aber sie kamen doch, — und die alte Uhr sagte noch immer: tick! tack! — tick! tack! — und sie kamen und gingen, — und der Knabe glaubte noch immer nicht an den Flug der Zeit.

Wie sollte die Zeit auch fliegen! — war er nicht immer noch ein Knabe und sein Schwesterlein ein kleines Mädchen? — waren sie nicht immer noch Kinder? — Flöge die Zeit, — sie wären es längst nicht mehr!

Und sie waren es doch auch da noch, als sie nebst so vielen ihres Gleichen in der Kirche ihren Taufbund erneuerten und die Hand des Predigers segnend ihre Scheitel berührte. — O, der Freude, daß sie es waren! Was ist lieblicher als eine kindlich reine Seele! — Solcher ist das Himmelreich! —

Tick! tack! — tick! tack! — sagte noch immer die alte Uhr, und vier Jahre schon hatte sie es gesagt, vier lange Jahre schon seit jenem Tage in der Kirche.

Und aus dem Knaben war ein stattlicher Jüngling, aus dem kleinen Mädchen eine blühende Jungfrau geworden. Glaubte er noch immer nicht an den Flug der Zeit? — Noch immer nicht! denn noch immer hatte er auf der Schulbank gesessen, gerade wie damals, — und noch immer sich auf die schönen Tage der Ferien gefreut, so oft sie gekommen. Und so oft sie gekommen, war er daheim gewesen bei den Lieben im Elternhause, und

er und die Schwester, — es war noch immer gewesen, als wären sie Kinder.

Aber ein neues Leben stand nun mit einem Male vor ihm da. Er war Student geworden und wollt' ein Prediger werden; — dem Vater war das schon recht, und wie die Mutter sich dazu freute!

Und die Studenten sind ein gar lustiges Volk; sie singen's ja auch selber:

Es giebt kein schöner Leben
Als Studentenleben!

Und sie tragen hübsche, farbige Bänder und ein goldgesticktes Käppchen, das nennen sie Cerevis. Und das Mädchen, welches ihnen die Stube fegt und morgens den Kaffee bringt, nennen sie Besen, und ihren Hauswirth gar Philister. Wie komisch! — Aber das ist die Studentensprache. Und jeden Sonnabend versammeln sie sich in einem großen Saal, wo sie singen und trinken und rauchen und fröhlich sind, und das nennen sie kneipen.

Und zum Kneipen ging er auch; er versäumte es nie. Glaubte er denn noch immer nicht an den Flug der Zeit? — Noch immer nicht! — Was kümmerte ihn auch die Zeit? Er hatte keine Zeit, sich um sie zu kümmern.

Und wenn dann die Ferien kamen und das Semester zu Ende war, dann kam der Kommers, das letzte fröhliche Beisammensein aller vor Beginn der Ferien. Was für eine lustige Gesellschaft! Und in vollen Tönen erbrauste es wie aus einem Munde:

Frei ist der Bursch'!

Ja, frei ist der Bursch'! nun war er es; der Kommers war zu Ende, und nun zum Besuche im Elternhause!

Da stand noch immer die alte Uhr und sagte: tick! tack! — tick! tack! — Wie freuten sich Vater und Mutter, und was machten das Schwesterlein und der Kukuk für Augen, als sie ihn wiedersahen! Des Erzählens war gar kein Ende; wie konnte der Junge auch raisonniren! — Und das hübsche Band und die schöne, goldgestickte Mütze! — Die Mutter und das Schwesterlein besah'n 's wohl hundertmal, und allezeit schielte der Kukuk darnach hinüber.

Aber das kleine Männchen nahm gar keine Notiz davon, und das ärgerte den Kukuk. Sieh doch! sieh doch! rief er, was für ein prächtiger Junge ist er geworden! Kennst du ihn denn gar nicht mehr? Hast wohl wieder keine Zeit gehabt und nichts davon gehört; aber das war lustig, das mußt du hören! Und nun fing er an und wollt' ihm alles erzählen, was der Bruder Studio ihnen alles erzählt hatte; aber das kleine Männchen ließ ihn wieder gar nicht zu Worte kommen. Hab' keine Zeit, sagte es, ich muß marschiren.

Und marschiren muß bald auch schon wieder der Bruder Studio, die alte Uhr hatte tick! tack! — tick! tack! — gesagt, und die schöne Zeit der Ferien war vorüber. Und das Schwesterlein schenkte ihm einen gestickten Geldbeutel, welchen ihm der Vater mit blanken Thalern füllte, und die

liebe Mutter steuerte ihn aus wie einen Bräutigam. Die lieben Eltern, wie gut waren sie noch immer! Sie gaben ihm fast mehr, als sie konnten. Aber als er nun Abschied nahm, bekam er doch gar ernste Worte mit auf die Reise.

Spar' auf den Schilling, sagte ihm der Vater, so hältst du den Thaler; das Geld ist rund, ich muß es sauer verdienen. Und die Mutter sagte: Die Zeit fliegt, denk ans Examen und sei fleißig und sitz mir nicht so viel zu träumen!

Er wußte wohl, was sie damit meinte; er wollt' ja früher einmal Dichter werden, er wär' es auch wohl jetzt am liebsten noch geworden; und gar oft saß er nun zu träumen, und dann machte er ein Lied oder ein Märchen, und manches davon hatt' auch die Mutter schon gesehen..

Aber im zweiten Semester, — — was die Mutter sich auch für Sorgen machte! Zeit genug! Es hat noch gar keine Eile!

Und da saß er wieder im traulichen Stübchen bei seinen Freunden, den Büchern, und wären's nur die rechten gewesen, er hätt' es weit gebracht; aber die rechten waren's leider nicht, — es waren Dichter, — Schiller, — Goethe, — Lessing, — o, könnt' er solch ein Dichter werden!

Und dann trieb es ihn so wonnig, so wonnig, er wußt' es selbst nicht wie; — und das war's ja gerade, was die Mutter gemeint: Verträume die Zeit nicht! — Er saß zu träumen, und was er träumte, waren Märchen und Lieder.

Aber tick! tack! — tick! tack! — sagte die alte Uhr im Elternhause, - und der eine Tag folgte dem andern, und die Tage wurden Wochen, und die Wochen Monden, und es dauerte nicht lange, da sangen sie wieder:

Frei ist der Bursch'!

Und der Kommers war gewesen und das Semester zu Ende.

Und als er nun wieder nach Hause kam, der lustige Bruder Studio, da war die Reihe an ihm, sich zu verwundern und große Augen zu machen. Freilich, Vater und Mutter waren noch immer dieselben, und der Kukuk und das kleine Männchen auch, aber das Schwesterlein, das liebe, fröhliche Schwesterlein, das war es nimmermehr.

Bruder! Bruder! sprang sie ihm fröhlich entgegen und zeigte auf ihren Finger. Aber dann hielt sie inne und wandte sich ab und weinte. Und an ihrem Finger blitzte ein Ring. War es Wonne, war es Wehmuth, warum sie weinen mußte? — Es war beides, — sie weinte Thränen der Freude!

Und er umarmte und küßte sie und strich ihr die wilden Locken von den brennenden Wangen. Was hatte sie ihm für einen Streich gespielt! Wer hätte das gedacht!

Und die alte Uhr sagte tick! tack! — tick! tack! — aber sie hörten's nicht vor all der Herzlichkeit und Freude. Un dann fing sie an zu schlagen, und es rief: Kukuk! Kukuk! gerade so laut und so lustig wie damals, als es draußen war und das Schwesterlein ihn fragte im Garten.

Zwanzig Jahre! — Das ist herrlich! Das ist eine lange Zeit! Dann bin ich längst groß, Bruder, und du bist es auch!

Und nun waren sie's, und das Schwesterlein war eine glückliche Braut, noch ehe sie zwanzig war!

Und die alte Uhr sagte: tick! tack! — tick! tack! — Und bald war's Abend und bald wieder Morgen, und dem einen Tage folgte der andere, und dann kam ein gar schöner — der Geburtstag der Braut — ihr zwanzigster! Wie nett, daß ihn Bruder Studio noch mitfeiern konnte!

O, Schwesterlein, du fröhliches und du glückliches Herz, wie rosig und wie golden lächelte dir der Morgen dieses Tages!

Im Busch schlug die Nachtigall, auf dem Dache zwitscherten die Schwalben, und durch das offene Fenster guckte der blühende Kirschbaum. Da stand der Geburtstagstisch, und auf seiner schneeweißen Decke blühten die Veilchen. Und zwischen den Blumen schimmerte es golden, — es war eine Uhr, das Geschenk deines Bräutigams. — Sollt' es dich mahnen an den Flug der Zeit? — O, das Glück zählt ja nicht die Stunden!

Und die alte Uhr sagte: tick! tack! — tick! tack! — Und: ticke! ticke! ticke! das glänzende Brautgeschenk dazwischen, — und der Kukuk machte wieder den Hals lang und wußte gar nicht, was es war. Sieh doch! sieh doch! rief er verwundert nach oben, sieh doch, was ist das? — Aber das kleine Männchen kümmerte sich auch um dieses nicht. Hab' keine Zeit, sagte es, ich muß marschiren.

Und marschiren mußte bald auch wieder der Bruder Studio. Und da saß er wieder bei seinen Freunden, den Büchern, aber wieder nicht bei den rechten. Es hat noch keine Eile, dachte er, und er saß zu träumen und zu dichten.

Und da kam ein Brief, — er war vom Vater, und was darin stand, mußte nichts Gutes sein; dem Sohne, als er ihn las, rollten die Thränen über die Wangen. Komm schnell, schrieb der Vater, deine liebe Schwester ist schwer erkrankt, — — Gott gebe das Beste!

Und tick! tack! — tick! tack! — sagte die alte Uhr daheim, — und still und traurig saßen Vater und Mutter in der Stube.

Und da lag sie, in wirren, wilden Träumen, die Beute eines tückischen Fiebers, und die lieben, blauen Augen erkannten keinen mehr.

Wie war es gekommen? — ja, wer konnt' es sagen! Schon bald nachher und mit einem Male war's gekommen, und keiner wußte, wie.

Und die alte Uhr sagte: tick! tack! — tick! tack! — und dann fing sie an zu schlagen und es rief: Kukuk! Kukuk! — Und das kranke Kind fuhr hoch empor. Zwanzig! zwanzig! hörst du's, Bruder? o, das ist lange, lange! — Und weinend kam die Mutter und beruhigte es mit sanften Worten. Da ward es wach, vom süßen Mutterlaut geweckt; o, Mutter, sagte es leise, wie schön ist das Leben!

Und der ferne Bruder eilte nach Hause; aber wie schnell er auch kam, er kam dennoch nicht schnell genug; sein fröhliches Schwesterlein war schon gestorben.

Die armen Eltern, wie beugte sie dieser Schlag! Was vermochte des Sohnes Trost auch bei solchem Jammer! — Da saßen sie bei einander im Garten und weinten.

Und in der Stube war es still, ganz still. Auch die alte Uhr war still: der Vater hatt' es vergessen, sie aufzuziehen, und der Kukuk ließ das Rufen und das kleine Männchen das Marschiren.

Und da lag ihr zu Füßen das todte Mädchen auf Blumen gebettet und durch das verhangene Fenster stahl sich ein goldener Sonnenstrahl und küßte seine Hände.

Wie das glänzte! — es war der Ring, aber der Kukuk wußte es nicht; da fragte er das kleine Männchen, und nun hatt' es Zeit.

Was da glänzt? Du fragst mich noch? — ja, das ist wahr, du bist ja nur ein Vogel! — es ist der Ring, das Symbol der Ewigkeit. Die Liebe höret nimmer auf, sie währet ewig.

Sie währet ewig? sagte der Kukuk, nein, was du sagst, ich meinte immer nur, nicht länger als der Frühling; was ist denn ewig?

Ja, das verstehst du nicht, sagte wieder das kleine Männchen, du bist ja nur ein Vogel. Sieh nach dem Ring, wo ist der Anfang und wo das Ende? Immer da, immer wieder da und dennoch nirgend! gerade wie hier unter uns, da vorn auf der alten Uhr, wo die Zeiger gehn. Sie gehn und gehn und messen die Zeit und messen sie nimmer. Und wie sie geh'n, so geht die Zeit, — wo fing sie an? wo hört sie auf? — Aus Sekunden werden Stunden, aus Stunden Tage, aus Tagen werden Jahre und aus Jahren Jahrtausende. Und was ist alles im Schoße der Ewigkeit? — ein Tropfen im Meere!

Nein, was du sagst! sagte wieder der Kukuk, und so lange währt die Liebe? — Aber das Mädchen ist ja todt. — —

Todt? — sagte das Männchen, ja, das ist wahr, du bist ja nur ein Vogel! — Was ist todt? — ein neues Leben! und Sterben: neu geboren werden!

Nein, was du sagst! sagte wieder der Kukuk, dann lebt sie noch?

Ob sie lebt? siehst du nicht, wie selig sie lächelt? Aber hoch oben lebt sie, wo die Sonne scheint, in einer schöneren Welt, als diese Erde, wo's keine Leiden mehr giebt und auch kein Scheiden und wo es Frühling ist, ewiger Frühling voller Freud' und Liebe!

Nein, was du sagst! sagte wieder der Kukuk, — ich wollt', ich wär' ein Mensch und wär' gestorben!

Ja, was ich sage! — Und da haben auch die Menschen Flügel und sind doch keine Vögel! Und sie sehen alles und wissen alles und wissen's auch, wann die andern kommen, die sie hier verlassen und so heiß geliebt haben; und währt's für diese auch noch lange — für sie ist's nur ein Augenblick.

Aber nun hielt das kleine Männchen plötzlich inne. Draußen gingen die Glocken, und schwarze Leute traten in die Stube. Sie sangen ein

traurig Lied und streuten Blumen, und dann trugen sie die Todte hinaus zur ew'gen Ruhe.

Und nachher sagte die alte Uhr wieder tick! tack! — tick! tack! — und der Kukuk mußte wieder rufen und das kleine Männchen marschiren.

Und marschiren mußte auch wieder der Bruder Studio, — das fröhliche Schwesterlein war längst begraben.

Und da saß er wieder auf seiner einsamen Stube bei seinen Freunden, den Büchern. Es waren noch immer nicht die rechten, — er saß wieder zu träumen und zu dichten; aber in die Kneipe ging er nimmer wieder. —

Und die alte Uhr daheim sagte: tick! tack! — tick! tack! — und über seinen Schmerz um das liebe Schwesterlein ging die Zeit, ihn still zu mildern, und sie that es auch bei Vater und Mutter.

Die liebe Mutter, wie oft gedachte sie des fernen Sohnes, wie oft schickte sie ihm Briefe, lange Briefe! Aber ihr gutes Herz, es sorgte noch immer. Verträume die Zeit nicht, stand jedesmal ganz unten im Briefe, denk ans Examen und sei fleißig.

Es hat noch keine Eile, dachte der ferne Sohn, — und Semester kamen und gingen, und er verträumte sie richtig.

Die guten Eltern! — er vernichtete ihnen eine schöne Hoffnung, und viele Thränen, viel bittere Thränen hat's der lieben Mutter gekostet, fast mehr noch als um das einzige Töchterlein; denn ein Prediger wollt' ihr Sohn nun nicht mehr werden.

Warum nicht? weil er die Zeit verträumt? — hätt' er das Dichten und Träumen nicht lassen, fleißig studiren und das Versäumte wieder nachholen können? Ei, freilich! hätt' er es nur redlich wollen und hätt' er nur nicht geglaubt, daß er ein Dichter sei.

Manch ein Märchen und viele Lieder hatt' er schon gedichtet. In öffentlichen Blättern hatte schon oft sein Name gestanden, man hatte ihn gelobt und ermuntert, und der Erfolg hatte ihn verblendet.

O, der Ruhm ist so süß! — Nur höher, immer höher! hatt' er gedacht. Es ist doch ganz etwas anderes, ein Dichter zu heißen, als ein bescheidener Prediger zu sein. — So hatt' er doch wohl nicht die Zeit verträumt und war was Rechtes geworden!

Aber die Kunst geht nach Brot, — und ein Dichter, der sich sein Brot mit Dichten erwerben muß, ist oft ein armer, ganz armer Mann; wie bald sollte er das erfahren!

Da war er nun, weit, weit vom lieben Elternhause, in einer großen Stadt, und alles, was ihm sein Dichten einbrachte, es reichte nicht einmal hin für sein kümmerliches Auskommen. Sollt' er sich an die Eltern wenden? Nimmermehr! wie oft hatte schon die Mutter um ihn geweint und der Vater um ihn gesorgt; er konnte sie nicht noch mehr betrüben, und sie durften es nimmer wissen, daß es ihm nicht besser ergehe.

Wie gut, daß er doch manches gelernt hatte; denn nun kam bald eine Zeit für ihn, wo es was anderes zu thun gab, als zu träumen und zu dichten. Es gab saure Arbeit, er mußte sich den größten Theil seines

Unterhalts mit Stundengeben mühsam erwerben, und die Last des Tages ward ihm schwerer, als er es glaubte. Wollte er nun abends in freier Zeit träumen und dichten, so fehlte seinem Geiste oft die Frische, und seine Schöpfungen fanden nicht den Beifall mehr wie früher. Bald kamen auch andere, und wohl noch Tüchtigere als er; ihre Gedichte sprachen mehr an als die seinigen, — man lobte ihn weniger, — er glaubte sich unverdienter Weise zurückgesetzt, — das kränkte ihn, und er wurde mißmüthig und verschlossen. Immer weniger wurde er genannt, immer kärglicher spendete man ihm Beifall, und immer düsterer ward seine Stimmung. —

Armer Dichter! — wie bald ging nun die Zeit über deinen Namen hinweg! — so warst du doch wohl kein Dichter, und eitel Schäume waren alle deine schönen Träume gewesen!

Was konnte die Fremde ihm noch bieten? Seinem Herzen fehlte der Trost, — da kam das Heimweh und in die Heimath der Fremdling.

Mein Kind! Mein Kind! — o, da rufen sie's schon!
Wie süß erklingt es dem Kinde!
So bin ich doch kein verlorener Sohn!
Verzeiht, o, verzeiht mir die Sünde!

Verzeiht mir beide, daß ich der Zeit
Nicht geachtet und eurer Bitten,
Und vergieb mir, o Mutter, das Herzeleid,
Das du meinetwegen gelitten!

Es stand mein Sinnen nach Ruhmesglück,
Ein Trugbild lockte den Thoren, —
Wie arm nun, wie arm kehr' ich wieder zurück!
Und die Jahre, die Jahre verloren!

O, legt die Hände mir auf das Haupt
Segnend noch einmal nieder!
Und was ich beweint und verloren geglaubt,
Eure Liebe giebt es mir wieder!

Bist du es denn wirklich? — aber wie bleich ist dein Gesicht und wie mager bist du geworden! —

Und dann küßten sie ihn, und die alte Uhr sagte: tick! tack! — tick! tack! — und der Kukuk sah verwundert herunter und wollt' es garnicht glauben. War das der lustige Bruder Studio? — nimmermehr! — er trug ja nicht die hübsche, goldgestickte Mütze und auch das prächtige Band nicht mehr, und wie schäbig war der Rock! und dieses grämliche Angesicht!

Und er wandte sich wieder an das kleine Männchen. Ich bin ja nur ein Vogel, sagte er, und verstehe mich nicht auf die Menschen, aber du mußt es wissen!

Doch das kleine Männchen ließ sich wieder gar nicht stören. Hab' keine Zeit, sagte es, ich muß marschiren.

Und tick! tack! — tick! tack! — sagte die alte Uhr, und bald war's Abend, und bald wieder Morgen, bis die Woche zu Ende war; und dann kam wieder eine und noch eine, — es war wie im Traume. — —

Und der Sohn daheim? -- träumte er denn noch immer?

Er träumte noch immer, — aber was er träumte, waren keine Märchen und Lieder mehr. Es mußten böse Träume sein; denn finster brütend saß er oft stundenlang da und seufzte wie unter schwerem Kummer.

Aber die Eltern trösteten ihn liebevoll. Nur Muth, mein Sohn! hatten sie freundlich zu ihm gesagt; sieh, der Eltern Segen bauet den Kindern das Haus; wir wollen es dir bauen helfen. Und das thaten sie mit Rath und That; und auch ihm gab die Liebe fast alles, was er verloren hatte. War's auch nicht die verträumte Zeit, — wer brächte die zurück?! — es war etwas, das noch mehr werth war, als diese, — das Vertrauen zu sich selber.

Und mit neuer Lust und frischem Muth war er wieder von dannen gezogen,— war er auch kein Dichter mehr, — ein nützlicher Mensch konnt' er doch wohl immer noch werden.

Und es währte nicht lange, da war er es schon, dank seinem Herzensdrange und der Liebe und Hülfe seiner Eltern und guter Menschen. In einem großen, schönen Garten stand sein liebliches Heim, — die Thüren geöffnet für arme, unglückliche Menschenkinder. — Und in seinem mühevollen, aber schönen Beruf erwarb er sich die Achtung aller, die ihn kannten.

Und nachher kam eine Zeit, da blitzte auch an seinem Finger der Ring; du liebes Schwesterlein, wie glücklich war nun dein Bruder! Und als sie dann in die Heimath kamen zum Besuch bei Vater und Mutter, er und die Braut, — wie machte der Kukuk den Hals lang! — er hielt sie für das fröhliche Schwesterlein.

Sieh doch! sieh doch! rief er freudig nach oben, da haben wir sie wieder! — Aber wart' nur, du hast gelogen! sie hat ja doch keine Flügel!

Aber das kleine Männchen hatte keine Zeit, es mußte marschiren. Und die alte Uhr sagte tick! tack! — tick! tack! — und Stunde verrann um Stunde, aber die Glücklichen wurden es nicht gewahr.

Und nach den Stunden kamen wieder die Tage und nach den Tagen die Monden und die Jahre. Und deren schon manche hatte das Meer der Vergangenheit verschlungen, und Vater und Mutter waren alt und grau geworden.

Und da kam wieder einmal ein Brief aus dem Elternhause, ein kurzer, trauriger Brief, dieses Mal von der Hand der Mutter geschrieben.

Und als der Sohn ihn gelesen, verbarg er das Gesicht in beide Hände und weinte bitterlich.

Und daheim im Elternhause lag der gute, alte Vater und schlummerte sanft, und in seinem verklärten Antlitz lächelte die Freude ewigen Glückes.

Es war ein heit'rer Morgen mit Sonnenschein und Vogelsang, —

aber in der Stube war es still und dunkel. Die Fenster waren wieder verhangen.

Und die alte Uhr sagte: tick! tack! — tick! tack! — aber langsamer und immer langsamer, — und dann stand sie still. Wer hatt' es vergessen, sie aufzuziehen?

Da hatte denn auch das kleine Männchen wieder Zeit, und dem Kukuk war das Herz so voll, daß er wieder mit ihm sprechen mußte.

Das war eine traurige Nacht, sagte er, Gott Lob, daß sie vorüber ist!

Ja, sagte das kleine Männchen, Gott Lob, daß sie vorüber ist!

Der hat nun auch wohl Flügel, sagte der Kukuk, und ist doch kein Vogel?

Ja, sagte das kleine Männchen, und ist doch kein Vogel, sondern ein Engel!

Ein Engel? fragte der Kukuk, was ist das?

Ein lieber und guter Mensch, sagte das kleine Männchen, wenn er gestorben ist.

O, sagte wieder der Kukuk, dann ist er's gewiß? Er that ja nicht einmal einem Thier etwas zu Leide, und im Winter fütterte er sogar die Vögel!

Und erst recht die armen Kinder und Handwerksburschen, sagte das kleine Männchen, — er gab den Rock vom Leibe weg. Und weißt du noch das alte Bettelweib, das da krank war und auf der Straße lag? Er bracht' es huckepack herein und holte schnell den Doktor und auch die Medicin; und als die alte Frau gestorben war, ließ er sie auch noch begraben und bezahlte die Kosten.

Ja, sagte der Kukuk, und weißt du noch, als er des Nachbars Kinder aus dem Feuer holte und das brennende Dach schon herunterschießen wollte? Er holte sie doch heraus!

Das war brav von ihm! sagte das kleine Männchen.

Ja, sagte der Kukuk, das war brav von ihm! — Aber du hast ja gesagt, daß er nun ein Engel ist, — was machen denn die Engel?

Ja, siehst du, sagte wieder das kleine Männchen, das verstehst du nicht, du bist ja nur ein Vogel. — Die Engel, die haben's schön, ganz wunderschön! Sie tragen Kleider wie goldner Sonnenschein, und Kränze von Lilien und Rosen! und bald sind sie im Himmel und gehen aus und ein beim lieben Gott, bald wieder auf Erden und thun's bei den Menschen. — Hast schon mal einen gesehen?

Nein, sagte der Kukuk.

Ich auch nicht, sagte das kleine Männchen; denn keiner sieht sie und keiner kann sie hören. Aber allen bringen sie Hülfe, — dem Armen Brot, den Traurigen Trost, — und wo eben einer stirbt, dem machen sie's leicht; sie singen ihm ein schönes Lied, bis er schläft, und nachher tragen sie ihn sanft in den Himmel.

Nein, was du sagst! sagte wieder der Kukuk, Gott Lob denn, daß er da ist!

Ja, sagte das kleine Männchen, und dann war es wieder still, ganz still in der Stube.

Und nachher, da sah'n sie's noch, wie sie auch den Vater davontrugen. Die Glocken klangen, und die liebe Mutter stand am Fenster zu weinen.

Und wo sie ihn begraben haben, stehen zwei weiße Kreuze; sie berühren sich fast mit den Armen.

und auf dem einen stehen die Worte:

„Ihr Brautkranz wurde zum Todtenkranze.
Aber Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe
bleibet, der bleibet in Gott und Gott in ihm"

Und auf dem andern:

„Er war so lieb und gut. In unserer Liebe
wird sein Andenken leben ohne Aufhören!"

Er war so lieb und gut, — — ja, ja! das war er! — das hatten ja alle gesagt, als er gestorben war, auch der Kukuk und das kleine Männchen.

Wie doch die Zeit geht! der alte Vater ruhte längst im Grabe.

Und tick! tack! — tick! tack! — sagte wieder die alte Uhr, aber längst nicht mehr im Elternhause.

Sie macht mich immer so traurig, hatte die Mutter gesagt, als der Sohn sie später wieder besuchte, — nimm sie nur mit, aber halt sie in Ehren!

Und da stand sie nun in einem großen, schönen Hause, alt und ehrwürdig allein zwischen all den hübschen Sachen in der Stube.

Und wieder einmal in seinem trauten Stübchen, bei seinen Freunden, den Büchern, saß der ferne Sohn zu träumen und zu dichten. Er konnt' es doch nicht lassen.

Und es war schon spät in der Nacht, und tick! tack! — tick! tack! — sagte die alte Uhr, aber er merkte es nicht.

Da schlug es zwölf und der Kukuk fing an zu rufen.

Und verwundert wachte er auf und rieb sich die Augen.

Wie doch die Zeit geht! sagte er leise, mir däucht, als wär' es heute. — Die liebe Sonne schien so warm durchs Fenster, — im Garten spielte das fröhliche Schwesterlein, — und in der Stube saß der Knabe, — und der Aufsatz war noch immer nicht fertig. — — War denn alles nur ein Traum gewesen?

Alles ein Traum, — aber der Traum eines halben Lebens!

Und tick! tack! — tick! tack! — sagte die alte Uhr. — —

Und der Aufsatz? — — — ja, nun war er fertig, — und wollt ihr ihn lesen, — da ist er!



Das letzte Märchen ist „Der gute alte Dichter“ betitelt und Hans Christian Andersen zu seinem 70. Geburtstage (2. April 1875) gewidmet. Es setzt sich aus zwei Theilen zusammen, den „Gratulanten“ und den „Träumen“. In dem ersten Theile heißt es: Es war einmal ein alter Dichter, so recht ein guter alter Dichter — der liebte die Kinder über alles. Aber er selbst hatte keines, weil er keine Frau hatte, welcher der Storch eins bringen konnte. Er hatte immer nur gedichtet und darüber das Heirathen ganz vergessen, und nun war er alt und es betrübte ihn, daß er gar keine Kinder hatte.

Und da saß er nun im großen Lehnstuhle in seiner Stube und war recht traurig, der gute alte Dichter; denn heute war gerade sein Geburtstag. Ach, dachte er, wenn du doch Kinder hättest und sie kämen nun und küßten dich und riefen: Guten Morgen, lieber Vater! wir gratuliren! wir gratuliren! — ja, wie würde das dich freuen! Da bekämst du gewiß einen Strauß und eine Torte und auch ein Gedicht und noch sonst was Schönes, und du könntest sie auf deinen Schoß nehmen, die es dir brächten, und könntest sie wieder küssen und ihnen eine schöne Geschichte erzählen; wie müßte das doch herrlich sein!

Ja, solche wirkliche kleine Kinder hatte der gute alte Dichter nun freilich nicht; aber Kinder hatte er doch, weil er ein Dichter war, — denn jedesmal, wenn einer dichtet, so schenkt ihm der liebe Gott ein Kind, das ist das Kind seiner Muse; — und wenn er nur ein wirklicher Dichter ist, so ist es auch fast wie ein wirkliches Kind, fast ebenso hold und lieblich und ordentlich so mit Geist und Seele, so daß alle guten Menschen, welche es sehen, es auch lieb gewinnen und ihre Freude daran haben. — Und solch ein wirklicher Dichter war er ja doch, der gute alte Dichter, und er hatte immer nur gedichtet, und heute war sein siebenzigster Geburtstag; wie viele solche liebliche Kinder mußte der nicht schon haben!

Aber wo waren sie denn? — ja, wo waren sie? — In der ganzen Stadt, im ganzen Lande, weit, weit, — und noch viel weiter. — Der gute alte Dichter hatte nur noch gar nicht an sie gedacht, und doch war schon eins in aller Frühe draußen vor dem Hause. Der war Soldat, und — die Soldaten sind immer auf ihrem Posten — da hatte er denn Posto gefaßt, gerade vor der Hausthür, und hier stand er nun, den Säbel an der Seite und das

Gewehr im Arm wie eine Ehrenwache am Ehrentage des guten alten Dichters. Nur gut, daß du da bist, sagte er zu sich selber, — er ist doch ein alter Mann und hat ein weiches Herz, wie leicht könnt' es zu viel werden! Aber wenn's genug ist, dann fällst du das Gewehr, und dann kommt keiner mehr hinein, und wär's dein König selber!

Für den war es nun freilich wohl noch etwas zu früh; aber es war doch schon jemand dagewesen. Das war die kleine Ida mit ihren Blumen. Johann Meyer hat diese Figur sowie die der anderen Gratulanten Andersen's Märchen entlehnt. Sie hatte nur solche genommen, die in der Nacht vorher nicht zu Ball gewesen und noch frisch und duftig waren; aus diesen hatte sie einen Kranz geflochten und die Thür bekränzt und sich dann leise wieder davongeschlichen.

Das ist hübsch, sagte der Soldat, wir Soldaten wissen das zu schätzen! — Aber es fehlt noch die Inschrift, — und dann nahm er ein Stück Kreide aus der Tasche und schrieb auf die Thür:

Vivat, der gute alte Dichter!

Das war gerade wie ein Transparent und machte sich prächtig. — Und nun kamen auch schon die ersten Gratulanten.

Guten Morgen, Bruder Zinnsoldat! — Guten Morgen, Johannes! sagte der Soldat; — denn keine andern sagten sich guten Morgen als der arme Johannes und der kleine standhafte Zinnsoldat..... Und nun weiß unser Märchendichter die einzelnen Figuren so vorzüglich zu charakterisiren, daß sie frisch und lebendig, wie wir sie aus Andersen's Erzählungen kennen, vor uns stehen.

Bald erscheinen auch der Reisekamerad, der Schweinehirt, der eigentlich ein Prinz ist, das häßliche junge Entlein, der Storch, der kleine Tuk und Däumelinchen, dann Amor, der kleine Knabe, ein altes Mütterchen, das sich sofort in ein niedliches Mädchen verwandelt, das kleine Mädchen mit den Schwefelhölzchen, ein Engel, Holger Danske, der April, die kleine Seejungfrau, selbst die Stopfnadel und die alte Straßenlaterne, auch Telegramme, alle möglichen Räthe und dann noch ein wirklicher König, König Christian IX. von Dänemark. Und als der sich zeigte — wie erschrak da der kleine Zinnsoldat und wie stramm und kerzen-

liebe Mutter steuerte ihn aus wie einen Bräutigam. Die lieben Eltern, wie gut waren sie noch immer! Sie gaben ihm fast mehr, als sie konnten. Aber als er nun Abschied nahm, bekam er doch gar ernste Worte mit auf die Reise.

Spar' auf den Schilling, sagte ihm der Vater, so hältst du den Thaler; das Geld ist rund, ich muß es sauer verdienen. Und die Mutter sagte: Die Zeit fliegt, denk ans Examen und sei fleißig und sitz mir nicht so viel zu träumen!

Er wußte wohl, was sie damit meinte; er wollt' ja früher einmal Dichter werden, er wär' es auch wohl jetzt am liebsten noch geworden; und gar oft saß er nun zu träumen, und dann machte er ein Lied oder ein Märchen, und manches davon hatt' auch die Mutter schon gesehen..

Aber im zweiten Semester, — — was die Mutter sich auch für Sorgen machte! Zeit genug! Es hat noch gar keine Eile!

Und da saß er wieder im traulichen Stübchen bei seinen Freunden, den Büchern, und wären's nur die rechten gewesen, er hätt' es weit gebracht; aber die rechten waren's leider nicht, — es waren Dichter, — Schiller, — Goethe, — Lessing, — o, könnt' er solch ein Dichter werden!

Und dann trieb es ihn so wonnig, so wonnig, er wußt' es selbst nicht wie; — und das war's ja gerade, was die Mutter gemeint: Verträume die Zeit nicht! — Er saß zu träumen, und was er träumte, waren Märchen und Lieder.

Aber tick! tack! — tick! tack! — sagte die alte Uhr im Elternhause, — und der eine Tag folgte dem andern, und die Tage wurden Wochen, und die Wochen Monden, und es dauerte nicht lange, da sangen sie wieder:

Frei ist der Bursch'!

Und der Kommers war gewesen und das Semester zu Ende.

Und als er nun wieder nach Hause kam, der lustige Bruder Studio, da war die Reihe an ihm, sich zu verwundern und große Augen zu machen. Freilich, Vater und Mutter waren noch immer dieselben, und der Kukuk und das kleine Männchen auch, aber das Schwesterlein, das liebe, fröhliche Schwesterlein, das war es nimmermehr.

Bruder! Bruder! sprang sie ihm fröhlich entgegen und zeigte auf ihren Finger. Aber dann hielt sie inne und wandte sich ab und weinte. Und an ihrem Finger blitzte ein Ring. War es Wonne, war es Wehmuth, warum sie weinen mußte? — Es war beides, — sie weinte Thränen der Freude!

Und er umarmte und küßte sie und strich ihr die wilden Locken von den brennenden Wangen. Was hatte sie ihm für einen Streich gespielt! Wer hätte das gedacht!

Und die alte Uhr sagte tick! tack! — tick! tack! — aber sie hörten's nicht vor all der Herzlichkeit und Freude. Un dann fing sie an zu schlagen, und es rief: Kukuk! Kukuk! gerade so laut und so lustig wie damals, als es draußen war und das Schwesterlein ihn fragte im Garten.

Zwanzig Jahre! — Das ist herrlich! Das ist eine lange Zeit! Dann bin ich längst groß, Bruder, und du bist es auch!

Und nun waren sie's, und das Schwesterlein war eine glückliche Braut, noch ehe sie zwanzig war!

Und die alte Uhr sagte: tick! tack! — tick! tack! — Und bald war's Abend und bald wieder Morgen, und dem einen Tage folgte der andere, und dann kam ein gar schöner — der Geburtstag der Braut — ihr zwanzigster! Wie nett, daß ihn Bruder Studio noch mitfeiern konnte!

O, Schwesterlein, du fröhliches und du glückliches Herz, wie rosig und wie golden lächelte dir der Morgen dieses Tages!

Im Busch schlug die Nachtigall, auf dem Dache zwitscherten die Schwalben, und durch das offene Fenster guckte der blühende Kirschbaum. Da stand der Geburtstagstisch, und auf seiner schneeweißen Decke blühten die Veilchen. Und zwischen den Blumen schimmerte es golden, — es war eine Uhr, das Geschenk deines Bräutigams. — Sollt' es dich mahnen an den Flug der Zeit? — O, das Glück zählt ja nicht die Stunden!

Und die alte Uhr sagte: tick! tack! — tick! tack! — Und: ticke! ticke! ticke! das glänzende Brautgeschenk dazwischen, — und der Kukuk machte wieder den Hals lang und wußte gar nicht, was es war. Sieh doch! sieh doch! rief er verwundert nach oben, sieh doch, was ist das? — Aber das kleine Männchen kümmerte sich auch um dieses nicht. Hab' keine Zeit, sagte es, ich muß marschiren.

Und marschiren mußte bald auch wieder der Bruder Studio. Und da saß er wieder bei seinen Freunden, den Büchern, aber wieder nicht bei den rechten. Es hat noch keine Eile, dachte er, und er saß zu träumen und zu dichten.

Und da kam ein Brief, — er war vom Vater, und was darin stand, mußte nichts Gutes sein; dem Sohne, als er ihn las, rollten die Thränen über die Wangen. Komm schnell, schrieb der Vater, deine liebe Schwester ist schwer erkrankt, — — Gott gebe das Beste!

Und tick! tack! — tick! tack! — sagte die alte Uhr daheim, — und still und traurig saßen Vater und Mutter in der Stube.

Und da lag sie, in wirren, wilden Träumen, die Beute eines tückischen Fiebers, und die lieben, blauen Augen erkannten keinen mehr.

Wie war es gekommen? — ja, wer konnt' es sagen! Schon bald nachher und mit einem Male war's gekommen, und keiner wußte, wie.

Und die alte Uhr sagte: tick! tack! — tick! tack! — und dann fing sie an zu schlagen und es rief: Kukuk! Kukuk! — Und das kranke Kind fuhr hoch empor. Zwanzig! zwanzig! hörst du's, Bruder? o, das ist lange, lange! — Und weinend kam die Mutter und beruhigte es mit sanften Worten. Da ward es wach, vom süßen Mutterlaut geweckt; o, Mutter, sagte es leise, wie schön ist das Leben!

Und der ferne Bruder eilte nach Hause; aber wie schnell er auch kam, er kam dennoch nicht schnell genug; sein fröhliches Schwesterlein war schon gestorben.

Die armen Eltern, wie beugte sie dieser Schlag! Was vermochte des Sohnes Trost auch bei solchem Jammer! — Da saßen sie bei einander im Garten und weinten.

Und in der Stube war es still, ganz still. Auch die alte Uhr war still; der Vater hatt' es vergessen, sie aufzuziehen, und der Kukuk ließ das Rufen und das kleine Männchen das Marschiren.

Und da lag ihr zu Füßen das todte Mädchen auf Blumen gebettet und durch das verhangene Fenster stahl sich ein goldener Sonnenstrahl und küßte seine Hände.

Wie das glänzte! — es war der Ring, aber der Kukuk wußte es nicht; da fragte er das kleine Männchen, und nun hatt' es Zeit.

Was da glänzt? Du fragst mich noch? – ja, das ist wahr, du bist ja nur ein Vogel! — es ist der Ring, das Symbol der Ewigkeit. Die Liebe höret nimmer auf, sie währet ewig.

Sie währet ewig? sagte der Kukuk, nein, was du sagst, ich meinte immer nur, nicht länger als der Frühling; was ist denn ewig?

Ja, das verstehst du nicht, sagte wieder das kleine Männchen, du bist ja nur ein Vogel. Sieh nach dem Ring, wo ist der Anfang und wo das Ende? Immer da, immer wieder da und dennoch nirgend! gerade wie hier unter uns, da vorn auf der alten Uhr, wo die Zeiger gehn. Sie gehn und gehn und messen die Zeit und messen sie nimmer. Und wie sie geh'n, so geht die Zeit, — wo fing sie an? wo hört sie auf? — Aus Sekunden werden Stunden, aus Stunden Tage, aus Tagen werden Jahre und aus Jahren Jahrtausende. Und was ist alles im Schoße der Ewigkeit? — ein Tropfen im Meere!

Nein, was du sagst! sagte wieder der Kukuk, und so lange währt die Liebe? — Aber das Mädchen ist ja todt. — —

Todt? — sagte das Männchen, ja, das ist wahr, du bist ja nur ein Vogel! — Was ist todt? — ein neues Leben! und Sterben: neu geboren werden!

Nein, was du sagst! sagte wieder der Kukuk, dann lebt sie noch?

Ob sie lebt? siehst du nicht, wie selig sie lächelt? Aber hoch oben lebt sie, wo die Sonne scheint, in einer schöneren Welt, als diese Erde, wo's keine Leiden mehr giebt und auch kein Scheiden und wo es Frühling ist, ewiger Frühling voller Freud' und Liebe!

Nein, was du sagst! sagte wieder der Kukuk, — ich wollt', ich wär' ein Mensch und wär' gestorben!

Ja, was ich sage! — Und da haben auch die Menschen Flügel und sind doch keine Vögel! Und sie sehen alles und wissen alles und wissen's auch, wann die andern kommen, die sie hier verlassen und so heiß geliebt haben; und währt's für diese auch noch lange — für sie ist's nur ein Augenblick.

Aber nun hielt das kleine Männchen plötzlich inne. Draußen gingen die Glocken, und schwarze Leute traten in die Stube. Sie sangen ein

traurig Lied und streuten Blumen, und dann trugen sie die Todte hinaus zur ew'gen Ruhe.

Und nachher sagte die alte Uhr wieder tick! tack! — tick! tack! — und der Kukuk mußte wieder rufen und das kleine Männchen marschiren.

Und marschiren mußte auch wieder der Bruder Studio, — das fröhliche Schwesterlein war längst begraben.

Und da saß er wieder auf seiner einsamen Stube bei seinen Freunden, den Büchern. Es waren noch immer nicht die rechten, — er saß wieder zu träumen und zu dichten; aber in die Kneipe ging er nimmer wieder. —

Und die alte Uhr daheim sagte: tick! tack! — tick! tack! — und über seinen Schmerz um das liebe Schwesterlein ging die Zeit, ihn still zu mildern, und sie that es auch bei Vater und Mutter.

Die liebe Mutter, wie oft gedachte sie des fernen Sohnes, wie oft schickte sie ihm Briefe, lange Briefe! Aber ihr gutes Herz, es sorgte noch immer. Verträume die Zeit nicht, stand jedesmal ganz unten im Briefe, denk ans Examen und sei fleißig.

Es hat noch keine Eile, dachte der ferne Sohn, — und Semester kamen und gingen, und er verträumte sie richtig.

Die guten Eltern! — er vernichtete ihnen eine schöne Hoffnung, und viele Thränen, viel bittere Thränen hat's der lieben Mutter gekostet, fast mehr noch als um das einzige Töchterlein; denn ein Prediger wollt' ihr Sohn nun nicht mehr werden.

Warum nicht? weil er die Zeit verträumt? — hätt' er das Dichten und Träumen nicht lassen, fleißig studiren und das Versäumte wieder nachholen können? Ei, freilich! hätt' er es nur redlich wollen und hätt' er nur nicht geglaubt, daß er ein Dichter sei.

Manch ein Märchen und viele Lieder hatt' er schon gedichtet. In öffentlichen Blättern hatte schon oft sein Name gestanden, man hatte ihn gelobt und ermuntert, und der Erfolg hatte ihn verblendet.

O, der Ruhm ist so süß! — Nur höher, immer höher! hatt' er gedacht. Es ist doch ganz etwas anderes, ein Dichter zu heißen, als ein bescheidener Prediger zu sein. — So hatt' er doch wohl nicht die Zeit verträumt und war was Rechtes geworden!

Aber die Kunst geht nach Brot, — und ein Dichter, der sich sein Brot mit Dichten erwerben muß, ist oft ein armer, ganz armer Mann; wie bald sollte er das erfahren!

Da war er nun, weit, weit vom lieben Elternhause, in einer großen Stadt, und alles, was ihm sein Dichten einbrachte, es reichte nicht einmal hin für sein kümmerliches Auskommen. Sollt' er sich an die Eltern wenden? Nimmermehr! wie oft hatte schon die Mutter um ihn geweint und der Vater um ihn gesorgt; er konnte sie nicht noch mehr betrüben, und sie durften es nimmer wissen, daß es ihm nicht besser ergehe.

Wie gut, daß er doch manches gelernt hatte; denn nun kam bald eine Zeit für ihn, wo es was anderes zu thun gab, als zu träumen und zu dichten. Es gab saure Arbeit, er mußte sich den größten Theil seines

Unterhalts mit Stundengeben mühsam erwerben, und die Last des Tages ward ihm schwerer, als er es glaubte. Wollte er nun abends in freier Zeit träumen und dichten, so fehlte seinem Geiste oft die Frische, und seine Schöpfungen fanden nicht den Beifall mehr wie früher. Bald kamen auch andere, und wohl noch Tüchtigere als er; ihre Gedichte sprachen mehr an als die seinigen, — man lobte ihn weniger, — er glaubte sich unverdienter Weise zurückgesetzt, — das kränkte ihn, und er wurde mißmüthig und verschlossen. Immer weniger wurde er genannt, immer kärglicher spendete man ihm Beifall, und immer düsterer ward seine Stimmung. —

Armer Dichter! — wie bald ging nun die Zeit über deinen Namen hinweg! — so warst du doch wohl kein Dichter, und eitel Schäume waren alle deine schönen Träume gewesen!

Was konnte die Fremde ihm noch bieten? Seinem Herzen fehlte der Trost, — da kam das Heimweh und in die Heimath der Fremdling.

Mein Kind! Mein Kind! — o, da rufen sie's schon!
Wie süß erklingt es dem Kinde!
So bin ich doch kein verlorener Sohn!
Verzeiht, o, verzeiht mir die Sünde!

Verzeiht mir beide, daß ich der Zeit
Nicht geachtet und eurer Bitten,
Und vergieb mir, o Mutter, das Herzeleid,
Das du meinetwegen gelitten!

Es stand mein Sinnen nach Ruhmesglück,
Ein Trugbild lockte den Thoren, —
Wie arm nun, wie arm kehr' ich wieder zurück!
Und die Jahre, die Jahre verloren!

O, legt die Hände mir auf das Haupt
Segnend noch einmal nieder!
Und was ich beweint und verloren geglaubt,
Eure Liebe giebt es mir wieder!

Bist du es denn wirklich? — aber wie bleich ist dein Gesicht und wie mager bist du geworden! —

Und dann küßten sie ihn, und die alte Uhr sagte: tick! tack! — tick! tack! — und der Kukuk sah verwundert herunter und wollt' es garnicht glauben. War das der lustige Bruder Studio? — nimmermehr! — er trug ja nicht die hübsche, goldgestickte Mütze und auch das prächtige Band nicht mehr, und wie schäbig war der Rock! und dieses grämliche Angesicht!

Und er wandte sich wieder an das kleine Männchen. Ich bin ja nur ein Vogel, sagte er, und verstehe mich nicht auf die Menschen, aber du mußt es wissen!

Doch das kleine Männchen ließ sich wieder gar nicht stören. Hab' keine Zeit, sagte es, ich muß marschiren.

Und tick! tack! — tick! tack! — sagte die alte Uhr, und bald war's Abend, und bald wieder Morgen, bis die Woche zu Ende war; und dann kam wieder eine und noch eine, — es war wie im Traume. — —

Und der Sohn daheim? -- träumte er denn noch immer?

Er träumte noch immer, — aber was er träumte, waren keine Märchen und Lieder mehr. Es mußten böse Träume sein; denn finster brütend saß er oft stundenlang da und seufzte wie unter schwerem Kummer.

Aber die Eltern trösteten ihn liebevoll. Nur Muth, mein Sohn! hatten sie freundlich zu ihm gesagt; sieh, der Eltern Segen bauet den Kindern das Haus; wir wollen es dir bauen helfen. Und das thaten sie mit Rath und That; und auch ihm gab die Liebe fast alles, was er verloren hatte. War's auch nicht die verträumte Zeit, — wer brächte die zurück?! — es war etwas, das noch mehr werth war, als diese, — das Vertrauen zu sich selber.

Und mit neuer Lust und frischem Muth war er wieder von dannen gezogen,— war er auch kein Dichter mehr, — ein nützlicher Mensch konnt' er doch wohl immer noch werden.

Und es währte nicht lange, da war er es schon, dank seinem Herzensdrange und der Liebe und Hülfe seiner Eltern und guter Menschen. In einem großen, schönen Garten stand sein liebliches Heim, — die Thüren geöffnet für arme, unglückliche Menschenkinder. — Und in seinem mühevollen, aber schönen Beruf erwarb er sich die Achtung aller, die ihn kannten.

Und nachher kam eine Zeit, da blitzte auch an seinem Finger der Ring; du liebes Schwesterlein, wie glücklich war nun dein Bruder! Und als sie dann in die Heimath kamen zum Besuch bei Vater und Mutter, er und die Braut, — wie machte der Kukuk den Hals lang! — er hielt sie für das fröhliche Schwesterlein.

Sieh doch! sieh doch! rief er freudig nach oben, da haben wir sie wieder! — Aber wart' nur, du hast gelogen! sie hat ja doch keine Flügel!

Aber das kleine Männchen hatte keine Zeit, es mußte marschiren. Und die alte Uhr sagte tick! tack! — tick! tack! — und Stunde verrann um Stunde, aber die Glücklichen wurden es nicht gewahr.

Und nach den Stunden kamen wieder die Tage und nach den Tagen die Monden und die Jahre. Und deren schon manche hatte das Meer der Vergangenheit verschlungen, und Vater und Mutter waren alt und grau geworden.

Und da kam wieder einmal ein Brief aus dem Elternhause, ein kurzer, trauriger Brief, dieses Mal von der Hand der Mutter geschrieben.

Und als der Sohn ihn gelesen, verbarg er das Gesicht in beide Hände und weinte bitterlich.

Und daheim im Elternhause lag der gute, alte Vater und schlummerte sanft, und in seinem verklärten Antlitz lächelte die Freude ewigen Glückes.

Es war ein heit'rer Morgen mit Sonnenschein und Vogelsang, —

aber in der Stube war es still und dunkel. Die Fenster waren wieder verhangen.

Und die alte Uhr sagte: tick! tack! — tick! tack! — aber langsamer und immer langsamer, — und dann stand sie still. Wer hatt' es vergessen, sie aufzuziehen?

Da hatte denn auch das kleine Männchen wieder Zeit, und dem Kukuk war das Herz so voll, daß er wieder mit ihm sprechen mußte.

Das war eine traurige Nacht, sagte er, Gott Lob, daß sie vorüber ist!

Ja, sagte das kleine Männchen, Gott Lob, daß sie vorüber ist!

Der hat nun auch wohl Flügel, sagte der Kukuk, und ist doch kein Vogel?

Ja, sagte das kleine Männchen, und ist doch kein Vogel, sondern ein Engel!

Ein Engel? fragte der Kukuk, was ist das?

Ein lieber und guter Mensch, sagte das kleine Männchen, wenn er gestorben ist.

O, sagte wieder der Kukuk, dann ist er's gewiß? Er that ja nicht einmal einem Thier etwas zu Leide, und im Winter fütterte er sogar die Vögel!

Und erst recht die armen Kinder und Handwerksburschen, sagte das kleine Männchen, — er gab den Rock vom Leibe weg. Und weißt du noch das alte Bettelweib, das da krank war und auf der Straße lag? Er bracht' es huckepack herein und holte schnell den Doktor und auch die Medicin; und als die alte Frau gestorben war, ließ er sie auch noch begraben und bezahlte die Kosten.

Ja, sagte der Kukuk, und weißt du noch, als er des Nachbars Kinder aus dem Feuer holte und das brennende Dach schon herunterschießen wollte? Er holte sie doch heraus!

Das war brav von ihm! sagte das kleine Männchen.

Ja, sagte der Kukuk, das war brav von ihm! — Aber du hast ja gesagt, daß er nun ein Engel ist, — was machen denn die Engel?

Ja, siehst du, sagte wieder das kleine Männchen, das verstehst du nicht, du bist ja nur ein Vogel. — Die Engel, die haben's schön, ganz wunderschön! Sie tragen Kleider wie goldner Sonnenschein, und Kränze von Lilien und Rosen! und bald sind sie im Himmel und gehen aus und ein beim lieben Gott, bald wieder auf Erden und thun's bei den Menschen. — Hast schon mal einen gesehen?

Nein, sagte der Kukuk.

Ich auch nicht, sagte das kleine Männchen; denn keiner sieht sie und keiner kann sie hören. Aber allen bringen sie Hülfe, — dem Armen Brot, den Traurigen Trost, — und wo eben einer stirbt, dem machen sie's leicht; sie singen ihm ein schönes Lied, bis er schläft, und nachher tragen sie ihn sanft in den Himmel.

Nein, was du sagst! sagte wieder der Kukuk, Gott Lob denn, daß er da ist!

Ja, sagte das kleine Männchen, und dann war es wieder still, ganz still in der Stube.

Und nachher, da sah'n sie's noch, wie sie auch den Vater davontrugen. Die Glocken klangen, und die liebe Mutter stand am Fenster zu weinen.

Und wo sie ihn begraben haben, stehen zwei weiße Kreuze; sie berühren sich fast mit den Armen.

und auf dem einen stehen die Worte:

„Ihr Brautkranz wurde zum Todtenkranze.
Aber Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe
bleibet, der bleibet in Gott und Gott in ihm"

Und auf dem andern:

„Er war so lieb und gut. In unserer Liebe
wird sein Andenken leben ohne Aufhören!"

Er war so lieb und gut, — — ja, ja! das war er! — das hatten ja alle gesagt, als er gestorben war, auch der Kukuk und das kleine Männchen.

Wie doch die Zeit geht! der alte Vater ruhte längst im Grabe.

Und tick! tack! — tick! tack! — sagte wieder die alte Uhr, aber längst nicht mehr im Elternhause.

Sie macht mich immer so traurig, hatte die Mutter gesagt, als der Sohn sie später wieder besuchte, — nimm sie nur mit, aber halt sie in Ehren!

Und da stand sie nun in einem großen, schönen Hause, alt und ehrwürdig allein zwischen all den hübschen Sachen in der Stube.

Und wieder einmal in seinem trauten Stübchen, bei seinen Freunden, den Büchern, saß der ferne Sohn zu träumen und zu dichten. Er konnt' es doch nicht lassen.

Und es war schon spät in der Nacht, und tick! tack! — tick! tack! — sagte die alte Uhr, aber er merkte es nicht.

Da schlug es zwölf und der Kukuk fing an zu rufen.

Und verwundert wachte er auf und rieb sich die Augen.

Wie doch die Zeit geht! sagte er leise, mir däucht, als wär' es heute. — Die liebe Sonne schien so warm durchs Fenster, — im Garten spielte das fröhliche Schwesterlein, — und in der Stube saß der Knabe, — und der Aufsatz war noch immer nicht fertig. — — War denn alles nur ein Traum gewesen?

Alles ein Traum, — aber der Traum eines halben Lebens!

Und tick! tack! — tick! tack! — sagte die alte Uhr. — —

Und der Aufsatz? — — — ja, nun war er fertig, — und wollt ihr ihn lesen, — da ist er!



Das letzte Märchen ist „Der gute alte Dichter“ betitelt und Hans Christian Andersen zu seinem 70. Geburtstage (2. April 1875) gewidmet. Es setzt sich aus zwei Theilen zusammen, den „Gratulanten“ und den „Träumen“. In dem ersten Theile heißt es: Es war einmal ein alter Dichter, so recht ein guter alter Dichter — der liebte die Kinder über alles. Aber er selbst hatte keines, weil er keine Frau hatte, welcher der Storch eins bringen konnte. Er hatte immer nur gedichtet und darüber das Heirathen ganz vergessen, und nun war er alt und es betrübte ihn, daß er gar keine Kinder hatte.

Und da saß er nun im großen Lehnstuhle in seiner Stube und war recht traurig, der gute alte Dichter; denn heute war gerade sein Geburtstag. Ach, dachte er, wenn du doch Kinder hättest und sie kämen nun und küßten dich und riefen: Guten Morgen, lieber Vater! wir gratuliren! wir gratuliren! — ja, wie würde das dich freuen! Da bekämst du gewiß einen Strauß und eine Torte und auch ein Gedicht und noch sonst was Schönes, und du könntest sie auf deinen Schoß nehmen, die es dir brächten, und könntest sie wieder küssen und ihnen eine schöne Geschichte erzählen; wie müßte das doch herrlich sein!

Ja, solche wirkliche kleine Kinder hatte der gute alte Dichter nun freilich nicht; aber Kinder hatte er doch, weil er ein Dichter war, — denn jedesmal, wenn einer dichtet, so schenkt ihm der liebe Gott ein Kind, das ist das Kind seiner Muse; — und wenn er nur ein wirklicher Dichter ist, so ist es auch fast wie ein wirkliches Kind, fast ebenso hold und lieblich und ordentlich so mit Geist und Seele, so daß alle guten Menschen, welche es sehen, es auch lieb gewinnen und ihre Freude daran haben. — Und solch ein wirklicher Dichter war er ja doch, der gute alte Dichter, und er hatte immer nur gedichtet, und heute war sein siebenzigster Geburtstag; wie viele solche liebliche Kinder mußte der nicht schon haben!

Aber wo waren sie denn? — ja, wo waren sie? — In der ganzen Stadt, im ganzen Lande, weit, weit, — und noch viel weiter. — Der gute alte Dichter hatte nur noch gar nicht an sie gedacht, und doch war schon eins in aller Frühe draußen vor dem Hause. Der war Soldat, und — die Soldaten sind immer auf ihrem Posten — da hatte er denn Posto gefaßt, gerade vor der Hausthür, und hier stand er nun, den Säbel an der Seite und das

Gewehr im Arm wie eine Ehrenwache am Ehrentage des guten alten Dichters. Nur gut, daß du da bist, sagte er zu sich selber, — er ist doch ein alter Mann und hat ein weiches Herz, wie leicht könnt' es zu viel werden! Aber wenn's genug ist, dann fällst du das Gewehr, und dann kommt keiner mehr hinein, und wär's dein König selber!

Für den war es nun freilich wohl noch etwas zu früh; aber es war doch schon jemand dagewesen. Das war die kleine Ida mit ihren Blumen. Johann Meyer hat diese Figur sowie die der anderen Gratulanten Andersen's Märchen entlehnt. Sie hatte nur solche genommen, die in der Nacht vorher nicht zu Ball gewesen und noch frisch und duftig waren; aus diesen hatte sie einen Kranz geflochten und die Thür bekränzt und sich dann leise wieder davongeschlichen.

Das ist hübsch, sagte der Soldat, wir Soldaten wissen das zu schätzen! — Aber es fehlt noch die Inschrift, — und dann nahm er ein Stück Kreide aus der Tasche und schrieb auf die Thür:

Vivat, der gute alte Dichter!

Das war gerade wie ein Transparent und machte sich prächtig. — Und nun kamen auch schon die ersten Gratulanten.

Guten Morgen, Bruder Zinnsoldat! — Guten Morgen, Johannes! sagte der Soldat; — denn keine andern sagten sich guten Morgen als der arme Johannes und der kleine standhafte Zinnsoldat ..... Und nun weiß unser Märchendichter die einzelnen Figuren so vorzüglich zu charakterisiren, daß sie frisch und lebendig, wie wir sie aus Andersen's Erzählungen kennen, vor uns stehen.

Bald erscheinen auch der Reisekamerad, der Schweinehirt, der eigentlich ein Prinz ist, das häßliche junge Entlein, der Storch, der kleine Tuk und Däumelinchen, dann Amor, der kleine Knabe, ein altes Mütterchen, das sich sofort in ein niedliches Mädchen verwandelt, das kleine Mädchen mit den Schwefelhölzchen, ein Engel, Holger Danske, der April, die kleine Seejungfrau, selbst die Stopfnadel und die alte Straßenlaterne, auch Telegramme, alle möglichen Räthe und dann noch ein wirklicher König, König Christian IX. von Dänemark. Und als der sich zeigte — wie erschrak da der kleine Zinnsoldat und wie stramm und kerzen-

grade stand er da und präsentirte sein Gewehr! Und viele, viele andere kamen noch und darunter **auch eine ganze Menge Kinder**, Knaben und Mädchen, die Blumen und Kränze, Kuchen und Torten trugen und den kleinen Zinnsoldaten mit einem brausenden Hurrah begrüßten. Und dann wollte sich noch jemand hineinschleichen, den wir aus **der Geschichte von einer Mutter** kennen, der schon zu vielen gekommen ist, so zu dem Diagoras, dem glücklichen alten Vater, als ihn seine Söhne, die Sieger in Olympia, auf ihren Armen durch das jubelnde Volk trugen; aber „Pine Död" (Pein und Tod), schrie da der kleine Zinnsoldat, und er fällte das Gewehr und verscheuchte den verdächtigen Gratulanten.

Als nun alle bei dem Geburtstagskinde waren und ein

Vivat den gode gamle Dichter!
Vivat Hans Christian Andersen!

aus hundert Kehlen zugleich erscholl, da kam als Letzter noch ein alter, freundlicher Herr mit Spritze und buntem Schirm; das war der **Ole-Luk-Oie**, der Augenschließer, und dem öffnete der Zinnsoldat behend die Thür.

Und als der Ole-Luk-Oie bei dem alten Dichter eintrat, da wußten die andern Bescheid, und bald waren sie alle draußen. Und das Geburtstagskind hieß den alten Freund willkommen; und der trat vor den Lehnstuhl und gratulirte. Dann nahm er seine Spritze und spritzte dem guten Dichter in die Augen, in die großen schönen Augen, — und dann spannte er seinen Schirm auf, und lächelnd neigte der gute alte Dichter das Haupt, er neigte es vor Ole-Luk-Oie's bunten Bildern und Geschichten.

Und nun läßt Johann Meyer — in dem zweiten Theile unseres Märchens, in den „Träumereien", — die wichtigsten Momente des Lebens als Traumerscheinungen vor dem Geiste des schlummernden Dichters vorüberziehen. Ja, siebenzig Jahre sind eine lange Spanne Zeit, und doch, wie schnell gehen sie dahin! Glücklich ist der Greis, der sich, wenn er Rückschau auf das Leben hält, sagen darf: Du hast nicht umsonst gelebt; du hast dich siegreich durch alle Widerwärtigkeiten des Lebens hindurchgearbeitet und, folgend dem Genius, der dir mit leuchtender Fackel den Weg gezeigt, das Ziel erreicht, von dem aus du der Menschheit am meisten nützen konntest! — —

Doch nun mögen wir einmal aus dem Munde und dem Herzen der hochdeutschen Muse unseres Dichters dieses sinnige Märchen in seinem ganzen Umfange hören!

Der gute alte Dichter.

Hans Christian Andersen zu seinem 70. Geburtstage. (2. April 1875.)

I.

Die Gratulanten.

Es war einmal ein alter Dichter, so recht ein „guter alter Dichter", — der liebte die Kinder über alles. Aber er selbst hatte keines, weil er keine Frau hatte, welcher der Storch eins bringen konnte. Er hatte immer nur gedichtet und darüber das Heirathen ganz vergessen, und nun war er alt, und es betrübte ihn, daß er gar keine Kinder hatte.

Und da saß er nun im großen Lehnstuhl in seiner Stube und war recht traurig, der gute alte Dichter; denn gerade heute war sein Geburtstag. Ach, dachte er, wenn du doch Kinder hättest, und sie kämen nun und küßten dich und riefen: Guten Morgen, lieber Vater! wir gratuliren! wir gratuliren! — ja, wie würde das dich freuen! — Da bekämest du gewiß einen Strauß und eine Torte und auch ein Gedicht und noch sonst was Schönes, und du könntest sie auf deinen Schoß nehmen, die es dir brächten, und könntest sie wieder küssen und ihnen eine schöne Geschichte erzählen; wie müßte das doch herrlich sein!

Ja, solche wirkliche kleine Kinder hatte der gute alte Dichter nun freilich nicht, aber Kinder hatte er doch, weil er ein Dichter war, — denn jedesmal, wenn einer dichtet, so schenkt ihm der liebe Gott ein Kind, das ist das Kind seiner Muse; — und wenn er nur ein wirklicher Dichter ist, so ist es auch fast wie ein wirkliches Kind, fast eben so hold und lieblich und ordentlich so mit Geist und Seele, so daß alle guten Menschen, welche es sehen, es auch lieb gewinnen und ihre Freude daran haben. — Und solch ein wirklicher Dichter war er ja doch, der gute alte Dichter, und er hatte immer nur gedichtet, und heute war sein siebenzigster Geburtstag; — wie viele solche liebliche Kinder mußte der nicht schon haben!

Aber wo waren sie denn? — ja, wo waren sie? — In der ganzen Stadt, im ganzen Lande, weit, weit, — und noch viel weiter. — Der gute alte Dichter hatte nur noch garnicht an sie gedacht, und doch war schon eins in aller Frühe draußen vor dem Hause. Der war Soldat, und — die Soldaten sind immer auf ihrem Posten — da hatte er denn Posto gefaßt gerade vor der Hausthür, und hier stand er nun, den Säbel an der Seite und das Gewehr im Arm, wie eine Ehrenwache am Ehrentage des guten alten Dichters. Nur gut, daß du da bist, sagte er zu sich selber, — er ist doch ein alter Mann und hat ein weiches Herz, wie leicht könnt' es zu viel werden! Aber wenn's genug ist, dann fällst du das Gewehr und dann kommt keiner mehr hinein, und wär's dein König selber!

Für den war es nun freilich wohl noch etwas zu früh, aber es war doch schon jemand dagewesen. Das war die kleine Ida mit ihren Blumen. [1]) Sie hatte nur solche genommen, welche in der Nacht vorher nicht zu Ball gewesen und noch frisch und duftig waren; aus diesen hatte sie einen Kranz geflochten und die Thür bekränzt und sich dann leise wieder davongeschlichen.

Das ist hübsch, sagte der Soldat, als er die bekränzte Thür erblickte, — wir Soldaten wissen das zu schätzen! — Aber es fehlt noch die Inschrift, — und dann nahm er ein Stück Kreide aus seiner Tasche und schrieb die Inschrift auf die Thür:

Vivat der gute alte Dichter!

Das war gerade wie ein Transparent und machte sich prächtig. — Und nun kamen auch schon die ersten Gratulanten.

Guten Morgen, Bruder Zinnsoldat! — Guten Morgen, Johannes! sagte der Soldat, — denn keine anderen waren es, die sich guten Morgen sagten, als der arme Johannes und der kleine standhafte Zinnsoldat. — Du warst immer ein guter Sohn, Johannes. — Das war ich, sagte er, darum ist es mir auch so gut ergangen, daß ich die Prinzessin bekam und König wurde. Ich hab' ihm viel zu danken, dem guten alten Dichter; ist's erlaubt, hineinzugehen?

Ja, wenn Sie's gefälligst erlauben wollten, — sagte mit einem Male noch ein anderer, — und da stand der Reisekamerad. Er war mit Johannes gekommen und hatte sich eben erst wieder sichtbar gemacht. Der gute alte Dichter ist ja ein alter Mann, sagte er; wenn er die Gicht hätte oder sonst so was, — ich hab' eine Salbe, die gut ist für alles!

Könnt passiren! sagte der kleine Zinnsoldat, und dann ließ er sie passiren.

Aber da kam schon wieder einer, der trug eine Rose und eine Nachtigall. Ich bin nur der Schweinehirt, sagte er; aber eigentlich bin ich doch nicht der, der ich bin, sondern ein Prinz, — und hier die Rose von meines Vaters Grabe, die so süß duftet, daß man alle seine Sorgen und seinen Kummer darob vergißt, und hier die Nachtigall, welche singen kann, als ob alle süßen Melodien in ihrer kleinen Kehle säßen, die will ich ihm schenken!

Kannst passiren! sagte der kleine standhafte Zinnsoldat, — und dann kam schon wieder einer und dann noch einer, — ja, nun ging es flott mit den Gratulanten.

Aber der erste war nur eine Ente, eine recht häßliche junge Ente; und das häßliche junge Entlein erzählte dem kleinen, standhaften Zinnsoldaten eine lange Geschichte, wobei er immer an den alten Dichter

---

1) Siehe Andersen's Märchen, welchen die hier als Gratulanten auftretenden Märchenfiguren entnommen sind.

denken mußte und so gerührt wurde, daß ihm nur so die hellen Thränen über seine zinnernen Backen liefen. Es erzählte ihm, wie es eigentlich gar kein Entlein sei, sondern ein Schwan, der nur unter einer Entenmutter zur Welt gekommen, und wie keiner es zuerst hätte leiden mögen, ja, alle es geschmäht und verspottet hätten und wie viel es erduldet und ertragen und wie der Sommer darüber vergangen, der Herbst und der Winter; — aber dann sei der Frühling gekommen und mit dem Frühling die Freude, — und das häßliche junge Entlein sei mit einem Male ein hübscher junger Schwan geworden.

Und der andere Gratulant war der Storch, — der sagte, daß er sonst wohl durch den Schornstein käme oder durchs Fenster, wenn er so für sich käme und etwas brächte. Aber heute käme er im Namen aller Störche, die von allen Vögeln dem Dichter doch die liebsten wären, weil sie die Kinder brächten.

Und dann kamen zwei allerliebste kleine Kinderchen, — der kleine Tuk und Däumelinchen. Komm nur her, du kleiner Tuk! sagte der kleine Zinnsoldat; du kommst schon hinein, weil du der kleine Tuk bist. Aber nun erzähl' ihm auch, wie du gelernt hast und was du geworden bist, und dank' ihm für dein gutes Herz, dem du alles zu verdanken hast. Und Däumelinchen nahm er auf seine Hand, denn sie war nicht größer als ein Daumen, darum hieß sie Däumelinchen, — und dann küßte er sie, und sie erzählte ihm, wie sie bei der kleinen Maus gewesen und wie der häßliche Krötensohn und der alte, blinde Maulwurf sie durchaus hätten heirathen wollen, wie sie aber entflohen und auf einem großen Blatte, welches der kleine Schmetterling gezogen, längs dem Flusse gesegelt sei, bis nachher die kleine Schwalbe gekommen, welche sie davon getragen.

Könnt passiren! sagte wieder der kleine Zinnsoldat, und er ließ alle hinein.

Schon wieder einer, — ein kleiner Knabe mit hellen Augen und blonden Locken. In der Hand trug er einen Bogen, damit schoß er nach allen Leuten und allen immer nur gerade ins Herz. — Kommst nicht hinein! sagte der kleine, standhafte Zinnsoldat, du bist unartig gewesen, — denn auch den alten Dichter und den kleinen Zinnsoldaten hatt' er früher einmal geschossen. Als er aber sah, daß er nicht hinein sollte, wollt' er schon wieder nach ihm schießen; — das half, da kam er doch hinein, aber den Bogen mußte er draußen lassen.

Schon wieder einer, — ein altes Mütterchen, ein ganz altes Mütterchen in einem grünen Kleide mit weißen Blumen, gerade wie ein alter Fliederbusch. Was willst du denn? sagte der kleine Zinnsoldat; kommst nicht hinein! — Heute brauchen wir keinen Fliederthee. Aber da war mit einem Male das alte Mütterchen ein niedliches junges Mädchen geworden, noch in demselben Kleide, doch am Busen eine wirkliche Fliederblume und um ihre blonden Locken einen Kranz von wirklichen Fliederblumen. — Ihre Augen waren so groß, so blau, — sie war so herrlich anzuschauen! —

Sikken Pige![1]) dachte der kleine Zinnsoldat, und da kam sie doch hinein.

---

1) Welch ein Mädchen!

Ja, nun ging es flott mit den Gratulanten, es ging in einem fort. Da kam auch das kleine Mädchen mit den Schwefelhölzern. Sie öffnete vor dem kleinen Zinnsoldaten den Korb. Wenn der gute, alte Dichter auch mal raucht, sagte sie, dann könnte er wohl eins davon gebrauchen. — Na, sagte der kleine Zinnsoldat, du bist freilich schon gestorben, aber darum lebst du doch, — und ließ sie hinein.

Und dann kam ein Engel — ein großer, schöner Engel, — da präsentirte der kleine Zinnsoldat das Gewehr. Es war derselbe, welcher die gestorbenen Kinder in den Himmel trägt; er hatte das kleine Mädchen mit den Schwefelhölzern auch schon einmal dahin getragen. — Bitte, Herr Engel, treten Sie gefälligst näher! sagte der kleine Zinnsoldat und öffnete ihm schnell die Thür.

Wenn's nur nicht zu viel wird, dachte er wieder, er ist doch ein alter Mann und hat ein weiches Herz, — und nun gar solch ein Engel! —

Aber da kam schon wieder einer, das war der alte Holger Danske. Geh nur hinein, sagte der kleine Zinnsoldat, — ich weiß Bescheid, wir sind ja alle Dänen! Die Löwen sind die Stärke und die Herzen die Milde und Liebe! — Knud, — Waldemar, — Margarethe, — Eleonore Ulfeld, — Hvitfeld, — Hans Egede, — Friedrich der Sechste, — Holberg, — Tycho Brahe — und Berthel. — Und dann sagte es bum! bumbum! — gerade wie die Schiffe bei Kronburg, wenn sie sich: Guten Tag! sagen; es waren die Ehrenschüsse zum Geburtstage des alten Dichters.

Und dann kam der April, den wollte der kleine standhafte Zinnsoldat aber durchaus nicht hineinlassen. Er ist ja ein alter Mann, sagte er, du bist ihm zu rauh und zu kalt und gehörst auch gar nicht mit dazu. — Was? sagte der April, ist er nicht ein Aprilkind? — Ich bin sein Aprilvater und seine Aprilmutter und bringe ihm einen Strauß von weißen Schneeglöckchen und blauen Veilchen! — Und der kleine Zinnsoldat ließ ihn passiren.

Und da kamen auch noch die kleine Seejungfrau und die Schneekönigin und die Prinzessin auf der Erbse. Auch das kleine Gänseblümchen kam; wie es die kleine Lerche geliebt hatte, so liebte es den alten Dichter, weil er ein Sänger war. Selbst die Stopfnadel hatte sich eingefunden, obgleich sie schon lange im Rinnstein gelegen und der Frachtwagen darüber hingegangen war; — sie bildete sich noch immer etwas ein. — Und mit der Stopfnadel kam auch die alte Straßenlaterne; ihr hatt' es ja geträumt, daß sie einmal, umgegossen, als eiserner Engel mit einem Wachslicht in der Hand als Leuchter auf dem grünen Schreibtisch eines Dichters stehen würde; — sie wünschte, daß es dieser wäre. — Ja, sogar das alte Haus wäre gekommen, das liebe alte Haus, wär' es nicht schon längst abgebrochen und von der Stelle verschwunden gewesen. —

Sie gehören doch alle mit dazu, dachte der kleine Zinnsoldat, und dann ließ er sie alle wieder passiren.

Aber nun kamen gar absonderliche Gratulanten; die sprühten und zischten gerade wie die Blitze über dem Buchweizen auf der Koppel bei der

alten Weide. Es waren Telegramme; sie kamen aus allen Ländern, weit, weit her, — aus Schweden und Norwegen, — aus Spanien und Portugal, — aus Frankreich und Italien, — aus England — und erst recht aus Deutschland! — ja, aus Deutschland auch sogar noch eine Deputation, die lieblichste, welche man sich nur denken konnte: Sneewittchen, — Dornröschen, — Aschenbrödel. — — Was machte der kleine Zinnsoldat für Augen! Er dachte gleich an den kleinen unartigen Knaben. — Nur gut, dachte er, daß er nicht mehr hier außen ist und keinen Bogen mehr hat, — und dann ließ er sie schnell hinein.

Und dann kamen allerlei Räthe: — der Commerzienrath, der Kammerrath, der Kriegsrath, der Hofrath, der Geheimrath, der Etatsrath und der Conferenzrath, — das Rathen wollte gar kein Ende nehmen, — und zuletzt auch noch der alte Justizrath mit den Galoschen des Glücks, — alle im schwarzen Frack und strahlend von Glück und Freude, — und der kleine Zinnsoldat ließ sie alle wieder hinein.

Und dann kamen auch noch zwei vagabondirende Künstler. Der eine war nur ein Geiger und der andere ein Improvisator. Und der eine strich seine Geige, während der andere improvisirte: Herr Officier, vor dieser Thür, erlauben Sie mir, wohnt Andersen hier? und könnten wir passiren? wir wollten ihm gratuliren. — — —

Na, dachte der kleine Zinnsoldat, zwei Künstler, und der eine noch dazu ein Dichter, — — med Fornöielse [1]) sagte er und ließ sie hinein.

Wenn's aber nur nicht zu viel wird, dachte er wieder, für den alten Mann und sein weiches Herz, — es muß doch endlich einmal aufhören.

Aber da kam der König, der wirkliche König, — König Christian IX. von Dänemark. Wie erschrak der kleine Zinnsoldat und wie stramm und kerzengrade stand er da und präsentirte nun wieder sein Gewehr! — Der König lächelte und sagte freundlich: Wir kennen uns; — guten Morgen, Kamerad! — und dann ging er hinein und brachte dem alten Dichter selbst einen seiner höchsten Orden.

Wenn's nur nicht zu viel wird, dachte wieder der kleine Zinnsoldat, für den alten Mann und sein weiches Herz; — er könnte sterben vor lauter Glück und Freude!

Aber da kam es erst recht! — eine ganze Schaar Kinder, Knaben und Mädchen bunt durcheinander, alle in ihrem Sonntagsstaat, und die kleinen Mädchen alle in weißen Kleidern mit rothen Bändern und mit Kränzen und mit Blumen. Und auch Kuchen trugen sie, Torten und allerlei Schönes, — alles für den guten, alten Dichter. Wie freuten sie sich über den kleinen Zinnsoldaten, sie kannten ihn ja alle.

Aber zurück da! rief der kleine, standhafte Zinnsoldat; ist kein Platz mehr! ist schon alles voll! —

---

1) Mit Vergnügen.

Bekam er aber da ein Hurrah! er wird es in seinem Leben nicht vergessen. Und dann trat ein kleines Mädchen nur so dicht vor ihn hin und zupfte ihn an seinem Schnurrbart und hielt ihm eine rothe Mappe vor die Nase, darin war ein Gedicht, das sollte es deklamiren. — Weißt du es denn gar nicht, was ich ihm sagen soll? sagte es, ich soll ja deklamiren! — Im Rosenburger Schloßgarten, unserm liebsten Spielplatz, da soll er wohnen, der gute, alte Dichter, — da wollen wir ihm ein Denkmal setzen, — wir Kinder, wir, — daß er uns immer sieht und wir ihn immer sehen, — und mit Rosen wollen wir es bekränzen und umhegen, — wir Kinder, wir, — du kleiner Knirps, du! — Und das sollten wir ihm nicht sagen?! — — — Und dann zupfte es ihn wieder an seinem Schnurrbart; aber das wäre nun gar nicht einmal mehr nöthig gewesen. Den kleinen Zinnsoldaten hatt' es so gerührt, daß ihm nur wieder so die hellen Thränen über seine Backen liefen, und dann lachte er schon zu gleicher Zeit, als er noch weinte, und rief: Nur herein! Ihr Herren Jungen und Mädchen! — herein! herein! — wie wird sich der gute, alte Dichter freuen! — — — Und dann kamen sie noch alle hinein.

Du guter, alter Dichter, nun hast Du sie doch an Deinem Geburtstage, die wirklichen kleinen Kinder, und bekommst Blumen und Kuchen, auch ein Gedicht und noch sonst was Schönes; und kannst sie auf Deinen Schoß nehmen, die es Dir bringen, und sie wieder küssen und ihnen eine schöne Geschichte erzählen, — wie muß das schön sein! Du guter, alter Dichter!

Aber wenn es blos nicht zu viel wird, dachte wieder der kleine, standhafte Zinnsoldat, für den alten Mann und sein weiches Herz! — Er könnte sterben vor lauter Glück und Freude! — Ja, nun kommt keiner mehr hinein, auch keiner! keiner!

Und doch kam noch einer, der wollte auch noch hinein; er wollt' es wenigstens versuchen. Es war ein ganz unheimlicher und düsterer Gast in einem langen, weißen Gewande. Wo Kinder weilen, — kleine, lustige Kinder, — umschleicht er sie gar gern, und so war er auch heute wieder in ihrer Nähe. — Hinter den Kindern, dachte er, drängst du dich hinein; — der alte Dichter, er ist ja schon so alt und hat ein weiches Herz, all' die Freude könnte ihn tödten. — —

Halt! wer da?! rief der kleine, standhafte Zinnsoldat, — stop lidt![1] — es kommt keiner mehr hinein! — —

Keiner mehr hinein? — sagte der andere mit hohler Stimme; — des Menschen Leben währet siebenzig und, wenn es hoch kommt, achtzig Jahre. — Er hat des Glückes und der Freude wohl genug gehabt, und was ist alles gegen die Freuden, zu welchen ich führe! —

Du kommst mir verdächtig vor, sagte der kleine standhafte Zinnsoldat; wer bist du, und was willst du? — Nun laß ich dich erst recht nicht hinein!

---

1) Wart ein wenig!

Wer ich bin? sagte der andere; kennst du die Geschichte von einer Mutter? — Frage nur die Mutter; sie lernte mich kennen, als der liebe Gott ihr das Kind genommen. — Ich bin derselbe, welcher zu dem Diagoras kam, dem glücklichen, alten Vater, als seine Söhne, die Sieger, ihn zu Olympia mit ihren Kränzen schmückten und auf den Armen durch das jubelnde Volk trugen. — Ich bin derselbe, welcher zu dem alten, deutschen Vaterlandssänger kam, als sie seinen neunzigsten Geburtstag gefeiert hatten, zu Bonn am Rhein.[1]) — Und was ich will, das sollst du bald erfahren: — eine Blume will ich verpflanzen! — — — Und damit schritt er auf die Thür zu und wollte sie öffnen, als stände ihm schon gar nichts mehr im Wege.

Pine Död![2]) schrie der kleine, standhafte Zinnsoldat und fällte das Gewehr, und dann gab er ihm einen Rippenstoß, daß es nur so krachte. — —

Und da klangen die Gläser in dem Zimmer des alten Dichters und

Vivat den gode gamle Digter![3])
Vivat Hans Christian Andersen!

scholl es zu gleicher Zeit, wie aus hundert Kehlen. — —

Und da kam noch einer, der wollte auch noch hinein. Es war ein alter, freundlicher Herr mit einer großen Spritze und einem bunten Schirm, — er kam wohl gerade zur rechten Zeit.

Zurück da! sagte der kleine, standhafte Zinnsoldat zu dem unheimlichen Fremden, wer hat dich gerufen? — Du kamst von selber, aber mich schickte Gott. — Geh zu dem guten alten Dichter, sagte der liebe Gott zu mir, — es muß genug sein für heute, sonst tödtet ihn die Freude. —

Ah! Ole-Luk-Oie! Ole-Luk-Oie![4]) rief jubelnd der kleine, standhafte Zinnsoldat, — Gott sei gedankt, daß er dich sandte! — und dann öffnete er die Thür und drängte ihn hinein, — aber der Andere schlich sich unwillig von dannen. —

Und da drinnen wußten sie Bescheid, — sie kannten ihn ja alle. — Was machten die Kinder für Gesichter, als sie ihn sahen! — Es ist Mittag, sagte Ole-Luk-Oie, ihr müßt nach Hause, sonst bekommt ihr nichts zu essen! — Und dann that er, als ob er nach ihnen spritzen wollte, — und im Nu waren sie alle schon wieder draußen.

Da kamen auch schon all' die Räthe — der Commerzienrath, — der Kammerrath, — der Kriegsrath, — der Hofrath — der Geheimrath, — der Etatsrath und der Conferenzrath und zu guterletzt auch wieder der alte

1) Ernst Moritz Arndt.

2) Pein und Tod!

3) Vivat der gute alte Dichter!

4) Ole-Luk-Oie, wörtlich: Ole Augenschließer, Ole, welcher (den Müden) die Augen schließt, ähnlich unserm Sandmann. Nach dem dänischen Volksglauben trägt Ole-Luk-Oie eine große Spritze und einen bunten Schirm. Mit jener spritzt er den Müden Milch in die Augen und schläfert sie ein, worauf er mit Hülfe des Schirmes, indem er ihn aufspannt, die Träume in der Seele des Schlafenden hervorruft. Siehe Andersen's Märchen „Ole-Luk-Oie."

Justizrath in den Galoschen des Glücks. Nein, wie der glücklich war! — Und alle waren sie glücklich und glühten vor Freude, — und mit so rothen, kleinen Augen, als hätte es ihnen Ole-Luk-Oie schon angethan. — Aber das hatte er doch nicht; — der kleine, standhafte Zinnsoldat da draußen wußte es besser. Na, dachte er, müssen die aber pokulirt haben!

Und auch der König sagte dem guten alten Dichter Adieu und entfernte sich; denn vor Ole-Luk-Oie, das wußte er wohl, muß sich auch ein König bescheiden.

Und als sie alle hinaus waren, alle, alle, da trat Ole-Luk-Oie vor den Lehnstuhl und gratulirte dem guten alten Dichter zu seinem siebenzigsten Geburtstage. —

Kommst du, alter Freund? — sagte der gute alte Dichter, — ich dacht' es mir wohl — sei mir tausendmal willkommen! —

Aber Ole-Luk-Oie nahm seine Spritze und spritzte ihm leise in die Augen, — in die großen, schönen Augen, — und dann spannte er seinen Schirm auf, — und lächelnd neigte der gute alte Dichter das Haupt, — er neigte es vor Ole-Luk-Oie's bunten Bildern und Geschichten. — — —

II.

Die Träume.

Sei mir gegrüßt, du liebliches Städtchen auf grüner Insel im blauen Meere! — Seid mir gegrüßt, ihr wogenden Ährenfelder, ihr duftigen Wiesen, — und du rauschender Buchenwald! — —

O, der Freude! daß ich dich wiedersehe, du kleines Häuschen des armen Schusters, mein theures Vaterhaus! — — Hier die Wohnstube — und die Schlafstube — und die Werkstätte, — alles in Einem! — — Da die Küche, voll glänzender Teller und Geschirre, — und da die Diele mit der Leiter; — — auf der Leiter geht's hinauf nach dem Boden, — und hinter der Bodenluke auf der Dachrinne gegen das Nachbarhaus der Mutter kleiner Garten, — ein kleiner Kasten mit Erde und Suppenkraut. — — Du süße Mutter, wie wenig, und doch genügend! — Als Kind hattest du ja nicht einmal solchen Garten und mußtest vor fremden Thüren betteln gehen. — —

Der arme Schuster! — Es hätte auch wohl anders sein können. — Seine Eltern waren wohlhabende Leute, — er wollte studiren, — aber da war das Unglück gekommen. — Das Vieh war gestürzt, — der Hof abgebrannt, — und sein Vater hatte den Verstand verloren. — Nun waren sie arm, — und ihr Kind mußte ein Handwerk erlernen.

Wie reißt er den Drath und wie klopft er die Stiefel! — Und neben ihm auf dem Fußboden sitzt sein einziger, kleiner Sohn mit den großen, blauen Augen und den hellblonden Locken. — Der wird gewiß kein Schuster, — er macht sich bunte Puppen und spielt Komödie und lebt in der Welt seiner Träume. —

Auf dem Hofplatz steht ein Johannisbeerstrauch. — Wer ist der kleine Knabe, welcher darunter sitzt? — Er blickt hinauf in die sonnen-

beleuchteten Blätter und träumt Märchen; — vom Geschrei der Straßenbuben wird er wach, — was mögen sie haben? — einen geisteskranken, alten Mann, — der kleine Knabe kennt ihn, aber er fürchtet sich vor ihm, denn der alte Mann hatte schon einmal mit ihm gesprochen, und da hatt' er ihn „Sie“ genannt. — Er schnitzt Bilder aus Holz, — Menschen mit Thierköpfen, — Thiere mit Flügeln, — und geht damit hausiren. — Schreiend folgt ihm der Kinderschwarm, — und vor Schreck verbirgt sich der kleine Knabe hinter der Hausthür und weint; — — es war sein Großvater, den sie verspotteten und verhöhnten.

Soldaten! nichts als Soldaten! das ganze Städtchen voll! — Fremde Menschen mit braunen Gesichtern und dunklen, blitzenden Augen, — weit, weit her, aus Spanien. — O, Gott! da soll einer erschossen werden! — Sie führen ihn hinaus zur Richtstätte, — und der kleine Knabe, den Ernst der nächsten Augenblicke nicht erwägend, läuft neugierig hinterher. — — —

Es geht bei gedämpfter Trommel Klang;
Wie weit noch die Stätte, der Weg wie lang!
O, wär' er zur Ruh' und alles vorbei!
Ich glaub', es bricht mir das Herz noch entzwei!

Nun schaut er auf zum letzten Mal
In Gottes Sonne freudigen Strahl, —
Nun binden sie ihm die Augen zu, — — —

da krachen die Schüsse, — und mit klingendem Spiel geht es wieder zur Stadt hinein.[1])

— —

O! stöhnte der alte Dichter und seufzte schwer; es that ihm wohl leid um den alten Mann und den kleinen Knaben und um den armen Soldaten, welcher erschossen worden.

— —

Arme Frauen, — sie sammeln Ähren auf dem Felde, — ein kleiner Knabe und seine Mutter sind auch dabei. — Da kommt der böse Verwalter mit langer Peitsche; — alle laufen davon; — der kleine Knabe verliert die Holzschuhe, — die scharfen Stoppeln stechen ihn, — er kann nicht weiter, — und schon hat ihn sein Verfolger gepackt und hebt die Peitsche. — — Mit seinen großen, blauen Augen blickt das Kind unerschrocken zu ihm hinauf. „Wie darfst du mich schlagen, da doch Gott es sehen kann!“ Und der strenge Mann wird mit einem Male ganz mild, klopft ihm auf die Schulter und beschenkt ihn mit Geld.

Bei den alten Frauen in der Spinnstube im Hospital, — wie war es da schön! — was wußten die für Märchen und Geschichten! — Und

1) In Folge dieser Begebenheit, deren Augenzeuge der Dichter als kleiner Knabe gewesen, und an welche ihm die Erinnerung, wie er selbst sagt, allezeit im Gedächtniß geblieben, verfaßte Andersen viele Jahre später das von Chamisso ebenso vortrefflich übersetzte wie von Silcher schön componirte Gedicht: „Es geht bei gedämpfter Trommel Klang.“

Aschenbrödel, — aber es muß mir erlaubt sein, die Stiefel abzuziehen, weil sie mir für diese Rolle zu schwer sind. Und auf den Socken tanzend, seinen großen Hut als Tamburin benutzend, singt er:

„Rang und Reichthum bleibt hienieden
Von der Sorge nicht verschont."

Die Tänzerin hielt ihn für wahnsinnig und freute sich, als er wieder fort war.

Noch an demselben Tage steht er vor dem Direktor des großen Theaters.

„Du bist für das Theater zu mager, mein Sohn, und zu bäuerisch; wir können nur Menschen gebrauchen, welche Bildung haben."

Giebt es einen stillen Ort in der großen Stadt für getäuschte Hoffnung und zwei nasse Augen? — Er hat ihn gefunden. — Da sitzt er und weint sich satt; und dann wird ihm leichter, als ob einer dagewesen, der ihn ermuntert und getröstet.

— —

O, seufzte wieder schlafend der gute alte Dichter. Läßt du ihn weinen, Ole-Luk-Oie? — Es war, als ob er weinte nun auch um den großen Knaben, wie schon früher einmal um den kleinen.

— —

In der großen Stadt und ohne Freunde, — kein Geld und nichts zu essen! — Wer giebt mir Brod für meine Hände? — Habt Dank, Meister Tischler, ich will euch ein treuer Arbeiter sein! — Aber o, des Schmerzes! — diese rohen Menschen mit ihren gemeinen Gedanken verhöhnen und verspotten mich, wie die Straßenkinder den alten Großvater; — und ich bin doch nicht wahnsinnig! — — Habt Dank, Meister Tischler, und in die Werkstatt kam er nicht wieder. — —

Es giebt noch gute Menschen, auch in der großen Stadt; du unverzagtes Knabenherz, klopf' nur an die rechten Thüren!

Da singt er schon wieder, aber diesmal vor keiner Tänzerin, — vor einer Gesellschaft vornehmer Herren; — der mitleidigen Köchin, welcher er sein Herz geöffnet, verdankt er den Einlaß. — Und es war auch ein Dichter darunter, solch ein wirklicher Dichter[1]), — und Dichter sind Propheten.

„Aus ihm wird einmal etwas werden", sagte er, und alle applaudiren.

— —

Wie er lächelt, wie er freundlich lächelt, der gute alte Dichter! — Ole-Luk-Oie, das muß ein schönes Bild gewesen sein!

— —

Aus ihm wird einmal etwas werden, — — — aber wann? wann? — Schon im zweiten Jahre in der Fremde, in der großen Stadt, — und noch immer ist nichts aus ihm geworden.

---

1) Baggesen.

Es ist am Neujahrstage, — und wieder steht er vor dem großen Theater, und was mag er wollen? — Abergläubische meinen, wie es einem am Neujahrstage ergehe, so werde es einem auch ergehen im Laufe des Jahres. Er hatte es oft gehört, — und an dem alten, halb blinden Portier vorbei schleicht er sich hinein und schlüpft mit pochendem Herzen zwischen die Couliſſen und Vorhänge hindurch auf die Bühne. Da fällt er auf die Knie und betet laut ein Vaterunser in dem festen Glauben, daß er nun, weil er am Neujahrstage die Bühne betreten, sie im Laufe des Jahres noch oft betreten werde.

Und so kam es. — Bei einem mitleidigen Komiker übte er sich im Deklamiren komischer Rollen; bei einem gutherzigen Tanzmeister stand er die ganzen Vormittage am langen Stock und streckte die Beine; und nach monatelangen Übungen und Entbehrungen hatte er endlich seinen Wunsch erreicht, — nun ein Mitglied des großen Theaters als Figurant beim Ballet und im Chor der Oper. — — Aber alles, was er verdiente, es reichte kaum für Obdach, Licht und Wärme, — und er mußte doch auch zu essen haben.

Wenn seine Wirthin glaubte, er ginge aus, um bei mildthätigen Leuten zu essen, saß er auf der Bank im großen Königsgarten und verzehrte sein kleines Brot. — O, der Hunger thut so weh! —

— —

Nur nicht weiter! nicht weiter, Ole-Luk-Oie lächelt und sagt: Es sind nur Träume!

— —

Ja, Träume — gar wilde bunte Träume! —

Da liegt ein Schreiben, — der Contrakt ist gekündigt.

„Ihre Betheiligung am Theater kann zu nichts führen; mögen Andere sich Ihrer annehmen und Ihnen die Bildung verschaffen, ohne welche es nichts hilft, irgend ein Talent zu besitzen.“ —

O, Gott, auch das noch! — So war er doch kein Prophet, welcher gesagt, aus mir werde einmal etwas werden! — Wer sagt noch: Die Dichter sind Propheten?! —

Gott sagt es, — er sagt es durch sie selber und führt alles zum Besten!

Und die rechten Thüren, er ließ sie ihn finden, — edeldenkende Menschen, — und vor allen einen — seinen zweiten Vater! — [1])

Studiren! — studiren! — wie jubelte seine Seele! — Adieu, du rauschende Königsstadt! —

Aber schon so alt und so groß, — und noch auf der Schulbank zwischen den Kindern?! — Was thut es?! — Man hat erst gewaltig viel durchzumachen und dann wird man berühmt! — Ja, gewaltig viel! Wer zählt die Stunden seines Fleißes?! und wer die Seufzer seiner Ver-

---

1) Conferenzrath Collin, welchen der Dichter selbst seinen zweiten Vater nennt.

zweiflung?! Wer kämpft, wie ein Dichter kämpft?! — Wen die Muse geweiht, dessen Herzschlag ist ein anderer, und nicht alle vermögen ihn zu fühlen. —— Und geweiht hatte ihn die Muse, schon mit ihrem Weihekuß zugleich hatt' er eins seiner lieblichsten Gedichte von ihr empfangen:

Das sterbende Kind. [1])

Mutter, ich bin müde, — schlafumfangen,
Dir am Herzen laß mich schlummernd ruh'n!
Deine Thräne brennt auf meinen Wangen,
Süße Mutter, laß das Weinen nun!
Hier ist's kalt, und draußen Sturmes Wehen; —
O, wie schön, wenn mich der Traum umfloß!
Liebe Engelskindlein konnt' ich sehen,
Wenn ich nur die müden Augen schloß.

Mutter, sieh', da kommt ein Engel leise!
Hörest du die Himmelsmelodien? —
Sieh, zwei Flügel hat er, glänzend weiße,
Die ihm wohl der liebe Gott verlieh'n.
Grün und roth und golden seh' ichs schweben, —
Blumen sind's, die mir die Engel streu'n,
Mutter, giebts auch Flügel schon im Leben,
Oder muß man erst gestorben sein?

Warum drückst du mir die Hand so bange?
Warum küßt dein Mund mein Angesicht?
Naß, doch brennend heiß ist deine Wange, —
Liebe Mutter, ich verlaß dich nicht!
Aber nun bezwinge auch den Kummer,
Weinst du länger, weinen muß auch ich; —
O, ich bin so müd'! — es naht der Schlummer!
Mutter, sieh'! — nun küßt der Engel mich! — —

Unter den Gönnern und Freunden in der großen Königsstadt flog die Dichtung von Mund zu Mund, und alle freuten sich des jugendlichen Dichters; — aber daheim im Hause des gestrengen Herrn Direktors steht der zwanzigjährige Schüler vor dem herzlosen Mann und hört die bittersten Worte: „Sie werden nie Student! — Auf dem Boden des Buchhändlers werden Ihre Verse als Makulatur verschimmeln, — und im Tollhause werden Sie endigen!"

---

1) In Dänemark wohl das bekannteste und beliebteste von allen Andersenschen Gedichten. Die erste Veröffentlichung desselben, welche in Kopenhagen ein freudiges Aufsehen erregte, war für den jugendlichen Verfasser von großer Bedeutung, weil er durch dieses Gedicht seinen ersten Dichterruhm begründete. Andersen verfaßte es in Helsingör, als Schüler der dortigen Gelehrtenschule und im Hause des Direktors, dessen Pensionair er war.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Still! — weinte er nicht schon wieder, der alte schlafende Dichter? — O, das war eine böse Zeit, die schrecklichste seines Lebens; denn nun war ja alles, alles umsonst gewesen!

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Aber eine Fee hatte ihn gefeit, und sein Stern sollte nicht untergehn; — und die Zeit hat Schwingen, — ihre Jahre sind wie Stunden, — wie bald kann sich alles wenden! — —

Ja, wie bald! — — Er wurde doch Student, und noch viel mehr, — ein glücklicher Dichter! und keiner seiner Verse sollte vergessen werden. —

Und ein glücklicher Dichter durchwandert er die Fluren seines geliebten Heimathlandes, — über die Schwelle des kleinen Hauses, — in die Arme seiner Mutter.

Und dann weiter, — — o, der Ruhm ist so süß! — und wie schön ist die Erde! — —

Aber nach dem Schönsten auf Erden für ihn streckte er umsonst die Arme, — es beglückte schon das Herz eines andern.

Zwei braune Augen sah mein Blick,
Drin lag meine Welt, meine Heimath, mein Glück,
Drin flammte der Geist und des Kindes Frieden,
Und nie und nimmer vergeß ich's hienieden!

Armer Dichter, es mußte auch so wohl das Beste für Dich sein. Das Herz eines Sängers gehört allen, — und wäre sie Dein geworden, wie viel weniger hättest Du uns gegeben! — —

Nur weiter, Ole-Luk-Oie, weiter, weiter! — hörst du, wie es pocht, das liebende Dichterherz? — O, welch eine Welt von Glück und Freude sollte ihm dennoch für alle Zeit verschlossen bleiben! — —

Und weiter geht es, weiter, weiter! Ole-Luk-Oie hält noch immer den Schirm und läßt ihn weiter träumen.

Da kamen sie, die lustigen Musensöhne, Arm in Arm und alle in blauen Mützen, sich dem Hause nähernd, in welchem als gefeierter Gast ein Dichter weilt. — Und wie er ans Fenster tritt, und alle Häupter sich entblößen, — o, es war wohl alle Kraft von nöthen, um die Thränen zurückzudrängen. — „Wenn Ihnen Ihr Vaterland und die Länder Europas ihre Huldigung darbringen,' dann mögen sie es nicht vergessen, daß die erste, welche Ihnen gebracht wurde, von schwedischen Studenten ausging!" —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Und nie hat er es vergessen, — auch heute nicht! — Wie leuchtender Sonnenschein schwebt es über das freundliche Gesicht des alten schlafenden Dichters, — und Ole-Luk-Oie lächelt und hält noch immer den Schirm und läßt ihn weiter träumen.

— — — — — — — — — — — — — — — — . .

Wonnige, unvergeßliche Stunden im Hause der gräflichen Freundin zu Nysö[1])! — — Bekommen wir Kleinen heute denn kein Märchen? — — Und der ihm leise auf die Schulter klopft und kindlich darum bittet, er freute sich und horchte wie ein Kind, wenn sie eins bekamen. — — Ole-Luk-Oie, sieh, da war es, wo auch Du ihn sahst, und Du warst es, über den er sich zumeist gefreut, — Thorwaldsen, Dänemarks größter Künstler und unsterblicher Meister!

— —

Und Ole-Luk-Oie lächelt, hält noch immer den Schirm und läßt ihn weiter träumen.

— —

Und weiter geht es, immer weiter, — auf den Flügeln des Ruhmes über die schöne Erde, durch fast alle Länder Europas, — von den Alpen des Nordens bis unter den sonnigen Himmel Italiens, — durch Romas Thore in die ewige Stadt! — —

Und wo er kommt, der wandernde Sänger, da öffnen sich ihm die Thüren, da fühlt er das Menschenherz schlagen, in den Hütten der Armen wie in den Palästen der Mächtigen und Großen, — sie alle haben Kinder! — — — Sein Name ist weltbekannt, seine Brust ordengeschmückt, — und die Besten und Größten seiner Zeit sind seine Freunde. — Ja, die Besten und Größten! — — — Seine Könige und Fürsten daheim wie die Könige und Fürsten da draußen!

Und vor allen jene, die wie er, geweiht und gefeit, — kommenden Geschlechtern leuchtende Sterne für lange, lange Zeiten! — Oehlenschläger, Ingemann, Tieck, Chamisso, Grillparzer und Heine, — — Oerstedt und Humboldt, — — Meyerbeer und Mendelssohn, — — Cornelius und Kaulbach, — — Rauch, — — Charles Dickens, — — Lamartine und die Rachel, — — und von allen wieder der größte und der beste, — nun schon lange in seinem stillen Häuschen unter Immergrün und Rosen inmitten all seiner unsterblichen Werke, — Berthel Thorwaldsen!

Sie haben ihn alle geliebt, den alten Dichter, ihm alle einmal die Hand gedrückt, — — ach, wo sind sie heute an seinem Ehrentage?! — —

Träume nur, Du guter alter Dichter, Du sollst keine Thräne mehr weinen, — es sei denn eine Thräne der Dankbarkeit und Freude! —

Siehe, Du bist unser! — und noch viele Jahre wie heute! — — „O, es ist eine Lust zu leben und an Gott und Menschen zu glauben!“ —

Und sieh, Dein alter Freund hält noch immer den Schirm, — und über Deine weißen Locken gleitet leise ein Kranz, und der ihn brachte, er lächelt freundlich: „Dein Leben ist ein hübsches Märchen, eben so reich als

---

1) Zu Nysö im Hause der Baronesse Stampe verweilten Thorwaldsen und Andersen zu gleicher Zeit als Gäste. Hier war es auch, wo Andersen seinen „Ole-Luk-Oie“ dichtete und bei der ersten Vorlesung desselben auch Thorwaldsen, der ihn oft in der vorhin erwähnten Weise um ein Märchen bat, zum Zuhörer hatte.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Still! — weinte er nicht schon wieder, der alte schlafende Dichter? — O, das war eine böse Zeit, die schrecklichste seines Lebens; denn nun war ja alles, alles umsonst gewesen!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Aber eine Fee hatte ihn gefeit, und sein Stern sollte nicht untergehn; — und die Zeit hat Schwingen, — ihre Jahre sind wie Stunden, — wie bald kann sich alles wenden! — —

Ja, wie bald! — — Er wurde doch Student, und noch viel mehr, — ein glücklicher Dichter! und keiner seiner Verse sollte vergessen werden. —

Und ein glücklicher Dichter durchwandert er die Fluren seines geliebten Heimathlandes, — über die Schwelle des kleinen Hauses, — in die Arme seiner Mutter.

Und dann weiter, — — o, der Ruhm ist so süß! — und wie schön ist die Erde! — —

Aber nach dem Schönsten auf Erden für ihn streckte er umsonst die Arme, — es beglückte schon das Herz eines andern.

> Zwei braune Augen sah mein Blick,
> Drin lag meine Welt, meine Heimath, mein Glück,
> Drin flammte der Geist und des Kindes Frieden,
> Und nie und nimmer vergeß ich's hienieden!

Armer Dichter, es mußte auch so wohl das Beste für Dich sein. Das Herz eines Sängers gehört allen, — und wäre sie Dein geworden, wie viel weniger hättest Du uns gegeben! — —

Nur weiter, Ole-Luk-Oie, weiter, weiter! — hörst du, wie es pocht, das liebende Dichterherz? — O, welch eine Welt von Glück und Freude sollte ihm dennoch für alle Zeit verschlossen bleiben! — —

Und weiter geht es, weiter, weiter! Ole-Luk-Oie hält noch immer den Schirm und läßt ihn weiter träumen.

Da kamen sie, die lustigen Musensöhne, Arm in Arm und alle in blauen Mützen, sich dem Hause nähernd, in welchem als gefeierter Gast ein Dichter weilt. — Und wie er ans Fenster tritt, und alle Häupter sich entblößen, — o, es war wohl alle Kraft von nöthen, um die Thränen zurückzudrängen. — „Wenn Ihnen Ihr Vaterland und die Länder Europas ihre Huldigung darbringen,' dann mögen sie es nicht vergessen, daß die erste, welche Ihnen gebracht wurde, von schwedischen Studenten ausging!" —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Und nie hat er es vergessen, — auch heute nicht! — Wie leuchtender Sonnenschein schwebt es über das freundliche Gesicht des alten schlafenden Dichters, — und Ole-Luk-Oie lächelt und hält noch immer den Schirm und läßt ihn weiter träumen.

— — — — — — — — — — — — — — — . .

Wonnige, unvergeßliche Stunden im Hause der gräflichen Freundin zu Nysö[1])! — — Bekommen wir Kleinen heute denn kein Märchen? — — Und der ihm leise auf die Schulter klopft und kindlich darum bittet, er freute sich und horchte wie ein Kind, wenn sie eins bekamen. — — Ole-Luk-Oie, sieh, da war es, wo auch Du ihn sahst, und Du warst es, über den er sich zumeist gefreut, — Thorwaldsen, Dänemarks größter Künstler und unsterblicher Meister!

— —

Und Ole-Luk-Oie lächelt, hält noch immer den Schirm und läßt ihn weiter träumen.

— —

Und weiter geht es, immer weiter, — auf den Flügeln des Ruhmes über die schöne Erde, durch fast alle Länder Europas, — von den Alpen des Nordens bis unter den sonnigen Himmel Italiens, — durch Romas Thore in die ewige Stadt! — —

Und wo er kommt, der wandernde Sänger, da öffnen sich ihm die Thüren, da fühlt er das Menschenherz schlagen, in den Hütten der Armen wie in den Palästen der Mächtigen und Großen, — sie alle haben Kinder! — — — Sein Name ist weltbekannt, seine Brust ordengeschmückt, — und die Besten und Größten seiner Zeit sind seine Freunde. — Ja, die Besten und Größten! — — — Seine Könige und Fürsten daheim wie die Könige und Fürsten da draußen!

Und vor allen jene, die wie er, geweiht und gefeit, — kommenden Geschlechtern leuchtende Sterne für lange, lange Zeiten! — Oehlenschläger, Ingemann, Tieck, Chamisso, Grillparzer und Heine, — — Oerstedt und Humboldt, — — Meyerbeer und Mendelssohn, — — Cornelius und Kaulbach, — — Rauch, — — Charles Dickens, — — Lamartine und die Rachel, — — und von allen wieder der größte und der beste, — nun schon lange in seinem stillen Häuschen unter Immergrün und Rosen inmitten all seiner unsterblichen Werke, — Berthel Thorwaldsen!

Sie haben ihn alle geliebt, den alten Dichter, ihm alle einmal die Hand gedrückt, — — ach, wo sind sie heute an seinem Ehrentage?! — —

Träume nur, Du guter alter Dichter, Du sollst keine Thräne mehr weinen, — es sei denn eine Thräne der Dankbarkeit und Freude! —

Siehe, Du bist unser! — und noch viele Jahre wie heute! — — „O, es ist eine Lust zu leben und an Gott und Menschen zu glauben!“ —

Und sieh, Dein alter Freund hält noch immer den Schirm, — und über Deine weißen Locken gleitet leise ein Kranz, und der ihn brachte, er lächelt freundlich: „Dein Leben ist ein hübsches Märchen, eben so reich als

---

1) Zu Nysö im Hause der Baronesse Stampe verweilten Thorwaldsen und Andersen zu gleicher Zeit als Gäste. Hier war es auch, wo Andersen seinen „Ole-Luk-Oie“ dichtete und bei der ersten Vorlesung desselben auch Thorwaldsen, der ihn oft in der vorhin erwähnten Weise um ein Märchen bat, zum Zuhörer hatte.

Bekam er aber da ein Hurrah! er wird es in seinem Leben nicht vergessen. Und dann trat ein kleines Mädchen nur so dicht vor ihn hin und zupfte ihn an seinem Schnurrbart und hielt ihm eine rothe Mappe vor die Nase, darin war ein Gedicht, das sollte es deklamiren. — Weißt du es denn gar nicht, was ich ihm sagen soll? sagte es, ich soll ja deklamiren! — Im Rosenburger Schloßgarten, unserm liebsten Spielplatz, da soll er wohnen, der gute, alte Dichter, — da wollen wir ihm ein Denkmal setzen, — wir Kinder, wir, — daß er uns immer sieht und wir ihn immer sehen, — und mit Rosen wollen wir es bekränzen und umhegen, — wir Kinder, wir, — du kleiner Knirps, du! — Und das sollten wir ihm nicht sagen?! — — — Und dann zupfte es ihn wieder an seinem Schnurrbart; aber das wäre nun gar nicht einmal mehr nöthig gewesen. Den kleinen Zinnsoldaten hatt' es so gerührt, daß ihm nur wieder so die hellen Thränen über seine Backen liefen, und dann lachte er schon zu gleicher Zeit, als er noch weinte, und rief: Nur herein! Ihr Herren Jungen und Mädchen! — herein! herein! — wie wird sich der gute, alte Dichter freuen! — — — Und dann kamen sie noch alle hinein.

Du guter, alter Dichter, nun hast Du sie doch an Deinem Geburtstage, die wirklichen kleinen Kinder, und bekommst Blumen und Kuchen, auch ein Gedicht und noch sonst was Schönes; und kannst sie auf Deinen Schoß nehmen, die es Dir bringen, und sie wieder küssen und ihnen eine schöne Geschichte erzählen, — wie muß das schön sein! Du guter, alter Dichter!

Aber wenn es blos nicht zu viel wird, dachte wieder der kleine, standhafte Zinnsoldat, für den alten Mann und sein weiches Herz! — Er könnte sterben vor lauter Glück und Freude! — Ja, nun kommt keiner mehr hinein, auch keiner! keiner!

Und doch kam noch einer, der wollte auch noch hinein; er wollt' es wenigstens versuchen. Es war ein ganz unheimlicher und düsterer Gast in einem langen, weißen Gewande. Wo Kinder weilen, — kleine, lustige Kinder, — umschleicht er sie gar gern, und so war er auch heute wieder in ihrer Nähe. — Hinter den Kindern, dachte er, drängst du dich hinein; — der alte Dichter, er ist ja schon so alt und hat ein weiches Herz, all' die Freude könnte ihn tödten. — —

Halt! wer da?! rief der kleine, standhafte Zinnsoldat, — stop lidt![1] — es kommt keiner mehr hinein! — —

Keiner mehr hinein? — sagte der andere mit hohler Stimme; — des Menschen Leben währet siebenzig und, wenn es hoch kommt, achtzig Jahre. — Er hat des Glückes und der Freude wohl genug gehabt, und was ist alles gegen die Freuden, zu welchen ich führe! —

Du kommst mir verdächtig vor, sagte der kleine standhafte Zinnsoldat; wer bist du, und was willst du? — Nun laß ich dich erst recht nicht hinein!

---

1) Wart' ein wenig!

Wer ich bin? sagte der andere; kennst du die Geschichte von einer Mutter? — Frage nur die Mutter; sie lernte mich kennen, als der liebe Gott ihr das Kind genommen. — Ich bin derselbe, welcher zu dem Diagoras kam, dem glücklichen, alten Vater, als seine Söhne, die Sieger, ihn zu Olympia mit ihren Kränzen schmückten und auf den Armen durch das jubelnde Volk trugen. — Ich bin derselbe, welcher zu dem alten, deutschen Vaterlandssänger kam, als sie seinen neunzigsten Geburtstag gefeiert hatten, zu Bonn am Rhein. [1]) — Und was ich will, das sollst du bald erfahren: — eine Blume will ich verpflanzen! — — — Und damit schritt er auf die Thür zu und wollte sie öffnen, als stände ihm schon gar nichts mehr im Wege.

Pine Död! [2]) schrie der kleine, standhafte Zinnsoldat und fällte das Gewehr, und dann gab er ihm einen Rippenstoß, daß es nur so krachte. — —

Und da klangen die Gläser in dem Zimmer des alten Dichters und

Vivat den gode gamle Digter! [3])
Vivat Hans Christian Andersen!

scholl es zu gleicher Zeit, wie aus hundert Kehlen. — —

Und da kam noch einer, der wollte auch noch hinein. Es war ein alter, freundlicher Herr mit einer großen Spritze und einem bunten Schirm, — er kam wohl gerade zur rechten Zeit.

Zurück da! sagte der kleine, standhafte Zinnsoldat zu dem unheimlichen Fremden, wer hat dich gerufen? — Du kamst von selber, aber mich schickte Gott. — Geh zu dem guten alten Dichter, sagte der liebe Gott zu mir, — es muß genug sein für heute, sonst tödtet ihn die Freude. —

Ah! Ole-Luk-Oie! Ole-Luk-Oie! [4]) rief jubelnd der kleine, standhafte Zinnsoldat, — Gott sei gedankt, daß er dich sandte! — und dann öffnete er die Thür und drängte ihn hinein, — aber der Andere schlich sich unwillig von dannen. —

Und da drinnen wußten sie Bescheid, — sie kannten ihn ja alle. — Was machten die Kinder für Gesichter, als sie ihn sahen! — Es ist Mittag, sagte Ole-Luk-Oie, ihr müßt nach Hause, sonst bekommt ihr nichts zu essen! — Und dann that er, als ob er nach ihnen spritzen wollte, — und im Nu waren sie alle schon wieder draußen.

Da kamen auch schon all' die Räthe — der Commerzienrath, — der Kammerrath, — der Kriegsrath, — der Hofrath — der Geheimrath, — der Etatsrath und der Conferenzrath und zu guterletzt auch wieder der alte

1) Ernst Moritz Arndt.

2) Pein und Tod!

3) Vivat der gute alte Dichter!

4) Ole-Luk-Oie, wörtlich: Ole Augenschließer, Ole, welcher (den Müden) die Augen schließt, ähnlich unserm Sandmann. Nach dem dänischen Volksglauben trägt Ole-Luk-Oie eine große Spritze und einen bunten Schirm. Mit jener spritzt er den Müden Milch in die Augen und schläfert sie ein, worauf er mit Hülfe des Schirmes, indem er ihn aufspannt, die Träume in der Seele des Schlafenden hervorruft. Siehe Andersen's Märchen „Ole-Luk-Oie.“

Justizrath in den Galoschen des Glücks. Nein, wie der glücklich war! — Und alle waren sie glücklich und glühten vor Freude, — und mit so rothen, kleinen Augen, als hätte es ihnen Ole-Luk-Oie schon angethan. — Aber das hatte er doch nicht; — der kleine, standhafte Zinnsoldat da draußen wußte es besser. Na, dachte er, müssen die aber pokulirt haben!

Und auch der König sagte dem guten alten Dichter Adieu und entfernte sich; denn vor Ole-Luk-Oie, das wußte er wohl, muß sich auch ein König bescheiden.

Und als sie alle hinaus waren, alle, alle, da trat Ole-Luk-Oie vor den Lehnstuhl und gratulirte dem guten alten Dichter zu seinem siebenzigsten Geburtstage. —

Kommst du, alter Freund? — sagte der gute alte Dichter, — ich dacht' es mir wohl — sei mir tausendmal willkommen! —

Aber Ole-Luk-Oie nahm seine Spritze und spritzte ihm leise in die Augen, — in die großen, schönen Augen, — und dann spannte er seinen Schirm auf, — und lächelnd neigte der gute alte Dichter das Haupt, — er neigte es vor Ole-Luk-Oie's bunten Bildern und Geschichten. — — —

II.

Die Träume.

Sei mir gegrüßt, du liebliches Städtchen auf grüner Insel im blauen Meere! — Seid mir gegrüßt, ihr wogenden Ährenfelder, ihr duftigen Wiesen, — und du rauschender Buchenwald! — —

O, der Freude! daß ich dich wiedersehe, du kleines Häuschen des armen Schusters, mein theures Vaterhaus! — — Hier die Wohnstube — und die Schlafstube — und die Werkstätte, — alles in Einem! — — Da die Küche, voll glänzender Teller und Geschirre, — und da die Diele mit der Leiter; — — auf der Leiter geht's hinauf nach dem Boden, — und hinter der Bodenluke auf der Dachrinne gegen das Nachbarhaus der Mutter kleiner Garten, — ein kleiner Kasten mit Erde und Suppenkraut. — — Du süße Mutter, wie wenig, und doch genügend! — Als Kind hattest du ja nicht einmal solchen Garten und mußtest vor fremden Thüren betteln gehen. — —

Der arme Schuster! — Es hätte auch wohl anders sein können. — Seine Eltern waren wohlhabende Leute, — er wollte studiren, — aber da war das Unglück gekommen. — Das Vieh war gestürzt, — der Hof abgebrannt, — und sein Vater hatte den Verstand verloren. — Nun waren sie arm, — und ihr Kind mußte ein Handwerk erlernen.

Wie reißt er den Drath und wie klopft er die Stiefel! — Und neben ihm auf dem Fußboden sitzt sein einziger, kleiner Sohn mit den großen, blauen Augen und den hellblonden Locken. — Der wird gewiß kein Schuster, — er macht sich bunte Puppen und spielt Komödie und lebt in der Welt seiner Träume. —

Auf dem Hofplatz steht ein Johannisbeerstrauch. — Wer ist der kleine Knabe, welcher darunter sitzt? — Er blickt hinauf in die sonnen-

beleuchteten Blätter und träumt Märchen; — vom Geschrei der Straßenbuben wird er wach, — was mögen sie haben? — einen geisteskranken, alten Mann, — der kleine Knabe kennt ihn, aber er fürchtet sich vor ihm, denn der alte Mann hatte schon einmal mit ihm gesprochen, und da hatt' er ihn „Sie" genannt. — Er schnitzt Bilder aus Holz, — Menschen mit Thierköpfen, — Thiere mit Flügeln, — und geht damit hausiren. — Schreiend folgt ihm der Kinderschwarm, — und vor Schreck verbirgt sich der kleine Knabe hinter der Hausthür und weint; — — es war sein Großvater, den sie verspotteten und verhöhnten.

Soldaten! nichts als Soldaten! das ganze Städtchen voll! — Fremde Menschen mit braunen Gesichtern und dunklen, blitzenden Augen, — weit, weit her, aus Spanien. — O, Gott! da soll einer erschossen werden! — Sie führen ihn hinaus zur Richtstätte, — und der kleine Knabe, den Ernst der nächsten Augenblicke nicht erwägend, läuft neugierig hinterher. — — —

Es geht bei gedämpfter Trommel Klang;
Wie weit noch die Stätte, der Weg wie lang!
O, wär' er zur Ruh' und alles vorbei!
Ich glaub', es bricht mir das Herz noch entzwei!

Nun schaut er auf zum letzten Mal
In Gottes Sonne freudigen Strahl, —
Nun binden sie ihm die Augen zu, — — —

da krachen die Schüsse, — und mit klingendem Spiel geht es wieder zur Stadt hinein.[1])

— —

O! stöhnte der alte Dichter und seufzte schwer; es that ihm wohl leid um den alten Mann und den kleinen Knaben und um den armen Soldaten, welcher erschossen worden.

— —

Arme Frauen, — sie sammeln Ähren auf dem Felde, — ein kleiner Knabe und seine Mutter sind auch dabei. — Da kommt der böse Verwalter mit langer Peitsche; — alle laufen davon; — der kleine Knabe verliert die Holzschuhe, — die scharfen Stoppeln stechen ihn, — er kann nicht weiter, — und schon hat ihn sein Verfolger gepackt und hebt die Peitsche. — — Mit seinen großen, blauen Augen blickt das Kind unerschrocken zu ihm hinauf. „Wie darfst du mich schlagen, da doch Gott es sehen kann!" Und der strenge Mann wird mit einem Male ganz mild, klopft ihm auf die Schulter und beschenkt ihn mit Geld.

Bei den alten Frauen in der Spinnstube im Hospital, — wie war es da schön! — was wußten die für Märchen und Geschichten! — Und

1) In Folge dieser Begebenheit, deren Augenzeuge der Dichter als kleiner Knabe gewesen, und an welche ihm die Erinnerung, wie er selbst sagt, allezeit im Gedächtniß geblieben, verfaßte Andersen viele Jahre später das von Chamisso ebenso vortrefflich übersetzte wie von Silcher schön componirte Gedicht: „Es geht bei gedämpfter Trommel Klang."

beim Hospital der Garten, in welchem die alte Großmutter für Tagelohn arbeitete und der kleine Knabe spielen durfte! —

Ein Morgen voll Leid und Trauer! — — der gute Vater ist gestorben; — die Mutter und der kleine Knabe stehen an seinem Bett und weinen. — Sie hatten ihn so lieb! — Nun haben sie keinen mehr, der für sie arbeitet, und die Mutter muß ausgehen, um für Geld zu waschen. —

Wie die Zeit läuft, und wie die Kinder wachsen! — Nun ist er schon ein großer Knabe, er besucht die Armenschule und lernt wenig. — Aber zu Hause, da spielt er noch immer Komödie, oder liest in des Vaters Büchern und lebt fort in der Welt seiner Träume.

Das geht nicht länger, sagte die Mutter, du sollst confirmirt werden und zu einem Schneider in die Lehre, damit etwas Ordentliches aus dir werde.

Und die Mutter kaufte ihrem Sohne die ersten Stiefel, — die ersten Stiefel! — — wie er sich freute! — und aus dem großen Rock des Vaters wurde sein Confirmationsrock genäht, — und dann wurde er confirmirt mit der Hose in den Stiefeln, damit doch alle Leute in der Kirche seine schönen Stiefel sähen. —

Aber zu einem Schneider kam er doch nicht. Er hatte in des Vaters Büchern von berühmten Männern gelesen. Ich will berühmt werden, sagte er, man hat erst gewaltig viel Widerwärtiges durchzumachen, und dann wird man berühmt. —

Und eine alte Frau vom Hospital kam, um ihm die Karten zu legen und aus dem Kaffeedick sein künftiges Schicksal zu prophezeihen,

Dein Sohn wird ein großer Mann, sagte die Alte zu der Mutter, und ihm zu Ehren wird die Stadt einmal illuminirt werden. — —

Die Mutter weinte, als sie das vernahm, und nun durfte er werden, was er wollte.

— —

Der gute, alte Dichter, wie schläft er fest, und Ole-Luk-Oie hält noch immer den Schirm. Laß ihn nur schlafen, den guten Alten, daß ihn der Schlummer erquicke, und laß ihn weiter blättern im Bilderbuch der Träume! —

— —

Wie ist es schön in der großen Stadt, wo der König wohnt! und wie groß ist das Theater! — Und vor dem Theater steht ein großer Knabe, den großen Hut im Nacken, daß er ihm nicht über die Augen gleite, und mit der Hose in den Stiefeln.

Kaum vierzehn Jahre alt, — und nicht einmal einen Thaler in der Tasche, — und Schauspieler will er werden. —

Guten Tag! wohnt hier die Tänzerin Madame Schall?

Das Dienstmädchen wirft ihm einen Schilling hin, — es meinte, er wolle betteln. —

O nein; — ich möchte sie sprechen. — — Da wird er vorgelassen. —

Welche Parthie kannst du spielen?

Aschenbrödel, — aber es muß mir erlaubt sein, die Stiefel abzuziehen, weil sie mir für diese Rolle zu schwer sind. Und auf den Socken tanzend, seinen großen Hut als Tamburin benutzend, singt er:

„Rang und Reichthum bleibt hienieden
Von der Sorge nicht verschont."

Die Tänzerin hielt ihn für wahnsinnig und freute sich, als er wieder fort war.

Noch an demselben Tage steht er vor dem Direktor des großen Theaters.

„Du bist für das Theater zu mager, mein Sohn, und zu bäuerisch; wir können nur Menschen gebrauchen, welche Bildung haben."

Giebt es einen stillen Ort in der großen Stadt für getäuschte Hoffnung und zwei nasse Augen? — Er hat ihn gefunden. — Da sitzt er und weint sich satt; und dann wird ihm leichter, als ob einer dagewesen, der ihn ermuntert und getröstet.

— —

O, seufzte wieder schlafend der gute alte Dichter. Läßt du ihn weinen, Ole-Luk-Oie? — Es war, als ob er weinte nun auch um den großen Knaben, wie schon früher einmal um den kleinen.

— —

In der großen Stadt und ohne Freunde, — kein Geld und nichts zu essen! — Wer giebt mir Brod für meine Hände? — Habt Dank, Meister Tischler, ich will euch ein treuer Arbeiter sein! — Aber o, des Schmerzes! — diese rohen Menschen mit ihren gemeinen Gedanken verhöhnen und verspotten mich, wie die Straßenkinder den alten Großvater; — und ich bin doch nicht wahnsinnig! — — Habt Dank, Meister Tischler, und in die Werkstatt kam er nicht wieder. — —

Es giebt noch gute Menschen, auch in der großen Stadt; du unverzagtes Knabenherz, klopf' nur an die rechten Thüren!

Da singt er schon wieder, aber diesmal vor keiner Tänzerin, — vor einer Gesellschaft vornehmer Herren; — der mitleidigen Köchin, welcher er sein Herz geöffnet, verdankt er den Einlaß. — Und es war auch ein Dichter darunter, solch ein wirklicher Dichter[1]), — und Dichter sind Propheten.

„Aus ihm wird einmal etwas werden", sagte er, und alle applaudiren.

— —

Wie er lächelt, wie er freundlich lächelt, der gute alte Dichter! — Ole-Luk-Oie, das muß ein schönes Bild gewesen sein!

— —

Aus ihm wird einmal etwas werden, — — — aber wann? wann? — Schon im zweiten Jahre in der Fremde, in der großen Stadt, — und noch immer ist nichts aus ihm geworden.

1) Baggesen.

Es ist am Neujahrstage, — und wieder steht er vor dem großen Theater, und was mag er wollen? — Abergläubische meinen, wie es einem am Neujahrstage ergehe, so werde es einem auch ergehen im Laufe des Jahres. Er hatte es oft gehört,— und an dem alten, halb blinden Portier vorbei schleicht er sich hinein und schlüpft mit pochendem Herzen zwischen die Coulissen und Vorhänge hindurch auf die Bühne. Da fällt er auf die Knie und betet laut ein Vaterunser in dem festen Glauben, daß er nun, weil er am Neujahrstage die Bühne betreten, sie im Laufe des Jahres noch oft betreten werde.

Und so kam es. – Bei einem mitleidigen Komiker übte er sich im Deklamiren komischer Rollen; bei einem gutherzigen Tanzmeister stand er die ganzen Vormittage am langen Stock und streckte die Beine; und nach monatelangen Übungen und Entbehrungen hatte er endlich seinen Wunsch erreicht, — nun ein Mitglied des großen Theaters als Figurant beim Ballet und im Chor der Oper. — — Aber alles, was er verdiente, es reichte kaum für Obdach, Licht und Wärme, — und er mußte doch auch zu essen haben.

Wenn seine Wirthin glaubte, er ginge aus, um bei mildthätigen Leuten zu essen, saß er auf der Bank im großen Königsgarten und verzehrte sein kleines Brot. — O, der Hunger thut so weh! —

— —

Nur nicht weiter! nicht weiter, Ole-Luk-Oie lächelt und sagt: Es sind nur Träume!

— —

Ja, Träume — gar wilde bunte Träume! —

Da liegt ein Schreiben, — der Contrakt ist gekündigt.

„Ihre Betheiligung am Theater kann zu nichts führen; mögen Andere sich Ihrer annehmen und Ihnen die Bildung verschaffen, ohne welche es nichts hilft, irgend ein Talent zu besitzen." —

O, Gott, auch das noch! — So war er doch kein Prophet, welcher gesagt, aus mir werde einmal etwas werden! — Wer sagt noch: Die Dichter sind Propheten?! —

Gott sagt es, — er sagt es durch sie selber und führt alles zum Besten!

Und die rechten Thüren, er ließ sie ihn finden, — edeldenkende Menschen, — und vor allen einen — seinen zweiten Vater! — [1])

Studiren! — studiren! — wie jubelte seine Seele! — Adieu, du rauschende Königsstadt! —

Aber schon so alt und so groß, — und noch auf der Schulbank zwischen den Kindern?! — Was thut es?! — Man hat erst gewaltig viel durchzumachen und dann wird man berühmt! — Ja, gewaltig viel! Wer zählt die Stunden seines Fleißes?! und wer die Seufzer seiner Ver-

---

1) Conferenzrath Collin, welchen der Dichter selbst seinen zweiten Vater nennt.

zweiflung?! Wer kämpft, wie ein Dichter kämpft?! — Wen die Muse geweiht, dessen Herzschlag ist ein anderer, und nicht alle vermögen ihn zu fühlen. —— Und geweiht hatte ihn die Muse, schon mit ihrem Weihekuß zugleich hatt' er eins seiner lieblichsten Gedichte von ihr empfangen:

Das sterbende Kind.[1])

Mutter, ich bin müde, — schlafumfangen,
Dir am Herzen laß mich schlummernd ruh'n!
Deine Thräne brennt auf meinen Wangen,
Süße Mutter, laß das Weinen nun!
Hier ist's kalt, und draußen Sturmes Wehen; —
O, wie schön, wenn mich der Traum umfloß!
Liebe Engelskindlein konnt' ich sehen,
Wenn ich nur die müden Augen schloß.

Mutter, sieh', da kommt ein Engel leise!
Hörest du die Himmelsmelodien? —
Sieh, zwei Flügel hat er, glänzend weiße,
Die ihm wohl der liebe Gott verlieh'n.
Grün und roth und golden seh' ichs schweben, —
Blumen sind's, die mir die Engel streu'n,
Mutter, giebts auch Flügel schon im Leben,
Oder muß man erst gestorben sein?

Warum drückst du mir die Hand so bange?
Warum küßt dein Mund mein Angesicht?
Naß, doch brennend heiß ist deine Wange, —
Liebe Mutter, ich verlaß dich nicht!
Aber nun bezwinge auch den Kummer,
Weinst du länger, weinen muß auch ich; —
O, ich bin so müd'! — es naht der Schlummer!
Mutter, sieh'! — nun küßt der Engel mich! — —

Unter den Gönnern und Freunden in der großen Königsstadt flog die Dichtung von Mund zu Mund, und alle freuten sich des jugendlichen Dichters; — aber daheim im Hause des gestrengen Herrn Direktors steht der zwanzigjährige Schüler vor dem herzlosen Mann und hört die bittersten Worte: „Sie werden nie Student! — Auf dem Boden des Buchhändlers werden Ihre Verse als Makulatur verschimmeln, — und im Tollhause werden Sie endigen!"

---

1) In Dänemark wohl das bekannteste und beliebteste von allen Andersenschen Gedichten. Die erste Veröffentlichung desselben, welche in Kopenhagen ein freudiges Aufsehen erregte, war für den jugendlichen Verfasser von großer Bedeutung, weil er durch dieses Gedicht seinen ersten Dichterruhm begründete. Andersen verfaßte es in Helsingör, als Schüler der dortigen Gelehrtenschule und im Hause des Direktors, dessen Pensionair er war.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Still! — weinte er nicht schon wieder, der alte schlafende Dichter? — O, das war eine böse Zeit, die schrecklichste seines Lebens; denn nun war ja alles, alles umsonst gewesen!

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Aber eine Fee hatte ihn gefeit, und sein Stern sollte nicht untergehn; — und die Zeit hat Schwingen, — ihre Jahre sind wie Stunden, — wie bald kann sich alles wenden! — —

Ja, wie bald! — — Er wurde doch Student, und noch viel mehr, — ein glücklicher Dichter! und keiner seiner Verse sollte vergessen werden. —

Und ein glücklicher Dichter durchwandert er die Fluren seines geliebten Heimathlandes, — über die Schwelle des kleinen Hauses, — in die Arme seiner Mutter.

Und dann weiter, — — o, der Ruhm ist so süß! — und wie schön ist die Erde! — —

Aber nach dem Schönsten auf Erden für ihn streckte er umsonst die Arme, — es beglückte schon das Herz eines andern.

Zwei braune Augen sah mein Blick,
Drin lag meine Welt, meine Heimath, mein Glück,
Drin flammte der Geist und des Kindes Frieden,
Und nie und nimmer vergeß ich's hienieden!

Armer Dichter, es mußte auch so wohl das Beste für Dich sein. Das Herz eines Sängers gehört allen, — und wäre sie Dein geworden, wie viel weniger hättest Du uns gegeben! — —

Nur weiter, Ole-Luk-Oie, weiter, weiter! — hörst du, wie es pocht, das liebende Dichterherz? — O, welch eine Welt von Glück und Freude sollte ihm dennoch für alle Zeit verschlossen bleiben! — —

Und weiter geht es, weiter, weiter! Ole-Luk-Oie hält noch immer den Schirm und läßt ihn weiter träumen.

Da kamen sie, die lustigen Musensöhne, Arm in Arm und alle in blauen Mützen, sich dem Hause nähernd, in welchem als gefeierter Gast ein Dichter weilt. — Und wie er ans Fenster tritt, und alle Häupter sich entblößen, — o, es war wohl alle Kraft von nöthen, um die Thränen zurückzudrängen. — „Wenn Ihnen Ihr Vaterland und die Länder Europas ihre Huldigung darbringen,' dann mögen sie es nicht vergessen, daß die erste, welche Ihnen gebracht wurde, von schwedischen Studenten ausging!" —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Und nie hat er es vergessen, — auch heute nicht! — Wie leuchtender Sonnenschein schwebt es über das freundliche Gesicht des alten schlafenden Dichters, — und Ole-Luk-Oie lächelt und hält noch immer den Schirm und läßt ihn weiter träumen.

— — — — — — — — — — — — — — — . .

Wonnige, unvergeßliche Stunden im Hause der gräflichen Freundin zu Nysö[1])! — — Bekommen wir Kleinen heute denn kein Märchen? — — Und der ihm leise auf die Schulter klopft und kindlich darum bittet, er freute sich und horchte wie ein Kind, wenn sie eins bekamen. — — Ole-Luk-Oie, sieh, da war es, wo auch Du ihn sahst, und Du warst es, über den er sich zumeist gefreut, — Thorwaldsen, Dänemarks größter Künstler und unsterblicher Meister!

— —

Und Ole-Luk-Oie lächelt, hält noch immer den Schirm und läßt ihn weiter träumen.

— —

Und weiter geht es, immer weiter, — auf den Flügeln des Ruhmes über die schöne Erde, durch fast alle Länder Europas, — von den Alpen des Nordens bis unter den sonnigen Himmel Italiens, — durch Romas Thore in die ewige Stadt! — —

Und wo er kommt, der wandernde Sänger, da öffnen sich ihm die Thüren, da fühlt er das Menschenherz schlagen, in den Hütten der Armen wie in den Palästen der Mächtigen und Großen, — sie alle haben Kinder! — — — Sein Name ist weltbekannt, seine Brust ordengeschmückt, — und die Besten und Größten seiner Zeit sind seine Freunde. — Ja, die Besten und Größten! — — — Seine Könige und Fürsten daheim wie die Könige und Fürsten da draußen!

Und vor allen jene, die wie er, geweiht und gefeit, — kommenden Geschlechtern leuchtende Sterne für lange, lange Zeiten! — Oehlenschläger, Ingemann, Tieck, Chamisso, Grillparzer und Heine, — — Oerstedt und Humboldt, — — Meyerbeer und Mendelssohn, — — Cornelius und Kaulbach, — — Rauch, — — Charles Dickens, — — Lamartine und die Rachel, — — und von allen wieder der größte und der beste, — nun schon lange in seinem stillen Häuschen unter Immergrün und Rosen inmitten all seiner unsterblichen Werke, — Berthel Thorwaldsen!

Sie haben ihn alle geliebt, den alten Dichter, ihm alle einmal die Hand gedrückt, — — ach, wo sind sie heute an seinem Ehrentage?! — —

Träume nur, Du guter alter Dichter, Du sollst keine Thräne mehr weinen, — es sei denn eine Thräne der Dankbarkeit und Freude! —

Siehe, Du bist unser! — und noch viele Jahre wie heute! — — „O, es ist eine Lust zu leben und an Gott und Menschen zu glauben!“ —

Und sieh, Dein alter Freund hält noch immer den Schirm, — und über Deine weißen Locken gleitet leise ein Kranz, und der ihn brachte, er lächelt freundlich: „Dein Leben ist ein hübsches Märchen, eben so reich als

[1]) Zu Nysö im Hause der Baronesse Stampe verweilten Thorwaldsen und Andersen zu gleicher Zeit als Gäste. Hier war es auch, wo Andersen seinen „Ole-Luk-Oie“ dichtete und bei der ersten Vorlesung desselben auch Thorwaldsen, der ihn oft in der vorhin erwähnten Weise um ein Märchen bat, zum Zuhörer hatte.

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Oie im Traume zurückblicken läßt auf mein bis dahin entschwundenes Leben, rührte mich zu Thränen. Hätten Sie mich, den alten und so kränklichen Mann, sitzen sehen, wie ich da saß, schluchzend, weinend und Gott dankend, so würden Sie daran gewiß Ihren freudigsten Dank gefunden haben. Ich wünschte Ihnen gleich damals einen Brief zu senden; aber all die Aufregung an dem für mich übrigens schönsten und glücklichsten Tage hatte mich zu sehr angegriffen, als daß ich im Stande gewesen wäre, diesen Brief zu schreiben. Nun kam vor 14 Tagen Ihr geehrtes, willkommenes Schreiben mit dem deutschen Original-Abdruck des Märchens; ich las es mit derselben Freude und Rührung wie früher, und gern wünschte ich noch ein Exemplar zu erhalten. Die Bilder sind hübsch; nur ist das in dem letzten Bild nicht Ole-Luk-Oie, sondern „der Sandmann". Ich hätte nun damit beginnen sollen, an Sie und mehrere Theilnehmende, deren jedem ich ein längeres Dankschreiben zu senden wünschte, zu schreiben; aber ich bin in den letzten zwei Wochen so leidend gewesen wie in der allerersten schweren Krankheitszeit 1872, wo meine Schmerzen begannen. Am Sonnabend war ich so hinfällig, daß ich glaubte, es würde nun bald mit diesem Erdenleben vorüber sein. Ich hatte es indessen in wenigen Tagen überwunden, und nun schreibe ich an Sie, obwohl es noch sehr beschwerlich für mich ist, in dieser Stellung zu sitzen und die Feder zu führen. Dank für Ihr Wohlwollen! Dank für das Märchen! Lassen Sie mich wissen, ob Sie diesen Brief erhalten haben. Will es Gott, so ziehe ich um 14 Tage aufs Land. Erhalte ich die Kräfte dazu, so reise ich später nach der Schweiz und bleibe, der Heimath fern, ungefähr ein Jahr im Süden. Das einzige, was mir helfen kann, ist, wie die Ärzte sagen, ein wärmerer Winteraufenthalt; verhilft mir Gott nicht hierzu, so habe ich nichts zu hoffen! Aber ich habe auch so viel Gutes und so viel Segen auf dieser Erde empfangen, daß ich nur zu danken und mich in Demuth zu beugen habe.

Leben Sie herzlich wohl!

Ihr

sehr ergebener

H. C. Andersen.

Als dann der berühmte dänische Märchendichter im August 1875 gestorben war, hat ihm Johann Meyer das nachfolgende tiefempfundene Trauerlied gesungen, das am Beerdigungstage des Verstorbenen in der „Kieler Zeitung" veröffentlicht wurde.

Hans Christian Andersen.

(Am Tage seiner Beerdigung.)

Es war zur Zeit der Garben,
Im Felde, still und bleich,
Die müden Halme starben,
An gold'ner Bürde reich, —

Als uns vom fernen Sunde
Alt-Dänemarks daher
Gebracht die Trauerkunde,
Daß Du, ach, Du nun auch nicht mehr!

Du hast, wie ihresgleichen,
Dein müdes Haupt gelegt, —
Ich seh' darin ein Zeichen
Des Trostes, tief bewegt!
Und mußtest Du erblassen,
Dieweil Dein Fuß am Ziel,
Du hast uns doch gelassen
Des Segens ja so viel, so viel!

Und, gleich wie uns, nicht minder
Dem Liebsten, was es giebt, —
Die Kinder, — o, die Kinder,
Wie hast Du sie geliebt!
Der Freunde wüßt' ich keinen,
So ihnen theurer ist,
Nun steh'n auch sie und weinen,
Daß Du, ach, Du gestorben bist!

Du aber schläfst in Frieden,
Erlöst von allem Leid,
Wie schmerzvoll auch hienieden
Noch Deine letzte Zeit; —
O, nicht dem Engel grollen,
Der Dich geführt von hier,
Mein Trauerlied nur zollen
Wollt' ich in stiller Wehmuth Dir!

Das ist's, warum wir klagen,
Die all' Dich so verehrt,
Daß wir zu Grabe tragen,
Was unermeß'nen Werth!
Das ist's, warum wir weinen,
Die all' Dich so geliebt,
Wir hatten nur den Einen,
Ach, wie es keinen andern giebt!

Und leuchtet in der Ferne
Am blauen Himmelszelt,
Im Glanz der ew'gen Sterne
Auch eine schön're Welt:
Es stillt doch solch ein Sehnen
Nie frommer Glaube ganz, —
So leg' ich unter Thränen
Auf Deinen Sarg auch meinen Kranz!

Nunmehr ist der Verfasser des Märchens „Der gute alte Dichter" auch so ein guter alter Dichter, wie es jener in Dänemarks Hauptstadt war, den zu ehren er das Märchen vor beinahe einem Vierteljahrhundert geschrieben hat. Auch er schickt sich an, den siebenzigsten Geburtstag zu feiern, auch vor seinem Blicke wird sich an diesem denkwürdigen Tage das Bild des verflossenen Lebens entrollen. Meine Leser kennen es bereits; ich versuchte es so ausführlich wie möglich zu zeichnen. Es erinnert in vielen Linien und Strichen und selbst in ganzen Scenerien an die bunten Traumgebilde, die Ole-Luk-Oie auf Geheiß unseres Dichters jenem andern Poeten vorführte. Denn auch diese Phantasmagorien schildern Kampf und Sieg, Verkennung und Anerkennung, Aussaat und Ernte, Arbeit und Lohn. Die Lebensläufe beider Männer, von denen der eine schon lange nicht mehr unter den Lebenden weilt, gleichen einem Gedichte, aber keinem modernen, sondern einem Gedichte altbewährter Art, reich an Motiven und nicht entbehrend der poetischen Gerechtigkeit. — —

Wenn nun damals der Genius aus Kiel den Genius in Kopenhagen aufsuchte, um ihm zum Geburtstage zu gratuliren, so würde ihm der standhafte Zinnsoldat mit noch weniger Bedenken Einlaß gewährt haben, wenn er nur gewußt hätte, wie congenial diese beiden Poeten, wie gleich an Herz und Gemüth und wie ähnlich an poetischer Kraft sie sind.

Dat Gewitter.

Es ist Nacht. — Ein Gewitter kommt am Himmel auf und nähert sich einem Dorfe mit zerstreut liegenden Gehöften. In eines derselben versetzt uns der Dichter. Der Bauer und die Bäuerin sind wach, die Kinder schlafen. Das zum Ausbruch gekommene Unwetter läßt den Mann an eine traurige Begebenheit erinnern, die er als Knabe miterlebte. Da erhob sich auch ein Unwetter und ein noch schlimmeres als das, das jetzt am Himmel tobt; es brach herein über ein harmloses Menschenkind. Der eigene Vater, ein geldstolzer, steifnackiger, gefühlloser Kirchspielsbeamter, hat es über seine Tochter heraufbeschworen. Und wie das Gewitter mit seinen Schlossen die Frucht des Feldes und des Gartens, die Hoffnung des Landmannes, vernichtet, so hat ein bitteres Geschick, das mit

elementarer Gewalt herangezogen kam, alle Blüthen zum Knicken gebracht, die in dem Herzen des jungen Mädchens gezeitigt waren. Und so wird das Gewitter in seinem ganzen Verlauf, in seinem allmählichen Entstehen und Näherkommen, in der Angst, die es der Menschenbrust einflöst, und in der Furchtbarkeit, womit es sich entlädt, ein Sinnbild des menschlichen Schicksals. Unser Dichter hat in überaus geschickter Weise diese Parallele zwischen den einzelnen Phasen des Gewitters und des von ihm geschilderten Menschenlooses gezogen; jede Strophe, in welcher der Bauer, der hier spricht, auf das Gewitter eingeht, ist eine Art Accordando zu dem, was er unmitelbar darauf erzählt.

Dat Gewitter.

Dat dunnert, hör! — un swart un düster tüggt
Vun't Westen en Gewitter in de Höch.
Dar geiht keen Mensch vunabnd in't Dörp to Bett;
De Kinner slapt, mk dünk, wi lat se slapen,
Wi hebbt ja na de Döhrn un Fenster sehn,
Is allns gehörig to, — — nu puß de Lücht
Man ut un kumm un sett di an de Lamp.

Ick weet ni, wenn bi Nachen sowat kummt,
Denn's allemal doch jümmers grulicher;
Ick bünn min Dag ni bang we'n in'n Gewitter;
Un dochen, wenn de Blitz so witt un gähl
De swarten Wolken klövt, als weer't en Fürwark,
Dat man de Bläder telln kunn an de Böm,
Un denn mit eenmal allns sa pickendüster —
Wat ebn so bleeklich schien — dar buten ward
Und dod und still, — un wenn tonöst de Dunner,
Als knall dar en Kanon, den ganzen Heben
Heröwerdröhnt, dat alle Ruten bewert, —
Denn ward een doch so wunnerlich to Moth,
Als wenn in'n Thorn dar babn de Fürklock gung.

Dat is ock anners buten op'n Lann,
Als in de Stadt, — dar wahnt se op'n Klumpen,
Un all Näslank kiekt dar'n Nawer rut
Un röppt: gudn Abend, Nachbar! — fründlich röwer,
Un bi de Sprütten staht de Sprüttenlüd,
Un Wachen lopt de Straten op un dal,
Als wenn dat lichterloh all stunn in'n Brand. —
Hier awers sünd wi sowat ni gewohnt;

Dat Dörp is still, als leegn se all to slapen,
Man blots de Lichter schient de Ruten dör;
Un wenn en Unglück wirklich mal passeer,
Ick löv, wi kreegn de föffdig knapp to Been
Mit old un jung, — un eh' se mit de Ammers
Vull Water keemn — un vun de Karkenmür
Den Nothhak un de Leddern kreegn hindal
Slogn seker all de Luchen öwer't Dack.
De leewe Gott mag uns davör bewahrn!
Ick heff man eenmal noch, so old ick bün,
En Fürwark mitbelevt, — un dat weer gresig!
Ick weer wul datomal en Jahrer föfftein
Un merrn darmank. —
Nu kiek mal in de Feern
An'n Kimming rum, wa't swart un düster ward
Un opbegehrt!

Und nun erzählt der Bauer daß es damals in Norderhastedt lustig herging; der einzige Sohn des größten Bauern gab Hochzeit, und des Kirchspielvogtes Tochter war die Braut. Und was für ein Mädchen war das! — Mit Augen gleich dem lichtblauen Himmel und ebenso hell und tief und klar; und um den Nacken legten sich die braunen Locken. So lange sie noch zur Schule ging, kannte sie kein Leid; sie freute sich wie im Garten die volle Rosenknospe ums Morgenroth, bis sich heimlich, sacht und schüchtern die Blume fürs junge frische Leben öffnete.

Mi dünkt, dat is all temlich neeger kamn
Un höger stegn, — dat geiht ja bannig gau, —
Ick wull man, dat't mal recht to'n Utbruch keem,
Dat weer gewiß en Segen för de Landschap!

Später, fährt der Bauer dann fort, ist mir das Mädchen aus der Bekanntschaft gekommen; ich war ja nur kleiner Leute Kind und sie des reichen Vogtes Tochter. Auch sah man sie selten, der Vater hielt sie gar zu streng, und sie flog und zitterte, wenn er sprach; dann duldete er auch nicht, daß sie mit Leuten unseren Schlages zusammen kam. Und wenn Ringreiten war oder gar Hochzeit, dann war der Vogt immer dabei, er aß und trank; aber seine Hanne fehlte, sie saß zu Haus und hörte, wie die andern tanzten und fröhlich waren.

Wa't bollern deiht! — nu hör man mal, vun feern
In eener Tour! — dat ward en stark Gewitter:
Dar mutt't ja lei'n un blitzen Slag för Slag;
Uns' Herrgott mag, wo't steiht, dat Unglück möten!

Und wie ein Gewitter kam das Unglück über Hanne, und sie wurde gebrochen, wie eine Rose vom Unwetter gebrochen wird.

> Hör, wa dat dunnert! seker hebbt se't all
> In Österrad un wider rum na't Osten,
> Dat ward ni lang mehr wahrn, so hebbt wi't hier.

In Norderhasted lebte der Bauer Thies Timm; er hatte sich durch schwere Arbeit und an Geiz grenzende Sparsamkeit ein großes Vermögen erworben. Sonst war er ein schrecklich armer Mann; denn er hatte nicht Glück und Segen an Frau und Kind. Es machte ihm auch nichts Vergnügen als nur das zusammengeschrapte, klingende Geld. Nun hatte er genug davon; er konnte auch nicht mehr, es „hiemte" ihm die Brust. Aber bevor er auf den Altentheil ging, mußte er seinen Jürgen verheirathen. Und dieser „Jörn" war ganz der Alte, just ebenso krumm und knöchern von der Arbeit und dazu noch feuerroth, so daß sie ihn alle „de Voß" nannten. Blanke Speciesthaler sollte er allerdings von dem Alten in Menge bekommen; aber sonst konnte er knapp von eins bis hundert zählen, und lesen und schreiben — das war ihm sein Lebtag zuwider und war er bei den andern, so wurde er wegen seiner Dummheit gefoppt. Jedoch so dumm war er nicht, daß er das nicht merkte; darum mied er die andern und ging seinen Weg allein. — Nun, zu dem dünnen Thies Timm kam eines Abends der dicke Kirchspielvogt; er war bestellt worden und wußte, warum es sich handelte. Jürgen sollte freien! Und der, vor dem die Bauernmädchen wegliefen, bekam die schmuckste Braut des ganzen Kirchspiels: Hanne!

> Nu kiek mal, wa dat jümmers swarter ward;
> Is nix to sehn, als wenn dat just mal lei't;
> Dar fahr ock all en Windstot dör de Büscher, —
> Nu 's wedder still, — dar röhrt keen Blatt an'n Bom;
> Un grulich pickendüster liggt de Hoff.

Der Kirchspielvogt hatte einen Garten, reich an Blumen und Buschwerk und hart an der Straße gelegen. Nahe am Stakett war eine Laube aus Liguster und Jasmin. Gegenüber, an der anderen Seite der Straße, lag die Schule. Und der Schullehrer hatte einen Sohn, der auch Lehrer werden wollte. Dieser, Heinrich mit Namen, hatte für die Zeit der Ferien, wenn er von Tondern gekommen war, wo er das Seminar besuchte, bei seinem Vater

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Still! — weinte er nicht schon wieder, der alte schlafende Dichter? — O, das war eine böse Zeit, die schrecklichste seines Lebens; denn nun war ja alles, alles umsonst gewesen!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Aber eine Fee hatte ihn gefeit, und sein Stern sollte nicht untergehn; — und die Zeit hat Schwingen, — ihre Jahre sind wie Stunden, — wie bald kann sich alles wenden! — —

Ja, wie bald! — — Er wurde doch Student, und noch viel mehr, — ein glücklicher Dichter! und keiner seiner Verse sollte vergessen werden. —

Und ein glücklicher Dichter durchwandert er die Fluren seines geliebten Heimathlandes, — über die Schwelle des kleinen Hauses, — in die Arme seiner Mutter.

Und dann weiter, — — o, der Ruhm ist so süß! — und wie schön ist die Erde! — —

Aber nach dem Schönsten auf Erden für ihn streckte er umsonst die Arme, — es beglückte schon das Herz eines andern.

Zwei braune Augen sah mein Blick,
Drin lag meine Welt, meine Heimath, mein Glück,
Drin flammte der Geist und des Kindes Frieden,
Und nie und nimmer vergeß ich's hienieden!

Armer Dichter, es mußte auch so wohl das Beste für Dich sein. Das Herz eines Sängers gehört allen, — und wäre sie Dein geworden, wie viel weniger hättest Du uns gegeben! — —

Nur weiter, Ole-Luk-Oie, weiter, weiter! — hörst du, wie es pocht, das liebende Dichterherz? — O, welch eine Welt von Glück und Freude sollte ihm dennoch für alle Zeit verschlossen bleiben! — —

Und weiter geht es, weiter, weiter! Ole-Luk-Oie hält noch immer den Schirm und läßt ihn weiter träumen.

Da kamen sie, die lustigen Musensöhne, Arm in Arm und alle in blauen Mützen, sich dem Hause nähernd, in welchem als gefeierter Gast ein Dichter weilt. — Und wie er ans Fenster tritt, und alle Häupter sich entblößen, — o, es war wohl alle Kraft von nöthen, um die Thränen zurückzudrängen. — „Wenn Ihnen Ihr Vaterland und die Länder Europas ihre Huldigung darbringen,' dann mögen sie es nicht vergessen, daß die erste, welche Ihnen gebracht wurde, von schwedischen Studenten ausging!" —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Und nie hat er es vergessen, — auch heute nicht! — Wie leuchtender Sonnenschein schwebt es über das freundliche Gesicht des alten schlafenden Dichters, — und Ole-Luk-Oie lächelt und hält noch immer den Schirm und läßt ihn weiter träumen.

— — — — — — — — — — — — — — — — . .

Wonnige, unvergeßliche Stunden im Hause der gräflichen Freundin zu Nysö[1])! — — Bekommen wir Kleinen heute denn kein Märchen? — — Und der ihm leise auf die Schulter klopft und kindlich darum bittet, er freute sich und horchte wie ein Kind, wenn sie eins bekamen. — — Ole-Luk-Oie, sieh, da war es, wo auch Du ihn sahst, und Du warst es, über den er sich zumeist gefreut, — Thorwaldsen, Dänemarks größter Künstler und unsterblicher Meister!

— —

Und Ole-Luk-Oie lächelt, hält noch immer den Schirm und läßt ihn weiter träumen.

— —

Und weiter geht es, immer weiter, — auf den Flügeln des Ruhmes über die schöne Erde, durch fast alle Länder Europas, — von den Alpen des Nordens bis unter den sonnigen Himmel Italiens, — durch Romas Thore in die ewige Stadt! — —

Und wo er kommt, der wandernde Sänger, da öffnen sich ihm die Thüren, da fühlt er das Menschenherz schlagen, in den Hütten der Armen wie in den Palästen der Mächtigen und Großen, — sie alle haben Kinder! — — — Sein Name ist weltbekannt, seine Brust ordengeschmückt, — und die Besten und Größten seiner Zeit sind seine Freunde. — Ja, die Besten und Größten! — — — Seine Könige und Fürsten daheim wie die Könige und Fürsten da draußen!

Und vor allen jene, die wie er, geweiht und gefeit, — kommenden Geschlechtern leuchtende Sterne für lange, lange Zeiten! — Oehlenschläger, Ingemann, Tieck, Chamisso, Grillparzer und Heine, — — Oerstedt und Humboldt, — — Meyerbeer und Mendelssohn, — — Cornelius und Kaulbach, — — Rauch, — — Charles Dickens, — — Lamartine und die Rachel, — — und von allen wieder der größte und der beste, — nun schon lange in seinem stillen Häuschen unter Immergrün und Rosen inmitten all seiner unsterblichen Werke, — Berthel Thorwaldsen!

Sie haben ihn alle geliebt, den alten Dichter, ihm alle einmal die Hand gedrückt, — — ach, wo sind sie heute an seinem Ehrentage?! — —

Träume nur, Du guter alter Dichter, Du sollst keine Thräne mehr weinen, — es sei denn eine Thräne der Dankbarkeit und Freude! —

Siehe, Du bist unser! — und noch viele Jahre wie heute! — — „O, es ist eine Lust zu leben und an Gott und Menschen zu glauben!“ —

Und sieh, Dein alter Freund hält noch immer den Schirm, — und über Deine weißen Locken gleitet leise ein Kranz, und der ihn brachte, er lächelt freundlich: „Dein Leben ist ein hübsches Märchen, eben so reich als

---

1) Zu Nysö im Hause der Baronesse Stampe verweilten Thorwaldsen und Andersen zu gleicher Zeit als Gäste. Hier war es auch, wo Andersen seinen „Ole-Luk-Oie“ dichtete und bei der ersten Vorlesung desselben auch Thorwaldsen, der ihn oft in der vorhin erwähnten Weise um ein Märchen bat, zum Zuhörer hatte.

glücklich! — Es giebt einen liebevollen Gott, der alles zum Besten führt!" — — —

Wie sanft er schläft! — aber Ole-Luk-Oie ist fort, — — — — und draußen steht noch immer der kleine standhafte Zinnsoldat und läßt keinen mehr hinein. — —

Und doch kommt noch einer. — —

Wer da?!

Ein Fremder!

Woher?

Aus Kiel!

Aus Kiel?! — — kommst nicht hinein! — — Wer hieß dich kommen, du, aus Kiel, du?! — — und was wolltest du auch hier?! —

Wer mich kommen hieß? — —

Mein Herz!

Und was ich wollte?

Ihm gratuliren.

Es seien uns zu diesem bisher letzten Märchen, das Johann Meyer geschrieben hat, noch einige Worte gestattet. Zu Anfang des Jahres 1875 ging die Notiz durch die Zeitung, daß Hans Christian Andersen, der berühmte dänische Märchendichter demnächst den 70. Geburtstag feiere. Überall in Dänemark, und besonders in Kopenhagen, war man darauf bedacht, diese Feier möglichst schön und würdig zu gestalten, um dem damals oft kranken, alten Dichter eine rechte Freude zu bereiten und warmen Dank zu geben für alles Schöne, was er seinem Vaterlande und der ganzen civilisirten Welt geschenkt hatte. Da reifte nun auch in unserem Kieler Dichter, einem großen Verehrer Andersen's, der Entschluß, dem dänischen Collegen ein schönes und passendes Angebinde zum Geburtstage zu bereiten. Aber was? Selbstverständlich müßte es ein Märchen sein, und mit einem glücklichen Griff bei der Wahl seines Stoffes hat Johann Meyer dieses Märchen zu schreiben begonnen, und er hat es nicht minder glücklich vollendet. Es erschien zuerst in der „Deutschen Jugend" und war dort mit den Bildern von der Hand Ludwig Burger's prächtig ausgestattet. Leider konnte es in dieser Wiedergabe nicht so rechtzeitig fertig gestellt werden, daß es „der gute alte Dichter" noch zu seinem Jubiläumstage hätte empfangen können. Aber er bekam es dennoch, wenn auch in einer anderen Gestalt noch rechtzeitig zu seinem Feste und sogar in seiner eigenen lieben Muttersprache.

Und daß dies geschehen konnte, verdankt Johann Meyer einer lieben Freundin, der Gattin des schon an einer anderen Stelle erwähnten Rectors Enking; denn Frau Dora Enking*) hat das Märchen ins Dänische übersetzt. In dieser Übertragung wurde es dem Hauptcomité für die Geburtstagsfeier Andersen's zugesandt. Das Comité ließ das Märchen eiligst drucken und dem „guten alten Dichter" an seinem Jubeltage überreichen.

Bald darauf erhielt Andersen auch jenes Heft der „Deutschen Jugend", in dem das Märchen enthalten ist. Und welch' große Freude ihm mit diesen beiden Gaben bereitet worden ist, das kann man aus dem Briefe ersehen, den er bald nachher an Johann Meyer schrieb. Diesem Dankesschreiben war auch eine Photographie beigefügt, die den alten Märchendichter in seinem Arbeitszimmer darstellt und auf deren Rückseite von Andersen's Hand geschrieben die Worte standen: „Das Leben ist das schönste Märchen".

Der in dänischer Sprache abgefaßte Brief lautet in deutscher Übersetzung folgendermaßen:

Kopenhagen, 28. Mai 1875.

Lieber, sehr geehrter Herr Meyer!

In der Voraussetzung, daß Sie besser dänisch lesen, als ich deutsch schreibe, trage ich kein Bedenken, Ihnen einen Brief in meiner Muttersprache zu senden. Am Tage vor meinem 70. Geburtstagsfeste empfing ich die von Dora Enking herrührende Übersetzung Ihres hübschen dichterischen Märchens „Der gute alte Dichter," das in der dänischen Bearbeitung zum Besten des „Kinderheims" herauszugeben Sie gütigst gestattet haben. Wollen Sie in dieser Veranlassung auch Dora Enking meinen herzlichsten Dank sagen. Ich las das Märchen mit großem Interesse und fand die Idee sehr hübsch sowie die Märchensprache gut getroffen; der Schluß des Ganzen, wo mich Ole-Luk-

*) Frau Dora Enking, leider nicht mehr unter den Lebenden, war eine Tochter des seiner Zeit oft genannten dänischen Patrioten und Bildhauers Kleewing in Flensburg, der unserem Dichter auch persönlich bekannt war. Dieser widmete ihm und der Gattin zur Feier der goldenen Hochzeit ein humoristisches plattdeutsches Gedicht, das unter Johann Meyer's plattdeutschen Gedichten Seite 608 steht. Frau Dora Enking war eine außerordentlich liebenswürdige Frau, eine große Freundin der Musik und eine gewandte Clavierspielerin; ihre Anschauungen und Neigungen auf künstlerischem Gebiete gehörten ganz der idealistischen Richtung an. Sie besaß auch eine nicht geringe dichterische Begabung, wovon eine Anzahl kleiner sinniger Lieder, deren Inhalt sich hauptsächlich auf ihr Familienglück bezieht, rühmlichst Zeugniß ablegen. Ihr einziger Sohn, der anfänglich Jurisprudenz studirte, dann zur Bühne ging, lebt jetzt als Schriftsteller und Mitredacteur einer großen Zeitung in Köln und ist bisher hauptsächlich auf dem Gebiete des Romans mit Erfolg thätig gewesen. Der jugendliche Dichter und Schriftsteller ist poetisch sehr begabt und berechtigt zu schönen Hoffnungen. Johann Meyer verdankt dem Umgange mit der befreundeten Familie des Rectors Enking in Kiel viele schöne Stunden und Erinnerungen.

Die im Traume zurückblicken läßt auf mein bis dahin entschwundenes Leben, rührte mich zu Thränen. Hätten Sie mich, den alten und so kränklichen Mann, sitzen sehen, wie ich da saß, schluchzend, weinend und Gott dankend, so würden Sie daran gewiß Ihren freudigsten Dank gefunden haben. Ich wünschte Ihnen gleich damals einen Brief zu senden; aber all die Aufregung an dem für mich übrigens schönsten und glücklichsten Tage hatte mich zu sehr angegriffen, als daß ich im Stande gewesen wäre, diesen Brief zu schreiben. Nun kam vor 14 Tagen Ihr geehrtes, willkommenes Schreiben mit dem deutschen Original-Abdruck des Märchens; ich las es mit derselben Freude und Rührung wie früher, und gern wünschte ich noch ein Exemplar zu erhalten. Die Bilder sind hübsch; nur ist das in dem letzten Bild nicht Ole-Luk-Oie, sondern „der Sandmann". Ich hätte nun damit beginnen sollen, an Sie und mehrere Theilnehmende, deren jedem ich ein längeres Dankschreiben zu senden wünschte, zu schreiben; aber ich bin in den letzten zwei Wochen so leidend gewesen wie in der allerersten schweren Krankheitszeit 1872, wo meine Schmerzen begannen. Am Sonnabend war ich so hinfällig, daß ich glaubte, es würde nun bald mit diesem Erdenleben vorüber sein. Ich hatte es indessen in wenigen Tagen überwunden, und nun schreibe ich an Sie, obwohl es noch sehr beschwerlich für mich ist, in dieser Stellung zu sitzen und die Feder zu führen. Dank für Ihr Wohlwollen! Dank für das Märchen! Lassen Sie mich wissen, ob Sie diesen Brief erhalten haben. Will es Gott, so ziehe ich um 14 Tage aufs Land. Erhalte ich die Kräfte dazu, so reise ich später nach der Schweiz und bleibe, der Heimath fern, ungefähr ein Jahr im Süden. Das einzige, was mir helfen kann, ist, wie die Ärzte sagen, ein wärmerer Winteraufenthalt; verhilft mir Gott nicht hierzu, so habe ich nichts zu hoffen! Aber ich habe auch so viel Gutes und so viel Segen auf dieser Erde empfangen, daß ich nur zu danken und mich in Demuth zu beugen habe.

Leben Sie herzlich wohl!

Ihr

sehr ergebener

H. C. Andersen.

Als dann der berühmte dänische Märchendichter im August 1875 gestorben war, hat ihm Johann Meyer das nachfolgende tiefempfundene Trauerlied gesungen, das am Beerdigungstage des Verstorbenen in der „Kieler Zeitung" veröffentlicht wurde.

Hans Christian Andersen.

(Am Tage seiner Beerdigung.)

Es war zur Zeit der Garben,
Im Felde, still und bleich,
Die müden Halme starben,
An gold'ner Bürde reich, —

Als uns vom fernen Sunde
Alt-Dänemarks daher
Gebracht die Trauerkunde,
Daß Du, ach, Du nun auch nicht mehr!

Du hast, wie ihresgleichen,
Dein müdes Haupt gelegt, —
Ich seh' darin ein Zeichen
Des Trostes, tief bewegt!
Und mußtest Du erblassen,
Dieweil Dein Fuß am Ziel,
Du hast uns doch gelassen
Des Segens ja so viel, so viel!

Und, gleich wie uns, nicht minder
Dem Liebsten, was es giebt, —
Die Kinder, — o, die Kinder,
Wie hast Du sie geliebt!
Der Freunde wüßt' ich keinen,
So ihnen theurer ist,
Nun steh'n auch sie und weinen,
Daß Du, ach, Du gestorben bist!

Du aber schläfst in Frieden,
Erlöst von allem Leid,
Wie schmerzvoll auch hienieden
Noch Deine letzte Zeit; —
O, nicht dem Engel grollen,
Der Dich geführt von hier,
Mein Trauerlied nur zollen
Wollt' ich in stiller Wehmuth Dir!

Das ist's, warum wir klagen,
Die all' Dich so verehrt,
Daß wir zu Grabe tragen,
Was unermeß'nen Werth!
Das ist's, warum wir weinen,
Die all' Dich so geliebt,
Wir hatten nur den Einen,
Ach, wie es keinen andern giebt!

Und leuchtet in der Ferne
Am blauen Himmelszelt,
Im Glanz der ew'gen Sterne
Auch eine schön're Welt:
Es stillt doch solch ein Sehnen
Nie frommer Glaube ganz, —
So leg' ich unter Thränen
Auf Deinen Sarg auch meinen Kranz!

Nunmehr ist der Verfasser des Märchens „Der gute alte Dichter" auch so ein guter alter Dichter, wie es jener in Dänemarks Hauptstadt war, den zu ehren er das Märchen vor beinahe einem Vierteljahrhundert geschrieben hat. Auch er schickt sich an, den siebenzigsten Geburtstag zu feiern, auch vor seinem Blicke wird sich an diesem denkwürdigen Tage das Bild des verflossenen Lebens entrollen. Meine Leser kennen es bereits; ich versuchte es so ausführlich wie möglich zu zeichnen. Es erinnert in vielen Linien und Strichen und selbst in ganzen Scenerien an die bunten Traumgebilde, die Ole-Luk-Oie auf Geheiß unseres Dichters jenem andern Poeten vorführte. Denn auch diese Phantasmagorien schildern Kampf und Sieg, Verkennung und Anerkennung, Aussaat und Ernte, Arbeit und Lohn. Die Lebensläufe beider Männer, von denen der eine schon lange nicht mehr unter den Lebenden weilt, gleichen einem Gedichte, aber keinem modernen, sondern einem Gedichte altbewährter Art, reich an Motiven und nicht entbehrend der poetischen Gerechtigkeit. — —

Wenn nun damals der Genius aus Kiel den Genius in Kopenhagen aufsuchte, um ihm zum Geburtstage zu gratuliren, so würde ihm der standhafte Zinnsoldat mit noch weniger Bedenken Einlaß gewährt haben, wenn er nur gewußt hätte, wie congenial diese beiden Poeten, wie gleich an Herz und Gemüth und wie ähnlich an poetischer Kraft sie sind.

Dat Gewitter.

Es ist Nacht. — Ein Gewitter kommt am Himmel auf und nähert sich einem Dorfe mit zerstreut liegenden Gehöften. In eines derselben versetzt uns der Dichter. Der Bauer und die Bäuerin sind wach, die Kinder schlafen. Das zum Ausbruch gekommene Unwetter läßt den Mann an eine traurige Begebenheit erinnern, die er als Knabe miterlebte. Da erhob sich auch ein Unwetter und ein noch schlimmeres als das, das jetzt am Himmel tobt; es brach herein über ein harmloses Menschenkind. Der eigene Vater, ein geldstolzer, steifnackiger, gefühlloser Kirchspielsbeamter, hat es über seine Tochter heraufbeschworen. Und wie das Gewitter mit seinen Schlossen die Frucht des Feldes und des Gartens, die Hoffnung des Landmannes, vernichtet, so hat ein bitteres Geschick, das mit

elementarer Gewalt herangezogen kam, alle Blüthen zum Knicken gebracht, die in dem Herzen des jungen Mädchens gezeitigt waren. Und so wird das Gewitter in seinem ganzen Verlauf, in seinem allmählichen Entstehen und Näherkommen, in der Angst, die es der Menschenbrust einflöst, und in der Furchtbarkeit, womit es sich entlädt, ein Sinnbild des menschlichen Schicksals. Unser Dichter hat in überaus geschickter Weise diese Parallele zwischen den einzelnen Phasen des Gewitters und des von ihm geschilderten Menschenlooses gezogen; jede Strophe, in welcher der Bauer, der hier spricht, auf das Gewitter eingeht, ist eine Art Accordando zu dem, was er unmitelbar darauf erzählt.

Dat Gewitter.

Dat dunnert, hör! — un swart un düster tüggt
Vun't Westen en Gewitter in de Höch.
Dar geiht keen Mensch vunabnd in't Dörp to Bett;
De Kinner slapt, mk dünk, wi lat se slapen,
Wi hebbt ja na de Döhrn un Fenster sehn,
Is allns gehörig to, — — nu puß de Lücht
Man ut un kumm un sett di an de Lamp.

Ick weet ni, wenn bi Nachen sowat kummt,
Denn's allemal doch jümmers grulicher;
Ick bünn min Dag ni bang we'n in'n Gewitter;
Un dochen, wenn de Blitz so witt un gähl
De swarten Wolken klövt, als weer't en Fürwark,
Dat man de Bläder telln kunn an de Böm,
Un denn mit eenmal allns sa pickendüster —
Wat ebn so bleeklich schien — dar buten ward
Und dod und still, — un wenn tonöst de Dunner,
Als knall dar en Kanon, den ganzen Heben
Heröwerdröhnt, dat alle Ruten bewert, —
Denn ward een doch so wunnerlich to Moth,
Als wenn in'n Thorn dar babn de Fürklock gung.

Dat is ock anners buten op'n Lann,
Als in de Stadt, — dar wahnt se op'n Klumpen,
Un all Näslank kiekt dar'n Nawer rut
Un röppt: gudn Abend, Nachbar! — fründlich röwer,
Un bi de Sprütten staht de Sprüttenlüd,
Un Wachen lopt de Straten op un dal,
Als wenn dat lichterloh all stunn in'n Brand. —
Hier awers sünd wi sowat ni gewohnt;

Dat Dörp is still, als leegn se all to slapen,
Man blots de Lichter schient de Ruten dör;
Un wenn en Unglück wirklich mal passeer,
Ick löv, wi kreegn de fössdig knapp to Been
Mit old un jung, — un eh' se mit de Ammers
Vull Water keemn — un vun de Karkenmür
Den Nothhak un de Leddern kreegn hindal
Slogn seker all de Luchen öwer't Dack.
De leewe Gott mag uns davör bewahrn!
Ick heff man eenmal noch, so old ick bün,
En Fürwark mitbelevt, — un dat weer gresig!
Ick weer wul datomal en Jahrer föfftein
Un merrn darmank. —
Nu kiek mal in de Feern
An'n Kimming rum, wa't swart un düster ward
Un opbegehrt!

Und nun erzählt der Bauer daß es damals in Norderhastedt lustig herging; der einzige Sohn des größten Bauern gab Hochzeit, und des Kirchspielvogtes Tochter war die Braut. Und was für ein Mädchen war das! — Mit Augen gleich dem lichtblauen Himmel und ebenso hell und tief und klar; und um den Nacken legten sich die braunen Locken. So lange sie noch zur Schule ging, kannte sie kein Leid; sie freute sich wie im Garten die volle Rosenknospe ums Morgenroth, bis sich heimlich, sacht und schüchtern die Blume fürs junge frische Leben öffnete.

Mi dünkt, dat is all temlich neeger kamn
Un höger stegn, — dat geiht ja bannig gau, —
Ick wull man, dat't mal recht to'n Utbruch keem,
Dat weer gewiß en Segen för de Landschap!

Später, fährt der Bauer dann fort, ist mir das Mädchen aus der Bekanntschaft gekommen; ich war ja nur kleiner Leute Kind und sie des reichen Vogtes Tochter. Auch sah man sie selten, der Vater hielt sie gar zu streng, und sie flog und zitterte, wenn er sprach; dann duldete er auch nicht, daß sie mit Leuten unseren Schlages zusammen kam. Und wenn Ringreiten war oder gar Hochzeit, dann war der Vogt immer dabei, er aß und trank; aber seine Hanne fehlte, sie saß zu Haus und hörte, wie die andern tanzten und fröhlich waren.

Wa't bollern deiht! — nu hör man mal, vun feern
In eener Tour! — dat ward en stark Gewitter:
Dar mutt't ja lei'n un blitzen Slag för Slag;
Uns' Herrgott mag, wo't steiht, dat Unglück möten!

Und wie ein Gewitter kam das Unglück über Hanne, und sie wurde gebrochen, wie eine Rose vom Unwetter gebrochen wird.

Hör, wa dat dunnert! seker hebbt se't all
In Österrad un wider rum na't Osten,
Dat ward ni lang mehr wahrn, so hebbt wi't hier.

In Norderhasted lebte der Bauer Thies Timm; er hatte sich durch schwere Arbeit und an Geiz grenzende Sparsamkeit ein großes Vermögen erworben. Sonst war er ein schrecklich armer Mann; denn er hatte nicht Glück und Segen an Frau und Kind. Es machte ihm auch nichts Vergnügen als nur das zusammengeschrapte, klingende Geld. Nun hatte er genug davon; er konnte auch nicht mehr, es „hiemte" ihm die Brust. Aber bevor er auf den Altentheil ging, mußte er seinen Jürgen verheirathen. Und dieser „Jörn" war ganz der Alte, just ebenso krumm und knöchern von der Arbeit und dazu noch feuerroth, so daß sie ihn alle „de Voss" nannten. Blanke Speciesthaler sollte er allerdings von dem Alten in Menge bekommen; aber sonst konnte er knapp von eins bis hundert zählen, und lesen und schreiben — das war ihm sein Lebtag zuwider und war er bei den andern, so wurde er wegen seiner Dummheit gefoppt. Jedoch so dumm war er nicht, daß er das nicht merkte; darum mied er die andern und ging seinen Weg allein. — Nun, zu dem dünnen Thies Timm kam eines Abends der dicke Kirchspielvogt; er war bestellt worden und wußte, warum es sich handelte. Jürgen sollte freien! Und der, vor dem die Bauernmädchen wegliefen, bekam die schmuckste Braut des ganzen Kirchspiels: Hanne!

Nu kiek mal, wa dat jümmers swarter ward;
Is nix to sehn, als wenn dat just mal lei't;
Dar fahr ock all en Windstot dör de Büscher, —
Nu 's wedder still, — dar röhrt keen Blatt an'n Bom;
Un grulich pickendüster liggt de Hoff.

Der Kirchspielvogt hatte einen Garten, reich an Blumen und Buschwerk und hart an der Straße gelegen. Nahe am Stakett war eine Laube aus Liguster und Jasmin. Gegenüber, an der anderen Seite der Straße, lag die Schule. Und der Schullehrer hatte einen Sohn, der auch Lehrer werden wollte. Dieser, Heinrich mit Namen, hatte für die Zeit der Ferien, wenn er von Tondern gekommen war, wo er das Seminar besuchte, bei seinem Vater

Stube und Schlafzimmer allein. Und da ging nachts, wenn alles schlief, leise das Fenster auf, und Heinrich stieg hinaus, schritt behutsam über den Weg, überstieg das Gartenstakett des Kirchspielvogtes und verlebte selige Stunden mit Hanne. Ein Glück, daß das der Alte nicht erfuhr; er hätte das Mädchen geschlagen und festgebunden, so lange Heinrich am Orte war. So hielten es die beiden vor Hannes Verlobung mit dem stumpfsinnigen Jörn Timm.

Wa't blitzen deiht! un wa de Ruten dröhnt!
Kumm, Moder, lat dat Knütten leewer na,
Du schüttst ja dochen jedesmal in'n Dutten
Un lettst de Maschen vun de Knüttwiern falln.

Das arme Mädchen; nun ward sie elend und bleich, nun ging sie traurig einher und weinte. Aber es half ihr nichts: der Vogt war eisern und sein Herz noch härter und kälter als sein Geld. Hanne erhielt das Brautgeschenk, und sie selbst hatte auch die „Handtreue" zu geben. Aber sie kümmerte sich nicht darum; alles besorgte der Vogt, Hals über Kopf! Und wie sich die beiden Alten freuten; Jörn kriegte die reichste und die schmuckste Braut und Hanne den Reichsten aus dem Kirchschpiel!

Du leewe Gott, wa hell un blau un roth!
Wo de hindal gung, geev't gewiß en Lock;
Verschreck di man ni, wenn de Dunner kummt.

Un bald war alles klipp und klar, die Zeugen wurden gebeten und der „Königsbrief" ins Haus geschickt. Da schrieb sie ihrem Heinrich noch in die Ferne, sie werde es nicht überleben, er sehe sie lebendig wohl nicht wieder. Doch sei sie sein und bleibe sein, auch bis ins Grab.

Na, — dach ick't ni, dat du tohopen schotst!?
Herr Gottes, wat'n Knall! dat weer ja richtig,
Als brenn dar babn en Söbntigpünner los!
Wer kunn sick ock för sowat ni verfeern?!

Also in Norderhasted ging das lustig her; der einzige Sohn des reichsten Bauern gab Hochzeit mit der einzigen Tochter des reichen Kirchspielvogtes. —

Herrje! all wedder een,
Un ebn so dull; dar's knapp mal Tid to snacken!
Un forts de Dunner! — na, so hebbt wi't all
Lik öwer uns, — un neeger kann't ni kamn.

Jörn Thies gab Hochzeit! Die arme Braut, das ging allen wie ein Messer durchs Herz. Wo zwei zusammenstanden, da blinkten sie nach ihr hin und murmelten. — — Die rothe Rose war schneeweiß geworden, und die Brautkrone wurde ihr zu schwer, sie brach fast darunter zusammen.

Herr Jesus! — wa dat dör de Pappeln sust
Un opbegehrt! un Slag um Slag dartwischen!
Un lichenhell un grulich düster wedder
Dat ganze Dörp! — de Regen sleit de Ruten!
Hölp Gott! Een kann ja grun un gresen warrn.

Acht Spielleute waren von Heide herübergeholt worden, und die Diele war mit Kränzen und Guirlanden geschmückt, und an der Decke hing eine große Lichterkrone mit zwanzig Kerzen, und Kerzen staken auch zwischen den Büschen, womit man die Wände bedeckt hatte. Und da wurde gespielt und getanzt; alles schien eitel Freude zu sein, und allen voran waren Thieß Timm und der dicke Vogt.

Mag Gott uns wahrn! Dat gütt ja als mit Ammern;
Un Hagel fallt und jagt dartwischen dör';
Un wat en Storm! als weer't en Buddelsteert.
Dat leeve Korn! — nu kiek mal rut na'n Hoff, —
Als stunn dar alle Böm in lichen Für!
Dat dröhn ja als en Schuß! wa knallt de Dunner!
Nu's öwer! — — lisen klötert noch de Klink!

Und durch die schöne Nacht in weiter Ferne drang der Jubel der Hochzeitsgäste; das junge Volk saß und trank und sang. Niemand mehr dachte an Hanne: sie hatten das arme Mädchen wohl ganz vergessen. Und Hanne saß allein mit gebrochenem Herzen in einer ganz dunklen Kammer und weinte; und Jürgen? wo war er denn? Er hatte kein Verständniß für ihren Schmerz und kein Gemüth, das mit ihr fühlen konnte.

Min Moder, dreih di leewer anners um;
Dat's gar ni gut in'n Blitz herin to kieken;
Dat blennt de Ogn un kunn di Schaden dohn,
De Lütt in't Bett is richtig waken wurrn!
Mi dünk, dat gifft sick all; so dull als eerst
Is't doch ni mehr; — min smucke Koppel Bokweet!

Und doch war noch einer da, der sie nicht vergessen hatte;

freilich war er nicht inmitten des Hochzeitsjubels. Kaum hatte er ihren Brief bekommen, da hielt es ihn nicht mehr in Tondern; er eilte ins Vaterhaus, und hier saß er still und bleich. Und wenn der alte Vater ihn fragte, wo es ihm fehle, so gab er keine Antwort; er stützte den Kopf und schaute mit nassen Augen in die Nacht hinein.

Um't Himmels Willn! Herr Gottes, wat en Slag!
Dar schot ick richtig sülbn in'n Dutt tohopen;
Dat krell ja als en glönig-rode Slang
De Luft hindör'; — nu's wedder pickendüster.

Und was Heinrich dachte und was ihm durch den Sinn ging, wer kann's sagen, der so etwas nicht mit-durchgemacht hat. Die Uhr schlug eins; „Persepter" ging zu Bett, aber Heinrich blieb noch allein in der Wohnstube zurück, allein im Dunkeln, und weinte.

De Dunner kummt! Herr Christus, rein als baß
De Himmel twei! — als schull de Welt vergahn!
Dat klirrt un klötert, dat een grulich ward!
De Müern dröhnt! — De faste Fotborn bewert.

Die hellen Fenster des Hochzeitshauses leuchten noch immer durch die Nacht hindurch, und immer lauter wird der Jubel und immer wüster der Lärm. — Aber was ist das?! Herr Gott! da ruft der Wächter: Feuer! Feuer! — Heinrich springt auf. Was für ein Anblick! Das Hochzeitshaus steht lichterloh in Flammen!

All wedder'n Slag! — Dat's doch ni mehr so slimm;
De Wind is Süden gahn, un rum na't Westen
Klart't lisen op! — wi hebbt dat Slimmste hatt.

Wie das Feuer entstanden, wußte kein Mensch zu sagen. Am Boden war's angefangen, hinter dem Pferdestall. Da sah der Wächter die Flamme herauskommen. — Das war ein Schrecken, so nahm die „Köst" ein trauriges Ende! Aus Thüren und Fenstern suchten sich die Leute zu retten, und sie kamen auch alle glücklich heraus; aber bald war das ganze Haus ein Feuermeer. — Thies Timm lief ums Haus herum und schrie, und Jörn wachte beim Gelde und weinte. Die großen Beutel hatte er glücklich gerettet, und die lagen nun unter seiner Obhut beieinander. — Und die Braut?! Auf einmal rief eine Stimme, es war die des Vogtes,

laut in all den Lärm und das Geschrei: „Hanne! — Hanne! Rettet mein Kind!“ — Herrgott! ja, die Braut! Wo ist die Braut? Man hatte sie schon beim Tanzen nicht mehr gesehn. — Und Entsetzen packte alle, — und immer gewaltiger loderten die Flammen empor! — Da kam einer vom Schulhofe über die hohe Planke auf die Straße; leichenblaß war er, wie ein Geist, und hinter ihm lief und schrie der Lehrer. Aber er hielt ihn nicht; der andere stürzte sich durch all die Menschen hindurch ins volle Feuer. Und „Heinrich!“ ging es laut von Mund zu Mund.

Hör, wa de Dunner öwer'n Heben rollt!
All halv to Höchen hett de Luft sick klart,
Gott Lof un Dank, wi sünd dar ünner dö'r!

Wo ist er abgeblieben! — Wie stehen die Leute da in Angst und warten! — Und er kommt nicht: es war schon zu spät! — Da brachen die Balken, der Giebel bricht, die Funken sprühen, und Rauch und Qualm steigen zum Himmel empor. Alles schreit laut auf; unter Feuer und Asche liegen Hanne und Heinrich begraben. — Und am andern Morgen standen nur noch die kalten Mauern da, die Leute sind mit Schaufeln und Aufräumen beschäftigt, und wo vordem die Kammer war, nicht weit davon, in dem schmalen Gang, der nach dem Pesel führt, da lagen zwei Menschen, verbrannt und mit Schutt und Asche bedeckt.

Ick seeg se liggn, se heeln sick fast umfaten,
Un an sin Bossen leeg se mit't Gesicht
Em in de beiden Arms; — — ehr seet sogar
De halvverbrennte Kron noch op'n Kopp.
Wa grulich weer't — un doch, wa innig leev,
Bit öwern Dod! — un rin na't annre Leben!
Se harrn sick freegn! — — unſ' Herrgott harr se trut.

Wa still dat is! — un utgahn sünd de Lichter;
Dar schient de lüttjen Steerns all dör' de Wulken;
Un lisen drüppt de Regen vun de Büsch;
Keen Lud to hörn als in de Feern de Dunner.
Dat's öwergahn; — nu puß de Lamp man ut;
Mi dünk, wi gaht to Bett un leggt uns slapen.

Anna.

Wollte man dem Dichter bei der Conception eines Werkes eine bestimmte Absicht unterlegen, man wäre anzunehmen versucht, Johann Meyer hätte in seiner tief ergreifenden epischen Dichtung „Anna" eine Psychologie des Weibes geben wollen. So zahlreich sind hierbei die Einblicke, die dem Leser in das Labyrinth des Frauenherzens gewährt worden! Ist dieses noch rein und unberührt, so ist es reich an Anmuth und holder, unbewußter Scham. Aber wird ein Blatt aus der Rose gezogen, so fallen leicht — um mit Jean Paul zu sprechen — alle gepaarten nach; und nichts bleibt zurück von all der Farbenpracht und all dem lieblichen Dufte. „Und ein gebrechlich Wesen ist das Weib." Seine Reinheit gehört zu dem Heiligsten auf Erden; aber diese Reinheit ist wie alles Heilige einer zarten Blüthe vergleichbar, die nur Frühlingsodem ertragen kann. Vom rauhen Winde wird sie leicht gebrochen und vom nagenden Wurme, der sich darin eingenistet hat, allzuschnell vernichtet. So bringen gar oft herbe Schicksalsschläge das Weib um seinen schönsten Schmuck, um Unschuld und Herzensreinheit; und ein Wurm, der diese Blume zu zerstören droht, ist Eitelkeit und Gefallsucht. Und mit der Unschuld ist auch der Seelenfrieden des Weibes dahin und mit diesem Heiterkeit und Frohsinn. Aber heiter erscheint auch dann noch das Weib, wenn ihm der kinderreine Sinn abhanden gekommen ist, und über nichts täuscht man sich bekanntlich mehr, als über weibliche Freude. Mag das Herz noch so zerrissen sein, mag es vor Wehmuth und Schmerz vergehen und mag selbst die schwerste aller Laster, die Schande, es drücken, das Auge erscheint noch froh und hell und der Mund scherzet und lacht. Aber schrecklich ist die Stunde, wo die Unglückliche mit sich und ihrem Gewissen allein ist, wenn die unbefangene, sittenreine Jugend mit ihrem Paradiese der Freude an ihrem geistigen Auge vorüberzieht und dann der Leichtsinn der späteren Jahre folgt mit seinem zermalmenden Gefühle der Nichtswürdigkeit und dem Elend und der Schande, woraus es keine Rettung geben will. Dann zittert das Herz vor sich selbst, und alles, was bis dahin dem Leben noch Stütze war, bricht morsch in sich zusammen. — Das sind so die Eindrücke, die man beim Lesen der „Anna" gewinnt.

Anna.

Dat weer en Deern! wer harr dat ahnt un dacht
Se steiht mi noch lebendig vör de Seel
De twintig Jahr hendör', dat ick se kenn deh
Vun lüttj op an bit in de vullste Blöth;
Nu is se hin — un harrst du dar se sehn,
Wa se en Engel weer so smuck un schön
Un fram un gut, — du slogst de Hann tohopen
Un harrst dat nümmer lövt, wa't möglich weer.

. . . .

Wer kenn in't Dörp Persepters Anna nich?!
Wer kenn se nich in't ganze grote Kaspel?!
Dar keem keen arme Mann, keen arme Fru
Un hörn se, Gott weet, noch so wit to Hus,
In't Dörp to betteln, de nich wedder gungn,
Ahn' wat vun ehr in'n Korf torügg to dregen.
Dar ween keen Kind, weer se man in de Neegd',
Dat se de Thran ni vun de Backen wisch
Un fragn deh, wat em feil, un hölp un tröst;
Dar leeg keen vun de Armn vör'n Docter krank,
So wuss se't gliks, so muss se forts heröver
Un sehn un hörn, wat Noth deh, wat dar feil;
Denn kak se Eten, keem mit affett Tügg
Un geev sogar, wat se to Wihnacht spart harr,
För Heg un Pleg mit Freuden wedder hin.
Wer kenn dar wul Persepters Anna nich?!

. . . .

Und schön war sie!
Ick heff se sehn bi helli lichten Dag
So mennigmal un heff so mennig Jahr
An ehr min Hög hatt un min stille Freud,
Flink als en Reh un smidig als en Wichel
Un als en Dann so hoch un staatsch un slank;
De brunen Locken hungn ehr um de Schullern,
Als över'n Tun de krusen Hoppen rankt.
Un denn de Ogen! — Harrst se eenmal sehn,
So weer't gewiß, du kunnst se ni vergeten
Un seegst se wedder, weer't ock man in'n Drom;
Keen Kind lach di so selig un so fram,
In't Hart herin als se, wenn se di ankeek
Mit Ogen als de deepste Borrn so deep
Un klar un blau, als weern't Vergißmeinnicht;
Kennst du en Ros', se nömt se Mädenroth?
So ähnlich lach ehr Engelsangesicht,

. . . .

Es ist Mondschein, die Kirchthurmsuhr schlägt zehn, da geht die Thür, und aus der Küche tritt Anna in den Blumengarten.

Nu geiht se bit to Mitt den groten Stig,
Bit an't Rondeel, wo hell de Nachtvioln
In'n Mandschien staht un lis' den witten Platen
Vull Rückelsch utschütt in de warme Luft;
Dar steiht se still un hört un süht sick um,
Als harr se Angst, dar kunn ehr een belurn
Un sehn, wat se so lat bedrifft in Düstern . . . . .
Un ilig langt se mank de Blom hindal
Un plöckt sick vun de düsterroden Nelken
Mit klövte Köpp een vun de besten rut.
Nöst flüggt se gau to Enn den langen Stig
Bit an de Port in'n Dorntun . . . . .

Wat's dat?! — — — so kann de Nachtigal ni fleuten;
Neern knackt de Tun, — un Anna schütt tohöch,
Als ut'n Drom, — den Warbel vun de Port
Un denn herin, dör't natte Gras hindör',
Als kunn se fleegn, un is di ut de Ogen,
So gau, als schot en Swulk an di vöröwer.

Nu's wedder still, — de Tun de knackt ni mehr,
Dar's nix to hörn als in de Feern de Pögg, —
De Nachtigal fangt eben an to fleuten, —
Un lisen fallt de witten Appelblom
Op twee hindal, de still un glücklich sünd. —

Die eine ist Anna und der andere Heinrich, der Sohn des Vollmacht Claßen.

Sin eenzig Söhn, en jungen smucken Kruskopp,
Gung damals noch in Möldörp op de Schol.
Nu weer he all in Kiel un weer Student,
So eben eerst de tweeuntwintig röwer,
Un doch all vullop grot nog för de Gard;
He harr vun lüttj' op an en apen Kopp hatt,
Jüst als de Ol un wuss dar gliks vun buten,
Wat he man eenmal hörn un lesen deh.

Sein Herz hing schon an Anna, als er noch das Gymnasium besuchte, und wenn er in den Ferien nach Hause gekommen war, besuchte er jeden Tag den Schulmeister und seine Tochter.

Dat weer den Vullmacht damals all en Dorn,
He wuss dat wul un harr all lang wat markt,
Un weer ock Anna noch so smuck un schön,
Se harr ehr'n Fehler doch als all wi annern,
Un een, de em in'n Dod towedder weer.
De Ol verstunn sick gar to gut op Menschen
Un meisttid seeg he't op'n eersten Blick,
Dat is wul wahr, se weer en Engel we'n,
Harr se't man sülbn ni wußt, dat se dat weer;
Se seeg sick gar to faken mal in'n Spegel
Un heel en beten gar to vel op Staat;
Ehr eenzig Fehler weer de Eitelkeit . . . . .

Dat harr he ock sin Heinrich lang all seggt
Un eernst befaln, de arm Persepters deern
Sick ut'n Sinn to sla'n un to vergeten.

Doch Heinrich dach: de Oln dat sünd Philisters, . . .
En beten frien, is lang keen Hochtidsgebn,
Un ock en Kuß noch lang keen Ehverspreken.

. . . .

Auch der alte Lehrer weiß Bescheid:

Un als em Anna sä, se wull na'n Blomhoff,
De Mand de schien so schön, dat weer dar binn
So bruddig un so still, un smuck dar buten . . . .
Dar leet he se ehrn Willn un still betebn . . . . .

Dann paßt ihm auch das Verhältniß, daß seine Anna mit dem reichen und gebildeten Bauernsohne hat:

He sülbn weer old, sin Kopp all grau un witt,
Wer weet, wa lang dat dur, dat he darvun muss,
Wa kunn he ruhig denn de Ogen slüten,
Wuss he sin Kind man seker un versorgt.

Und es trifft so ein, wie der Alte über sich gedacht hat:

Dat's Winter wurrn, un buten gaht de Klocken,
Um't Scholhus swarmt dat vull vun swarte Lüd',
Dat's allns besniet, un vun Persepters Döhr
Dar is en Stig na'n Karkhoff röwer schüffelt
Un hier un dar liggt gar en Blom in'n Snee . . . . .

De Dod is still un heemlich is sin Weg,
Un lis' sin Tritt, so geiht he öwer't Leben
Un meiht, wat rip is, för de Ewigkeit . . . . .
Un ditmal weer de ol Persepter öwer . . . . .

Dar kamt se langsam mit'n Sark herut,
Den Stig to Höch, un baben gaht de Klocken,
Un in de Scholstuv sitt en swartes Mäden,
Den Platen vör't Gesicht, un schriggt un weent.

. . . .

Da kommt das Jahr 1848; die Herzogthümer erhoben sich gegen Dänemark, und Schleswig-Holsteins Jugend zieht in den Krieg. Auch Heinrich geht mit.

He muss dar mit, un weer't ock noch so dull,
Bi Bau de Letzte in de dütsche Schanz,
De Eerst' bi Sleswig op Margrethenwall
Wa weer't en Kerl tonöst in Reeg un Lid,
Wenn't vörwarts gung, un wenn de Kugeln susen,
Un wenn dar kommandeert wurr intohaun.
Dat wahr ni lang, so weer he Kapperal,
Tonöst Scherrsant, un na de Slacht bi Kolding,
Wo he toeerst de böse Brügg mit stürm,
Mak sin Kaptein em nöst in't Lazarett,
Wanebn he leeg an'n Kugelschuß in't Been,
To'n Fähnrich, — un he harr't mit Ehrn verdeent!
Dat weer ock man en Rups, so weer he Leutnant;
Un Heinrich Claßen harr en Kumpani
Ehr noch de eerste Waffenstillstand slaten.

Während dieses Waffenstillstandes ist er in Kiel in Garnison; hier lebt er fast ausschließlich dem Vergnügen, so daß er fast den Vater und auch das Mädchen darüber vergaß.

Auf diesen lustigen Winter folgt ein blutiger Sommer und mit ihm die „swarte Schreckensnacht“,

Wo mennig Hart sin letzten Athen deh,
Un wo se fulln als Summerdag de Garben.

Doch Heinrich keem dar likers gut hendör;
De anner Waffenstillstand bröch tonöst
Desülwe Tid vull Höpen un vull Freuden.
Wat hin, weer hin; dar leet sick nix an dohn,
Un Heinrich wurr vun frischen vörwarts reten
In Lust un Freud; — warum ock nich? — em döch
So schön dat Leben, un de Dod so neeg!
So neehm he't, wo he't kreeg; — doch in de Feern,
Da weer noch een, — he harr ehr lang vergeten,
De likers an em dach un um em ween.

Se kunn't ni löbn, ach ne! — dat weer ni wahr!
Se be' ja Nacht un Dag för em um Segen,
Se lur — un lur — un lur — dat tweete Jahr
Un harr dar noch keen Breef, keen Teken kregen.

. . . .

Und als der neue Lehrer gekommen, da muß sie das Vaterhaus verlassen und hinaus in die fremde Welt; sie sucht eine Stelle als Magd, doch meinen die reichen Bauern,

Se weer to fin un nich an Arbeit wöhnt,
Dar weer ehr nix mit deent, — un wat se sä'n;
Un Anna leep umsunst vun een to'n annern,
Dar funn sick nüms, se wulln ehr all ni hemm,
Un wurr't ock noch so swar, wo schull se blibn? —
So muß se wul för't eerste hin na Büsum.

Dort lebt ihre Tante in einer kleinen, verfallenen Kathe am Deiche, und

Bischnerns, wenn de Westwind recht in't Susen,
So palscht und sprütt de Schum daröwer hin,
Se's bannig lüttj, un bliern sünd de Fenstern;
Nich mal en Schoßsteen un en Lohdehldöhr.
Dat Mürwark hangt all lang ni mehr in't Loth,
De Lehns sünd rött, de Stenners ut de Fogen,
Un an de Ostersit, wo af und to
En Lappen Tügg stickt in de tweien Ruten,
Mit tweie Klappen ünner, is de Dönsch. . . . .

Und außen wie innen eben so verkommen wie ihre Hütte ist deren Besitzerin, Annas Tante:

Dar sitt de Olsche achter'n Avnd in'n Lehnstohl,
So gehl un swart, — du schullst wul halvwegs löbn,
Se weer so'n Stück von Hex un Tatervir;
Dat is se ock, — kik blots de knöckern Hann,
Un wa se ut de swartverbrennte Kalkpip
Mit holle Backen suggt un pafft un smökt. . . . .
Ehr heel Gesicht vull Fohln und kruse Schrumpeln,
Un dütlich liggt de ganze Seel darin,
Als kunn man rein ehr Hart vun buten lesen,
Wasück se is, un wat vun binn se werth;
Dar's nix to finn von Leevde un vun Freden,
Vun Mitleid un Vergnögtwe'n nich en Spor.

Hier nun hat Anna Unterkunft gefunden; aber die Alte hätte ihr lieber die Thür gewiesen, und das würde für das Mädchen vielleicht auch besser gewesen sein, zumal ihr die Tante doch nicht das Weiße in den Augen gönnte:

Se knippt de Lippen fünsch un fast tohopen
Un kiekt dar mit ehr lüttjen Kattenogn
So glönig op dat Mäden achter't Neihtügg,
Als wull se ehr in Für darmit verslingn.

Lik öwer sitt de anner still un neiht,
Du kennst se noch, de Gröt is ganz desülwe,
Un ebn so staatsch un ebn so slank als sunst;
De Lucken sünd noch liker brun un krus,
Un blau de Ogen als Vergißmeinnicht.
Un doch, du müchst wul meen, se weer dat ni:
Wo sünd de Rosen op de Backen bleben?
Wo is de Freud, de ut't Gesicht ehr lach?
Se's witter als de wittste Snee in'n Winter
Un blank un natt de framen Engelsogn. . . . .

Schlechter als bei dieser Alten hätte es Anna gar nicht haben können:

De Olsche weer en wahren Höllendraken
Un nix den ganzen Dag als Gift un Gall;
Se deh dar nix, als poch mit ehr herum,
Un larm un günn ehr knapp dat leewe Eten
Un heel ehr't vör, wa se ehr hier to Last leeg. . . . .
Un dochen seet se ja to neihn un knütten
Un wusch un plätt den utgelenkten Dag;
In Büsum weer dar vullop so'n Slag Arbeit,
Vör alln des Summers, wenn de Ba'tid weer,
Denn keemn dar Herrschaft an vun alle Kanten,
Denn weer dar mennig Dahler to verdeen'n;
Un Anna harr't dat letzte Mal so flidig
Un trulig dahn, dat se mit Recht daför
Wul mehr verdeen als Winterdags dat Eten.

Und als sie wieder einmal so sitzt und näht, ist einer aus der Nachbarschaft zum „Peseln", zum kurzen Besuch, gekommen; es ist ein junger Mann, der den letzten Krieg in Jütland mitgemacht hat. Er weiß vieles zu erzählen, besonders von dem blutigen Zusammenstoß bei Fridericia,

Herr Gottes, wat en grulich Schreckensnacht!
De Olsch un Anna hörn em an mit Gresen.

Doch weer dar een, de weer sin Leutnant we'n,
De harr dar stahn als malinst Bonaparte,
Un um de Nack dar harr dat Haar em flagn;
Un fast un seker harr he kummandeert
Babn op de Schanz un nößen in't Gewöhl,
Den Sawel hoch to Höch dargegen an
Un mit en Stimm, noch luder als de Dunner!
Conößen wuß he ni, wasück em't gahn;
He harr em eerst in Rendsborg wedder funn,
Doch weer he sund un wul dartwischen dörkamn.

Un als toletzt de Waffenstillstand slaten,
Dar weern se röwer kamn na Altona, ...
Un mit Musik weer't ringahn in de Stadt;
De Börgers harrn sick rein um se vertörnt,
Un een se leewer hemm wullt als de anner . . . . .

Sin Leutnant harrn se fiert, als weer't en König,
Se harrn vun Friederiz her wul wat hört;
He weer ock nößen gliks darop Kaptein wurrn,
Un harr't verdeent, — wa weer dat ock en Mensch;
So junk un all so hoch — un denn wa smuck! . . . .
De Deerns de harrn sick richtig um em reten.
Da weer he we'n als Fleerlink mank de Blöm;
Doch harr he nu en rike Kopmannsdochder,
De weer sin Brut un fast mit em verlavt
Un harr wul sacht en paar mal Hunnertdusend;

Jüst, als he weggahn weer, vör veertein Dag,
Dar weer Verlawung wen'n. — — — —
Wenn Menschen Glück hebbt,
Denn sünd se kugelfast — denn kummt in'n Slap, —
He weer doch egntlich fröher man Student we'n
Un weer en Vullmachts Söhn — un vun de Geest. —

Wat's dat, mi düch, ick hör dar ebn wat stöhn,
So wunnerbar, als full dar een in Ohnmacht;
Ja richtig! — süh! — dar hangt se op'n Stohl, —
Dat Neihtügg an de Eer, — de Ogen apen,
Un rein, als weer't en knickte, witte Ros';
Twee helle Thran gli't sachen lank de Backen, —
Se föhlt dar nix mehr vun, se's lang all weg!
Du arme Deern! — dat harrst du ni verdeent.

. . . .

Ick heff mal lest, mi dünk, dat is ock so,
Wa mennig Hart, darut de Leevde reten,
Is denn in Stücken gahn un brok entwei,
Un buten hebbt se't slapen leggt in Freden;
Wa mennig awers weer dar noch to stark,
Kunn mit de Jahrn allehn eerst stückwis' breken
Un lee' un drog un wurr vull Haß un Groll;
Un mennig gar, dat hett sick blödig slaten
Un söch de Ruh dar buten in de Welt,
Schreeg lud na Lust — un störrt sick wild in't Leben
Un funn se ock — un gung darin to Grunn.

Und ein solches Herz besitzt Anna; sie vermag nicht das Leid, das ihr durch Heinrichs Untreue bereitet worden ist, zu tragen, und darum tritt sie aus den Schranken heraus, in denen sich, ihr zum Segen und Glück, ihre Natur bis dahin gehalten hat. Sie bricht mit ihrer ganzen Vergangenheit und wendet das Herz eitlen Vergnügungen zu.

Un Anna kreeg ehr roden Backen wedder
Un Anna wurrn de Ogen wedder drög,
Se söch de Menschen, bleev ni mehr för sick,
Weer fröhlich als de annern Deerns in't Dörp,
Dat leet, als weer dar allens all vergeeten,
Als harr de witte Ros' sick still verwannelt
Un stunn dar wedder frisch un roth to blöhn.
Doch kennst du Appeln, de en Wurmstich hebbt?
Se dregt dar ock en rode Rosenfarv,
Un frisch un golden schient se in de Ogn,
Du schullst wul meen', dat weern de allerbesten,
Un dochen sünd't de slechsten op'n Bom.

. . . .

Wir sind im Sommer 1851; das blaue Wasser und der grüne Strand und die dahinter liegende üppige Marsch haben zahlreiche Fremde nach Büsum gelockt.

So weer dar ditmal ock en Herr vun Hamborg
Na Büsum kamn, — en riken Kopmannssöhn,
So in de Jahrn ni wit mehr vun de Dörtig,
Mit brune Ogn un gneterswartes Haar,
En smuck Gesicht, als weer't vun'n Maler malt,
So fin un witt, als harr he't sminkt un farvt,
Un darbi likers noch von Positur
So staatsch un slank, so prächtig un so smuck
Da't rein en Lust weer, blots em antokieken.

. . . .

Anna ist nach wie vor in der Kathe der alten Tante mit Waschen und Plätten beschäftigt, und auch des reichen Hamburgers „Linn un Ambaamtügg“ hat sie unter Händen gehabt.

Un bröch se't denn des Sünndagsmorrns em röwer
So geev he jümmers geern en Dahler mehr
Un steek un drück, wenn't jichens möglich weer
Em sülbn ehr blid mit Lachen in de Hand
Un meen, se harr em fur genog verdeent. . . . .

Und was er durch seine Freundlichkeit bezweckt hat, erreicht er: Anna, die bis dahin nur für Heinrich in Liebe entbrannte, „trock sogar vör em de Flagg.“

Wer weet wat't deh?! dat is wul swar to seggn;
Vellicht dat Geld un all sin smucken Saken,
Vellicht de swarten Haar, de smucken Ogn,
Sin Fründlichkeit, sin Anstand un sin Wesen,
Un wat dar sunst vun sowat an em weer;
Vellicht ehr egen Leid un all ehr Unglück,
Un denn ehr beten Eitelkeit un Stolz
Un wenn't dat een un anner nich alleen,
So deh't wul sacht dat allens alltohopen.

Und als er ihr noch sagt, sie sei seine einzige Braut, für die er in Hamburg aufs beste sorgen wolle und die er nach Jahresfrist, wenn ihm der Vater das Geschäft übergeben, in Züchten und in Ehren als Gattin heimzuführen gedenke, da ist sie ganz gewonnen. Sie geht mit ihm nach Hamburg und bezieht dort eine fürstlich eingerichtete Wohnung.

. . . .

Anna feiert Geburtstag,

Un wat dar günd tohopen stapelt liggt
Un schient un blitzt als Gold un Diamanten,
Dat bröch he allns vunabnd ehr to'n Geschenk;
Se sünd dar mit ehr Leev un Glück alleen. . . .
Un wat för'n Kram an Eten un an Backwark! . . . .

Und was für schöne und einschmeichelnde Worte er zu ihr spricht:

He snackt mit ehr so hartlich un so tru
Un mal de schöne Tid, worop se höpen,
Un wo man blots de Summer twischen leeg,
Denn würr se sin vör Gott un alle Menschen
Un weer't un bleev't in alle Ewigkeit.

Und ein Glas nach dem andern wird getrunken,

Wa wurr ehr dar so wunnerbar to Moth!
Wa susen dar de Wann mit ehr herum!
Se weer ja rein, als weer se vun Besinnung! — — —

. . . .

Den annern Morgen seet se wul to ween'n
Un wünsch vör Scham un Schann sick in de Eer,
Wat hölp't?! — gaht Ehr un Unschuld eenmal ünner,
So sünd se hin, — so kamt se nümmermehr!
Dar makt keen Thran en knickte Lilg to blöhn.

Annas Loos ist besiegelt; es geht immer mehr und mehr bergab mit ihr, sie ist zuletzt verlassen und zu Grunde gerichtet.

. . . .

In einem prächtigen Hause, dicht an der Alster, feiert Heinrich Claßen Hochzeit,

Un sühst du wul de hunnert hellen Lichter?
Un hörst du wul den Ball un de Musik?
Dat weer en Abnd, de kunn ni beter passen!
So steernhell un so ruhig weer de Nacht, ...
Hei! wat en Nacht! — dar geiht dat lustig her!
De awers, de dar buten still in Düstern
Um Merrennacht noch eensam slikt un wankt,
De süht keen Mensch, — de's mit ehr natten Ogen
Un mit ehr Hart vull Jammer ganz alleen.
Un af un to denn steiht se wul un süht
Un wischt de Thran sick vun de hitten Backen
Un deiht en Lud, als reet ehr Hart vuneen;
Dat is all lang in dusend Stücken braken!
Ehr Glück is hin, ehr Leben is to Nicht, —
Keen Höpen mehr, dat sunst doch trösten kann, —
Bedragen um ehr Unschuld un ehr Ehr, — —
Wat schall se länger noch in Elend leben?!
Se is so möd, so möd! — se kann't ni mehr! —
En Sprunk, — — — — — — — — — — —
Herrgott! so magst du ehr't vergeben!

. . . .

Das war ein Menschenloos! Das Geschick ließ die zarte Menschenknospe aufgehen zur liebreizenden Blüthe, die den Beschauer mit heiliger Freude erfüllte. Aber in entsetzlicher Laune

wandelte dasselbe Schicksal die duftende Frühlingsrose in ein häßliches Unkraut, von dem die meisten den Blick abwenden. Wer aber den Menschen und sein Verhängniß kennt, wer da weiß, daß der Mensch ebensowohl sein Geschick, wie das Geschick den Menschen, macht, steht voll andächtiger Schauer vor diesem Lose; es erfüllt ihn mit Wehmuth und Trauer, und er vergiebt dem Gefallenen und wirft nicht einen Stein auf ihn.

Wi Menschen schüllt ni richten un verdamm
Ick kann't ock nich, — ick heff ehr't lang vergeben,
Un wullt du't doch, — — smit du den eersten Steen!

Gröndunnersdag bi Eckernför'.

Die letzte Dichtung dieser epischen Abtheilung unserer Blüthenlese ist das episch-lyrische Gedicht „Gröndunnersdag bi Eckernför'". Diese größte aller epischen Schöpfungen Johann Meyer's schildert die bedeutendste Begebenheit aus der Zeit des schleswig-holsteinischen Krieges gegen Dänemark, den am 5. April 1849 stattgefundenen siegreichen Kampf zweier Schanzen am Strande der Eckernförder Bucht gegen eine Abtheilung feindlicher Schiffe, insbesondere gegen das große Orlogschiff „Christian VIII." und die Fregatte „Gefion", die beiden besten Schiffe der dänischen Marine.

Die Dichtung, die im Jahre 1873 in einer Sonderausgabe von sieben Druckbogen bei Gustav Brauns in Leipzig erschien, ist jetzt leider vergriffen, dürfte aber nach einer Äußerung des Verfassers bald wieder in den Buchhandel kommen. Übrigens ist sie auch in Johann Meyer's „Plattdeutsche Gedichte" mit aufgenommen worden und somit dem, der sie lesen möchte, noch zugänglich. Ihr Verfasser widmete sie bei der Feier des 25. Jahrestages der schleswig-holsteinischen Erhebung den Kampfgenossen von 1848—51 mit den nachfolgenden zwei Strophen:

Was ihr gethan, bleibt euer ganz,
Und euch zum Ruhm wird man es preisen!
Auch ihr habt einen Lorbeerkranz
Und habt darin das Kreuz von Eisen!
Und habt in heißem Kampf und Streit
Für Deuschland auch das Schwert geschwungen
Und seiner Größe Herrlichkeit
So gut wie einer mit errungen!

Und kam es anders, als gedacht,
Und einst wohl vieler Wünsche waren,
Wir preisen Gottes Rath und Macht
Auch heut' nach fünfundzwanzig Jahren!
Und geben froh und hoffnungsreich
Die Hand zu neuem Unterpfande:
In einem eins und alle gleich,
In unsrer Lieb' zum Vaterlande.

Die Blätter der Herzogthümer Schleswig-Holstein, sowie andere, denen die Dichtung nach ihrem Erscheinen zur Besprechung zugesandt wurde, haben sie einstimmig als ein Werk von hohem künstlerischen Werthe bezeichnet, das in seiner Eigenart in der gesammten plattdeutschen Litteratur bisher unerreicht dastehe und zu deren schönsten Perlen gehöre. So schreiben die „Itzehoer Nachrichten" vom 22. und 23. April 1877: „Im „Gröndunnersdag bi Eckernför'" zeigt sich der Dichter als warmherziger Patriot, dessen Vaterlandsliebe in hellen Flammen in jedem Verse mächtig emporlodert. Diese Dichtung giebt eine ganz meisterhafte Schilderung der Episode aus dem schleswig-holsteinischen Kriege gegen Dänemark, wie die beiden großen dänischen Kriegsschiffe „Christian VIII." und „Gefion" von zwei kleinen unbedeutenden Strandbatterien besiegt wurden. Es ist eine Dichtung voll hinreißender Kraft und dramatischer Lebendigkeit. Welches Aufsehen sie nicht nur in der Heimath des Dichters, sondern auch bei stamm- und sprachverwandten Völkern erregte, geht daraus hervor, daß sie von P. K. Droshart 1877 ins Holländische übertragen wurde unter dem Titel: „Witte Donderdag bi Eckernförde" (Vlaardingen, Dorsmann und Ode).

In derselben Zeitung vom 6. October 1885 heißt es über das in Rede stehende Werk: „Es ist eine Dichtung, welche in ihrem hohen poetischen Schwunge, ihrer packenden, natürlichen Anschaulichkeit und ihrer hinreißenden, aus dem Herzen quellenden Beredsamkeit in der didaktischen Epik ganz unerreicht dastehen dürfte. Der häufige Wechsel des Metrums ist ein von dem Dichter ungemein glücklich gewählter Kunstgriff, da es, sich jedesmal eng an die Situation und die in dem Gedichte wechselnde Stimmung anschmiegend, dem Ganzen eine außerordentlich dramatische Beweglichkeit und Lebendigkeit verleiht, welche den Leser fortwährend in Spannung hält."

Ein Recensent der „Kieler Zeitung" vom 7. October 1886 schreibt: „Gröndunnersdag bi Eckernför," wird den meisten unserer Leser wohl schon bekannt sein als eine Dichtung von außerordentlicher Kraft und fast dramatischer Lebendigkeit und Anschaulichkeit. Vortrefflich ist die Charakteristik des Hauptheldeu, des jugendlichen Theodor Preußer, dessen vom Dichter frei erfundenes Liebesidyll, das einen so jähen Abschluß findet, den poetischen Contrast gegen den gewaltigen Ernst der Handlung darstellt. Auch die Figuren des Hauptmann Jungmann und des Feldwebels Clairmont sowie der originelle Jude Elias, der mit seinen derben Witzen hier eine ähnliche Rolle spielt wie die Clowns der Shakespeare'schen Tragödien, sind vortrefflich charakterisirt. Sehr glücklich ist, wie schon von verschiedenen Seiten hervorgehoben worden, der häufige Wechsel des Metrums, das sich immer der wechselnden Situation und der verschiedenen Stimmung auf das vollkommenste anpaßt und zur Erhöhung des lebendigen Eindrucks in wesentlicher Weise beiträgt."

In einem Artikel der „Schleswiger Nachrichten" vom 6. August 1889, „Johann Meyer als schleswig-holsteinischer Patriot", führt Georg Hoffmann in Kiel das Folgende aus: „Die Scene vor dem Rathhause scheint mir der Gipfelpunkt der durch das Epos zur Darstellung gelangenden Idee von der selbstlosen Aufopferung von Leben und Gut fürs Vaterland zu sein; aber auch ohne dieselbe ist das Gedicht, welches, wie Adolph Kohut, in seinem Buch „Ragende Gipfel" sagt, von gründlichen Kennern der plattdeutschen Litteratur für eine der werthvollsten Perlen der plattdeutschen Litteratur überhaupt erklärt wird, eine Dichtung, welche in ihrem schönen poetischen Schwunge, ihrer packenden, natürlichen Anschaulichkeit und ihrer hinreißenden, aus dem Herzen quellenden Beredsamkeit in der dialektischen Epik der plattdeutschen Sprache ganz einzig dasteht, — ein hohes Lied der Vaterlands- und zugleich der Menschenliebe."

Derselbe Schriftsteller äußert sich in der „Kieler Zeitung" vom 22. Januar 1895 bei Gelegenheit einer Besprechung des in der Kunsthalle zu Kiel befindlichen großen historischen Bildes von Salzmann, das denselben Gegenstand behandelt, noch folgendermaßen: „Das in seiner Art unerhörte Kriegsdrama, das sich am 5. April 1849 in und auf unserer Nachbarföhrde abspielte, ist wiederholt Gegenstand künstlerischer Bearbeitung geworden. Dichterisch

hat Johann Meyer das Ereigniß in seinem „Gröndunnersdag bi Eckernför'" mit vollendeter Meisterschaft in der plastischen Schilderung und mit hinreißender Lebendigkeit der Erzählung verewigt."

Man lese hier auch — und zwar im ersten Bande unserer Festschrift, Seite 273 — das nach, was Rektor Enking in Kiel in seiner Festrede bei der 25jährigen Jubiläumsfeier der Berufsthätigkeit unseres Dichters zum Lobe des „Gröndunnersdag bi Eckernför'" gesagt hat.

Zur großen Freude gereicht es mir, noch einen Kritiker namhaft zu machen, gegen dessen competentes Urtheil wohl schwerlich jemand eine Einwendung erheben dürfte. Es ist kein Geringerer als Fritz Reuter; wie wir schon im ersten Bande dieser Festschrift gesehen haben und wie uns Karl Theodor Gaedertz' herrliches Werk „Aus Fritz Reuter's jungen und alten Tagen" an verschiedenen Stellen darthut, schätzte Fritz Reuter Johann Meyer als plattdeutschen Bruder in Apoll sehr hoch.

Es liegt mir ein Brief von der Hand Fritz Reuter's vor, den er an den Verfasser des Gröndunnersdag bi Eckernför'" richtete, nachdem ihm das Epos kurz nach dem Erscheinen zugeschickt war. Ich lasse das Schreiben hier folgen, wenn auch mit Übergehung einiger Äußerungen über einen andern berühmten plattdeutschen Sänger, von dem Fritz Reuter früher einmal wegen seiner „Läuschen und Riemels" öffentlich angegriffen worden war, so daß er sich veranlaßt sah, eine Broschüre gegen jenen zu schreiben, und auf den er auch noch bei Abfassung des Briefes ersichtlich übel zu sprechen war.

Mein lieber, lieber Herr College
und plattdeutscher Landsmann!

Sie haben mich durch Ihr freundliches Geschenk zum lebhaftesten Dank verpflichtet; ich habe das Buch mehrmals und zwar mit kritischen Augen durchgelesen, was sonst meine Sache nicht ist. Der Gegenstand aber, den Sie sich mit außerordentlichem Glück gewählt haben, interessirt mich sehr und rief in mir die Erinnerung wach an die Zeit, wo dieser erste glorreiche Sieg der deutschen Waffen durch deutsche Lande erklang. Sie haben einen schönen und dankbaren Stoff gewählt und haben denselben meisterhaft bewältigt. Aus jeder Zeile Ihres schönen Gedichtes spricht die reine deutsche Gesinnung und deutsche Kraft. — — — — — — — — — — — — — — — — — —
— —
— —
— —

Nun sollen Sie mich aber auch von dem Vorwurf eitler Lobhudelei lossprechen, denn nicht Alles will ich in Ihrer Dichtung loben; denn wenn ich auch nicht in dem in Ihrer Vorrede enthaltenen Selbsttadel, daß nicht Alles vom Inhalt vor dem Richterstuhle der Geschichte bestehen würde, einstimme, so kann ich doch nicht wünschen, daß die romantische Liebe des Preußer und die heiteren Diatriben des lustigen Juden unterdrückt worden wären; so viel Freiheit muß jedem Dichter zugestanden werden; indessen mit der Form kann ich nicht gänzlich mich einverstanden erklären. Die vielen in mannigfachem Versmaaß eingestreuten Gedichte (sehr schön im Einzelnen) stören den Gesammteindruck, da können Sie sich aber mit vollem Recht auf einen gewissen Fritz Reuter berufen, der's durchaus nicht anders und besser gemacht hat, und auf einen großen nordischen Schriftsteller Esaias Tegnér, der in seinem Hauptwerke, der Frithjofs Sage, zu demselben Mittel gegriffen hat. Überhaupt, mein lieber Herr College, müssen wir Beide uns trösten, daß das vielköpfige, epische Ungeheuer, der Roman mit seinen lyrischen, philosophischen rc. Excursen, das strenge, antike Epos völlig zur Unmöglichkeit gemacht hat. Doch ich verliere mich hier auf Gebiete, die wohl einen größeren Raum erfordern als den eines Briefes.

Nur noch einmal will ich meine aufrichtigste Freude über Ihr schönes Geschenk und meinen herzlichsten Dank für dasselbe aussprechen.

Mit treuem Gruß
Ihr
Eisennach, d. 4. May 1873. Fritz Reuter.

Nun noch zum Schluß etwas von der Dichtung selber!

Gröndunnersdag bi Eckernför'.

De Klocken gaht, — dat is en Festdag morrn,
Se lüd't em in, — un vun de Kark hindal
Summt hell de Klang un bewert dör de Luft
Hoch öwer't Water na de Gündsit röwer.

Dar geiht dat steil bargan, un baben drömt
De hogen Böm noch still in'n Winterslap;
Süh, wat för Riesen! — un de besten doch
All lang dar twischen rut, als mal vör Jahrn
En prächtig Orlogschipp de dänsche König
In Kopenhagen op'n Helgen harr.

Se hört de Klocken ni, dat's noch to fröh,
Un ock de Drossel ni, de ut de Böken
All lisen fleut. — — — Nu stiggt dar op de See
In wide Feern an'n Kimming wat tohöchd,
En lüttjen Punkt, — dat is als weer't en Schipp, —
Un nu noch een, un wedder een darto,
Un ock en lüttje swarte Wulk daröwer.

hat Johann Meyer das Ereigniß in seinem „Gröndunnersdag bi Eckernför'" mit vollendeter Meisterschaft in der plastischen Schilderung und mit hinreißender Lebendigkeit der Erzählung verewigt."

Man lese hier auch — und zwar im ersten Bande unserer Festschrift, Seite 273 — das nach, was Rektor Enking in Kiel in seiner Festrede bei der 25jährigen Jubiläumsfeier der Berufsthätigkeit unseres Dichters zum Lobe des „Gröndunnersdag bi Eckernför'" gesagt hat.

Zur großen Freude gereicht es mir, noch einen Kritiker namhaft zu machen, gegen dessen competentes Urtheil wohl schwerlich jemand eine Einwendung erheben dürfte. Es ist kein Geringerer als Fritz Reuter; wie wir schon im ersten Bande dieser Festschrift gesehen haben und wie uns Karl Theodor Gaedertz' herrliches Werk „Aus Fritz Reuter's jungen und alten Tagen" an verschiedenen Stellen darthut, schätzte Fritz Reuter Johann Meyer als plattdeutschen Bruder in Apoll sehr hoch.

Es liegt mir ein Brief von der Hand Fritz Reuter's vor, den er an den Verfasser des Gröndunnersdag bi Eckernför'" richtete, nachdem ihm das Epos kurz nach dem Erscheinen zugeschickt war. Ich lasse das Schreiben hier folgen, wenn auch mit Übergehung einiger Äußerungen über einen andern berühmten plattdeutschen Sänger, von dem Fritz Reuter früher einmal wegen seiner „Läuschen und Riemels" öffentlich angegriffen worden war, so daß er sich veranlaßt sah, eine Broschüre gegen jenen zu schreiben, und auf den er auch noch bei Abfassung des Briefes ersichtlich übel zu sprechen war.

Mein lieber, lieber Herr College
und plattdeutscher Landsmann!

Sie haben mich durch Ihr freundliches Geschenk zum lebhaftesten Dank verpflichtet; ich habe das Buch mehrmals und zwar mit kritischen Augen durchgelesen, was sonst meine Sache nicht ist. Der Gegenstand aber, den Sie sich mit außerordentlichem Glück gewählt haben, interessirt mich sehr und rief in mir die Erinnerung wach an die Zeit, wo dieser erste glorreiche Sieg der deutschen Waffen durch deutsche Lande erklang. Sie haben einen schönen und dankbaren Stoff gewählt und haben denselben meisterhaft bewältigt. Aus jeder Zeile Ihres schönen Gedichtes spricht die reine deutsche Gesinnung und deutsche Kraft. — — — — — — — — — — — — — — — — — —
— —
— —
— —

Nun sollen Sie mich aber auch von dem Vorwurf eitler Lobhudelei lossprechen, denn nicht Alles will ich in Ihrer Dichtung loben; denn wenn ich auch nicht in dem in Ihrer Vorrede enthaltenen Selbsttadel, daß nicht Alles vom Inhalt vor dem Richterstuhle der Geschichte bestehen würde, einstimme, so kann ich doch nicht wünschen, daß die romantische Liebe des Preußer und die heiteren Diatriben des lustigen Juden unterdrückt worden wären; so viel Freiheit muß jedem Dichter zugestanden werden; indessen mit der Form kann ich nicht gänzlich mich einverstanden erklären. Die vielen in mannigfachem Versmaaß eingestreuten Gedichte (sehr schön im Einzelnen) stören den Gesammteindruck, da können Sie sich aber mit vollem Recht auf einen gewissen Fritz Reuter berufen, der's durchaus nicht anders und besser gemacht hat, und auf einen großen nordischen Schriftsteller Esaias Tegnér, der in seinem Hauptwerke, der Frithjofs Sage, zu demselben Mittel gegriffen hat. Überhaupt, mein lieber Herr College, müssen wir Beide uns trösten, daß das vielköpfige, epische Ungeheuer, der Roman mit seinen lyrischen, philosophischen 2c. Excursen, das strenge, antike Epos völlig zur Unmöglichkeit gemacht hat. Doch ich verliere mich hier auf Gebiete, die wohl einen größeren Raum erfordern als den eines Briefes.

Nur noch einmal will ich meine aufrichtigste Freude über Ihr schönes Geschenk und meinen herzlichsten Dank für dasselbe aussprechen.

Mit treuem Gruß
Ihr
Eisennach, d. 4. May 1873. Fritz Reuter.

Nun noch zum Schluß etwas von der Dichtung selber!

Gröndunnersdag bi Eckernför'.

De Klocken gaht, — dat is en Festdag morrn,
Se lüd't em in, — un vun de Kark hindal
Summt hell de Klang un bewert dör de Luft
Hoch öwer't Water na de Gündsit röwer.

Dar geiht dat steil bargan, un baben drömt
De hogen Böm noch still in'n Winterslap;
Süh, wat för Riesen! — un de besten doch
All lang dar twischen rut, als mal vör Jahrn
En prächtig Orlogschipp de dänsche König
In Kopenhagen op'n Helgen harr.

Se hört de Klocken ni, dat's noch to fröh,
Un ock de Drossel ni, de ut de Böken
All lisen fleut. — — — Nu stiggt dar op de See
In wide Feern an'n Kimming wat tohöchd,
En lüttjen Punkt, — dat is als weer't en Schipp, —
Un nu noch een, un wedder een darto,
Un ock en lüttje swarte Wulk daröwer.

hat Johann Meyer das Ereigniß in seinem „Gröndunnersdag bi Eckernför'" mit vollendeter Meisterschaft in der plastischen Schilderung und mit hinreißender Lebendigkeit der Erzählung verewigt."

Man lese hier auch — und zwar im ersten Bande unserer Festschrift, Seite 273 — das nach, was Rektor Enking in Kiel in seiner Festrede bei der 25jährigen Jubiläumsfeier der Berufsthätigkeit unseres Dichters zum Lobe des „Gröndunnersdag bi Eckernför'" gesagt hat.

Zur großen Freude gereicht es mir, noch einen Kritiker namhaft zu machen, gegen dessen competentes Urtheil wohl schwerlich jemand eine Einwendung erheben dürfte. Es ist kein Geringerer als Fritz Reuter; wie wir schon im ersten Bande dieser Festschrift gesehen haben und wie uns Karl Theodor Gaedertz' herrliches Werk „Aus Fritz Reuter's jungen und alten Tagen" an verschiedenen Stellen darthut, schätzte Fritz Reuter Johann Meyer als plattdeutschen Bruder in Apoll sehr hoch.

Es liegt mir ein Brief von der Hand Fritz Reuter's vor, den er an den Verfasser des Gröndunnersdag bi Eckernför'" richtete, nachdem ihm das Epos kurz nach dem Erscheinen zugeschickt war. Ich lasse das Schreiben hier folgen, wenn auch mit Übergehung einiger Äußerungen über einen andern berühmten plattdeutschen Sänger, von dem Fritz Reuter früher einmal wegen seiner „Läuschen und Riemels" öffentlich angegriffen worden war, so daß er sich veranlaßt sah, eine Broschüre gegen jenen zu schreiben, und auf den er auch noch bei Abfassung des Briefes ersichtlich übel zu sprechen war.

Mein lieber, lieber Herr College
und plattdeutscher Landsmann!

Sie haben mich durch Ihr freundliches Geschenk zum lebhaftesten Dank verpflichtet; ich habe das Buch mehrmals und zwar mit kritischen Augen durchgelesen, was sonst meine Sache nicht ist. Der Gegenstand aber, den Sie sich mit außerordentlichem Glück gewählt haben, interessirt mich sehr und rief in mir die Erinnerung wach an die Zeit, wo dieser erste glorreiche Sieg der deutschen Waffen durch deutsche Lande erklang. Sie haben einen schönen und dankbaren Stoff gewählt und haben denselben meisterhaft bewältigt. Aus jeder Zeile Ihres schönen Gedichtes spricht die reine deutsche Gesinnung und deutsche Kraft. — — — — — — — — — — — — — — — — — —
— —
— —
— —

Nun sollen Sie mich aber auch von dem Vorwurf eitler Lobhudelei lossprechen, denn nicht Alles will ich in Ihrer Dichtung loben; denn wenn ich auch nicht in dem in Ihrer Vorrede enthaltenen Selbsttadel, daß nicht Alles vom Inhalt vor dem Richterstuhle der Geschichte bestehen würde, einstimme, so kann ich doch nicht wünschen, daß die romantische Liebe des Preußer und die heiteren Diatriben des lustigen Juden unterdrückt worden wären; so viel Freiheit muß jedem Dichter zugestanden werden; indessen mit der Form kann ich nicht gänzlich mich einverstanden erklären. Die vielen in mannigfachem Versmaaß eingestreuten Gedichte (sehr schön im Einzelnen) stören den Gesammteindruck, da können Sie sich aber mit vollem Recht auf einen gewissen Fritz Reuter berufen, der's durchaus nicht anders und besser gemacht hat, und auf einen großen nordischen Schriftsteller Esaias Tegnér, der in seinem Hauptwerke, der Frithjofs Sage, zu demselben Mittel gegriffen hat. Überhaupt, mein lieber Herr College, müssen wir Beide uns trösten, daß das vielköpfige, epische Ungeheuer, der Roman mit seinen lyrischen, philosophischen rc. Excursen, das strenge, antike Epos völlig zur Unmöglichkeit gemacht hat. Doch ich verliere mich hier auf Gebiete, die wohl einen größeren Raum erfordern als den eines Briefes.

Nur noch einmal will ich meine aufrichtigste Freude über Ihr schönes Geschenk und meinen herzlichsten Dank für dasselbe aussprechen.

Mit treuem Gruß
Ihr
Eisennach, d. 4. May 1873. Fritz Reuter.

Nun noch zum Schluß etwas von der Dichtung selber!

Gröndunnersdag bi Eckernför'.

De Klocken gaht, — dat is en Festdag morrn,
Se lüd't em in, — un vun de Kark hindal
Summt hell de Klang un bewert dör de Luft
Hoch öwer't Water na de Gündsit röwer.

Dar geiht dat steil bargan, un baben drömt
De hogen Böm noch still in'n Winterslap;
Süh, wat för Riesen! — un de besten doch
All lang dar twischen rut, als mal vör Jahrn
En prächtig Orlogschipp de dänsche König
In Kopenhagen op'n Helgen harr.

Se hört de Klocken ni, dat's noch to fröh,
Un ock de Drossel ni, de ut de Böken
All lisen fleut. — — — Nu stiggt dar op de See
In wide Feern an'n Kimming wat tohöchd,
En lüttjen Punkt, — dat is als weer't en Schipp, —
Un nu noch een, un wedder een darto,
Un ock en lüttje swarte Wulk daröwer.

Dar ruscht de frische Ostwind ut de See,
Un öwer Schum un Waggen sust he hin,
Lik op'n Strand un gegn dat hoge Öwer;
He schüttelt ehr de Kron', dat hin un her
De hogen Toppens fleegt, — dar ward se munter,
Un hastig stött de een den annern an
Un röppt em to: Hest hört, wat he vertellt?!
Wak op! wak op! — dat's ni mehr Tid to slapen!

Lütt' Möschen stickt den Kopp herut,
Dat Gras fangt an to grön',
De Stickbeinbüscher slat all ut,
De Hasseln wüllt all blöhn;
Gehlgöschen röppt, de Bokfink sleit,
En Blom is all to finn,
Un lisen öwer't Water geiht
De blaue Himmel hin.

Dar smöllt an'n Wall de letzte Snee,
Un lurig weiht de Wind,
Dar springt en Has', dar löppt en Reh,
Dar spelt en fröhlich Kind;
Dar larmt de Möwen öwer't Haff,
Dar treckt de wilden Gös',
Hurrah! nu seilt de Winter af,
Un Sommer ward dat nöß!

Un hörst du wul? de Klocken lüdt,
Dat klingt so hell un klar;
Un weetst du ock, wat dat bedüdt?
Gröndunnersdag is dar!
Nu makt de leewe Gott sin Hand
De Welt all wedder blöhn,
Un weer man ni de Krieg in't Land,
Wa weer dat allens schön!

Wat baben ruscht un sust harr dör' de Böm,
Dat wuss dar nerrn noch nargns en Menschenseel.
Nu weern de Klocken still, un lisen gung
In'n golden Sünnschien dör de lüttje Stadt
De Abend hin un bröch den Sünndagsfreden.

Dat seeg nich ut na Krieg, — weer af un to
En Uniform nich öwern Marktplatz kamn,
Un harr dar op de Schanzen hin un her
Keen Schildwach gahn, — man harr dar wul de Tid
In'n Ogenblick daröwer ganz vergeten.

Un dochen fung't vun Frischen wedder an,
Un allns weer in de Röhr; — op Alsen stunn
Un vör de Königsau de Dän un wull
To liker Tid na Sleswig rin, — un stuv
Stunn vör den Fiend all General Bonin.

In Eckernför' herum leeg bi de Börgers
En Batalljon Rekruten in Quarteer,
Dat schull ni vel versla'n! — un in de Schanzen
En paar Kanon' un ni mal hunnert Mann;
En Bangbüx awers harrn se ni darmank,
Un denn noch Dree, — — pass op, du schast di wunnern

Süh dar! dat lüttje Hus an'n Strand,
Vör Wien un Rosen kiekt de Wand,
Un hangt dar ock keen Blatt, keen Blom,
Se lurt doch all in'n Vörjahrsdrom.

De gröne Gebel steil daran,
Tohöchd bit an de roden Pann,
Un in de Mitt en Dubenslag,
Un ut de Luk de dütsche Flagg.

Un vör de Döhr en lüttjen Gard'n,
Bi Sommerdag de Blom to wahrn,
Un um den Gard'n en witt Stackett
Un allns wa propper un wa nett!

Gardin' un Blompütt in de Stuv,
Dat ganze Hus en lüttje Luv;
De Fenstern blinkert in de Sünn, —
Kumm mit, nu wüllt wi ock mal rin!

Dar steiht en junge Fru un paßt de Blom,
Wul sülbn en Ros', — en witte awers, — süh,
So witt un fien is ock ehr smuck Gesicht;
De blanken, swarten Haar hangt krus hindal,
Un ut de düstern Ogen blitzt dat rut,
Als in de Nacht en hellen Steern vun'n Himmel;
Se geiht noch halv in Truer, se weer all Wetfru
Un harr dar op de See ehr'n Mann verlarn,
He weer Kaptein we'n öwern grote Brick,
De op de Reis' vun Rio söbnunveerdig
Mit Mann un Mus bi Skagen ünnergahn.

Un achter'n Disch dar sitt un lest de Zeitung
En jungen Mann, de liggt dar in Quarteer
Un hört mit to de Mannschap in de Schanzen.
He is man lüttj un smächtig vun Gestalt
Un vun Gesicht dat Gegendeel vun ehr,

Dar ruſcht de friſche Oſtwind ut de See,
Un öwer Schum un Waggen ſuſt he hin,
Lik op'n Strand un gegn dat hoge Öwer;
He ſchüttelt ehr de Kron', dat hin un her
De hogen Toppens fleegt, — dar ward ſe munter,
Un haſtig ſtött de een den annern an
Un röppt em to: Heſt hört, wat he vertellt?!
Wak op! wak op! — dat's ni mehr Tid to ſlapen!

Lütt' Möſchen ſtickt den Kopp herut,
Dat Gras fangt an to grön',
De Stickbeinbüſcher ſlat all ut,
De Haſſeln wüllt all blöhn;
Gehlgöſchen röppt, de Bokfink ſleit,
En Blom is all to finn,
Un liſen öwer't Water geiht
De blaue Himmel hin.

Dar ſmöllt an'n Wall de letzte Snee,
Un lurig weiht de Wind,
Dar ſpringt en Haſ', dar löppt en Reh,
Dar ſpelt en fröhlich Kind;
Dar larmt de Möwen öwer't Haff,
Dar treckt de wilden Göſ',
Hurrah! nu ſeilt de Winter af,
Un Sommer ward dat nöß!

Un hörſt du wul? de Klocken lüdt,
Dat klingt ſo hell un klar;
Un weetſt du ock, wat dat bedüdt?
Gröndunnersdag is dar!
Nu makt de leewe Gott ſin Hand
De Welt all wedder blöhn,
Un weer man ni de Krieg in't Land,
Wa weer dat allens ſchön!

Wat baben ruſcht un ſuſt harr dör' de Böm,
Dat wuſs dar nerrn noch nargns en Menſchenſeel.
Nu weern de Klocken ſtill, un liſen gung
In'n golden Sünnſchien dör de lüttje Stadt
De Abend hin un bröch den Sünndagsfreden.

Dat ſeeg nich ut na Krieg, — weer af un to
En Uniform nich öwern Marktplatz kamn,
Un harr dar op de Schanzen hin un her
Keen Schildwach gahn, — man harr dar wul de Tid
In'n Ogenblick daröwer ganz vergeten.

Un dochen fung't vun Frischen wedder an,
Un allns weer in de Röhr; — op Alsen stunn
Un vör de Königsau de Dän un wull
To liker Tid na Sleswig rin, — un stuv
Stunn vör den Fiend all General Bonin.

In Eckernför' herum leeg bi de Börgers
En Batalljon Rekruten in Quarteer,
Dat schull ni vel versla'n! — un in de Schanzen
En paar Kanon' un ni mal hunnert Mann;
En Bangbüx awers harrn se ni darmank,
Un denn noch Dree, — — pass op, du schast di wunnern

Süh dar! dat lüttje Hus an'n Strand,
Vör Wien un Rosen kiekt de Wand,
Un hangt dar ock keen Blatt, keen Blom,
Se lurt doch all in'n Vörjahrsdrom.

De gröne Gebel steil daran,
Tohöchd bit an de roden Pann,
Un in de Mitt en Dubenslag,
Un ut de Luk de dütsche Flagg.

Un vör de Döhr en lüttjen Gard'n,
Bi Sommerdag de Blom to wahrn,
Un um den Gard'n en witt Stackett
Un allns wa propper un wa nett!

Gardin' un Blompütt in de Stuv,
Dat ganze Hus en lüttje Luv;
De Fenstern blinkert in de Sünn, —
Kumm mit, nu wüllt wi ock mal rin!

Dar steiht en junge Fru un paßt de Blom,
Wul sülbn en Ros', — en witte awers, — süh,
So witt un fien is ock ehr smuck Gesicht;
De blanken, swarten Haar hangt krus hindal,
Un ut de düstern Ogen blitzt dat rut,
Als in de Nacht en hellen Steern vun'n Himmel;
Se geiht noch halv in Truer, se weer all Wetfru
Un harr dar op de See ehr'n Mann verlarn,
He weer Kaptein we'n öwern grote Brick,
De op de Reis' vun Rio söbnunveerdig
Mit Mann un Mus bi Skagen ünnergahn.

Un achter'n Disch dar sitt un lest de Zeitung
En jungen Mann, de liggt dar in Quarteer
Un hört mit to de Mannschap in de Schanzen.
He is man lüttj un smächtig vun Gestalt
Un vun Gesicht dat Gegendeel vun ehr,

Mit helle Haar un helle, blaue Ogen,
Un brun un sünnverbrennt, — de Uniform
Noch hagelnie un mit en Streck an'n Kragen
Un bi de Hann, — doch harrn de Epoletten
All beter för em paßt, dat seeg man forts.
Wat harr he dafőr gebn, harr he se hatt!

Un all um't lüttje kiekt he öwer't Blatt
Un hin na ehr, un is mit sin Gedanken
Ganz annerwegns, als wo he lesen deiht.
He much wul denken: wat en smucke Fru,
Un noch so jung, un dochen all dat Schicksal!

Ehr Vader weer Pastor in Angeln we'n
De twintig Jahr hindör' un harr mit Freuden,
Ehr he sin Vaderland verraden schull,
Sin Hus un Brod den König wedder geben.
De Appel fallt ni wit vun'n Stamm, — op ehr
Dar kunn dat Wort all ganz ni beter passen,
Un Sleswig-Holsteen gung ehr öwer Allens.

Un de dar sitt un in de Zeitung lest,
De harr, noch halv en Kind, all egenwillig
Dat ni veel anners, als ehr Vader, makt.
He stamm ut Rendsborg her un weer vun'n Adel
Un wull Offceer warrn, wat sin Vader we'n,
Un weer in Kopenhagen op de Schol;
Dar keem he mit en Lehrer mal in Strit,
De Sleswig mit to Jütland reken deh,
Un weer dar näswis' wurrn un harr em utlacht
Un veertein Dag dafőr in'n Schatten seten.

Dat schulln se em to'n tweetenmal ni beedn,
Un Unrecht harrn se doch! — un sin Geweten
Dat weer em mehr, als ehr Kadettenschol! —
Un ehr he sick bedankt harr för de Straf,
Dar weer he weg un öwer alle Bargen.

Tonößen wurr he Landmann, un tonößen
Inspecter op en Gut, dar harr he't schön
Un harr sin egen Perd; — un als he mal
Na Glückstadt ree', sin Vader to besöken,
Un ünnerwegns hör, wat dar in de Nacht
In Kiel passeert, — un dat Prinz Friederich
Bidessen Rendsborg öwerrumpelt harr,
Dar mak he Kehrt un keem, anstatt in Glückstadt,
In Rendsborg an, — so wurr he Kanoneer
Un keem na Eckernför' un in de Schanz

Als Ünnerofficeer un Commandör,
So als sin Hauptmann in de Norderschanz,
De ja toeerst daran keem, dat befahlen.

Un de dar steiht an't Fenster bi ehr Blom,
De wuſs dat allns, he harr darvun vertellt;
Un als en Kind still na en Märken hört,
So harr se lurt un tohört un em ansehn
Un mit ehr Ogen an sin Lippen hungn.

Süh, Wunner deiht de Leevd' för't Vaderland
Vundag so gut, als dar de Griechen streeden,
Un de dar modig is, den hört de Welt;
So finnt he ock wul mal en Menschenhart,
Dat warmer för em sleit alls all de annern.

Nu gütt se Water in en Nelkenputt,
De will all blöhn; un öwer't gröne Stegelsch
Hangt swar en füerrode Nelk hindal
Un liggt ehr in't Gesicht und op de Backen.
Dar steiht he op un seggt un bedt ehr lis':
Lat mi se krign, dat is min leevste Blom,
Un wenn't ock man en Blom is, — als en Orden
Will ick se dreegn, — man to, lat mi se krign!

He kreeg se ock, — se dreih sick awers um,
Dat he ni seeg, wa füerroth se wurr,
Un neehm den Lorbeerboom vun't anner Fenster
Un in de Kron versteek se ehr Gesicht
Un puſs den Winterstoff em vun de Bläder. — —

Dar brumm dar en Kanonschuß dör de Luft,
Dat Döhrn un Fenster klötern. — — — Wat weer dat?
Un eh' se vun den Schrecken sick verhalt,
Weer he all ut de Stuv un wedder dar
Mit Pickelhuv un Sawel un Tornüster.

Nu ward't wat gebn! — dar schoten se Allarm! —
Un wenn wi winnt, un wenn ick wedderkam,
Krieg ick denn ock en lüttjen Kranz darvun?! —
En Kranz? — denn blifft keen grönes Blatt an'n Bom! —
Dat hör he noch, — dar weer he ock all fort,
Un in de Stuv un op de Blom an't Fenster
De letzte Sünnstrahl eben still vergahn;
Un dör' de Stadt wurr Generalmarsch slagen.

De Trummel, de Trummel
Makt allens to swarm'!
Wat för'n Gerummel!
Un wat för'n Larm!

Na buten, na buten,
Ut Hüser un Döhrn!
Rekruten! Rekruten!
An de Gewehrn!

En Lopen, en Ropen
Vun hier un vun dar!
Un allmann tohopen
Un allmann klar!

De Schanz de hett schaten!
De Dän de will lan'n!
Hurrah! de Suldaten!
Dar kamt se an!

De Dän will lan'n! — dat gung als Lopenfür
Vun Hus to Hus, noch eh' de Trummel slagen,
Dat harr ja mit en Dunner de Kanon
All ropen dör de Stadt un öwer't Land.

Und das Landen schien dem Feinde leicht werden zu sollen; denn

In Eckernför' herum leeg bi de Börgers
En Batalljon Rekruten in Quarteer,
Dat schull ni vel versla'n! — un in de Schanzen
En paar Kanon' un ni mal hunnert Mann;
En Bangbüx awers harrn se ni darmank,
Un denn noch twee, — paß op, du schaft di wunnern! . . . . .

Anfänglich Furcht und Besorgniß vieler Bewohner, als sie vor ihrer offenen, ungenügend vertheidigten Stadt die dänischen Schiffe liegen sahen:

Un mehr als een, de harr den Kopp verlarn
Un wuss sick nich in'n Ogenblick to faten
Un leep verhäſtbäſt rum; de Frunslüd jammern,
De Kinner schreegn un weern ni to begöschen,
Un hier un dar wurr all en Wagen packt,
Un ock all Bett- un Sülbertügg versteken
Un allens weer in Angst un in de Röhr . . . . . .

Doch bald

Dar fung de Nischier an, se gar to plagen,
Un wat dar lopen kunn, dat leep herut,
Un langs'n Strand dar wimmelt dat vun Menschen.

Dat weer en Schummerabend, als em wul
To'n tweetenmal de Stadt ni mehr belevt!
De Waggen harrn sick leggt, de Wind weer still,
Un hell vun't Abendroth dat blanke Water
Bit in de See herut; — dar leegn de Schep,
En ganze Flott, noch all in witte Segel,
Un twee mit hoge Schoßsteens, de noch dampen.

Ne wat en Anblick! un to büterst leeg
De gröttste vun se all; dat weer en Riesen,
Als sparr he rein den ganzen Hawen to!
Un achter, wat se so den Speegel nömt,
Rein, als en lüttes Slott, mit grote Fenstern,
Un dree Etaschen hoch, un rund herum,
Vun achtern bit na vörn to beide Siden,
Un swart un witt, een Stückport bi de anner,
Dreedoppelt langs, — man kunn se gar ni telln

Dat weer den Dän sin bestes Orlogschipp;
Wo de en Breetsit geev, dar schull nix wassen,
Un Christian der Achte weer sin Nam;
De stunn ock vör un denn in'n vullen Staat,
Dat Zepter in de Hand un op'n Kopp
En golden Kron, — dat harrn se mit'n Kieker
Noch dütlich sehn, eh' he de Ankers smeten
Un sick na't Osten dreiht, — nu seegn se blots
Den breeden Speegel un dar baben öwer
De grote, rode Flagg, — se hung in Dutten
Un weih ni mehr, — dat weer de Dannebrog. —

Un wieder rin en prächtige Fregatt,
De Gefion, mit achtunveerdig Luken
Un ebn so vel Kanon', — un en Korvett,
De Galathea heet, mit veerdig Luken
Un denn de beiden Dampers, — un noch dree,
De lüttjer weern, — wat geev dat dar to kieken!

Tonößen weer't verbi, dar keem de Nacht
Un dreew de Menschen wedder in de Stadt. —

. . . .

Der Gründonnerstag bricht an!

O, Morgenstunn! na so en Nacht,
Wer kunn se wul verslapen?!
Dar kummt de Sünn in all ehr Pracht
Un slut den Himmel apen . . . . .

Eerst Swart, un nößen Roth un Gold,
Eerst Nacht, un nöß de Morgen!
Kumm rut, wenn du verzagen wullt,
Un lat din Herrgott sorgen!

Dat Water dampt, — de Daak vertüggt,
De Lurk fangt an to stiegen,
Un wo en Sünnstrahl röwerflüggt,
Drüppt Parlen vun de Twiegen.
Een kunn wul ock vör Freud un Dank
De Ogen öwerlopen, —
Un Mord un Dodslag meern darmank?
Wa riemt sick dat tohopen?!

Ja, Mord und Todtschlag! In vollen Segeln und mit frischem Winde dampft das große Orlogschiff auf die Nordschanze zu. Hier commandirt der Hauptmann Jungmann.

Dat weer en Kerl, de harr sick wat versöcht,
Toeerst studeert un nößen Offeceer,
Un denn bi'n türkschen Sultan gar in'n Deenst,
Un doch man noch ni mehr als fiefundörrdig.
He hör na Preußen hin un harr de Türken
Dat Scheeten lehrt un keem vun't swarte Meer
In Sleswig an, dat weer en fixe Reis',
De harr he wul ni makt, harr ni dat Heimweh,
Dat dütsche Hart na Dütschland wedder dreben,
Un nich en dütsche Zeitung em dat Leed
Von „Sleswig-Holsteen, meerumschlungen“ bröcht
Un em vertellt', dat hier noch wat to maken.
Un als he langs de Strat in Sleswig gung,
Noch halv en Türk, in türksche Uniform,
Dar reep de een den annern to un sä:
Wat strömt nich allns bi so en Tid in't Land
Vun allerlei Natschon un Vagabonden!
De keem vun'n Sultan her, — dat feil ock noch!
Nu paß man op de Fru! — un wat för Ogen
De Dän wul maken ward to so en Heid'!

Den annern Dag, dar weer de Türk verswunn,
Dar reis' en smucken Offeceer na Rendsborg
Un mell sick bi de föffde Batterie
Als Kommandör, — potz Hagel un Granaten!

Un dat weer he! — un harr von Delius
Den „Hauptmann“ in de Tasch, — un harr em beden:
„So neeg als möglich an den Fiend.“ — Un eh'
En Week vergahn, marscheer he all ut't Dohr
Un mit en Batterie na Eckernför'.

Man seggt wul: wat dar för enanner paßt,
Dat finnt sick faken wunnerbar tohopen,
Un hier dröppt't richtig in; — schimp datomal
Bi uns to Lann ock mennigeen op Preußen
Un harr dar mit de Preußen nix in'n Sinn,
Son'n Hauptmann, als de dare, weer wat anners,
Un wat en staatschen Offeceer! — de Moth,
De blitz em ut de Ogen als en Strahl!
Un weer he ock Suldat, he weer ock Mensch
Un kenn den Grep un wußs de rechte Sted
Bi jedermann; — dat wahr keen veertein Dag,
Dar weer di in de heele Batterie
Keen een mehr vun de Lüd, de för sin Hauptmann
Nich allns, un weer't dat Leben, laten harr.

Un ünnerwegns na Eckernför' dar weer
De beste Ogenblick, em dat to seggn,
All mit eenmal, — un in en sinnig Leed,
Un in't Marscheeren fungn se an to singen:

Der Hauptmann, er lebe!
Er geht uns kühn voran!
Wir folgen ihm muthig
Auf blut'ger Siegesbahn! —

Und der Hauptmann geht ihnen kühn voran; da steht er nun auf der Brüstung der Nordschanze und schwenkt gegen „Christian den Achten" den Säbel und ruft: Hurrah!

He röppt, se schüllt man kamen, he ladt se in to Gast, —
Dar dreiht se bi, dar stoppt se, — dat hett se eben paßt.
En Für, en Qualm, en Dunner, als wenn de Welt vergeiht,
Un nix als Stoff un Palten, wo unse Hauptmann steiht!
Dat weer en vulle Breedsit, — se harrn dat gut in'n Sinn
Un bi em rum dar susen de groten Kugeln rin.
He steiht noch un he röppt noch: Hurrah! de gung'n verbi!
Dar schot de Dän en Pudel! — Hurrah! un nu kamt wi!

Und nun kommen sie!

Da fahr en Blitz
De Norderschanz herut, — un still weer allens,
Un denn en dicken Qualm, un denn en Dunner,
Un op de Waggen danz en Kugel langs,
Lik hin na't Schipp, un schwapps! — Dar slog se in!

. . . .

Eerst Swart, un nößen Roth un Gold,
Eerst Nacht, un nöß de Morgen!
Kumm rut, wenn du verzagen wullt,
Un lat din Herrgott sorgen!

Dat Water dampt, — de Daak vertüggt,
De Lurk fangt an to stiegen,
Un wo en Sünnstrahl röwerflüggt,
Drüppt Parlen vun de Twiegen.
Een kunn wul ock vör Freud un Dank
De Ogen öwerlopen, —
Un Mord un Dodslag meern darmank?
Wa riemt sick dat tohopen?!

Ja, Mord und Todtschlag! In vollen Segeln und mit frischem Winde dampft das große Orlogschiff auf die Nordschanze zu. Hier commandirt der Hauptmann Jungmann.

Dat weer en Kerl, de harr sick wat versöcht,
Toeerst studeert un nößen Offeceer,
Un denn bi'n türkschen Sultan gar in'n Deenst,
Un doch man noch ni mehr als fiefundörrdig.
He hör na Preußen hin un harr de Türken
Dat Scheeten lehrt un keem vun't swarte Meer
In Sleswig an, dat weer en fixe Reis',
De harr he wul ni makt, harr ni dat Heimweh,
Dat dütsche Hart na Dütschland wedder dreben,
Un nich en dütsche Zeitung em dat Leed
Von „Sleswig-Holsteen, meerumschlungen" bröcht
Un em vertellt', dat hier noch wat to maken.
Un als he langs de Strat in Sleswig gung,
Noch halv en Türk, in türksche Uniform,
Dar reep de een den annern to un sä:
Wat strömt nich allns bi so en Tid in't Land
Vun allerlei Natschon un Vagabonden!
De keem vun'n Sultan her, — dat feil ock noch!
Nu paß man op de Fru! — un wat för Ogen
De Dän wul maken ward to so en Heid'!

Den annern Dag, dar weer de Türk verswunn,
Dar reis' en smucken Offeceer na Rendsborg
Un mell sick bi de föffde Batterie
Als Kommandör, — potz Hagel un Granaten!

Un dat weer he! — un harr von Delius
Den „Hauptmann" in de Tasch, — un harr em beden;
„So neeg als möglich an den Fiend." — Un eh'
En Wek vergahn, marscheer he all ut't Dohr
Un mit en Batterie na Eckernför'.

Man seggt wul: wat dar för enanner paßt,
Dat finnt sick faken wunnerbar tohopen,
Un hier dröppt't richtig in; — schimp datomal
Bi uns to Lann ock mennigeen op Preußen
Un harr dar mit de Preußen nix in'n Sinn,
Son'n Hauptmann, als de dare, weer wat anners,
Un wat en staatschen Offeceer! — de Moth,
De blitz em ut de Ogen als en Strahl!
Un weer he ock Suldat, he weer ock Mensch
Un kenn den Grep un wuss de rechte Sted
Bi jedermann; — dat wahr keen veertein Dag,
Dar weer di in de heele Batterie
Keen een mehr vun de Lüd, de för sin Hauptmann
Nich allns, un weer't dat Leben, laten harr.

Un ünnerwegns na Eckernför' dar weer
De beste Ogenblick, em dat to seggn,
All mit eenmal, — un in en sinnig Leed,
Un in't Marscheeren fungn se an to singen:

Der Hauptmann, er lebe!
Er geht uns kühn voran!
Wir folgen ihm muthig
Auf blut'ger Siegesbahn! —

Und der Hauptmann geht ihnen kühn voran; da steht er nun auf der Brüstung der Nordschanze und schwenkt gegen „Christian den Achten" den Säbel und ruft: Hurrah!

He röppt, se schüllt man kamen, he ladt se in to Gast, —
Dar dreiht se bi, dar stoppt se, — dat hett se eben paßt.

En Für, en Qualm, en Dunner, als wenn de Welt vergeiht,
Un nix als Stoff un Palten, wo unse Hauptmann steiht!

Dat weer en vulle Breedsit, — se harrn dat gut in'n Sinn
Un bi em rum dar susen de groten Kugeln rin.

He steiht noch un he röppt noch: Hurrah! de gung'n verbi!
Dar schot de Dän en Pudel! — Hurrah! un nu kamt wi!

Und nun kommen sie!

Da fahr en Blitz
De Norderschanz herut, — un still weer allens,
Un denn en dicken Qualm, un denn en Dunner,
Un op de Waggen danz en Kugel langs,
Lik hin na't Schipp, un schwapps! — Dar slog se in!

. . . .

Nu weern se in de Fahrt! — Dat wahr ni lang
Dar blitzt dat wedder ut de Schanz herut,
Un wedder sä dat klapps! un een um anner
Gung't nu als na de Klock! — vun't Water her
En vulle Breetsit jümmers, denn de een
Un denn de anner von de groten Schep,
Un jedes mal de Schanz als in en Wulk
Von Stoff un Qualm, — un wedder denn en Blitz
Dartwischen 'rut — en enkeln Schuß, — en Knall, —
Un denn en Klapps, — un denn en lud Hurrah! . . . . .

Und die Kugeln aus der Norderschanze, die der Jude Elias, einer der wackersten unter der Besatzung als „Insurgentenklütjen" bezeichnet, sind für die Dänen ein „hart Gericht" un wul de Dampers,

Den Hekla un den Geiser, ni na Smack.
Se fungn alleben rüggwarts an to driben
Un gungn na't Osten röwer, jümmers wider
Un wider vun de Schanz, toletzt so wit
Als nich en Kugel schot, dar heen se still
Un le'n in Nummer Seker sick vör Anker . . . . .

Dar keem wahrhaftig ock all de Korvett
In Positur un dreih allebn den Snawel
Un hiß dat Linn — de smucke Galathea,
Hurrah! Hurrah! dat neehm ja gar keen Enn,
Als de nu ock alleben aflaveer,
Se kreeg ock noch en paar mit op de Reis', —
Un denn in eener Fahrt, als weer de Deuwel
Dar achterin, de Dampers noch verbi,
Mit vulle Segel in de apen See. — —

De annern awers bleebn dar ruhig liggn
Un schoten fort, een Breetsit na de anner,
Dat grote Orlogschipp un de Fregatt;
Un jümmers duller pruſt dat ut se rut,
Un jümmers duller suſ' dat um de Schanz,
Se schull un muſs to nicht! — nöß keem de anner
Denn ock daran, — de hiere weer de slimmste,
Un harrn se de man eerst in'n Dutten schaten,
Denn weert'n Spaß, denn harrn se wunnen Spill! . . . .

Dar steiht de Hauptmann, jümmers merrn darmank,
Den Kieker in de Hand un allerwegens
De Ogen rum, un hier en Wort un dar;
Un wenn en Breetsit kummt, — he duckt sick ni,
He röppt man blots, de annern schüllt sick duken. . . .

Un bi em hier un dar un allerwegen
Sin Ünnerkummandör, Feldwebel Clairmont,
En tagen Dütschen mit Franzosenblot.
Wat nich en Snider warrn kann, wenn he blots
Couraschc hett! — de hiere weer so een!
Von Profeschon en Snider mal vör Jahrn;
Doch weern de Nadel un dat Bögelisen
Ni sin Koulör, he smeet se wedder hin
Un wurr Soldat un neehm dafor dat Keesmess;
Gott weet, wa lang all Kapperal in Rendsborg
Un nu mit in de Schanz, — — de kummandeer
Vundag dat Scheeten; Junge, wa dat gung!
Denn op den een, denn wedder op den annern,
Un jedesmal en Kernschuß mit en Klapps!
De ole Graubart weer ock rein des Deuwels!
Un als de Hauptmann weer, un als de Ol,
So weern se all, — dat weer en Spaß to sehn,
Se sprungn dar rum, als speln se man so Ball,
So springt un spelt de Kinner op'n Knüll,
Un dochen weer't en Spill um Dod un Leben!

Und nun der erste Todte.

Un schall en Unglück we'n,
Wer kann de Kugeln möten?
Dar liggt all een to stehn',
Verstümmelt ehr to Föten.

Dar kummt ock all de Dod;
Gott Loff man, dat he kamen,
He hett ut alle Noth
Em lisen mit sick nahmen! . . . . .

Bestürzt und still schauen die Kameraden bei dem Anblick dieses ersten Todten einen Augenblick darein, aber dann —

Vun frischen all de Kugeln wedder susen,
Dar keemn se in de Wuth, — dat weer en Nu,
So weer'n se op'n Platz un an't Geschütz
Un Slagg op Slagg kreegn dar de Schep den Deuwel!

Den Deuwel awers kreeg dar ock de Schanz!
De Pallisad in Stücken an de Eer,
Als harr en Leh se meiht, un de Bekleedung
Vull Löcker wöhlt, als harrn de Swien darop
To grasen gahn, un langs de Sit na vörn
En tweeten Wall von luter Büllt un Stücken.

Wa lang se dat wul makt? — dar keem en Kugel,
De kunn ni slimmer drapen, als se drop,
Lik in dat Scheetlock rin, un als en Tweeback
In Grus un Mus en smucken Achteinpünner!

Der alte Clairmont revanchirt sich,

He stell sick an den annern Achteinpünner,
Un bumms! dar schot he los, ehr lik in'n Bossen;
Un wo dar ut en Stückport de Kanon
Den dicken Hals steek, schwapps de Kugel rin. —

Uns' Herrgott harr de Hand ock mit in't Spill,
Se harrn dar in de Hitz op beide Sieden
Man blots noch nix vun markt, nu wurrn se't wis'.
Dar keem en frische Köhlte ut de See
Un weih na'n Hawen rin, un als de Sünn
An'n Himmel höger keem, so steeg de Wind;
De Waggen fungn als güstern an to schümen,
Un palschen gegn de Schep, — de Ankers kunn
Se nich mehr holn, — se slepen langs'n Grund,
Un Gefion un Krischan keemn in't Driben.

Zwei volle Stunden schon hat die Schlacht gewährt, und immer stärker wird geschossen,

Un jümmers duller sus' dar bi se 'rum
Een Hagelschur vun Kugeln na dat anner,
Denn öwerhin, denn an de Sit bilangs,
Denn in de Brüstung rin — un denn en Stuwen
Vun Sand un Eer, vun Splittern un vun Steen,
Als flog de heele Schanz in dusend Stücken.

Nu weern se in de Knip, dar gung ehr eben
De tweete Achteinpünner öwer Stür;
Un faken kummt en Unglück nich alleen,
Dar keem en Bomm un drop de Pulverkamer.

De Pulverkamer! — Holland is in Noth!
De Dän de har se funn, — dar keem all wedder
En tweete an un reet dar vun de Döhr
Den Stenner weg un wöhl sick in de Eer
Bit op de Balken dal, — noch een so'n Schuß —
Un in de Luft weern alltohopen flagen.

Dar is wat twei, — dat höllt ni mehr
Wi möt na'n Snider schicken.
Ja, gung dat man mit Tweern un Scheer,
Ick wüss ock wul, wakeen dar weer,
Dat Lock uns totoflicken.

Dar kummt he all, — de is min Mann!
Nu lat em man beteben!
Un Holt un Reitschap slept se ran;
Dar sett he all de Ledder an
Un wagt för uns sin Leben.

Wa flüggt de Ext! wa geiht de Sag'!
Wa rappst de grote Hamer!
De Dän, — dat em de Deuwel plag!
Dar schickt he en Kardetschenlag
Uns op de Pulverkamer.

Dat weiht un fleiht un sust un brust,
Als Hagel in'n Gewitter!
Als wenn um em de Satan prust!
De Hamer flüggt em ut de Fust!
De Ledder geiht in Splitter!

Nu süh, wa he dar baben steiht!
Se hebbt em doch ni drapen.
Un wa he mit dat Holt umgeiht!
Un wa he op de Nageln neiht!
Dat Lock, dat is noch apen.

Un wedder schütt dat Satanspack,
Sin Leben steiht in'n Sticken.
He wiekt dar ock keen Haar vun'n Plack,
He steiht noch jümmers baben op't Dack
To timmern un to flicken.

Hurrah! nu is de Blendung klar,
Nu scheet man lustig wider!
Mit't Pulverhus hett't keen Gefahr!
Als Derffling weer, — en Held förwahr,
Weer Clairmont ock — de Snider!

Un als he von de Pulverkamer steeg,
Dar kreeg he'n Hoch, — dar hul en Bomm dartwischen
Un op de Blendung dal, — un sitwarts weg
Krepeer se in de Luft. — Dar keem de Hauptmann
Un drück em warm de Hand un löw em lud
Un sä to em, se danken em dat Leben
Un mak em op de Sted to'n Offeceer.

Dat weer den Oln to vel, dar wurr he week,
Dar keem de blanken Thran em in de Ogen,
He lehn dat fründlich af un heel de Ehr
To hoch för sick un sick to old dafør
Un gar to stief all för de Epoletten,
He wull am leevsten bliben, wat he weer.

. . . .

Und wiederum kommt eine Breitseite nach der andern von den dänischen Schiffen,

Un hier un dar un allerwegen flogen
De Stücken rum, un jümmers wurr dat duller
Un slimmer för de Schanz; dar keem toletzt
Dat Slimmste noch, de Veeruntwintigpünner
Gung ock noch öwer Stür, nu harrn se man
De een mehr na un schoten noch en Stot,
Dar keem se ock daran, — en Unglückskugel
Flog dör dat Scheetlock, flog in de Lafett
Un reet de letzte rüglangs achteröwer . . . . .

Still weer de Schanz un still an't Öwer rum
De Menschen alltohop, se heeln den Athen
Vör Angst un Sorg un keeken na de Schanz,
Dar röhr sick nix, — keen Menschenseel to sehn,
Verlaten stünn dar baben blots de Flagg,
En Paltenstück, — un weih in'n Kugelregen.
. . . .

Inzwischen sind die dänischen Schiffe immer näher der Südschanze zugetrieben und sind in deren Schußweite gekommen.

Hurrah! dar schot de Süderschanz! — Hurrah!
Dat weer en Achteinpünner, de dar knall,
Den kennt wi an de Stimm! in so en Ton
Ward op de Schep ni snackt! — kiek ut! kiek ut! . . . .

Un wedder schick de Süderschanz, Hurrah!
Ton tweetenmal en Achteinpünner röwer,
De drop ock all dat grote Orlogschipp.
Un, als en Antwort ut de Norderschanz,
Slog mit en Dunnerknall de erste Bomm
To liker Tid em in de dicken Planken,
Hurrah! Hurrah! dar schreegn se eerst Hurrah!
Dat harrn se nich mehr dacht un harrn wul meent,
Op de dar günnert weer ni mehr to reken
Ut allens ut, — un nu mit eenmal wedder
Dat eerste Lebensteeken, — wat en Freud! . . . .

Nu heeln se op de Flagg un op de Schanz
To liker Tid, un mit Kardetschen dar
Un hier mit Bomm, Vollkugeln un Granaten
Un jedesmal en Breetsit, de dar krach.
Un wenn de Wind den Rok un Qualm verdreben,

De Flagg, de weih noch jümmers lustig los,
Un jümmers lustig dunnern ut de Schanz
De beiden groten Bommkanon' heröwer,
Un jümmers lustig knalln dar günd de annern
In'n Takt darmank, — Herr Gott in'n Himmelsstrom!
Dat Hörn un Sehn kunn rein darbi vergahn!
Als schoten se de heele Welt tohopen!

Dar full denn ock toletzt de Flagg hindal,
En Kugel drop de Stang un reet se af.
Hurräh! Hurräh! — wa brust dat von de Schep
Als de kapeister gung! dat weer en Leben!
In'n Stoff, — un vör den stolzen Danebrog,
Hurräh! Hurräh! — de swart-roth-golden Farben!

Nu hör de Rackers, wa se kreiht!
Sä dat de Jud ni, de dar steiht
Ja wul, Elias sä't, de Jud,
He weer all ut de Schanz herut,
He swenk de Fahn mit beide Handn
Un reep: Gu'n Morgen, Hannemann!

He weer to flink, — sin Hauptmann keem to lat,
Un harr den Weg sick sparn kunnt op de Brüstung,
Dat harr he wul, dar baben weer't keen Spaß,
He wuss Bescheed un kunn darvun vertelln.
Dar stunn he ock all achter em un lach
Un hög sick öwer den verfluchten Juden.

De Flagg, Elias, gew mi gau de Flagg!
Un spring hindal un lang mi gau den Spaden!
Un lang den Hamer un de Nageln her!
Se mutt dar wedder rop un weer't des Deuwels!

So merrn in't Für, -- de is ni bang,
Der Deuwel hal't dar baben!
Rund um de braken Flaggenstang,
Wa steiht he dar to graben!
Dat dicke Enn mutt wedder rut,
Tohopen möt de Stücken;
Paß op! paß op! he kann so gut
Als Vader Clairmont flicken!

De Breetsit kummt! — he duckt sick ni
Wat hölp em ock dat ducken?
Dar babn is allens glatt un frie
Un nargns en Lock to huken.

Und wiederum kommt eine Breitseite nach der andern von den dänischen Schiffen,

Un hier un dar un allerwegen flogen
De Stücken rum, un jümmers wurr dat duller
Un slimmer för de Schanz; dar keem toletzt
Dat Slimmste noch, de Veeruntwintigpünner
Gung ock noch öwer Stür, nu harrn se man
De een mehr na un schoten noch en Stot,
Dar keem se ock daran, — en Unglücksfugel
Flog dör dat Scheetlock, flog in de Lafett
Un reet de letzte rüglangs achteröwer . . . . .

Still weer de Schanz un still an't Öwer rum
De Menschen alltohop, se heeln den Athen
Vör Angst un Sorg un keeken na de Schanz,
Dar röhr sick nix, — keen Menschenseel to sehn,
Verlaten stünn dar baben blots de Flagg,
En Paltenstück, — un weih in'n Kugelregen.
. . . .

Inzwischen sind die dänischen Schiffe immer näher der Südschanze zugetrieben und sind in deren Schußweite gekommen.

Hurrah! dar schot de Süderschanz! — Hurrah!
Dat weer en Achteinpünner, de dar knall,
Den kennt wi an de Stimm! in so en Ton
Ward op de Schep ni snackt! — kiek ut! kiek ut! . . . .

Un wedder schick de Süderschanz, Hurrah!
Ton tweetenmal en Achteinpünner röwer,
De drop ock all dat grote Orlogschipp.
Un, als en Antwort ut de Norderschanz,
Slog mit en Dunnerknall de erste Bomm
To liker Tid em in de dicken Planken,
Hurrah! Hurrah! dar schreegn se eerst Hurrah!
Dat harrn se nich mehr dacht un harrn wul meent,
Op de dar günnert weer ni mehr to reken
Ut allens ut, — un nu mit eenmal wedder
Dat eerste Lebensteeken, — wat en Freud! . . . .

Nu heeln se op de Flagg un op de Schanz
To liker Tid, un mit Kardetschen dar
Un hier mit Bomm, Vollkugeln un Granaten
Un jedesmal en Breetsit, de dar krach.
Un wenn de Wind den Rok un Qualm verdreben,

De Flagg, de weih noch jümmers lustig los,
Un jümmers lustig dunnern ut de Schanz
De beiden groten Bommkanon' heröwer,
Un jümmers lustig knalln dar günd de annern
In'n Takt darmank, — Herr Gott in'n Himmelsstrom!
Dat Hörn un Sehn kunn rein darbi vergahn!
Als schoten se de heele Welt tohopen!

Dar full denn ock toletzt de Flagg hindal,
En Kugel drop de Stang un reet se af.
Hurräh! Hurräh! — wa brust dat von de Schep
Als de kapeister gung! dat weer en Leben!
In'n Stoff, — un vör den stolzen Danebrog,
Hurräh! Hurräh! — de swart-roth-golden Farben!

Nu hör de Rackers, wa se kreiht!
Sä dat de Jud ni, de dar steiht
Ja wul, Elias sä't, de Jud,
He weer all ut de Schanz herut,
He swenk de Fahn mit beide Handn
Un reep: Gu'n Morgen, Hannemann!

He weer to flink, — sin Hauptmann keem to lat,
Un harr den Weg sick sparn kunnt op de Brüstung,
Dat harr he wul, dar baben weer't keen Spaß,
He wuss Bescheed un kunn darvun vertelln.
Dar stunn he ock all achter em un lach
Un hög sick öwer den verfluchten Juden.

De Flagg, Elias, gew mi gau de Flagg!
Un spring hindal un lang mi gau den Spaden!
Un lang den Hamer un de Nageln her!
Se mutt dar wedder rop un weer't des Deuwels!

So merrn in't Für, — de is ni bang,
Der Deuwel hal't dar baben!
Rund um de braken Flaggenstang,
Wa steiht he dar to graben!
Dat dicke Enn mutt wedder rut,
Tohopen möt de Stücken;
Paß op! paß op! he kann so gut
Als Vader Clairmont flicken!

De Breetsit kummt! — he duckt sick ni
Wat hölp em ock dat ducken?
Dar babn is allens glatt un frie
Un nargns en Lock to huken.

De Breetsit kummt! — ja, lat se man!
Se hebbt dat teinmal ropen,
He geiht dar doch nich af un van,
Eh' he de Stang tohopen.

Un als he bi to nageln weer,
Wul teinmal hebbt se schaten!
Un teinmal öwer't Water her
Kardetschen un Granaten!
Un teinmal susen bi em rum
De Kugeln als de Hageln!
He kiekt nich op, he kiekt nich um,
He mutt de Stang eerst nageln!

Hurrah! un nagelt is de Stang,
So vel de Dän ock schaten!
De Flagg mutt wedder baben hang!
He kriggt de Flagg to faten,
He nimmt de Lien un binnt se an,
He sleit den letzten Knütten, —
De Breetsit kummt! ja lat se man,
Wat weern dat ock för Schütten!

Paß op! paß op! he's noch ni klar,
Nu fangt he an to planten,
Hurrah! hurrah! wa geiht dat dar
Vun alle Enn un Kanten!
Hoch op de Stang! -- hoch op de Fahn! —
Dar flattert se an'n Heben!
Hurrah! dat hett uns' Hauptmann dah'n,
Uns' Hauptmann de schall leben!

Un als se wedder weih, de Ehrensalv
Geebn ehr de Schep un ock de beiden Schanzen
To liker Tid, dat rein de Himmel bev'.
Un ock de Hauptmann kreeg dar en Hurrah,
Dat gar keen Enn harr, ut de dichten Hupen
Vun günd heröwer. — Jümmers keemn dar mehr,
Un jümmers wurr dat vuller, — wat'n Minschen!
Halv Sleswig weer all dar un seeg mit to,
Halv Kiel un Rendsborg ock, un gar vun Flensborg
Weern welke ünnerwegs, un als de Imm
So swarm dat langs'n Strand un op de Höchden.

. . . .

Den Schleswig-Holsteinern hat sich eine gewaltige Macht verbündet, die sich die Dänen nicht haben vermuthen lassen: Wind und Wogen. „Christian der Achte" und „Gefion" kommen immer mehr ins Treiben und laufen Gefahr, auf den Strand zu gerathen. Die beiden Dampfer versuchen sie ins Schlepptau zu nehmen, werden aber von den beiden Schanzen aus durch Kanonenkugeln vertrieben; auch das Ausboten der Mannschaft gelingt nicht.

Dar susen wedder dör de Takelasche
Als Arfen de Kardetschen ut de Schanz;
In Stücken gungn de Tau'n, un ut de Masten
Fulln wedder mal de Lüd; un als dar babn
Dat Deck weer fegt, dar flogen in de Böd
De Achteinpünner mank de Menschenhupen,
Dat allns ut Rand un Bann keem, un tonöst
So gau as jichens möglich, een na'n annern
De groten Slupen ünner Backbordsit
Vun't Orlogschipp sick vör de Schanz versteeken.

All' Mann an Bord! — Dat gung die als de Deuwel!
Un wedder in de Höchden mit de Böd!
All' Mann hindal un wedder an't Geschütz!
Noch eenmal wull he nu sin Glück probeern
Un wedder op de Schanz, un stunn dar ock
Uns' Herrgott sülben vör mit all sin Engeln,
Se muß to Nicht, sunst weern de Schep verlarn! . .

Dar schoten se de Flagg hindal, —
Wer weer dat, de se wedder hal?

Es ist Theodor Preußer, der Commandeur der Südschanze, der Held, den wir aus dem nach ihm benannten Drama Johann Meyer's noch besonders kennen lernen werden. Auch derselbe Liebesroman, der jenem Drama einen erhöhten Reiz giebt, spielt in unser Epos hinein, nur daß er hier hinter den Schilderungen der Kampfesscenen zurücktritt. Also, Theodor Preußer holt die Flagge wieder,

He mak dat, als de Jud dat dahn,
He reep Hurrah un swenk de Fahn,

He mak dat ock den Hauptmann na
Un plannt se weder op, — Hurrah!

He's kugelfast, — em drapt se ni!
Un alle Kugeln gungn verbi.

Nun kennst du em, den mit de blauen Ogen
Un mit dat helle Haar un weetst Bescheed.
De gifft sick ni, so lang en Drüppen Blot
Em in de Adern fleit; — de rode Nelk,
De sitt em als en Orden op de Bofs,
Ob de em wahrt? — roth is ja doch dat Blot! —
Dat is dat wul; — doch roth is ock de Leevde!
Un günd in't lüttje Hus vör't Fenster steiht
De Lorbeerbom, un grön sünd all sin Bläder;
Grön is de Höpen, — leevlich is de Kranz!

Un Middag is't — de Bedklock fleit,
Dar is keeneen, de beden deiht;
Harrn se't ock hörn kunnt vun de Stadt,
Se harrn dar doch keen Tid to hatt.

Dar is keeneen? — ja, dochen een,
In't lüttje Hus so ganz alleen,
Dat Hart vull Angst, bleek als'n Dod,
Un mit de Bibel op'n Schot.

Kummt so de Leevd'? ick meen, de keem mit Rosen
Un gung dar, als en Engel, dör' de Blom,
De paß nich in de Slacht bi Mord un Dod.
Un dochen, wenn se kummt, wer kann se möten?
Wer mött en Steern, de jüst vun'n Himmel fallt?
He fallt, un weer de Nacht ock noch so düster!

Doch is dar Een, de Trost för allens weet,
Un mehr, als all uns' Philosophen kunn,
Dat seggt de lütt'je Spruch: „Gott ist die Liebe!"
Un de dar sitt, de wufs wul wo he stunn,
Se leng un sehn sick na en tröstlich Wort,
Wo kunn se't beter finn, als in de Bibel?

Se harr man noch vun em dat Hart so vull.
Un Leevd' un Andacht leepen ehr tohopen,
Ahn, dat se't wull; — — is menschlich we'n denn Sünn?
Un wenn uns' Herrgott sülbn de Leevde is,
Denn lat se man, — he kennt sin Menschenkinner!

Du bist mein Hirt
Und weidest mich
Auf grünen Auen;
Kann, was da wird,
Mein Auge auch nicht schauen,
Ich hoff' auf Dich!

Und ob ich hier
Im finstern Thal
Auch sollte wandern,
Du bist bei mir!
O, sei auch bei den andern,
Und ihm zumal!

Und ihm zumal
Laß Deine Hand
Den Tisch bereiten,
Der Feinde Zahl
Zum Trutz, — o, hilf ihm streiten
Für's Vaterland!

Du bist mein Stab,
Mein Trost im Leid,
O, schirm sein Leben!
Ich laß nicht ab,
Du wollest denn mir geben
Barmherzigkeit!

Un als se Amen seggt, dar weer dat still,
Keen Breetsit dunner mehr, un eh' se noch
De Bibel hinleggt un an't Fenster gahn,
Dar brust dat, als en Sturmwind, langs 'n Strand
Hurrah! Hurrah! ut alle Menschenhupen!

En witte Flagg op Christian den Achten!
Dar weer se ock all op de Schanz to sehn!
En witte Flagg! — Hurrah! — wat dat bedüd,
Dat wuss en Jeder, de dar stunn to kieken.

Ein Boot wird von dem Orlogschiff heruntergelassen, bald hält es an der Brücke und ein Officier kommt ans Land mit einem Briefe an die oberste Militär- und Civilbehörde Eckernförde's. Der Hauptmann Jungmann und der Bürgermeister nehmen das Schreiben in Empfang.

Un als se nu dat grote Segel braken,
Dar stunn dat kort un bünnig, wat se wulln:
En frie Fahrt för beide Schep na buten,
Un anners schoten se de Stadt in'n Brand.

De Stadt in'n Brand? — is't nich en apen Stadt?
Mordbrenners wulln se warrn? — dat feil ock noch,
Un mak dat Blot to kaken in de Adern.
De Hauptmann meen: Op so en Schandbreef weer

Nun kennst du em, den mit de blauen Ogen
Un mit dat helle Haar un weetst Bescheed.
De gifft sick ni, so lang en Drüppen Blot
Em in de Adern fleit; — de rode Nelk,
De sitt em als en Orden op de Bofs,
Ob de em wahrt? — roth is ja doch dat Blot! —
Dat is dat wul; — doch roth is ock de Leevde!
Un günd in't lüttje Hus vör't Fenster steiht
De Lorbeerbom, un grön sünd all sin Bläder;
Grön is de Höpen, — leevlich is de Kranz!

Un Middag is't — de Bedklock fleit,
Dar is keeneen, de beden deiht;
Harrn se't ock hörn kunnt vun de Stadt,
Se harrn dar doch keen Tid to hatt.

Dar is keeneen? — ja, dochen een,
In't lüttje Hus so ganz alleen,
Dat Hart vull Angst, bleek als'n Dod,
Un mit de Bibel op'n Schot.

Kummt so de Leevd'? ick meen, de keem mit Rosen
Un gung dar, als en Engel, dör' de Blom,
De paß nich in de Slacht bi Mord un Dod.
Un dochen, wenn se kummt, wer kann se möten?
Wer mött en Steern, de jüst vun'n Himmel fallt?
He fallt, un weer de Nacht ock noch so düster!

Doch is dar Een, de Trost för allens weet,
Un mehr, als all uns' Philosophen kunn,
Dat seggt de lütt'je Spruch: „Gott ist die Liebe!"
Un de dar sitt, de wuss wul wo he stunn,
Se leng un sehn sick na en tröstlich Wort,
Wo kunn se't beter finn, als in de Bibel?

Se harr man noch vun em dat Hart so vull.
Un Leevd' un Andacht leepen ehr tohopen,
Ahn, dat se't wull; — — is menschlich we'n denn Sünn?
Un wenn uns' Herrgott sülbn de Leevde is,
Denn lat se man, — he kennt sin Menschenkinner!

Du bist mein Hirt
Und weidest mich
Auf grünen Auen;
Kann, was da wird,
Mein Auge auch nicht schauen,
Ich hoff' auf Dich!

Und ob ich hier
Im finstern Thal
Auch sollte wandern,
Du bist bei mir!
O, sei auch bei den andern,
Und ihm zumal!

Und ihm zumal
Laß Deine Hand
Den Tisch bereiten,
Der Feinde Zahl
Zum Trutz, — o, hilf ihm streiten
Für's Vaterland!

Du bist mein Stab,
Mein Trost im Leid,
O, schirm sein Leben!
Ich laß nicht ab,
Du wollest denn mir geben
Barmherzigkeit!

Un als se Amen seggt, dar weer dat still,
Keen Breetsit dunner mehr, un eh' se noch
De Bibel hinleggt un an't Fenster gahn,
Dar brust dat, als en Sturmwind, langs 'n Strand
Hurrah! Hurrah! ut alle Menschenhupen!

En witte Flagg op *Christian den Achten!*
Dar weer se ock all op de Schanz to sehn!
En witte Flagg! — Hurrah! — wat dat bedüd,
Dat wuss en Jeder, de dar stunn to kieken.

Ein Boot wird von dem Orlogschiff heruntergelassen, bald hält es an der Brücke und ein Officier kommt ans Land mit einem Briefe an die oberste Militär- und Civilbehörde Eckernförde's. Der Hauptmann Jungmann und der Bürgermeister nehmen das Schreiben in Empfang.

Un als se nu dat grote Segel braken,
Dar stunn dat kort un bünnig, wat se wulln:
En frie Fahrt för beide Schep na buten,
Un anners schoten se de Stadt in'n Brand.

De Stadt in'n Brand? — is't nich en apen Stadt?
Mordbrenners wulln se warrn? — dat feil ock noch,
Un mak dat Blot to kaken in de Adern.
De Hauptmann meen: Op so en Schandbreef weer

De gröttste Bomm de allerbeste Antwort.
Dat weer se wul, — doch hier harrn ock de annern
En Wort to seggn, — de Stadt weer in Gefahr,
Un Hab un Gut un Börgerglück op't Spill,
Un för de Börgers weer de Börgermeister;
Dar muß denn eerst de Magistrat tohop,
Wull de tonöst man, als de Hauptmann wull,
Denn weern se um de Antwort ni verlegen.

Un als de Rath to Rathhus gahn,
Dar wurr dat vull vör't Rathhus stahn;
Dar wog dat hin, dar wog dat her,
Dat weern de Börgers vun Eckernför'.

Un hier reep een un dar reep een:
Wi wüllt den Börgermeister seh'n!
Un als de Börgermeister da,
Da reepen se alltohop: Hurrah!

Un hier wurr't lud un dar wurr't lud:
Wi gevt de Schep ni wedder rut,
Un würrn se uns ock noch so dür,
Wi sünd ni bang för den Dän sin Für!

De Börgermeister gung herin;
Nu weer't ni swar, en Rath to finn; —
De Börgermeister keem herut:
So als de Börgers dat wüllt, is't gut!

Un scheet se denn de Stadt in'n Brand,
So brennt se doch för't Vaderland!
För't Vaderland un unse Ehr!
En Hoch op de Börgers vun Eckernför'!

Und der Bürgermeister begiebt sich eiligst nach der Nordschanze und theilt Jungmann mit, wozu sich der Magistrat im Einverständniß mit den Bürgern entschieden hat.

De Hauptmann sett sick dal un schreev de Antwort, . . .
He schreev: dar weer keen Grund, de Schep to scho'n,
Un schoten se de apen Stadt in'n Brand,
So harrn se ock vör alle Welt de Schann;
En frie Affahrt wulln se ehr ni geben.

Da bittet der Admiral Paludan, der Commandant auf „Christian dem Achten", um Waffenstillstand.

So lang, bit de Blesseerten weern verbunn. —
Dat weer en annern Snack un leet sick hörn,
Un als de Menschlichkeit den Utslag dahn,
Dar wurr denn ock up unbestimmte Tid
Vun beide Sid'n de Waffenstillstand slaten.

In der Zeit der Waffenruhe wird in den Schanzen wie auf den dänischen Kriegsschiffen fleißig gearbeitet, um die Verwüstungen, welche das Bombardement angerichtet, nothdürftig zu tilgen. Inzwischen ist auch auf Befehl des Herzogs Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha aus Gettorf eine kleine Batterie Nassauer Geschütze unter der Führung des Hauptmanns Müller angekommen. Und Se. Hoheit der Herzog

De weer di in de Fahrt! — bald bi den Hauptmann,
Bald in de Süderschanz, — un allerwegen.

Un Dörchlud jag in'n vullen Sprung
Dör Borby na de Norderschanz:
Herr Hauptmann, sünd se halv all fungn,
Ward't Tid, dat wi se fangt nu ganz!

De Hauptmann na de Fedder langt:
Herrn Admiral Paludan!
De Waffenruh is ut, — wi fangt
Na tein Minuten wedder an.

Un als denn nu de tein Minuten um,
Dar leet de Norderschanz de witte Flagg
Toeerst hindal un geev den eersten Schuß,
De weer dar för de Süderschanz dat Teeken;
Un in en Nu, dar weer ock all de Slacht
In'n vullen Gang, un allens een Gedunner! . . . .

Dar flogn ock all de Kugeln op de Schanzen,
Als keemn se hupenwis' bi jeden Schuß.
Süh dar! un wat man krupen kunn, op't Deck!
Un langs de Tau'n un in de Raa'n un Masten!
De Segel los, — de Ankers in de Höchd'
Un denn herum un vörwarts gegn den Wind.
Als se't all fröher dahn, noch eenmal wedder.
Du leeve Gott! un als de Süderschanz
Dar wedder mit ehr Kugeln twischen sus',
Un ock vun'n Strand de lüttje Batterie
Eer dör de Takelasche brenn, wa flogen

De Stücken wedder rum! wa flattern wedder
Un bummeln dar de Fetzen un de Tau'n!
Wa keemn de Stackelsmenschen ut de Höchde
Hals öwer Kopp un stoben ünner Deck!
Een leep darbi dat kohle Gresen öwer.
Dar weer't mit alle Herrlichkeit to Enn,
Un allens wedder twei! dar dreebn se wedder
Un harrn to'n letzten Mal dat Glück versöcht.
Dat Glück is blind, — un kummt dat ni vun sülbn,
Keen Menschenhand kann't ut'n Himmel griepen.

. . . .

Nu schot man noch dat Orlogschipp alleen,
De Gefion harr wedder Anker smeten
Un harr de witte Flagg vun frischen hißt.
Dar weer wul Noth an'n Mann; dat weer dar ock!
Vun frischen harrn de Kugeln ehr vun achtern
De Reegen lang fust un de Menschen meiht,
De paar, de öwerblebn, de kunn'n ni mehr.

Un jümmers neeger keem dat grote Schipp
De lüttje Süderschanz, un jümmers hitter
Un duller wurr de Slacht, — dat weer ock rein
Toletzt nix mehr als luter Dröh'n un Dunnern,
Un Schanz und Schipp in luter Rok un Für!
Dar flogn ock all de Bomben in de Stadt,
Herr Jesus, ne! un wedder welk! — un wedder!
So ward dat wirklich Eernst, womit se draut?!
De Stadt in'n Brand?! — na, denn in Gottes Namn
De roden Kugeln! — Füer gegen Für! — — —

Für gegen Für! — sühst du in'n Sand
Dar in de Schanz den Abn stahn?
Für gegen Für! — nu gifft dat Brand!
Nu kreiht dar noch de rode Hahn!
De Luchen fluscht, de Flamm de slat,
Un Qualm un Rok jagt mit'n Wind,
Un wo't am dullsten brennt, dar bradt
De Kugeln, bit se glönig sind.

Un wenn se witt sind, kummt de Tang,
De mutt en hitt Stück Arbeit dohn,
Se mutt se ut de Luchen langn
Un röwerbringn na de Kanon'.
Is allens klar? — ja allens klar!
Na, denn man los! — de Kugel rin!
Un Füer! kummandeert he dar,
Un bumms! — dar blitzt dat glönig hin! . . . .

So suſt dat hin, — ſo ſuſt dat her, —
So geiht dat all en langen Stot;
En vulle Breetſit jümmers ehr,
Un em veer Kugeln, glönig roth!
Un de dat ſüht, den greſt un grut,
Vun alle Menſchen keen Hurrah, —
Wer höllt dat nu am längſten ut
Un röppt toletzt Victoria!

Victoria! — dar reepen't all
De Menſchen, de an't Öwer weern!
Dar weer dat all mit Dunnerſchall
Vun'n Strand bit in de Stadt to hörn!
Victoria! — wer harr dat dacht!
Victoria! vel hunnertmal!
Hoch flattert noch de dütſche Flagg, —
De Danebrog — gung liſ' hindal.

Dar leeg dat grote Schipp, hart op'n Strand!
Keen Schuß mehr, awers likers noch en Larm
Vun all de Menſchen un en Lamenteern,
Als weern noch de Kanon' in'n vullen Gang!
Un jümmers gung dat wedder los vun friſchen
Un neehm keen Enn. — Dar ſmeten welk' de Höd'
Un Mützen in de Luft, als weern ſe Kinner
Un ſpeln dar Ball, — dar kreegn ſick welk' to faten
Un gungn dar Arm in Arm, als weern ſe Bröder,
Un harrn ſick doch ehr Leben noch nie ſehn,
Un welke ſungn dat Leed vun Sleswig-Holſteen,
Welk' ſchreeg'n Hurrah! un leeten Preußer leben
Un Hauptmann Jungmann, — welk' de Eckernförder,
Un welk' de beiden Schanzen un de Lüd, —
Un all to liker Tid in een Spektakel
Un rein ut Rand un Band vör luter Tier!
Un Dörchlud ſülbn de wuſs ſick ni to laten,
He kreeg den Hauptmann fat un fat em um
Vör alle Lüd un küß em als en Broder!
Dat is de Freud! — ſe makt dar allens lik
Un bringt den Himmel wedder op de Eer,
Denn is wul mal dat lüttje Hart to lütt
Un mutt na alle Siden öwerlopen!

Un wat en Glück dar um de ſülwe Tid,
En Glück dar in dat lüttje Hus an'n Strand!
Nu gung de Döhr, — un ſtörrt dar Een herin
Vun Pulwer ſwarrt, — dat Tügg an'n Liv terreten
Dar ſtunn he als en Pahl, un mak ſin Meldung:

Sin Ünneroffeceer leet fründlich gröten,
He weer gesund, de Schep de weern gefangn,
De rode Nelkenblom harr Wunner dahn,
Se schull man nu den Lorbeer ni vergeten! —
Un darmit mak he Kehrt un weer all buten,
Ehr se sick noch besunn, — un um de Eck.
He harr wul sach wat markt un wull ni störn,
De Leevd' is mit ehr selig Glück am leevsten
Ock ganz alleen, — denn sünd de Annern öwer.

Un süh, noch eenmal fohl se dar de Hann,
Un warme Thran de fulln darop hindal,
Un, als dar ut de Lilg de söte Duft
Na'n Himmel stiggt, so gung ehr ut de Seel
En fram Gebet in selige Gedanken.

Nu kumm man her, min Lorbeerbom,
Nu schüllt din smuckſten Bläd' em freun!
Un wat ick sunst noch heff an Blom,
Dat will ick vör de Husdöhr streun.

Wat schüllt se noch an't Fenster stahn,
An't Fenster, so alleen to blöhn?
Eerst wenn sin Fot daröwer gahn,
Denn dünkt se mi noch mal so schön.

Un wenn he kummt, denn will ick seggn:
Wa freu ick mi! wa freu ick mi!
Wa weer min Hart vull Sorg un Lengn
So lang na Di! so lang na Di!

Man sinnig! sinnig! — allto grote Freud
Weck faken all den Neid un reep dat Schicksal.
De Freud is als dat Glück — dat Glück is Glas, —
Un eh' wi't uns versehn, so brickt't in Stücken!

Ob de wul ock so dach, de sick vundag
Mit Ruhm un Ehr bedeckt un hier am meisten
Vun alltohopen dahn? — dat weer ja klar,
De Süderschanz de harr den Utslag geben,
Un Löwen weern se we'n un sunner Liken, —
Un de se kummandeert, de lüttje Kerl,
So blau vun Ogen un so hell vun Haar
Un fien un smächtig als en Fähnerich,
De weer en Wunner nu vör alle Lüd,
Un Preußer! gung dat lud vun Mund to Mund;
Wat Preußer dahn, weer mehr als menschenmöglich!

He harr keen Tid, an sowat noch to denken,
Em gung dar ganz wat anners dör'n Kopp.
He muß an't Schipp un muß den Admiral
Heröwerhaln, dat leet he sick ni nehmen!
He harr em dwungn, he wull em ock den Degen
Sülbn afverlangn un sülbn an Herzog Ernst
Den dänschen Admiral gefangen bringn,
Dat weer so gut, als bröch he em de Schep.

Dar gung mit eenmal dör de Menschenhupen
De Schreckensrop: Dat Orlogschipp dat brennt!
Un alle Ogen keeken na dat Schipp
Un seegen, wa dar sitwarts ut de Luken
En Qualm to Höchden steeg vun dicken Rok,
Un jümmers dichter wurr, un um de Planken
Un öwer Deck tog in de Takelasche,
Un als en Nebel öwer't Water gung,
Als sunst de Damp vun Pulver, wenn se schoten,
Doch weer dar nargns en rode Flamm to sehn. . . .

Trotzdem geht Theodor Preußer an Bord des Schiffes, und

Dar hölp keen Beedn, dar hölp keen fründlich Wort,
Keen Hinwis' op de Hupen vun Blesseerten,
De Admiral muß mit. — Dar steeg he denn
Mit natte Ogn de lange Trepp hindal,
Un vörwarts flog dat lüttje Boot dör't Water.

He kreeg sin Willn, he bröch den Kummandör
Gefangn torügg, — wa jubeln dar de Menschen
Un schreegn Hurrah! un sparrn em rein den Weg!
He kreeg sin Willn, — dar stunn he för den Herzog
Un bröch em all den dänschen Admiral
Un harr dafför de höchste Ehr bi Dörchlud
Un hör, wa braw he weer, wa Dörchlud sä,
Dat Vaderland dat würr em dafför danken,
So lang he lev; — denn drück he em de Hand
Un gratuleer em to de Epoletten,
Un watt en Glück! — — —

. . . .

Doch weer't em nu, als harr he Unrecht dahn,
Den Admiral vun't Schipp to haln, un jümmers
In all sin Glück un Freud weer em dat nu
Als seeg he em noch stahn un op de Menschen
Hinwisen, de dar bi se rum op't Deck
To jammern leegn, — als hör he em noch seggn:
Dat Schipp dat brennt! — un hör em fründlich bedn,
Em dochen bit toletzt an Bord to laten!

Nun galt es, all die Verwundeten und Gefangenen von den eroberten Schiffen an Land zu bringen; die erste Hülfe erhält die Gefion, die ja auch zuerst die weiße Flagge hißte. Theodor Preußer leitet nun an Paludan's Statt die Ausschiffung der Verwundeten und Gefangenen auf dem großen Linienschiffe „Christian VIII."

Dar stunn he nu op't Deck to kummandeern,
Un wa he't kunn! un in de desülwe Sprak
So lud un seker, als de Admiral
Dat wul ni beter makt! —

Dat weer en sure Arbeit, langs de Trepp
So small un steil un denn so deep hindal
Un in de Böd, de ünner leegn to danzen,
Un denn mit Menschen, hölplos als en Kind,
Un nix als Schrign un Jammern, nix als Klagen,
Wa lisen ock de Kameraden drogn,
Un denn so veel, waneer harr dat en Enn! . . . .

Dar steiht he noch un deiht sin Schuldigkeit
Ut Menschenleevd'; — mi düch, ick kunn em sehn
Un hör em kummandeern, — — de vulle Mand
Geiht eben öwer't Water lisen op, — —
He süht em noch, — — — — — — —

Dar kummt en Dunnerslag,
Als schull de ganze Eer vunanner barsten,
Un roth un fürig stiggt dat in de Höchd'
Ut't Water, als en fürspiegen Barg, —
Un als en Fürwark geiht dat dör de Luft
Mit Flamm un Blitzen, Krachen, Knalln un Dunnern,
Gott weet, wa wit! — — un denn en swarte Wulk
Vun Rok un Qualm. — — — — wo weer dat grote Schipp? —
Dar leeg en Wrack un dreeben dusend Stücken!

O, hartleev Vaderland,
Na di lengt sülbn de Doden!
Vull Eeken drifft de Strand,
Wer weer sick dat vermoden!

Dar baben hebbt se stahn
Un ruscht un grönt dar baben,
Un wo de Dän se sla'n
Dar liggt dat Schipp begraben!

Begraben! — — ja begraben, wat nich all!
Twee hunnert föffdig Menschen! — un de Freud
De harr en grulich Enn! — dat Water dreev
Vun Liken vull un Stücken, de en Menschen
Mal ähnlich sehn — un allens leep an'n Strand
Un rung de Hann un klag un dur un jammer! —
Umsünst, umsünst, — dat Unglück weer geschehn! —

Un wo is de, na den de een den annern
So ängstlich frag, un denn an't Water rum
Wul dusend natte Ogn in'n Mandschien söchen? —

Dar funn se em merrn mank en Hupen Lieken,
Verstümmelt, als se all, un still un bleek,
Un wo dat Hart so hoch un modig sla'n,
Dar hung de rode Nelk noch, als en Orden. —

Un als den annern Dag
Stillfridag weer,
Vull weer noch vun de Slacht
Ganz Eckernför'!
Un als de Klocken klungn
Hoch öwer'n Markt,
Wa vele Menschen gungn
Dar hin to Kark!

Wat uns' Herr Christus lehr
Bit an sin Dod,
De Leevd', — de Leevde weer
Se ni so grot,
Wo weer de Grund to finn,
Warum he't dahn,
Dat he för uns dahin
To starben gahn?

Dar liggt een still un stumm
Na Gottes Will,
Wie weet ock wul, warum
So stumm und still, —
He keem to hölpen an
Un leet dat Lebn,
Un gröttre Leevde kann
Nümmer een gebn!

. . . .

Un wedder gaht de Klocken, — Ostermorgen! —
Doch lüd't se ni to Kark, — dat's noch to fröh;
Un wedder schient de Sünn un grönt dat Land,
Un stiggt de Lurk, un fleut de eerste Drossel;
So frisch un schön is lang keen Morgen we'n!

De ganze Stadt de flaggt op halwe Stang, —
Dar kummt en Truertogg de Strat to Höchd',
De rop na'n Karkhoff geiht, — un wat en Menschen!
Un wat en Sark! un'n Pracht von smucke Kränz!
Dar ward en jungen Offeceer begraben.

Un in dat lüttje Hus, dar nerrn an'n Strand,
Dar steiht de Lorbeerbom, wo sünd sin Bläder? —
Dar sitt en junge Fru, ehr witt Gesicht
In beide Hann, un hört de Klocken gahn
Un meent, se müss vergahn vör luter Kummer.

Man still! man still! — dat's Ostern! — drög de Thran,
Grot is de Freud, — un fort is man de Slummer!

Un ock för em! — he liggt un slöppt in Freden,
De höchste Menschenplicht he hett se dahn!
Un, als en Held, so hett he stahn un streden,
Un, als en Held, so is he röwergahn!
Geev Ruhm un Ehr em ock ni mehr dat Leben,
He kreeg se doch in'n Dod mit vulle Hand!
Un schönern Dod kann't op de Welt ni geben,
Als för de Leevd' un för dat Vaderland!



Wenn nun auch der Held dieser herrlichen Dichtung durch die Katastrophe so jäh ums Leben kam, so schließt doch das Ganze keineswegs mit einer Dissonanz ab; es klingt vielmehr harmonisch aus in den lieblichen Tönen einer tröstlichen und erhebenden Versöhnung.

Zwar trieb ein übermäßiger Ehrgeiz Theodor Preußer dazu, den Admiral von dem brennenden Schiffe zu holen und als Gefangenen ans Land zu führen, obgleich er es mit eignen Augen sah, wie jener, angesichts der drohenden Gefahr, damit beschäftigt war, das Rettungswerk für all die armen Verwundeten und Gefangenen, die sich noch auf dem Schiffe befanden, zu leiten und zu beschleunigen, und obgleich er wohl wußte, daß niemand geeigneter hierzu war, als gerade der Führer des Schiffes. Der Vorwurf der Unbesonnenheit und Überhebung kann Theodor Preußer nicht erspart bleiben; aber seine That darf doch wohl um so mehr entschuldbar erscheinen, als sie von ihm, dem jugendlichen Helden und Sieger in einem Augenblicke unermeßlicher Begeisterung und triumphirender Freude begangen wurde. Und sühnte er nicht auch den Fehler mit dem Tode? Und war andererseits dieser Tod nicht zwiefach schön? Erlitt er ihn nicht im Dienste für das Vaterland

und dessen gerechte Sache und zugleich als einen Tod in vollster Bethätigung der Nächstenliebe? Auch war es ihm ja noch beschieden, ruhmbedeckt die Freude über seine unsterbliche That, wenn auch nur für kurze Zeit, voll zu empfinden. Freilich konnte ihm auch so nur erst nach dem Tode die höchste Ehre und der höchste Lohn für seinen Muth werden! Ganz Deutschland betrauerte den gefallenen Helden, und noch vor seiner Bestattung wurde er auf Befehl des Höchstcommandirenden vom Unterofficier zum Officier befördert, zugleich mit der Bestimmung, daß er als solcher in der Liste seines Truppentheils für alle Zeiten sollte fortgeführt werden. Und wohl noch niemals ist in den schleswig-holsteinischen Landen einer seiner Söhne unter den Zeichen einer größeren Trauer und Theilnahme zu Grabe getragen worden als Theodor Preußer, der Held und Sieger von Eckernförde!

Die in die Dichtung eingeflochtene liebliche Liebesepisode, dieses zarte und reizende Eintagsblümchen, aus der Liebe zum Vaterlande so hold erblüht und mit dem Tode des Helden dann wieder so jäh geknickt und vernichtet, ist zwar nicht historisch; aber die Geschichte mit dem Lorbeerbaume hat sich wirklich zugetragen, und es sind des Helden eigene Worte, die er in Johann Meyer's Dichtung im Davonstürmen seiner sich gerade mit dem Lorbeerbaume beschäftigenden Wirthin zurief — „Und wenn wir siegen, wird auch mir ein Kranz davon?!" —, wie es auch ihre eigenen Worte sind, mit denen sie begeistert ihm nachrief: „Dann bleibt kein grünes Blatt am Baum!"

Mit großer Geschicklichkeit hat es der Dichter verstanden, diese Thatsache mit für sein Epos zu verwenden und jene Liebesscenen, durch welche die Wirkung der Dichtung so wesentlich gesteigert wird, einzufügen. Ohne Gebrauch zu machen von einer solchen licentia poetica, würde es ihm wohl nicht möglich gewesen sein, aus dem Stoffe dieses Werkes später jenes ergreifende Drama — „Theodor Preußer" — zu schaffen, das schon allein genügen dürfte, Johann Meyer, ganz abgesehen von all seinen anderen dramatischen Arbeiten, auch als dramatischen Dichter einer besonderen Aufmerksamkeit zu würdigen.

Es ist in neuester Zeit von verschiedenen Seiten der Versuch gemacht worden, das Verdienst Theodor Preußer's zu schmälern und den Hauptmann Jungmann ausschließlich als den Sieger von

Eckernförde darzustellen. Eitles Bemühen! Thatsache ist es allerdings, daß Jungmann in jenen Tagen als Hauptmann und überhaupt als einziger Officier jener für die beiden Schanzen von Rendsburg abcommandirten Leute auch deren Höchstcommandirender war. Im übrigen aber hat er sich während der Zeit des Kampfes doch nur in der Nordschanze befunden, und zwar aus dem guten Grunde, weil hier der erste heftige Anprall der dänischen Schiffe erfolgen mußte. Das Commando in der Südschanze dagegen übertrug er in Ermangelung eines Officiers dem Unterofficier Preußer, und zwar in der unumschränktesten Weise. Und zwei gewaltige Kämpfe wurden an diesem Tage zum Austrag gebracht: der eine zwischen den feindlichen Schiffen und der Nordschanze und der andere zwischen jenen und der Südschanze.

Erst als die Nordschanze, die von dem Hauptmann Jungmann so heldenmüthig vertheidigt wurde, fast zum Schweigen gebracht war, weil ihre Geschütze bis auf eins demolirt waren, wandten sich die feindlichen Schiffe der Südschanze zu, wohl in der siegesfrohen, wenn auch irrthümlichen Meinung, auch mit ihr bald fertig zu werden. Und nun begann das zweite gewaltige Ringen, an dem sich der Hauptmann Jungmann mit seiner Nordschanze und dem einen Geschütz nur noch in beschränkter Weise betheiligen konnte, und das sich daher hauptsächlich zwischen den Schiffen und der Südschanze, in der Theodor Preußer unumschränkt commandirte, abspielte. Ob hier der Commandant ein Unterofficier war, oder ein Hauptmann — was thut das zur Sache? War es doch die Südschanze unter Preußer, die jene verderblichen Kugeln in den Spiegel der „Gefion" entsandte, die das Schiff der ganzen Länge nach durchfuhren und die Mannschaften zu Dutzenden von den Batterien hinwegfegten, so daß sich die Fregatte alsbald ergeben mußte. Und wiederum war es die Südschanze unter Preußer, die mit ihren glühenden Kugeln das stolze Orlogschiff „Christian VIII.", nachdem es in Folge des starken Ostwindes der Schanze immer näher getrieben war, so gewaltig zusetzte, daß auch die Geschütze seiner Breitseite alsbald verstummen mußten. Also nicht durch den Hauptmann Jungmann und die Nordschanze allein, sondern auch durch den Unterofficier Preußer und die Südschanze wurde in dem gewaltigen Kampfe die Entscheidung des Tages herbeigeführt.

Ist es da nicht zum mindesten kühn, behaupten zu wollen, daß einzig und allein der Hauptmann Jungmann der Sieger von

Eckernförde sei?! Jungmann und Preußer — sie beide sind die gewaltigen Helden des Tages gewesen, und ihnen beiden gebührt daher auch zu gleichen Theilen der ewig grüne Kranz dieses unvergleichlichen Sieges.

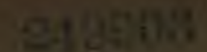


So wäre denn auch noch der zweite Band meines Werkes über Johann Meyer als lyrischen und epischen Dichter ante festum zum Abschluß gekommen. Ich habe ihn mit derselben Liebe und Begeisterung für den Dichter geschrieben wie den ersten, der sich jetzt schon in vielen Händen befinden dürfte. Mögen beide Bände eine ebenso freundliche Aufnahme finden, wie ich sie freudig geschaffen habe!

Aber noch ist meine dem Dichter gewidmete Arbeit nicht ganz vollendet; es fehlt noch der dritte, abschließende Theil, in dem lediglich von Johann Meyer's dramatischen Dichtungen die Rede sein wird. Es war zwar ursprünglich meine Absicht, nur eine Festschrift in dem Umfange eines Bandes zu schreiben. Wie es sich aber während meiner Beschäftigung mit diesem alsbald herausstellte, daß wegen der Menge des Stoffes noch ein zweiter Band nöthig sei, so hat es sich nun nach Fertigstellung dieses zweiten Bandes wieder ergeben, daß auch damit noch nicht die Fülle des Stoffes erschöpft werden konnte, und daß ich daher, wenn ich der Art und Weise meiner Arbeit getreu bleiben wollte, wie ich sie mir gleich zu Anfang vorgenommen und auszuführen gedacht hatte, genöthigt sein würde, auch noch einen dritten Band hinzuzufügen! Dieser kann nun leider erst post festum erscheinen, weil auch die dramatischen Arbeiten unseres Dichters, wenn sie ihrem Werthe nach einigermaßen die verdiente Berücksichtigung und Würdigung finden sollen, für sich noch einen dritten Band erfordern werden.

Gleich mit Beginn des neuen Jahres werde ich, so Gott will, rasch an die Arbeit gehn, und dann auch diesen dritten Band mit derselben Lust und Freude vollenden, womit ich die beiden vorliegenden Bände geschrieben und sie dem siebenzigjährigen schleswig-holsteinischen Dichter Johann Meyer in Freundschaft und Verehrung gewidmet habe.





Johann Meyer

ein

Schleswig-Holsteinischer Dichter.

Festschrift zu seinem 70. Geburtstage

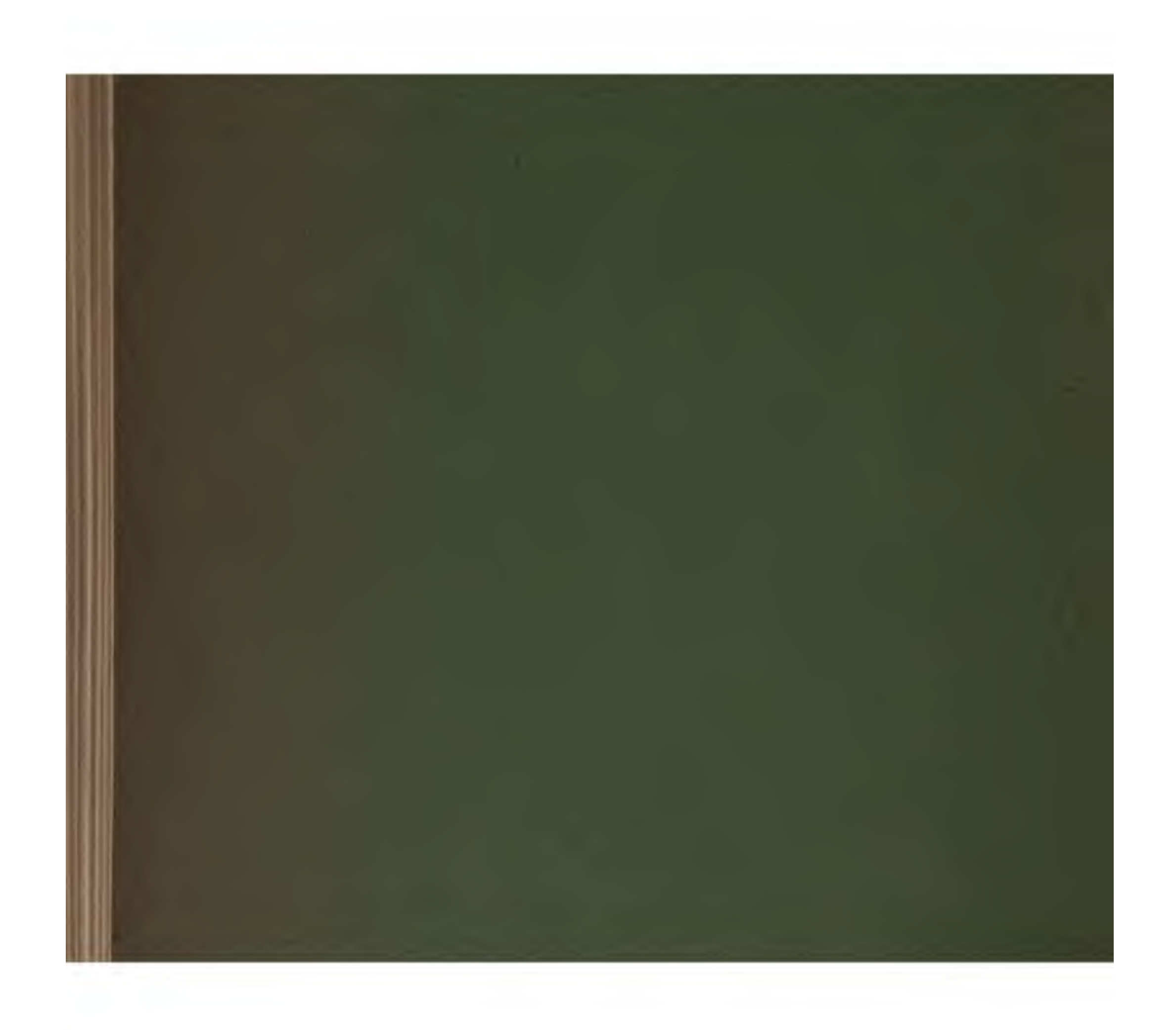
von

Dr. phil. **Johann Heinemann.**

Dritter Band:

Johann Meyer als dramatischer Dichter.

Hamburg.
Verlag von C. Boysen.
1906.





Johann Meyer

Modellirt von Bildhauer A. W. Hansen in Kiel

Johann Meyer

ein

Schleswig-Holsteinischer Dichter.

[illegible] Geburtstage

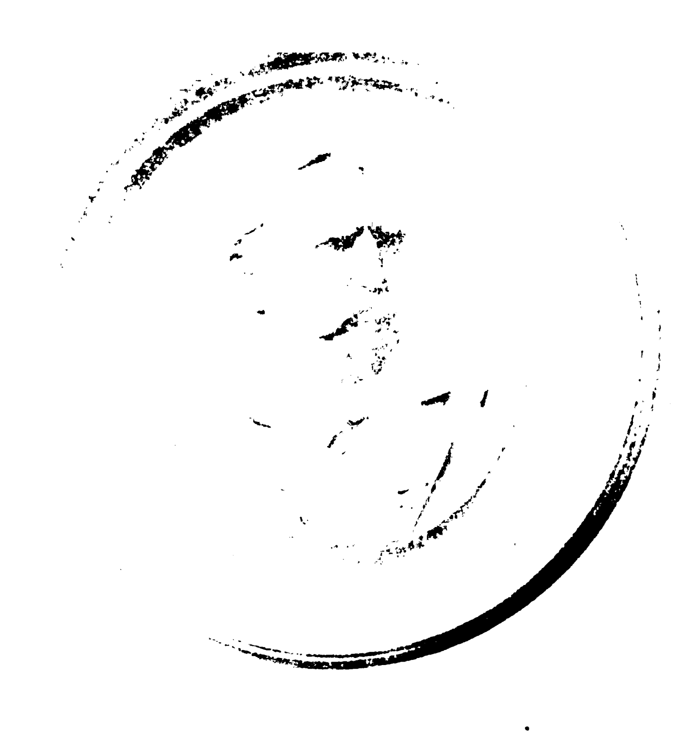
[illegible]

Dr. phil. Johann [illegible]

[illegible]

Johann [illegible]

[illegible]



[illegible] von Bildhauer A. W. Hansen in Kiel

A present to the Astor-Library
from Jan Meyer.
Kiel, 18. Juli, 1902.

Johann Meyer

ein

Schleswig-Holsteinischer Dichter.

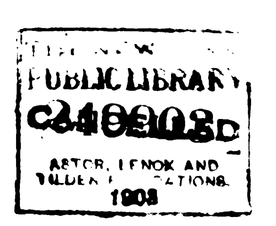
Festschrift zu seinem 70. Geburtstage

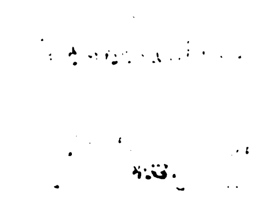
von

Dr. phil. **Johann Heinemann.**

Dritter Band:
Johann Meyer als dramatischer Dichter.

Hamburg.
Verlag von C. Boysen.
1900.





Dem Dichter

in Freundschaft und Verehrung

zugeeignet

vom

Verfasser.

Dritter Band.

Johann Meyer als dramatischer Dichter.

Inhalt.





1. **Bertha Frey**, vermählte Brückner.

2. **Ottilie Eckermann.** 3. **Jenny Brinkmann**, geb. Gerstel.

1. Direktor **Carl Schultze.** 2. **Lotte Mende,** geb. Müller. 3. **Heinrich Kinder.** 4. **Arnold Mansfeldt.** 5. **Wilhelm Biel.** 6. **Charles Schultz.** 7. **Wilhelm Seybold.** 7. Direktor **Ernst Drucker.**



Einleitung.

Am Schlusse des zweiten Bandes meines Werkes über den schleswig-holsteinischen Dichter Johann Meyer versprach ich, noch einen dritten Theil folgen zu lassen, in welchem Johann Meyer auch als dramatischer Dichter und namentlich als ein solcher in der niederdeutschen Sprache gewürdigt werde. Wenn ich nun hiermit meinem Versprechen nachzukommen suche, so thue ich dies umso lieber, als die beiden ersten Bände eine überaus freundliche Aufnahme gefunden haben; sowohl die mir zu Gesichte gekommenen Besprechungen meines Werkes in den Tageszeitungen wie auch briefliche und schriftliche Äußerungen aus dem Leserkreise bestätigen mir dies. Der

größte Theil dieser Anerkennung ist natürlich dem glücklichen Umstande zuzuschreiben, daß derjenige, dem ich mein Buch verehrte, zu den angesehensten deutschen Dichtern zählt und somit schon der dargebotene Stoff des Fesselnden genug enthalten mußte; einen kleinen Theil des Lobes möchte ich aber auch als meinem Verdienste gebührend in Anspruch nehmen, da ich weder Mühe noch Zeit gescheut habe, das Bild meines Dichters so zu zeichnen, daß wir ihn in jedem Zuge wiedererkennen.

„Wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehen", und so werden wir in Johann Meyer's Dramen nicht wenigen Charakteren begegnen, die tief wurzeln im Boden der schleswig-holsteinischen Lande, und wer einen Dichter würdigen und ihm gerecht werden will, darf auf dem Gebiete, das dieser mit Liebe gepflegt hat, nicht unbekannt sein.

Wenn sich der freundliche Leser nicht davor gescheut hat, mit mir einen Blick in dasjenige Gebiet der heutigen Dichtung hineinzuthun, auf dem die Modernen mit ihren oft tollen Ausgeburten eines perversen Geschmackes ihre Purzelbäume schlagen, so möge er auch vorerst, damit er den richtigen Standpunkt zur Beurtheilung Johann Meyer's als eines plattdeutschen dramatischen Dichters gewinne, mit mir die Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte der niederdeutschen dramatischen Poesie einer kurzen Betrachtung unterziehen. Leider hat man bis vor wenigen Jahren diesem Kapitel unserer Litteratur nur eine ganz geringe Beachtung geschenkt, vielleicht deshalb, weil die Quellen zu einer umfassenden Bearbeitung gar zu spärlich und zu verborgen fließen. Um so verdienstvoller ist darum Prof. Gaedertz' Werk über „das niederdeutsche Schauspiel". In zwei Bänden, die in der Verlagsanstalt und Druckerei A. G. (vormals J. F. Richter) bereits im Jahre 1892 in zweiter Auflage erschienen sind, behandelt der bekannte Litterarhistoriker das niederdeutsche Drama von den Anfängen bis zur Franzosenzeit und die plattdeutsche Komödie im 19. Jahrhundert. Mit einem wahren Bienenfleiße, mit bewunderungswürdiger Ausdauer und mit beträchtlichen Opfern an Zeit und Geld hat Gaedertz ein Werk geschaffen, das für alle, die sich für das einschlägige Thema interessiren, von unschätzbarem, bleibendem Werthe ist. So ist auch für diese Einleitung jenes Buch die nothwendige Voraussetzung gewesen; denn den bei weitem größten Theil des von mir benutzten Materiales habe ich ihm entnommen. Da es

aber die Geschichte des niederdeutschen Dramas nur bis zum Jahre 1882 hinaufführt, dürfte der letzte Theil dieser Einleitung vorläufig als eine kleine Ergänzung des Gaedertz'schen Werkes, dem hoffentlich ein dritter Band bald folgen wird, den Lesern nicht unwillkommen sein.

Die ersten Ansätze zu einem volksthümlichen Drama sind unmittelbar aus dem Volke selbst hervorgegangen. Denn bereits die großen Epen brachten vielfache Wechselreden der handelnden Personen und führten wohl dazu, solche Dichtungen zu schaffen, die nur aus solchen Wechselreden bestanden. Diesen Ursprung aus dem Epos verläugnen nun auch jene Anfänge nicht. Sie sind eben dialogisirte Erzählungen. Aber zu der Führung einer wirklich dramatischen Handlung, auf der doch wesentlich die Kunst des Dramas beruht, konnten sich jene Dialoge, so interessant sie auch in ihrer Eigenschaft als Embryonen des Dramas sind, nicht hinaufarbeiten. Es liegt vielmehr die zweite und eigentliche Quelle unserer Dramatik in den „Spielen", oder, wie sie auch hießen, in den „Mysterien". Wie der römische Cultus an sich schon eine dramatische Darstellung der Erlösung ist, so wurde an den Festtagen diese Anschaulichkeit noch durch Chöre, Antiphonien, sowie durch bildliche und zuletzt scenische Darstellungen aus der heiligen Geschichte in den Kirchen durch die Geistlichen erweitert. Allmählich kam das geistliche Spiel in die Hände der Laien; nun wurde auch der Stoff freier behandelt und dem Humor und Spott Eingang verschafft. Je mehr Raum nun den komischen Zwischenspielen gegönnt wurde, desto mehr änderte sich der Charakter des Mysteriums in den einer Komödie um. So zeigte sich auch hier, wie das Erhabene, das voll ernsten und ergreifendsten Inhaltes war, durch immer stärker werdendes Einmischen des Burlesken oft zur Komik herabsank. Und so kann bereits das bekannte Inspruker Osterspiel aus dem 14. Jahrhundert, in dem der Salbenhändler und sein Knecht Rubin schon die Hauptrollen hatten, als das erste komische Drama in hochdeutscher Sprache bezeichnet werden.

Die Aufführungen solcher Stücke fanden namentlich zur Zeit der Fastnacht statt, an dem Tage, wo der Mensch eintreten sollte in eine lange Periode der Entsagung, worin es keine weltliche Freude und keine Lustbarkeit gab. Und da lockte es ihn, noch einmal den Becher der Lust bis zur Neige zu schlürfen und sich in möglichst wildem Ausbruche übermüthiger Ausgelassenheit gütlich zu thun. So entstanden, etwa um die Zeit des 15. Jahrhunderts,

die Fastnachtsspiele. Die Lust an Scherz und Spott, die Freude an Schwank und Posse, ja der ganze Cynismus und die saftige Derbheit jener Zeit fand in den Fastnachtsspielen den kräftigsten Ausdruck. Das damalige Geschlecht muß noch hundertmal festere Nerven gehabt haben als das unsrige, und unsere Hochmodernen sind gegenüber vielen Dichtern der Fastnachtsspiele äußerst harmlos. Ganz besonders ist Niederdeutschland die Heimath dieser theatralischen Vergnügungen zum „Fastelavend“. Ursprünglich bestand das Fastnachtsspiel nur darin, daß junge, vermummte Leute von Haus zu Haus gingen und vor der zu Schmaus und Trinkgelag versammelten Gesellschaft eine aus dem Stegreif und in Reimen verfaßte sogenannte Einleitung sprachen, worin ein jeder erklärte, welche Persönlichkeit er in seiner Verkleidung darzustellen beabsichtige. Dann kam das eigentliche Spiel mit seinen komischen Scenen, mit seinen lustigen Bemerkungen, mit seinem Witz und Spott. Ein Tanz, an dem sich alt und jung betheiligen und ein gemeinsames Zechen beschließt in dem einen Hause das Gelage; dann ziehen die Maskirten in das benachbarte Haus, und der Scherz beginnt von neuem. Auch auf den Straßen wurden solche Darbietungen gegeben, und, umstanden und begleitet von einer großen Zuschauermenge, verbreiteten die Schauspieler die ausgelassenste Lust durch den ganzen Ort.

Später gestaltete man, angeregt durch dramatische Dichtungen in hochdeutscher Sprache, zumal durch solche komischen Inhaltes, jene „Einleitungen“ mehr dramatisch um, und so entwickelte sich in leichter Weise schon eine kleine dramatische Dichtung in Reimen, die umso beifälliger aufgenommen wurde, je lustiger und reicher an durchschlagenden Pointen sie war. Und die niederdeutschen Fastelavendspiele wirkten wieder befruchtend auf die hochdeutsche Komödie ein, und es unterliegt keinem Zweifel, daß auch diese, ähnlich den Einleitungen, zuerst von Haus zu Haus und auf den Straßen zur Darbietung gelangte. Als sie dann aber immer mehr an Umfang gewann, als sich an die einzige Scene, die ursprünglich da war, andere anschlossen und somit auch das darstellende Personal vergrößert werden mußte und als ferner nicht gar selten eine kleine in sich abgeschlossene Handlung in dem Stücke geboten wurde, da war im Umzuge von Haus zu Haus die Aufführung nicht mehr zulässig, und man mußte hierzu je nach dem

Umfange des Stückes bestimmte öffentliche Plätze oder besonders eingerichtete Bühnen benutzen.

Aber auch jetzt noch hielt man gern an den üblichen Umzügen mit all dem sie begleitenden Ulk und Trödel fest, und deshalb schuf man fahrbare Bühnen, denen man nach den burgartigen Decorationen den Namen Burgen gab; von ihnen herab konnte man dem rundum versammelten Volke die lustigen dramatischen Gaben reichen.

Anfangs gab es eine große Menge von Verfassern solcher Stücke; sie gingen aus dem Volke hervor, und wer sich berufen fühlte, für den Thespiskarren zu dichten, der mochte es nur thun. Es waren zunächst nur Stegreifspiele, die man nicht aufzeichnete und die deshalb bald in Vergessenheit geriethen. Zu jeder neu kommenden Fastnacht mußten auch neue Spiele erfunden werden. Dies geschah überall in Deutschland, und die Stücke waren selbstverständlich in derjenigen der beiden deutschen Sprachen abgefaßt, welche in dem betreffenden Orte die Volkssprache war. So entstanden in ganz Norddeutschland, und namentlich in den an der Ost- und Nordsee gelegenen Ländern, bis nach Holland und Belgien hinein, also überall, wo die niederdeutsche Sprache die Sprache des Volkes, des Gerichtes, der Kirche und Schule war, Fastnachtsspiele in der einheimischen Sprache, und sie fanden hier, was ja ganz natürlich war, viel größeren Anklang und eine viel freudigere Aufnahme als die von anderswo herübergekommenen Fastnachtsspiele in hochdeutscher Sprache.

Besonders in den größeren Städten blühte dieser Fastnachtsschwank, in dem hochdeutschen Süddeutschland, vor allem in dem alten Nürnberg, aber auch in Frankfurt, Bamberg, Augsburg, Memmingen, Eger und Dortmund. Von Städten, in denen ausschließlich oder doch meist niederdeutsch gedichtete Fastnachtsspiele aufgeführt wurden, sind hauptsächlich Lübeck, Hamburg, Wernigerode Hildesheim, Braunschweig, Rostock, Wismar, Riga und wieder Dortmund zu nennen. Aber auch in vielen anderen Städten Norddeutschlands waren diese Aufführungen wohl gebräuchlich, wenn es auch an bestimmten Mittheilungen hierüber fehlt.

Von Namen der hochdeutschen Fastnachtsspieldichter sind uns zunächst zwei sicher bezeugt: Hans Rosenplüt und Hans Folz. Beide waren Nürnberger; jener, der Schnepperer genannt,

betrieb das Geschäft eines Wappenmalers. Er gehörte der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts an; seine Schwänke zählten zu den besten seiner Zeit, wenn auch nicht gerade zu den decentesten. Sein jüngerer Landsmann Hans Folz, von Geburt zwar ein Wormser, aber im übrigen ein Adoptiv-Nürnberger und seines Zeichens ein Barbier und Wundarzt, war etwas weniger derb, aber dafür auch weniger lebendig und anschaulich.

In sittlicher Beziehung waren diese niedrig-komischen Fastnachtsburlesken oft von verderblichem Einfluß auf das Volk, weshalb sich sogar einmal der Magistrat der Stadt Nürnberg verpflichtet fühlte, durch gesetzliche Bestimmung die Ausschreitungen des Mummenschanzes einzudämmen.

Auch Hans Sachs, im 16. Jahrhundert, hat eine Menge Fastnachtsspiele verfaßt; sie stehen aber, wie bei der hohen Begabung des Dichters nicht anders zu erwarten ist, weit höher als die gesammten Werke der beiden Vorgänger. Wenn auch vieles bei ihm unterläuft, was man nicht billigen wird, so muß man doch andererseits zu seinem Lobe sagen, daß sein Witz nicht aufdringlich und daß sich sein Humor möglichst frei von Zweideutigkeiten zu halten sucht.

Vergleicht man die niederdeutschen Fastnachtsspiele mit den hochdeutschen, so kommt man im allgemeinen zu dem Schlusse, daß jenen ebensowohl inbezug auf den sittlichen Werth wie in künstlerischer Beziehung der Vorrang gebührt. Dies hat schon gegen Ende des 17. Jahrhunderts der Zittauer Dichter und Gelehrte Christian Weise ausgesprochen, derselbe, der sich schon dadurch einen Ruhmestitel erwarb, daß er zuerst die deutsche Sprache in den Gymnasialunterricht einführte; er schreibt, die niedersächsischen Possenspiele präsentirten sich besser als die hochdeutschen und wer die Ursache wissen wolle, der möge bedenken, daß die Niedersachsen bei ihrer vulgären Pronunciation blieben, womit alles lebendig und naturell sei; hingegen redeten die Hochdeutschen, als wenn sie Worte aus der Postille reden sollten, womit dem auctori die besten inventiones verdürben. Solle das Sprüchwort wahr bleiben: comoedia est vitae humanae speculum, so müsse die Rede gewißlich dem menschlichen Leben ähnlich sein. —

In Niederdeutschland gelangte zuerst in der alten Hansestadt Lübeck das plattdeutsche Fastnachtsspiel zur höchsten Blüthe und zur

größten Beliebtheit. Hier hatte sich sogar eine besondere Gesellschaft, die „Zirkelgesellschaft", gebildet aus den Geschlechtern der Patricier, und sich die Pflege des plattdeutschen Fastnachtsspiels zur besonderen Pflicht gemacht. Es geschah dies fast ein volles Jahrhundert hindurch, von 1430 — 1515; in dieser Zeit wurde alljährlich ein Fastnachtsspiel, und zwar jedesmal ein anderes und neues, aufgeführt, und man darf wohl behaupten, daß sowohl die Dichter wie die Darsteller der Stücke Mitglieder jener Gesellschaft oder doch Lübecker waren. Leider ist uns von all diesen Spielen nur noch ein Verzeichniß der Titel und des Jahres der Aufführung erhalten. Die Mehrzahl davon gehört noch der älteren Zeit der Fachtnachtsspiele an und wird schon deshalb von nur geringem Umfange gewesen sein, weshalb denn auch ihre Aufführung meist noch von der „Burg" herunter stattgefunden hat. Bei einer solchen Vorführung — es war im Jahre 1458 — ereignete sich der Unfall, daß das ganze Burggestell mit dem gesammten Personal darauf kopfüber auf die Straße stürzte, aber doch mit so viel Glück, daß niemand irgend eine nennenswerthe Verletzung davontrug.

Leser, welche sich für die Titel jener Stücke interessiren, mögen das nachstehende Verzeichniß einsehen, in dem zugleich die Jahre der Aufführung angegeben sind; es ist einem Artikel von C. Wehrmann in einem der Jahrbücher des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung entnommen.

Namen der Fastnachtsspiele.

1430. Do der godynnen de sparwer gegeven wart.
1431. de twe truwen kumpans; rex Baldach.
1432. Westval was sines vaders son.
1433. de krake.
1434. Salomons erste gerichte.
1435. den olden man.
1436. de eselbrugge.
1437. [nicht angegeben.]
1438. de helle vnde vor Crimolt.
1439. de viff dogede.
1440. de smede.
1441. dat lucke radt.
1442. de truwen schencken.
1443. der schanden hovet.
1444. kran, valke vnde stute.

1445. radeke den heger spisede.
1446. Alexander Anteloe.
1447. wo de lauwe van dem stole stot wart.
1448. older unde joget nicht like woch.
1449. de ses senaten de slagen werden.
1450. Koning Karl steken vor mit Ollegaste.
1451. de nenen danck vordende(n) mit dem esel, he reet effte ginck.
1452. deme wulve eyn wiff geven wolden.
1453. de konyngh Artus hoveden brandes wis.
1454. van dem gulden vluse dat Josoen wan.
1455. van Paris van Troe unde van den dren nakeden juncfruwen.
1456. wo de jungelinck de juncfruwen kussede.
1457. wo de 3 recken de juncfruwen myt manheyt uth der helle wunnen.
1458. wo man myt valeken plogen scal.
1459. wo de arme ridder myt woldaet des konynges dochter vorwarff.
1460. van Amylgus unde Amycas.
1461. van des keysers dochter unde van des konynges sone van Iherusalem, den gulden aren.
1462. van dem olden wyve, de den duvel banth.
1463. den affgott myt eyner sule.
1464. eyn Moryanen koning, de[n] wuschen see wyt, men he bleef like swart.
1465. eyn konyng unde eyne konigynne unde gude win(e) de kann wunder wercken.
1466. van der olden werlt, van der nyen werlt unde van der rechtverdicheyt vnde siner dochder truwe unde eynem broder warheyt unde rame mate.
1467. van koningk Alexander, wo he by vormetenheit vil in de hande der koninge van Morlande, de syn angesichte hadden gemalt laten, darby se ene kanden; in dem spil was eyn drake, darby de junge koningh van Morlande wolde Alexander overvallen na inholde der historien.
1468. van der konyginnen van Frankriken, wo se besecht wort van dren doren, worumme ſe moſte uth dem lande. De ſyn: men kan de doren nicht al vordriven.
1469. van twen konygen, de eyne was kersten, unde de andere was heyden, vnde de kersten koningk de behelt den strit.
1470. van den dren getruwen, de ene wolde starven vor de anderen, vnde ok van eynen olden wyve unde van den duvele, de fochten tosamende umme eynen schat, de begraven was, unde dat olde wiff vorwan den duvel unde sloch en unde banth en sere.
1471. van eyner erliken fruwen, de hadde vele anlaghe unde bleeff doch stanthafftich in eren.
1472. van deme perde upp der borch.
1473. Alexsander wolde wynnen dat paradis.
1474. [nicht angegeben.]
1475. wo Virgilius mit vorsichticheyt de wisen vormetenen overwan unde dat frande in tucht allemanne batet.

1476. van der mate, wo de vader den sone lerde.
1477. wo eyn keyser syne keyserinne vorsoken leet, eff se eme truwe were, unde vant se erentvast unde wart darane slagen.
1478. van deme olden manne.
1479. van eynen keyser, de sat eyn richte, efft de vrouwen werdich sint golt to dregende, effte de riddere.
1480. van der truwe unde warheyt, ene wolde vor de andere starven.
1481. van dren dogeden; dat erste, dat man dencke, ende mot de last dregen, ock scall me woldaet nicht vorgeten, unde dat ock wies rat beter is wen grote starcke.
1482. van der leve, wo de nemant rechte foren konde, behalven ene juncfruwe, de was genomet de love, de vorde se rechte na uthwisinge des spels.
1483. wor de rechte adel inne is, also entliken in den dogeden.
1484. van der rechtverdicheyt.
1485. [nicht angegeben.]
1486. van der warheyt, wo se in der werlde alderwegen vorstoth unde vorschaven ward unde doch noch int ende wedder hoch vorhaven unde gheeret wart, deme se grote rikedage unde ghelukke thobrachte.
1487. en idermann in synen sack.
1488. wor walt is, dar is it recht ute.
1489. dre puncte holden eyn lant yn eyn gut bestand, alse wol vorseen, underschet unde truwe.
1490. wer beter were der olden wisheit, wen der jungen sterke.
1491. van overdaede der forsten unde heren.
1492. van der eendracht.
1493. tys vorkeert, dat plach syn.
1494. van deme steden frede.
1495. de leve vorwynt alle dynck, der weddersprek der pennynck.
1496. de love wort ghesocht unde nicht gefunden.
1497. van der undanknamicheit.
1498. twyer byster.
1499. van droegherie unde wockerie.
1500. woe de adel vorleydet wart van den schelken neth der garden.
1502. dat lucke is unstede unde wanckelbar.
1503. wor frede ys, dar ys God mede.
1505. van der kostlicheyt.
1514. wor frede, leve unde eendracht is, dar so is ene stadt wol vorwareth.
1515. de love wort in allem state ghesocht unde nicht ghefunden.

Schon viele dieser Titel deuten darauf hin, daß die meisten Stücke einen ethischen Untergrund hatten; in vielen von ihnen wurden die menschlichen und bürgerlichen Tugenden zur Nachahmung empfohlen, so das Wohlthun, die Treue in ihren verschiedenen Formen, die Wahrheitsliebe, die Rechtschaffenheit, die Zucht, die Dankbarkeit,

die Eintracht, das Maßhalten, die Weisheit der Alten und kluge Besonnenheit und Vorsicht. In anderen dieser Fastnachtsspiele wurden getadelt und durch den Verlauf die Handlung gestraft: Egoismus, Habsucht und Wucher, frivole Gewaltthätigkeit, Undankbarkeit, Wortbruch und Prachtliebe.

Von diesen 73 Fastnachtsspielen ist nur ein einziges noch bekannt: Henselin oder das Spiel Van der Rechtferdicheit. Vielleicht liegt noch das eine oder andere in einem der Alt-Lübecker Patricierhäuser und harrt der Auferstehung. Gaedertz, der auf der ersten Seite seines Buches den Henselin erwähnt, berichtet von ihm, daß er bald nach 1497 gedruckt und um 1500 dargestellt worden sei, und fügt hinzu, daß das Stück schon vom reformatorischen Geiste jener Tage durchweht werde und in Erfindung und Sprache, in dem Ernst der Handlung und in der Art der künstlerischen Durchführung beachtenswerth sei.

Eines jener mittelalterlichen Spiele, wenn auch eines, das nicht gerade als Fastnachtsspiel bezeichnet wird, aber doch im Charakter dieser Spiele geschrieben und in deren Blüthezeit entstanden ist, möge an dieser Stelle zum Abdruck kommen. Die Hauptrolle darin spielt Karl der Große, der auch sonst wie kaum ein zweiter deutscher Kaiser die Phantasie der Nachgeborenen beschäftigte; ja das Stück scheint zu seiner Verherrlichung eigens geschrieben zu sein, wenn auch der sonstige Inhalt die Annahme rechtfertigt, es handle sich um eine symbolische Darstellung des Triumphes des Christentums über das Heidenthum. Denn Karl der Große, der christliche Held, besiegt im Zweikampfe den heidnischen nordischen Recken Sterkader. Vielleicht daß auch gerade deshalb das Stück, das als Weihnachtsspiel bezeichnet wird, besonders um die Zeit des Christfestes gern gespielt wurde. Jedenfalls haben wir es hier schon mit einem in sich abgeschlossenen kleinen Drama in niederdeutscher Sprache zu thun, und die darin auftretende lustige Person, der Hofnarr Klas Rugebart, erinnert schon an den bekannten Hanswurst in anderen plattdeutschen und hochdeutschen Spielen aus einer viel späteren Zeit.

Kaiser Karl.

De Romesche keiser bün ik genant,
Min is dat gansse düdesche land,

Un wol dat fechten wil proberen,
Den wil ik lik mi sülven eren,
Klas Rugebart,
Wol up de fart!

Klas.

Erst müt ik supen, erst müt ik freten,
Süst ward mi alle ding vergeten.
Dat is den deuster sin bedefart!
Mi schurt de rügg, mi früst de bart.

Kaiser Karl.

Lat mal den könig Josua kam!

Klas.

Wol sal dat sin? wo is sin nam?

Kaiser Karl.

Olle Slukuk, olle Fretup, rör de been,
Ik wil den könig Josua sehn.

Klas.

Wokeen? wokeen? noch en sluck un en stuten!
Her könig Josua, is he darbuten?

Josua.

Goden dag, her keiser, wat wil he mi?

Kaiser Karl.

Schön dank, du sast mal fechten mit mi.

Josua.

Got let vör mi de sünne stan,
Dre un dörtig forsten ik overwan.
Nu is van fechten de hand mi lam:
Klas, lat den könig Hektor kam!

Klas.

Wokeen? wokeen? noch en sluk un en stuten!
Her könig Heckdor, is he darbuten?

Hektor.

Goden dag, her keiser, wat sal't mit mi?

Kaiser Karl.

Schön dank, ik much mal fechten mit di.

Hektor.

Ik hebbe fochten al mennigen strid,
Achilles slög mi, un dat was nid;
Nu mag ik nümmermehr striden un lopen.
Klas kan den könig David ropen.

Klas.
Wokeen? wokeen? noch en sluk un en stuten!
Her könig David, is he darbuten?

David.
Goden dag, her keiser, wat sal ik hi?

Kaiser Karl.
Schön dank, kum her un fecht mit mi.

David.
Ik slög den risen Goliat dot:
Du avers büst mi vel to grot,
Olle Fretup, olle Slukut, ga vör de dör,
Un rop mal könig Alexander her!

Klas.
Wat is't vör en? noch en sluk un en stuten!
Her könig Lexanner, is he darbuten?

Alexander.
Goden dag, wat hett he mi to seggen?

Kaiser Karl.
Schön dank, ik much mal mit di fechten.

Alexander.
De gansse werlt al ümmelang
Mit minen ssepter ik bedwang;
Nu is de frede min begehr.
Olle Suput, hal den König Judas her!

Klas.
Man noch en sluk un en stuten!
Her könig Judas, is he darbuten?

Judas Makkabäus.
Goden dag, her keiser, wat wil he mi?

Kaiser Karl.
Schön dank, mal fechten sast du hi.

Judas Makkabäus.
Ik was to stride gans unvorsagt,
Mi het noch nüms utn feld vorjagt.
Min swert tobrak de keiser van Rom;
Wil he nu fechten, so mag he't don.

Kaiser Karl.
Olle Fretup, olle Slukut, nu is't nog.
Hal mal den Sterkader rin, du drog!

Klas.

Wo heet de kerl? dat is as'n knaken,
Hev ik mi bina den hals verslaken.

(Sterkader kümt: se fechten mit em: endlich kümt he in de mirr to stan, un all steken up em in)

Sterkader.

Hellige Wode, nu lehn mi din perd;
Lat mi henriden, ik bün't wol werd.

(He verswimelt).

Klas.

Het em de düvel halt?! ut is dat spil:
Nu lat uns dansen, wat't tüg hollen wil!

Die letzte Aufführung der Lübecker Fastnachtsspiele durch die Zirkelgesellschaft fand, wie schon angegeben, im Jahre 1515 statt, also zu einer Zeit, wo die Reformation bereits in voller Entwicklung war. Diese Bewegung, in der zunächst zwar nur ein religiöses Interesse wirksam gewesen ist, hat auch sonst, wie zur Genüge bekannt, die Geister machtvoll erregt und auf den verschiedensten Gebieten Änderungen und Neuschöpfungen bewirkt. Und so ist auch für die plattdeutschen Fastnachtsspiele die Reformation verhängnisvoll gewesen. Luther hatte die Aufführung weltlicher Dramen empfohlen und so glaubten die Rektoren und Professoren der höheren und namentlich der lateinischen Schulen, eine Ehre darin zu sehen, derartige Dramen zu verfassen und sie vor Schülern, Vorgesetzten und Gönnern zur Aufführung zu bringen. So wurde durch den dramatisirenden Schulmeister der Volksdichter zurückgedrängt und an die Stelle der Fastnachtsspiele trat die pedantische und gespreizte Schulkomödie. Denn die Poeten, die dazu noch in lateinischer Sprache schrieben, gefielen sich in Nachbildungen von Stücken des Terenz und Plautus.

Aber einen Gewinn, der freilich erst der Folgezeit erwachsen sollte, hatte die lateinische Komödie doch, nämlich den, daß den deutschen Dichtern einmal gezeigt wurde, wie ein Drama eigentlich einzurichten sei, wie sein innerer Bau, die Abtheilung in Scenen, beschaffen sein soll. Denn davon hatte man bis dahin keine Vorstellung. Nun endlich war das Geräth gegeben, den Boden urdeutscher Dichtung so zu bearbeiten, daß er ergiebiger an Früchten werde. Freilich hatten die damaligen Scholarchen und ihre Gehülfen den Acker mit einer fremden Saat bestellt.

Aber was einem Volke ureigen ist, läßt sich zwar für einige Zeit in den Hintergrund stoßen; aber ganz vernichten läßt es sich nicht. Und so wurde auch das deutsche Drama, das niederdeutsche wie das hochdeutsche, in seiner Entwicklung nicht gänzlich gehemmt. Eine Schaar treuer Anhänger, darunter namentlich die Dichter fortgehender Neuschöpfungen gewährten ihm in seiner Bedrängniß Schutz und Stütze. So gelangten auch späterhin, wenn die Zeit der Fastnacht gekommen war, neben den lateinischen Komödien, die Fastnachtsspiele alten Stiles zur Aufführung. Allerdings hatte sich durch den Einfluß der Reformation und aller Strömungen, die sich schon vor ihr im geistigen Leben zeigten, eine tiefgreifende Veränderung vollzogen. Es wurden schon andere Stoffe gewählt als die bislang üblichen und so mußte die Komik, die vorher den Inhalt ganz beherrscht hatte, dem Ernste einen breiten Raum gewähren; und auch der Umfang war meist schon weit über das ursprüngliche Maß hinausgegangen.

Es sei hier noch einer ebenso unschönen wie tadelnswerthen Erscheinung in der Entwicklung des deutschen Dramas beider Sprachen gedacht, der sogenannten Bauernkomödien. Schon vor der Reformation und andauernd nach derselben machten sich diese obscönen Spiele breit, in denen der Bauer verspottet und gehänselt und bis zum ärgsten Zerrbilde hinab gezeichnet wurde. Es ist erstaunlich, was der Städter dem Bauer alles zumuthete. Kein gutes Haar wurde an ihm gelassen und Dummheit, Rohheit und Unfläthigkeit ihm in größter Übertreibung angedichtet. Auf diese Weise hoffte man, eine komische Wirkung hervorzubringen; aber man gerieth dabei in einen Schmutz hinein, der auf den ethischen Gesundheitszustand des Volkes nur von verderblichstem Einfluß sein konnte.

Von plattdeutschen Spielen früherer Zeit sind nur sehr wenige erhalten; doch ist zu hoffen, daß es der fortgesetzten Forschung gelingen wird, noch einige in Bibliotheken aufzufinden. Nach dem unbekannten Verfasser des Henselin dürfte zunächst, wenigstens für Lübeck, Matthäus Forchhems in Betracht kommen, dessen plattdeutsche Historie van dem Papyrio praetextato in Lübeck 1551 aufgeführt wurde. Dann ist noch von einem Nicolaus Mercator ein Vastelavendes Spil van dem Dode vnde van dem Leuende be-

kannt. Der einzig vorhandene, in der Wolfenbütteler Bibliothek befindliche Druck datirt vom Jahre 1575. Den Verfasser, wahrscheinlich ursprünglich „Kopmann“ geheißen, hält man für einen Holsteiner, freilich nur deshalb, weil in seiner Dichtung der Ort Lunden in Norderdithmarschen genannt wird. Der Inhalt seines Spiels, eigentlich nur eines Dialoges ohne Handlung, ist sehr ernst. Zwei allegorische Figuren, Tod und Leben, treten darin auf. Das Leben weigert sich, dem Tode zu folgen; denn es bestreitet dessen Macht. Und als ihm vom Tode gezeigt wird, wie weder Rang noch Reichthum, weder Stärke, noch feste Mauern vor ihm schützen, verweist es auf die Barmherzigkeit Gottes.

Mit Johann Stricer's, eines Lübecker Pastoren, Stück De Düdesche Schlömer (gedrücket in der Kayserlichen fryen Ryck's Stadt Lübeck, durch Johann Balhorn, anno 1584) fand in Lübeck das niederdeutsche Drama sein frühes Ende. De düdesche Schlömer, eines der bekanntesten und auch wohl der bedeutendsten jener Spiele, ist gegen die Trunksucht und Völlerei gerichtet.

Wegen des ethischen Zweckes verwandt mit ihm ist das Glücksrad, von dem sich ein Druck mit der Aufschrift 1415—28 in dem Stadtarchiv zu Reval aufbewahrt findet. Es liegt dieser Dichtung die im Mittelalter beliebte Allegorie vom Glücksrad zu Grunde: ein vom Schicksal bewegtes Rad führt die Menschen, die sich daran klammern, im Laufe seiner Drehungen durch die verschiedensten Glückszustände, aus der Tiefe des Unglücks bis zur Höhe des Glücks und dann wieder zum Unglück zurück. 1441 kam in Lübeck durch die Zirkelgesellschaft ein Fastnachtsspiel Glücksrad zur Aufführung, und dabei mag wohl ein solches Rad benutzt worden sein. Als eines dritten dieser geistlichen Dramen sei noch des in Riga gedichteten und am Fastelavend 1527 aufgeführten verlorenen Sohnes gedacht. Sein Verfasser ist Burkhard Waldis, einer der bekanntesten und fruchtbarsten zeitgenössischen Dichter. Sein an Wechselfällen so reiches Leben, die ihm gewordene Fülle an Erfahrungen, seine umfassende Bildung und seine große dichterische Schöpfungskraft verdienen eine besondere Monographie, von der wir natürlich hier absehen müssen.

Stücke andrer Art, worin wieder die Komik überwiegt und Hand in Hand geht mit einem frivolen Cynismus, sind Moor-

kensvel und Boeren-Vasten-avonds-spel. Sie sind in niederländischer Sprache geschrieben und 1600 in Antwerpen herausgegeben worden. Beide Stücke sind aber keine Originalien, sondern vielmehr Übersetzungen bezw. Nachbildungen zweier anderer in niederdeutscher Sprache, Moorkensvel und Ein Schön Spil, wo man böse Frowens fram maken kann. In Moorkensvel besucht eine Bäuerin ihre kürzlich verheirathete Tochter Geerken und unterweist sie, wie sie durch trotziges Widerstreben und Keifen ihren Mann mürbe machen und meistern könne. Die junge Frau wird bald eine allzu gelehrige Schülerin ihrer Mutter, und der unglückliche Gatte sucht Hülfe bei seinem Freunde Reynken. Dieser nun giebt zur Zähmung der Widerspenstigen die folgende scheußliche Anweisung: die Frau soll entkleidet, an Händen und Füßen gebunden und in eine gesalzene Pferdehaut eingenäht werden; ja, der Freund stellt sogar das Fell seines alten Rappen Moorkens (daher der Name Moorkensvel) zur Verfügung. Der Rathschlag wird befolgt, die scharfe Kur hat gewirkt und die Frau gelobt Besserung. Und sie hält auch ihr Versprechen, obgleich es ihre böse Mutter immer wieder versucht, sie in ihrem Vorsatze wankend zu machen. — In dem anderen Stücke, eigentlich nur einem Dialoge ohne Handlung, unterhalten sich zwei Bauern darüber, wie leicht es wäre, die „dummen" Städter zu betrügen.

In einem Drucke der Wolfenbütteler Bibliothek sind noch zwei Bauernkomödien erhalten, und zwar unter dem Titel: Zwo Newe Lustige vnd Kurtzweilige Bawr Comedien, Die eine genandt Vitulus die Ander Scriba. Agiret in Fastnachten zu Hamburgk, anno 1616. Vitulus (ein Kalb) ist die freie und gewandte niederdeutsche Übersetzung einer lateinischen Schulkomödie recht derben Inhaltes. Das Stück behandelt die Geschichte des Bauern Drews, der von Wöbbeke, seiner bösen Frau, in die Stadt getrieben wird, um Eier, einen Hahn und ein Kalbsfell zu Gelde zu machen. In der Stadt nun geräth er, bevor noch die Waaren verkauft sind, in die Wirthschaft der Frau Gadesesperdtken; diese in Gemeinschaft mit ihrer Magd Ancke schwatzt nun dem Bäuerlein Hahn und Eier ab, macht ihn sinnlos betrunken, näht ihn in das mitgebrachte Kalbsfell und verhandelt ihn noch zu guter Letzt an seinen Nachbar Mewes. Als nun der Metzger kommt, um das vermeintliche Kalb abzuschlachten, fängt der ein-

genähte, aber inzwischen wieder nüchtern gewordene Bauer zu lamentiren und zu reden an. Alle laufen voll Entsetzen davon, kehren aber bald mit einem Pfaffen zurück, der den Teufel, von dem das Kalb besessen sein soll, auszutreiben versucht. Aber alle Exorcismen helfen hier nichts, und die Teufelsbanner nehmen zum zweiten Male Reißaus. Inzwischen wird es Drews klar, was alles mit ihm vorgangen ist, er giebt sich dem zurückgekommenen Nachbarn zu erkennen und erzählt ihm, wie sie beide von den Weibern in der Stadt überlistet worden sind. Der gutmüthige Mews und sein nicht minder weichherziges Ehegespons zeigen sich nun bereit, die Rückkehr des armen Drews bei seiner bösen Sieben zu vermitteln. Dies geschieht dadurch, daß man ihr erzählt, ihr Mann sei von Räubern überfallen, gänzlich beraubt und so übel zugerichtet, daß er einer sorgfältigen Pflege bedürfe. So wird denn Drews wieder in Gnaden aufgenommen. Eine recht lustige Fabel mit für die damalige Zeit schon recht verwickelter Handlung! — Das andere Stück, Scriba, steht sittlich noch viel tiefer; es behandelt in der schmutzigsten Weise einen von einer Frau gegen den Mann begangenen Betrug. Die Handlung ist geschickt aufgebaut, und der Dialog verräth einen gewandten und seines Stoffes kundigen Schriftsteller.

Noch ein drittes Stück ist hier zu nennen, das gleichfalls Beziehungen zu Hamburg hat, zum mindesten deshalb, weil es, nach der Sprache zu urtheilen, von einem Hamburger geschrieben ist. Es führt den langathmigen Titel: Hanenreyerey, das ist ein Lustig und Kurzweilig gedichtet Spiel, darinnen sieben Personen der unzüchtigen Eheweibern Vntrew den Mennern gleich wie in einem Spiegel fürhalten. Neu erdacht und gemacht anno 1618. Der Schauplatz ist ein Dorf, in dessen Nähe sich ein Mönchskloster befindet. Die Fabel ist höchst liederlich, und um so mehr muß man sich wundern, daß das Stück 1627 in Lübeck von einigen Abiturienten des dortigen Katharineums aufgeführt worden ist. Hierüber war die Geistlichkeit, und das wohl mit Recht, in hohem Grade entrüstet. Besonders bemerkenswerth bei diesem Stücke ist noch, daß alle Personen eine Sprache reden, die ihrem Bildungsgrade entspricht und die ihre Muttersprache ist.

Zu den Bauernkomödien ist wol auch — wenigstens zum

größten Theil — das Röbeler Spiel zu rechnen, das sich in dem Gildebuch der Mecklenburgischen Stadt Röbel in einer Niederschrift aus dem ersten Drittel des 16. Jahrhunderts befindet und wohl von den dortigen Wollmachergesellen aufgeführt worden ist. Bauern und Städter halten in getrennten Gruppen, durch ein Heck geschieden, den Fastnachtstrunk. Auf beiden Seiten wird abwechselnd gesungen und gezecht. Die Städter haben ein vorzügliches Bier, das ihnen gut bekommt; dagegen wird das Gebräu, das sich die Bauern durch ihren Schulzen haben besorgen lassen, vom Magen verschmäht; und da sich die Trinker im Heck Erleichterung verschaffen wollen, stürzen die entrüsteten Städter auf sie los, um sie zu vertreiben. Ein Theil der betrunkenen Bauern bedeckt bald das Schlachtfeld, aber andere drängen vor zum Angriff auf die Städter. Nun wird Sturm geläutet, und der Dorfschulze, der mit anderen Bauern auf dem Plane erscheint, stiftet endlich Frieden.

Es wird noch ein Druck aus dem Jahre 1598 genannt: Ein schön nye Spill von Elsabe Knaben und Hans Spelman, von erem ehelikén Gerichtshandel, gar lustig un kortwylich tho lesen unde anthohören. Von einem Bado aus Minden ist noch ein Clawes Bur und von einem Gerhard von Haverland Gemeine Bicht der Prädicanten tho Soist.

Zuletzt sei noch eines Spieles erwähnt, das der Bischof Johann IV. von Hildesheim in der Fastnacht des Jahres 1520 dem von ihm im Jahre vorher bei Soltau besiegten auffässigen Stiftsadel zum Hohne von Bürgern seiner Stadt hatte aufführen lassen: Der Scheve Klot. (Mit diesem Namen bezeichnete man eine schräg zugespitzte Kugel, die ähnlich unserm Kreisel vermittelst eines Fadens in Bewegung gesetzt und dann vorwärts getrieben wurde.) Als Hauptpersonen treten auf ein Brillenmacher und zehn Buben. Jener, unter dem man sich den Bischof selbst vorstellen muß, kommt ins Land und legt seine Waaren aus, geräth aber bald mit einem der Buben, worunter die Gegner des Bischofs gemeint sind, in Streit. Da beschließen die Jungen, ihn zu verderben; und einer von ihnen verkleidet sich als Apostel und giebt vor, von Gott gesandt zu sein, um den Brillenmacher zu den anderen Aposteln zu führen. Durch diese List lockt er den Unglücklichen in die Mitte der bösen Jungen und sticht ihm da die Augen

aus. Aber ein Wunder giebt dem Brillenmacher das Gesicht wieder und läßt den Übelthäter erblinden. Dieser wird zum Schluß von seinem Opfer ins Wasser gestoßen und verspottet.

Hiermit ist die Liste der noch vorhandenen Fastnachtsspiele, deren Inhalt ich hier, um nicht zu sehr ins Weite zu gehen, nur skizziren konnte, erschöpft. Wir haben gesehen, daß diese Art von Belustigungen ganz besonders in Lübeck gepflegt wurde. Die Schwesterstadt Hamburg schien dazu berufen zu sein, das niederdeutsche Drama zur Weiterentwicklung zu bringen; und es läßt sich wohl annehmen, daß in dieser ursprünglich ganz und gar plattdeutschen Stadt schon während der letzten Periode der Lübecker Fastnachtsspiele die niederdeutsche dramatische Dichtung begonnen hatte, die Flügel zu regen. Zweifelsohne ist in Hamburg das Interesse für die mimische Kunst zuerst in den unteren Volksschichten lebendig gewesen. Und wie sich noch heutzutage die liebe Straßenjugend und der übrige Janhagel von dem Polichinell auf seiner primitiven Bühne mit ihrem Wagengestell belustigen läßt, so geschah es in früheren Jahrhunderten durch die Puppenspiele, die gar nicht wenig volksthümliche Poesie enthielten. Sie entwickelten sich im Laufe der Zeit zu dramatischen Darstellungen lebender Personen in leicht versetzbaren Bretterbuden oder auf größeren Dielen der Häuser, so nach Gaedertz in zwei Hamburger Wirthshäusern, in dem „Hof von Holland", einem berühmten Gasthause der Fuhlentwiete, und zwar hier in einer geräumigen Bude, und in dem „Holländer Oxhoft", einem Gasthofe auf dem Großneumarkt. Auch die verschiedenen Zünfte betheiligten sich schon damals an plattdeutschen Aufführungen, insbesondere an solchen von Fastnachtsspielen.

Auf den Vitulus und den Scriba, deren unbekannter Autor wohl sicherlich nicht unter den Geistlichen zu suchen ist, folgte in Hamburg einige Jahre später eine biblisch-dramatische Dichtung in plattdeutscher Sprache, die einen geborenen Hamburger, den Pastor Johann Koch zu Geesthacht, zum Verfasser hat. Das Stück führt den Titel: Elias. Eine Comoedia darinne begrepen ward dat Levendt, Prophetenampt, Wunderdade vnnd Hemmelvart des Propheten Eliä. Beschreven dörch Johan Kock. Hamborch. Gedrücket bey Hinrick Werner. Anno MDCXXXIII. Die Dichtung, die nach der Vorrede bereits drei Jahre vor ihrer Drucklegung zu Geesthacht

zur Aufführung kam, ist lang und breit ausgesponnen, überaus reich an Personen, aber fast ohne Handlung und somit mehr ein Epos als ein Drama. Wegen der vielen ermüdenden Längen war sie zur Aufführung nicht recht geeignet, weshalb sie auch wohl in Hamburg selbst nie zur Darstellung kam. Aber dennoch ist diese Komödie, richtiger Tragödie genannt, nicht ganz ohne Kraft und nicht bar poetischer Körner; und ganz besonders schätzenswerth ist sie wegen der korrekten plattdeutschen Sprache, deren sich Koch auch bei seinen Predigten und seinen kleinen Gelegenheitsgedichten mit großem Geschick bediente.

Noch bedeutender als Johann Koch ist sein Zeitgenosse und Amtsbruder Johann Rist, Pastor in Wedel, einem holsteinischen, Hamburg benachbarten Kirchdorfe. Geboren in Ottensen am 8. März 1607, verlebte er seine Knabenjahre zumeist in Pinneberg, wohin sein Vater als Prediger versetzt worden war. Nach einem Besuch der Lateinschulen in Hamburg und Bremen bezog er die Universitäten Rinteln, Rostock, Leipzig, Utrecht und Leyden, wurde dann zuerst Hauslehrer bei dem Landschreiber Sager in Heide und 1635 Pfarrer und Geheimer Kirchenrath in Wedel. Hier hat er als Seelsorger, hoch geachtet und von allen geliebt, bis zu seinem Tode am 31. August 1667 gewirkt. Rist erwarb sich durch seine ausgebreitete Kenntniß einen großen Ruf, weshalb er auch mit Ehrenbezeugungen aller Art überhäuft wurde. Kaiser Ferdinand III. verlieh ihm den Dichterlorbeer und später, unter Erhebung in den Adelstand, die Würde eines kaiserlichen Pfalzgrafen und hiermit das Recht akademische Würden zu ertheilen und andere Dichter zu krönen. Hiervon machte er auch ausgiebigen Gebrauch. Rist war Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft und des Pegnitordens, und er selbst stiftete im Jahre 1660 den Elbschwanorden, in dem er bald den Namen Daphnis, bald Palatin führte. Der Wedeler Pastor war ein erstaunlich fruchtbarer Dichter, dessen Schreibseligkeit von dem berühmten Zeitgenossen Philipp von Zesen durch ein Anagramm gefeiert wurde. Unter den Tausenden von kleineren und größeren Gedichten, die zum großen Theil schon in den Schuljahren geschrieben wurden, sind viele nichts als gewöhnliche Reimereien und deshalb vergessen, aber andere, ausgezeichnet durch schwungvolle Sprache und Gedankenfülle, bis auf unsre Zeit gekommen, und manche von diesen werden meinen Lesern aus

dem Gesangbuche bekannt sein. Aber hauptsächlich war Rist als dramatischer Dichter in hoch- und plattdeutscher Sprache thätig und als solcher für die Weiterentwicklung der dramatischen Poesie zu seiner Zeit von hervorragender Bedeutung. Der dreißigjährige Krieg brachte auch ihm und seiner Gemeinde manche Bedrängniß; aber aus der Fülle der erlebten Begebenheiten schöpfte er reichlichen und interessanten Stoff für viele seiner Dramen. Rist hat nach eigener Angabe dreißig dramatische Dichtungen verfaßt; nur noch fünf sind hiervon vorhanden und von diesen wiederum vier von großem Einfluß auf die Entwicklung des plattdeutschen Dramas; denn sie enthalten neben der überwiegenden Menge hochdeutscher Scenen auch solche in ausschließlich plattdeutscher Sprache. Der Dichter ließ in einem jeden seiner Stücke die auftretenden plattdeutschen Personen auch plattdeutsch reden; denn er meinte, — und gewiß mit Recht — „man müsse keine andere Art zu reden führen als eben diejenige, welche bei Personen, die auf dem Spielplatze erscheinen, üblich sei.“ Diese Ansicht ist für alle plattdeutschen dramatischen Dichter der nachfolgenden Zeit maßgebend geblieben.

Die vier Rist'schen Dramen mit ihren plattdeutschen Schalthandlungen, wie sie vom Dichter selbst genannt werden, haben die Titel: Irenaromachia, Das Friedjauchzende Teutschland, Perseus und das Depositionsspiel (Depositio cornuti typographici, d. i. Lust oder Freudenspiel bei Bestätigung eines Gesellen der Buchdruckerkunst). Zweifelsohne werden sich auch in den bisher noch nicht wieder aufgefundenen größeren Dramen, wie Herodes, Wallenstein, Gustav Adolph und Polymachia, plattdeutsche Schalthandlungen und komische Zwischenspiele gefunden haben.

Karl Theodor Gaedertz, der Verfasser des schon mehrfach erwähnten Buches über das niederdeutsche Drama, hat das große Verdienst, den Perseus, eines der besten der Rist'schen Dramen wieder aufgefunden zu haben, sogar an zwei Stellen, in den Bibliotheken zu Weimar und zu Wolfenbüttel. Ihm verdanken wir es also in erster Linie, wenn wir auch an dieser Stelle mit einer Schalthandlung in niederdeutscher Sprache bekannt werden. Der Inhalt dieser Scene ist ein amüsanter Liebeshandel zur Zeit des dreißigjährigen Krieges zwischen der Telsche, einem Mädchen aus dem Bauernstande, und verschiedenen Personen der Soldateska.

zur Aufführung kam, ist lang und breit ausgesponnen, überaus reich an Personen, aber fast ohne Handlung und somit mehr ein Epos als ein Drama. Wegen der vielen ermüdenden Längen war sie zur Aufführung nicht recht geeignet, weshalb sie auch wohl in Hamburg selbst nie zur Darstellung kam. Aber dennoch ist diese Komödie, richtiger Tragödie genannt, nicht ganz ohne Kraft und nicht bar poetischer Körner; und ganz besonders schätzenswerth ist sie wegen der korrekten plattdeutschen Sprache, deren sich Koch auch bei seinen Predigten und seinen kleinen Gelegenheitsgedichten mit großem Geschick bediente.

Noch bedeutender als Johann Koch ist sein Zeitgenosse und Amtsbruder Johann Rist, Pastor in Wedel, einem holsteinischen, Hamburg benachbarten Kirchdorfe. Geboren in Ottensen am 8. März 1607, verlebte er seine Knabenjahre zumeist in Pinneberg, wohin sein Vater als Prediger versetzt worden war. Nach einem Besuch der Lateinschulen in Hamburg und Bremen bezog er die Universitäten Rinteln, Rostock, Leipzig, Utrecht und Leyden, wurde dann zuerst Hauslehrer bei dem Landschreiber Sager in Heide und 1635 Pfarrer und Geheimer Kirchenrath in Wedel. Hier hat er als Seelsorger, hoch geachtet und von allen geliebt, bis zu seinem Tode am 31. August 1667 gewirkt. Rist erwarb sich durch seine ausgebreitete Kenntniß einen großen Ruf, weshalb er auch mit Ehrenbezeugungen aller Art überhäuft wurde. Kaiser Ferdinand III. verlieh ihm den Dichterlorbeer und später, unter Erhebung in den Adelstand, die Würde eines kaiserlichen Pfalzgrafen und hiermit das Recht akademische Würden zu ertheilen und andere Dichter zu krönen. Hiervon machte er auch ausgiebigen Gebrauch. Rist war Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft und des Pegnitordens, und er selbst stiftete im Jahre 1660 den Elbschwanorden, in dem er bald den Namen Daphnis, bald Palatin führte. Der Wedeler Pastor war ein erstaunlich fruchtbarer Dichter, dessen Schreibseligkeit von dem berühmten Zeitgenossen Philipp von Zosen durch ein Anagramm gefeiert wurde. Unter den Tausenden von kleineren und größeren Gedichten, die zum großen Theil schon in den Schuljahren geschrieben wurden, sind viele nichts als gewöhnliche Reimereien und deshalb vergessen, aber andere, ausgezeichnet durch schwungvolle Sprache und Gedankenfülle, bis auf unsre Zeit gekommen, und manche von diesen werden meinen Lesern aus

dem Gesangbuche bekannt sein. Aber hauptsächlich war Rist als dramatischer Dichter in hoch- und plattdeutscher Sprache thätig und als solcher für die Weiterentwicklung der dramatischen Poesie zu seiner Zeit von hervorragender Bedeutung. Der dreißigjährige Krieg brachte auch ihm und seiner Gemeinde manche Bedrängniß; aber aus der Fülle der erlebten Begebenheiten schöpfte er reichlichen und interessanten Stoff für viele seiner Dramen. Rist hat nach eigener Angabe dreißig dramatische Dichtungen verfaßt; nur noch fünf sind hiervon vorhanden und von diesen wiederum vier von großem Einfluß auf die Entwicklung des plattdeutschen Dramas; denn sie enthalten neben der überwiegenden Menge hochdeutscher Scenen auch solche in ausschließlich plattdeutscher Sprache. Der Dichter ließ in einem jeden seiner Stücke die auftretenden plattdeutschen Personen auch plattdeutsch reden; denn er meinte, — und gewiß mit Recht — „man müsse keine andere Art zu reden führen als eben diejenige, welche bei Personen, die auf dem Spielplatze erscheinen, üblich sei." Diese Ansicht ist für alle plattdeutschen dramatischen Dichter der nachfolgenden Zeit maßgebend geblieben.

Die vier Rist'schen Dramen mit ihren plattdeutschen Schalthandlungen, wie sie vom Dichter selbst genannt werden, haben die Titel: Irenaromachia, Das Friedjauchzende Teutschland, Perseus und das Depositionsspiel (Depositio cornuti typographici, d. i. Lust oder Freudenspiel bei Bestätigung eines Gesellen der Buchdruckerkunst). Zweifelsohne werden sich auch in den bisher noch nicht wieder aufgefundenen größeren Dramen, wie Herodes, Wallenstein, Gustav Adolph und Polymachia, plattdeutsche Schalthandlungen und komische Zwischenspiele gefunden haben.

Karl Theodor Gaedertz, der Verfasser des schon mehrfach erwähnten Buches über das niederdeutsche Drama, hat das große Verdienst, den Perseus, eines der besten der Rist'schen Dramen wieder aufgefunden zu haben, sogar an zwei Stellen, in den Bibliotheken zu Weimar und zu Wolfenbüttel. Ihm verdanken wir es also in erster Linie, wenn wir auch an dieser Stelle mit einer Schalthandlung in niederdeutscher Sprache bekannt werden. Der Inhalt dieser Scene ist ein amüsanter Liebeshandel zur Zeit des dreißigjährigen Krieges zwischen der Telsche, einem Mädchen aus dem Bauernstande, und verschiedenen Personen der Soldateska.

Jungfer Telsche hält die tapferen Vaterlandsvertheidiger arg zum Besten. Der Hauptmann Hans Knapkäse hat ihr seine Liebe geschworen. Sie will ihn auf die Probe stellen: Nu nu Herr Böuerste, ick truwe juwen Worden, seht hier hebbick einen Sack, will jy darin krupen, vnde my toh willen vnde gefallen man eene Nacht darinne schlapen, so will ick et woll balde marcken, effte ydt juw Ernst ys, vnde wer jy my van grundt juwes Harten leef hebbet.

Wohl oder übel versteht er sich dazu und kriecht in den Sack. Da kommt Prahlhans Lurco. Er ist entzückt, Telsche zu sehen, und schwört, daß er für sie gern durchs Feuer laufen werde. Das begehrt sie nun zwar nicht, er solle blos eine Nacht bei jenem Sacke Schildwache stehen, damit ihn Niemand wegnehme; sie habe darin ein lebendig Thier, aber er dürfe den Sack nicht öffnen und kein Wort reden. Der Liebhaber verspricht's, und Telsche sagt lachend bei Seite: Dat syn my ein pahr Narren auer alle Narren, de eene let sick dartho brüden, dat he in den Sack krupt, vnd de ander Geck steit darby vnde holt de Schiltwacht, dat ehn nemandt wegstelen schal. Man sühe dar, föhret nicht de Henger den Laban dar weeder her?

Ja, es ist Laban, der Rekrut, welcher seinem Hauptmann entlief. Er betrachtet sich als Bräutigam der wetterwendischen Schönen:

Süe dahr, süe dahr, Junfer, goen Dach genesk Gott, ja finne ick juw hier noch?

Telsche: Ja Laban, noch bin ick hier. Man segget my doch, wohr thom krancket bleue jy tohvören?

Laban: Wohr skullick bliuen? Dahr föhrede de grothe Vhle den schmachtigen Skrubbert den Hans Knapkäsen her, vnd de Narrenkop nam mick ins an vor ein gefrieter Capperal, man had ick so wahrliken vpperstede wat inner Handt hatt, alsk nu hebbe, he skull vor Angst de Brock vull scheten hebben, dat wulkem likers wol lauet hebben. Man höret doch min allerleueste Telsche, wehte jy ock noch wol wat jy seden, dat jy mick hebben wullen vnd jy mick ock nenen laugen Dach setten wullen?

Telsche: Ja Laban, datten weet ick noch jdel wol, man my dünket, jy wilt my man so wat tho hien fahten, dat iss doch juw Ernst nicht, dat kann ick sachte dencken, ick bin so dumm nicht.

Laban: I Junker Telsche, wo thom Knüvel sy jy so vnlöuisch, ick wul leuerst dat my de Kranckt halede, wan ickt nicht hartliken meene, löuet doch mynen worden, tiss by gotte min ernst.

Telsche: Nu Laban, ick wil yuw truwen, man einerley möchte jy my tho willen dohn, dar will ick yuw flitigen vmme beden hebben.

Laban: Wo ja van harten geren wilket dohn all wat jy man hebben wilt, wenket man weht.

Telsche: Nu nu, dat is recht. Seht doch ins min gude Laban, dahr steit vp günnen Orde ein Kerel, de heft ein Kalff im Sacke, vnd dat wull ick wol gerne van ehm hebben, man he will et nicht missen, doht jy doch dat beste, datt jy ydt van ehm krieget, mit gude edder mit quade. Ick weth wol, jy sündt ein dullen Düfel, de dar nicht veel nah fraget, jy seht wol tho, wo jy ydt maket, dat jy my dat Kalff herbringet.

Laban: Wo dat schal neen noht hebben, dahr will ick sachte mede tho rechte kamen, he skal my dat Kalff dohn, edder ick schla my mit ehm herdör, datter dat rode Sap na geiht. Dat Kalff is all min.

Telsche ad spectatores: Help Godt, dahr hebb ick de Narren tho hope stünnet, dar wart wol ein herlick Leuendt vth wahren. (Schleichet heimlich vom Platze.)

Laban ad Lurconem: Goien Dach, goien Dach Fründt.

(Lurco winket mit dem Kopfe, spricht aber kein Wort.)

Laban: Goien Dach jy Mann, höre jy nicht?

(Lurco winket abermals und sieht gar böse aus.)

Laban zeucht Lurco beym Aermel: Hört hier goie Fründt, wo dühr dat Kalff im Sacke?

(Lurco stößt ihn zornig zurück.)

Laban: Wo nu thom Düfel, wo yffet mit dy, wat schadt dick, bist du stumm, doh de Flabbe vp vnd sprick.

(Lurco stößt ihn abermals im Zorn zurück.)

Laban: Nu nu, schwieg du so lange als du wult minenthaluen, ick gah mittem Kalue dör.

(Laban greift nach dem Sacke, Hans zittert und bebet darin).

Lurco: Du Berenheuter, laß mier hie den Sack liegen, oder wir werden vns so darümb zerkeilen, daß die Hunde das Bluht mit hauffen lecken.

Laban: Wo du wult mick likers wol jo nicht freten, nu wilket likers hebben, vnd süe dat frage ick na dy. (Schlägt ein Schnippchen.)

Lurco: Dier sol gleichwol der Hencker baldt auf die Ohren fahren, wo du mich beginnest zu cujoniren.

Laban: Cujaneren hen, cujaneren her, ick gah mitten Sacke dör!

Das Ende ist natürlich, zur Belustigung der Zuschauer, eine Prügelei.

Nach einer Angabe auf dem Titelblatte ist der Perseus in dem Flecken Heide in Süderdithmarschen 1634 aufgeführt worden. Die Dichtung entstand also zu einer Zeit, wo sich ihr Autor noch als Hauslehrer abmühen mußte. Rist machte als Dichter bald Schule. Durch seine Stücke wurden u. a. Hermann Heinrich Scher aus Jever, der Magister Christian Rose von Mittenwalde und ganz besonders ein Hamburger, der anonyme und unbekannt gebliebene Verfasser zweier höchst realistischer Bauernkomödien, Teweschen Hochtydt und Tewesken Kindelbehr, zu dramatischen Arbeiten angeregt. Alle diese in der Rist'schen Manier geschriebenen Stücke enthalten auch die von Rist eingeführten komischen plattdeutschen Zwischenspiele.

Auch als Erfinder von Einlagen ausschließlich lyrischen Charakters wurde Rist vorbildlich. Zuerst finden sie sich, und zwar zu Anfang und zu Ende einer plattdeutschen Zwischenhandlung in dem Friedejauchzenden Teutschland, von dem wir wissen, daß es 1652 von Schülern des Lüneburger Johanneums aufgeführt wurde. In dem Gaedertz'schen Buche sind beide Lieder abgedruckt. Das eine beginnt mit der nachfolgenden Strophe:

Juchhei, juchhei, juch, wat geit id lustig tho,
wann ick so wat schlenter
hen nam Marketenter,
Und versupe Bot und Schoo,
dat füllt mi de Panssen,
So kan ick braaf dansen, ja dansen, ja dansen.

Das Schlußlied lautet:

So geid id frisk tho, so geid id frisk tho,
Versup ik de Föite, so hold ik de Schoo,

Hei lüstig krassibi,
De Bütte vul Tibi,
Dit moht ik in mine Panssen begraven,
So kan ik van Harten recht singen und daven.
Kradandi.

Springt lüstig doch fort, springt lüstig doch fort,
Spring Jachim, spring Tonnies, spring Siemen, spring Kohrt,
Spring Mewes, spring Benke,
Spring Göbke, spring Leenke,
Springt, dat jück de Buuk rechtschapen mocht beven,
Kradandi, kradandi, so möchte wi leven!
Kradandi!

Nu pipe dat Wif, nu pipe dat Wif,
Min fründlike Schwager, so krig ik neen Kief,
Lat fleegen, lat ruschen,
Ik moht einmahl tuschen,
Kradandi, kradandi!

Das Friedejauchzende Teutschland, das für Rist's reiffste dramatische Schöpfung gehalten wird, bildet mit seinen lyrischen Einlagen gewissermaßen den Übergang zu den nun zur Herrschaft gelangenden Opern und Singspielen, deren Abfassung sich alsbald viele Dichter zuwandten. Die Heimath der Oper ist bekanntlich Italien, wo sie gegen Ende des 16. Jahrhunderts durch Giacomo Peri's Dafne begründet wurde. Während des 30 jährigen Krieges kam sie nach Deutschland herüber, wo sie zuerst und ganz besonders in Hamburg gepflegt wurde. Hier traten auch unter der Ägide des Herzogs von Holstein Reinecke der Organist zu St. Katharinen, der Licentiat Lütgens und der reiche Rechtsgelehrte und spätere Senator Gerhard Schott zusammen und ließen am Gänsemarkt das Opern- und Schauspielhaus erbauen. Es wurde 1678 eröffnet.

Die meisten der hier aufgeführten Opern und Singspiele waren freilich in hochdeutscher Sprache geschrieben; aber nach Gaedertz' Angabe sind von etwa 300 Opern wenigstens 17, wenn auch nicht gerade ganz in plattdeutscher Sprache geschrieben, so doch mit plattdeutschen Liedern, sogenannten Arien, versehen gewesen. Zuerst und schon in ganz ausgezeichneter Weise geschah dies 1686 in dem Unglücklichen Cara Mustapha, dessen Inhalt von der Belagerung Wiens durch die Türken handelte. Die

Musik dieses Stückes rührte von dem Componisten Franck her, der Text von dem damaligen Advokaten und späteren Hamburger Bürgermeister Dr. iur. Lucas von Bostel. Eine der besseren Aria darin, die den Couplets unserer heutigen Possen nicht sehr unähnlich sieht, handelt davon, wie jemand leicht zu Malheuer kommen, in Ungemach gerathen oder betrogen werden kann, und schließt ihre Strophen mit dem Refrain: „Ach, wo bin ick bedragen!“ Hier eine kleine Probe davon:

Aria.

1.

Wer sick up dat Water gifft
Und nich versteit den Wind,
Wen de Lust tho Freyen drifft,
Ehr he sick recht besint,
De ward gar bald, doch veel tho laet,
Berouen sine dumme Daet
Und jammerliken klagen:
Och, wo bin ick bedragen!

2.

Wenn de Frauw tho jedertydt
Sick na der mode fleyt,
Immer uth dem Finster süth,
Offt uth- schlickfegen geyt,
Dortho ook Hoet und Büxen drigt,
De Mann nich gnoeg tho eten krigt,
Wo ward Jan Gatt denn klagen:
Och, wo bin ick bedragen!

Allerliebst ist eine plattdeutsche Scene in einer fast gleichzeitigen Oper, betitelt Der Mächtige Monarch Der Perser Xerxes, in Abidus, deren Verfasser der Hamburger gelehrte Licentiat beider Rechte Christian Heinrich Postel war. Hier tritt ein Page als Liebesbote in der Verkleidung einer mit Blumen handelnden Vierländerin auf, die ihre Waare mit den folgenden Worten anpreist:

Köep ji nich Blohmen un Rückelbüsck?
Ey kamet und köepet, se rückt so schön,
Ji könt se tosamen ümsünst besehn.
Ick heb se erst plücket, se sünt noch frisck,
Köep ji nich Blohmen un Rückelbüsck?

Ergötzlich ist auch ein anderes Lied in diesem Stücke, die Aria von der Freierei.

Aria.

1.

Wat maket doch de Friery
In düsser Welt vor Töge,
Den jungen ist een Leffely,
Den ohlen ist een Höge.
De Amm friet gern, de Lütke-Magd
Dat Fryen ock nich quat behagt,
De Fruw mag noch so kieven,
De Köckſche let't nich blieven.

2.

Vor düssen wort de Jögd vermahnt
In Tüchten un in Ehren,
Nu wät't se all wor David wahnt,
Man dröft jem nich mehr lehren.
Se sünt so kloock, man schult nich löſn,
Jüm growt se möet to lange töon.
Se lat't an allen Warcken
Sick Näſe-wies vermarken.

Das Lied hat noch zwei Strophen mehr und ist in der Geschichte der Oper insofern von besonderer Bedeutung, als es, wie Gaedertz berichtet, die erste Aria in niederdeutscher Sprache war, die im Opernhause am Gänsemarkt zu Hamburg gesungen wurde.

Eine andere Oper aus derselben Zeit führt den Titel Pyramus Und Thisbe, Getreue und fest-verbundene Liebe. Der Text dieses von Joh. Sigmund Kusser in Musik gesetzten Stückes rührt von einer Excellenz mit Namen Schröder her, einem Manne, dem man nachrühmt, er sei ein reicher und angesehener Mäcen gewesen. Auch in diesem Stücke wird die „Leffeley" gepriesen, sogar als das Süßeste auf der Welt.

1.

Wat is in der Welt up Erden
Soeter as de Leffeley,
Averst man hört aller Oerden,
Dat dat Leffeln is as Brey,
Heet as Fuer, Herr, löret my,
Dar ſunt duſend Sorgen by.

2.

Erstlich mut man sick fien bögen,
Gahn hen na der söten Brut,

Und den Steert allmodisch rögen,
Sprecken: harten wacker Crut!
Un wenn man dat hefft gedahn
Let se en denn noch wohl stahn.

In einer andern kleinen Arie derselben Oper preist Schröder die Süßigkeit des Küssens:

1.

Ey da schmeckt so soet as Zucker
Ja ick byn en Cotisan
De dat Schnabeln ardig kan,
Un darbi en goden Schlucker,
Löoet my by miner Crön
Ick hol veel van Löffelee.

2.

Ick mut et noch en mal wagen,
Denn et schmeckt ferwahr so söet
Als gebraden Lämmer Föet,
Twart dy sülfft ock wohl behagen.
Drum holt my dien Mündken still,
Wenn ick dy ins pipen will.

Die Schröder'sche Dichtung erschien 1694. Nun trat aber in Hamburg in der edlen Kunst, Opern zu dichten und aufzuführen eine lange, mehrjährige Pause ein, und zwar infolge eines Streites zweier Hamburger Pastoren. Es hatte nämlich der bekannte, gelehrte und sophistische Professor Dr. Johann Friedrich Mayer, Postor zu St. Jacobi, seinen Amtsbruder am St. Nicolia, Johann Heinrich Horbius, wegen Irrlehre auf das Wüthendste angegriffen. Fast die ganze Stadt betheiligte sich an dem Streite; pro und contra erschienen Pasquille und Flugblätter in Prosa und Versen; und so wurden alle anderen Interessen auf zehn Jahre in den Hintergrund gedrängt. Doch endlich wurde der Friede wieder hergestellt, allerdings erst nach einer Demüthigung des Senates durch den streitbaren Pastor Mayer, und nun parodirte der Licentiat Barthold Feind diesen ebenso merkwürdigen wie schmachvollen Streit in einem satyrischen Drama, das den Titel führt: Das verwirrte Haus Jakob oder Das Gesicht der bestrafften Rebellion an Stilike und Lütze. Schau-Spiel, auf dem Naumburgischen Theatro in der

Petri-Paul-Messe 1703 aufgeführet. Stilike und Lütze sind zwei der hauptsächlichsten Rädelsführer in dem Streit der Jacobiten mit den Angehörigen des Nicolai-Kirchspiels.

Nun kam auch wieder die Oper ins Blühen. Im Oktober 1704 wurde die Bühne mit der Oper Die betrogene Staats-Liebe, Oder die Unglückselige Cleopatra Königin von Egypten eröffnet. Der Verfasser des Textes war Friedrich Christian Feustling, geboren um 1678 zu Stellau bei Itzehoe, gestorben den 3. Februar 1739 als Pastor zu Tolk in Angeln. Johann Matheson, ein bekannter Hamburger Componist, lieferte die Musik. Hier ein Pröbchen aus einer Arie dieser Oper, in der die Herrschsucht der Weiber geschildert wird:

Wat stellt sick doch en Deren
Vertwiefelt hillig an?
Un kumt se eerst tum Mann,
So will se stracks regeren:
Da heet et bald: Du arme Blot,
Nimm du de Schört, giff my den Hot,
Ick will in allen Saken
Et uht der Wyse maken.

Noch drei Strophen ähnlichen Inhaltes werden zum Besten gegeben; wir wollen davon noch die zweite hierhersetzen:

Da geit et an tum mäkeln,
Da is bald dit, bald dat,
De Krancket weht nich wat
Darämer se mut kekeln!
Da is dat Aas so Super-klok,
Dat ok des Mannes Prük un Brok
Vor eren Schnack un Kiven
Nich unvexert kan bliven.

Weitaus werthvoller und von größerer Bedeutung für die Geschichte der niederdeutschen Schriftsprache ist das nächstfolgende gleichfalls in Hamburg erschienene und hier wiederholt aufgeführte Stück Der Angenehme Betrug, oder: Der Carneval von Venedig. Die Musik dazu rührt von Keiser und Graupner her; wer die plattdeutschen Verse geliefert hat, weiß man nicht bestimmt, man nennt zwei Autoren: Meister und Cuno; nach Gaedertz ist es zweifellos Cuno, ein Kassirer der Hamburgischen Bank. Dieser Carneval von Venedig war eines der beliebtesten

aller Hamburgischen Fastnachtsspiele; über 30 Jahre gehörte er dem Repertoire des Theaters auf dem Gänsemarkte an, und es dürfte seine große Beliebtheit vor allem seinen plattdeutschen Scenen und Liedern zuzuschreiben sein. Auch Lessing, der überhaupt zum plattdeutschen Drama eine freundliche Stellung einnahm, erwähnt ihn. Die plattdeutschen Scenen dieser Oper führen uns einige Hamburger vor, die in ihrer altstädtischen Tracht eine Reise nach Venedig unternommen haben und im Begriffe stehen, an dem dortigen Carneval theilzunehmen. Trina, die flotte Hamburger „Köksch", die sich an einen alten, aber reichen Liebhaber hängt, der sie heirathen will, singt zuerst das zu einer gewissen Berühmtheit gelangte Klagelied der Hamburger Deerens und nachher jenes Spottlied auf ihren hochbetagten Liebhaber, für den sie sich bald einen ausreichenden Ersatz zu verschaffen hofft. Hier zunächst ein paar Strophen aus ihrem Klagelied;

1.

WAt ward uns armen Deerens suer,
Um Kost und Kleer to winnen,
Gewiß man drillt uns up de Duer
Mit schüren, neyen, spinnen.
Dat Lohn ist höchstens dörtich Marck,
Forwahr dat is een groten Quarck,
Doch 't best is, dat darneven
Noch Accedentzen geven.

2.

Dat Winachts, Brutstück, Umhangs-Gelt
Dat mut uns noch wat bringen,
Wär dat nich, so wärt schlicht bestellt,
Wie wörren kahl upspringen.
De Fruens sülfft sünt Dorheit full'
Un krigt upstä so dulle Schrull,
Wie schölt so gaen in Kleeren,
Als off wi Jungfern weeren.

3.

Ick segg dat Lohn is man een Quark,
Nu wi möt Huven drägen
Van twintig, ja van dörtig Marck.
Sünt wi nich angeflegen,
So süet uns nich en Slüngel an,
Wenn wi by unsen Jungfern gaen,
De Fruw segt sülfft: wat Farcken
Geit by my her tor Karcken.

Dieses „Köfschenleed" zählt sechs Strophen; wir wollen auf den Rest verzichten und statt dessen eine kleine Probe von dem anderen Liede geben. Trintje giebt sich darin als eine kleine niederträchtige Creatur zu erkennen, die dem alten, reichen Severin ein Paar prächtige Hörner bescheren will:

> Wo will ick em strakeln, wo will ick em plegen,
> Ick will em den Mantel (un Büdel) utfegen,
> Heb ick erst sin Geldken, so mag he man starven,
> So kan ick bym Olden een Jungen erwarven.
>
> Seht wo sick myn Oole kan strüwen und bögen,
> Doch haap ick nich dat ick by em will verdrögen,
> Dat Mark is verschwunden, ick krig man den Knaken,
> Doch meen ick, ick will dar noch Dahlers uthstaken.

Die alte sassische Sprache fand beim großen Publicum, wie uns dies Gaedertz in seinem Buche näher darlegt, immer größeren Anklang, so daß die Hamburger Oper den Versuch wagen konnte, ein vollständig im niederdeutschen Idiom geschriebenes Singspiel zu geben: Die lustige Hochzeit, Und dabey angestellte Bauren-Masquerade. Als Componisten dieser Oper nennt man ebensowohl Keiser und Graupner wie den berühmten Händel. Den Text lieferte höchst wahrscheinlich Cuno. Das Stück ist noch deshalb besonders bemerkenswerth, weil es den Übergang bildet von den Opern und Singspielen zu den Hamburger Localpossen, deren Blüthe allerdings zwanzig Jahre später eintrat.

Trotz des außerordentlichen Anklanges, dessen sich die lustige Hochzeit erfreute, ging in den nächsten Jahrzehnten keine im Hamburger Platt geschriebene Novität auf dem Theater am Gänsemarkte in Scene. Dagegen finden wir in zwei Opern des Schwaben Johann Ullrich von Königs je eine plattdeutsche Arie. Von diesen beiden Einlagen ist die eine, die sich in der Oper Heinrich der Vogler, Hertzog zu Braunschweig findet, ein Loblied auf die Stadt Hamburg. Die erste Strophe, der noch zwei andere folgen, lautet:

> O du goode leeve Stadt
> Vor veel dusend Städten,
> Da ik my kan dick un satt
> Jn Swins-Braaden freeten
> By dem besten Rhynschen Wien:

O dat haget ja recht fien
Mynen schlappen Magen.
Braaden de fett Neeren-Talg
Wien kan uth den Kopp un Balg
Alle Sorgen jagen.

Vor den Aufführungen in Hamburg im Jahre 1719 hatte das Stück bereits im fürstlichen Theater in Braunschweig Triumphe gefeiert. Da lautete natürlich die Arie anders; sie war ein Lobgesang auf Mumme und Schlackwurst. Die erste Strophe hatte den Text;

Brönsewick du leife Stadt
Vor vel dusend Städten,
Dei sau schöne Mumme hat,
Da ick Worst kan freten,
Mumme schmeckt manchmal sau fien
Ass' Tockay un Mossler Wien,
Schlackworst füllt den Magen;
Mumme fettet Neeren-Talg,
Kann dei Winne uht den Balg
Ass' ein Schnaps verjagen.

Noch in einer dritten Oper aus der Zeit von 1709 bis 1729 findet sich ein wenn auch nur kleines niederdeutsches Lied; sie ist von Telemann componirt und dem in Burg auf Fehmarn geborenen Joachim Beccau gedichtet; ihr Titel lautet: Das Ende der Babylonischen Monarchie. Die kleine Arie heißt:

Verleefter is nix in der Welt
As de verföhrschen Frouwen,
So kühm un blöd as se sick stellt,
Sind se doch nich tho trouwen.
Se seggen Zipp! un prühnt de Mund
Un denken doch im Hartens-Grund:
Ick klopp dy gern de Backen,
Hadd ick dy man tho pakken.

Die alte Operneinrichtung hatte sich überlebt, und als ein glücklicher Fortschritt darf das Hinabsteigen in die vaterstädtischen spießbürgerlichen Verhältnisse betrachtet werden. Diesen Schritt that Johann Philipp Prätorius, der in Elmshorn 1696 geboren wurde und als Hof- und Regierungsrath in Trier 1766 starb. Seine beiden von Keyser componirten Stücke, der Hamburger Jahr-Markt und die Hamburger Schlachtzeit, die

zugleich die ersten und ältesten niederdeutschen Localpossen sind, bedeuten für das Theater auf dem Gänsemarkt, wo sie im Jahre 1725 zur Aufführung kamen, den Höhepunkt des niederdeutschen Dramas. Diese Opern haben viel Staub aufgewirbelt; sie gaben Spiegelbilder Hamburger Zustände und waren darum namentlich bei der niederen Volksklasse und dem mittleren Bürgerstande sehr beliebt. Dagegen mißfielen sie der hohen Obrigkeit sehr, und als die Hamburger Schlachtzeit „zum andern Mal gespielt werden sollte, lief ein Verbot von der Obrigkeit ein, und ein Gerichts-Unter-Diener riß die angeschlagenen Zettel wieder ab."

Aber trotz dieses starken Widerspruchs von oben trat Prätorius schon im Jahre 1726 mit einer neuen Posse auf den Plan: Buchhöfer der Stumme Printz Atis. Eine besondere Bedeutung hat dieser kleine Schwank eigentlich nicht; aber er erzielte als Parodie auf Lucas von Bostel's berühmte Oper Crösus einen nicht geringen Erfolg. Doch mehr gefiel wohl ein von Prätorius verfaßtes und von Telemann componirtes Festspiel „Das jauchzende Großbrittannien, An dem höchst-feierlichst begangenen Hohen Crönungs-Feste Ihr. Königl. Majestät Georgii, des II. Und Wilhelminae Carolinae, Königs und Königin von Groß-Brittannien u. s. w. Der Titel ist noch um einige Zeilen länger, und man sollte bei der Eigenart dieser bestellten und pomphaften Huldigung kaum eine so herzliche und einfach gemüthliche plattdeutsche Scene erwarten, wie es die ist, welche uns Gaedertz a. a. O. mittheilt.

Ein neuer Textdichter erstand in dem sonst unbekannten C. W. Hak oder Hake(n). Von ihm rührt ein von Telemann in Musik gesetztes und im Juni 1727 zuerst unter vielem Beifall aufgeführtes, zum großen Theil niederdeutsches Nachspiel: Die Amours der Vespetta, Oder der Galan in der Kiste.

Die letzte Opernnovität, worin eine plattdeutsche Rolle vorkommt, war wieder von Prätorius verfaßt und von Telemann componirt. Sie führt den Titel: Die verkehrte Welt, In einer Opera comique auf dem Hamburgischen Schau-Platze vorgestellt. Im Jahr 1728 und ist eine nach le Monde renverse von Le Sage und Dorneval bearbeitete beißende Satyre auf die damaligen Hamburgischen Sitten. Das

Stück machte großes Glück, auch in Berlin, wo man von Alters her den Dialekt auf der Bühne gern hörte.

Von nun an wurden in „de ole plattdütsch Moderspraak", die ein halbes Jahrhundert auf dem Theater am Gänsemarkte ertönte, keine neue Oper mehr verfaßt; man begnügte sich vielmehr mit Wiederholungen der zugkräftigsten Singspiele. Doch auch hierin trat bald eine Stockung ein. Jetzt nahm sich die Hamburger Gelehrtenschule unter ihrem Rector Johann Samuel Müller (1732—1773) des heimischen Dialektes an; es wurden nämlich in die damals üblichen Schülerkomödien Scenen in plattdeutscher Sprache aufgenommen. Aber diese niederdeutschen Zwischengespräche, die wohl kaum Bezug auf Handlungen, wie sie etwa Sokrates Tod darbietet, haben konnten, verschwanden bald wieder, und es traten nunmehr in den historischen Schulkomödien römische Jünglinge, Soldaten und Diener als komische Figuren auf.

Und dennoch hatte es mit der Muttersprache der Hanseaten keine Noth. Denn schon 1740, nachdem zwei Jahre vorher die plattdeutschen Redeübungen des Rector Müller verboten worden waren, erschienen holländische Komödianten in Hamburg und führten in der bekannten „Komödienbude" in der Neustädter Fuhlentwiete ihre heimischen Stücke auf. Mit einem vom holländischen Residenten gedichteten Vorspiele, worin über das Verhältniß beider Völker und Sprachen — der Holländischen und der Niederdeutschen beziehentlich ihrer Idiome — disputirt wurde — begannen die Vorstellungen, die vielen Zuspruch fanden.

Durch diese holländischen Komödianten wurde gleichsam der Übergang von den niederdeutschen Opern und Singspielen zu dem regelrechten niederdeutschen Schauspiel vermittelt und gerade früh genug, denn zu jener Zeit betrat der eigentliche Begründer der deutschen Schauspielkunst, Hans Konrad Dietrich Ekhof — geboren zu Hamburg den 12. August 1720, gestorben zu Gotha den 16. Juni 1778 als Director des Hoftheaters — die weltbedeutenden Bretter. Dies geschah unter der Direction des Johann Friedrich Schönemann, der als Hannoveraner mit der niederdeutschen Sprache nicht unbekannt war und im richtigen Verständniß für die poetische Schönheit dieses Dialektes der Entwicklung der plattdeutschen Dichtung durch Aufführung von Stücken mit plattdeutschen Rollen gern Vorschub leistete. Und in derartigen Rollen war nun Ekhof un-

übertrefflich und somit fast bahnbrechend für die niederdeutsche Schauspielkunst. Er war der Vorgänger und das Vorbild für andere ihm nacheifernde, bedeutende Mimen auch in plattdeutscher Sprache, so für Borchers, Costenoble, Borsmann und Karl Schultze, diese Skala mustergültiger niederdeutscher Theatertypen, wie Gaedertz sagt.

Die erste plattdeutsche Rolle, in der Ekhof auftrat, wird wohl die des „Rentenierers" Grobian in dem von dem Hamburger Buchhalter Heinrich Borkenstein verfaßten Lustspiel Der Bookesbeutel gewesen sein. Es war dies ein Lokalstück, das lächerliche Gewohnheiten, tief einwurzelnde Mißbräuche und Vorurtheile sowie den Schlendrian im gesellschaftlichen Leben und in der Verwaltung, den sogenannten Booksbüdel (Buchbeutel) durchhechelte. Das Stück erlebte neunzig Wiederholungen. Dann feierte Ekhof Triumphe als Lehrbursche Heinrich in der niederdeutschen Bearbeitung von Ludwig Holbergs politischem Kannengießer: „De Politsche Kannengehter uut Holbergs dänischem Schuu-Platz bii Winter Aavends-Tid äversett in sine eegene Fruu-Mooder Spraak". Vielleicht noch größeren Beifall erntete Ekhof als Jürge im Bauer mit der Erbschaft, einer von dem Schauspieler und Schauspieldichter Johann Christian Krüger (1722--1750) herrührenden und von Lessing in seiner Dramaturgie lobend besprochenen Bearbeitung eines französischen Lustspiels. Krüger schuf bald darauf — 1750 — eine neue Glanzrolle für Ekhof, und zwar die des Herzogs Michel in dem gleichnamigen Lustspiel. Nach Krügers Tod mußte sich der große Mime seine plattdeutschen Rollen selbst schreiben, und er that dies mit vielem Geschick. So entstand die höchst gelungene Figur des Gärtners Mathurin in dem Stück Das Blinde-Kuhspiel nach der in Paris beliebten Komödie Le galant jardinier von d'Ancourt und die des Klas, des Bruders des geadelten Wucherers in der Farce Der Wucherer als Edelmann.

Im Jahre 1764 verließ Ekhof Hamburg, um unter der Direktion Ackermann's in Hannover zu spielen. Doch 1767 kehrte er nach Hamburg zurück. Hier hatte Ackermann 1765 für die von ihm als dem „Prinzipal" geleitete Gesellschaft ein neues Schauspielhaus an der Stelle des alten Theaters am Gänsemarkt erbauen lassen. Da aber die Kassenerfolge den Hoffnungen nicht

entsprachen, so freute man sich, als eine Genossenschaft Hamburger Kunstenthusiasten das Theater 1767 übernahm und unter der Direction des Literaten Johann Friedrich Löwen als Nationaltheater wieder neu aufleben ließ. Der Gebildete kennt die Geschichte dieses ganzen Unternehmens, das trotz Lessing's dramaturgischer Thätigkeit daran kaum national gewesen ist. Doch konnte es sich rühmen, in seinem Personal die ersten und besten schauspielerischen Kräfte zu besitzen, und unter diesen stand Ekhof oben an. Im Jahre 1771 schon erlag das Nationaltheater der Concurrenz französischer Komödianten, und Ekhof kam als Hofschauspieler und Director nach Gotha. Hier wurde 1777, wenige Monate vor seinem Tode, das letzte Stück mit einer plattdeutschen Rolle gegeben, Der verliebte Werber, und der Knecht Lucas darin wird wohl in dem großen Mimen einen trefflichen Repräsentanten gehabt haben.

Nachdem das berühmte Nationaltheater eingegangen und auch die Zeit seiner großen Mimen vorüber war, wurde in einem langen und schmalen Hofe der Steinstraße von einer Witwe Handje, der Besitzerin einer von den Franzosen ausgewirkten Schauspielconcession das Steinstraßentheater erbaut und 1818 feierlich eröffnet. Sehr schnell wurde diese Bühne, auf der man zunächst Ritterschauspiele und Stücke im Kotzebue'schen Genre aufführte, eine Heimstätte für die schon fast dem Untergange nahe, aber wieder neu auflebende plattdeutsche Muse. Von Stücken, worin plattdeutsche Rollen vorkamen, gab man im Steinstraßentheater zuerst Hans von Zanow oder der Landjunker in Berlin ein Originallustspiel in fünf Aufzügen von Johann Christian Brandes, einem Stettiner von Geburt. Das Stück war damals nicht neu, sondern schon 1785 auf dem Hamburger Stadttheater zum ersten Male aufgeführt worden. Nach mehreren Wiederholungen dieses Lustspieles, ging im März 1799 ein anderes Stück in Scene: Glück bessert Thorheit, eine nach dem Chapter of accidents der Miß Lee verfaßte und um eine plattdeutsche Rolle bereicherte Komödie des berühmten Friedr. Ludw. Schröder, der diesen Fünfakter schon 1781 auf seine Bühne gebracht hatte.

Bald sollte man auf dem Steinstraßentheater auch plattdeutsche dramatische Neuheiten sehen; ja es erstand dieser Bühne ein Dichter, der mit seinen niederdeutschen Originalstücken jene

beiden anderen in den tiefsten Schatten stellte. Es war dies der berühmte Niklaas Bärmann, geboren am 19. Mai 1785 in Hamburg und hier am 1. März 1850 gestorben. Vom einfachen Kaufmannslehrling arbeitete er sich durch Selbstunterricht zu einem angesehenen Dichter in hochdeutscher und plattdeutscher Sprache empor, dem später sogar in Anerkennung seiner Leistungen der Doctortitel und die Magisterwürde verliehen wurden. Nur Bauern traten in seinen Stücken auf, und deshalb nannte er diese auch Burenspillen. Das erste von diesen führt den Titel: Kwatern. Es hatte, bevor es am 5. Januar 1823 die erste seiner vielen mit großem Beifall aufgenommenen Aufführungen auf der Bühne des Steinstraßentheaters erlebte, bereits am 4. Februar 1821 auf dem Hamburger Stadttheater das Lampenlicht erblickt. Auch das zweite Burenspill, Windmööl und Watermööl, ein überaus lustiger Einakter, erfreute sich einer außerordentlichen Beliebtheit. Dann folgten noch: De drübbe Fyrdag, Stadtminschen un Buurenlüüd und Freud up un Truwr dahl; von diesen ist das zweite, aus drei Akten bestehende und nach einer Kotzebue'schen Dichtung geschriebene Stück, nicht ausschließlich plattdeutsch. Die Bärmann'schen Lustspiele sind sehr bühnenwirksam. Der Dichter hat die Charaktere dazu in urwüchsiger Frische dem Volksleben entnommen. Aber auch durch gesunden Humor, gewandten Dialog und eine ungezwungene, natürliche Handlung sind diese Stücke ausgezeichnet. Die besten davon, wie Kwatern und Stadtminschen un Buurenlüüd, sind auch heute noch nicht ganz vom Repertoire verschwunden.

Das Steinstraßentheater, noch immer im Besitze der Frau Handje mit ihrer Concession, aber im Laufe der Jahre unter den verschiedensten Directoren, befand sich im Jahre 1829 in etwas bedrängter pecuniärer Lage, wurde aber daraus durch einen Haupttreffer, Das Fest der Handwerker von L. Angely, gerissen. In diesem reizenden Einakter mit Gesang, wie er in Hamburg gegeben wurde, waren einzelne Rollen der Handwerker, namentlich die des Schlossers Puff ins Plattdeutsche und ins Hamburgische umgesetzt. Noch wichtiger und bedeutungsvoller für die Weiterentwicklung des Steinstraßentheaters war der im Herbste 1831 erfolgte Eintritt von Chéri Maurice in die Direction, die er gemeinsam

mit dem Schwiegersohne der Frau Handje, Caßmann, der sie vorher allein innehatte, führte. Der neue Director war schon seit 1829 der Leiter im St. Georger Tivoli, einem seinem Vater gehörenden sehr beliebten Vergnügungslocale. Hier wurde während des Sommers gespielt, während das Steinstraßentheater, das sich seit October 1834 Zweites Theater nannte, im Winter geöffnet war. Von hier an datirt die Blüthezeit des plattdeutschen Lustspieles und der Hamburger Localposse. Im Juli 1832 wurde im Tivoli zum Benefiz Karl Hechner's ein wahrscheinlich von dem Beneficiaten selbst verfaßter und viel beklatschter Einakter gegeben, Deenst-Deerns-Driefwark. In dieselbe Zeit fällt August Lewald's anmuthige Liederposse Hamburger in Wien. Auch dieser Einakter hat dem Publikum des Steinstraßentheaters sehr gefallen und selbst am Stadttheater verdienten Beifall gefunden.

Sensationellen Erfolg errang der Komiker August Meyer mit seiner Travestie der Meyerbeer'schen Oper Robert der Teufel: Der arme Teufel oder des Pastetenbäckers Leben, Thaten und Höllenfahrt. Dieses Lokalstück wurde im Januar 1833 zum ersten Male aufgeführt und fand so viele Wiederholungen, daß schon am 13. April zum Besten der Armen die 50. Vorstellung stattfinden konnte.

Aber August Meyer's Parodie sollte noch übertroffen und durch eine in ihrer Art gediegenere und witzigere zurückgedrängt werden. Deren Verfasser war ein sehr talentvoller junger Mann, Namens Jacob Heinrich David, ein Commis in irgend einem Geschäfte eines Hamburger Handlungshauses. Er war am 19. August 1812 in Hamburg geboren und endete daselbst am 9. Februar 1839 durch Selbstmord, wie man sagt, infolge der Intriguen mißgünstiger Litteraten. David war der weitaus bedeutendste dramatische Dichter in der niederdeutschen Sprache während jener Zeit. Schon im April 1830, als er noch nicht 18 Jahre alt war, kam im Steinstraßentheater eine Posse von ihm, Burdeerns Trü, zur Aufführung. Wenn nun auch dieses Stück nicht gerade sonderlich ansprach, so verrieth es doch ein nicht geringes Talent. Aber da ging fünf Jahre später, am 16. Februar 1835, Gustav oder: Der Maskenball zum ersten Male über die Bühne. David nannte sich nicht auf dem Theaterzettel als Verfasser; erst als er den ungeahnten Erfolg dieser Parodie

und sich selbst als dramatischen Dichter anerkannt sah, lüftete er den Schleier. Kein anderes plattdeutsches Theaterstück dieser Zeit stand so hoch in der Gunst des Publikums wie Gustav; im Jahre 1839 fand die 150. Aufführung statt, und wie tief die Parodie ins Volk gedrungen, davon macht uns Gaedertz einige Mittheilungen.

Ein anderer und gleichfalls noch anonym erschienener Schwank David's, Alldagbuhn, in dem, wie in Beckmann's Berliner Nante im Verhör, ein plattdeutsch redender Eckensteher charakteristisch hervortritt, ging im August 1835 zum ersten Male über die Bühne, fand aber nur so geringen Anklang, daß er nach einer einzigen Wiederholung bald verschwand.

Das beste aller David'schen Stücke und zugleich das beliebteste und bekannteste von allen ist das nach dem Französischen verfaßte Vaudeville Eine Nacht auf Wache, ein an übersprudelndem Humor reiches Volksstück, das sich auch wohl noch heutigen Tages auf dem Repertoire der plattdeutschen Bühne findet. Das Stück behandelt das nächtliche Thun und Treiben in einer Wachtstube versammelter Bürgergardisten, bei denen die Beobachtung der Subordination gleichsam nur auf freundschaftlichem Vertrage beruht.

Die plattdeutsche Mundart, deren sie sich bedienen, verleiht der ganzen Unterhaltung etwas Gemüthliches, das einem Hamburger Ohre nicht wenig zusagt. Aber außerdem fehlt es nicht an Auftritten, die von der ergötzlichsten Wirkung sind, z. B. die mit großer Naturwahrheit dargestellte Unruhe eines Patrioten, der bei einem heftigen Wortwechsel auf den Tisch springt, um sich den Rücken zu decken, einem zu escortirenden Gefangenen die von der eigenen Herzensangst dictirte tröstliche Versicherung giebt, ihm nichts zu Leide thun zu wollen, und beim unvermutheten Lautwerden der großen Trommel vor Schreck von der Bank fällt. Nicht minder drollig ist der Einfall, einen so eben als Arrestanten eingebrachten Gauner mit vereinten Kräften aus der Wachtstube wieder nach der Straße hinauszuwerfen, weil er sich insolent beträgt. Die Nacht auf Wache wurde am 30. December 1836 zum ersten Male gegeben und erlebte unzählige Wiederholungen und zwar nicht nur auf den Bühnen Hamburgs, sondern ganz Norddeutschlands.

Von anderen dramatischen Arbeiten David's seien noch genannt: Heute, Die Jüdin, Hugo Rotten, Buhmann und ganz besonders Nummer 23, oder: 9, 12, 47. Alle

diese Stücke legen Zeugniß davon ab, daß David eine bedeutende Gestaltungsgabe und eine nicht geringe Bühnentechnik besaß.

Auf Jacob Heinrich David folgten andere dramatische Dichter in plattdeutscher Sprache, die durch ihre Neuschöpfungen nicht wenig zur Bereicherung und Förderung der plattdeutschen dramatischen Litteratur beitrugen; ich nenne nur Volgemann, Wollheim da Fonseca, August Meyer, Hocker und Dunker. Von ihnen ist namentlich Volgemann als der Verfasser einer beträchtlichen Zahl volksthümlicher Lokalstücke bekannt. Prof. Gaedertz giebt im zweiten Bande seines vortrefflichen Werkes, Seite 77, eine chronologische Zusammenstellung all dieser Stücke; sie wurden sammt und sonders unter Maurice gegeben und erlebten, soweit sie vor dem Jahre 1843 über die Bretter gingen, ihre Premièren in dem Zweiten Theater (dem Theater an der Steinstraße) bzw. im St. Georger Tivoli. Volgemann verfaßte: Die kleinen Debütanten, 1837, De Regenrock, 1839, De Spekulant und Der Sprützenmann, 1840, Der Neujahrstag eines Hamburgers, 1841, Bündelabend, 1842, Das Nachweisungs-Komptoir, 1846, und Ein Mädchen auf der Diele, 1847. Von Wollheim stammten die Stücke: Quitten in Genever, 1839, und Kosak, Franzose und Vierländerin, 1846. August Meyer dichtete die Ausfahrt nach Eppendorf 1838, Einundsechzig Minuten unter einem Thorwege, 1840, Wohnungen zu vermiethen, 1841, Abenteuer nach Mitternacht, 1842, Hamburg in Bergedorf, 1845, Herr Fischer! 1844, Eisenbahn-Abenteuer, 1845, ferner Malerische Zimmerreisen, Herr Knieper und Ein Abenteuer auf dem Zeughausmarkt; W. Hocker lieferte: Die Opfer der Thorheit, 1840, und Dunker: Herr Krakehl. Anonym erschienen noch: Berliner Wachsfiguren in Hamburg, 1844, Hamburger Skizzen, Fritz und Häuschen, Jungfrau von Jerusalem, Mynheer van Schimmel und Kuddelmuddel.

Das ist eine stattliche Reihe von Stücken; aber nicht minder trefflich ist auch die Reihe der vortrefflichen und beliebten Mimen, unter denen und durch welche sie gespielt wurden. Als solche sind besonders die Herren Hechner, Landt, Meyer, Schönberg

und Vorsmann und die Damen Fabricius, Hechner, Herrmann, Cludius-Reinhardt und Vorsmann, Mutter und Tochter, zu nennen.

Im Jahre 1842 starb die Witwe Handje, die bisher alleinige Inhaberin der Concession des Steinstraßentheaters gewesen war, und die neue Concession wurde ihrem Director Chéri Maurice übertragen. Es hatte sich nun schon lange das alte Theater an der Steinstraße, namentlich für größere Stücke, sowohl in seinen Bühnenverhältnissen wie in seinen Räumen für die Zuschauer als nicht mehr ausreichend erwiesen, und man dachte ernstlich daran, hier Wandel zu schaffen. Das that nun auch bald Maurice, nachdem er in den Besitz der Concession gekommen war. Auf dem Pferdemarkte, einem sehr günstig belegenen Platze inmitten der Stadt, ließ er ein neues, für die damaligen Verhältnisse vortrefflich eingerichtetes Theater erbauen, das auch heute noch hoch angesehene Thaliatheater. Hier gelangten während der ersten Jahre seines Bestehens die plattdeutschen Repertoirstücke des alten Steinstraßentheaters noch oft zur Aufführung; sie wurden aber späterhin durch die nachfolgenden neueren Stücke in hochdeutscher Sprache immer mehr zurückgedrängt, so daß sie bald keine eigentliche Heimstätte mehr hatten und, nunmehr obdachlos, auf ein neues Unterkommen harrten.

Bevor aber dieses gefunden war, gelangte die vom Thaliatheater fast schon verstoßene plattdeutsche Muse noch einmal zu hohem Ansehen. Und das geschah durch die beiden dramatischen Dichter Th. Gaßmann und J. Krüger, die dem reichen Schatze der Poesien des sich schon damals einer großen Anerkennung erfreuenden mecklenburgischen Dichters Fritz Reuter die Stoffe zu ihren Stücken entnahmen. So entstanden zwei neue und umfangreiche dramatische Arbeiten in zum Theil niederdeutscher Sprache, Inspektor Bräsig und Ut de Franzosentid, in denen — sonderbar genug — ein von Geburt hochdeutscher Mime, der beliebte, aus Berlin gebürtige Komiker Emil Thomas, die Hauptrollen, den Inspector Bräsig und den Rathsherrn Herse, mit großer Bravour spielte und Karl August Görner den Amtshauptmann Weber gab. Das geschah im Februar 1870.

Der Winter 1877 auf 78 brachte sogar ein Originalstück von Fritz Reuter, die drei Langhänse. Bereits vorher war

dieses dreiaktige Lustspiel, und zwar in erster Aufführung am Wallnertheater in Berlin gegeben worden; aber hier erzielte es keinen großen Erfolg, weil sein Dichter bei allem übersprudelnden Humor keine Bühnenkenntniß besaß und sich keine Zeile streichen lassen wollte. Erst nach dem Tode des Autors wurde es von Emil Pohl bühnenfähig gemacht, und nun erntete es auch im Hamburger Thaliatheater wie anderwärts großen und verdienten Beifall. Die anderen plattdeutschen Stücke Fritz Reuter's fanden aus dem angegebenen Grunde, trotz der großen Beliebtheit des Dichters, keine besonders freundliche Aufnahme.

Im Thaliatheater verlor die plattdeutsche Muse, namentlich infolge des Abganges des auch in plattdeutschen Rollen so vortrefflichen Komikers und Charakterdarstellers Emil Thomas nach Berlin immer mehr an Boden, bis sie schließlich, von ihrer hochdeutschen Schwester verdrängt, ihr Bündel schnüren und anderswo Unterschlupf suchen mußte. Diesen fand sie nun auch in der Vorstadt St. Pauli in dem anfänglich nur kleinen und bescheidenenen Karl Schultze-Theater. Dessen Besitzer — geboren am 1. Juni 1829 — war ein Hamburger Kind und der Sohn unbemittelter Eltern, somit seiner ganzen Herkunft nach ein Plattdeutscher. Der Anfang der theatralischen Laufbahn dieses großen Mimen reicht zurück bis hinter die Coulissen des altehrwürdigen Steinstraßentheaters, und von daher sowie vom St. Georger-Tivoli-Theater, wo er für ganze zehn Thaler den Monat in kleinen Rollen mitspielte, mag wohl seine ausgesprochene Vorliebe für die dramatische plattdeutsche Muse stammen. Als Mitglied einer Wandertruppe kam Karl Schultze in größere und kleinere Städte Norddeutschlands. Von Lübeck her wurde er nach der Vaterstadt zurückberufen, und hier trat er wieder in bewährten plattdeutschen Rollen auf. Dann verließ er die Bühne und pachtete eine Wirthschaft im Erdgeschoß des damals sehr besuchten in St. Pauli belegenen Etablissements Joachimsthal, in dessen Garten sich eine kleine, recht primitive Sommerbühne befand. Bald glückte es ihm, das ganze Gewese zu erwerben und hier ein eigenes Theater, eben das Karl Schultze-Theater, zu gründen. Dieses gelangte in kurzer Zeit durch die umsichtige Leitung seines Besitzers, durch dessen Vorliebe für plattdeutsche Theaterstücke und vor allem durch seine eigenen unübertroffenen Leistungen in plattdeutschen Rollen zu hohem Ansehen.

Das erste plattdeutsche Stück, das hier 1860 zur Aufführung kam und geradezu sensationelles Aufsehen erregte, war Lyser's Linorah oder die Wallfahrt nach der Ölmühle. Diese Travestie der Meyerbeer'schen Oper Dinorah erwies sich als außerordentlich zugkräftig und erlebte eine große Zahl von Wiederholungen. Wie sehr das Stück ansprach, erhellt auch aus den vielen Nachahmungen, von denen besonders die folgenden genannt zu werden verdienen: Trino-rah oder die Wallfahrt nach der Uhlenhorst, Fi-Norah oder die Wallfahrt nach dem Windmühlenberge, Linorah und Leinöl oder Schlafen Sie wohl, Herr Nachbar, Klas Milchmann als Hülfsmann und aus Lyser's Feder die beiden Possen: Melkmann Klas sin Fastnach in Hamburg und Die Leiden eines schwarzen Schafbocks.

Johann Peter Theodor Lyser, im Jahre 1805 in Flensburg als das Kind des Hofschauspielers Baurmeister geboren, war ein Adoptivsohn des Schweriner Schauspieldiretor Lyser. Die Jahre 1807 bis 15 verbrachte er in Hamburg. Dann lebte er in Köln, Schwerin und Rostock. Im Jahre 1823 war er als Zeichenlehrer in Flensburg thätig. Seit 1830 wohnte er wieder in Hamburg, wo er als Schriftsteller und Illustrator arbeitete; hier ist er auch dem Trunke verfallen, verdorben und gestorben. Sein Todestag und Todesjahr sind nicht einmal genau bekannt. —

So hatte nun das Karl Schultze-Theater rasch einen bedeutenden Aufschwung genommen und das plattdeutsche Schauspiel von neuem Triumphe gefeiert. Und das eine bedingte das andere, und beides wiederum hat seinen Grund darin, daß Dichter, Director und Spielkräfte das Beste zu leisten bestrebt waren. Karl Schultze selbst war mustergültig in specifisch Hamburger Spießbürgerrollen, Heinrich Kinder als Bauer und Bürger und Fräulein Luise Müller, die nachherige Frau Lotte Mende als Darstellerin Hamburger Lokalfiguren weiblichen Geschlechts, namentlich komischer Alten.

Die nächstfolgenden Stücke, die im Karl Schultze-Theater mit mehr oder weniger Erfolg und Beifall das Lampenlicht erblickten, waren: Ein alter Seemann von Johann Krüger. Is beter in Gooden von A. L. und Volgemanns schon 1847 entstandenes Ein Stündchen auf der Diele. Von Volgemann, einem

geborenen Hamburger, der zuerst Lehrer, dann Schriftsteller war, rühren noch einige andere Stücke, die in der Folge am Karl Schultze-Theater zur Aufführung kamen: Der letzte Schilling Thorsperre, 1861, Hamburger Spiegelbilder, 1863, Vor und nach der Gewerbefreiheit, 1865, und Hamburgs Bürgermilitär, gleichfalls 1865. Alle diese Stücke erwiesen sich als Haupttreffer.

Ganz besonders zugkräftig zeigte sich auch die einen unverwüstlichen Humor bekundende Parodie Faust und Margarethe von Louis Schöbel. Sie ging zuerst 1862 über die Bretter. Ihr Verfasser war ein Breslauer von Geburt, dem Karl Schultze behülflich war, den Hamburger Lokalton zu treffen. Mephistopheles figurirte in diesem Stücke als pensionirter Reitendiener*) mit unverfälschtem Hamburger Platt. „Augen und Ohren des Publikums geriethen gleich sehr in Extase. Wenn Deubel dem Faust rieth: „Man ümmer ruhig Bloot, Anton! Lat di man nich verblüffen! Wi besenkt Grethen morgen in ehre Wahnung; ehre Herrschaft is nich to Hus, un de Hushöllersch kenn ick sehr genau, dat heet — oberflächlich. Ick maak die mit ehr bekannt; un sünd wie erst alleen, ünner söß Ogen, denn ward se sick nich länger sträuben, dat kannst du mi sicher gläuben" und Faust erwiderte: „Seelensfreund, wenn Grethe nicht die Meine wird, kannst du mir gleich ein Grab bestellen und mir einen Denkstein setzen, auf dem geschrieben steht: —" dann brach bei Deubels Worten: „Da liggt de Hund begraben!" stets ein unbeschreiblicher Jubel aus".

*) Die Abschaffung der berittenen Magistratsdiener, eine aus sechszehn Mitgliedern bestehende privilegirte Brüderschaft, bildete damals den Gesprächsstoff in Hamburg. Der Reitendiener war in seinen vielfältigen Functionen ein wahrer Proteus: bald war er ein wirklicher reitender Diener, hoch zu Roß, von martialischem Aussehen, im ledernen Koller mit Karabiner, Pistolen und Degen bewaffnet; ein anderes Mal erschien er als Hochzeitsbitter, Vorschneider und Aufwärter in reich verbrämtem Kleide; dann trat er, wohl frisirt, mit Chapeaubas und langem schwarzen Mantel als Leichenbitter und Trauermann auf oder mit Stutzperrücke und schwarzem, breitgerändertem Hute, breitem, krausgefaltetem, weißem Kragen, kurzem, faltigem Mantel, weiten, schlotternden Hosen und Degen als Leichenträger hinter dem Leichenwagen und am Rathhause erschien er zur Aufwartung des Senates und als Trabant des Bürgermeisters in einem langen, blauen, reich mit Silber galonirten Mantel, den Degen an der Seite.

Ein Jahr darauf, 1863, ließ Schöbel Die Rose von Schwerin, eine Parodie der Oper Die Rose von Erin, folgen. Als dann im Jahre 1864 der deutsch-dänische Krieg ausbrach und der Patriotismus auch in der alten Hansastadt die Herzen schwellte, mochte in der Äußerung ihrer vaterlandsfreundlichen Regungen, auch die niederdeutsche Muse nicht zurückbleiben, und so entstand neben vielem anderen Schöbel's Christian oder Friedrich? oder Hannes Buttje im Lager der Alliirten, eine Burleske, die geradezu Furore machte.

Dann folgte wieder eine Anzahl unpolitischer plattdeutscher Komödien, so Wilkens Glück-Schultze oder Berliner in Hamburg, Schöbel's Elb-Nixe, und Das Geisterschiff oder der fliegende Holländer, alle drei 1864, Schreiber's Ein Bürgergardist von 1815 und, wie schon erwähnt, Volgemann's Hamburgs Bürgermilitär, die beiden letzten Stücke zum Gedächtniß an das fünfzigjährige Bestehen der Hamburger Bürgermiliz im Jahre 1865. So ging es nun unbehindert und mit frischem Schaffensdrange fröhlich weiter. Eine stattliche Anzahl neuer Stücke mit größeren oder kleineren plattdeutschen Rollen bereicherte das Repertoire des Karl Schultze-Theaters. Es seien hier noch erwähnt: Der Lore Leiden und Freuden, eine Parodie der Mendelssohn'schen Oper Loreley, Neuerwall und Mattentwiete, Simon's Serafina Pelizioni, Maud's Lokalposse Im Gängeviertel, Johannes Meyer's (nicht zu verwechseln mit dem Kieler Dichter!) Arbeiter Strikes, Johann Krüger's Die Kartenlegerin von St. Pauli, alle vom Jahre 1865, und desselben Verfassers Das rothe Haus in der großen Reichenstraße, 1866.

Viele solcher Stücke waren nur von geringem Werthe und vielleicht nur ins Leben gerufen und über Wasser gehalten durch die Vortrefflichkeit der plattdeutschen Künstler und Künstlerinnen des Karl Schultze-Theaters, an welchem die Herren Andresen, Borchers, Caßmann, Krilling, Mansfeldt, Jean Müller, Reuther, Schmithof und die Damen Ahlfeldt, Heyland, Kanzler, Lange, Monhaupt, Rathe, Schatz, Eckermann, Wagener als plattdeutsche Mimen glänzten und vor allem Karl Schultze, Lotte Mende und Heinrich Kinder Lorbeeren auf Lorbeeren errangen und die in ihren ersten

Anfängen so bescheidene Vorstadtbühne zu den beliebtesten und besuchtesten aller Hamburger Theater machten.

Auch von den genannten Künstlern bereicherten einige das Repertoire, so Herrmann Andresen mit seinem Schwank En Hamburger Spießbörger und Eduard Schmithof mit seinen Stücken Lotte Bullrich oder En Köksch opp St. Pauli, Mutter Wohlgemuth oder Der 70ste Geburtstag, Nach vierzig Jahren, Jochen Michel sin Nachtmütz, De beiden roden Näsen, und En lüttje Gedächtnißschwäche oder Hamborger in Mecklenborg. Das sind alles kleine Einakter von an und für sich nur geringem Werthe, aber doch, weil in plattdeutscher Sprache geschrieben, für die Geschichte des plattdeutschen Dramas nicht ganz ohne Bedeutung. Ungleich mehr zu schätzen sind die Mansfeldt'schen Stücke, auf die ich später noch zurückkommen werde.

Um dieselbe Zeit — 1865 — entstand ein anderes umfangreicheres Drama mit plattdeutschen Rollen, das in kurzer Zeit die Runde über fast sämmtliche Hamburger und schleswig-holsteinische Bühnen machte und dessen Verfasser die Hauptrolle darin, die des alten Schiffszimmermanns Klas Ehlers spielte. Es ist dies das Charakterbild Kaufmann und Seefahrer von dem aus Rendsburg stammenden genialen Schauspieler Ernst Rethwisch. Dieser gehörte weder zu dem Ensemble des Karl Schultze-Theaters, noch zu irgend einem andern. Er reiste als Gast mit seinem Stücke umher, auch nach Amerika, und hatte noch ein zweites auf seinem Repertoire, einen von seinem Bruder verfaßten Einakter, Sören Sörensen, in dem er die Titelrolle des gefangenen Dänen spielte. Wohin er kam, erzielte er mit beiden Stücken und namentlich durch seine schauspielerischen Leistungen, großartige Erfolge. Leider wurde dieser hochtalentirte Mime seiner Kunst gar zu früh entrissen; 1879 starb er infolge eines Herzschlages, kurz vor Beginn der Vorstellung, in der Garderobe des Hamburger Thaliatheaters, zu dessen Mitgliedern er gehörte.

Gleichsam wie zur Abwechslung entstand nun wieder einmal eine größere Parodie, die für das Karl Schultze-Theater ein Kassenstück ersten Ranges wurde, Die Afrikanerin von S. C. Riebe nach der gleichnamigen berühmten Oper von Meyerbeer. Karl Schultze spielte den Steuermann Hannes Bumsstaken, den der

Theaterzettel als Naturphilosophen bezeichnet, und fügte mit dieser Rolle neue Lorbeeren zu den alten. Das Publikum wurde durch die Parodie fortgerissen, und das nimmt nicht Wunder, war doch sein Verfasser, der sich hinter dem Pseudonym S. C. Riebe versteckte, niemand anders als der poetisch sehr begabte und theoretisch wie praktisch durchgebildete Schauspieler und Oberregisseur des Thaliatheaters Karl August Görner, derselbe Görner, der schon früher und auch späterhin manch durchschlagendes Theaterstück verfaßt hat. Obwohl von Geburt ein Berliner, liebte und beherrschte er doch die plattdeutsche Sprache; davon sowie von seinem großen technischen Geschick giebt seine Afrikanerin ein glänzendes Zeugniß.

Mit dem Ausbruche des Krieges zwischen Preußen und Österreich im Jahre 1866 wurde wiederum die patriotische Richtung in den neu entstehenden plattdeutschen Stücken vorherrschend. Louis Schöbel verfaßte die Burleske Hannes Buttje und Fritze Fischmarkt im Hotel zur deutschen Einigkeit, bald darauf die Lokalposse Hamburg mobil und das heitere Zeitgemälde Hamburger in Baiern oder der Hanseat in Feindesland.

Als nun im nächsten Jahre infolge der politischen Veränderungen und Umgestaltungen im deutschen Reiche das Hamburger Bundeskontingent, d. h. das aus den sogenannten Hanseaten bestehende Militär des Freistaates Hamburg, einging und dem Reichsheere unter preußischer Oberhoheit einverleibt wurde, schrieb der Schauspieler und Dichter Arnold Mansfeldt den Schwank Der letzte Hanseat und ein Jahr später, als auch das Institut des in Hamburg so populären Bürgermilitärs den Neuerungen weichen mußte, das gemütliche Lebensbild Der letzte Bürgergardist. Beide Stücke, in denen Karl Schultze die Hauptrolle spielte, fanden großen Anklang und erwiesen sich als einträgliche Kassenstücke des plattdeutschen Theaters. Ähnlichen Inhaltes und auch wiederholt zur Aufführung gekommen, wenn auch weniger durchschlagend, ist Willibald Wulff's, Uns' Borgergard letzte Parad, 1873. Das beste von allen Stücken der Mansfeldt'schen Muse ist wohl unbestritten das Burenspill mit Singsang in eenem Uptog De Leev in Veerlann. Es ging am 23. April 1869 bei Karl Schultze zum ersten Male in Scene und hat bis auf den heutigen Tag unzählige Wiederholungen erlebt. Der Verfasser spielte darin

mit großer Virtuosität den aufgeblasenen, protzigen Vierländer Bauern Klas Groth. Zwei andere, kaum minder bekannte dramatische Arbeiten desselben Autors sind die größeren Volksstücke Hamburger Leben und Ein Hamburger Aschenbrödel mit den jedem Hamburger bekannten Typen Christian Puttfarken und Gottlieb Hundertmark. Von kleineren Mansfeldt'schen Stücken seien erwähnt: Weihnachtsfreud' und Leid, Der politische Maurermeister, De Wett und Jochen Päsel nach den beiden Läuschen von Fritz Reuter sowie Um de Utstür, Wo is die Katze? und Frau Methusalem.

Arnoldt Mansfeldt war ein beliebter Schauspieler in beiden deutschen Sprachen und dazu ein geschätzter dramatischer Dichter, namentlich im Plattdeutschen. Aber ihm, den feinfühlenden, gemüthstiefen und ideal angelegten Manne, konnte es nicht genügen, seine Muse in der billigen und gewöhnlichen Gewandung der Travestie und Parodie einhergehen zu lassen. Er schuf vielmehr Originalstücke und leitete dadurch einen neuen Abschnitt für das plattdeutsche Drama ein; denn von nun an traten an die Stelle der offenbar vorherrschenden possenhaften Umdichtungen bekannter Werke Originaldramen. Und wenn auch diese der überwiegenden Mehrzahl nach Hamburger Lokalstücke waren, so läßt sich doch nicht verkennen, daß ihnen die Verfasser inhaltlich dadurch einen höheren ästhetischen Werth verliehen haben, daß sie alles Banale und Triviale, wozu gerade die Parodien und Travestien den Dichter leicht verleiten, selbst da möglichst vermieden haben, wo sich die Handlung unter Typen aus der niedrigeren und in ihren Verhältnissen einfacheren Volksklasse entwickelte und bewegte.

Einige Daten aus dem Leben Arnold Mansfeldt's dürften auch an dieser Stelle interessiren. Er wurde am 28. Januar 1839 am Dovenfleth in Hamburg geboren. Nach dem Besuch der Schule war er Advokatenschreiber. Dann ging er zur Bühne. Im Jahre 1857 wurde er für das damalige Aktien- jetzt Ernst Drucker-Theater engagirt, und 1864 kam er an das Karl Schultze-Theater. Mansfeldt war auch jahrelang ein beliebter Mitarbeiter am „Hamburger Fremdenblatt"; die in dessen Sonntags-Feuilleton regelmäßig stehende „Heitere Revue" von Hannes Puttfarken hatte Arnold Mansfeldt zum Verfasser und die hierin vorkommenden stereotypen Figuren Hundertmärk und Tausendschön sind ebenso

wie die des Puttfarken selbst den erwähnten Mansfeldt'schen Stücken entnommen.

Bei Gelegenheit eines Gastspiels, das das Schauspielpersonal des jetzigen Ernst Drucker-Theaters in Kiel gab, wurde Johann Meyer mit Mansfeldt bekannt. Der Kieler Dichter schätzte seinen Hamburger Bruder in Apoll sehr hoch, und zwar nicht allein wegen seiner Leistungen als Dichter und Schauspieler, sondern auch wegen seiner herzgewinnenden Liebenswürdigkeit im Umgange. Und als Mansfeldt im Januar 1897 an einem Herzschlage plötzlich verstorben war, widmete ihm am Beerdigungstage Johann Meyer das nachfolgende Gedicht:

Arnold Mansfeldt.

Nu büst ock Du herut all drag'n
Un in de ann're Wahnung tag'n, —
Doch klagen hört man in de Runn:
Du güngst uns vel to fröh darvun!

Un trurig sing ick achterna
Dit Leed Di, pro Memoria,
Un legg dat, vull von Wehmoth ganz
Noch op Din Graff, als lüttjen Kranz.

Du kannst ni sehn, wa mi de Thran
Darbi noch in de Ogen stahn, —
Din Ogen, de so fram un lind,
Vör alle Tid nu braken sind.

Wa warm slog Di Din vulles Hart
För ann're Lüd ehr Lust un Smart!
So kann en Menschenhart man sla'n,
Darin de Menschenleev deiht wahn'n!

Wa hoch stunn ock de echte Kunst
Un Allns, wat schön, bi Di in Gunst!
So föhlt en Hart man, wat för vull
Sleit för de Musen un Apoll!

Wa leevlich klung Din Harpenspill,
Dat nu vör alle Tiden still!
Ja, vel to gau gungst Du verbi,
Un süh, wa Vele trurt um Di!

Din Fru un Kinner, Di so leev,
De gröttste Freud, de Gott Di geev,
För de Du sorgt hest fröh un lat,
Un de dar nu vereensamt staht.

Un süh, ehr Thran ween ock Di na
Din Moder, — Fru Hammonia,
Denn Vel' in Din leev Vaderstadt
Wurrn doch um Di de Ogen natt!

Un süh, Din Leevling, de Humor,
Driggt nu um'n Hot den swarten Flor,
Un de dar lacht sunst allemal,
Lopt ock de hellen Thran hindal!

Un süh! de lüttje plattdüütsch Mus',
De Fee ut't ole Buernhus,
De all so Vel' bezaubert hett,
Weent ock mit an Din eensam Bett!

Un süh, Ernst Drucker all sin Lüd
Sünd ock um Di bedröövt noch hüt
Un würrn darum wa vel wul geb'n,
Weerst Du ni weg un noch an'n Leb'n! —

Un ock Thalia weent ehr Thran,
In de ehrn Deenst so lang Du stahn,
Op de ehr Bred' so mennig mal
De Lorbeern fulln op Di hindal!

Un ock Din Kind „De Hanseat",
De Eerst', womit se Di begnad't,
Un ock ol Swenn, un ol' Claas Groth
Se trurt wol noch en langen Stot!

Sülbn Jochen Päsel is bedröövt,
Dat em so swar dat Schicksal pröövt,
Un mit em wa vel Unn're noch
De all hört to Din Neegsten doch!

Un ock noch Twee, dat ick se nöm!
Se künnt un wüllt't noch garni glöbn.
Dat se ehrn leevsten Fründ verlar'n,
De Drütt bi'n Skat — so veele Jahrn!

Se stunn mit an de Gruft to ween';
Herr Hunnertmärk un Dusendschön,
Un drücken sick bedröövt de Hänn
Un sä'n: „Nu is dat Spill to Enn!"

Du awerst slöppst na Gottes Will
Nu in Din Bett so deep un still,
Un öwer all Din Kränz un Blom,
Dar swevt dat lisen, als en Drom! —

Un ob dar weiht ock Sturm un Snee,
Di drückt keen Leid mehr un keen Weh!
Un wenn de Sünn eerst höger stiggt,
Dringt ock na Di ehr gollen Licht!

Un süh, wenn denn de Knuppens springt,
Un denn de lüttjen Lurken singt,
Dar babn ünnern Himmelsdom,
Denn kamt se an, de lüttjen Blom!

Un süh, — en gollen Smetterlink
Sitt denn darop un reckt de Flünk, —
Un lett de Gruft — un swevt dahin,
Vergnögt in'n blauen Himmel 'rin!

Im Februar des Jahres 1870, also noch vor Beginn des großen Krieges, fand am Karl Schultze-Theater die Erstaufführung der Hamburger Pillen statt. Von den beiden Verfassern war der eine Louis Schindler, Oberregisseur und Schauspieler am Karl Schultze-Theater, der andere, J. D. F. Brünner, ein Hamburger Steuerbeamter. Das Stück hatte einen außerordentlichen Erfolg und erlebte während der folgenden Jahre so viele Aufführungen, daß im Jahre 1878 die 400ste festlich begangen werden konnte. Karl Schultze spielte darin die Hauptrolle, den alten Quartiersmann Peter Bostelmann, und schuf aus ihr ein Kabinetstück ersten Ranges.

Auch die beiden größeren Charakterbilder von Gaßmann und Krüger, Inspector Bräsig und Ut de Franzosentid, die, wie oben angegeben, zuerst am Thaliatheater zur Aufführung kamen und sich als außerordentlich zugkräftig erwiesen, erlebten am Karl Schultze-Theater eine Reihe von Aufführungen. Für den Inspector Bräsig, der ja am Thaliatheater von Emil Thomas gespielt wurde, hatte sich Karl Schultze den Schauspieler Theodor Schelper engagirt. Dieser in Rostock am 15. August geborene Künstler wird von Gaedertz als der plattdeutsche Ekhof bezeichnet; er ist wohl der beste Darsteller der Rolle des Inspector Bräsig wie überhaupt einer der vornehmsten Typen Reuter'scher Originale gewesen.

Als nun im Jahre 1870 der große und blutige Krieg begann, in dem sich das siegreiche deutsche Volk die Krone für seinen neuen Kaiser errang, da brachte auch die dramatische Muse des niederdeutschen Volkes, begeistert von der großen Zeit, dem beliebten Hamburger Vorstadttheater manch schöne patriotische Gabe. Die erste darunter war Deutschland mobil oder Germania auf der Wacht am Rhein, 19. Juli; dann folgten K. W. Holländer's Juropen oder Adjüs von Öllernhuus und Lindner's Hamborger in Frankrik oder Ick heff Napoleon kregen. Beifall und Jubel erregten diese Stücke. Und daß auch die Satyre nicht fehlte, dafür hatte Holländer's Scherz Bismarck und Louis im deutschen Hause oder Kreetler kriggt sin Lohn ausreichend gesorgt.

Auch nach Beendigung des Krieges entstanden noch einige plattdeutsche Theaterstücke, die den Krieg zum Hintergrunde hatten, so das Genrebild Rückblicke oder von Hamburg nach Orleans, eine auf Hamburger Verhältnisse zugeschnittene Posse von Eduard Jacobson, der die deutsche Bühne mit einer großen Anzahl von Gesangspossen und Schwänken versorgt hat, dann das sehr beifällig aufgenommene und mehr als dreißigmal aufgeführte Localstück Ein verwundeter Turko in Hamburg von Julius Ernst, rectius Julius Stinde, Die Ulanenbraut, Hamburg an der Elbe und Soldatenliese. Die zuletzt genannten drei Stücke, zur Kategorie der Singspiele gehörend, haben den 1840 zu Hannover geborenen und zur Zeit in Berlin lebenden Dichter, Componisten und Schauspieler Ludolf Waldmann zum Verfasser; sie kamen bald nach dem Kriege im Karl Schultze-Theater zur Aufführung und fanden wohlverdiente freudige Aufnahme.

Hervorragende Verdienste um das plattdeutsche Drama hat sich namentlich der Autor des Verwundeten Turko erworben — Julius Stinde! Dieser liebenswürdige, in der Gunst des Publikums so hoch stehende Dichter nimmt unter seinen zeitgenössischen deutschen Kollegen eine der ersten Stellen ein. Er wurde am 28. August 1841 zu Kirch-Nüchel bei Eutin als der Sohn des dortigen Pfarrers, späteren Propstes Konrad Stinde geboren. Nach vorbereitendem Unterrichte im elterlichen Hause und dem Besuch des Eutiner Gymnasiums trat er 1858 bei einem Apotheker in Lübeck in die Lehre, gab aber nach zweijähriger Lehrzeit das

Studium der Pharmacie auf und bezog nacheinander die Universitäten zu Kiel, Gießen und Jena, um Chemie zu studiren. Nach der im Jahre 1863 erfolgten Promotion zum Doktor philosophiae siedelte Stinde nach Hamburg über, wo er drei Jahre als Chemiker in chemischen Fabriken thätig war. Dann übernahm er die Redaktion des „Hamburger Gewerbeblattes" und eine Mitarbeiterschaft an der „Hamburger Reform". So mitten in der Centrale der plattdeutschen dramatischen Dichtung wurde der junge Holsteiner, der vom Hause her ein Plattdeutscher und noch dazu einer vom Lande war, bewogen, seine poetische Begabung in den Dienst seiner Muttersprache zu stellen. Es ist hier nicht der Ort, auf Stinde's wissenschaftliche Arbeiten und auf seine dichterischen Erzeugnisse in hochdeutscher Sprache einzugehen, und es sei auch nur nebenbei bemerkt, daß er als plattdeutscher lyrischer und epischer Dichter mancherlei und darunter ganz Vorzügliches geschaffen hat. Wir haben es hier mit Julius Stinde als mit einem plattdeutschen dramatischen Dichter zu thun, und als solcher gebührt ihm die höchste Anerkennung; denn es sind seine plattdeutschen Volksstücke und Charakterbilder, die während der Blüthezeit des plattdeutschen Dramas in Hamburg entstanden, sowohl was Conception wie ästhetischen Werth anbetrifft, unbedingt als die besten zu bezeichnen. Echt volksthümlich und dabei doch vornehm, voll anmuthiger Naivität und herzerquickenden Humors, sind sie aus dem Gemüthe des Volkes heraus und für dieses geschrieben und, wenn auch Localstücke, wie fast alle plattdeutschen Bühnenstücke der damaligen Zeit, so doch von hohem Reiz und bleibendem Werth für alle, die sich für die Gaben der plattdeutschen dramatischen Muse interessiren. Obenan als die besten stehen die Charakterbilder aus dem Hamburger Leben: Hamburger Leiden, 1875, Tante Lotte, 1875, wohl eigens für Lotte Mende geschrieben, und Die Nachtigall aus dem Bäckergang, 1876. In zweiter Linie sind zu nennen: Die Blumenhändlerin auf St. Pauli, 1871, Eine Hamburger Köchin, 1872, Die Familie Carstens, 1877.

Der Beifall, den namentlich die drei zuerst genannten Stücke bei ihren Aufführungen im Karl Schultze-Theater fanden, war geradezu phänomenal. Es waren allerdings auch die ersten und besten Kräfte des plattdeutschen Ensembles dieser Bühne, welche die

Hauptrollen spielten: Karl Schultze, Lotte Mende, Heinrich Kinder, dieses unvergleichliche Dreigestirn der mimischen Kunst auf der plattdeutschen Bühne; und dazu kam noch eine Anzahl anderer vortrefflicher Spieler und Spielerinnen, denen jene drei als Vorbilder galten. Da nimmt es nicht Wunder, daß lange Zeit hindurch die Stinde'schen Stücke eine solche Anziehungskraft ausübten, daß die Räume des Theaters zu klein waren für alle, die herbeiströmten, um sich an jenen Dramen und an den in ihnen wirkenden Kräften zu erfreuen.

Die Zeit dieser Stücke und ihrer Aufführungen darf wohl als die der höchsten Blüthe der plattdeutschen dramatischen Poesie bezeichnet werden. In dieselbe Periode fallen auch noch ein paar andere, gleichfalls höchst beifällig aufgenommene Stücke, die beiden Schwänke Klipp und Klapp oder Hamburger Wohnungsleiden, 1873, und Christian Hummer, 1874, von Fidelio und Bruno. Hinter dem ersten Pseudonym versteckte sich Friedrich Otto Schreyer, ein geborener Frankfurter, der aber schon seit vielen Jahren in Hamburg lebte und als Correspondent und Redacteur und später als Dramaturg an den Stadttheatern in Hamburg und Altona thätig war. Bruno ist der angenommene Name J. D. F. Brünner's, des Mitverfassers der Hamburger Pillen. Klipp und Klapp brachte es fast auf hundert Aufführungen. Auf diese Stücke folgte, gleichfalls noch im Jahre 1874, Aus Tante Grünstein's und Herrn Gätchen's Ehe, ein lokaler Schwank in vier Akten von S. Behrend.

Nun aber sollten, und zwar schon im Sommer des Jahres 1874, das Karl Schultze-Theater und seine plattdeutschen Aufführungen eine tief einschneidende Veränderung erfahren. Es war nämlich sehr bald der Ruf dieser so hoch berühmten plattdeutschen Bühne weit über die Elbmetropole hinaus ins Land gedrungen, und nicht zum mindesten infolge der Stinde'schen Stücke! Da war es nun ganz natürlich, daß man auch in der Hamburg ziemlich naheliegenden kunstliebenden Hauptstadt des deutschen Reiches den Wunsch hegte, diese Mimen und ihre Stücke auch einmal kennen zu lernen. Und andererseits mag auch wohl in dem Direktor und dem Ensemble seines Theaters die Lust entstanden sein, in dem mit hochdeutschen Bühnen so reichlich ausgestatteten Berlin ein Gastspiel zu unternehmen. So

begab sich also Karl Schultze mit seiner Gesellschaft Anfang Juni 1874 nach dem Spree-Athen, um in dem dortigen Woltersdorff'-schen Theater die besten plattdeutschen Bühnenstücke dem kunstliebenden Berliner vorzuführen. Später wurde dann, wie es gleich im Plane lag, die Kunstreise über Dresden, Magdeburg, Weimar und Breslau bis nach Wien ausgedehnt.

Und das Karl Schultze-Theater?—Hier trat an die Stelle des plattdeutschen Spieles das hochdeutsche, und zwar in der Gestalt der leicht geschürzten Operette; die bescheidene, sittsame, bäuerliche Schwester hatte Hamburg verlassen und feierte in der Residenz des deutschen Kaisers Triumphe über Triumphe. Aber die Triumphe allein genügen der ausübenden Kunst nicht, ganz besonders dann nicht, wenn sie sich auf Reisen befindet. Sie geht dann mehr als sonst nach Brot, nach Erwerb; und wenn das finanzielle Ergebniß ihrer Darbringungen nicht ausreicht, um ihren Vertretern ein sicheres Auskommen zu geben, so verschwindet sie von der Bildfläche. So kam es auch bedauerlicher Weise dahin, daß sich die Karl Schultze-Gesellschaft auflöste und das unvergleichliche plattdeutsche Ensemble nach allen Winden auseinanderging, während sich in dem lieben alten Heim auf St. Pauli die Operette recht wohlig fühlte nnd gute Geschäfte machte. Lotte Mende nahm am Residenztheater in Berlin ein Engagement an, löste es aber bald wieder, um in der Heimath und deren Nachbarprovinzen als Gast zu spielen, und Heinrich Kinder kam an das Hamburger Stadttheater.

So hatte denn wohl fürs erste alle Herrlichkeit ein Ende und die liebliche Blume der plattdeutschen dramatischen Dichtung, die sich so schön und verheißungsvoll entfaltet hatte, war wohl dem Untergange geweiht? Nein! es leuchtete ihr noch ein heller Stern in dieser Zeit der Noth. Lotte Mende hegte und pflegte sie auf ihren zahlreichen Gastspielreisen in den kleineren Städten Nordalbingiens und mit ihr während der Ferien auch Herr Kinder. Und noch andere gesellten sich zu ihr, so oft es die Verhältnisse gestatteten, so namentlich auch der vortreffliche dramatische Dichter und Schauspieler Wilhelm Biel. Selbst ihr früherer allverehrter Direktor konnte dem Drange nicht widerstehen, ab und zu einmal wieder in seiner geliebten Muttersprache aufzutreten. So wurde denn auch unter der Mithülfe der kleineren Bühnen dem Volke der Genuß und die Freude zu Theil, eine Probe von dem zu bekommen, was die

Hauptrollen spielten: Karl Schultze, Lotte Mende, Heinrich Kinder, dieses unvergleichliche Dreigestirn der mimischen Kunst auf der plattdeutschen Bühne; und dazu kam noch eine Anzahl anderer vortrefflicher Spieler und Spielerinnen, denen jene drei als Vorbilder galten. Da nimmt es nicht Wunder, daß lange Zeit hindurch die Stinde'schen Stücke eine solche Anziehungskraft ausübten, daß die Räume des Theaters zu klein waren für alle, die herbeiströmten, um sich an jenen Dramen und an den in ihnen wirkenden Kräften zu erfreuen.

Die Zeit dieser Stücke und ihrer Aufführungen darf wohl als die der höchsten Blüthe der plattdeutschen dramatischen Poesie bezeichnet werden. In dieselbe Periode fallen auch noch ein paar andere, gleichfalls höchst beifällig aufgenommene Stücke, die beiden Schwänke Klipp und Klapp oder Hamburger Wohnungsleiden, 1873, und Christian Hummer, 1874, von Fidelio und Bruno. Hinter dem ersten Pseudonym versteckte sich Friedrich Otto Schreyer, ein geborener Frankfurter, der aber schon seit vielen Jahren in Hamburg lebte und als Correspondent und Redacteur und später als Dramaturg an den Stadttheatern in Hamburg und Altona thätig war. Bruno ist der angenommene Name J. D. F. Brünner's, des Mitverfassers der Hamburger Pillen. Klipp und Klapp brachte es fast auf hundert Aufführungen. Auf diese Stücke folgte, gleichfalls noch im Jahre 1874, Aus Tante Grünstein's und Herrn Gätchen's Ehe, ein lokaler Schwank in vier Akten von S. Behrend.

Nun aber sollten, und zwar schon im Sommer des Jahres 1874, das Karl Schultze-Theater und seine plattdeutschen Aufführungen eine tief einschneidende Veränderung erfahren. Es war nämlich sehr bald der Ruf dieser so hoch berühmten plattdeutschen Bühne weit über die Elbmetropole hinaus ins Land gedrungen, und nicht zum mindesten infolge der Stinde'schen Stücke! Da war es nun ganz natürlich, daß man auch in der Hamburg ziemlich naheliegenden kunstliebenden Hauptstadt des deutschen Reiches den Wunsch hegte, diese Mimen und ihre Stücke auch einmal kennen zu lernen. Und andererseits mag auch wohl in dem Direktor und dem Ensemble seines Theaters die Lust entstanden sein, in dem mit hochdeutschen Bühnen so reichlich ausgestatteten Berlin ein Gastspiel zu unternehmen. So

begab sich also Karl Schultze mit seiner Gesellschaft Anfang Juni 1874 nach dem Spree-Athen, um in dem dortigen Woltersdorff'schen Theater die besten plattdeutschen Bühnenstücke dem kunstliebenden Berliner vorzuführen. Später wurde dann, wie es gleich im Plane lag, die Kunstreise über Dresden, Magdeburg, Weimar und Breslau bis nach Wien ausgedehnt.

Und das Karl Schultze-Theater?— Hier trat an die Stelle des plattdeutschen Spieles das hochdeutsche, und zwar in der Gestalt der leicht geschürzten Operette; die bescheidene, sittsame, bäuerliche Schwester hatte Hamburg verlassen und feierte in der Residenz des deutschen Kaisers Triumphe über Triumphe. Aber die Triumphe allein genügen der ausübenden Kunst nicht, ganz besonders dann nicht, wenn sie sich auf Reisen befindet. Sie geht dann mehr als sonst nach Brot, nach Erwerb; und wenn das finanzielle Ergebniß ihrer Darbringungen nicht ausreicht, um ihren Vertretern ein sicheres Auskommen zu geben, so verschwindet sie von der Bildfläche. So kam es auch bedauerlicher Weise dahin, daß sich die Karl Schultze-Gesellschaft auflöste und das unvergleichliche plattdeutsche Ensemble nach allen Winden auseinanderging, während sich in dem lieben alten Heim auf St. Pauli die Operette recht wohlig fühlte und gute Geschäfte machte. Lotte Mende nahm am Residenztheater in Berlin ein Engagement an, löste es aber bald wieder, um in der Heimath und deren Nachbarprovinzen als Gast zu spielen, und Heinrich Kinder kam an das Hamburger Stadttheater.

So hatte denn wohl fürs erste alle Herrlichkeit ein Ende und die liebliche Blume der plattdeutschen dramatischen Dichtung, die sich so schön und verheißungsvoll entfaltet hatte, war wohl dem Untergange geweiht? Nein! es leuchtete ihr noch ein heller Stern in dieser Zeit der Noth. Lotte Mende hegte und pflegte sie auf ihren zahlreichen Gastspielreisen in den kleineren Städten Nordalbingiens und mit ihr während der Ferien auch Herr Kinder. Und noch andere gesellten sich zu ihr, so oft es die Verhältnisse gestatteten, so namentlich auch der vortreffliche dramatische Dichter und Schauspieler Wilhelm Biel. Selbst ihr früherer allverehrter Direktor konnte dem Drange nicht widerstehen, ab und zu einmal wieder in seiner geliebten Muttersprache aufzutreten. So wurde denn auch unter der Mithülfe der kleineren Bühnen dem Volke der Genuß und die Freude zu Theil, eine Probe von dem zu bekommen, was die

plattdeutsche dramatische Kunst noch vor kurzem den Bewohnern der alten Hansastadt allein so reichlich geboten hatte; denn die besten Stücke, zumal die von Stinde, bildeten das Repertoire auf jenen Gastspielen.

Und auch in Hamburg selbst war es mit der plattdeutschen dramatischen Kunst noch nicht ganz zu Ende; sie hatte dort freilich jetzt kein eigentliches Heim mehr; aber die Direktoren der kleineren Bühnen und namentlich die des volksthümlichen Variété-, des jetzigen Ernst Drucker-Theaters, auf das ich noch besonders zurückkommen werde, nahmen sich ihrer des öfteren freundlich an, und auch das Thalia-Theater blieb darin nicht zurück. So lebte noch vieles von dem, was in der Erinnerung noch nicht erloschen war und ehedem die Herzen Tausender erfreut und beglückt hatte, hier und da wieder auf, um von neuem zu beglücken und zu erfreuen.

Und dann schien noch einmal die alte Zeit zurückkehren zu wollen; denn noch einmal öffneten sich nach langer Herrschaft der Operette die Pforten des Karl Schultze-Theaters zu einem fröhlichen Einzuge der plattdeutschen dramatischen Kunst. Während der Wintersaison 1879/80 und 81 erstand diese an der altgewohnten Stätte zu einem neuen, kräftigen Leben; in den Sommermonaten hatte dann wieder die Operette Besitz vom Theater genommen. Eine neue plattdeutsche Künstlerschaar war angeworben, darunter Frau Ahlfeldt, Fräulein Eckermann, und Martin Reuter; und der alte, beliebte Direktor, Karl Schultze stand wieder an der Spitze. Und abermals erfreuten sie Tausende durch ihr Spiel in der trauten, herzigen Muttersprache. Die besten der zahlreichen alten Stücke wurden aufgeführt, und neue kamen hinzu, von denen wenigstens zwei den besten alten vollgültig zur Seite standen. Es sind dies die größeren lokalen Volksstücke: Ein Hamburger Nestküken, 1880, und Hamburg an der Alster, 1882. Beide wurden von den Dichtern Friedrich Otto Schreyer, dem Verfasser von Klipp und Klapp, und Herrmann Hirschel geschrieben. Dieser, 17 Jahre jünger als sein Mitarbeiter, ist in Hamburg 1848 geboren und der Verfasser einer großen Zahl hochdeutscher und plattdeutscher Theaterstücke.

Jene beiden Stücke schlugen ein wie der Blitz, zündend in aller Herzen und alle entzückend und beglückend. Und so strömten noch einmal Tag für Tag alt und jung, vornehm und gering in die Hallen

des Karl Schultze-Theaters, um sich der neuen schönen Gaben der plattdeutschen Muse zu erfreuen. Karl Schultze, Ottilie Eckermann und Frau Ahlfeldt spielten die Hauptrollen, Karl Schultze in dem Hamburger Restkücken den biderben, gemüthlichen Kaffeemakler Dabelstein und in Hamburg an der Alster den ehrsamen, stets gut gelaunten Buchbinder Kaspar Wehnke, der Herr im Hause war, wie er sich einbildete, während thatsächlich seine sonst vortreffliche Frau Line, Frau Ahlfeldt, das Regieren hatte.

Ottilie Eckermann's Leistungen, welche in dem letztgenannten Stück die Rolle des oft messingsch redenden Lehrburschen Wilhelm spielte, wurden einstimmig von der Kritik als ebenso vorzüglich gepriesen, wie die ihres genialen Lehrherrn und Meisters Karl Schultze, der den Kaspar Wehnke gab.

Andere, wenn auch weniger einträgliche Novitäten dieser Zeit waren Der Fleitenkrischan oder Die beiden Heirathskandidaten von P. Hak und die lokale Fastnachtsburleske 1880 oder Träume eines Hamburgers von Anton Edmund Wollheim da Fonseca. Dieser, ein Mann, der sich in allen Sätteln zurecht fand, wurde 1810 in Hamburg geboren; er war nach erfolgreichem Besuch des Gymnasiums und der Universität, wo er zum Doktor promovirte, nacheinander Officier in portugiesischem Dienste, Sanskrit- und Paliforscher in Kopenhagen, Angestellter im Privatkabinet Friedrichs VI., Schriftsteller auf den heterogensten Gebieten in Berlin und Wien, Dramaturg am Stadttheater in Hamburg und ebendaselbst Staatsdolmetscher und Translateur für 11 Sprachen, Docent für orientalische und neuere occidentalische Sprachen in Berlin, Litterat in Paris, Diplomat in Österreich, Direktor des Stadttheaters und Redakteur in Hamburg, Delegirter zum Fürstencongreß 1863 in Frankfurt am Main, dann wieder Direktor eines eigenen Theaters in Hamburg, Kriegsberichterstatter während des deutsch-französischen Krieges, attachirt zur kaiserlichen Botschaft in Paris, Leiter des Centraltheaters in Hamburg und in allen diesen Stellen und Posten unermüdlich schriftstellerisch thätig, und zwar in nicht weniger als 32 Sprachen, und unter diesen auch im Plattdeutschen. Er starb 1884 im Hedwigskrankenhause zu Berlin.

Auch noch drei kleine Einakter gehören dieser zweiten Periode

des plattdeutschen Schauspiels im Karl Schultze-Theater an: Se wull'n ehrn Nachtwächter nicht begraben, De forsche Peter oder Wort mutt man hol'n und Um so'n ole Petroleumlamp, alle drei von dem 1821 in Husum geborenen Amtsrichter Franz Rehder in Preetz. Von diesen Stücken, die den Vorzug haben, keine Lokalstücke zu sein, ist De forsche Peter bei weitem das beste; aber in allen ist der Volkston richtig getroffen und besonders die Art, wie die Bauern handeln und reden, wahr und echt.

Auch noch drei andere Stücke, die denselben Vorzug haben wie die Rehder'schen, keine Lokalstücke zu sein, und überdies ungleich werthvoller als jene sind, dürfen hier nicht unerwähnt bleiben. Es sind die kleinen vortrefflichen Einakter De lütt Heckenros von Aug. Danne und Jeder Putt findt sin Deckel oder Irren is minschlich und De Scholinspecschon von Aug. Zink. Diese Stücke gehörten zum Repertoire der Frau Lotte Mende und werden auch jetzt noch wegen ihres stets gesicherten Erfolges, insbesondere auf Dilettantenbühnen, oft und gerne gegeben.

Nun mögen noch als die letzten, aber keineswegs als die am wenigsten bedeutenden, zwei Stücke von Emanuel Gurlitt, dem als Dialektdichter bekannten Bürgermeister in Husum, erwähnt werden: Eine Hamburger Familie, ein Schwank in vier Aufzügen, und Eerst en Näs' un denn en Brill, ein Einakter. In dem ersteren, in dem das Hamburger Kleinbürgerthum mit liebenswürdigem Humor geschildert wird, spielte Karl Schultze die Hauptrolle, den Adam Schipelius, einen reich gewordenen Kleinhändler. Die Frau des Schipelius, Mutter Lene verweigert die Einwilligung in die Heirath des einzigen Sohnes Fritz mit „so'ne fine, gelehrte Dam'", wie es Elfride, die verwaiste Tochter eines Professors in Hannover ist; und Schipelius stimmt bei, weil er „mit das Innere, wozu das Heirathen gehört", keine Befassung habe. Aber Tante Liese, eine alte gutmüthige Jungfer nimmt sich der jungen Leute an und schmuggelt, während der Sohn auf einer Geschäftsreise begriffen ist, Elfride als Dienstmädchen bei Schipelius ein. Diese, und zumal Frau Lene, sind glücklich, einen so tüchtigen dienstbaren Geist gefunden zu haben, und als sich nun dieser als die Professorentochter entpuppt, löst sich alles in Wohlgefallen auf.

Als Hamburg an der Alster, ein Treffer par excellence, am 19. April 1882, gut drei Monate nach seiner Erstaufführung, zum hundertsten Male gegeben werden sollte, hatte der eine der beiden Verfasser, Hirschel, ein kleines Fest- und Vorspiel gedichtet, in dem die plattdeutsche dramatische Muse und ihre besten und zugleich beliebtesten Vertreter und Förderer auf den weltbedeutenden Brettern, namentlich Karl Schultze, gefeiert wurden. Von Hammonia begrüßt und belobt, erschienen nacheinander alle Hauptpersonen des plattdeutschen Ensemble, ein jeglicher in seiner besten Rolle, und vereinigten sich zu einem imposanten Gruppenbilde. Nun erst hörte man hinten von der Scene her den bekannten Ruf: „Melk! Melk! — Boddermelk un Dickmelk!" und da trat Karl Schulze auf als Klas Melkmann in Lyser's Parodie Linorah. Mit brausendem langandauerndem Jubel wurde er empfangen, und als er dann, tief gerührt, feierlich erklärte, der dramatischen Muse seiner lieben alten Muttersprache auch fernerhin treu zu bleiben, da wollte der Beifall des überfüllten Hauses erst recht kein Ende nehmen.

Auch in diesem kleinen Festspiel war Ottilie Eckermann als der messingsch redende Lehrburische Wilhelm aus Hamburg an der Alster in seinem Zwiegespräch mit der Hammonia die Vertreterin der Hauptrolle.

So stand es denn mit dem plattdeutschen Drama und seinen Aussichten scheinbar ganz gut. Aber im Rathe der Götter, die oft nicht so wie die Sterblichen wollen, wurde anders beschlossen. Die Saison ging zu Ende und die plattdeutsche Komödie mußte der Operette wieder den Platz räumen, und es sollte ihr nicht mehr vergönnt werden, in ihr altes Heim, in dem sie unzählige Triumphe gefeiert hatte, zurückzukehren. Das Theater wurde von seinem Besitzer vortheilhaft verpachtet; die Direktion ging in andere Hände über, und Karl Schulze lebte als Privatier in seinem Wandsbecker Tuskulum. Daß es so gekommen, wurde von Unzähligen bedauert, und in dieses Bedauern möchten wir im Interesse der plattdeutschen dramatischen Kunst noch heute einstimmen. Aber in der Geschichte dieser Kunst wie auch sonst in der Geschichte der Hamburger Theater wird Karl Schultze's Name für alle Zeiten mit Ehren genannt. Noch jüngst, als er fern von Wandsbeck, in einer entlegenen Sommerfrische, seinen

siebenzigsten Geburtstag feierte, da bekundete ihm eine große Zahl seiner Verehrer Anerkennung und Dankbarkeit für alles, was er zu Gunsten der plattdeutschen Sprache und ihrer dramatischen Kunst gethan hat.

Wie sehr Karl Schultze von Johann Meyer geschätzt und verehrt wird, das mögen meine Leser aus dem nachstehenden Gedicht ersehen, das ihm der Kieler Poet zur Feier des 40jährigen Künstlerjubiläums am 30. September 1889 zugleich mit dem hier reproducirten Bilde, gezeichnet von dem Kunstmaler Theodor Johannsen in Berlin, gewidmet hat. Zur Vorfeier wurde am vorhergehenden Abend im Karl Schultze-Theater eines jener besten plattdeutschen Stücke, Hamburger Pillen, aufgeführt, worin der Jubilar unter nicht enden wollendem Beifall des überfüllten Hauses eine seiner Bravourrollen, den alten ehrwürdigen und gottesfürchtigen Quartiersmann Peter Bostelmann, spielte. Wir erblicken nun auf dem von Johann Meyer dedicirten Doppelbilde unten Karl Schultze im tiefen Schlummer liegend und im Traume noch einmal die Freuden und Ehrungen des kaum verlebten schönen Abends genießend; leisen Schrittes und fast ängstlich, daß sie ihn wecke, nähert sich dem Lager die Muse der plattdeutschen dramatischen Kunst in Gestalt eines lieblichen kleinen Bauernmädchens, um einen prächtigen Kranz von Feldblumen dem Schlummernden auf die Bettdecke zu legen. Und oben im zweiten Bilde empfängt der Jubilar im Frack und mit weißer Cravatte die ersten und mit die liebsten seiner Gratulanten, Lotte Mende und Heinrich Kinder, die als die Bäuerin und der Großknecht aus dem reizenden Einacter De lütt Heckenros ihre Glückwünsche darbringen; und hinter diesen steht der Dichter, in der Hand einen Bogen Papier mit dem Gedicht, bereit, es vorzutragen.

An Korl Schultz
to sin 40 jähriges Künstlerjubiläum
an'n 30. September 1889.

Süh, Korl, dat's wul en Ehrendag,
Op den Din Hart sick freuen mag!
Wa Du vundag wul smustern deihst
Un in Din Steertrock rümmergeihst
Mank all de Herrn un all de Damn,
De, Di to gratuleeren, kamn!

Un wa se Di de Stuv wul smückt!
Un wa se Di de Hann wul drückt!
Un wa se Di wul küssen doht!
Un wa Di wul vergnögt to Moth!
Un vull Din Hart vun Dankgeföhl
Mank all dat fröhliche Gewöhl!

Denn süh, noch ganz de Ole Du,
Un an Din Sit Din hartleev Fru!
Un um Ju rum de smucke Tall
Vun Ju hartleeven Kinner all!
Un ock Din Kindeskind darbi, —
Ne, Korl, wat en Freud för Di!

Un süh mal, wat för'n Dam kummt dar?!
Twars winterwitt sünd all de Haar,
Doch sleit dat Hart noch liker warm, —
Pardauz! dar liggt se Di in'n Arm,
Als wenn Din egen Fru dat weer, —
„Ne, Lotte!" — — „„Korl! -- ick gratuleer!""

Un halv in'n Lachen, halv in'n Ween
Gifft se Di'n Kuß, — un wat för Een!
Ju hebbt sick all so faken küßt,
Wenn Ju vör alle Welt dat müßt,
Doch so, als hüt, so warm un leev
Din Lotte noch keen Kuß Di geev!

Un süh, dar kloppt Herr Kinner an
Un drängt sick mit en Blomstrusch ran,
Noch gröter als en Wagenrad, —
„Ne, Korl, min Fründ, wa freut mi dat!
Hier is't ja rein, als weer't in'n Dom!
Kumm, nimm se hin, Din Fründ sin Blom!"

Un süh, lütt Mamsell Eckermann,
De drängelt sick nu ock mit ran,
Un wuppdi! heft se op'n Schot, —
Na, hol man still, dat hett keen Noth,
De lüttje Deern wull ock man ebn
Vundag Di mal en Söten gebn!

Un Arnold Mansfeldt — sühst em wul?
Den's ock vundag dat Hart so vull!
He kummt Di mit en fein Gedicht, —
De Freud de strahlt em ut 't Gesicht, —
So leev, als he Di drückt de Hann,
Is sülbn de Leev nich in Veerlann!

Un Hunnertmärk un Tausendschön
Kannst ock als Gratulanten sehn, —
Un in de Kniptang mit dat Spint
Mak se ehr Reverenz geswind,
Na, schullst se 'ni vergnögt empfangn? —
Du kennst se lieksterwelt all lang!

Un süh, dar's ock noch Wilhelm Biel
Un makt sin Wör in'n schönsten Stil!
Un ock noch mit en lütt Geschenk,
De lütt Fru Frei un Mutter Wenk!
Fru Bohmann un Herr Schönemann
Un Tetje Schultz kamt ock noch an!

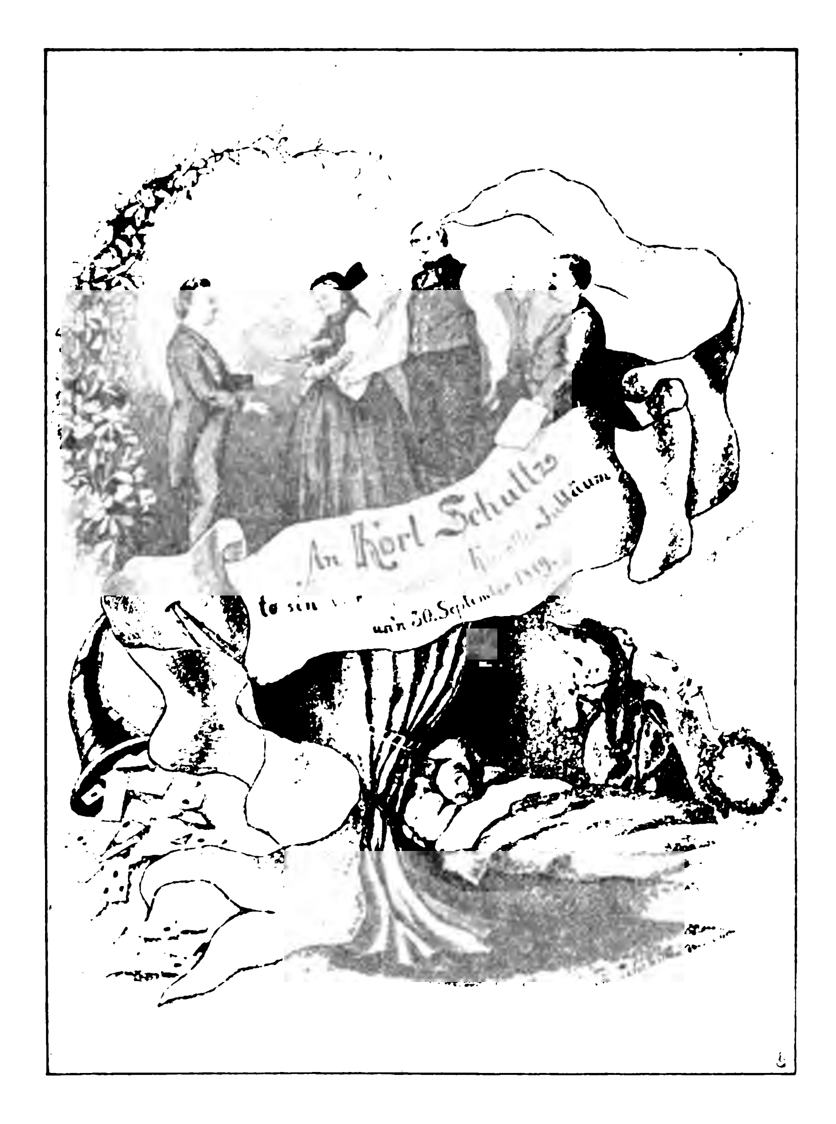
Ne, wat för'n Herrn un wat för'n Dam'n!
En ganz Angsambel all tosamn!
Un denn de annern, Hochgebor'n,
De Herrn Theaterdirektor'n,
Mit all ehr Herrn un all ehr Damn,
Ne, Korl, nu hol den Kopp man babn!

Un last not least, — noch jümmers mehr!
Ock seker mennig Redaktör,
Ne, Korl, süh, nu freu Di, Jung,
Morrn hebbt se Di in't Fülljetung, —
Un hüt all, is't ni rein to dull?
De ganze Villa pruppenvull!

Un denn tonöst man rin, wat kann!
Denn büst Du Peter Bostelmann, —
Klock söben, wenn de Klingel geiht,
Wo't Korl Schultz-Theater steiht, —
Din Denkmal, Korl, wat Du Di sett,
So schön, als't mennig Fürst ni hett!

Un wat för'n Jubel, wat för'n Lebn,
Um Di de höchste Ehr to gebn!
Dar warst in luter Blom begrabn,
Se fleegt von nerrn un fleegt vun babn, —
Den ganzen Abend een Hurrah! —
So leev hett Di Hammonia!

Un is toletzt denn Allns verbi,
Kummt noch en schöne Nacht för Di, —
In'n Drom sühst dar Een an Din Bett,
De ganz wat schönes för Di hett, —
Se strahlt Di an in'n Freudenglanz
Un bringt die noch en groten Kranz!



Korl Schultz to sin veerdigjähriges Künstlerjubiläum.

Nach einer Zeichnung von Theodor Johannsen.

Ut luter Feldblom is he bunn, —
Un wat för'n Schönheit in de Runn! —
Un wat för'n lüttje dralle Deern! —
Twee Ogen, als twee helle Steern! —
Twee lange Flechen ünner'n Hot!
Un'n Angesicht, als Melk un Blot! —

Du grippst na ehr mit beide Hann, —
Se lacht — un kikt Di fründlich an, —
De lüttje wille Heckenros'
Lett Di de ganze Nacht ni los, —
Als wenn Din lüttje Brut dat weer, —
So drömst Du man alleen vun ehr!

Süh, Korl, — negn Musen sünd man dar!
Du seggst: „Johann, dat's doch ni wahr!
Dat gifft noch Een, de's Nummer tein, —
Un ick de' ehr min Leben weih'n!
Un in uns' ol' leev Modersprak
Heft Du doch ock dit Leed mi mak'!" — — —

Erst vor Kurzem, zehn Jahre später, am 30. September 1899 feierte Karl Schultze unter allgemeiner Betheiligung sein 50 jähriges Künstlerjubiläum an dem Tage, an welchem er vor 50 Jahren auf einem Hamburger Liebhabertheater als Schulmeister Henne in dem Singspiel Ein Stündchen in der Schule zum ersten Male die weltbedeutenden Bretter betreten hatte. Noch einmal betrat er an diesem Abend in seinem eigenen Theater die Bühne, und zwar wiederum als Peter Bostelmann, als welcher er unter nicht endenwollendem Beifall die beiden hübschen Lieder sang „So lang de Mensch hier levt" mit dem Refrain einer jeden Strophe „Uns' Herrgott weet de rechte Tid," und „Wat weer för'n schöne Tid wulehr" mit dem Refrain: „De köhnt mi stahln warrn!" und nahm dann unter brausendem Jubel des übervollen Hauses all die Kränze und Blumen entgegen, welche Dankbarkeit und Verehrung ihm spendeten, sowie nach einer herzlichen Ansprache des Direktors Monti aus dessen Händen einen goldenen Loorbeerkranz.

Wenn es auch unserem Kieler Dichter Johann Meyer nicht vergönnt war, sich persönlich an dieser Feier zu betheiligen, so war es ihm doch ein Herzensbedürfniß, dem Jubilar ein Zeichen seiner Hochschätzung und Verehrung zu geben. Dies geschah in

einem im Hamburger Fremdenblatt veröffentlichten Gedichte, das hier nun auch eine Stelle finden möge:

An Korling Schultz
to sin gollen Jubelfier.

In'n witte Binn un'n Swölfensteert
Kamt hüt wul Vel' un gratuleert!
Wat gifft 't nich Allns von Di to meldn
Un för de Bläder to vertelln.

Mit Ekhof un mit Schröder kann
Un mit Schalotte Ackermann
Di ni vergliken de Kritik,
Din Riek weer en ganz ann'res Riek!

Un als se lang all nich mehr weern,
Noch eenmal keem so'n Dreegesteern,
Un nümmermehr vergitt se dat
Din Hamborg, Din leev Moderstadt!

Un sühst ehr wul, Hammonia?
In'n Prachtgewand steiht se all da
Un mit ehr gollen Muerkron,
Di ock en Ehr mit antodohn!

Se harr Di Alltid hartlich leev,
Vunwegn wat allns Din Kunst ehr geev,
Un bringt Di hüt mal ganz wat Nie's,
En Kranz vun luter Ehrenpries!

Un süh, wat's dat? wa wunnerbar!
Mi düch, als seeg ick't hell un klar,
Als swev dar Een vun'n Himmel dal
Un fat Di um un küß Di mal!

Un wenn Din Og se ock nich süht,
Du föhlst doch, wat Di Leev's geschüht!
Un kannst ock ehr Gestalt ni sehn,
Du kennst ehr an ehrn Kuß alleen!

Un Kinder de kummt ock heran
Un hett de lange Kniptang an!
De Ogen natt, — dat Hart so warm,
So fleegt Ju Beidn sick in de Arm!

Dar hebbt wi ja dat Dreegesteern!
Un wider geiht't dat Gratuleern,
Un süh mal an, wakeen kummt dar?
Un makt en Knix vör'n Jubilar?

Een Deern is't, als en Ros' so roth!
De langen Flechen ünner'n Hot!
Un Tähn hett's, rein so witt als Snee!
Un Ogen hett se, als en Reh!

De ganze Deern wa staatsch un stur!
Un wat för'n Engel vun Natur!
Un wenn se sprickt, dat hett en Klang,
Als weer't en Nachtigalngesang!

En Kranz vun Feldblom in de Hand,
Un mit en füerrodes Band,
So steiht se dar in all Din Glanz
Un drückt Di in de Hand den Kranz!

Un in ehr hartleev Modersprak
Is ock dit lüttj' Gedicht Di mak!
Du weerst ehr Freud un weerst ehr Stolz
Un bliffst dat ewig, Korling Schultz!

Karl Schultze's unvergeßliche und ihm völlig ebenbürtige Partnerin, Frau Lotte Mende, hat, soviel mir bekannt, eine ähnliche Jubiläumsfeier, wie sie ihrem Director wiederholt vergönnt war, niemals gehabt, auch wohl Herr Kinder nicht; und doch hätten sie es beide verdient. Einer der wärmsten Verehrer der großen Künstlerin während eines Zeitraums vieler Jahre ist unser Dichter Johann Meyer gewesen. In dessen Biographie, im zweiten Bande dieses Werkes, Seite 88 und 89, habe ich über die originelle Anknüpfung seiner Bekanntschaft mit Lotte Mende gesprochen. Sie kam auf ihren Gastspielreisen oft nach Kiel, mehrfach auch in Begleitung des Herrn Kinder, und bei diesen Gelegenheiten verbrachte sie manche Stunde ihrer freien Zeit in der Familie des Dichters. Ein Poem, das ihr dieser einmal bei ihrer Anwesenheit in Kiel widmete und in einem der dortigen Blätter zum Abdruck kommen ließ, ist in dem zweiten Theile unseres Buches unter den Gelegenheitsgedichten, Seite 87, mitgetheilt worden. Ein zweites ihr gleichfalls zugeeignet und ebenfalls durch die Tagespresse bekannt gewordenes Gedicht möge hier noch folgen:

An Lotte Mende.

Dar büſt Du wedder, to gaſteern,
Willkamn denn! Unſ' ol Muſenſtadt
Hett de lüttj dicke Lotte-Deern
Mit vel Vergnögen jümmers hatt!

Na, ſegg mi Een, dat ſe't ni ſchull!
Du ſtrevſt ja för ſo'n ſchöne Saak,
Un hoch in Ehrn ſteiht bi Apoll
All lang unſ' ole Moderſprak.

Un wat en echten Kieler Jung,
Den't Hart, wo't ſitten ſchall, noch ſitt,
Hett in ſin Mulwark ock en Tung,
De't Plattdütſch nimmermehr vergitt.

Süh, darum büſt Du all alleen
Bi uns to jeder Tid willkamn,
Un hett Di Een eerſt ſpelen ſehn,
Denn heſt eerſt recht ſien Hart em nahmn?

O Du, mit Din lüttj Plapperſnut,
Wa röhrſt Du uns ſo wunnerbar?
Wa quellt und quuddelt dat herut
So fram un week, un friſch un klar!

Du bringſt uns in den ſötſten Drom,
Als't ſunſt doch man unſ' Moder dahn, —
Un plückſt uns ſo de ſchönſten Blom,
De lang, ach lang all ſünd vergahn! —

De Breder, de de Welt bedüd,
Un uns ſe lat in'n Spegel ſehn,
De hebbt wul vel berühmte Lüd,
Doch ſo en Lotte giff't man Een!

Schnell iſt das Rad der Zeit, und über vieles, was unſer Herz erfreut, geht es herzlos hinweg! Wo weilt ſie nun, die ſo hoch begnadete Künſtlerin? — Schon längſt im Grabe. Und was iſt geblieben von ihrer unvergleichlichen Kunſt? — Nur ein wehmüthiges Erinnern; denn dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze. Nachdem Lotte Mende lange Zeit gaſtirend umhergereiſt und dabei auch oft auf den Bühnen Hamburgs aufgetreten war, ſtellten ſich ganz unvermuthet bei ihr die Anzeichen einer ſehr ſchmerzvollen Krankheit ein. Und lange und viel hat ſie leiden und dulden müſſen, die große Künſtlerin, bis ſie endlich

der Tod erlöste. Sie starb Ende November 1891 am Krebs, an derselben Krankheit, der auch ihr Gatte, Louis Mende, einige Jahre vorher erlegen war.

Und Heinrich Kinder? Er hat vor einigen Jahren der Bühne Lebewohl gesagt und lebt als Pensionär des Hamburger Stadttheaters in Altona.

Aber was wurde aus der leidtragenden heimathlosen Muse? und wie ist es ihr seitdem ergangen? Sagen wir: so leidlich, wenn wir vermeinen sollten, mit einem fröhlichen „recht gut" noch nicht antworten zu können! Neue Kräfte kamen wieder und suchten es den alten gleich zu thun. Und wie schon früher, zur Zeit der Blüthe der plattdeutschen dramatischen Kunst, Hamburg nicht allein die Stadt ihrer Wirksamkeit gewesen ist, sondern von hieraus Ausflüge zu Gastspielen nach allen Himmelsgegenden in die benachbarten plattdeutschen Lande hinein gemacht wurden, so geschah es auch später. Kleinere Gesellschaften nahmen sich des niederdeutschen Schauspiels an und luden seine Muse ein, mitzugehen und mitzuwirken; und überall, wo sich diese zeigte, jubelte man ihr ein freudiges Willkommen entgegen. Und auch in der niederdeutschen dramatischen Dichtung begannen neue Reiser zu sprießen; zu den neuen Mimen gesellten sich neue Dichter, so daß eine nicht kleine Anzahl von plattdeutschen Novitäten entstand. Aber dann noch, was die Hauptsache ist: es fand sich zuletzt sogar ein neues Heim für unsere niederdeutsche Dichtung, in dem sie die freundlichste Aufnahme fand, ein und ausging und sich bald wie zu Hause fühlte. Und wunderbar genug, es fand sich beinahe benachbart jener Stätte, wo sich die so oft Verlassene und Umherirrende einst im Vollgenusse ihres Glückes behaglich und sicher fühlte. Es war und ist noch das schon häufig seinen Namen wechselnde frühere Actien-, spätere Variété- und jetzige Ernst Drucker-Theater. Hier weilen und wirken sie nun schon lange in Eintracht und Frieden nebeneinander, die hochdeutsche und die plattdeutsche dramatische Muse; und es verfügt diese Bühne wie für die hochdeutschen so auch für die plattdeutschen Aufführungen über eine solche Anzahl tüchtiger Kräfte, daß sie stets im Stande ist, größere und personenreichere plattdeutsche Stücke in Scene setzen zu können.

Als eine der ersten und besten plattdeutschen Kräfte am Ernst Drucker-Theater ist Wilhelm Biel zu nennen, der lang-

jährige Oberregisseur für hoch- und plattdeutsche Stücke. **Besonders** hervorragend ist dieser Schauspieler in Charakter- und „alte Herren“-Rollen, und zwar ebensowohl in hochdeutscher wie in plattdeutscher Sprache; nicht geringe Verdienste hat er sich auch als plattdeutscher dramatischer Dichter erworben.

Wilhelm Biel ist am 11. Mai 1851 als Sohn unbemittelter und mit Kindern reich gesegneter Eltern in Hamburg geboren. Hier besuchte er auch die Volksschule, wohnte aber, da er im Hause viel beschäftigt wurde, dem Unterrichte nur mit häufigen Unterbrechungen bei. Infolge davon waren seine Kenntnisse, als er mit 14 Jahren als Lehrling in ein Hamburger Weißwaarengeschäft eintrat, nicht gerade bedeutend. Aber viel größer als der Mangel an Wissen waren Wissenstrieb und Lernbegierde. Darum besuchte der junge Biel in den Abendstunden die Unterrichtscurse des Arbeiter-Bildungsvereins und schaffte sich so eine tüchtige Grundlage zur weiteren Ausbildung. Dann wurden auch noch die kleinen Ersparnisse zum Ankauf von guten Büchern benutzt, und so gelangte unser Freund im Laufe der Jahre zu einem respectabeln Wissen. Und alle diese Kenntnisse, die er sich zu einer Zeit, wo andere nach der Tagesarbeit dem Vergnügen leben, so nebenbei erworben, hat er in der Folge nicht selten in öffentlichen Vorträgen wieder anderen übermittelt. So ist also Wilhelm Biel ein wahrer selfmade man, wie ich deren, seit ich in Hamburg lebe, so viele kennen gelernt habe. — Mit 17 Jahren fühlte der junge Mann nicht mehr den Drang in sich, Weißwaaren zu verkaufen; es verlangte ihn nach etwas Höherem, und so wurde er Schauspieler am Renaissance-Theater. Ein Jahr darauf, 1868, nahm er Engagement am St. Georger-Theater, schloß sich aber noch in demselben Jahre einer „Schmiere“ an. Und bis zum Jahre 1879 war er hinter dem Thespiskarren auf der Wanderschaft, dann kehrte er in die Vaterstadt zurück und war hier nacheinander am Tivoli-, Wilhelm- und Karl Schultze-Theater thätig. Als Mitglied des plattdeutschen Ensembles der zuletzt genannten Bühne machte er die an einer anderen Stelle dieses Buches erwähnten Gastspielreisen mit. Seit vielen Jahren wirkt er, wie schon angegeben, am Ernst Drucker-Theater. Wilhelm Biel nimmt seinen Beruf als Schauspieler sehr ernst; sein Herz ist voller Ideale, und er möchte auch, wenn es nur in seiner Macht stände, das „bretterne

Gerüst der Scene" einer Idealwelt stets offen halten, freilich keiner Welt, die nur in der Einbildung der Phantasie besteht, sondern einer solchen, die aus der Wirklichkeit möglichst viel des Schönen und Edlen in sich aufgenommen hat. Auch seine Schauspielstücke sind Kinder dieses Idealismus, und sie unterscheiden sich gerade dadurch überaus vortheilhaft von unendlich vielen anderen, die nur darauf angelegt sind, den Janhagel zu belustigen. Einige der besten von den dramtischen Arbeiten Biel's mit plattdeutschen Rollen sind: Ein moderner Freund, Eine Hamburger Geschäftsfrau, Der Jollenführer, Ein alter Bürgergardist, De Wedd, und der kleine allerliebste Einacter mit Gesang Die Jule, in dem Biel selbst schon unzählige Male mit entzückender Gestaltungskraft den alten, lebenslustigen Depen-dahl spielte. Auch in Johann Meyer's plattdeutschem Lustspiel Uns' ole Modersprak hat Biel die Hauptrolle des etwas protzigen und polternden Bauern Onkel Krischan oft mit hinreißender Verve und Natürlichkeit gegeben.

Nach ihm sei Johannes Alström, der verdienstvolle und gemüthliche Alte genannt, der vor zwei Jahren im Ernst Drucker-Theater unter allgemeiner Theilnahme und vielen Beweisen der Anerkennung und Verehrung den Jubeltag seiner 40jährigen Bühnenthätigkeit als Sänger und Schauspieler feierte.

An dritter Stelle möge der nunmehr 53 Jahre alte Charles Schultz erwähnt werden, wie alle anderen Hauptkräfte des Ernst Drucker-Theaters ein geborener Hamburger. Er ist ein bedeutender Schauspieler und durch seine Rollen in seiner Vaterstadt sehr populär geworden; so nennt man ihn in der Hafengegend nur Thetje Eggers.

Dann kommt Wilhelm Seybold, etwas jünger als Charles Schultz, ein überaus beliebter plattdeutscher Komiker.

Und Fritz Schönemann, der unter anderem als jugendlicher Liebhaber auch den Heine-Jung in „Uns' ole Modersprak" so vortrefflich spielte, darf nicht vergessen werden. Und noch manche, die mit im plattdeutschen Ensemble des Ernst Drucker-Theaters wacker ihren Platz ausfüllen, könnte ich hier namhaft machen, und dann noch viele Herren und Damen, tüchtige Genossen und Genossinnen der plattdeutschen Schauspielkunst an demselben Theater, über die aber schon die rollenden Jahre hinweggegangen sind!

Ut luter Feldblom is he bunn, —
Un wat för'n Schönheit in de Runn! —
Un wat för'n lüttje dralle Deern! —
Twee Ogen, als twee helle Steern! —
Twee lange Flechen ünner'n Hot!
Un'n Angesicht, als Melk un Blot! —

Du grippst na ehr mit beide Hann, —
Se lacht — un kat Di fründlich an, —
De lüttje wille Heckenros'
Lett Di de ganze Nacht ni los, —
Als wenn Din lüttje Brut dat weer, —
So drömst Du man alleen vun ehr!

Süh, Korl, — negn Musen sünd man dar!
Du seggst: „Johann, dat's doch ni wahr!
Dat gifft noch Een, de's Nummer tein, —
Un ick de' ehr min Leben weih'n!
Un in uns' ol' leev Modersprak
Heft Du doch ock dit Leed mi mak'!" — — —

Erst vor Kurzem, zehn Jahre später, am 30. September 1899 feierte Karl Schultze unter allgemeiner Betheiligung sein 50jähriges Künstlerjubiläum an dem Tage, an welchem er vor 50 Jahren auf einem Hamburger Liebhabertheater als Schulmeister Henne in dem Singspiel Ein Stündchen in der Schule zum ersten Male die weltbedeutenden Bretter betreten hatte. Noch einmal betrat er an diesem Abend in seinem eigenen Theater die Bühne, und zwar wiederum als Peter Bostelmann, als welcher er unter nicht endenwollendem Beifall die beiden hübschen Lieder sang „So lang de Mensch hier levt" mit dem Refrain einer jeden Strophe „Uns' Herrgott weet de rechte Tid," und „Wat weer för'n schöne Tid vulehr" mit dem Refrain: „De köhnt mi stahln warrn!" und nahm dann unter brausendem Jubel des übervollen Hauses all die Kränze und Blumen entgegen, welche Dankbarkeit und Verehrung ihm spendeten, sowie nach einer herzlichen Ansprache des Direktors Monti aus dessen Händen einen goldenen Loorbeerkranz.

Wenn es auch unserem Kieler Dichter Johann Meyer nicht vergönnt war, sich persönlich an dieser Feier zu betheiligen, so war es ihm doch ein Herzensbedürfniß, dem Jubilar ein Zeichen seiner Hochschätzung und Verehrung zu geben. Dies geschah in

einem im Hamburger Fremdenblatt veröffentlichten Gedichte, das hier nun auch eine Stelle finden möge:

An Korling Schultz
to sin gollen Jubelfier.

In'n witte Binn un'n Swölkensteert
Kamt hüt wul Vel' un gratuleert!
Wat gifft 't nich Allns von Di to meldn
Un för de Bläder to vertelln.

Mit Ekhof un mit Schröder kann
Un mit Schalotte Ackermann
Di ni vergliken de Kritik,
Din Riek weer en ganz ann'res Riek!

Un als se lang all nich mehr weern,
Noch eenmal keem so'n Dreegesteern,
Un nümmermehr vergitt se dat
Din Hamborg, Din leev Moderstadt!

Un sühst ehr wul, Hammonia?
In'n Prachtgewand steiht se all da
Un mit ehr gollen Muerkron,
Di ock en Ehr mit antodohn!

Se harr Di Alltid hartlich leev,
Vunwegn wat allns Din Kunst ehr geev,
Un bringt Di hüt mal ganz wat Nie's,
En Kranz vun luter Ehrenpries!

Un süh, wat's dat? wa wunnerbar!
Mi düch, als seeg ick't hell un klar,
Als swev dar Een vun'n Himmel dal
Un fat Di um un küß Di mal!

Un wenn Din Og se ock nich süht,
Du föhlst doch, wat Di Leev's geschüht!
Un kannst ock ehr Gestalt ni sehn,
Du kennst ehr an ehrn Kuß alleen!

Un Kinder de kummt ock heran
Un hett de lange Kniptang an!
De Ogen natt, — dat Hart so warm,
So fleegt Ju Beidn sick in de Arm!

Dar hebbt wi ja dat Dreegesteern!
Un wider geiht't dat Gratuleern,
Un süh mal an, wakeen kummt dar?
Un makt en Knix vör'n Jubilar?

Een Deern is't, als en Ros' so roth!
De langen Flechen ünner'n Hot!
Un Tähn hett's, rein so witt als Snee!
Un Ogen hett se, als en Reh!

De ganze Deern wa staatsch un stur!
Un wat för'n Engel vun Natur!
Un wenn se spricht, dat hett en Klang,
Als weer't en Nachtigalngesang!

En Kranz vun Feldblom in de Hand,
Un mit en füerrodes Band,
So steiht se dar in all Din Glanz
Un drückt Di in de Hand den Kranz!

Un in ehr hartleev Modersprak
Is ock dit lüttj' Gedicht Di mak!
Du weerst ehr Freud un weerst ehr Stolz
Un bliffst dat ewig, Korling Schultz!

Karl Schultze's unvergeßliche und ihm völlig ebenbürtige Partnerin, Frau Lotte Mende, hat, soviel mir bekannt, eine ähnliche Jubiläumsfeier, wie sie ihrem Director wiederholt vergönnt war, niemals gehabt, auch wohl Herr Kinder nicht; und doch hätten sie es beide verdient. Einer der wärmsten Verehrer der großen Künstlerin während eines Zeitraums vieler Jahre ist unser Dichter Johann Meyer gewesen. In dessen Biographie, im zweiten Bande dieses Werkes, Seite 88 und 89, habe ich über die originelle Anknüpfung seiner Bekanntschaft mit Lotte Mende gesprochen. Sie kam auf ihren Gastspielreisen oft nach Kiel, mehrfach auch in Begleitung des Herrn Kinder, und bei diesen Gelegenheiten verbrachte sie manche Stunde ihrer freien Zeit in der Familie des Dichters. Ein Poem, das ihr dieser einmal bei ihrer Anwesenheit in Kiel widmete und in einem der dortigen Blätter zum Abdruck kommen ließ, ist in dem zweiten Theile unseres Buches unter den Gelegenheitsgedichten, Seite 87, mitgetheilt worden. Ein zweites ihr gleichfalls zugeeignet und ebenfalls durch die Tagespresse bekannt gewordenes Gedicht möge hier noch folgen:

An Lotte Mende.

Dar büſt Du wedder, to gaſteern,
Willkamn denn! Unſ' ol Muſenſtadt
Hett de lüttj dicke Lotte-Deern
Mit vel Vergnögen jümmers hatt!

Na, ſegg mi Een, dat ſe't ni ſchull!
Du ſtrevſt ja för ſo'n ſchöne Saak,
Un hoch in Ehrn ſteiht bi Apoll
All lang unſ' ole Moderſprak.

Un wat en echten Kieler Jung,
Den't Hart, wo't ſitten ſchall, noch ſitt,
Hett in ſin Mulwark ock en Tung,
De't Plattdütſch nimmermehr vergitt.

Süh, darum büſt Du all alleen
Bi uns to jeder Tid willkamn,
Un hett Di Een eerſt ſpelen ſehn,
Denn heſt eerſt recht ſien Hart em nahmn?

O Du, mit Din lüttj Plapperſnut,
Wa röhrſt Du uns ſo wunnerbar?
Wa quellt und quuddelt dat herut
So fram un week, un friſch un klar!

Du bringſt uns in den ſötſten Drom,
Als't ſunſt doch man unſ' Moder dahn, --
Un plückſt uns ſo de ſchönſten Blom,
De lang, ach lang all ſünd vergahn! —

De Breder, de de Welt bedüd,
Un uns ſe lat in'n Spegel ſehn,
De hebbt wul vel berühmte Lüd,
Doch ſo en Lotte giff't man Een!

Schnell iſt das Rad der Zeit, und über vieles, was unſer Herz erfreut, geht es herzlos hinweg! Wo weilt ſie nun, die ſo hoch begnadete Künſtlerin? — Schon längſt im Grabe. Und was iſt geblieben von ihrer unvergleichlichen Kunſt? — Nur ein wehmüthiges Erinnern; denn dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze. Nachdem Lotte Mende lange Zeit gaſtirend umhergereiſt und dabei auch oft auf den Bühnen Hamburgs aufgetreten war, ſtellten ſich ganz unvermuthet bei ihr die Anzeichen einer ſehr ſchmerzvollen Krankheit ein. Und lange und viel hat ſie leiden und dulden müſſen, die große Künſtlerin, bis ſie endlich

der Tod erlöste. Sie starb Ende November 1891 am Krebs, an derselben Krankheit, der auch ihr Gatte, Louis Mende, einige Jahre vorher erlegen war.

Und Heinrich Kinder? Er hat vor einigen Jahren der Bühne Lebewohl gesagt und lebt als Pensionär des Hamburger Stadttheaters in Altona.

Aber was wurde aus der leidtragenden heimathlosen Muse? und wie ist es ihr seitdem ergangen? Sagen wir: so leidlich, wenn wir vermeinen sollten, mit einem fröhlichen „recht gut" noch nicht antworten zu können! Neue Kräfte kamen wieder und suchten es den alten gleich zu thun. Und wie schon früher, zur Zeit der Blüthe der plattdeutschen dramatischen Kunst, Hamburg nicht allein die Stadt ihrer Wirksamkeit gewesen ist, sondern von hieraus Ausflüge zu Gastspielen nach allen Himmelsgegenden in die benachbarten plattdeutschen Lande hinein gemacht wurden, so geschah es auch später. Kleinere Gesellschaften nahmen sich des niederdeutschen Schauspiels an und luden seine Muse ein, mitzugehen und mitzuwirken; und überall, wo sich diese zeigte, jubelte man ihr ein freudiges Willkommen entgegen. Und auch in der niederdeutschen dramatischen Dichtung begannen neue Reiser zu sprießen; zu den neuen Mimen gesellten sich neue Dichter, so daß eine nicht kleine Anzahl von plattdeutschen Novitäten entstand. Aber dann noch, was die Hauptsache ist: es fand sich zuletzt sogar ein neues Heim für unsere niederdeutsche Dichtung, in dem sie die freundlichste Aufnahme fand, ein und ausging und sich bald wie zu Hause fühlte. Und wunderbar genug, es fand sich beinahe benachbart jener Stätte, wo sich die so oft Verlassene und Umherirrende einst im Vollgenusse ihres Glückes behaglich und sicher fühlte. Es war und ist noch das schon häufig seinen Namen wechselnde frühere Actien-, spätere Variété- und jetzige Ernst Drucker-Theater. Hier weilen und wirken sie nun schon lange in Eintracht und Frieden nebeneinander, die hochdeutsche und die plattdeutsche dramatische Muse; und es verfügt diese Bühne wie für die hochdeutschen so auch für die plattdeutschen Aufführungen über eine solche Anzahl tüchtiger Kräfte, daß sie stets im Stande ist, größere und personenreichere plattdeutsche Stücke in Scene setzen zu können.

Als eine der ersten und besten plattdeutschen Kräfte am Ernst Drucker-Theater ist Wilhelm Biel zu nennen, der lang-

An Lotte Mende.

Dar büst Du wedder, to gasteern,
Willkamn denn! Uns' ol Musenstadt
Hett de lüttj dicke Lotte-Deern
Mit vel Vergnögen jümmers hatt!

Na, segg mi Een, dat se't ni schull!
Du strevst ja för so'n schöne Saak,
Un hoch in Ehrn steiht bi Apoll
All lang uns' ole Modersprak.

Un wat en echten Kieler Jung,
Den't Hart, wo't sitten schall, noch sitt,
Hett in sin Mulwark ock en Tung,
De't Plattdütsch nimmermehr vergitt.

Süh, darum büst Du all alleen
Bi uns to jeder Tid willkamn,
Un hett Di Een eerst spelen sehn,
Denn hest eerst recht sien Hart em nahmn?

O Du, mit Din lüttj Plappersnut,
Wa röhrst Du uns so wunnerbar?
Wa quellt und quuddelt dat herut
So fram un week, un frisch un klar!

Du bringst uns in den sötsten Drom,
Als't sunst doch man uns' Moder dahn, —
Un plückst uns so de schönsten Blom,
De lang, ach lang all sünd vergahn! —

De Breder, de de Welt bedüd,
Un uns se lat in'n Spegel sehn,
De hebbt wul vel berühmte Lüd,
Doch so en Lotte giff't man Een!

Schnell ist das Rad der Zeit, und über vieles, was unser Herz erfreut, geht es herzlos hinweg! Wo weilt sie nun, die so hoch begnadete Künstlerin? — Schon längst im Grabe. Und was ist geblieben von ihrer unvergleichlichen Kunst? — Nur ein wehmüthiges Erinnern; denn dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze. Nachdem Lotte Mende lange Zeit gastirend umhergereist und dabei auch oft auf den Bühnen Hamburgs aufgetreten war, stellten sich ganz unvermuthet bei ihr die Anzeichen einer sehr schmerzvollen Krankheit ein. Und lange und viel hat sie leiden und dulden müssen, die große Künstlerin, bis sie endlich

der Tod erlöste. Sie starb Ende November 1891 am Krebs, an derselben Krankheit, der auch ihr Gatte, Louis Mende, einige Jahre vorher erlegen war.

Und Heinrich Kinder? Er hat vor einigen Jahren der Bühne Lebewohl gesagt und lebt als Pensionär des Hamburger Stadttheaters in Altona.

Aber was wurde aus der leidtragenden heimathlosen Muse? und wie ist es ihr seitdem ergangen? Sagen wir: so leidlich, wenn wir vermeinen sollten, mit einem fröhlichen „recht gut" noch nicht antworten zu können! Neue Kräfte kamen wieder und suchten es den alten gleich zu thun. Und wie schon früher, zur Zeit der Blüthe der plattdeutschen dramatischen Kunst, Hamburg nicht allein die Stadt ihrer Wirksamkeit gewesen ist, sondern von hieraus Ausflüge zu Gastspielen nach allen Himmelsgegenden in die benachbarten plattdeutschen Lande hinein gemacht wurden, so geschah es auch später. Kleinere Gesellschaften nahmen sich des niederdeutschen Schauspiels an und luden seine Muse ein, mitzugehen und mitzuwirken; und überall, wo sich diese zeigte, jubelte man ihr ein freudiges Willkommen entgegen. Und auch in der niederdeutschen dramatischen Dichtung begannen neue Reiser zu sprießen; zu den neuen Mimen gesellten sich neue Dichter, so daß eine nicht kleine Anzahl von plattdeutschen Novitäten entstand. Aber dann noch, was die Hauptsache ist: es fand sich zuletzt sogar ein neues Heim für unsere niederdeutsche Dichtung, in dem sie die freundlichste Aufnahme fand, ein und ausging und sich bald wie zu Hause fühlte. Und wunderbar genug, es fand sich beinahe benachbart jener Stätte, wo sich die so oft Verlassene und Umherirrende einst im Vollgenusse ihres Glückes behaglich und sicher fühlte. Es war und ist noch das schon häufig seinen Namen wechselnde frühere Actien-, spätere Variété- und jetzige Ernst Drucker-Theater. Hier weilen und wirken sie nun schon lange in Eintracht und Frieden nebeneinander, die hochdeutsche und die plattdeutsche dramatische Muse; und es verfügt diese Bühne wie für die hochdeutschen so auch für die plattdeutschen Aufführungen über eine solche Anzahl tüchtiger Kräfte, daß sie stets im Stande ist, größere und personenreichere plattdeutsche Stücke in Scene setzen zu können.

Als eine der ersten und besten plattdeutschen Kräfte am Ernst Drucker-Theater ist Wilhelm Biel zu nennen, der lang-

jährige Oberregisseur für hoch- und plattdeutsche Stücke. Besonders hervorragend ist dieser Schauspieler in Charakter- und „alte Herren"-Rollen, und zwar ebensowohl in hochdeutscher wie in plattdeutscher Sprache; nicht geringe Verdienste hat er sich auch als plattdeutscher dramatischer Dichter erworben.

Wilhelm Biel ist am 11. Mai 1851 als Sohn unbemittelter und mit Kindern reich gesegneter Eltern in Hamburg geboren. Hier besuchte er auch die Volksschule, wohnte aber, da er im Hause viel beschäftigt wurde, dem Unterrichte nur mit häufigen Unterbrechungen bei. Infolge davon waren seine Kenntnisse, als er mit 14 Jahren als Lehrling in ein Hamburger Weißwaarengeschäft eintrat, nicht gerade bedeutend. Aber viel größer als der Mangel an Wissen waren Wissenstrieb und Lernbegierde. Darum besuchte der junge Biel in den Abendstunden die Unterrichtscurse des Arbeiter-Bildungsvereins und schaffte sich so eine tüchtige Grundlage zur weiteren Ausbildung. Dann wurden auch noch die kleinen Ersparnisse zum Ankauf von guten Büchern benutzt, und so gelangte unser Freund im Laufe der Jahre zu einem respectabeln Wissen. Und alle diese Kenntnisse, die er sich zu einer Zeit, wo andere nach der Tagesarbeit dem Vergnügen leben, so nebenbei erworben, hat er in der Folge nicht selten in öffentlichen Vorträgen wieder anderen übermittelt. So ist also Wilhelm Biel ein wahrer self-made man, wie ich deren, seit ich in Hamburg lebe, so viele kennen gelernt habe. — Mit 17 Jahren fühlte der junge Mann nicht mehr den Drang in sich, Weißwaaren zu verkaufen; es verlangte ihn nach etwas Höherem, und so wurde er Schauspieler am Renaissance-Theater. Ein Jahr darauf, 1868, nahm er Engagement am St. Georger-Theater, schloß sich aber noch in demselben Jahre einer „Schmiere" an. Und bis zum Jahre 1879 war er hinter dem Thespiskarren auf der Wanderschaft, dann kehrte er in die Vaterstadt zurück und war hier nacheinander am Tivoli-, Wilhelm- und Karl Schultze-Theater thätig. Als Mitglied des plattdeutschen Ensembles der zuletzt genannten Bühne machte er die an einer anderen Stelle dieses Buches erwähnten Gastspielreisen mit. Seit vielen Jahren wirkt er, wie schon angegeben, am Ernst Drucker-Theater. Wilhelm Biel nimmt seinen Beruf als Schauspieler sehr ernst; sein Herz ist voller Ideale, und er möchte auch, wenn es nur in seiner Macht stände, das „bretterne

Gerüst der Scene" einer Idealwelt stets offen halten, freilich keiner Welt, die nur in der Einbildung der Phantasie besteht, sondern einer solchen, die aus der Wirklichkeit möglichst viel des Schönen und Edlen in sich aufgenommen hat. Auch seine Schauspielstücke sind Kinder dieses Idealismus, und sie unterscheiden sich gerade dadurch überaus vortheilhaft von unendlich vielen anderen, die nur darauf angelegt sind, den Janhagel zu belustigen. Einige der besten von den dramtischen Arbeiten Biel's mit plattdeutschen Rollen sind: Ein moderner Freund, Eine Hamburger Geschäftsfrau, Der Jollenführer, Ein alter Bürgergardist, De Webd, und der kleine allerliebste Einacter mit Gesang Die Jule, in dem Biel selbst schon unzählige Male mit entzückender Gestaltungskraft den alten, lebenslustigen Depen-dahl spielte. Auch in Johann Meyer's plattdeutschem Lustspiel Uns' ole Modersprak hat Biel die Hauptrolle des etwas protzigen und polternden Bauern Onkel Krischan oft mit hinreißender Verve und Natürlichkeit gegeben.

Nach ihm sei Johannes Alström, der verdienstvolle und gemüthliche Alte genannt, der vor zwei Jahren im Ernst Drucker-Theater unter allgemeiner Theilnahme und vielen Beweisen der Anerkennung und Verehrung den Jubeltag seiner 40jährigen Bühnenthätigkeit als Sänger und Schauspieler feierte.

An dritter Stelle möge der nunmehr 53 Jahre alte Charles Schultz erwähnt werden, wie alle anderen Hauptkräfte des Ernst Drucker-Theaters ein geborener Hamburger. Er ist ein bedeutender Schauspieler und durch seine Rollen in seiner Vaterstadt sehr populär geworden; so nennt man ihn in der Hafengegend nur Thetje Eggers.

Dann kommt Wilhelm Seyboldt, etwas jünger als Charles Schultz, ein überaus beliebter plattdeutscher Komiker.

Und Fritz Schönemann, der unter anderem als jugendlicher Liebhaber auch den Heine-Jung in „Uns' ole Modersprak" so vortrefflich spielte, darf nicht vergessen werden. Und noch manche, die mit im plattdeutschen Ensemble des Ernst Drucker-Theaters wacker ihren Platz ausfüllen, könnte ich hier namhaft machen, und dann noch viele Herren und Damen, tüchtige Genossen und Genossinnen der plattdeutschen Schauspielkunst an demselben Theater, über die aber schon die rollenden Jahre hinweggegangen sind!

Unter den Damen des Ernst Drucker-Ensembles steht voran Bertha Frey, vermählte Brückner, die einzige jetzt noch lebende Alte im plattdeutschen Fache, eine würdige Nachfolgerin der Lotte Mende und seit 20 Jahren am Variété-Theater beschäftigt.

Dann folgt Frau Jenny Brinkmann, geb. Gerstel; sie wirkte zuerst als Naive in den Stadttheatern zu Düsseldorf, Genf, Petersburg, Stettin und Görlitz; dann kam sie nach Hamburg, um auch hier zunächst als Naive aufzutreten. Seit 1885 ist sie in dem Fache der ersten plattdeutschen Soubretten thätig und hierin einzig in ihrer Art; besonders eignet sie sich zur Wiedergabe der herzlichen Charaktere in Leev in Veerlann, Hamburger Aschenbrödel, Ein Bürgergardist, Moderner Freund und Jule. Mit ihr ist aus früheren Zeiten nur die unvergeßliche Clara Monhaupt vergleichbar, die Ende der 70er Jahre mit so vielem Erfolge in demselben Fache brillirte.

Zuletzt möge noch einer Verstorbenen gedacht werden, der Maria Hellwig, geb. Hein; die talentirte junge Dame wirkte im plattdeutschen Fache nach Art von Lotte Mende. Am frühen Morgen des 29. August 1892 wurde sie von der Cholera hinweggerafft, nachdem sie noch am Abende vorher im Hamburger Nestküken die Hauptrolle gespielt und auf der Bühne scherzweise geäußert hatte, ihr könne die Cholera nichts anthun. Ein seltenes, viel versprechendes Talent hat man mit ihr zu Grabe getragen.

Gelegentlich setzen sich in Hamburg auch andere kleinere Gesellschaften unter einer Leitung, wie unter der des Directors Albert von Gogh, zusammen, um in den benachbarten Orten plattdeutsche Theaterstücke aufzuführen. Und dann und wann begiebt sich auch das plattdeutsche Ensemble des Ernst Drucker-Theaters auf eine Gastspielreise, und überall, wohin es kommt, wird es freudig begrüßt und für seine Darbringungen mit lautem Beifall belohnt. Außer den genannten giebt es hier und da im deutschen Reiche, an größeren und kleineren Bühnen, noch andere tüchtige plattdeutsche Spielkräfte, von denen wohl manche auch schon einmal in Hamburg, und namentlich an dem jetzigen Ernst Drucker-Theater, engagirt gewesen sind, denen aber in ihrer jetzigen Thätigkeit nur selten oder garnicht Gelegenheit zum Auftreten in plattdeutschen Rollen geboten wird.

Auch beliebte und berühmte Gäste durchreisen das Reich und erfreuen hie und da in größeren und kleineren Städten unter Mithülfe der jeweiligen Theatergesellschaften das Publikum durch ihre Leistungen im Gebiete der plattdeutschen dramatischen Muse. Als einer der angesehensten dieser Herren ist vor allem der Württembergische Hofschauspieler August Junkermann zu nennen, der auch als Recitator bedeutend ist, überall, wohin er kommt, gern gesehen wird und durch seine vorzüglichen Leistungen als plattdeutscher Schauspieler der niederdeutschen dramatischen Kunst wesentliche Dienste leistet.

Aus demselben Grunde sei hier auch noch der plattdeutschen Recitatoren gedacht, die, wenn sie sich besonders auch nur innerhalb der Grenzen der lyrischen und epischen plattdeutschen Dichtung bewegen, doch ebenso gut, wie vielfach ihre hochdeutschen Herren Kollegen, gern einmal zur dramatischen Dichtung übergehen könnten, um auch hier zu zeigen, was sie zu leisten vermögen. Denn hier, wie nirgends anderswo, bietet sich auch für ihre Kunst die Gelegenheit, das Höchste zu leisten.

Seit der unvergeßliche Kräpelin dahingegangen, darf als einer seiner würdigsten Nachfolger der mecklenburgische Hofschauspieler und Reutervorleser Ludwig Sternberg bezeichnet werden. Auch August Junkermann steht als plattdeutscher Recitator in hohem Ruf und dürfte Sternberg wohl nicht selten die Palme streitig machen!

Nun doch einmal hier abschweifend, kann ich es nicht unterlassen, als last not least noch einer Körperschaft zu erwähnen, die mit ihren vereinten Kräften zur Förderung unsrer alten plattdeutschen Muttersprache schon seit Jahren unendlich viel mehr beigetragen hat, als der Einzelne es zu thun vermöchte. Das ist der Verein für niederdeutsche Sprachforschung. Die weitüberwiegende Mehrzahl seiner Mitglieder besteht aus gelehrten Germanisten. Der schon seit vielen Jahren bestehende Verein hat es sich zum Ziele gesetzt, die niederdeutsche Sprache in Litteratur und Dialekt zu erforschen, und er sucht seinen Zweck zu erreichen durch die Herausgabe eines Jahrbuches und eines Korrespondenzblattes sowie durch die Veröffentlichung von niederdeutschen Sprachdenkmälern. Und was ist nicht schon alles durch die unablässigen Bestrebungen dieses Vereins zur Förderung unserer alten lieben

Muttersprache seit Jahren erreicht worden?! — In dem Korrespondenzblatte, das für sich schon mehrere Bände bildet, wurden allerlei zweifelhafte, namentlich etymologische Fragen aufgestellt und in Kürze wissenschaftlich behandelt. Von verschiedenen Wörterbüchern, welche der Verein bereits geschaffen hat, nenne ich nur das mittelniederdeutsche Handwörterbuch von Ag. Lübben und Chr. Walther, das Wörterbuch der westfälischen Mundart von Woeste, das Wörterbuch der Groningenschen Mundart von Molema, und das Wörterbuch der Waldeckschen Mundart von Baur und Collitz, und welch eine stattliche Reihe von anderen Bänden theils niederdeutscher Sprachdenkmäler, theils tiefgehender Forschung im Gebiete der niederdeutschen Sprache! — Und wohl nicht zum mindesten noch solche im Gebiete der niederdeutschen dramatischen Dichtung, die ohne seine Bestrebung noch im Staube der Bibliothek vergessen und verschollen lägen, haben wir ihm schon zu verdanken!

Alle plattdeutschen Vereine und in zweiter Reihe auch alle diejenigen ihrer Mitglieder, deren pekuniären Verhältnisse es gestatten, sollten es als eine ihrer ersten Pflichten betrachten, Mitglieder dieses Vereins für niederdeutsche Sprachforschung zu werden, seine bisher erschienenen Schriften sich anzuschaffen, und seine Bestrebungen zu fördern und zu unterstützen. Die Kosten der Mitgliedschaft betragen vierteljährlich nur 5 Mk., wofür auch noch das Korrespondenzblatt den Mitgliedern gratis geliefert wird.

Auch nicht zu unterschätzen dürften die Anregungen und Dienstleistungen sein, welche dem Verein durch diese Mitglieder zu Theil werden könnten.

Auch unserer beiden plattdeutschen Blätter muß hier rühmend gedacht werden. Das eine derselben „De Eekbom", welches im Verlage des Hülfsvereins deutscher Lehrer in Berlin erscheint als „Monatsschrift för plattdütsche Sprak un Art un toglik als Verbandsblatt för de plattdütschen Vereene"; das andere „Plattdütsch Sünndagsblatt", welches zweimal im Monat erscheint im Verlage von A. Helmich in Bielefeld. Weil beide Blätter lediglich im Interesse und zur Förderung unsrer alten lieben Muttersprache erscheinen, verdienen sie es auch, von allen Freunden derselben dankbar anerkannt, empfohlen und unterstützt zu werden.

Ebenso auch die bei Carl Schünemann in Bremen erscheinende illustrirte Halbmonatsschrift Niedersachsen, die theils

in hochdeutscher, theils in plattdeutscher Sprache geschrieben und ganz vorzüglich redigirt wird.

Aber nun wieder zurück zu unseren Braven, welche die Hinterlassenschaft der dramatischen Schauspielkunst, als sich für diese die Pforten des Karl Schultze-Theaters geschlossen hatten, übernommen haben. Sie gehören zugleich mit den niederdeutschen Dichtern jener kleinen Schaar an, die voransteht in dem Kampfe, in dem die alte Sassensprache, einst so mächtig und nun fast vereinsamt, um Existenz und Leben ringt, ringt mit der immer mehr sieghaft vordringenden hochdeutschen Schwester. Wenn irgend einer ihr hierbei Beistand und Hülfe leisten kann, so ist es der plattdeutsche Schauspieler; denn in des Mimen Kunst erkennt das Volk sich wieder, seine Denkweise, sein Thun, seine Art und seine Sitte. Und von der Bühne her wird es ihm am leichtesten und besten zum Bewußtsein gebracht, welch großer Schatz ihm in seiner lieben, alten Muttersprache zu eigen ist. Ja, „diese Muttersprache ist," um ein Wort Jean Paul's zu gebrauchen, „das Völkerherz, welches Liebe, Leben, Nahrung und Wärme aufbewahrt und umtreibt. Dieses Herz einem Volke austreiben, heißt das Lebendige ins Todt-Gedrückte übersetzen und unter die Presse geben." Darum sollten vor allem die zahlreichen plattdeutschen Vereine voran in ihr Programm das Bestreben setzen, dahin zu wirken, daß die plattdeutsche dramatische Kunst auf den Bühnen immer mehr heimisch werde, zumal da, wo vordem die niederdeutsche Sprache auch die Volkssprache gewesen ist. Sie sollten zu diesem Zwecke mit den Direktoren und Vorständen der Bühnen in Verbindung treten und an dem einen oder anderen ihrer Gesellschaftsabende plattdeutsche Stücke zur Aufführung bringen. Wenn sie auch nur erreichten, daß in den hierher gehörigen Theatern allwöchentlich einmal ein plattdeutsches Drama gegeben würde, dann wäre schon viel gewonnen.

Herrn Direktor Ernst Drucker und seiner Gesellschaft gebührt für die Förderung und den Vorschub, welche sie der niederdeutschen dramatischen Kunst in ihrer größten und schönsten Pflanzstätte, in dem weltberühmten Hamburg, nun schon seit vielen Jahren haben zu Theil werden lassen, Anerkennung und Dank.

Betrachten wir nun einmal in aller Kürze, was an plattdeutschen Theaterstücken im Ernst Drucker-Theater in neuerer und neuester Zeit aufgeführt und was an Erfolgen damit errungen

worden ist, so dürfen wir freudig bekennen, daß auch in den letztvergangenen Jahren die Muse der plattdeutschen Dicht- und Schauspielkunst außerordentlich rührig gewesen ist und viel Ehre davongetragen hat. Selbstverständlich ist der Werth der verschiedenen Stücke auch sehr verschieden, und indem wir von denjenigen absehen, die sich über das Niveau der Mittelmäßigkeit nicht erheben, wollen wir nur diejenigen nebst ihren Verfassern namhaft machen, die Anspruch darauf erheben können, in der Geschichte des plattdeutschen Dramas als marquante Erscheinungen aufgeführt zu werden.

Zunächst sei Lüden Tegeler, der Schwiegervater Wilhelm Biel's genannt. Er war zuerst Lehrer, dann Kaufmann und in den letzten Lebensjahren Schriftsteller, und fast mitten aus der litterarischen Thätigkeit rief der Tod 1897 den 69jährigen Mann davon. Seine dramatischen Arbeiten gehören der Mitte der 80er Jahre an; sie zeichnen sich durch rührende Liebe zur Vaterstadt und ihrer plattdeutschen Sprache aus. Tegeler schrieb: Snittger und Jastrau, Die Franzosen in Hamburg, Mit der Augusta Victoria und zusammen mit Caßmann nach dem bekannten Läuschen Fritz Reuter's, Wat ut'n Schepermarrn kann, ein Stück, das seiner Zeit im Hamburger Stadttheater mit Heinrich Kinder in der Titelrolle oft gegeben wurde.

Wilhelm Steiner zur Zeit ein Fünfzigjähriger und in einem Hamburger Kaufmannsgeschäfte thätig, schrieb eine große Anzahl Lokalstücke, u. a. Hamburg, wie es weint und lacht, Der Hamburger Brand und Ein Hamburger Bierführer. Es bekunden diese Dichtungen des Verfassers gründliche Kenntniß der Hamburger Zustände und Verhältnisse, und sie hätten wohl noch mehr Beifall verdient, als ihnen zu Theil geworden ist.

Theodor Reinfrank, einem Altonaer, verdanken wir drei Originalstücke: Hamburg im Jahre 2000, Hamburger Nordpolfahrten und Unsere Bürgerschaft.

Julius Schölermann, geboren 1846 in Hamburg und gestorben in Hannover im Krankenhaus 1897, ist der Verfasser des bekannten Lokalstückes Die Familie Eggers, 1886, das von allen Hamburger Stücken aus älterer und neuerer Zeit die meisten Aufführungen erlebt hat; es wurde in Hamburg und in den um-

liegenden Städten mehr als tausendmal aufgeführt, im Ernst Drucker-Theater, wie erst kürzlich in einer Zeitungsnotiz stand, bereits 541mal. Die Kritik rühmte die plattdeutschen Scenen als besonders schön, tadelte aber den ganzen Aufbau und besonders die im Dialoge vorkommenden sozial-demokratischen Phrasen. Von Schölermann rühren noch viele andere Stücke her; unter diesen sind besonders Familie Werner und Konditor Habich zu nennen. Aber er war mit ihnen nicht so glücklich wie mit der Familie Eggers. Übrigens war dieses Stück der Grund, daß sein Verfasser, der in der Hansastadt das Amt eines Constablers innehatte, seine Stellung verlor, vielleicht deshalb, weil die löbliche Behörde den Dienst eines Sicherheitsbeamten mit der Beschäftigung mit Musen und Grazien unvereinbar hielt. So mußte denn Schölermann wieder Musiker werden, was er vor seiner Constablerzeit gewesen war.

Johann Hermann Christian Bischoff, geboren 1851 zu Hamburg, wo er auch jetzt noch als Privatier lebt, hat es sich zur Aufgabe gemacht, allgemein bekannte Originale seiner Vaterstadt auf die Bühne zu bringen; und da er hierzu viel Geschick besitzt, ist der Erfolg nicht ausgeblieben. So erlebte sein Piepenreimers (1889) 150 Aufführungen, Der Aalweber (1890) 200 und Kirchhoff (1891) sogar 220. Einige andere seiner Possen und Schwänke sind: Hummel (1892), Thetje Eggers in Chikago (1893), Pankoken (1893) und Der lustige Leinwandmakler (1894). Spannende Handlung und echt Hamburgischer Humor sind all diesen Stücken nachzurühmen.

Noch an ein paar andere Stücke, die es verdienen, nicht unerwähnt zu bleiben, will ich hier erinnern. Da ist es zunächst der von Prof. Gaedertz verfaßte Einakter mit Gesang Eine Komödie; das Stück, in dem die beste Vertreterin der Hauptrolle die leider ihrer Kunst so früh entrissene vortreffliche Soubrette Ernestine Wegner war, gelangte namentlich in Berlin wiederholt mit durchschlagendem Erfolge zur Aufführung. Ein anderes, verfaßt von dem beliebten hoch- und plattdeutschen Dichter Paul Trede, führt den Titel Engelsch un Plattdütsch is eendohnt; es ist recht interessant und wirkungsvoll und auf Dilettantenbühnen oft und mit vielem Beifall gegeben worden. Ein drittes, Onkel Klaas, ein im Flensburger und Angliter Platt geschriebener und

hübsch aufgebauter Schwank mit Gesang von Agnes Mißfeldt in Kiel, erfreute sich gleichfalls, und wiederum besonders auf schleswig-holsteinischen Privatbühnen, einer beifälligen Aufnahme.

Hier könnten dann auch noch die Stücke Franz Grabe's aus dem Hadelnlande mit genannt werden: Hanne oder de Küster als Friwarwer, Dree vun de Sprütt, Hein un Lotte, Du driggst de Pann weg, De Wedd, Jochen Päsel un Trine Däsel und andere, die eine nennenswerthe Bedeutung wohl niemals erreichen werden, aber trotz ihres sehr bescheidenen Werthes, weil leicht aufzuführen, doch in den verschiedenen Dilettanten-Vereinen nicht selten gegeben werden.

Die meisten der in dieser Einleitung erwähnten plattdeutschen Theaterstücke aus den letzten Jahren sind Hamburger Lokalstücke. Das gereicht ihnen natürlich nicht zum Vorwurf; denn auch die Lokalposse, die, nebenbei gesagt, ein hohes Alter hat, da sie ja schon im alten Rom und Athen ausgebildet wurde, ist ebenso vollberechtigt wie jede andere Lustspielart. Und nicht wenigen jener Stücke — es sei nur noch einmal an Eine Nacht auf Wache von David, Die Nachtigall aus dem Bäckergang und Tante Lotte von Julius Stinde und Hamburg an der Alster von Schreyer und Hirschel erinnert — muß man zum Lobe nachsagen, daß in ihnen großer Fleiß auf die Zeichnung der Hamburger Sitten und Gebräuche, auf die Wiedergabe der Volkssprache und die Herbeiführung und Auflösung interessanter Situationen verwandt worden ist. Und auch sonst genügen sie vollständig dem Endzwecke eines jeden Lustspiels: sie unterhalten die Zuschauer und belustigen sie und gewähren ihnen zugleich Einblicke in die verborgenen Falten des menschlichen Herzens, in seine Tugenden, Fehler und Thorheiten. Ja, manches vortreffliche Charakterstück findet sich unter den Hamburger Komödien, freilich auch manche Farce, in der lediglich das Niedrig-Komische herrscht. Aber ein Mangel haftet auch den besten Lokalstücken nothwendigerweise an: sie sind wegen der örtlichen Verhältnisse, die ihnen zu Grunde liegen und in denen sie sich bewegen, für eine allgemeine Verbreitung ungeeignet; denn sobald sie sich über die lokale Beschränkung hinaus an ein größeres Publikum wenden, das den Hinter- und Untergrund der vorgeführten Scenen nicht kennt, sinkt das ihnen sonst entgegengebrachte Interesse, oft sogar bis zur

Gleichgültigkeit. Es ergeht dann diesen Stücken wie jeder anderen Anspielung, wo diese verstanden wird, da hat ein witziger Kopf leichtes Spiel; wo sie aber auf Verständnißlosigkeit stößt, da hilft auch alles Brillantfeuer des Witzes nicht viel: das Auge bleibt blind und das Herz kalt.

Umso beachtungswerther erscheinen uns deshalb solche Stücke, die unter dergleichen Fährlichkeiten nicht zu leiden haben, und umso freudiger müssen wir, auch auf dem Gebiete des plattdeutschen Dramas solche Dichter begrüßen, deren Meisterhand Stücke mit allgemein interessirendem Inhalte schafft. Und hierbei vermeiden sie auch die Gefahr, in die gerade das plattdeutsche Lokalstück so leicht läuft, nämlich die, in der Schilderung des Grotesk-Komischen über die Grenzen des Ästhetisch-Schönen weit hinauszugehen. Der Dichter darf Situationen erfinden, die belustigend wirken und lächerlich sind; aber seine Darstellung soll nicht lediglich Karikatur und seine dramatische Kunst nicht ausschließlich ein Satyrspiel sein. Eines der schlimmsten und häßlichsten dieser bocksbeinigen Stücke ist die gerade jetzt, wo ich dies schreibe, im Ernst Drucker-Theater mit vielen Wiederholungen gegebene Posse Der Schmied von Buxtehude, ein Machwerk ohne durchgehende Handlung, lose zusammengefügt aus komischen Situationen gewagtester Art. Das wird nun vom Publikum bejubelt, und man könnte irre werden an dem Geschmacke der großen Masse, wenn man das frenetische Beifallsgebrüll anhört, mit dem diese „dramatische" Arbeit aufgenommen wird. Wenn derartige Darbietungen für die Folge das Durchschnittsgut der plattdeutschen Bühne sein sollten, dann würde die Muse zur Hetäre werden und das Theater alles andere, nur keine Schule der guten Sitten sein, als welche es doch so häufig bezeichnet worden ist. Man sage nicht, daß die großen Haufen ausschließlich Gefallen finden an rohen Späßen und daß schon darin die Leiter unserer Bühnen in Rücksicht auf ihre Kasse Theaterstücke niederen Genres zur Aufführung bringen müßte; ich habe gar mancher Vorstellung plattdeutscher Dramen beigewohnt und regelmäßig Gelegenheit gehabt zu sehen, wie sich gerade das „Volk" auch hier recht empfänglich für alles zeigt, was künstlerisch schön und wahr ist; denn die Sonne der Kunst leuchtet jedem, wes Standes und wes Alters er auch sein mag. Und so kann und soll auch ein Lustspiel einen ästhetischen Werth und, wenn man

trotz Goethe so sagen darf, eine moralische Wirkung haben. Ja, die wahre Heiterkeit ist im Gegensatz zur Ausgelassenheit und Ungebundenheit in das Gewand des Schönen gekleidet; sie ist wie der Frühling reich an Blüthen und Duft.

Und ein solcher Dichter, der nach den beiden angedeuteten Richtungen hin allen Ansprüchen genügen dürfte, ist Johann Meyer, mit dessen dramatischen Arbeiten wir uns nunmehr ausschließlich beschäftigen wollen. Mit welchem Glück und mit wie vielem Geschick er aus dem ewig sprudelnden Borne der Volksseele seine zahlreichen lyrischen und epischen Dichtungen, sowohl in hochdeutscher wie in plattdeutscher Sprache, geschöpft hat, das hoffe ich in dem zweiten Bande meines Werkes über ihn vollauf dargethan zu haben, und das beweisen auch zur Genüge die allgemeine Anerkennung und die große Beliebtheit, deren sich jene Poesien nicht allein im Volke seines meerumschlungenen Heimathslandes, sondern auch längst schon weit über dessen Grenzen hinaus erfreuen. Und mit welch glücklicher Hand er bisher bei der Schaffung seiner dramatischen Dichtungen ins volle Menschenleben hineingegriffen hat, das darzuthun wird nunmehr meine Aufgabe sein. Ich zweifele nicht daran, daß Johann Meyer auch als Dramatiker weit über das Mittelmaß hinausragt und mit seinen Bühnendichtungen in niederdeutscher Sprache alle anderen, die mit ihm auf demselben Gebiete thätig waren, um ein nicht geringes überholte. Doch gebe ich dies dem Urtheile meiner Leser anheim, die ebenso, wie sie es bei den lyrischen und epischen Gedichten Johann Meyer's gethan haben, selbst prüfen mögen.



To Termin.

Plattdeutscher Schwank mit Gesang und Tanz in einem Aufzuge.

Personen:

Schramm, Gerichtsdiener.
Mahnke, Schustermeister.
Hecht, dessen Geselle.
Frau Schmidt, Rentiere.
Wilhelmine, deren Dienstmagd.

Die Handlung spielt in einer kleinen Provinzialstadt einige Zeit nach der Einverleibung Schleswig-Holsteins in Preußen und der darauf erfolgten Veränderung im Gerichtswesen.

Wohl in Rücksicht auf den burlesken Charakter dieses Stückes hat es der Dichter einen Schwank genannt; im Hinblick auf die reizende Musik ist es schon mehr als dieses und könnte fast als plattdeutsches Vaudeville bezeichnet werden. Das kleine Stück spielt, einschließlich der

Ouverture, 3/4 Stunden. Ursprünglich — 1878 — war es ohne Musik und unter dem Titel Op'n Amtsgericht in dem Verlage von J. F. Richter in Hamburg erschienen. In dieser Fassung erlebte es seine erste Aufführung am 20. November 1879 in dem damals in der Rosenstraße in Kiel gelegenen und später eingegangenen Mädicke-Theater; Lotte Mende, die hier gastirte, hatte es in Scene gesetzt und selbst eine der Hauptrollen, die Rentiere Frau Schmidt, gespielt. To Termin errang schon bei der Premiere die freundlichste Aufnahme und einen durchschlagenden Erfolg. Dieser verblieb ihm auch bei allen späteren Aufführungen in verschiedenen Vereinen und kleineren Theatern. Bevor das Stück in zweiter Auflage erschien, wurde es von dem Verfasser durch drei originelle Lieder und von dem jetzt in Bonn lebenden Musikdirektor Karl Meyer durch reizende Compositionen dieser Lieder und eine nicht minder ansprechende Ouverture noch sehr bereichert.

Der Inhalt von To Termin ist kurz folgender: der etwas cholerisch angelegte Schustermeister Mahnke hat sich mit seinem vergnügungssüchtigen und stark zum Bummel hinneigenden Berliner Gesellen Hecht erzürnt und ebenso die ehrsame Witwe und Rentiere Frau Schmidt mit ihrer allzu flotten und schnippischen Dienstmagd Wilhelmine. Die beiden Jungen sind nun gegen die beiden Alten klagbar geworden, und es ist der Termin zur gerichtlichen Verhandlung beider Sachen auf einen und denselben Tag anberaumt worden. So erscheinen nun in der Parteienstube des Gerichtsgebäudes, in dem sich die Handlung abspielt, nacheinander in kurzen Zwischenräumen jene vier Personen. Durch deren Rede und Gegenrede, in die alsbald auch der aus- und eingehende Gerichtsdiener Schramm hineingezogen wird, entspinnt sich nun noch vor Beginn der Verhandlung nicht nur ein überaus lebhafter Austausch der Gedanken und Meinungen der fünf Personen, sondern auch eine recht bewegte und oft drastisch werdende Handlung, die, rasch fortschreitend, damit endigt, daß sich die beiderseitigen Parteien wieder aussöhnen und überdies zum Entsetzen des amtseifrigen Gerichtsdieners Schramm zwei sich verlobende Paare abgeben: Mahnke und Frau Schmidt einerseits und Hecht und Wilhelmine andererseits. Kaum ist diese unerhörte Wendung eingetreten, als auch schon der Richter mit der Glocke das Zeichen zur Vorführung der streitigen

Parteien giebt. Aber selbstverständlich halten es diese nunmehr für ganz überflüssig, vor den Richter zu treten und, sich von Schramm in malitiöser Weise verabschiedend, verlassen sie in heiterster Stimmung das Gerichtsgebäude, um im Hause der Frau Schmidt bei einem Glase Punsch die zweifache Verlobung zu feiern.

Dies die einfache Fabel, aus der des Dichters geschickte Hand das kleine, erheiternde Stück geschaffen hat. Die Tendenz des kleinen Stückes liegt klar zu Tage. Sie befindet sich in der Geißelung einer Menge von Übelständen, die nach des Verfassers Ansicht unserem heutigen Gerichtsverfahren anhaften und die in dem Gerichtsdiener Schramm gleichsam personificirt erscheinen. Sie werden namentlich von dem Schustermeister Mahnke mit Ingrimm und köstlichem Galgenhumor verspottet. Hierin mag zum Theil die noch stetig zunehmende Beliebtheit des Schwankes begründet sein; zum anderen liegt sie in der sarkastischen Berührung der Verhältnisse zwischen Herrschaft und Dienstboten sowie in der prägnanten, lebenswahren Vorführung von Charakteren, die der unteren Volksschicht entnommen sind, in der ergötzlichen Situationskomik und last not least in der prickelnden Musik der Ouverture und Lieder.

Doch nun möge sich der Leser aus einigen Proben selbst ein Urtheil bilden.

Die Scene stellt eine sehr dürftig ausgestattete Parteienstube dar; in der Mitte des Hintergrundes befindet sich eine Doppelthür, rechts von dieser steht ein einfacher Tisch und im Vordergrunde an den beiden Coulissenseiten und gleichlaufend mit diesen je eine kleine Holzbank ohne Lehne.

Nach dem Schluß der Ouverture beginnt sofort das Vorspiel zu dem ersten Liede; der Vorhang geht in die Höhe und durch die Mitte, den Gerichtsdienerstock, den Parteienzettel und ein großes Schlüsselbund tragend, tritt Schramm auf und singt:

Ich bin Schramm, wer kennt mich nicht?
Alle Tage ist Gericht;
Hier 'n Fall und da 'n Fall, —
Kommen müssen sie uns all'!
Wer die Schuld hat, wird verklagt,
Und wer vor soll, angesagt, —
Kommen muß er, kein Entflieh'n,
Zum Termin!

Und Strafe muß sein, — ja Strafe muß sein! — Und da darum,
Wer sitzen soll, ich steck' ihn ein!
Er muß brumm'!

Alle Namen hab' ich hier (den Parteienzettel zeigend)
Pro und contra zu Papier!
Und wenn zwölfe schlägt die Uhr,
Setz' ich mich in Positur.
Bald kommt die und bald kommt der,
Bald kommt sie und bald kommt er!
Wir citiren sie und ihn
Zum Termin!

Und Strafe muß sein, — ja Strafe muß sein! — Und da darum,
Wer sitzen soll, ich steck' ihn ein!
Er muß brumm'!

Ach, die Welt ist gar zu schlecht,
Falsch ist, wen man hält für echt!
Dieser schwindelt, der betrügt, —
Der verläumdet, jener lügt!
Einer säuft, der andre stiehlt,
Dieser rauft und jener spielt!
Vor damit, wie sie's verdien',
Zum Termin!

Und Strafe muß sein, — ja Strafe muß sein! — Und da darum,
Wer sitzen soll, ich steck' ihn ein!
Er muß brumm'!
(Legt den Zettel auf den Tisch).

Ja, brummen müssen sie! Dafor bin ich hier! — Es macht mir'n ordentlich Vergnügen, wenn ich mal so einen einstecken kann, — das heißt, wenn's 'n Herr ist und keine Dame! — Heute haben wir mal wieder was mit den Damen! — — Die Frau von dem Maurergesellen, wo ich wohne, meint immer, daß ich mich verloben soll. — Aber da ist nur keine, die mich mag, — — und ich weiß auch wohl warum. Wir vons abgedankte Militair haben noch immer so was Forsches, so was Unterofficierliches an uns, und das ist nichts für das schöne Geschlecht! — Die sind sanft und lieben das Zarte! (Es wird angeklopft.) Aha, da kommt schon was! — Herein! (nach kurzer Pause lauter) Herein!

Zweite Scene.

Schramm (während Frau Schmidt erscheint). Ah!

Frau Schmidt (bei der Thür stehen bleibend). Ach du leewe Gott, wenn ick man nich so ängstlich weer!

Schramm (bei Seite.) 'n stattliche Dame! (Zu Frau Schmidt.) Treten Sie näher, Madam, und sein Sie man nich so bange! — Bitte, nehmen Sie Platz, Sie haben ja noch Zeit genug!

Frau Schmidt (näher tretend). Sehr fründlich, sehr fründlich von Ihnen, Herr Amtsrichter! (Sie setzt sich auf die Bank links.)

Schramm (bei Seite, auf sich zeigend). Herr Amtsrichter! — Damit meint sie mir!

Frau Schmidt. Dat Se so nett sünd, dat benimmt een all vel vun de Angst. — Wenn ick so frie sin dörf, Se to fragen; ist dit de Gerichtssaal?

Schramm. Nein, das ist es eigentlich nicht. Dies ist die Parteienstube, wo sie sitzen, eh' sie reinkommen. Ich bin auch eigentlich nicht der Amtsrichter, Madam.

Frau Schmidt. Ne?!

Schramm. Ich bin für die Parteien hier und weiß von allem Bescheid. (nach dem Zettel zeigend) Da ist der Zettel, wo sie aufstehen pro und contra. — Mein Name ist Schramm, — sagen sie nur Herr Schramm zu mir.

Frau Schmidt. Na, wenn Se dat wünschen, — — denn nehmen Se mi dat man nich öbel, Herr Schramm, — ick meen, dat Se de Amtsrichter weern.

Schramm (selbstgefällig). O, bitte! bitte!

Frau Schmidt. Dat Se awers en ganz netten un gebildeten Menschen sind, dat mark ick doch all glix, als ick rinkeem. —

Schramm. O, bitte! — Ja sehen Sie, in diesem Fall, da bin ich immer fein. Gegen das schöne Geschlecht muß man höflich sein! Haben Sie denn en schwierigen Fall? — Sie sind wohl noch niemals hiergewesen?

Frau Schmidt. Wo denken Se hin, Herr Schramm? för en ehrsame Börgerfru! — Dar is de ole infamigte Deern an Schuld! — Un wenn man keen' hett, de dat för een afmakt. — —

Schramm (bei Seite, rasch mit Hintergedanken). Sie hat noch keinen!

Frau Schmidt. Ick bün Wittwe! —

Schramm (wie vorhin). Sie ist Wittfrau!

Frau Schmidt. Denn mutt man dat wul sülben! Awers lat se man kamen, de schall sick wunnern! — O, wat hett de mi argert, wat hett de mi allns op'n Stock dahn! — Ick warr noch ganz benaut darvun, wenn ick blots daran denk! (Sie sucht in ihrem Strickbeutel.) Na, dat fehl ock noch.

Schramm. Was denn? Haben Sie was verloren?

Frau Schmidt. Nu heff ick min Odekolonje nich mitkregen!

Schramm. Hier ebn um die Ecke, Madam, wohnt 'n Höker, der hat Odekolonje zu Kauf. — Soll ich Ihnen nicht schnell 'n bischen holen? — Ich hole Ihnen gerne was!

Frau Schmidt. Veln Dank, Herr Schramm, — dat is sehr nett vun Ihnen! Awers, wenn wi noch Tid hebbt, denn will ick dat doch leewer sülben. — Ick kam denn noch gau mal 'n beten in de Luft. — Dat is mi hier so beklomm bi Se! — Ick bün ock glix wedder dar! — — Na, (altmodisch knixend) adjüs, Herr Schramm! — (Ab durch die Mitte.)

Schramm (ihr durch die Thür nachrufend). Erlauben Sie, Madam! — Man eben um die Ecke, Madam! — (sich wieder zurückwendend und weiter vortretend) Die gefällt mir! — und man kann gar nicht wissen! — — Sie ist eine Wittfrau, und ich habe Eindruck auf sie gemacht! — Sie hat ja gesagt, daß ich nett wäre und gebildet! — — — Schramm, Schramm! — Was die Frau wohl sagen würde von dem Maurergesellen, wo ich wohne! — (Es wird angeklopft.) Aha! schon wieder was! — Herein!

Dritte Scene.

Wilhelmine (rasch durch die Mitte eintretend). Guten Morgen, Herr Jerichtsbeamter!

Schramm (bei Seite, selbstgefällig). Gerichtsbeamter! — — (laut zu Wilhelmine) Guten Morgen, Mamsell! — (Nach der Bank zeigend.) Bitte, placiren Sie sich.

Wilhelmine. Danke schön! — Uf dat olle harte Gehölz? — Dat is ja die reene Folterbank! (Sie setzt sich, ihr Körbchen auf den Schoß nehmend, auf die Bank rechts.) Ach, Herr Jerichtsbeamter!

Schramm. Was haben Sie denn? Haben Sie 'n Fall? Sollen Sie vor?

Wilhelmine. Ein Mädchen für alles! — Noch so jung und schon vor's Jericht! — Und keiner, der mir vertritt! — Det hat mich meine Mutter auch nicht bei der Wiege vorjesungen! — Ach, wenn ick nur nich so alleene stände!

Schramm (bei Seite mit Hintergedanken). Sie steht alleine!

Wilhelmine. Dann hätte ick nicht brauchen bei so'n schnudderigen Advokaten mich die Jerichtsklage uffsetzen lassen! — Dann hätte mein Jeliebter et jethan, und hätte ooch für mich jestanden vor's Jericht!

Schramm. Haben Sie denn keinen Vater?

Wilhelmine (traurig und gedehnt). Jestorben!

Schramm. Keine Mutter?

Wilhelmine (wie vorhin). Jestorben!

Schramm. Keinen Bruder?

Wilhelmine (rasch, laut und keck). Jar nicht jeboren!

Schramm. Auch keinen Freund?

Wilhelmine (aufstehend, ihr Körbchen auf die Bank stellend, pathetisch). Freund!! — — Herr Jerichtsbeamter, keinen Freund?! — — Machen Sie mich dat Herz nicht weich!

Schramm. Wie so denn? — In was für'n Fall?

Wilhelmine (pathetisch). Ick hatte eenen, — aber es ist alle jeworden! — Passen Sie uf! Sie soll'n et hören!

Und nun beginnt Wilhelmine ihr Lied zu singen, abwechselnd nach einer jeden Strophe dazwischen sprechend, während Schramm ihr dazu als Folie dient und vielfach Gelegenheit hat, durch sein stummes Spiel höchst ergötzlich zu wirken.

Aujust kam und sah und siegte,
Und ick schenkte ihm mein Herz!
Ach, und als ick seines kriegte,
Kriegt' ick auch der Liebe Schmerz!
Sonntags konnt' ick ihn nur sehen,
Einmal alle Woche nur,
Und mit ihm spazieren jehen
In die jöttliche Natur!

Na, und nun passen Sie mal uf! Nu denke ick mir, dat Sie mein Aujust sind!

Schramm (erstaunt und verwundert). Ich?

Wilhelmine. Und da einmal des Abends, et war an'n Mittwoch, — da — (Sie tickt mit dem Zeigefinger Schramm auf die Brust, dessen entsprechendes stummes Spiel.) tickte da wat bei mich an's Fenster! Er war et! — Und die Madam gab mich Urlaub bis Zehne! (Während sie wieder anfängt zu singen, nimmt sie Schramm's Arm und spaziert mit Schramm, singend und nach dem Takte der Musik ein paar mal hin und her.)

Und ich jing mit ihm spazieren,
Und der Abend war so schön!
Aus dem Thor thät er mich führen,
Wo des Abnds so viele jehn!

(Sie steht still, Schramm an sich drückend.)

Ach, wir hatten uns so jerne!
Un et schlug in'n Fliederbaum!
Und in blaue, jraue Ferne
Lag die Welt in'n süßen Traum!

(Schramm sieht in die Ferne.)

Na und da, wo die Bänke steh'n von'n Verschönerungsverein, da setzten wir uns denn unter'n Appelbaum! (Sie hockt nieder, als wollte sie sich setzen und zwingt Schramm, ihn am Arm haltend, dasselbe zu thun.) — Und, Aujust, sagte ick, sieh doch mal (sie sieht in die Höhe, Schramm desgleichen) wie der Mond auf die Blüthen scheint! (Schramm streicht sich mit gespreitzten Fingern über den Mondschein seiner Glatze) Und da that er so (Sie legt ihren Arm um Schramm, dessen entsprechendes stummes Spiel.) und ick that so! (Sie lehnt ihren Kopf an seine Brust und Schramm spitzt die Lippen, als wenn er sie küssen wollte.) Und, Mine, sagte er, wat für'n himmlischer Abend! — Und, Aujust, sagte ick, so möcht' ick sterben! (Sie stößt Schramm von sich, so daß er zu Fall kommt, hebt ihn dann schnell wieder auf und singt weiter.)

Ach, und als wir so verweilten,
Schwärmend in der Nacht allein,
Schnell dahin die Stunden eilten,
Und im Nu da schlug et ein!

Aujust, Himmel, ick muß scheiden!
Ach, dahin det süße Jlück!
(wieder wie vorhin mit Schramm am Arm gehend)
Und da pilgerten wir beiden
Wieder in die Stadt zurück!
(Sie steht still, Schramm loslassend.)

Und et war der letzte Abend, denn er war jezogen und sollte sick stellen! Ach, (Schramm wieder umfassend) und wat für'n Abschied! — Und da stürmte er fort! — — Na, und als ick da rein wollte, hatt' ick keinen Schlüssel, — und da kam die Madam und schloß mich uf, — un nun jing et los! — O, wat'n Jeschimpfe! — und da hab' ick denn den Kram hinjeschmissen und bin ausjewandert! — Verstehn Sie mir?

Schramm. O, was 'n Fall! — Ja, ick verstehe!

Wilhelmine. Und nu soll ick mit ihr vor!

Schramm. O, was 'n Fall! was 'n Fall!

Wilhelmine (nimmt ihren Korb von der Bank). Ach, Herr Jerichtsbeamter, und et steht mich so bevor! Und ick fühle mir so verlassen, (weinerlich) dat ick wohl weinen möchte! (Sie öffnet den Korb und thut, als wollte sie ihr Taschentuch herausnehmen; dann laut und verwundert): Herrje, wat seh ick?! Nun hab' ick det olle schmierige Dienstbuch verjessen! Det ist schlimm!

Schramm. Wie so denn? was denn?

Wilhelmine. Na, der Jerichtshof will et prüfen!

Schramm. Ja, was nun?! — (sieht nach der Uhr) Wissen Sie was? — Holen Sie es! — Sie haben noch fünfzehn Minuten Zeit!

Wilhelmine. Fünfzehn Minuten?! — Denn fliege ick! — In zehn bin ick wieder hier! (Rasch ab durch die Mitte.)

Schramm. Heute kommt es doch mal so ganz anders mit mir! — Es ist ordentlich, als wenn die eine mich noch lieber mag, als die andere! — Na, wenn das die Frau wüßte von dem Maurergesellen, wo ich wohne! — (Es wird geklingelt.) Nummer drei! — Ist der auch schon da! — Nun geht es so bei kleinem los! — — Hatte die aber 'n paar Augen in'n Kopf! — Und was für 'n Gefühl, als sie so den Arm um mir schlang! — Und hier (nach der Brust zeigend) wo sie den Kopf anlegte, da puckert es mir noch! — Wer weiß, wenn ick wollte! — — — Aber ne! — Sie ist mir doch zu flüchtig und zu leicht! — Die andere ist mir lieber! (Es wird angeklopft.) Herein! — Da ist sie wohl schon wieder! (geht nach der Thür, laut) Treten Sie näher (die Thür öffnend), liebe Frau! — — (Mahnke erscheint. Schramm, der verdutzt zurückfährt) Ah! (Schramm muß die letzten Worte, namentlich das „liebe Frau" recht laut sprechen, so daß alle es hören.)

Vierte Scene.

Mahnke. Liebe Frau?! — — Wat wüllt Se darmit seggn?!

Schramm. Ne, — das nicht! — In diesem Fall, — — ich habe mich geirrt, — ich meinte — — —

Mahnke. Wat meen'n Se denn? — Meen'n drüggt!

Schramm. Haben Sie auch 'n Fall? — Soll'n Sie vor?

Mahnke. Dat's min Saak!

Schramm. Na, ich kann ja man mal nachsehen; (nimmt den Parteienzettel) wie heißen Sie?

Mahnke. Se wüllt ja nahsehn! — Sehn Se na!

Schramm (den Zettel wieder auf den Tisch legend, ärgerlich). Na, hör'n Sie mal! — wenn ich nicht gerade so gut gestimmt wäre! — O, ich kann auch grob sein, — das lernt man beim Militär!

Mahnke. Se hebbt mi schimpt! — Se hebbt „liebe Frau" to mi seggt! Ick bün doch keen Frunsmensch!

Schramm. Ich irrte mich! — Wer Pech angreift, besudelt sich!

Mahnke (auffahrend). Pick?! Pick?! — wat wüllt se darmit seggn?! Wüllt Se mi optrecken, wil 'ck 'n Schoster bün?! — Se — Se Stubenhocker! — Se Thranbüdel, Se!

Schramm (aufgebracht). Was? Stubenhocker, mir?! — Und Thranbüdel, mich?! — Beamter von's Gericht?! — Sie! Sie! — — (Es wird geklingelt.) Aber ne, Schramm! — Denk' an die Damen, und beherrsche Dir! — (Es wird wieder geklingelt.) Es hat geklingelt! — Ich gehe! (zu Mahnke) Setzen Sie sich!

Mahnke (sich schnell setzend.) Sitt all!

Schramm. Na, denn sitzen Sie man! — Ich entferne mir!

Mahnke. Künnt Se dohn! (Er steht auf, um seinen Hut an die Wand zu hängen. Er streicht in der Nähe der Thür zu beiden Seiten derselben einige Male mit seinem Hut an der Wand herunter, behält ihn aber jedesmal in der Hand läßt ihn auch einmal an die Erde fallen; nimmt ihn schnell wieder auf und wirft ihn auf den Tisch.) Nich mal'n ol'n Plock för min Hot! — Dat hett man nu darvun! — Nix als Ärger! — (Weiter vorgehend.) Un dat Beste kummt noch, hier bi de Rechtsverdreihers! — Wenn man de reinste Saak hett, se makt een dat so klar, als swarten Black! — Un toletzt? — Ja, toletzt kann man de Bodder betaln! — (Sich wieder auf die Bank setzend.) Aha! — Dat kummt anners, als op'n Schosterbock! — De verfluchte Bengel! wat gifft mi dat nu wedder vör'n Scheerkram! — Awers lat mi ock man rinkam'! — Ick will se't wul vertelln! — Ick heff mi allns upschreben, wat ick seggt heff! (Er zieht ein Stück Sohlleder, das die Form einer Fußsohle hat, aus der Tasche.) Dar steiht't! — Toeerst, als he inslapen weer bi de Arbeit, dar sä ick: Häk, sä' ick, (Schramm steckt den Kopf durch die etwas geöffnete Thür.) Se sünd en Swärmer!

Fünfte Scene.

Schramm. Swärmer?! — Schimpft er noch immer auf mir?

Mahnke. Un als he mi dar den Stewel för de Föt smeet, dar sä' ick: dat büttst Du Din Meister? Du Schwutscher?!

Schramm. Swutscher?! — Das hört man ja, das er mir meint! — O, was für 'n Grobian! (Thür zu. Ab.)

Mahnke. Un als he dar noch vel to räsoneern harr, dar sä' ick, he schull sick to'n Deubel scheern! Na, un dar pack he denn sin Plünn tohopen! (Schramm steckt den Kopf wieder durch die etwas geöffnete Thür.) Harr ick em man noch forts een (macht das Zeichen des Schlagens) mit'n — — Spannreem geben! — —

Schramm. Nun will er auch noch schlagen! — Dann geh' ich man lieber noch garnicht rein. (Thür zu. Ab.)

Mahnke. Dat kummt up eens herut! — En injuriam is't doch! — Un denn harr' ick doch noch wat hatt för min Geld! — — De Grönschnabel! — Dat's recht! — Grönschnabel heff ick ock noch seggt! — Dar steiht't! — Als he denn nu sin Kram tohopenpackt harr un ut de Döhr gung, dar reep he mi noch to: den Swärmer un den Swutscher wull he mi inpökeln, — dat weer'n injuriam! — un de leet keen echten Berliner sick gefallen! — Na, un dar kreeg he denn ock noch den Grönschnabel mit op de Reis'! (Steckt das Stück Leder wieder in die Tasche. Frau Schmidt kommt durch die Mitte, ohne Mahnke gleich zu sehen.)

Sechste Scene.

Frau Schmidt. Na, dar bün ick wedder, Herr Schramm! — Wüllt Se ock mal rüken? (Sie will Schramm das Glas hinhalten und fährt, als sie Mahnke gewahrt, verdutzt und erschrocken zurück.)

Mahnke. Schramm? — Rüken? — — wat wüllt Se darmit seggn, Madam?!

Frau Schmidt. O, nix! Egentlich garnix! — Gott, ick bün ja ganz confus! (Setzt sich Mahnke gegenüber, auf die Bank links und riecht an ihrem Fläschchen.) Ah, dat smöt! dat smöt!

Mahnke. Ja, dat is wahr! — En apen Näs' makt den Kopp hell, un hier deit't nödig Madam! — (Steht auf, nimmt eine Priese, und präsentirt Frau Schmidt die Dose.) Js't gefällig, Madam?

Frau Schmidt. Jck danke! — Jck heff min Odecolonje!

Mahnke (die Dose wieder einsteckend). Na, denn nich! (sich wieder setzend) Schüllt Se ock mit vör?

Frau Schmidt. Ach, du leewe Gott! — Wa mi dat Hart sleit! — Un denn um so'n ole Deern! — — Hebbt Se ock en Saak?

Mahnke. Ja! Jck heff 'n injuriam mit min Geselln! — Jck bün Se nämlich Schoster!

Frau Schmidt. Schoster?!

Mahnke. Ja! O, ick heff 'n schön Geschäft! — un Kinner heff ick nich! — Hebbt Se Kinner, Madam?

Frau Schmidt (verschämt). Wat'n Frag?! — Jck weer ja man kort verheirath't!

Mahnke. Dat's wat anners! — Jck wull man seggn, de dar Kinner hebbt, de künnt sick freun!

Frau Schmidt. Ja, ja, dat künnt se! — So'n lüttje Würmer sünd nüdlich!

Mahnke. Ne, de lüttjen Würmer meen ick nich, Madam! — Ick meen de groten Würmer, — de groten Kinner, de een mit hölpen künnt, un een de Deenstlüd vun'n Hals holn!

Frau Schmidt. Dar hebbn Se Recht. — Ja, wenn ick en grote Dochder harr, denn seet ick wul ni hier!

Mahnke. Na, sehn Se wul?! — Un harr ick en groten Söhn hatt, denn harr ick ock keen Geselln nich brukt!

Frau Schmidt. Wie keem dat denn? — Hett he strickt? (Zu sprechen, wie es hier geschrieben steht.) De Timmerlüd un de Muerlüd sünd ja all wedder för vull an't Stricken.

Mahnke. Ne, dat just nich! — Awer he weer en Swutscher, Madam. Sünndags op'n Danzboden, — Mandags en Blauen, — un wenn he denn Dingsdags mal anfung, denn set he bi de Arbeit to slapen!

Frau Schmidt. Ganz so, als mit min Mine! Denken Se sick, Herr Schramm.

Mahnke (schnell). Schramm?

Frau Schmidt. Ach Gott, ick weet ja noch gar nich mal, wie Se heeten!

Mahnke (wichtig, steht auf, geht etwas vor zu ihr hinüber und macht einen Diener, während sie aufsteht und einen altmodischen Knix macht). Mahnke, Madam! — — Min Nam is Mahnke!

Frau Schmidt. Herr Mahnke, wull ick seggn! — denken Se sick, Herr Mahnke, ick lev so för mi alleen, so als Rentière, — Partikulière, —

Mahnke (schnell). Ja, wul, Portjère!

Frau Schmidt (schnell). Portjère? — Ne! — Na, un dar kummt dat Mäden, de Mine un seggt: Madam, seggt se, is't erlaubt 'n bischen auszugehen? — Ich wollte man eben mal nach meine Schwester! — Ja, segg ick, Mine, awer mit'n Klockenslagg tein büst du mi wedder an't Hus. Un de Klock ward tein, — un wer nich dar is, dat is Mine! — Un se ward ölbn, — un se ward twölf, — Herr Mahnke, — un Mine is noch immer nich dar! —

Mahnke (schnell). Dat is stark! —

Frau Schmidt. Un ick sitt un lur, — un lur, —

Mahnke (schnell). Bit se swatt ward! —

Frau Schmidt. Ne! — — Un wat meen' Se wul, waneer als se keem, Herr Mahnke? — — Um un bi de Klock veer! — — Ick weer toletzt daröwer innickt!

Mahnke. Dat is stark!

Frau Schmidt. Un wie seeg se ut, Herr Mahnke! — De schöne, nie Sommerhot ganz scheef drückt, — un all de Blom darvun verlarn!

Mahnke. Dat is stark!

Frau Schmidt. Mine, sä' ick, wo hest du Hummel di rumdreben?!

Mahnke (steht auf, geht etwas vor nach Frau Schmidt hin, wichtig). Wa, wat wat hebbt Se seggt?

Frau Schmidt. Hummel, heff ick seggt!

Mahnke (mit dem Kopfe schüttelnd). Dat is stark! (Tritt wieder zurück und setzt sich.)

Frau Schmidt. Na, un dar hal een Wort dat annere, — un toletzt, denn ritt een doch mal de Geduld, Herr Mahnke! — Un als ick ehr dar mal gehörig de Wahrheit sä', dar mak se dat, als ehr Gesell un smeet mi den Kram vör de Föt, — un hett mi nu ock noch verklagt! — Harr ick ehr man leewer gar nix seggt! Dat steiht mi so bevör, — un wer weet, wie dat noch afloppt!

Mahnke. Ja, dat is wahr! — dat kann man garni weten! — Fröher weer't anners!

Siebente Scene.

Schramm (den Kopf wieder durch die Thürspalte steckend). Sie ist schon wieder da! Er spricht mit ihr! (Thür zu, ab.)

Mahnke. Wenn man dar wat harr, denn keem man vör de Polizei, — un dar kreeg so'n Person en düchtigen Rüffel, un denn weer se tamm!

Frau Schmidt. Ja, dar hebbn Se recht, Herr Mahnke!

Mahnke. Awers nu geiht in de Poppen, Madam! — Alle Näslank to Termin, — un'n Viddeljahr geiht daröwer hin, un wenn't denn ut is, (Schramm guckt wieder durch die Thürspalte) denn hett man sick mal wedder ördentlich argert för sin Geld!

Schramm. Er ist noch immer ärgerlich! — Was der für'n streitsüchtige Natur hat!

Frau Schmidt. Gott in'n Himmel! Se maken mi ja noch immer banger, Herr Mahnke!

Schramm. Nun macht er sie auch noch bange! (Thür zu, ab.)

Mahnke. Ja, is't nich so?! — Un alle Näslank kann man swör'n! — Dat is noch dat Leegste, dat ewige Swör'n!

Frau Schmidt (erregt.) Ne! dat kann ick nich! — dat doh ick nich! — In min ganzen Leben heff ick noch nich swört!

Mahnke. Ja, dar fragt se ock wat na! — Swörn möten Se! — Sunst hebbt Se ja verlar'n!

Frau Schmidt. Ach, du leewe Gott!

(Schramm sieht wieder durch die Thürspalte.)

Mahnke. Un denn in so'n Stuv! — Anständige Börgerslüd in so'n Lock! —

Schramm. Sie sprechen vun's Gericht!

Mahnke. Nich mal'n oln Plock för min Hot! — Un denn mit so'n Puttjee, so'n blinden Hess! — Hölt'n Mannsperson för'n Frunsmensch.

Schramm. Buttje?! — Hess?! — Darmit meint er mir wieder! — O, was'n Grobian! (Thür zu, ab.)

Frau Schmidt. Ja, ja! — dar hebbt Se Recht! — Dar is vel Wahres an, Herr Mahnke!

Mahnke. Ja, is dar nich? Dar kann een de Gall wul mal bi överlopen!

Schon diese Probe wird deutlich darthun, wie Johann Meyer in dem vorliegenden Schwank den Stoff behandelt, wie er allmählich die Figur des Gerichtsdieners Schramm immer lächerlicher gestaltet und sie im Verlaufe der Handlung, also vor unsern Augen, zur Personification des Gerichtsverfahrens selber werden läßt. Und dann schreitet auch die sehr lustige und mit komischen Situationen reichlich verwebte Handlung rasch weiter fort. Es erscheint der Schustergeselle Hecht auf der Bildfläche, der ja auch mit „vor soll" und dann Wilhelmine mit ihrem Dienstbuch. Und als sich nun die verschiedenen Parteien, mit Groll im Herzen, in der kleinen Stube so nahe gegenüber sitzen, kann es nicht unterbleiben, daß stichelnde Worte und sogar beleidigende Äußerungen auf beiden Seiten fallen, so daß die schon von vornherein gereizten Gemüther noch mehr aufgeregt werden. Es währt nun auch nicht lange, und ein heftiger Wortwechsel hat sich zwischen Frau Schmidt und Wilhelmine entsponnen, und Mahnke und Hecht nehmen hierbei in entsprechender Weise Partei. Viel fehlt nicht mehr, bis der Streit in Thätlichkeiten ausartet; aber da fallen die Frauenzimmer fast zur gleichen Zeit mit einem gellenden Aufschrei in eine fingirte Ohnmacht und sinken ihren Beschützern in die Arme. Nun wird nach Wasser geschrien, während die Männer die Ohnmächtigen je auf eine der Bänke niederlassen. Schramm stürzt herein und ganz entsetzt, im Nu wieder hinaus, um Wasser zu holen. Unterdes beschäftigen sich die beiden Männer ein jeder eifrigst mit seinem anscheinend bewußtlosen Schützling. Das Ereigniß macht für den Augenblick allen Groll in den Männerherzen vergessen, und in dem fortgehenden Dialog zwischen Hecht und Mahnke ruft dieser jenem zu: „Dat is doch mal en grulichen Anblick, wenn so'n Frunsmensch in Am'dam fallt!" Worauf Hecht: „Ja, Meester, det sage ick ooch! — Et is'n Trauerspiel!" Worauf wieder Mahnke: „Wenn sie uns man nich afrutscht!" Und dann wieder Hecht: „Et wäre schade um ihr junges Leben!" Und nun hastet Schramm wieder durch die Mitte mit zwei großen Eimern voll Wasser. „Hier is Wasser! Frisch aus die Pumpe! (Jedem Paar den Eimer hinstellend.) Spritzen sie man! — Ich komme gleich wieder!" Dann stürzt er eilends davon und Mahnke ruft dem Hecht zu: „Ja, nu sprütten Sie man!" Worauf dieser antwortet: „Ick spritze schon!" Und beide besprengen die ohnmächtigen Frauenzimmer mit Wasser. Nun spricht wieder

Mahnke: „Ünner de Näs' keddeln, dat schall ock god fin!" und er kitzelt Frau Schmidt unter der Nase. Hecht replicirt: „Un jelinde Luft einblasen!" und dabei pustet er Wilhelmine ins Gesicht. Als aber Mahnke, immer wieder Wasser sprengend, ausruft: „Harr'n wie man en Füerpüster!" erwacht Frau Schmidt mit einem „Ah!" aus ihrer Ohnmacht, und der biedere Schustermeister jubelt: „Se kummt sick! Se kummt sick!" Da läßt auch Wilhelmine nicht lange mehr auf sich warten; auch sie ermuntert sich mit einem lauten „O!" und Monsieur Hecht schreit freudig: „Sie lebt! Sie hat jeot!" So sind nun beide wieder glücklich zum Bewußtsein gebracht, und nun äußert Frau Schmidt den Wunsch, ein wenig an die frische Luft zu kommen. Mahnke bietet ihr galant den Arm, und das Paar verschwindet für einige Augenblicke von der Scene. Hierdurch wird nun den beiden andern Gelegenheit zu einem kurzen Zwiegespräch gegeben. Da zeigt es sich, daß sich Hecht und Wilhelmine von früher her schon kennen: sie haben schon mal so schön mit einander getanzt, und er hat sie auch „zu Hause begleitet und sogar schon geküßt." Und was ihr Hecht schon damals hatte sagen wollen und nicht gethan, das sagt er ihr nun: er macht ihr kurz und bündig eine Liebeserklärung und bittet um ihre Hand. Und Wilhelmine erklärt sich ohne langes Bedenken bereit, und beide liegen sich in den Armen, den schönen Bund mit Küssen besiegelnd. In diesem Augenblick guckt Schramm einmal wieder durch die Thür und ruft: „Was is das?! — Nun hat sie'n Rückfall bekommen! — Aber das ist die Dünne! wo ist die Dicke?! Schramm, passe auf!" Damit schlägt er die Thür zu und ist verschwunden. Aber Hecht sagt zu seiner Wilhelmine: „Siehst Du, Mine, so is et doch schön jeworden; det hätte ick nicht jedacht, als ick herkam!" Und Mine erwidert ihm glückselig: „Ick ooch nicht! — Et is 'n wunderbare Fügung!" Worauf wieder Hecht: „Hätte ick damals nicht so schön mit dir gewalzt" — — Wilhelmine: „Dann hättest Du mich auch nicht nach Hause begleitet!" Hecht: „Und ick hätte Dich ooch nicht geküßt! — Der schöne Walzer hat die Schuld!" Wilhelmine (mit Pathos): „Dat hat er ooch! — Und darum Ehre, dem Ehre jebührt!" Und nun beginnen beide das hübsche Duett, den stimmungsvollen Wechselgesang im 3/4 Tacte, ein Loblied auf den Walzer, mit Schunkeln und Tanz. Der Text ist in

seiner Art so originell, daß wir ihn auch hier mit Vergnügen wiedergeben. (Beide singen, Zeile um Zeile wechselnd):

Für so'n Walzer, wie kloppt mir dat Herz in der Brust!
Wat kann es auch Schöneres wohl jeben,
Als so'n lustigen Walzer? — O, himmliche Lust!
Für so'n Walzer, da laß ick mein Leben!
En Rheinländer, Schottisch, — zwar alle Bonnör!
Un Franzäs', Polonäs', — Jalopade!
Doch wenn ick so'n lustigen Schnellwalzer hör',
Denn sind sie mich alle Pomade!

Na, denn man zu!
Komm' — ich und Du!
Du mit mir, — ich mit Dir!
Walzen wir, walzen wir!
Walzen wir beid'!
O, du himmlische, himmlische Freud'!

Wenn Musik ruft zum Tanze, — det Liebste ist er!
Ist auf Festen dat Liebste den Jästen!
Et jiebt auch kein Tanz, der noch schwärm'rischer wär'!
Bei so'n Walzer, da schwärmt sich's am besten!
Redowa, Mazurka und Cottilljon zumal,
Die können det Herz wohl erwärmen!
Doch rauscht mal so'n lustiger Walzer im Saal,
Jleich bejinnen die Herzen zu schwärmen!

Na, denn man zu!
Komm' — ich und Du!
Du mit mir, — ich mit Dir!
Schwärmen wir, schwärmen wir!
Schwärmen wir beid!
O, du himmlische, himmlische Freud'!

(Tanzen durch die Mitte ab. Applaus, treten wieder auf und singen.)

Und was denn bei so'n lustigen Walzer jeschieht,
Det kommt, wie vom Himmel jeflogen!
Et jagen die Pulse, — die Wange erjlüht,
Und Jott Amor, der spannt schon den Bogen!
Wenn zwei sich jefunden, welch süßer Jenuß!
Welch ein Flüstern und Drücken der Hände!
Und et währt nich mehr lange, — denn kommt schon der Kuß,
Und Jott Hymen, der fügt schon det Ende!

Na, denn man zu!
Komm' — ich und Du!
Du mit mir, — ich mit Dir!
Küssen wir! Küssen wir!
Küssen wir beid'!
O, du himmlische, himmlische Freud'!

Während sie sich küssen, treten nun Arm in Arm Mahnke und Frau Schmidt durch die Mitte, und Hecht und Wilhelmine fahren erschrocken auseinander. Frau Schmidt: „Wat seh ick?!" Mahnke: „Dat is stark!" — Wilhelmine (rasch entschlossen): „Komm, Hecht, nu laßt uns auch man mal en bischen raus!" — (Zu Frau Schmidt.) „Dat is mein Jeliebter, Madam! Ick habe mir verlobt! Hecht (den Hut abnehmend und einen graciösen Diener gegen Mahnke und Frau Schmidt machend): „Adio". Beide gehen durch die Mitte ab. Frau Schmidt: „Na, wat seggn Se nu, Herr Mahnke?! (Sie setzt sich auf die Bank.) Mahnke: „Ja, wat schall man darto seggn?! (Er setzt sich gleichfalls.) He hett ehr ja opfungen!" — Frau Schmidt (verschämt): „Wie meen' Se dat, Herr Mahnke?" Mahnke (ihr etwas näher rückend): „Se hett ja all eenmal in sin' Arm legen! — Dar is dat wul vun herkam'!" Frau Schmidt (verschämt): „Ach, Herr Mahnke!" Mahnke (ihr noch näher rückend): „Un Se hebbt ja ock all mal in min Arm legen!" Frau Schmidt (verschämt): „Awer, Herr Mahnke, ick bitt' Se doch!" Mahnke: „Awer, dar is noch nix vun her kam! Wi hebbt uns noch nich küßt!" Frau Schmidt (verschämt): „Awer, nu swigen Se doch still, Herr Mahnke!" Mahnke (noch näher rückend): „Ne, dat hebbt wi nich!" (Er legt den Arm um sie und küßt sie.) Frau Schmidt (schnell): „Ick weet nich! — Mi sleit dat Hart so! — Dat sust mi so in'n Kopp rum! — Herr Mahnke, holn Se mi! (Sie sinkt in seine Arme und er küßt sie.) Schramm (den Kopf durch die Thürspalte steckend): „Was seh ich?! — Auch die noch! (Hereinstürzend, während Mahnke und Frau Schmidt auseinander fahren.) Herr, was haben Sie gemacht?!" — Mahnke: „Dat sehn Se ja! — Wie hebbt uns verlavt!" — Schramm: „Und das hier aufs Gericht?!" Mahnke: „Dat kummt vun dat lange Sitten!" Schramm: „Das will ich melden! Das will ich melden!" (Er stürzt durch die Mitte ab.) Mahnke: „Dat lat em man! — Du büst nun doch all eenmal min! —

Awer nu segg mi ock mal Din Nam! Ick weet ja noch gar nich, wie Du heetst!" Frau Schmidt: „Krischana." Mahnke: „Krischana! — — Un mi nöm se fröher ümmer den schönen Adolf!" Frau Schmidt: „Ick weet nich, Mahnke, — dat keem allns so gau, so in'n Sturm! Mahnke (singt): „Im Sturm und Sonnenschein! — Dat's ock dat Beste!" — Während er nun Frau Schmidt umfaßt und küßt, treten wieder Hecht und Wilhelmine durch die Mitte ein. Wilhelmine: „Na nu?" Mahnke und Frau Schmidt fahren auseinander. Hecht: „Wat seh' ick?" Mahnke: „Ja, sehn Se man! — Dat hebbt wi ock all sehn! — Wat den een recht is, is den annern billig!" Frau Schmidt: „Ja, ja, dat is dat!" Wilhelmine: „Damit meinen sie uns, Hecht!" Hecht: „Et is wohl so! Wir sind ooch kein Haar nich besser!" — Mahnke: „Dat is recht, Häk! — Dat weer doch mal en vernünftig Wort!" Wilhelmine (zu Frau Schmidt, knixend): „Madam Smitten, ick jratuliere!" Mahnke: „Na, nu segg doch danke!" Frau Schmidt: „Harr se mi man nich so argert!" Hecht: „Na, der Meester hat mir doch ooch jeärgert!" Mahnke: „Ja, un Häk mi ock! — Wat argern?! — Ärgern mutt man sick nich! (Hecht die Hand hinhaltend) Häk, kam' Se her! — Vergnögte Menschen argert sick nich!" Hecht: (Mahnke die Hand gebend) „Ne, Meester! — und die Injuriam ist verjessen!" Wilhelmine (wie vorhin): „Madam Smitten, ick jratuliere!" Und nun folgt auf Zureden der beiden Männer alsbald auch die Aussöhnung zwischen Frau Schmidt und „ihrer Mine"; und da nun einmal alles eitel Lust und Liebe ist, wird abgemacht, daß Hecht und Wilhelmine in ihre frühere dienstliche Stellung wieder eintreten. Freudig ruft jetzt Wilhelmine aus: „Un dat olle Jericht? Wat fragen wir nun noch nach dat olle Jericht?! Nun feiern wir!" Mahnke: „Ja, nu fiert wi!" Frau Schmidt: „Un den Verlobungspunsch drinkt wie bi mi!" — Mahnke: „Ja, dat doht wi! — Un denn ock noch so'n lüttjen Danz dabi! — So'n as mit Häk und Wilhelmine! — Wa gung dat man noch, Häk?" Hecht: „Passen Sie uf, Meester!" (Er setzt schnell seinen Hut auf und legt seine Rechte um Wilhelmine's Taille, und beide beginnen, zugleich mit Begleitung des Orchesters, schaukelnd zu singen, während Mahnke in komischer, altmodischer Weise Frau Schmidt zum Tanz engagirt und während der Walzertakte mit ihr tanzt.) Hecht und Wilhelmine singen:

Na, denn man zu!
Komm, ich und Du!
Du mit mir, ich mit Dir!
Tanzen wir, tanzen wir!
Tanzen wir beid',
O, du himmlische, himmlische Freud'!
(Beide Paare tanzen. Die Walzertacte müssen zweimal gespielt werden.)

Während beide Paare tanzen, stürzt Schramm herein, um anzukündigen, daß die Uhr zwölf geschlagen hat und die Verhandlung beginnen soll. Voll Erstaunen über das, was er zu sehen bekommt, findet er zunächst gar keine Worte, er macht allerlei Bewegungen und schneidet Grimassen, und ungenirt tanzen beide Paare im flotten Walzer um ihn herum, ihn bald hierhin, bald dorthin stoßend.

Und was sich wie ein rother Faden, leicht wahrnehmbar, durch alle Scenen hindurchzieht, tritt am Schlusse des kleinen lustigen Stückes als Pointe hell zu Tage: die Verspottung des heutigen Gerichtsverfahrens. Schramm: „Die Uhr hat zwölf geschlagen! — Es geht los! — Es geht los!" Mahnke: „Dat lat dat man! — Wie gaht ock los!" Hecht: „Ja, det thun wir! (den Hut lüftend und spöttisch) Addio, Herr Schramm!" Wilhelmine (gleich nach Hecht, kokett knixend): „Ade, Männiken!" Frau Schmidt (spöttisch und mit altmodischem, graziösem Knix): „Auf Wiedersehen, Herr Schramm!" Mahnke (grob und Schramm auf die Schulter schlagend, so daß er etwas in die Knie sinkt): „Adjüs, Schramm!" Beide Paare gehen durch die Mitte ab, und Schramm spricht erregt: „O, die Weiber, diese Weiber! — Aber warte man! — Vor müssen sie! — Alle müssen sie vor! — (Es wird geklingelt) Es geht los! Es geht los! Und keiner da?! O was 'n Fall! — Was 'n Fall!" — — — Da steckt Frau Schmidt den Kopf durch die Thür und ruft: „Herr Schramm! Herr Schramm!" Schramm (sich umwendend und nach ihr hinsehend, kurz und ärgerlich): „Na?!" — Frau Schmidt: „Kieken Se mal in de Höch!" — Schramm thut es und fragt, noch immer sehr erregt: „Na?!" Frau Schmidt: „Dat's 'n Fall vun baben!" Schramm sieht nach oben und macht, während ihm der Vorhang vor der Nase heruntergeht, ein der Situation entsprechendes stummes Spiel.

Seitdem To Termin durch die Hinzufügung der hübschen Musik von Karl Meyer aus einem Schwank fast zum Singspiel

geworden ist, erfreut es sich einer großen Verbreitung und gelangte vor allem in geselligen Vereinen und auf Dilettantenbühnen vielfach und immer mit dem besten Erfolg zur Aufführung. Aber auch auf kleineren Bühnen wurde es in Scene gesetzt. Im Kieler Stadttheater fand die erste Aufführung im Anfang März 1889 statt, und zwar unter der Regie des damaligen Oberregisseurs Adolf Dombrowski, der selbst den Schustermeister Mahnke spielte. Die Besetzung der übrigen Rollen in dieser Vorstellung ergiebt sich aus der nachstehend abgedruckten Kritik. Das Stück wurde von dem vollbesetzten Hause mit wahrem Jubel aufgenommen und erlebte eine Reihe von Wiederholungen. Die Kieler Presse äußerte sich über To Termin und jene erste Aufführung sehr günstig. Hier möge nur eine Besprechung, die des „Kieler Tageblatt" vom 5. März 1889, wiedergegeben werden:

Nach dem Lustspiel Tilly folgte dann der lustige plattdeutsche Schwank mit Gesang und Tanz in 1 Akt „To Termin" von unserem heimischen Dichter Johann Meyer, dessen reizendes Lustspiel „Lätitia" hier erst kürzlich, am Geburtstag Sr. Maj. des Kaisers, drei Mal nach einander unter so großem Beifall zur Aufführung gelangte. Stärkere Gegensätze auf dem Gebiet der Dramatik, als diese beiden Theaterstücke enthalten, lassen sich kaum denken. Das Festspiel, dem jugendfrischen thatkräftigen Kaiser geweiht, der Schwank aus dem Leben des Volks entnommen. Für das Publikum des Stadttheaters mußte es anziehend sein, den Dichter auch einmal auf dem Gebiet des Komischen kennen zu lernen. Interessant war es für manche Theaterbesucher, welche bereits früher in kleinerem Kreise Gelegenheit gehabt, diesen Schwank über die Bühne gehen zu sehen, die Veränderungen und Verbesserungen zu beobachten, welche der Dichter mit diesem Erstlingswerk auf dramatischem Gebiet vorgenommen hatte. Das Stück hat dabei bedeutend gewonnen. Der kleine Schwank, welcher in seiner jetzigen Umarbeitung am Freitagabend im Stadttheater seine erste Aufführung durch Bühnenkünstler erlebte, versetzte mit seiner Menge höchst komischer Situationen, mit seinen originellen Charakteren, mit seinem drastischen Dialog in unserer alten gemüthvollen plattdeutschen Muttersprache alle Hörer in die heiterste Stimmung und erfreute sich eines voll durchschlagenden Erfolgs. Die glücklich erfundene Fabel ist in aller Kürze folgende: Eine Rentiere Frau Schmidt, die ihr übermüthiges Dienstmädchen Wilhelmine, weil dasselbe weit über Urlaub ausgeblieben ist, etwas scharf zur Rede gestellt hat, ist von der Wilhelmine verlassen und wegen Beleidigung verklagt worden; aus einem ähnlichen Grund auch der kleinstädtische Schuhmachermeister Mahnke von seinem leichtfertigen, flatterhaften Berliner Gesellen Hecht. Beide Parteien sind auf denselben Tag vor Gericht „zu Termin" geladen, treffen im Parteienzimmer des Amtsgerichts, wo sich der Schwank abspielt, mit einander zusammen. Als Fünfter ist der



alte Gerichtsdiener Schramm da, der in die komischen Scenen sehr wirksam mit eingreift. Als es endlich zwölf geschlagen, der Amtsrichter klingelt, um dem Gerichtsdiener zu befehlen, die eine der Parteien zur Verhandlung eintreten zu lassen, da haben sich die streitenden Paare nicht allein wieder ausgesöhnt, sondern auch die Alten und die Jungen ein Bündniß fürs Leben geschlossen: Frau Schmidt wird künftig Frau Mahnke, und ihr Dienstmädchen künftig Wilhelmine Hecht heißen, Wilhelmine tritt wieder bei der alten Herrschaft in Dienst, der Schustergeselle wieder bei seinem Meister in Arbeit, und die glücklichen Paare ziehen, mit dem sich komisch wichtigmachenden Gerichtsdiener Schramm, der in seinem Alter noch lieben will, ihren Scherz treibend, in heiterster Stimmung ab. Aus der Verhandlung vor Gericht wird nichts; aber bei Frau Schmidt wird der Verlobungspunsch getrunken. Mit diesem kleinen Werk hat der Dichter einen glücklichen Griff ins volle Menschenleben gethan. Anziehend sind alle Charaktere gezeichnet: der knurrige, brummbärtige, noch halb im Zopfthum des untergegangenen Zunftwesens steckende alte Schustermeister Mahnke, die durch ihr leichtlebiges, übermüthiges Dienstmädchen aus ihrem gemüthlichen Alltagsleben herausgerissene, sonst so friedliche und genügsame Rentiere Frau Schmidt, ihr Mädchen Wilhelmine, dann der eingebildete, etwas geckenhafte, im Grunde aber doch gutmüthige Berliner Schustergeselle Hecht, und endlich der Gerichtsdiener, der sich gern mit Frauen unterhält, namentlich wenn sie jung und hübsch sind, das sind echte, wahre Typen aus dem Volksleben, wie man sie freilich noch antrifft, die uns aber nur ein scharfsichtiger Beobachter, der auch zugleich ein talentvoller schaffender Künstler ist, mit solcher Naturtreue und Wahrheit wiederzugeben vermag. Die mitwirkenden Kräfte verdienen das höchste Lob. Herr Dombrowski als Schustermeister Mahnke, die Benefiziatin Fräulein Kannée, als Frau Rentiere Schmidt, beide nur plattdeutsch redend, und das so anheimelnd gemüthlich, daß man glauben möchte, es sei ihre Muttersprache. Herr Burmester als Schustergeselle Hecht und Fräulein Graichen, die beliebte Soubrette, als lebenslustiges, allzeit vergnügtes Dienstmädchen Wilhelmine, endlich, ja nicht zu vergessen, unser geschätzter Komiker, Herr Solvin als Gerichtsdiener Schramm, leisteten, jeder in seiner Rolle voll und ganz aufgehend, geradezu Vorzügliches. Eine wahre Freude muß es für den Dichter gewesen sein, in so vollendetkünstlerischer Weise die Gestalten seiner Phantasie verkörpert, so frisch, so naturgetreu und packend dargestellt zu sehen. Die rühmenswerthe Hingabe aller Spieler an ihre Rollen ruft den Wunsch wach, auch einmal „En lütt Waisenkind" dies neueste plattdeutsche Schauspiel von Johann Meyer, von den sehr tüchtigen Schauspielkräften unseres Stadttheaters dargestellt zu sehen. Die Direktion dürfte eines günstigen Erfolges ganz sicher sein. Die Musik, mit welcher unser heimischer Kapellmeister und Komponist Karl Meyer den kleinen Schwank ausgestattet hat, ist ebenso reizend, wie originell. Sie besteht aus einer sehr gefälligen, flotten Ouvertüre, dem drastischen Auftrittslied des Gerichtsdieners: „Ich bin Schramm, wer kennt mich nicht!", dem reizenden Liebeslied der Wilhelmine mit seiner süßen, einschmeichelnden



Adolf Dombrowski
als Schustermeister Mahnke in „To Termin."

Weise und dem lustigen Tanzlied „Für so'n Walzer wie kloppt mir det Herz in der Brust!", welches der Schuster und seine Wilhelmine zusammen singen und das mit seinen niedlichen, komischen Nebensächlichkeiten (es wird dabei wirklich zum Tanz engagirt und auch getanzt) und mit seinen heiteren melodischen Klängen, wohl jeden, der noch tanzen mag, mit fortreißen könnte. Sämmtliche Darsteller wurden mit Beifall überschüttet und der Dichter und die Benefiziatin am Schluß durch stürmischen Hervorruf ausgezeichnet. Reicher Beifall ward auch dem liebenswürdigen Komponisten nach der Ouvertüre zu Theil. Herrn Regisseur Dombrowski verdient noch besondere Anerkennung für die treffliche Leitung des Ganzen".

Auch auf der Bühne des Kieler Sommertheaters, des Tivoli, jetzigen Schillertheaters gehörte To Termin zu den beliebtesten Repertoirestücken, und es erlebte allein am Wohnorte des Dichters, wenn die Privataufführungen in Gesellschaften und Vereinen mit gerechnet werden, so viele Aufführungen, daß schon 1895 die hunderste stattfinden konnte. Dies geschah am 6. August des genannten Jahres zum Benefiz des jugendlichen Komikers Kühne, der den Hecht spielte, während Director Dombrowski, der das Stück wiederum mit bekannter Meisterschaft inscenirt hatte, nach wie vor den Schustermeister Mahnke darstellte. Es ist dies eine seiner Bravour- und Lieblingsrollen geworden. Der Abend gestaltete sich für den anwesenden Dichter zu einem wahren Ehrenabend. Ein junger Schauspieler, Dr. phil. Neumann, jetzt Theaterdirector in Freiberg, hatte einen schwungvollen Prolog gedichtet, der vor Beginn des Stückes von ihm selbst gesprochen wurde. Es möge auch hier eines der durchweg günstig lautenden Referate der Kieler Blätter, das der Abendausgabe der Kieler Zeitung vom 7. August, abgedruckt werden:

„Zum Schluß des Abends — nachdem nämlich Die Dragoner von Charles Bossu und Edmund Delaroigue vorhergegangen waren — fand die hundertste Aufführung des Johann Meyer'schen Schwanks „To Termin" statt, und man kann wohl mit Recht behaupten, daß sie die Hauptzugkraft übte. Eine wirklich feierliche und animirte Stimmung herrschte im Publikum, als der Komponist Musikdirektor C. Meyer an das Dirigentenpult trat und die gefällige Ouverture beginnen ließ. Hundert Mal hat unser Publikum „To Termin" gesehen und sich hundert Mal köstlich amüsiert. Die meisten kannten jeden Scherz, jede Situation, und doch folgten sie dem Gange der Handlung mit immer gespannterer Aufmerksamkeit, in dem Gefühl, daß es sich um ein geradezu mustergültiges Werk der plattdeutschen Muse handelte. Eingeleitet wurden die Bühnenvorgänge durch einen von

Dr. Neumann gedichteten und vorgetragenen Prolog, in dessen Beginn die Macht der Dichtkunst gefeiert wurde. Die Bedeutung der Meyer'schen Poesie wurde mit Recht dahin festgelegt, daß er so machtvoll auf das Gemüth des Volkes zu wirken sucht. Einer kurzen Hervorhebung seiner interessanten Werke folgte der Wunsch auf baldige Wiederholung derartiger Jubelfeiern wie der gegenwärtigen. Nachdem der Beifallsjubel verhallt war, betrat der Gerichtsdiener Schramm, von Herrn Höflich sehr natürlich und wirksam gespielt, die Scene, und es spielten sich jene drastischen Scenen im Parteienzimmer des Gerichts ab, die mit einer zweifachen Verlobung enden. Die beiden kontrastirenden Gruppen jung und alt, Frau Schmidt und Mahnke, Wilhelmine und Hecht, wirkten in höchstem Maße ergötzend auf die Zuschauer und führten zu wiederholtem Applaus bei offener Scene. Einen durchschlagenden Erfolg erzielte auch das Walzerlied, das da capo verlangt wurde. Die Darsteller, in gehobenster Stimmung, thaten ihr Bestes zum Gelingen des Ganzen. Der Mahnke des Direktors Dombrowski ist als ein lebenswahrer Typus längst bekannt, Frau Baché hat die Rentiere Schmidt den Absichten des Dichters entsprechender auf die Scene gestellt als kaum irgend eine ihrer Vorgängerinnen. Flott und gewandt gab Herr Kühne den auch in der Maske wohlgelungenen Hecht, er fand in Fräulein Buschek (Wilhelmine) eine ausgezeichnete Partnerin. Als der Vorhang nach Schluß der Vorstellung wieder und wieder in die Höhe ging, begann eine glänzende Ovation für Johann Meyer. Bei offenem Vorhange wurde ihm ein goldener Lorbeerkranz überreicht, auch der grüne Lorbeer fehlte nicht als Aufforderung zu fernerem Schaffen. Es war ein schöner Abend im „Tivoli", ein Dichterfest populärster Art, an dem jeder seine Freude hatte".

So ist nun To Termin längst so recht ein Lieblingsstück des schleswig-holsteinischen Volkes geworden, und es giebt in den Herzogthümern wohl kaum einen geselligen Verein, der das Stück nicht schon aufgeführt hätte. Und noch fortwährend, bald hier, bald dort wird es gegeben. Aber auch schon weit über die Landesgrenzen hinaus, selbst über den Ocean hinüber ist es gekommen, und überall hat es sich Freunde erworben. Wenn es jetzt noch möglich wäre, eine Übersicht über alle Aufführungen zu gewinnen, so würde sich für diese mindestens die Zahl Tausend ergeben.

Die zweite Auflage des Stückes hat der Verfasser dem Oberregisseur Adolf Dombrowski gewidmet, in Anerkennung der vielen Verdienste, die sich dieser um die Aufführung und Inscenirung vieler seiner dramatischen Arbeiten erwarb. Auch diese Auflage ist bis auf wenige Exemplare vergriffen, so daß To Termin im Buchhandel augenblicklich nicht mehr zu haben ist. Wie mir der Verfasser mittheilt, wird die dritte Auflage vorbereitet.



Adolf Dombrowski

Hier bietet sich mir nun willkommene Gelegenheit, meine Leser mit Herrn Dombrowski, der in diesem Bande noch oft genannt werden wird, näher bekannt zu machen. Am liebsten führte ich ihn in person vor, und zwar gleich in einer seiner Glanzrollen. Da das aber nun einmal nicht angeht, müssen sich die Leser mit dem Bilde des Künstlers und seiner Maske als Schustermeister Mahnke begnügen. Dombrowski wurde am 24. August 1836 in Rostock geboren. Anfänglich war er Kaufmann; nachdem er aber glücklich seine Lehrzeit hinter sich hatte, wurde er, seiner Lieblingsneigung folgend, Schauspieler. Unter Director v. Bier in Amsterdam übte er zuerst öffentlich die mimische Kunst; dann war er in Hamburg — im Stadttheater —, in Riga, Mainz und Chemnitz als erster Liebhaber mit großem Erfolg thätig, ging später in das Fach der humoristischen und ernsten Väter über und besuchte in einer Gesellschaft mit Marie Seebach und Davison alle Hauptstädte Nord- und Südamerikas. Nach der Rückkehr wirkte er als Oberregisseur zwei Jahre in Düsseldorf und drei Jahre in Magdeburg; von dort wurde er an das Stadttheater in Kiel, das damals unter der Leitung Hoffmann's stand, berufen, und auch hier führte er fünf Jahre hindurch die Oberregie. An dieser Bühne setzte er auch, wie schon bemerkt, Johann Meyer's erste dramatische Dichtung in Scene. Und da das auch mit den meisten der übrigen geschah und unser Dichter von ihm stets zu den Proben hinzugezogen wurde, lernten sich beide genauer kennen und gegenseitig schätzen. In späteren Jahren war Dombrowski als artistischer Director und Oberregisseur am Kieler Tivolitheater thätig. Kurze Zeit nach dem Ende Januar 1899 erfolgten Tode seiner Frau, mit der er fast 25 Jahre in glücklichster Ehe lebte, zog er sich von der Bühne zurück, und lebt jetzt als Privatmann in Kiel. Bei allen, die Dombrowski kennen, steht er ebenso hoch in der Werthschätzung als einfacher Mensch wie als Künstler; und ganz besonders möge hier rühmend hervorgehoben werden, wie er seine Gattin bis an deren Ende im vollen und eigentlichsten Sinne des Wortes auf Händen getragen hat; denn ein hartes Geschick kehrte ein in das sonst so glückliche Heim der Ehegatten: zwölf Jahre hindurch war die Frau infolge eines Nervenleidens vollständig gelähmt. Das einzige Kind, Ernst Dombrowski ist, dem väterlichen Berufe folgend, gleichfalls Schauspieler geworden.

Gern erinnere ich mich der Stunde, wo ich das Vergnügen hatte, Adolf Dombrowski, den vortrefflichen Menschen und Bühnenkünstler, kennen zu lernen. Es war bei Gelegenheit der Aufführung eines der Johann Meyer'schen Theaterstücke, zu der ich von Hamburg nach Kiel herüber gekommen war. Bei späteren Neuaufführungen von Stücken meines Freundes, des Dichters, habe ich die Reise oft wiederholt und dann auch jedesmal an den schönen Kunstleistungen des Herrn Dombrowski in plattdeutschen Dramen unvergeßliche Freuden genossen. Dombrowski ist ohne Zweifel einer der ersten aller jetzt lebenden plattdeutschen Schauspieler. Möge er seiner Kunst, die er hoffentlich bald wieder ausüben wird, noch lange erhalten bleiben, und möge ihm sein Dichterfreund noch oft Gelegenheit geben, neue Stücke von ihm auf die weltbedeutenden Bretter zu bringen!



Uns' ole Modersprak.

Schwank in drei Aufzügen.

Personen:

Onkel Krischan, ein reicher Bauer.
Tante Lise, seine Haushälterin.
Heinrich, sein Neffe und Adoptivsohn.
Frau Reinhardt, } Schauspielerinnen.
Friederike, ihre Tochter, }
Peter, Knecht } bei Onkel Krischan.
Dortjen, Dienstmagd }
Frau Sierksch, eine reiche Bäuerin.
Antje, ihre Tochter.
Hans-Snider.

Die Handlung spielt in einem Dorfe, in Onkel Krischans Hause.

Zeit: Gegenwart.

Dieses zweite dramatische Werk Johann Meyer's wurde im Winter des Jahres 1879, und zwar, wie ich vom Verfasser selbst erfahren habe, innerhalb eines Zeitraumes von nur vierzehn Tagen geschrieben. Bald erschien es auch mit einer Widmung an Frau

Lotte Mende, „der plattdeutschen Schauspielerin par excellence“, im Verlage von J. F. Richter in Hamburg; und kurz darauf, noch ehe es die Feuerprobe der ersten Aufführung bestanden, erlebte es eine Menge höchst günstiger Beurtheilungen der Tagespresse. Lotte Mende war entzückt von dem Stück; es hatte ja auch der Dichter die Hauptrolle darin, Tante Lise, eigens für sie geschrieben. Dies vermuthete auch der Kritiker der „Hamburger Nachrichten“ (No. 278. Jahrg. 1880), wenn er zutreffend bemerkte: „Der Schauspielerin Lotte Mende bietet das Stück im Charakter der Tante Lise eine Rolle, für deren meisterhafte Durchführung dem Dichter offenbar die genannte plattdeutsche Künstlerin vor Augen gestanden hat: wenigstens hat sich uns im Lesen jene Gestalt belebt, indem wir dabei immer Lotte Mende's Stimme hörten und ihre Bewegungen sahen.“ Und doch ist sonderbarerweise — so viel ich weiß — die beliebte Künstlerin nie dazu gekommen, die Tante Lise zu spielen. Vielleicht hat sie die starke Ausdehnung dieser Rolle, deren Vertreterin drei Acte hindurch in einer jeden Scene beschäftigt ist, davor zurückgeschreckt, sie sogleich zu memoriren. Und als dies wenige Wochen nach dem Erscheinen des Stückes von einer anderen bedeutenden plattdeutschen Schauspielerin, Bertha Frey, geschah, mögen Mißmuth und Unwille die berühmte Kollegin bestimmt haben, die Tante Lise überhaupt nicht mehr in ihr Repertoire aufzunehmen.

Johann Meyer nennt sein Stück einen Schwank, vielleicht der Sprache wegen, in der es geschrieben ist, oder im Hinblick auf die überaus lustige Handlung, von der es getragen wird. Wäre es in hochdeutscher Sprache abgefaßt und gehörten die sich darin bewegenden Hauptfiguren einer anderen Sphäre als der des Bauernstandes an, so würde ich gegen jene Bezeichnung auch nichts einzuwenden haben; so aber möchte ich es lieber unter der Flagge einer plattdeutschen Bauernkomödie, eines plattdeutschen Bauernlustspiels in die Welt ziehen sehen. Von einer solchen Erwägung mag wohl auch der Referent der „Kieler Zeitung“ ausgegangen sein, als er s. Zt. bei Besprechung einer Aufführung des Stückes im Wriedt'schen Etablissement in Kiel durch die Mitglieder des Hamburger Variété-Theaters schrieb: „Der Titel Uns' ole Modersprak ist sehr bezeichnend gewählt, indem in diesem Stücke unser Plattdeutsch als Medium dient, den Knoten, welchen ein von

Bauern gegen Schauspieler und vor allem gegen Schauspielerinnen gehegtes Vorurtheil geschürzt hat, auf dem Wege der Komik zu entwirren. Die Bezeichnung Schwank hat jedoch keineswegs ins Schwarze getroffen. Die zu Grunde liegende Idee und ihre einheitliche Ausführung im Verein mit der naturgetreuen Charakterzeichnung, welche uns nicht die üblichen Bühnentypen, sondern dem wirklichen Leben entnommene Menschen vor Augen führt, deren Eigenart den köstlichsten Humor entfaltet, würde weit eher die Bezeichnung Lustspiel rechtfertigen. Während die Textbücher mancher moderner hochdeutscher Lustspiele, die auf der Bühne des Lacherfolges stets sicher sind, oft durch und durch ungenießbar sind und die Witze, um welche sich oft eine lose, unzusammenhängende Handlung gruppirt, bei der Lectüre widerlich wirken, gewinnt man aus dem Textbuche dieses plattdeutschen Bühnenstückes den Eindruck eines regelrecht zusammengefügten Kunstwerkes. Die Natürlichkeit und Herzlichkeit der plattdeutschen Sprache findet in Uns' ole Modersprak öfters den innigsten Ausdruck. Vielleicht hat der Verfasser mit dieser Dichtung den Grund gelegt zu dem wohlberechtigten bis dahin noch garnicht cultivirten Genre eines plattdeutschen Lustspiels." Dieses Urtheil wird jeder Leser und namentlich jeder, der einer Aufführung dieses Meyer'schen Stückes beigewohnt hat, unterschreiben: wir haben es hier nicht mit einem Schwank, sondern mit einem echten und guten deutschen Lustspiel zu thun.

In Uns' ole Modersprak hat uns der Dichter mit einem gar heiteren, dem schleswig-holsteinischen Volksleben angehörigen Erzeugniß seiner komischen Muse beschenkt. Alles ist echt schleswig-holsteinisch, und dies nicht nur des Dialektes, sondern ganz besonders jener bäuerlichen Kreise wegen, in die wir eingeführt werden, um in ihnen de ole Modersprak im schönen Bündniß mit einem lustigen Wildfange zur Ausführung improvisirter Geniestreiche zu sehen.

Die durch drei Acte lebendig und mit stets neuen Überraschungen hindurchgehende Handlung vertheilt sich über zehn Personen, von denen der reiche Bauer Onkel Krischan und seine Haushälterin Tante Lise als die vornehmsten Charaktere für den eigentlichen Ton des Stückes sichtlich hervortreten, während sich ihnen Onkel Krischans Neffe und Adoptivsohn, der Student

Heinrich, und zwei Jüngerinnen der berufsmäßigen Schauspielkunst, Frau Reinhardt und ihre Tochter Friederike, als das bewegende Element ausschließen. Aber auch die fünf übrigen Personen des Stückes wirken so individuell und für den Verlauf der Handlung so bestimmend mit, daß sie eine größere Bedeutung als die bloßer Nebenfiguren haben; sie sind vielmehr für die Vollständigkeit des Ganzen nicht zu entbehrende Organe.

Onkel Christian, ein alter Junggeselle, ist eine herzensfrische und keineswegs ganz unpolirt gebliebene Bauernnatur; dasselbe gilt auch von der alten treuen Haushälterin, der Jungfer „Tante" Lise. Beider Liebling ist der Neffe Heinrich; Onkel und Tante haben ihn auf das nachsichtigste erzogen, und so ist es gekommen, daß er gar früh den beiden Alten gegenüber seinen eigenen Kopf und Willen gehabt hat. Und hieraus entsteht nun für unser Lustspiel der folgende Conflict: Heinrich, von seinem Dorfonkel nach genossener Gymnasialbildung zum Betriebe landwirthschaftlicher Studien auf die Hochschule geschickt, hat der Beschäftigung mit den Wissenschaften so viel Zeit abgewinnen können, daß noch genug übrig blieb für die Pflege der schönen Künste, namentlich der Schauspielkunst; und im Zusammenhang hiermit hat er sein leicht entzündbares Herz an die junge Schauspielerin Friederike, die Tochter der gleichfalls der Bühne angehörenden Frau Reinhardt, verloren. Beide hat er bei Gelegenheit einer Dilettantenaufführung, in der er auch mitwirkte, kennen gelernt. Frau Reinhardt, Mutter, hat gegen das Verhältniß der jungen Leute nichts einzuwenden, umso mehr aber wohl Onkel Krischan, wenn er davon hören wird. Und um ihn ihren Wünschen günstig zu stimmen, haben jene drei ein kleines plattdeutsches Lustspiel verabredet, das im Hause des Onkels aufgeführt werden soll, und zwar an dem Geburtstage Heinrichs, an dem dieser von der Hochschule wieder in die Heimath zurückkehren soll. Frau Reinhardt und Tochter stammen nämlich auch vom Lande und verstehen somit gut plattdeutsch zu sprechen. Nun hat sich aber leider der Onkel ohne Heinrichs Wissen schon anderweitig um eine Lebensgefährtin des Neffen bemüht, so ganz nach gutem bäuerlichem Brauche. Hans-Snider, ein Held der Nadel und das Factotum des Dorfes und seiner meilenweiten Umgebung, hatte ihm Mittheilung von einem reichen Mädchen

einer entlegenen Ortschaft gemacht. Und diese Maid nun, die Onkel Krischan im übrigen nicht weiter als auf die Autorität von Hans-Snider hin kennt und deren Qualitäten er, gleich diesem seinem Vermittler, nur nach dem Besitz von Geld und Gut abschätzt, soll Heinrich beglücken. Sie ist zu dem Ende auch mit der Mutter zu Heinrich's Geburtstag nach dem Hause des Onkels durch Hans-Snider eingeladen worden, und es ist rührend, zu vernehmen, wie der fürsorgliche Onkel dem Neffen als Geburtstagsangebinde zugleich mit der Braut den ganzen Hof schenken will, in dem guten Glauben, den vergötterten Heinrich damit auf das freudigste zu überraschen. Es würde uns zu weit führen, wollten wir nach der Andeutung dieses Conflictes noch dessen Lösung mit all ihren amüsanten Einzelheiten verfolgen. Es möge die Mittheilung genügen, daß sich Heinrich selbstverständlich gegen den Plan des Onkels auflehnt und, um diesen für seinen Herzenswunsch umzustimmen, in Gemeinschaft mit den beiden Schauspielerinnen statt des plattdeutschen Lustspiels, das aufgeführt werden soll, eine improvisirte „Kummedi", wie Tante Lise es nennt, in Scene setzt und damit auch schließlich den ausgiebigsten Erfolg hat.

Wie schon bemerkt, betrachten wir das in Rede stehende Lustspiel hauptsächlich von dem Gesichtspunkte aus, daß uns in ihm ein volksthümliches Bild aus dem Bauernleben der Herzogthümer vorgeführt wird. Wohl dem gesammten deutschen Bauernstande sind bei gleichwohl materialistischer Sinnesweise Züge der Treuherzigkeit, Derbheit und Gemüthlichkeit eigen; aber in der Art, wie sich diese mit einander mischen und ausgeben, zeigt sich in den einzelnen Landestheilen ein merklicher Unterschied. Und da meinen wir einmal nicht anders, als daß die von unserem Dichter geschaffenen Gestalten eben nur unserem Nordalbingien als erb- und eigenthümlich zugesprochen werden können. Onkel Krischan und Tante Lise sind gleichsam die moderaten Bauerncharaktere unserer Provinz. Dagegen geben Frau Sierksche und Antje, die dem Heinrich zugedachte Braut, — obgleich sie nur in einer einzigen Scene auftreten — so sehr die alte Starrheit und Grobkörnigkeit des massiven niedersächsischen Bauernthums zu erkennen, daß jene eine Scene auf uns den Eindruck macht, als hätten wir ein ganzes reiches Schauspiel vor uns.

Den Glanzpunkt des Stückes, wenigstens inbezug auf die

Lösung des Knotens, bildet wohl der überraschende Ausgang, den urplötzlich die fünfte Scene des dritten Actes nimmt. Es ist eine wahrhaft packende Komik, wenn hier der unerwartete und großartige Stegreifeinfall der Frau Reinhardt den Onkel Krischan jählings zu Boden schmettert, freilich nur, damit nach wenigen Augenblicken höchster Verwirrung die Täuschung schwindet und einer beglückenden Wirklichkeit das Feld einräumt.

So viel hier zunächst von dem Inhalt der Dichtung! Wenden wir nun unsere Aufmerksamkeit ihrem äußeren Aufbau zu! Da finden wir allenthalben die von meisterlicher Hand beherrschte Form, welche jeder Anforderung entspricht, die nur immer an einen leichten, klaren und natürlichen Dialog, an eine ungezwungene Folge der Scenen, an eine richtige Abtheilung und Abrundung der Acte kunstrichterlich gestellt werden kann. Und so ist bei entsprechender Besetzung dem Stücke auf jeder Bühne ein günstiger Erfolg gesichert.

Schon gleich im ersten Acte werden wir durch den Monolog der Tante Lise über den Kernpunkt der Handlung und die obwaltenden Verhältnisse, um welche sie sich dreht, orientirt. Die Scene, welche in allen drei Acten dieselbe bleibt, stellt eine gewöhnliche Bauernstube dar, geschmückt mit Grün. In der Mitte des Hintergrundes eine doppelte Eingangsthür vom Hausflur, darüber in großer Schrift das Wort Willkommen!

Links die Thür von Onkel Krischans, rechts von Tante Lisens Stube. Rechts und links im Vordergrunde ein Tisch nebst Stuhl; zwei Stühle und ein Schrank für Kleidungsstücke in der Nähe der Mittelthür. Tante Liese tritt auf, aus ihrer Stube kommend, mit einem Strickstrumpf oder Spinnrad, das sie sofort rechts vor den Stuhl stellt, der unmittelbar vor dem Tische steht. Sie trägt ein einfaches Kleid, weiße Schürze mit Schlüsselbund, eine etwas altmodische Tüllhaube und lackirte lederne Pantoffeln. Sie setzt sich, als wenn sie stricken bez. spinnen will, und beginnt:

Dat kummt davun, wenn de Bur latinsch lehrt! Na, Onkel Krischan ward sick freun! Un wat hett he em nich allns all kost! — Toeerst de dree Jahr op dat Gymnasidum, un nu noch de dree bi de Studentens! — Un wa schall dat eenmal gahn, wenn he mal den Hof kriggt?! — — — Un wat'n Angst nu wedder för mi, un dat jüst op sin Geburtsdag! — Als he hier dat letzte Mal weer, dar weer he op de Mensor we'n, als se

dat nömt, un dar harrn se em so lik öwer de Näs' haut. — Un säten hett he ock all mal. — Awers dat is nix, dat is doch allns nix gegen dissen Streich! — — — Een so in't Hus to kamn, glix mit de Brut un ehr Mudder, — twee wildfremme Frunslüd, un noch darto een vun't Theater! — Heff ick dat nich jümmers seggt? — He schreev mi vel to vel vun't Theater in sin Breef. — Dat se dar en Liebhabertheater harrn — un dat he jümmers mitspeln deh. — — Onkel Krischan sä denn ümmer: „Lat em man, lat em man! — Min Heine is doch en Deuwelsjung!? — Nu hebbt wi dat so gut! — Nu hett he denn ock richtig so lang spelt, bit he sick een an'n Hals spelt hett. — Dat fehlt ock noch! — Un denn man so mir nix, dir nix mi davör to schubn. — — — (Nimmt einen Brief aus der Tasche). De ol' Breef snört mi noch rein den Hals to! (Liest). „Liebe Tante Lise, bereite Du Onkeln Christian darauf vor — — — Ja, dat bereit't sick wat! — — Liebe Tante, liebe Tante, — — wenn he mal keen Geld mehr harr oder sunst wat wull, denn snack „liebe Tante" dat wull allns mal in de Reeg; — awers dit is mi doch to mutsch! — Un denn wüllt se hier ock noch Kummedi speln! — Gifft all so Kummedi genog mit Onkel Krischan, — ick mag't ni beleben! — (Liest). „Und Abends nach unserer Ankunft überraschen wir Euch mit einer kleinen Aufführung, ein allerliebstes kleines Stück; Ihr werdet herzlich lachen!" — — Wat ward Onkel Krischan seggn?! — Mi pocht nu all dat Hart vör luter Angst! — — (Zärtlich). Un he is mi doch daran wussen. — — Kunn ick em man hölpen! — — (Sinnend). Ick bün ja eegentlich sin Mudder; — (sich verbessernd) sin Mudder? — — (lächelnd) Ne, — denn weer ick ja Tante Krischan un den Burn sin Fru. — Awers bemuddert heff ick em doch in all de Jahrn, dat ick nu hier bün un den Husstand föhr, — vun lütt. op an, als den Burn sin Swester un Swager storbn weern, — un als he dar als so'n lütt Waisenkind hier in't Hus keem. — — Wakeen schull dat denn ock wul anners dahn hebbn, als ick? Onkel Krischan is ja unverheirath't, — un en Fru hört doch darto, wenn so'n lütten Wurm en Mudder hebbn schall — — (Man hört Schritte und Husten). Ach, du leewe Gott! Dar kummt he! — Un weten mutt he't! — — Se künnt ja alle Ogenblick all kamn, — un wenn he't denn nich wüss, — em kunn ja de Slag röhrn. — — O, wat'n Opdrag, wat'n Opdrag för mi! (Setzt sich an's Spinnrad und spinnt.)

Onkel Krischan. Tante Lise.

Onkel Krischan (lederne Pantoffeln, hellgraue Kniehose mit Schnallen, kurze Jacke und Weste, rothbuntes Halstuch, weiße Zipfelmütze, Pfeife. Aus der Stube links kommend). Gudn Morgen, Tante Lise!

Tante Lise. Gudn Morgen, uns' Bur!

Onkel Krischan. Wat'n schöne Stuv! — Min Heine ward sick freun!

Tante Lise. Na, schull he nich? Hüt op sin Geburtsdag? — Un denn na so'n lange Tid endlich mal wedder an't Hus?!

Onkel Krischan. Wat is de Jung doch för'n Kerl wurrn!

Tante Lise (gedehnt, zweideutig). Ja, ja! — Dat is he ock! (Die Hand zu dem Brief in die Tasche steckend.) He wasst een nagrad all öwern Kopp!

Onkel Krischan. Un wat de Burn sick wul wunnern ward, wenn se em weddersehtt!

Tante Lise. Wunnern? — Wa so denn? — Se kennt em ja all hier in't Dörp.

Onkel Krischan. Wa so denn! — Wat'n Frag! Vunwegn all sin Studio! Vunwegn den Gujano un dat Suppenphosphat, un vunwegn de Kemi mit den künstlichen Dünger! — Hett mi ock en smucken Dahler kost, hehe! Na, wi hebbt se ja! Un allns för min Heine! — O, de ward sick wunnern! Min Heine sett jüm noch all mal op'n Pott; ja, dat deiht he!

Tante Lise (zweideutig, wieder nach dem Brief fühlend). Ja, — — — ja, — dat deiht he wul, — dar is he ock all ganz de Mann na.

Onkel Krischan. Ja, is he nich? — Hehe?! — To'n Harst gaht wi op't Olendeel; — ick will em hüt darmit öwerraschen. Un dat is denn wul jüst so tum Verglik, als wenn ick em en schönen Hof to sin Geburtsdag schenk, hehe?!

Tante Lise (zerstreut, wieder nach dem Brief fühlend). Ja, — ja, — dat is't dat denn wul ock! — Awers denn mutt uns' Heinerich sick — wul ock all bald — verheirathen!

Onkel Krischan (schmunzelnd und wichtig). Tante Lise, — hett Se denn noch gar nix markt? He? —

Tante Lise (neugierig). Markt? Ne! — Vun de Öwerraschung to sin Geburtsdag harr ick nich en Ahnung.

Onkel Krischan (wichtig). O, — un dit is noch heel wat anners! — En Öwerraschung is dat ock; — awers noch wat mehr, noch wat ganz Apartiges.

Tante Lise (aufmerksam, interessirt). Nu plagt mi doch de Nischier!

Onkel Krischan. De Stuv is doch nich alleen för em so smuck? — Ne, dat is se nich.

Tante Lise. Als de Bur mi güstern sä', dat ik se opputzen schull, dar dach ick doch man blots an unsen Heine.

Onkel Krischan. Jüm Frunslüd denkt nich wider, als de Näs' lang is. (Wichtig.) Dar kummt noch Besök vundag! (Geht im Zimmer umher und besieht sich die Ausstattung.)

Tante Lise (interessirt, neugierig.) Besök, uns' Bur? — (Fühlt nach dem Brief in der Tasche; zum Publikum:) Schull he't all weten? — Denn fallt mi en Steen vun'n Harten. (Zu Onkel Krischan.) Hett he schreben? Hett de Bur en Breef kreegn?

Onkel Krischan (wichtig). Ja, un wat för een! — Js allns klapp und klar.

Tante Lise (erfreut). Klar? Allns klar? — Un Onkel Krischan hett nix dargegen?

Onkel Krischan. Jck? — Ha! Ha! Ha! — Wofför höllt Se mi denn? — Denn müss ick doch en dummen Esel sin.

Tante Lise (zum Publikum). Gott Lof un Dank! — Nu föhl ick mi ördentlich wedder licht. Dat leeg mi als Bli in'n Magen.

Onkel Krischan (wichtig und redselig). O, dat hett mi ock en netten Schüllnk

wedder kost. Awers wi hebbt se ja, — ick un min Heine! Un wat deiht man ni för sin Jung?! Veermal hett de lüttje puckliche Snider (Tante Lise hört erstaunt zu) ock all darum reisen müßt, — un an de twintig Dahler heff ick em wul all geben. Un nu kriggt he denn ock en Tunn Kantüffeln. — Un to Harst, wenn wi slachen doht, denn ock noch en halwes Swien. — Awers he hett sin Saken ock gut makt, dat mutt man em laten! — Un güstern keem he denn un bröch mi den Breef mit dat Jawort; — dar kreeg hee denn ock noch en Extradukör. — Un vundag kamt se denn. — Min Heine ward sick freun! — Wat ward de Jung för Ogen maken!

Tante Lise (ängstlich erregt). Ick fall ut de Wulken!

Onkel Krischan (redselig). Na? — Hehe? — Wat seggt Se nu? — Is Onkel Krischan nich en Baas?! He?!

Tante Lise (ängstlich erregt). Wakeen kummt? — Wat seggt de Bur?

Onkel Krischan (redselig). Na, se! — Ja, dat is wahr, — Tante Lise kennt se ja noch gar nich. — Ick kenn se ock noch nich, — awers de Snider, de Snider kennt se ja! — De is dar ja her, ut datsülwige Dörp. — So'n Miler veer hebbt se wul to fahrn. Hans-Snider meent, dat kann wul Middag daröwer warrn, all als se utfahrt. — Min Heine kummt wul all fröher. He fahrt ock en temlich Stück mit de Bahn. — Frielich, dat hangt ganz darvun af, waneer als he afreist.

Tante Lise (ängstlich erregt, nach dem Brief fassend). Gott in'n Himmel! Wat ward dat geben! Wat ward dat geben!

Onkel Krischan (redselig). Ja, hehe! Weer dat ni slau vun mi? — O, allns för min Heine! Allns för den Jung! — Un se is de eenzig Dochter, — ebn in de Twintig; un ehr Mudder hett en groten Hof; — und Hans-Snider seggt (wie mit Hintergedanken) se is Wetfru, seggt he, — un noch en Staatsperson vun Frunsminsch. Dat hett he seggt, — un nu ward min Heine noch mal Doppelbur. — —

Tante Lise (ängstlich erregt). Un de Bur kennt se noch gar nich mal? Un hett se noch gar nich mal sehn?

Onkel Krischan (redselig). Ne, — wato dat? — De Snider kennt se ja; — he is ja ut datsülwige Dörp.

Tante Lise (ängstlich erregt). Un de Mudder ock nich?

Onkel Krischan. Ne! — Woto? — Hans-Snider kennt se ja beid. — He hett mi dat ja jüst vertellt, wat för'n staatsche Person se noch is.

Tante Lise (ängstlich erregt). Un Heinerich weet noch gar nix darvun?

Onkel Krischan (redselig). Min Heine? — Ne! — Dat's ja jüst de Öwerraschung för em un dat Appartiges darbi. — O, de ward sick wunnern! de ward sick freun! — Un wat ward de Burn seggn?! — Allns verdankt he mi! Allns sin Onkel Krischan! — Na? Hehe? — Wat seggt Se nu? — Kunn en Vadder wul beter för em sorgen? — Nu kaak Se ock man en ördntlichen bunten Mehlbüdel. — Wi möt Jüm impuneeren; — un Hans-Snider kriggt ock wat af.

Tante Lise (ängstlich erregt). Du allmächtiger Gott! Mi geiht de Luft weg!

Onkel Krischan (einfältig). Wa so? Js Se krank?

Tante Lise (ängstlich erregt). Krank? — O, ne! — Krank jüst nich, awers dat sitt mi in'n Hals, — dat snört mi rein den Hals to.

Onkel Krischan. Denn mutt Se mal ördntlich hosten, dat't 'rutkummt, Seh Se man to, dat't man 'rutkummt.

Tante Lise (sehr beklommen und zögernd). Ja, dat's ock wul dat Best', — dat't man 'rutkummt. — Warr — de Bur — ock man ni bös'. — Uns' Heine — hett — mi schreben (Sie fühlt nach dem Brief.)

Onkel Krischan (interessirt). Hett he schreben? Hett he schreben? Wat schrifft he denn? Dar is doch nix in'n Weg kamn? He is doch ni krank?

Tante Lise (beklommen). Krank is he ni. — Hier — — is de — Breef (den Brief hinhaltend).

Onkel Krischan. Wat steiht darin? Hehe? — Schreben Schrift kann'ck ni so recht mehr lesen. — He kummt doch?

Tante Lise (beklommen). Ja, — kamn deiht he. — Wenn he doch man leewer — gar ni keem.

Onkel Krischan (froh). Gott Lof, dat he doch man kummt!

Tante Lise (beklommen). Un mi arm Mensch man so darvör to schuben!

Onkel Krischan. Wa so? — Hett he all wedder mal en lütten Streich makt? Hehe? Hehe? — (Selbstgefällig). Min Heine is doch en Deuwelsjung! — Na, Tante Lise, op sin Geburtsdag kunn ick em doch nich utschellen. —

Tante Lise (beklommen). Ja, — en schön Streich! O, — de Bur ward sick wunnern! — Dat's noch de slimmste vun se all! — Uns' — Heinerich — hett — hett all — hett all'n — Brut! (Onkel Krischan fährt verdutzt zurück) dar — brukt de Bur — — ni mehr för to sorgen.

Onkel Krischan (sehr erstaunt und erregt). Wa? wa? — hett — hett all'n — Brrrn — ?

Tante Lise (beklommen). Ja, — un bringt se hüt all mit, — un de Swigermudder — darto.

Onkel Krischan (sehr erstaunt und erregt). Un de Swi — —, de Swiger — ? Wat seggt Se? —

Tante Lise (beklommen). Ja! — Un noch darto — en paar — vun't Theater.

Onkel Krischan (sehr erstaunt und erregt). Wa? — Wa? — Wat seggt Se? — Vun't Thea—? Thea—?

Tante Lise (beklommen). Ja, — un ick schall — Onkel Krischan dat so — bi lütten bibringen. — Hier in'n Breef (hält ihm wieder den Brief hin). — schrifft he dat. — — (Athmet hoch auf, zum Publikum:) Gott Lof! — Nu heff ick Luft. (Beginnt zu spinnen).

Onkel Krischan (sehr erregt auf- und abgehend). Min Heine? — Min Heinejung? — Mit een vun't Theater? — Mit en Kummediantsche? — Un dat vundag op sin Geburtsdag?! Js he verrückt?! — Plagt em de Deuwel?! — Vundag, nu jüst wo de annere kummt, de ick un Hans Snider för em friet hebbt?! — — Ne! dar ward nix ut! —

Gott bewahr uns! — Ni un nümmer nich! Heine kriggt keen, als de ick em utsöcht, — un eerst recht keen Hochdütsche! En Plattdütsche schall he hebbn! — Un so lang als Onkel Krischan den Knop op'n Büdel hett (klopft sich auf die Tasche). Hehe! is dar nich an to denken!

Tante Lise (Onkel Krischan mit den Augen folgend, zum Publikum). Gott Lof, dat he't weet! — awers mi grut doch för den Dag.

Onkel Krischan (noch immer erregt auf- und abgehend). Dat weer ock Tid! — Min Heinejung mit een vun't Theater! — Wat schulln de Burn wul seggn? Un wat schull dat wul förn Kummedi warrn hier op'n Hof? — Ick möcht 't ja ni beleben! — Ward nir ut! — Ne, ward nir ut! — Ni un nümmer nich!

Tante Lise (theilnehmend, zum Publikum). He harr't ock egentlich doch ni dohn schullt! — (Theilnehmend zu Onkel Krischan.) Wat hett de Bur nu wedder'n Ärger. — (Entfaltet den Brief und sieht hinein, legt dann die Hand, worin der Brief, auf den Schoß.)

Onkel Krischan (noch sehr erregt). Ärger! — Ja, nir als Ärger! — Un dat för all min Geld, wat de Jung mi nu all kost hett! — Awers töf man! — Hehe! — Lat se mi man mal kamn! — Ick will jüm börsten!

So sehen wir Onkel Krischan in der höchsten Erregung, und Peter und Dortjen, der Knecht und das Mädchen, die hereinkommen, um ihn zu fragen, ob er es ihnen erlaube, sich zu Michaelis zu heirathen, hätten es garnicht schlechter treffen können. „Wat, heirathen! heirathen!", so donnert er, „ick heff ock nich heirath't! Herut mit Jüm!" Und eilends ziehen beide wieder ab. Dann poltert der Bauer gegen die gutmüthige Tante, die ihm Vorwürfe macht, daß er Peter und Dortjen so hartherzig und barsch hinausgejagt, und dann plötzlich nach der Uhr sehend, ruft er aus: „Gott's Deutscher! Is de Mehlbüdel all to Für? Warm Water! Warm Water, dat ick mi balbeern kann! Is de höchste Tid! — Un denn man min best' Tügg! — Hört Se? — Lat se man kamn! — De schüllt sick wunnern!" Und damit eilt er in sein Zimmer links ab. Das Gewünschte wird ihm von Tante Lise und Dortjen besorgt. Aber diese, die mehrere Male Onkel Krischans Zimmer betreten muß, kommt jedesmal heulend wieder heraus, weil sie von ihrem Bur schlecht behandelt wird. Und dann erzählt sie der Tante Lise, wie er gescholten und wie er gesagt habe, daß die Frauenzimmer allesammt nichts taugten, auch Tante Lise nicht; denn er wisse es recht gut, sie halte es immer mit seinem Heini, und sein Heini sei verrückt, und Tante Lise sei auch verrückt. — Da fängt diese

ob der groben Beleidigung seitens des Onkels auch zu weinen an, und als so das Gejammer den Höhepunkt erreicht, stürzt Peter herein mit der Meldung: „Hei — Heine kummt, Hei — Heine kummt!“

Und ehe sich noch die Bestürzung etwas legen konnte, ist auch der Heine schon da und mit ihm Fräulein Braut und Schwiegermama! Und der flotte, lustige Bruder Studio lacht laut auf über den weinerlichen Empfang, und Tante Lise, noch mit nassen Augen, genirt sich sehr und sie weiß garnicht, wie sie sich den Damen gegenüber in dieser Situation benehmen soll. Und als nun Heinrich von ihr erfährt, was nun alles vorgefallen ist, wie der Onkel so zürnt und warum sie und Dort weinen, da findet er das alles so lustig, daß er laut auflachen muß, und nun erzählt er der Tante von dem kleinen plattdeutschen Stücke, womit er und seine Damen den Onkel überraschen wollen. Aber davon will die Tante nichts wissen: „Dat Kummedispeln schullst Du doch man leewer laten, Heine, Din Onkel is wirklich gar keen Fründ davun.“ Doch Heinrich erwidert ganz vertrauensselig: „O, dies soll ihm wohl gefallen! Denke Dir, ein plattdeutsches Stück mit plattdeutschen Rollen, eigens für den Onkel ausgesucht! Meine Braut und Schwiegermutter spielen plattdeutsch!— Aber wo ist der Onkel!“ Und damit geht er an die Thür links von Onkel Krischans Zimmer, laut rufend: „Onkel Krischan! Onkel Krischan!“ Und da drinnen erschallt es auch bald: „Heine! Min Heinejung! Büst Du dar? Büst Du kamn?“ Und während Onkel Krischan in die Stube tritt, ruft ihm Heinrich lustig entgegegen: „Als glücklicher Bräutgam, lieber Onkel, mit Braut und Schwiegermutter!“ Jetzt entsteht eine höchst unbehagliche Situation. Der Onkel in der alten grauen Kniehose und ledernen Pantoffeln, oben nur das Hemd und ein Tragband, das Gesicht eingeseift, das Haar noch struppig und wirr, in der einen Hand das Rasiermesser und in der anderen das zweite Tragband, prallt zurück und ruft erregt: „Wa, wat? Mit de Bru? — — —“ Worauf Heinrich leichthin: „Ja, lieber Onkel, ha, ha, ha, ha! — Aber, lieber Onkel, willst Du Dich nicht erst rasieren?“ Da aber ruft Onkel Krischan erregt: „Balbeeren?! Wat balbeern!“ und zu den Damen gewendet und mit beiden Händen gestikulierend, „hebbt Se min Heine den Kopp verdreiht? He?!“ Und nun entspinnt sich ein

amüsanter Dialog, in dem Heinrich und die Damen Onkel Krischan fortwährend zu beschwichtigen suchen; aber dieser will sich nichts bedeuten lassen: seine Ausfälle gegen die Damen werden immer gröber und beleidigender, und dies umso mehr, als Heinrich seine gewohnte Ruhe und Jovialität beibehält. Dann ruft er den Peter herein und sagt ihm, daß noch Besuch komme (nämlich die Bäuerin mit ihrer Tochter), und daß er selbst noch erst einmal nach den Bienen gehe; wenn aber die Fremden kämen, dann solle ihn Peter holen. „Süh so! — Nu will ick mi antrecken!“ spricht er noch immer sehr erregt, hängt das Tragband, das er in der Hand hält über einen Haken an der Stubenthür, streicht mit dem Rasiermesser darauf und wendet sich, von Zeit zu Zeit in dieser Beschäftigung innehaltend, an Heinrich mit den folgenden, hervorgestoßenen Worten: „Un dat will ick Di man seggn, Heine, — — Du kriggst se nich! — — Din Brut sök ick Di ut! — — De kriggst Du vun mi! — Se künnt ock wul bald all hier we'n! — — Un en reines Folium för min Swiegerdochder!“ Dann nimmt er das Tragband von dem Haken und, verächtlich auf Frau Reinhardt und Friederike zeigend, befiehlt er: „Un ehr se kamt, schaffst Du mi düsse hier ut'n Hus!“ Diese rücksichtslose Grobheit erpreßt den beiden Damen einen lauten Aufschrei, und Onkel Krischan geht links ab in seine Stube.

So ist die Handlung in den besten Fluß gekommen. Die beiden Damen und Tante Lise unterhalten sich über des Onkels Ungebührlichkeit und Heinrich rennt im Zimmer auf und ab, auf ein Mittel zur Errettung aus dieser verzweifelten Lage sinnend. „Der Onkel will nach den Bienen, — der Peter soll ihn holen, wenn die andern da sind, — er muß fortgeschafft werden, ehe sie kommen! Aber wie? — — Heureka! Ich hab's gefunden!“ Nun ruft Heinrich den Peter und, sich an die Damen wendend, spricht er: „Wir wollten ja Komödie spielen, und Gott sei Dank, daß wir so ziemlich alles dazu Nöthige mitgebracht haben, sogar die Perücken und die Schminke! Aber von den beiden Altedamen-Costümen paßt nur das eine, das für die Schwiegermama! Friederike muß jugendlich gekleidet sein!“ Und nun erzählt er weiter, daß er beabsichtige, den Onkel vom Hause fern zu halten, so lange die andern, die reiche Bäuerin und ihre Tochter, die ja vorkämen, anwesend seien; diesen gegenüber

wolle er als der Onkel erscheinen und die Partie wieder rückgängig machen; während dessen sollten sich Frau Reinhardt und Friederike als Bäuerinnen costümieren, um dem Onkel gegenüber, wenn er zurückgekommen sei, als jene Hofbesitzerin und ihre für Heinrich als Braut bestimmte Tochter aufzutreten. Gegen diesen tollen Plan haben die Damen und namentlich Tante Lise sehr viel einzuwenden; aber Heinrich läßt sich davon nicht abbringen, und der Peter erscheint. Diesem wird befohlen, schnell Dortjens sonntäglichen Anzug zu besorgen. Dies geschieht, Dortjen bringt ihn, und dann sagt Heinrich zu Peter: „Nun schnell wieder hinaus, Peter! der Onkel geht gleich zu den Bienen, und sobald er wieder zurückgekommen ist, kommst Du schnell herein und rufst laut: Die Kühe sind im Hafer! Die Kühe sind im Hafer!“ Und damit schiebt er den Peter hinaus, und seiner Friederike giebt er Dortjens sonntäglichen Anzug und seiner Schwiegermama die mitgebrachte Schachtel, worin die beiden Costüme, Perücken und Schminke sind, und heißt sie, in Tante Lisens Stube zu gehen. Aber bevor dies geschehen ist, erscheint schon wieder der Onkel, nunmehr im Sonntagsstaat, in schwarzer Kniehose, Schuhe mit Schnallen, langem dunklen Rock, rother Weste, mit buntem Halstuch, niedrigem Hut und Stock, und noch immer sehr erregt, poltert er: „Süh so! — Nu weer ick klar! — Nu gah ick noch eerst mal na de Imm!“ und dann höhnend zu Heinrich: „Wo hebbt de Stadtminschen affspannt? — Loots' se man wedder weg un bring se man an'n Wagen. Ick gah nu eerst mal na de Imm. — Awers dat will ick Di noch eerst man seggn, Heine, — (zu Frau Reinhardt) un ock Ehr, Madam, — (zu Friederike) un ock Ehr, Mamsell, — ick gah nu noch eerst mal na de Imm, — awers wenn ick wedder kam, sünd Se mi ut'n Hus' mitsamms ehr Bagasche! — Un nu adjüs denn! — wünsch ock'n glückliche Reis'!“ Dann geht er durch die Mittelthür ab, und Heinrich benutzt die kurze Frist, seine beiden Damen, die sich immer noch sträuben und weder sich verkleiden, noch spielen wollen, da sie ja nicht einmal Rollen hätten, zu instruiren. „Was Rollen!“ sagt er, „die gebrauchen wir nicht! Ich habe auch keine und spiele doch den Onkel. Ihr braucht Euch ja nur so zu geben, wie die beiden Bäuerinnen, die nun bald erscheinen werden, und Ihr habt ja vorher noch Gelegenheit genug, sie von Tante Lisens Zimmer aus heimlich zu

beobachten. Seid Ihr nicht beide ein Paar gewiegte Künstlerinnen? Und der echten Kunst ist nichts zu schwer! — wir extemporiren!" Tante Lise ist natürlich voller Angst; sie läuft jammernd hin und her und versucht, Heinrich den tollen Streich wieder auszureden. Aber Heinrich bleibt fest, und nun drängt er die beiden Damen in Tante Lisens Zimmer und will selbst, um sich zu verkleiden, in Onkel Krischans Zimmer. Da will Tante Lise, der es geradezu unheimlich wird, auch fort, unter dem Vorgeben, nach dem Pudding zu sehen; aber Heinrich hält sie gewaltsam zurück und führt sie langsam zu ihrem Stuhl. „Nein, Du bleibst hier, liebe Tante! Wir wollen ja Komödie spielen, und Du und der Onkel, Ihr seid das Publikum. Nun muß ich hinein! (nach Onkel Krischans Zimmer zeigend) meine Garderobe liegt dort!" Und dann ruft er mit Pathos: „Die Komödianten machen sich fertig! — Musik! Ruf: Musik! Tante Liese, — bis wir wiederkommen und das Zeichen geben!" Damit verschwindet er in Onkel Krischans Zimmer.

Das ist der erste Act. Bei Beginn des zweiten sitzt Tante Lise auf ihrem Stuhl und erwägt in großer Angst Heinrichs Vorhaben. Und bald erscheinen — schon halb verkleidet — von der einen Seite die Damen, von der anderen Heinrich, um in übermüthigster Laune ihren Scherz zu treiben. Tante Lise ruft voller Erstaunen und Beklommenheit: „Gott in'n Himmel! wat'n Leben! un wi schall dat eenmal enden!" Da ruft auch schon Peter durch die Thür, daß der Onkel von seinen Bienen komme. Ein gemeinsamer Schrei der Frau Reinhardt und ihrer Friederike, und weg sind sie wieder in Tante Lisens Zimmer hinein, und ebenso Heinrich in das des Onkels. Und Tante Lise setzt sich schnell auf ihren Stuhl und thut, als wenn sie von nichts wüßte, und nun tritt der Onkel ein und fragt: „Sünd se weg? — Sünd se weg? — Dat's ock man gut! — Is uns' Heine doch noch vernünftig wurrn, — O, ick kenn em! — Ick wuß dat wul! — De Jung, — min Heinejung, is vun Harten gut! — He is man blots en beten licht, — en beten licht, — Na, dat's ja so de Studentenwis'! — Wo is he? — He 's wul noch mit de Fruunslüd na't Weerthshus gahn! — — He, he? — Höflich is he ock. — — Hett se wul an'n Wagen brocht." Tante Lise: „Ja — — dat hett he wul." Und auf Tante Lisens kleinlaute Antwort fragt er weiter: „He is wul noch

ni wedderkamn?" „Ne, — ne, — he 's ja noch nich hier," antwortet Tante Lise. Da meint der Onkel, nach der Uhr sehend: „Dat ward Tid, — ward all de höchste Tid! — Se könnt alle Ogenblick wul all ankamn, — Hans-Snider sä' ja um Middag!"

Nun ist es überaus belustigend, zu sehen, wie Tante Lise, als Onkel Krischan, der während des Dialogs im Zimmer auf und ab geht und dabei einmal seiner Stubenthür so nahe kommt, als ob er hineinwollte, plötzlich aufspringt, ihn zurückdrängt und mit der Hand über die Thür hascht, so daß der Onkel erschrocken ausruft: „Wat weer dat? — Fangt Se Fleegn?„ — Die Frage kommt der Tante gerade recht; „Ja," antwortet sie, „dar hett en Fleeg seten, dat ole Fleegntüg belästigt een so." Und dasselbe geschieht an der anderen Seite, als Onkel Krischan da ihrer Stubenthür zu nahe gekommen ist; und der Onkel fährt wieder erschrocken zurück und fragt abermals: „Wat weer dat, weer da wedder en Fleeg?" Und Tante Lise antwortet verschmitzt: „Ja, Ja! — en groten Brummer!" Aber in dieser fortwährenden Angst zu schweben, daß Onkel Krischan plötzlich eines der Zimmer betreten könne, das war garnicht zum Aushalten, und da erscheint als rettender Engel der tölpelhafte Peter, und dieser ruft: „Uns' Bu — Bu — Bur, de Köh — Köh — Köh sünd in'n Ha — Hawer!" Da fährt Onkel Krischan auf: „Wat? — Wat seggst? — De Köh sünd in'n Hawer? Wakeen seggt dat?" Peter erwidert: „Ha — Ha — Hans Snider, eben op de Strat!" „Min schön Hawer! min schön Hawer!" klagt Onkel Krischan, „denn man gau! denn man gau! denn kumm man, dat wi se rutjagt! — Un dat nu just, nu glix de annern kamt, uns' Heine sin Brut un ehr Moder! Tante Lise kann ja man seggn, de Köh weer'n in 'n Hawer! Ick un Peter weern dahin un jagn se rut! — und ick keem glix wedder! — Denn kumm man, Peter, man gau! man gau! Min schön Hawer!" Und nun stürzen beide fort.

Jetzt, wo die Luft rein ist, erscheinen auch wieder die anderen aus ihren Zimmern, und Tante Lise will ihren Augen nicht trauen, bei allem, was sie da zu sehen bekommt. „Gott im Himmel! Onkel Krischan!" ruft sie aus, „Heine, wat büst Du förn Driwer!" Und da steht der Heine, Onkel Krischan auf und nieder, von der

weißen Zipfelmütze bis zu den ledernen Pantoffeln! Auch die anderen beiden, die Alte und das junge hübsche Bauernmädchen, copieren vortrefflich. „Ne, wa is 't eenmal möglich," ruft die Tante das eine über das andere Mal; aber ihre Angst ist doch grenzenlos; denn nun wird es gleich für Recht gehn, und was wird Onkel Krischan sagen, wenn der dahinter kommt?! „Gott in'n Himmel! he jagt uns ja all ut'n Hus!" Aber die anderen lachen und sind ausgelassen lustig, während Tante Lise die Hände ringt. Und richtig, da ruft auch schon Dortjen durch die Mitte: „Dar kummt wat, dar kummt wat!" Frau Reinhardt und Friederike stoßen einen Schrei aus und Dortjen fährt fort: „Twee Fruunslüd, langs de Strat, vun'n Krog her!" Und Heinrich sagt: „Alle Wetter, das werden sie sein!" Da stürzen auch schon die beiden Damen aus der Stadt in das benachbarte Zimmer, und Tante Lise will mit; aber Heinrich drängt sie zurück auf ihren Stuhl, und dann setzt er sich selbst ganz ungezwungen auf Onkel Krischans Stuhl, raucht dessen Pfeife, und erwartet die Gäste. Und Dortjen öffnet die Thür und spricht; „Kamn Se hier man 'rin!" Und da kommen sie auch, die Frau Sierksch und ihre Antje.

Die nun folgende Scene, im Buche die zehnte des zweiten Actes, ist ein kleines Meisterstück des Dichters und zudem von so komischer Wirkung, daß ich sie meinen Lesern gern unverkürzt hier wiedergebe.

Frau Sierksch. Antje. Heinrich. Tante Lise.

Frau Sierksch. (Lackirte hölzerne Pantoffeln, weiße wollene Strümpfe, eigengemachter Wollrock mit altmodischem Muster, altmodische Jacke mit langen, eng anschließenden Ärmeln, oben großen Puffern, Schürze ohne Brustlatz, buntes Tuch, sehr altmodischer Hut, alter rother Regenschirm, Strickbeutel. (Gleich nach ihr Antje.) Na, denn kumm man, min Dochder, — un wes' man ni so blöd. — Hörst Du?

Antje. (Lackirte lederne Pantoffeln, wollene Strümpfe, eigengemachter Wollrock, kurze Jacke, Schürze ohne Brustlatz, kleine Bauernmütze. Beide sprechen sehr langsam und dröhnig.) Wat seggt Moder?

Frau Sierksch. Schast mi ni so blöd wesen!

Antje. Ne!

Frau Sierksch (zu Heinrich). Gu'n Dag ock!

Heinrich. Gu'n Dag!

Tante Lise (beide neugierig betrachtend). Gu'n Dag!

Frau Sierksch (zu Heinrich). He is wul de Bur?

Heinrich. Ja, — he! — Ja, — ick bünn de Bur.

Tante Lise (zum Publikum). Na, nu geiht dat Leegen los!

Antje (zu ihrer Mutter). Is he de Bur, Moder?

Frau Sierksch (sich in der Stube umsehend, zu Antje). Ja, — he is de Bur! — Süh mal, Antje, wat en smucke Dönsch.

Antje. Ja, Moder! — Wat en smucke Dönsch!

Frau Sierksch (zu Heinrich). Dat is wul för mi un min Dochder?

Heinrich. För Se un Ehr Dochder?

Antje. Ja! —

Frau Sierksch. Ja, ick bünn dat mit Antje! — Vunwegen Hans-Snider!

Heinrich. Hans-Snider?

Antje. Ja!

Frau Sierksch. Hett He nich en Söhn?

Heinrich. Ja, — ja — — — Min Heinejung.

Frau Sierksch (auf Antje zeigend). Na, — un hier is min Antje!

Antje. Ja, — ick. —

Frau Sierksch. Jüm ehr Heine sin Brut.

Antje. Ja! — —

Tante Lise (zum Publikum). Wa dat wul aflöppt?

Heinrich. A! So! — Ja, — He! — Dat is wahr! Setten Se sick! — (Setzt ihnen die Stühle hin, sie setzen sich). Ja, — (sich räuspernd) ja! — He! — Nu harrn wi de Stuv so smuck makt, — un he is gar nich kamn.

Tante Lise (zum Publikum). Wat?! — O! O!

Frau Sierksch. Gar ni kamn? — — A, dat is schad!

Antje. Gar ni kamn? — Dat is schad, Moder!

Heinrich (sich räuspernd). Ja! — He! — He! — — Denken Se sick mal. — He sitt! He sitt! — Se hebbt em insteken! — (Frau Sierksch und Antje erschrecken).

Tante Lise (zum Publikum). Herr des Himmels!

Frau Sierksch (verwundert). In—, insteck? — — — — —

Antje (verwundert). Insteken, Moder?

Heinrich. Man mutt vel beleben an sin Kinner!

Tante Lise (zustimmend). Ja, dat mutt man!

Frau Sierksch. Hans-Snider sä doch, dat he hier weer.

Antje. Ja, Hans-Snider sä dat, Moder!

Heinrich. Ja, — he schull ock kamn, — un dar keem dar'n Breef, dat he insteken weer.

Frau Sierksch. Hett he denn stahln?

Antje. Hett he stahln, Moder?

Heinrich. Ick weet ni! — Ward wul so wat we'n! — He brukt gar to vel!

Tante Lise (zum Publikum). Ja! Ja! — dat deiht he!

Frau Sierksch. So? A! —

Antje. Bruk he so vel, Moder?

Heinrich. Ja! — En Verswender! — En groten Verswender! —

Tante Lise (zum Publikum). O! O! — Wa is't möglich!

Frau Sierksch. Bringt he vel hindör?

Heinrich. Allns! Allns! — Un nu schull he den Hof hebbn! — Ick mag ni daran denken!

Frau Sierksch. Dat is slimm!

Antje. Dat is slimm, Moder!

Heinrich. Ja, — un he spelt. — Dreekaart dree Dahler!

Tante Lise (zum Publikum). Wat mutt ick beleben!

Frau Sierksch. Wa kann't angahn?

Antje. Spelt he, Moder?

Heinrich. Ja, — un he süppt! — Schiern Köm!

Tante Lise (zum Publikum). Gott bewahr uns!

Frau Sierksch. Süppt he? —

Antje. Schiern Köm, Moder?

Heinrich. Ja, — un denn hett he jümmers Striet, — jümmers Spektakel. — En wahren Stankmaker!

Frau Sierksch. Jümmers Striet? —

Antje. En Stankmaker, Moder?

Heinrich. Ja, — un dat Leegst' is noch, dat he so achter de Frunslüd her is.

Tante Lise (zum Publikum). Wat en Utbund!

Frau Sierksch. Achter de Frunslüd?

Antje. Achter de Frunslüd, Moder?

Heinrich. Wat hett mi datt all kost!

Frau Sierksch. Dat is slimm! Dat is slimm!

Antje. Dat is slimm, Moder!

Heinrich. Nu hett he dar wedder so een. — —

Tante Lise (zum Publikum, schnell). Ja, — ja! Dat hett he! —

Frau Sierksch. Wedder een?

Antje. Hett he all een, Moder?

Heinrich. Un Gott un alle Menschen is he schuldig. — Dat nimmt noch mal en Enn mit Schrecken!

Tante Lise (zum Publikum). Ja, — ja! — En Enn mit Schrecken!

Frau Sierksch. Dar hett Hans-Snider ja gar nix vun seggt.

Antje. Dar hett he ja gar nix vun seggt, Moder.

Heinrich. He hett dat wul ni wußt. — Awers Hans-Snider lüggt ock. — Hans-Snider is en groten Kujon, — en Windbüdel! — — Ick heff dat ock ni all so wußt. — Awers den Hof kriggt he nich, — den kann ick em ni geben. Dat kann Se wul insehn, — he bröch ja allns hindör.

Tante Lise (zum Publikum). Wat en Driwer!

Frau Sierksch. Ne, — denn paßt dat dochen nich, — ni min Antje?

Antje. Ne, Moder, denn paßt dat dochen nich!

Heinrich. A! warum nich? — Se hebbt ock ja noch en Hof. — He kunn den ja man eerst kriegen.

Tante Lise (zum Publikum). Immer beter!

Frau Sierksch. Ne, — dat geit dochen ni, — dat künnt wi dochen ni, — nich, min Antje?

Antje. Ne, Moder, dat künnt wi dochen ni.

Heinrich. A, — warum nich?

Frau Sierksch. Denn is dat ock wul man dat Best', dat dat wedder ut is, — nich, min Antje?

Antje. Ja, Moder, dat is't wul!

Tante Lise (zum Publikum). Ja! Ja! — Dat is't wul!

Heinrich. A! — A! — Warum dat? Warum dat?

Frau Sierksch. Ja, Antje, — denn kumm man, min Dochder.

Antje. Ja, Moder.

Heinrich. A, — so meen ick dat ni. — So wull ick dat ni meent hebbn.

Tante Lise (zum Publikum). Wat för'n Verstellung!

Frau Sierksch. Ne! — So'n Menschen schall min Dochder doch ni hebbn!

Antje. Ne, — Moder!

Tante Lise (zum Publikum). Wat'n Streich! — Nu geit mi 'n Licht op!

Frau Sierksch. Na, — adjüs denn! — Nix för ungut!

Antje. Adjüs denn!

(Beide, bäuerisch knixend, ab).

Heinrich (lacht). Ha! Ha! Ha! — Uns' ole Modersprak!

Tante Lise. Gott in'n Himmel! — Nu geiht mi en Licht op! —

Heinrich. Sie sind fort! — Friederike! Mama Schwiegermutter! — Sie sind fort! — (Friederike und Frau Reinhardt erscheinen). Habt Ihr's gesehn?! — Habt Ihr's gehört?! Ha! Ha! Ha! Ha! — Uns' ole Modersprak!

Friederike. Frau Reinhardt. Heinrich. Tante Lise.

Friederike. Und die solltest Du heirathen?

Frau Reinhardt. In der That eine Komödie! — Ein toller Schwank!

Tante Lise. Se weer mi ock doch gar to tapsig! — Ne, Heine, dat weer keen för Di! — Awer wie schall dat enden?

Heinrich. Nicht wahr, liebe Tante? — Na, siehst Du? — Ha! Ha! Ha! — Nun ist's aus! — — Aber jetzt hinaus mit Dir, Du alter Adam! — (Nimmt sich Bart und Perrücke ab). Der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan. — Es kommt ein neuer Act (zu Friederike und Frau Reinhardt) und nun kommt Ihr an die Reihe. Nur Du, Friederike! — Antje! — mein Schatz! — Du sträubst Dich, — Du magst mich nicht, — verstehst Du? — Trotz allem Zureden Deiner Mutter.

Friederike. Köstlich! — Und dann zuletzt? —

Heinrich. Zuletzt? — Zuletzt thun wir's.

Friederike. Zuletzt liegen wir uns in den Armen!

Heinrich. Un küssen uns.

Friederike. Und haben uns! — Köstlich! Köstlich!

Tante Lise. Hebbt Ju? — — Ick will Jüm dat wünschen! — Awer Ju hebbt sick noch lang ni! — Gott in'n Himml! — wat'n Streich! —

Heinrich. Aber nun auch schnell! — — Er wird nicht lange mehr auf sich warten lassen. — (Zu Frau Reinhardt.) Also Sie, Mama Schwiegermutter, Sie spielen die Frau Sierksch! — (Zu Friederike.) Und Du, mein Schatz, Du spielst die Antje! — Und ich, bin wieder Onkel Krischan sein Heinejung!

Tante Lise. Gott in'n Himmel! — Un Du spottst noch, Heine?

Heinrich. Ha! Ha! Ha! Ha! — Aber schnell! — Schnell! (Zieht sich Jacke und Weste aus.) Ich stecke ja noch im halben Onkel! — — — (Ab in die Thür links, Jacke und Weste mitnehmend.)

Es folgt nun eine Zwischenscene, ein Dialog zwischen Dortjen, Tante Lise, Frau Reinhardt und Friederike, um für Heinrich die nöthige Zeit zum Umkleiden zu gewinnen. Nach kurzer Zeit kommt er auch mit dem Ausruf: „Semper idem! wieder der Alte! Immer derjenige, welcher!" wieder aus Onkel Krischans Zimmer. Tante Lise ruft: „Gott Lof! Dat he doch man wedder ut dat Tügg herut is!" Aber sie zittert doch noch vor Angst und auch die beiden Schauspielerinnen sind nicht frei davon; denn nun sollen sie ihre schauspielerische Kunst zeigen. Heinrich ermuthigt sie, und als Frau Reinhardt äußert, wenn sie nun aber in Verlegenheit kämen und nicht mehr wüßten, was sie sagen sollten, erwidert er: „Ach was, dann wird gelogen! Nur immer wieder frisch drauf losgelogen, bis das Schwarze weiß wird und das Weiße schwarz und der Onkel den Himmel für einen Dudel — — —"; da fällt ihm Tante Lise ins Wort und ruft entrüstet: „Hol op! Hol op, Heine! Gott in'n Himmel! wat en Sünn!" Aber noch bevor sie ganz zu Ende mit ihrer Strafpredigt gekommen ist, erscheint Peter in der Thür und ruft: „On — On — Onkel Krischan kommt," und die Frauen schreien wieder auf und werden so erregt, daß Heinrich alle Mühe hat, sie zu beschwichtigen. Peter sagt dann weiter, daß sie sehr schnell gelaufen seien und daß der Onkel außer Athem gekommen, und nun sitze er noch beim Schweinestall, um sich zu verpusten. Da lacht Heinrich und meint, beim Schweinestall sitze der Onkel immer am liebsten; denn die kleinen Ferkel habe er gar zu gern. „Ja," erwidert ihm die Tante, „Du un de lüttjen Farken, dat sünd sin Ogappeln!" Aber Heinrich ruft: Periculum in mora! und beordert die beiden Schauspielerinnen mit Dortjen nach der Küche, damit sie, sobald der Onkel angekommen sei, wieder von außen als Frau Sierksch und ihre

Antje hereingeführt würden. Mit Heinrich allein will die ängstliche Tante nun auch nicht länger bleiben; sie schickt sich an, in ihr Zimmer zu gehen, und als sie von Heinrich zurückgehalten wird, jammert sie: „Lat mi! lat mi! Mi kloppt dat Hart vör luter Angst!" — „Nur nicht ängstlich" entgegnet Heinrich, „aber nun muß ich auch fort." — „Wat? Du wullst mi hier alleen laten," ruft Tante Lise, „ne! um alles in de Welt nich!" Sie versucht es wieder, nach ihrer Stube zu gelangen; aber Heinrich drängt sie wieder zurück: „Nur ruhig, liebes Tantchen! Wenn's kneift, bin ich wieder da! Kein Heinejung verläßt seine Tante! Wenn der Onkel kommt, siehst Du mich wieder!" — Und damit enteilt er in Onkel Krischans Zimmer. Tante Lise sinkt entsetzt auf den Stuhl und klagt: „Gott in'n Himmel! Se hebbt mi ja all merrn darmank! — Ja, ja, all merrn darmank! Ick spel ock all mit Kummedi, un ick wuß dat noch gar ni mal! Dat is schändlich! — O, dat is schändlich!" — Nun fällt rasch der Vorhang.

Als er mit Beginn des dritten Actes wieder aufgeht, sitzt Tante Lise auf ihrem Stuhl und klagt: „Hier schall ick sitten, bit he kummt, ick arm Mensch! Un wenn Onkel Krischan nu kummt, denn bün ick ja de Eerste, mit de he affahrt! Ne, dat is gräßlich, so'n Kummedispeln! — Dat sick dar noch immer welke to hergevt, — ick begrip de Menschen nich! — Dat is ja en Tostand, als wenn't op Lebn un Dod geiht! — Man kummt ut de Angst gar ni wedder herut!" Dann hört man draußen Onkel Krischans Schritte, Tante Lise schrickt zusammen und spricht: „Onkel Krischan! — — Nu kummt he! — Du ole Moderspraak, nu stah uns bi!"

Onkel Krischan. Tante Lise.

Onkel Krischan (ganz echauffirt, nimmt den Hut ab und fächelt sich Kühle mit seinem Taschentuch). Wat heff ick lopen! Wat heff ick lopen! — — Ick bün noch ganz ut'n Athen un heff dar doch all 'n beten vörn Swienstall seten! — — Awers töf man! — Lat mi em man drapen, den Hans-Snider! — Wa kunn he so wat seggn?! — Een so to narrn! —

Heinrich. Die Vorigen.

Heinrich (aus der Stube links kommend). Was war da, lieber Onkel? — Was ist Dir passirt?

Onkel Krischan. Ja, denk Di mal, Heine! — Wi meen'n, de Köh weern in'n Hawer. — Un wi leepen un leepen, ick und Peter, dat uns de Tung ut'n Hals hung! — Min schön'n Hawer! — Ick dach ümmer

an min schön'n Hawer! Un als wi dar ankeemn, weer dar garnix in, — keen Köh un nix! — — Awers töf man! — Lat mi em man kriegen, den Hans-Snider! (In anderm Ton zu Tante Lise.) Is noch nix passeert? — — Se kunn ja all hier we'n. — Hans-Snider meen: um Mittag! — (Wieder in anderm Ton zu Heinrich). Torügg gung't noch duller! — Wat hebbt wi lopen! — Un nu heff ick mi man blots noch en beten verpust bi de Swien. — Ick kunn ni mehr! — Ick dach, mi harr de Slag röhrt! — Ick bün dörnatt vun Sweet! — Awers töf man! — (Trocknet sich die Stirn und setzt sich auf seinen Stuhl.)

Peter. Die Vorigen.

Peter (in der Mittelthür). Se se se se ka ka kamt! — Se se ka kamt — Se kamt! (Ab).

Tante Lise (zum Publikum). Nu geiht't los! — Ick büun halv dot vör Angst!

Onkel Krischan (aufspringend). Se kamt! — Se kamt! — Tante Lise! Heine! — Se kamt! — Se kamt! — — Din Brut de kummt! — Se hett en groten Hof! — En groten Hof! — — — Na? Hehe? — Wat seggst Du nu to Din Onkel Krischan? — Mak ick dat nich ümmer am besten?! (Heinrich setzt sich auf Onkel Krischan's Stuhl und stützt den Kopf).

Peter. Frau Reinhardt. Friederike. Die Vorigen.

Peter. Hi hi hi hier ma ma man ri ri ri rin! (Ab).

Frau Reinhardt. (Gleich nach ihr Friederike. Beide suchen die Frau Ziertlich und ihre Tochter möglichst zu copiren). Nu kumm man Antje! — Kumm doch! —

Onkel Krischan. A, dat is nett! — Dat is nett, dat Se kamen doht!

Friederike. Is dat hier, Moder?

Onkel Krischan. Ja! — Hehe! — Hier is't! — Gu'n Dag! — gu'n Dag denn ock! — — Un willkamn als uns' nie Fründschap! — — (Onkel Krischan giebt ihnen die Hand. Zu Heinrich). Na? Heine? — Jung? — — He?! — Hehe?! — He?! — —

Frau Reinhardt (auf Tante Lise zeigend). De is wul sin Moder?

Friederike. Moder, is dat sin Moder?

Onkel Krischan. Ne! — Hehe! — Dat is Tante Lise! — De het em tagen! — —

Tante Lise (rasch). Ja, ja! Ick heff em grotbuddelt!

Friederike. Hett de em tagen, Moder?

Frau Reinhardt (zu Tante Lise, ihr die Hand gebend). Na, — Gu'n Dag denn ock! Gu'n Dag ock! (zu Friederike). Denn man to, Antje! — Nu wes' man ni so blöd! — (Sie sucht sie vorzuziehen Friederike sträubt sich).

Onkel Krischan. He! — Hehe! — Se schaneert sick wul. —

Frau Reinhardt. Se schamt sick. — Antje! — Deern!

Onkel Krischan (zu Heinrich). Na, Heine, — nu segg ehr doch gu'n Dag! —

Tante Lise (zum Publikum). Wa is't möglich?! — Wa is't en Menschenmöglichkeit?! —

Onkel Krischan. He! — Hehe! — Se schaneert sick noch. —

Frau Reinhardt. Se schamt sick noch! — Antje! — Deern!

Onkel Krischan. Na, Heine! — Man to! — Du büst doch sunst ni blöd!

Tante Lise *(zum Publikum).* Ne! — Dat weet Gott!

Frau Reinhardt. Antje! – Deern!

Onkel Krischan. Na, Heine?! — *(Heinrich bleibt sitzen; auch Friederike verhält sich widerstrebend.)*

Frau Reinhardt. Se sünd sick noch to fremd! — Dat gifft sick wul!

Tante Lise *(zum Publikum).* Dat löf ick ock! —

Onkel Krischan. Ja! — Dat gifft sick wul! — He! He! — Wenn se nöß man mal alleen sünd! —

Tante Lise *(zum Publikum).* Ja, — wenn se man mal alleen sünd!

Onkel Krischan. Na, Heine, kumm! — Nu wes' doch nich so narrsch! —

Heinrich *(abwehrend).* Laß mich! — Laß mich, lieber Onkel!

Frau Reinhardt *(zu Friederike).* Antje kumm! — *(Will sie vorwärts ziehen, Friederike sträubt sich.)* Deern, wullt Du mal! — —

Friederike. Ne! —

Onkel Krischan *(zu Frau Reinhardt).* Dat's ja snaaksch! — Dat schulln wi beiden we'n! — He! He! He!

Tante Lise *(etwas eifersüchtig, zum Publikum).* Wat mutt ick hör'n?

Frau Reinhardt *(zu Onkel Krischan).* He makt Spaß! — *(zu Friderike).* Nu thier Di doch ni mehr!

Onkel Krischan *(zum Publikum).* Hans-Snider hett Recht! Js'n staatsche Person! — 'n staatsch Frunsmensch!

Tante Lise *(eifersüchtig, zum Publikum).* So? A! — Dat kann ick doch ni finn!

Onkel Krischan *(zu Heinrich).* Heine! — Jung! Bedenk doch! — En ganzen Hof! — Un de eenzig Dochder! —

Frau Reinhardt. Ja a a! — Un ock noch en beten mehr!

Onkel Krischan. Noch 'n beten mehr?

Frau Reinhardt. Allns frie, — keen Protokoll un nix. —

Onkel Krischan. Allns frie? —

Frau Reinhardt. Ja — —! Un likers ock noch wat in de Melk to krömn. —

Onkel Krischan. Ock noch baar Geld?!

Frau Reinhardt. So an de Kant wul en twintig Dusend!

Onkel Krischan *(zum Publikum).* Wat'n staatsche Person! — Wat'n Prachtmensch!

Tante Lise *(eifersüchtig zum Publikum).* Wa kann he so wat seggn!

Onkel Krischan *(zu Heinrich).* Heine! Jung! — Hest't hört? Hest't hört? *(Faßt ihn an und will ihn zu Friederike ziehen.)* Nu kumm! — Nu kumm un fat ehr um! —

Heinrich *(sich sträubend).* Nie! — Niemals! — Ich kann es nicht, lieber Onkel! — Ich kann es nicht! —

Onkel Krischan *(verwundert).* Wat? — Du kannst dat ni?!

Frau Reinhardt. Wat? — He kann dat ni? — *(zu Friederike)* Antje! Deern! Denn wies' Du em mal, wat'n Hark is! — — Denn fat Du em mal um!

Friederike (sich sträubend). Ne, Moder! — Ne! — Ick kann dat nich! (Thut, als ob sie weinen wollte.)

Tante Lise (zum Publikum). Nu frag' ick een! Wa is't möglich!

Onkel Krischan. Wat?! Wat?!

Frau Reinhardt. Wat?! — Du kannst dat ock nich?!

Onkel Krischan (böse, zu Heinrich). Nu sla mi doch en Deutscher darin! Nu fatst Du ehr um! — Un dat glix! — Un giffst ehr'n Dütjen! — Hörst Du?! — — Un sla Di de anner nu man ut'n Kopp! — (Zu Frau Reinhardt.) He harr all mal een! — Awers dat's verbi, — dat's all lang' verbi! —

Tante Lise (zum Publikum). So? — So? — All lang verbi!?

Frau Reinhardt. Hett he all mal een hatt? — Min Antje ock all. — Dat makt nix! — Se sünd ja beide jung. —

Friederike (mit etwas weinerlicher Stimme). Hett he all mal een hatt, Moder?

Onkel Krischan (zu Frau Reinhardt). Wi möt wul beter tosnacken! — Hehe? — Denn kamt se wul.

Frau Reinhardt. Dat löv ick ock! — Wi möt wul 'n beten naschünn! — Denn gevt se sick wul.

Onkel Krischan (zu Heinrich). Wat meenst Du denn? He?! Woför heff ick Di denn allns lehrn laten? — He? Datt mutt ick doch beter weten! —

Heinrich. Aber, lieber Onkel!

Frau Reinhardt (zu Friederike). Antje! Min lüttje witte Antje — Du weerst doch sunst ümmer so'n lütte artige Deern! Wa magst Din Moder dat toweddern dohn?! —

Friederike (wie vorhin). Ne, — Moder!

Onkel Krischan (zum Publikum). Wa weekmödig, un wa sanft! Ganz Liebe! — (Böse zu Heinrich.) Dat 'will'ck Di man seggn! Un en Hochdütsche, dat is nix för di, hier in't Dörp mank de Burn! Dat's ja tom Verglik als'n Pfau mank de Gös'. — Un dat will'ck Di man segg'n! — Un Du kriggst dat ja allns, — den Hof un allns! — Awers Du kriggst ock keen annere, als de Din Onkel Krischan will! — —

Heinrich (mit dem Kopfe schüttelnd). Aber, Onkel! — mein lieber Onkel!

Tante Lise (zum Publikum). Wat'n Verstellung!

Frau Reinhardt (zu Friederike). Antje! — Min Kind! — Süh! un dat gung mit mi toeerst ganz ebenso. — Ick much unsen Vader toeerst ock ni liden, als ick em kreeg. — He harr en Puckel un humpel mit dat eene Been. — Awers ick neehm em doch, vunwegen dat min Vader un Moder dat so geern wulln. — Un tonöst mit de Jahren hett sick dat ock allns geben. — — Un nimm em man! — He's ja dochen schier un hett keen Puckel. — Un dat gifft sick wul mit de Jahrn. — — Un wes' Din Moder nu ni mehr so toweddern. — Hörst Du?! — —

Tante Lise (zum Publikum). Immer beter! — Immer beter!

Onkel Krischan (zum Publikum). Wa se dat versteiht! un wa se'n gutes Hart hett! Is'n Staatsmensch! 'n Prachtmensch!

Tante Lise (eifersüchtig). A, dat argert mi doch!

Onkel Krischan (böse zu Heinrich). Ne, Gott bewahr uns! Du deihst, wat ick di segg! — Un ahn min Segen kriggst du keen! — Versteihst Du?! — Ahn' min Segen ock ni den Hof! — Versteihst Du?! — Un dat will ick Di man seggn! Düsse schast Du hebbn! — Un de nimmst Du! — Keen anner als düsse! Un dar (mit dem Fuß stampfend) stök ick op! — So wahr, als ick Onkel Krischan bün! Un darmit Basta!

Tante Lise (zum Publikum). Nu is't richtig! — Dar hebbt se wul man up lurt!

(Heinrich wie niedergeschlagen. Friederike thut als ob sie weinte.)

Frau Reinhardt (zu Friederike). Nu doh dat man! — Wes' ock en artig Kind! — Büst ock min witte Antje! Kumm! Lat dat Ween'n na, — un giff em de Hand. Sin Onkel hett dar ja op stökt. — (Sie faßt Friederike an, um sie Heinrich zuzuführen.)

Friederike (sträubend und schluchzend nachgebend). Denn mutt ick man, — wenn Moder dat pattu will! — — Un sin Onkel darup stökt hett! — —

Onkel Krischan (freudig.) Ja! He! — Dar heff ick op stökt! — Dar stök ik op! Keen annere als Di schall he hebbn! — (zu Heinrich). Na, Heine! — Min Jung! — Se will! Se will! — — Nu kumm! (Faßt Heinrich an.) Nu wis' mal, wat Du vun Din Onkel höllst! — He! Kumm! — Giff ehr de Hand! — Segg ja! — Fat ehr um! Giff ehr en Dütjen! — Giff ehr den Verlabungskuß!

Tante Lise (zum Publikum). Wat'n Kummedi!

Heinrich (dem Onkel widerwillig folgend). Wenn ich denn muß! — Wenn ich denn soll! — Weil Du es durchaus willst. — —

Onkel Krischan (vergnügt). Ja! Ja! — Ick will dat! — Ick will dat!!

Tante Lise (zum Publikum). De Esel!

Heinrich. Dir zu Gefallen, Onkel Krischan! — (Giebt Friederiken die Hand) und Dir zur Liebe! — In Gottes Namen denn! (Umarmt Friederike und küßt sie.)

Onkel Krischan (froh bewegt). Ja! — In Gottes Namen, Kinner! — Hehe! — In Gottes Namen! — Un dar hebbt Ju Onkel Krischan sin Segen! — — — (Legt die Hände auf sie).

Tante Lise (zum Publikum). O, wat'n Streich! Wat'n Streich!

Frau Reinhardt (thut wie Onkel Krischan). Un ock min! — Ock min! — —

Onkel Krischan (nach kurzer Pause). Dat weer en harte Tour! — Hehe! — Nu mutt ick eerst en Mundvull smöcken! — He? — Dar schall de Piep wul na smecken! — Meent Se nich ock, Fru Sierksch?

Frau Reinhardt. Ja, dat deiht se wul! — Min Selige smök ock.

Onkel Krischan (nimmt sich eine kurze Pfeife nebst Reibhölzern aus der Tasche und zündet sich die Pfeife an). Dar kummt ock noch wat mehr. Hehe!

Tante Lise (mit Verwunderung hörend). Noch wat mehr?

Onkel Krischan. Un mit de Piep denn fluscht dat beter! — Denn heff ick ümmer noch mal so vel Kurasche! (Heinrich und Friederike zärtlich gegen einander. Onkel Krischan rauchend, vergnügt zu Frau Reinhardt.) Na, wat seggt

Se nu? — Hehe?! — (Auf die Kinder zeigend.) Hehe! — Nu mögt se sick all! — Nu hebbt se sick all geern!

Tante Lise (zum Publikum). Keen Wunner! Gar keen Wunner!

Onkel Krischan (zu Tante Lise). Na, Tante Lise, — nu kumm doch un gratleer de beiden! — (Heinrich und Friederike zärtlich gegen einander.) Süh! Süh! wa se sick leev hebbt!

Tante Lise. Ja, wenn ick denn schall, — — (Sie geht hin und giebt der Braut die Hand. Zu Heinrich, ihm die Hand gebend, und so, daß nur das Publikum es hört.) Wat büst Du en Driwer! un wat is din Onkel för'n Esel!

Onkel Krischan. Awers nu hört mal to, Kinners, hehe! Nu kummt dar noch en lüttje Öwerraschung!

Tante Lise. Ja, un wat för een!

Onkel Krischan (zu Frau Reinhardt). Haken Se mi in, Fru Sierksch, He! He! Haken Se mi in! — (Frau Reinhardt thut es.)

Tante Lise (zum Publikum, eifersüchtig). A, fui! wat nu?!

Onkel Krischan (zu Heinrich). Na Heine, süh mal! — Un hüt is Din Geburtsdag! — Hehe! — Dar hebbt wi meist noch gar ni mal an dacht.

Frau Reinhardt. Sien Geburtsdag?! — Denn gratleer ick ock! — (Zu Friederike.) Antje, Deern, gratleer em doch! Hüt is sin Geburtsdag! (Friederike giebt Heinrich die Hand. Beide zärtlich gegen einander.)

Onkel Krischan. Dat's recht, Kinner! — Hehe! Dat's recht! — (Zu Heinrich.) Süh, Heine! — Un wil dat nu allns so kamn is, als Din Onkel dat geern wull, — Hehe!

Tante Lise (zum Publikum). Na, — als he dat wull!

Onkel Krischan. Will ick Jüm ock noch wat schenken, — ja, Hehe! Un ganz wat Schönes!

Heinrich. Schenken, lieber Onkel?! — Willst Du uns auch noch beschenken?

Onkel Krischan. Hehe! — Ja — Süh! Hehe! — Un dat gehörig! — Du un Din Antje-Brut schüllt sick wunnern! — Na, nu hört mal to! — Hehe! — Nu hört mal to! — — (Wichtig und mit Nachdruck.) Ick schenk Ju beiden min ganzen Hof?!

Heinrich und Friederike (zugleich). Den ganzen Hof!

Onkel Krischan. Ja! Hehe! — Un to Harst denn — — — (sieht Frau Reinhardt verliebt an) to Harst denn verännr ick mi.

Tante Lise (zum Publikum, eifersüchtig). Wat is dat?

Onkel Krischan (zu Heinrich). Denn trittst Du em an, Heine! — Un denn gevt Ju beiden Hochtid!

Heinrich. Hochzeit, hörst Du es, Antje? Dann geben wir Hochzeit! (Zärtlich gegen sie).

Onkel Krischan. Ja! Hehe! — Un dar kummt ock noch en lütte Öwerraschung mehr, wenn Ju ebn mal 'rutgahn wüllt, — Hehe!

Tante Lise (zum Publikum, erregt, eifersüchtig). Noch en Öwerraschung mehr? — Wat is dat?

Onkel Krischan. Blots Fru Sierksch nich, — de blifft hier. — Ick heff en Ogenblick mit ehr to spreken, — Hehe! — Ju könnt ja man ebn mal na'n Gaarn gahn — —

Tante Lise (zum Publikum, erregt, eifersüchtig). Blots Fru Sierksch nich? — Wat is dat?! wat is dat?!

Heinrich (zu Friederike). Im Schatten blühender Jasminen, wo die Laube am dunkelsten ist. — — —

Tante Lise (zum Publikum, erregt, eifersüchtig). Denn will ick ock ni stören! — Ick gah in min Stuv! (Ab; im Abgehen zum Publikum, erregt, eifersüchtig.) Noch en Öwerraschung mehr?! — — Gott in'n Himmel! — Wat mutt ick beleben! — (Ab durch die Thür rechts).

Heinrich (zu Friederike im Abgehen). Und die schönste Rose will ich Dir brechen! (Beide ab. Noch im Abgehen zärtlich gegen einander.)

Onkel Krischan. Süh! süh! — Süh, watt'n Leevd' mit de beiden! — (Zutraulich). Fru Sierksch, — Fru Sierksch, — Hehe? — Wat meent Se, — Hehe?! Darbi ward man ock noch mal wedder jung! — (Tante Lise guckt abwechselnd durch die Thür, um zu horchen.)

Frau Reinhardt (verlegen). Ja, dat is en Lust to sehn!

Onkel Krischan. Mi is wat dör'n Kopp gahn! — Mi is wat dör'n Kopp gahn! — Hehe! — So'n glückliche Menschen, se makt een rein lüstern! — (Durch die Thür, eifersüchtig.) Wat hör ick!

Frau Reinhardt (verlegen). Een geiht dat Hart op. —

Onkel Krischan. Ni wahr?! Hehe? (Weich). Dat deiht de Leevde! — (Durch die Thür, erregt, eifersüchtig.) Wat? Wat seggt he? (Hört gespannt zu.)

Onkel Krischan (zärtlich, weich). Sä'n Se nich eersten, Se harrn Ehr'n Eersten egntlich gar ni geern hatt? — —

Frau Reinhardt (verlegen). Ja — — Ick sä dat wul. —

Onkel Krischan (zärtlich, weich). Se sünd noch so nett, noch so rüstig!

Tante Lise (durch die Thür, erregt, eifersüchtig). Wak ick? oder dröm ick?

Frau Reinhardt (verlegen). So? — A! — Ne! —

Onkel Krischan (begeistert). Noch so rasch! — noch so smuck!

Tante Lise (durch die Thür, erregt, eifersüchtig). Himmel! Wat hör ick!

Frau Reinhardt (verlegen). Ne! — A! — ne! —

Onkel Krischan (zärtlich, weich). Se kunn noch geern wedder heirathen. —

Tante Lise (durch die Thür, erregt, eifersüchtig). Nu ward't gut!

Frau Reinhardt (verlegen). Onkel Krischan makt Spaß. —

Onkel Krischan (zärtlich, eifrig). Spaß? — Hehe! — Spaß? Ne! — Dat's min Eernst! Min völlige Eernst! — Natürlich, nich so'n jungn, als min Heinejung! — Ne! — Hehe! — So een, de bi ehr paßt! — — So een tom Verglik, — (zärtlicher, sie mit dem Ellenbogen anstoßend.) Hehe? — Hehe? — Wat meent Se, Fru Sierksch, — Hehe? — O, ick heff ock noch wat in de Kant, un dat ni wenig! —

Tante Lise (durch die Thür, erregt, eifersüchtig). Nu hör! Dat is schändlich!

Onkel Krischan (zärtlich, weich). Ja, un dar is ja ock noch en groten Hof! — De Kinner brukt dat ja ni glir all! — Un wi, — — Hehe? (wie vorher, sie wieder mit dem Ellenbogen anstoßend.) — Fru Sierksch, Hehe?

— Wat meent Se? — Un wi beiden? — — (zärtlicher). Hehe? — Wat meent Se, Fru Sierksch? — Hehe? —

Tante Lise (durch die Thür, erregt, eifersüchtig). O! O! dat öwerlev ick nich! Dat is min Dod!

Frau Reinhardt (bleibt stumm und stellt sich verlegen und schüchtern).

Onkel Krischan (zärtlicher, wie vorhin). Hehe! — — — Wat meent Se, Fru Sierksch, Hehe? — —

Frau Reinhardt (nach kurzer Pause, macht sich allmählich möglichst groß, streckt beide Arme horizontal aus, rollt mit den Augen und spricht im höchsten Pathos und mit donnernder Stimme, während Onkel Krischan scheu und entsetzt zurückweicht). Mensch! (Onkel Krischan läßt vor Schreck die Pfeife fallen.) Bedenke das Ende! — — (Frau Reinhardt gravitätisch auf Onkel Krischan einschreitend, Onkel Krischan weicht entsetzt zurück.) Dich sollt' ich heirathen? — Ich? — die Priesterin der Kunst?! — Ackerbürger! — Viehzüchter! Wo denkst Du hin! —

Onkel Krischan (ganz wirr vor Schrecken und Erstaunen, retirirend und ängstlich rufend). Tante Lise, Heinerich! — fat ehr an! — Se is verrückt!

Frau Reinhardt (pathetisch, während sie langsam vorschreitet und Onkel Krischan Schritt vor Schritt entsetzt und langsam vor ihr zurückweicht). Verrückt? — Verblendeter, Du wagst es noch, — im hellen Mondschein wandelnd, oller Kahlkopp! — Die Hand nach einer Venus auszustrecken?

Tante Lise (durch die Thür, zum Publikum). O! O! dat schadt em nix!

Onkel Krischan. Holt ehr! — Holt ehr! — Se is verrückt! — —

Frau Reinhardt (wie vorher). Doch daß Dir werd' der Göttin eine Gnad' — für alles, was in Deiner Dummheit Du — an ihr gethan, so wisse, was sie spricht, — —

Onkel Krischan. Holt ehr! — Se is verrückt! —

Tante Lise (durch die Thür). Wat se spricht?! — Wat se spricht?! —

Frau Reinhardt (wie vorher). So wisse, was sie spricht: Nicht ich, nicht ich — bin Deiner würdig, sondern jene ist's, — die durch ein Menschenalter Dein schon war — als treue Magd, — — —

Tante Lise (durch die Thür). Wat? Wat seggt se? — Als treue Magd? —

Onkel Krischan. Holt ehr! — Holt ehr! — Holt ehr!

Frau Reinhardt (wie vorher). Als treue Magd, — und Deinen Jungn, den Heine, — bemuttert hat und großgebuddelt! — — (Sie schreitet wie eine Priesterin, noch wie vorher, mit ausgestreckten Armen, feierlich und gravitätisch zur Mittelthür hinaus.)

Tante Lise. Als treue Magd? Dat bin ick!

Onkel Krischan (noch ganz außer sich). Holt ehr! Tante Lise! Heinrich! holt ehr! — Se is verrückt! Gott in'n Himmel! Wat mutt man beleben? (Er setzt sich in Tante Lisens Stuhl und stützt rathlos und betroffen den Kopf.) O! O! — Se hett den Verstand verlarn! — Harr ick dar en Ahnung vun hatt, dat min Ansprach so'n Indruck op ehr makt! — — O! — Wat för'n Wendung!

Tante Lise (durch die Thür). Als harr he'n Ammer koles Water öwer'n Kopp kregen! — —

Onkel Krischan. Un up all de Freud, wat för'n Schicksal!

Die Bombe ist geplatzt. Man muß es der Erfindungskunst des Dichters nachrühmen, daß er in dem vorliegenden Lustspiele ein Stück geschaffen hat, das reich ist an den drolligsten und wirksamsten Situationen. Noch bis zum letzten Augenblick vermuthet man alles andere, nur nicht eine solche Wendung, und man ist aufs höchste gespannt, wie die Sache wohl weiter verlaufen wird. — Nun dürfte zwar der Leser, aber nur der Leser, nicht der Zuschauer, meinen, daß der geschilderte Ausgang höchst unwahrscheinlich sei; habe doch Onkel Krischan die beiden Damen, über die er die ganze Schale seines Grolls und das ganze Lexikon seiner Grobheiten ausschüttete, zu lange vor Augen gehabt, als daß er sie einige Zeit später, auch wenn sie im Bauerncostüme stecken sollten, nicht mehr habe wiedererkennen können. Dem Zuschauer dieses Bühnenstückes wird jenes Bedenken nicht kommen; denn er weiß ja, daß die beiden Schauspielerinnen bei ihrer Ankunft von der Reise städtische Kleidung und Schleier trugen und daß Schminke und Frisur dem Gesichte einen ganz anderen Ausdruck gegeben haben: die zwei Stadtdamen sind — wenigstens dem Aeußeren nach — in zwei veritabele Bäuerinnen metamorphosirt worden.

Nachdem nun der Dichter, von dem man glauben sollte, daß er sich völlig fest gearbeitet hätte, jene großen Schwierigkeiten mit Hülfe der Schauspielerin Mutter glücklich überwunden hatte, war es des weiteren nicht mehr schwer für ihn, die ganze Handlung zu einem befriedigenden Ende zu bringen. Zunächst erscheint nun der Freiwerber, Hans-Snider, auf der Bildfläche. Er hat noch die beiden Bäuerinnen, Frau Sierksch und Antje, vor ihrer Abfahrt nach dem Heimathsdorfe im Kruge gesehen und ganz unbegreifliche Aeußerungen aus ihrem Munde vernommen. Das Interesse an der Sache, die er ja eingefädelt, und die Neugierde treiben ihn an, sich zum Onkel Krischan zu begeben und um Aufklärung zu bitten. Dem Bauer, noch immer in der Furcht, die Bäuerin wäre durch seine Schuld plötzlich um den Verstand gekommen, erscheint Hans-Snider sehr gelegen; und als er diesem erzählt, Mutter Sierksch wäre verrückt geworden, findet er vollen Glauben. Und Onkel Krischan bittet nun Hans-Snider, sich schnell wieder nach dem Wirthshause zu begeben, um hier zu versuchen, dem bedauernswerthen Weibe die Wahnvorstellungen aus-

zureden: denn er, der Bauer, habe ja gar keine glückliche Stunde mehr im Leben, wenn er sich als schuldig bekennen müsse, die Frau um den Verstand gebracht zu haben. Hans-Snider, der Kuppler und Geldschneider, wie ihn Tante Lise nennt, die von ihrer Stube aus das Gespräch mit angehört hat, zeigt sich natürlich umso bereitwilliger, als ihm der Onkel mehr als hundert Thaler zahlen will, wenn er Erfolg haben sollte. So eilt nun das Schneiderlein davon. Onkel Krischan bleibt in voller Verzweiflung zurück; und als er nun noch fortwährend jammert und sich selbst als den Urheber all des Unglücks, das nach seiner Meinung über Frau Sierksche und Antje hereingebrochen ist, anklagt, da hält Tante Lise den rechten Augenblick für gekommen, dem qualvollen Zustande des in dumpfes Brüten versunkenen Mannes ein Ende zu machen: es sei ja zu dauersam, anzusehen, wie sich der Onkel quäle, und es müsse genug sein, weil er sonst auch noch den Verstand verlieren könne. Sie habe ja auch die Hand mit im Spiele gehabt, und da nun, dank dem glücklichen Einfall der Schauspielerin-Mutter, der Onkel so gründlich von seiner Thorheit geheilt sei, halte sie es für ihre Pflicht, wieder gut zu machen, was sie in Gemeinschaft mit den andern verbrochen habe. — Sie schleicht sich also leise an „uns' Bur" heran, legt ihre Hand auf seine Schulter und nennt mit weicher Stimme seinen Namen. „Tante Lise," fährt er empor, „wat en Unglück und wat för'n Kummer för mi!" Aber Tante Lise tröstet ihn und meint, es könne ja noch alles wieder gut werden; er solle nur nicht den Muth verlieren! „Meent Se? o, wat wull ick darum geben!" Und als er nun der Tante das Unglück erzählen will, sagt sie, daß sie schon alles wisse. Und dann versucht sie, dem verwundert und bestürzt drein schauenden Bauern mit mahnender Stimme ins Gewissen zu reden. Sie stellt ihm vor, wie doch die Kinder das größte Glück der Eltern seien und wie unrecht diese handelten, wenn sie dem im Wege stünden, was den Kindern zum Segen gereiche. Und das habe er beinahe gethan; denn er habe seinen Heinejung, von dem er doch so viel halte, zwingen wollen, seine Braut, die er doch so sehr liebe, zu verlassen und ein Bauernmädchen zu heirathen, für das er doch keine Liebe empfinden könne. Dann sei er auch selber nahe daran gewesen, eine gewaltige Dummheit zu begehen, eine „Mißallianze mit einer Kummediantsche!"

Denn diejenige, welche er für Frau Sierksch gehalten, sei **garnicht** Frau Sierksch gewesen, sondern eine „Kummediantsche," die **Mutter** von Heinrichs Braut. Man habe „Kummedi" mit ihm **gespielt**.

Aber was für Augen da der Onkel macht! „**Also Kummedi** hebbt se mit mi spelt?! O, dat is **schändlich**! **Dat is min Dod**!" — Nun ist es auch nicht mehr schwer, Onkel **Krischan** davon zu überzeugen, daß es so, wie es gekommen, für **ihn das** Beste gewesen sei, und nicht nur für ihn, sondern auch für seinen Heinejung und für sie alle. Und dann, wohl nicht ganz **ohne** Hintergedanken, tröstet ihn Tante Lise noch weiter: „Un **wenn** Onkel Krischan denn op sin olen Dag noch partu sick **verheirathen** will, denn würr sick ock wul noch een för em finn, de dar **beter** to em paßt, als so'n Kummediantsche ut de Stadt!" — **Da wird** Onkel mit einem Male wieder ganz **beruhigt**: **ihm ist ein** schwerer Stein vom Herzen gefallen; und er springt auf, **giebt** Tante Lise die **Hand** und sagt zu ihr: „**Tante** Lise, **wat büst** Du förn Fruunsmensch! **Wat** för'n Steen heft Du mi vun'n **Harten** nahm! Un wa kann ick Di dafür danken?! Und nach **kurzer** Pause fährt er fort: „Ja, ick kann't, so un nich anners kann ick **dat**! — Tante Lise, dar is min Hand, warr Du unsen Heinejung sin **wirkliche** Mudder!" — Tante Lise sträubt sich verschämt: „So **heff ick** dat nich meent, Onkel Krischan!" Aber dieser **läßt nicht ab zu** bitten: „Segg ja, Tante Lise!" — Und Tante Lise sagt **ja**!

Nun ist alles eitel Freude! Onkel Krischan ruft **den** Peter und heißt ihn, die andern rufen und auch mit **seiner** Dortjen zu kommen. Und sie erscheinen alle und **gratuliren** dem Onkel und der Tante, und dies thut auch die „**Priesterin der** Kunst", die dem Onkel einen so heillosen Schrecken **eingejagt** hatte. Aber der Onkel verzeiht ihnen allen und **spricht**, Tante Lise an sich drückend: „**Wat** hebbt Ju mi för'n **Streich spelt**; awers to'm tweeten Mal lett Onkel Krischan keen Kummedi **wedder** mit sick spelen. — Nu heff ick een, de davör oppaßt, — **nicht wahr**, Tante Lise?" — Und diese erwidert **zärtlich**: „Ja, nu **heft** Du een!"

Da stürzt auch schon Hans-Snider herein, und **es folgt** nun die kurze Schlußscene des dritten und letzten Actes:

Hans-Snider. Is so! Is so! — (überblickt die Situation). Ja! — Wat nu? — Dröm ick? — Bün ick verrückt? — — Se weern noch in'n Krog!

— — Se sünd ebn wegfahrn! — Dat sünd se ja ni! — (auf Friederike und ihre Mutter zeigend) Dat sünd se ja ni! — — —

Heinrich. Ha! Ha! Ha! Ha! — Ein Schneider in tausend Ängsten! —

Tante Lise. Jck günn em dat! —

Hans-Snider. Un On — — Onkel Krischan ock? —

Friederike (dicht vor ihn hintretend). Sie alter Seelenverkäufer! Sie! — (Hans-Snider springt ängstlich zurück).

Hans-Snider. Mit Tan — Tante Lise? —

Frau Reinhardt (dicht vor ihn hintretend). Sie alter Kuppler! Sie! (Hans-Snider wie vorhin).

Tante Lise. Dat is recht! — Dat hett he verdeent!

Hans-Snider (noch immer in wirrer Bestürzung, auf Friederike und Frau Reinhardt zeigend). Twee wildfremde Men — ?! — — —

Onkel Krischan (dicht vor ihn hintretend). Du ole Windbüdel! Du! (Hans-Snider wie vorher.)

Hans-Snider. Wat? — — Jck?

Onkel Krischan. Wa kunnst Du seggn: De Köh weern in'n Hawer? —

Hans-Snider. Jck? — Hawer? — Köh?

Onkel Krischan. Se weern ja gar nich in'n Hawer! — Du hest de Schuld!

Alle. Er hat die Schuld!

Tante Lise. Ja, he! — — un denn noch een! — (langsam mit Nachdruck und Pathos.) U n s' o l e M o d e r s p r a k!

Alle. U n s' o l e M o d e r s p r a k!

Hans-Snider (sich sehr bestürzt und verzweifelt geberdend).

(Der Vorhang fällt).

Es erübrigen noch ein paar Worte. Aus dem Mitgetheilten wird der Leser erkennen, wie ungemein belustigend „Uns' ole Modersprak" auf die Zuschauer wirkt. Diese kommen, wenn die Darsteller nur einigermaßen ihrer Aufgabe gewachsen sind, aus dem Lachen gar nicht heraus. Darum ist auch das Stück in ganz Schleswig-Holstein bekannt und beliebt geworden, und die verschiedensten Vereine haben es unzählige Male aufgeführt. Wie mir der Verfasser noch kürzlich mittheilte, wird es immer wieder verlangt; und weit über die Heimathsgrenzen hinaus, selbst in Amerika, ist es, ebenso wie „To Termin," schon aufgeführt worden. Die erste Aufführung erlebte es in Gaarden bei Kiel, am 1. März 1880; hier wurde es von Dilettanten eines Sängerclubs gegeben. Bald darauf versuchte sich darin der Kieler Dilettantenverein T h a l i a; und beide Male wurde es vom Dichter selbst inscenirt. Einem größeren Publikum wurde es bekannt, als es am 13. Februar 1881 in dem M ä d i c k e - T h e a t e r und am 25. März desselben Jahres im S t a d t t h e a t e r

in Kiel aufgeführt wurde, und zwar jedes Mal mit vollem, durchschlagendem Erfolge. Dieser Erfolg blieb ihm auch bei der am 13. März 1883 stattgefundenen Wiederholung am Kieler Stadttheater treu und ebenso ein Jahr später, als es von den Mitgliedern des Variété-Theaters in Hamburg, St. Pauli, unter der Direction des Herrn Dr. Horn gegeben wurde, und zwar am 28. August im Wriedt'chen Local in Kiel und am 14. September in dem eigenen Theater in St. Pauli; Herr Wilhelm Biel, der selbst in der Rolle des Onkel Krischan eine Glanzleistung schuf, hatte es in Scene gesetzt, Frl. Frey leistete damals als Taute Lise Außerordentliches. Bei einem anderen Gastspiel desselben Ensembles zu Kiel — wiederum im Wriedt'schen Saale — i. J. 1886 errang Uns' ole Modersprak abermals den größten Beifall, und inzwischen war das Stück an eine große Anzahl von Privatgesellschaften in der Provinz übergegangen. Nicht wenige Aufführungen erlebte es auch im früheren Sahlmann'schen Tivoli, dem jetzigen Schiller-Theater, in Kiel. Hier setzte es der Oberregisseur Adolf Dombrowski in Scene, der selbst den Onkel Krischan gab, und — wie ich aus eigener Anschauung beurtheilen kann — aufs höchste künstlerisch vollendet. In dieser Rolle ist er dann noch später in verschiedenen Städten als Gast aufgetreten, immer mit dem größten Erfolge. Und so hat gerade Herr Dombrowski nicht wenig dazu beigetragen, daß das Stück so populär geworden ist.

Uns' ole Modersprak ist ohne Zweifel eines der besten plattdeutschen Lustspiele Johann Meyer's und darum wurde es auch für die öffentliche Feier seines 70. Geburtstages, am 5. Januar dieses Jahres, welche im überfüllten Saale der Kieler Reichshallen stattfand, von dem leitenden Comité mit zur Aufführung ersehen. Auch dieser Vorstellung wohnte ich bei, und unvergeßlich ist mir der jubelnde Beifall, von welchem sie an jenem Ehrenabend des Dichters begleitet wurde.



Rinaldo Rinaldini.

Schwank mit Gesang in drei Aufzügen.

Personen:

Müffel, relegirter Studiosus der Medicin.
Peter Mumm, Hofbesitzer.
Jochen, sein Sohn.
Frau Krützfeldt, Hofbesitzerin.
Stina, ihre Tochter.
Schlüter, Hofbesitzer, ihr Nachbar und Curator.
Bock, Kellner.

Die Handlung spielt in einer kleinen Universitätsstadt, im Gasthofe „Zum goldenen Engel.“

Zeit: Gegenwart.

Der Stoff zu diesem Stücke, das wohl mit demselben Rechte wie das vorige als plattdeutsches Bauernlustspiel bezeichnet werden könnte, ist wie in Uns' ole Modersprak rein erfunden; und es zeigt sich insofern eine gewisse Aehnlichkeit zwischen beiden Stücken, als hier wie dort eine der Hauptpersonen, durch welche die Verwicklungen herbeigeführt werden, ein flotter, zu allen tollkühnen Streichen stets aufgelegter Bruder Studio ist. Ja, dieser treibt es noch ärger als Onkel Krischan sein Heinejung.

Es ist der Studiosus der Medicin M ü f f e l , nach der Zahl seiner Semester schon ein bemoostes Haupt; weil er den Nachtwächter geuzt, ist er auf ein halbes Jahr von der Universität relegirt worden, und nun hat er die Absicht, dieses Semester bei einem Onkel auf dem Lande zu hospitiren. Er befindet sich in einer etwas unbehaglichen Stimmung, nicht allein wegen seines consilium abeundi, sondern auch, weil ihm die Moneten so sehr alle geworden sind, daß er bereits seinen Rock hat versetzen müssen und nun genöthigt ist, mit seinen wenigen Habseligkeiten per pedes apostolorum die Reise anzutreten. Vorher kehrt er aber noch erst einmal im „goldenen Engel“ ein, in der edlen Absicht, den Kellner B o c k , mit dem er in Dunität einmal beim Kegelschieben Schmollis getrunken hat, um ein viaticum und eventuell auch noch um einen Rock anzupumpen. Der gutmüthige, aber romantisch angehauchte und auf diesen Dutzbruder nicht wenig eingebildete B o c k pumpt ihm den begehrten Thaler und überdies auch noch eine von seinen Kellnerjacken. Und als M ü f f e l nun von ihm erfährt, daß der Wirth und die Wirthin auf ein paar Tage verreist seien, beschließt er resolut, sich vorläufig bis zum anderen Tage als Gast im „Goldenen Engel“ einzuquartieren, um sich vor der Reise zu seinem Onkel hier noch erst einmal ein wenig zu restauriren. B o c k findet das zwar etwas sonderbar, aber doch auch romantisch, und da die Verhältnisse gerade so günstig liegen, läßt er ihn gewähren. Dafür muß ihm aber auch M ü f f e l Aufklärung darüber geben, wie der berühmte Räuberhauptmann R i n a l d o R i n a l d i n i gekleidet gewesen sei; denn er wolle nächstens auf einem Polterabend bei einem seiner Collegen, der eine Nähmamsell zur Braut habe, die so sehr für das Romantische schwärme, als Rinaldo Rinaldini erscheinen, und habe die Garderobe, sogar auch den Bart schon beisammen. Jene habe er von seinem Herrn geliehen, der Major bei der grünen Schützengilde sei; aber er wisse nur nicht recht, ob er in dieser Uniform als Rinaldo erscheinen könne. M ü f f e l läßt sich dieselbe zeigen, und sagt bon! worüber B o c k sehr erfreut ist und seine Sachen wieder hinaus trägt.

Aber M ü f f e l ist heute nicht der einzige Gast im „Goldenen Engel.“ Bald werden wir Gelegenheit haben, hier auch noch zwei Bauernfamilien kennen zu lernen, auf der einen Seite

den aus Stipsdorf stammenden, verwittweten und wohlhabenden Bauern Peter Mumm mit seinem erwachsenen Sohne Jochen, der zwar nicht übermäßig schön, aber dafür recht dämlich ist, und auf der anderen Seite die mit Glücksgütern nicht minder reich gesegnete und gleichfalls verwittwete Hofbesitzerin Frau Krützfeldt und ihre Tochter Stina, eine hübsche und mit viel Mutterwitz ausgestattete Jungfrau. Diesen beiden ist gleichsam beigeordnet Stinas Pathe und Frau Krützfeldt's Curator, der unverheirathete, ältliche Hofbesitzer Nachbar Schlüter. Durch einen Freiwerber, wie er bei den Bauern noch häufig vorkommt, wird eine Verbindung zwischen Stina und Jochen angeregt, und an einem festgesetzten Tage sollen beide, natürlich in Begleitung ihrer Angehörigen, in der kleinen Universitätsstadt im Gasthofe Zum goldenen Engel zusammentreffen, sich gegenseitig persönlich kennen lernen und, falls sich ihre Herzen finden sollten — was übrigens in Anbetracht des großen Mammons, auf den sich hier die Liebe stützen konnte, außer Frage stand — bei Wein und Braten Verlobung feiern. Stina und Jochen haben bis dahin nur „bildlich", d. h durch Austausch des photographischen Conterfeis, Bekanntschaft gemacht.

Bald kommen nun auch Peter Mumm und sein in puncto des Verstandes etwas stiefmütterlich bedachter Jochen aus ihrem nicht allzu fern von der Stadt entlegenen Dorfe im eigenen Fuhrwerke angereist. Sie halten den relegirten Studiosus Müffel für den Wirth, und dieser, gerade in seiner elegischen Müffelsinenstimmung, wie er seine Laune nennt, ist nicht abgeneigt, zu den vielen tollen Streichen, die er bereits auf dem Gewissen hat, einen neuen hinzuzufügen. Er läßt also die beiden Ankömmlinge bei ihrem Glauben, und der Kellner Bock, der diesen ganzen Fall für „romantisch" hält, thut dasselbe.

Nun währt es nicht lange, und es treffen auch die andern ein, nämlich Frau Krützfeldt, Stina und Nachbar Schlüter. Auch diese kommen zunächst nur mit Müffel zusammen; denn Mumm und sein Jochen sind hinausgegangen auf die Weide, um des vermeintlichen Wirthes fetten Ochsen, eben außerhalb der Stadt, to linker Hand bi'n Wiespahl, einen Besuch zu machen. Darum also treffen die anderen drei, denen Bock auf dem Fuße folgt, unsern Müffel allein in der Gaststube an. Sie sehen zunächst

nur seine Rückenseite; denn in dem Augenblicke, wo sie eintreten, begiebt er sich in die Stube links, und zwar, wie er aufgetreten, noch in Hemdsärmeln und über den weißen, ledernen Beinkleidern die großen Stulpen und so, wenigstens in der Kleidung, nicht unähnlich der Photographie, welche Mutter und Stina Krützfeldt von Jochen haben. Deshalb glauben diese auch steif und fest, daß sie Peter Mumm's Sohn, Stinas auserlesenen Bräutigam, gesehen hätten. Und Bock bestärkt sie in dieser Meinung; er reibt sich vergnügt die Hände und findet diesen Fall erst recht „romantisch". Herr Müffel läßt sich in seiner Müffelsinenstimmung auch dieses quid pro quo umso lieber gefallen, als ihm ja so vielleicht Gelegenheit zu einem Liebesgetändel mit dem nach Bock's Schilderung verführerisch schönen Bauernmädchen gegeben wird. So spielt er also den drei zuletzt angekommenen gegenüber den Jochen, und er gefällt auch der kleinen Stina so sehr, daß sie sich in ihn schon gleich bei der ersten Begegnung sterblich verliebt. Auch des alten Schlüter's Herz hat er sofort gegewonnen, und Frau Krützfeldt ist gleichfalls bald für ihn eingenommen. Und unser Müffel fühlt sich außerordentlich wohl in dieser Situation: er bestellt das beste Menu, das im „goldenen Engel" zu haben ist, und den besten Wein dazu; er genießt an Stinas Seite den glücklichsten Augenblick und ist in seinem Leichtsinn ganz unbekümmert darüber, was die nächste Zukunft vielleicht schon bringen wird. Und Bock, der die Bedienung hat, reibt sich vor lauter Freude die Hände und findet es immer romantischer. — „Aber Junge, Junge, wat wird det vorn Krach jeben, wenn die Bombe platzt!" — Ehe sie aber platzt, fädelt Müffel noch eine Verlobung ein, die der Frau Krützfeldt mit seinem angeblichen Vater Mumm, und dem alten Schlüter schwatzt er vor, daß Frau Krützfeldt noch Lust habe, ihn zu heirathen und dann macht er den schon etwas angeheiterten vollends trunken und schleppt ihn mit Bocks Hülfe in seine Stube.

Nun aber naht das Verhängniß in Gestalt der beiden Mumm, die von den Ochsen kommen. Eine entsetzliche Verwirrung entsteht, als die Bauern hinter Müffel's Streiche kommen, und dieser, der sich kurz vorher in sein Zimmer begeben hat, läuft Gefahr, von Peter Mumm und Jochen weidlich durchgeprügelt zu werden. Aber sein guter Genius verläßt ihn nicht in diesem kritischen

Augenblicke, und mit Unterstützung seines Dutzbruders **Bock** spielt er in dessen Polterabendgarderobe als dritte Rolle den städtischen Polizeimeister. Und er kommt auch glücklich aus der Klemme! Und dann zum Schluß, welch unerwarteter Ausgang! **Müffel** wird **Stinas** wirklicher Bräutigam, **Peter Mumm** und Frau **Krützfeldt** verloben sich und der dämliche **Jochen**, der seinen Vater ausätscht, weil er Bräutigam geworden, bekommt beinahe ein paar Peitschenhiebe!

Der Vorhang fällt — und der Schwank ist aus, nach glücklich erfundener Lösung einer fast unglaublichen Verwicklung und Verwirrung.

Nun mögen sich meine Leser aus einigen hier wiedergegebenen Scenen selbst ein Urtheil über das Stück bilden.

Es folge zunächst eine Angabe der Dekoration:

Empfangszimmer im Gasthause „Zum goldenen Engel." In der Mitte des Hintergrundes eine Doppelthür. Links und rechts je eine Thür in Fremdenzimmer führend, davon die eine mit der No. 3, die andere mit der No. 4 bezeichnet ist. Vorne rechts ein mit einigen Stühlen besetzter runder Tisch, links ebenso mit vier Stühlen ein kleinerer, viereckiger Tisch. An der Hinterwand links von der Mittelthür gleichfalls ein Tisch. Links und rechts immer vom Zuschauerraum aus.

(Vorspiel). **Müffel** (burschikos gekleidet: weiße, lederne Hose, Stulpen, roth und weißes Cerevis oder Mütze, ebenso Corpsband; ohne Rock, in Hemdsärmeln und mit über die Schulter geschlagenem Plaid. In der rechten Hand den Ziegenhainer, in der linken mit einem Tau zusammengebunden: Stiefelknecht, Kaffeekanne, Tabaksbeutel und kurze Pfeife. Am Stiefelknecht eine Papierrolle, sein consilium abeundi. Durch die Mitte kommend und singend).

Ça ça geschmauset,
Laßt uns nicht rappelköpfig sein.
Wer nicht mit hauset,
Der bleib' daheim!
Edite, bibite, collegiales!
Post multa saecula pocula nulla!

Der Herr Professor
Liest heut' kein Collegium,
Drum ist es besser,
Man trinkt eins rum!
Edite, bibite, collegiales!
Post multa saecula pocula nulla!

Du schönes Burschenlied, wie oft hab' ich dich gesungen! — und nun bist du ja wie lauter Spott und Hohn gegen mich, Edite — — ja esse mal einer, wenn er nichts mehr zu beißen hat! — Und bibite! — Wo? und was? — —

wenn einem die Hauptsache fehlt, das volle Faß! — Und die collegiales! — sind das Collegen?! Philister sind sie! Haben mich herausgethan, weil ich ihnen zu flott gewesen bin im Pumpen! — Unerhört! — Grausamissime! — Und nichts mehr übrig aus dem Schiffbruch meiner Gemüthlichkeit als dieser halbe Wichs, in dem ich noch stecke! — Sollt'n eigentlich schon ablegen, — aber trag' mal einer was anderes, der kein anderes mehr hat! — Ach, und auch dieses noch (auf das Papier zeigend) mein consilium abeundi für'n ganzes Semester! — — Nachtwächter, Nachtwächter, warum hast du mir das gethan! — — (Er wirft das Bündel auf den Tisch.) Aber was nun? — bis zum Onkel, wo ich dies verfluchte Semester als theurer Gastfreund zu hospitiren gedenke, sind's noch vier Meilen per pedes apostolorum, — — und so, — in meinem halben Wichs kann ich doch dem Alten nicht auf die Bude rücken! — Ja, was nun? — ubi edo? — ubi bibo? ubi pumpo? — — ubi? — ubi? — Philiströse Fragen! wo besser als bei Carl, meinem Intimus? Kein Engel kann grausam sein! (mit Pathos) Du goldner Engel, ich begebe mich unter Deine Flügel! Schick mir Carl, Deinen serviettenschwingenden Jüngling, daß ich essen, trinken und pumpen kann! — (Mit dem Ziegenhainer auf den Tisch schlagend.) He, Kellner! Kellner!

Müffel. Bock.

Bock (wie ein Kellner gekleidet, im Schniepel und mit der Serviette überm Arm. Durch die Mitte kommend). Ah, bon jour, Herr Müffel! wat machen Sie? — Müffel. Sie? — ah, pfui! — Wir duzen uns, und du siezest mich? (Die Arme ausbreitend.) Carl, altes Haus, in meine Arme! Bock. Na, wenn Du et denn meinst, — bon! oller Junge! (umarmt ihn) aber die Studenten, — — un et kam doch man ooch Kegelschieben mit die Philister. — — Müffel. Rectissime! mit die Philister! Bock. Als Du all die Pudel warfst, und ick da für Dich werfen mußte, — ick riß Dir schön heraus! — — Müffel. Dir schön heraus! Ha! Ha! Ha! Ha! Bock. Ja, wat lachst Du? dhat ick nicht? — Mußten die Ollen nicht det Faß berappen? — und als sie da noch krakehlen wollten, Junge, Junge, wat hast Du sie aber Moritzen jelehrt! — — Du, Müffel, sag' mal, bist Du eigentlich 'n Mecklenburger? Müffel. Mecklenburger? ego? — wie so? Bock. Weil Du det alles mit di ollen Krakehlers man so uff Plattdeutsch machtest. Müffel. Awer Kaarl, markst Du denn noch nix? (sich präsentirend.) Kiek mal her! — roth un witt. — Holsatia sei's Panier! — en echten Holsteener! Bock. Ick Esel! — Aber, Du Müffel, — als wir da nachher noch'n bischen in die Traube saßen bei die Jänsebrüste und mit all den Scherri, Junge! Junge! Müffel. Himmlischer Abend! Bock. Und als wir da Smollis tranken, — so ordentlich über die Arme (macht es so) und mit det Lied, — wie jeht et man noch? (singt) So lange wir uns kennen, Müffel (singt). Woll'n wir uns Brüder nennen, (beide singend) Ein Hundsfott, der uns schimpfen soll! Bock. Und weest Du noch? Ick bezahlte alles und pumpte Dir ooch noch den Dahler! Müffel Scio! scio! Bock. Et war romantisch! Ick verjesse et nie! — Müffel. Auch nicht — (im elegischen Ton) Aber, Carl, wie ändern sich die Zeiten! Bock. Na, wat

denn? wat denn? Müffel. Bin abgebrannt! (zum Publikum.) Bin es ja! Bock. Wa — wat? — abjebrannt?! Müffel. Du weißt doch, neulich das Feuer, — Bock. In der Prinzenstraße. — Müffel. Dieses Pech! — eben eingezogen, — Alles Asche! — nichts versichert. Bock. Ah! Dhut mir leid! Dhut mir leid! Müffel (nach dem Bündel zeigend). Da liegt alles, was ich gerettet habe! Bock. Dhut mir leid, oller Junge, — aber wat nun? Müffel. Nunc? jetzt? — zum Onkel! — Geld wie Heu! — will alles ersetzen! — Hätt' ich nur'n Rock! — (sich auf Bock's Schultern lehnend, pathetisch bittend.) Bock, pump mir'n Rock! — Bock. 'n Rock? — 'n Rock? — — Dhut mir leid! — Ick habe ja man diesen einen! — (auf seinen Schniepel zeigend.) Aber weest Du wat? ick hol Dir eine von meine Jacken! Müffel. Jacken? — Acceptire! — Aber Carl, in dem Rock war auch mein Portemonaie — auch mit Asche! — (Sich auf Bock's Schultern lehnend, zutraulich.) Du Carl, pump' mir 'n Thaler. — — Bock. 'n Dahler? — Na, weil Du et bist! Da (ihm einen Thaler gebend) hast 'n denn! Müffel. Gratias ago tibi! — Aber, carissime, noch ein's! — Bock (zurückweichend, ganz erstaunt.) Noch eenen?! Müffel. Wo ist denn der liebe Herrgott von diesem goldnen Engel? Dein princeps, der Wirth? Bock. Der Herr? — Verreist, mit die Madam zu Kindtaufe — nach — Dingsda — kommt erst morgen wieder. Müffel (freudig). Mensch, mor — morgen sagst Du? (nach der Stube links zeigend) Ist die Bude frei? Bock. Oui! ist frei! Müffel. Nehme sie! — werde hier übernächtigen! Bock. Du? Ha! Ha! Ha! — det ist jut! — Mit'n jepumpten Dahler? — Na, meinetwegen, weil Du et bist. — Alles aus Freundschaft! — (zutraulich.) Aber, Du, Müffel, — nu sag' mir mal, — Du als Jelehrter mußt et ja wissen: — — Wat hatte der Räuberhauptmann Rinaldini für'n Uniform? Müffel. Quid? was? — Rinal — Bock (schnell). Dini — dini! — Soll Sonntag zu Polterabend bei'n Collegen von mich, — und die Braut ist'n Nähmamsell, sie ist immer so romantisch und schwärmt für Räubergeschichten. — Müffel. Weiberart! Bock. Ja, weeßt Du, und ick ooch! — Ach, et jeht mir nichts über die Romantik! Und da will ick sie denn als Rinaldini überraschen. — Sollt' et wohl jehn mit 'n jrünen Rock? Müffel. Meinst Du etwa mit'n rothen? Lebte ja in den Wäldern! Bock. Und mit blanke Uffschläge, so hier (nach dem Ärmel zeigend) und da? (nach dem Kragen zeigend.) Müffel. Gerade blank; — Muß blitzen, wie der Blitz! — Bock! Und mit'n krummen Türkensäbel? Müffel. Rinaldini war 'n Türke! Bock. Und 'n Bart trug er doch ooch? Müffel (zeigend). So lang. Bock. Und 'n Hut mit 'n Federbusch? Müffel. Stimmt! mit 'n grünen Federbusch! Bock. Ick hab' 'n rothen, — — Müffel. Sonntags trug er 'n rothen! Bock. Det ist jut! — Denn hab' ick schon alles hier! — Müffel. Alles hier? ubi? wo? — Bock. Draußen uff die Diele, — in Nummer acht, wo ick schlafe, — will Dir 't jleich mal zeigen! (Ab durch die Mitte.) Müffel. Wenn dieser grüne Rock mir paßte! — Karl gebraucht ihn ja erst Sonntag! — Und meine weißen inexpressibiles in grüner Umhüllung! — — Ha! Ha! Ha! Ha! Na, wir werden sehen! Bock (durch die Mitte, mit grünem Rock, und Beinkleid, Bart, Säbel

und Hut). Siehst Du! — hier ist et! Hier, det ist der Rock! (ihn auf einen Stuhl legend.) Und det die Hose! (ebenso) Und det der Säbel! (ebenso). Und hier det ist der Bart! (Er legt ihn an.) Hu! — Und hier der Hut! (Er setzt ihn auf.) Na wat sagst Du nun? Müffel. Ha! Ha! Ha! Aber! Mensch, wo hast Du das her? Das ist ja die Mojorsuniform von der grünen Papagojengilde! — Bock (Bart und Hut abnehmend). Oui! det stimmt! Alles von'n Herrn! — Ist Major in die Jilde, — und alles jratis, — nur den Bart nicht. — (Es wird geklingelt.) Aber et klingelt — ick muß hin! (nimmt alles wieder über'n Arm.) Müffel. Du Bock, der Rock — — Du gebrauchst ihn ja erst Sonntag, pump mir ihn! — Bock. Aber, Müffel, det janze Hans kennt ihn ja! Ne, det jeht nicht! Müffel. Geht nicht? — Gut, denn laßt ich mich bejacken? (Es wird geklingelt.) Bock. Ja, ja! gleich! — Et werden wohl Fremde sind! — Ick bringe die Jacke mit! (Ab durch die Mitte.) Müffel (ihm durch die Thür nachrufend). Dann bringe mir auch gleich'n Butterbrod mit Lachs! — — Ha! Ha! Ha! Ha! Mein Freund Carl als Papagojenmajor! und der Papagojenmajor als Rinaldini! fehlt nur noch Schinderhannis! So halb bin ichs schon! — und der geschunden wird, ist Bock, mein Intimus. — Unter Umständen doch gar nicht übel, einen Kellner zum Freunde zu haben! Ließ das Rhinozeros sich schon wieder anpumpen! — — Bock (durch die Mitte mit der Jacke). Sagtest Du wat? — Hier ist all die Jacke! Müffel. Da mihi! — Her damit! (nimmt sie und wirft sie zu den anderen Sachen.) Aber, Carole, mein Butterbrod. Bock. Jleich! jleich! — Du, Müffel, et sind'n paar Bauern da. — Müffel. Rustici? — Bring sie 'rein. Bock. Ja, hier ist ja auch die Jaststube, — — aber — — Müffel. Aber? — autem? - was? Bock. Sprich 'n bischen mit sie, weil et Bauern sind, und der Herr nicht zu Hause ist. — Du kannst et ja so schön, — — so — uff Plattdeutsch, wie neulich mit die Philister. Müffel. Conscipio! — verstehe! — Aber, Carole, mein Butterbrod! Bock. Jleich! jleich! (Ab durch die Mitte.) Müffel. 'n verfluchter Kerl, dieser Karl! — Soll ich ihm auch noch die Gäste unterhalten, weil er kein plattdeutsch kann! — Na, für was gehört sich was! — Pumpt er mir, pump' ich ihm! — Und in dieser Müffelsinenstimmung bin ich gerade zu allem fähig! — — (wehmütig) Bauern, — sollte auch mal Bauer werden, wär' ich's nur geworden! — Ach, ich fühle mich mitunter doch so recht heruntergekommen! — Aber nein, Müffel, alter Junge, verliere nicht auch noch das Letzte, den Humor! Nein! Nein! — Fort mit dir, du moralischer Kater! Da ist mir der physische, dein Bruder, doch tausendmal lieber! (Er nimmt Cerevis oder Mütze und das Band ab, legt es auf den Tisch und deckt das Plaid darüber.) Und da lieg' denn nun, mein lustiger Bruder Studio! — Müffel will nu mal Bur warrn) — Juch! Müffel ist lustig! — Und hier in'n gollen Engel — is dat fin! (Peter Mumm und Jochen treten ein durch die Mitte.) Un wat för'n Sau! un wat för'n Swien!

Peter Mumm. Jochen. Müffel.

(Peter Mumm: Stulpen, dunkle Kniehose, rothe Weste, langer Rock, Hut, Peitsche. Jochen: Stulpen, helle Kniehose, rothe Weste, Jacke, Mütze, Stock.) Peter Mumm. Sau? — Swien? — Meent he uns damit? — Mi un min'Jochen? Jochen.

Meent he uns damit? Müffel. Se? — ob ick Se damit? —Ha! Ha! Ha! Ha! Peter Mumm. Un denn lacht He noch? Jochen. Un denn lacht he noch? Müffel. Lachen? — ja schull ick denn ween'n — Ha! Ha! Ha! Ha! — Ick meen ja ganz wat anners! Peter Mumm. Ganz wat anners? — So — dat's wat anners! Jochen. Dat's wat anners! Peter Mumm. Na, wat meent He denn? Müffel. Wat ick meen? — Na, ick meen ja man! — Peter Mumm. He meent ja man? — Ah so! — Jochen. Ah so! Peter Mumm. Meen he denn de Swien? — hett he Swien? Müffel Ha! Ha! Ha! Ha! (zum Publikum) Halten mich für'n Wirth! (zu den Bauern) Ob ick Swin heff? — Ha! Ha! Ha! Ha! Ja wul, ick heff Swien! — heel vel Swien! — Ha! Ha! Ha! Ha! (zum Publikum) Ist ja wahr, hab es ja! Peter Mumm (zu Jochen). Is mal'n snaakschen Weerth, Jochen, — awers he gefallt mi doch, wil he Swien höllt! Jochen. Wil he Swien höllt! Peter Mumm (zu Müffel). Wi holt dat ock mit de Swien, — bannig mit de Swien! Jochen. Bannig mit de Swien! Peter Mumm (zu Jochen). De möt wi noch mal sehn. Jochen! (zu Müffel) Wo hett He se denn? Jochen. Wo hett He se denn? Müffel. De Swien? — wo ick se heff? — — ja, — ja! — sünd all slacht! sünd all slacht! — ja! — (zum Publikum). O sancta simplicitas! — Diese Ochsen! Peter Mumm. Wat sä He? — Ossen? — hett he ock noch Ossen? Jochen. Hett he ock noch Ossen? Müffel. Ob ick ock noch Ossen heff? — Ha! Ha! Ha! Ha! — Ja wul, ock noch Ossen! (zum Publikum). Kommt mir auf'n bißchen mehr oder weniger Fettvieh schon gar nicht mehr an! Ha! Ha! Ha! Ha! — Peter Mumm (zu Jochen). Dat's mal'n snaakschen Kröger, Jochen, — awers he gefallt mi doch, wil he ock noch Ossen hett! Jochen. Wil he ock Ossen hett! Peter Mumm. Wo sünd se denn? — He is dar wul all mal twischen we'n? — He hett ja den Rock noch ut un de groten Krempers an, — Jochen. De groten Krempers an! Peter Mumm. Sünd se op de Weid in't Gras? Müffel. Op de — — op de Weid in't Gras? Ha! Ha! Ha! Ha! — ja wul op de Weid in't Gras! — Peter Mumm (zu Jochen). Strahlax, Jochen, denn hebbt wi se ock all seh'n! (zu Müffel) Eben buten de Stadt, op de grote Koppel, — to linker Hand bi'n Wiespahl, — sünd se dat? — Jochen. Sünd Se dat? Müffel. Ja, — — ja wul! — dat sünd se! — To linker Hand bi'n Wiespahl. Peter Mumm (zu Jochen). Strahlax, Jochen, dar möt wi tonöst noch mal hin! Jochen. Noch mal hin!

Vorige. Bock.

Bock (durch die Mitte, mit einem Theebrett, auf welchem ein Teller mit Müffels Butterbrot. Er bleibt bei der Thür stehen und horcht auf die Unterhaltung). Peter Mumm. Denn hett he ock wul en schön Stück Land bi de Sted'? Bock (stummes Spiel, stets voll Verwunderung über Müffels Lügen). Müffel. Ja, jawul! schön Land bi de Sted! Ha! Ha! Ha! Ha! Peter Mumm. Wa lang hett He se denn all? Müffel. Wa lang? — Ah, all lang! Peter Mumm. So? Jochen. So? Peter Mumm. Wa old is He denn? Müffel.

Wa old? — Ja, raden Se mal! Peter Mumm. Veeruntwintig? Jochen. Veeruntwintig? Müffel. Veeruntwintig? — Ha! Ha! Ha! Ha! — Wit verbi! — wit verbi! — — Veerun — Veerundföffdig! Peter Mumm. Wat? — Wa is't en Möglichkeit! denn is He ja noch öller, als ick! Ick bün eerst föffdig! — Un min Selige, — wat Jochen sin Moder weer, de is nu all fief Jahr dot! Müffel. Denn möt Se noch mal wedder heirathen! Peter Mumm (sich hinterm Ohr krauelnd). Heirathen? Ah, ne, wo denkt He hin?! Jochen. Wo denkt He hin?! Müffel. Na, wat schall ick denn seggn?! Mi storv nu all de Tweete. — Bock (erstaunt). Nun wird et romantisch! Müffel. Un ick nehm likers noch de drütte! Bock (läßt vor Staunen den Teller vom Präsentirbrett gleiten, so daß er zur Erde fällt). Peter Mumm und Jochen (erschrocken). Ah! Müffel (schnell). Asinus! Min schön Bodderbrod! — Peter Mumm. Dar ligg't nu! (bückt sich schnell, nimmt das eine Stück Brod, wischt es an der Hose ab und steckt es in den Mund.) Jochen. Dar liggt't nu! (macht es ebenso mit dem andern Stück). Bock (über die Bauern lachend). Ha! Ha! Ha! Ha! Hole jleich'n anderes! Müffel. Ja, gleich 'n anderes, — Oppassen schast Du! Peter Mumm. Ja, oppassen schast Du! — Un denn lachst Du noch?! — Als wi ankeem', paßt Du ock nich op! — Ick sä forts to min Jochen, an den Kerl is nix an, Jochen! Bock. Wat sagen Sie? — An mir ist nichts an? — Un denn duzen sie mir man so? Ick duze mir noch lange nicht mit Ihnen! — (mit einem Seitenblick auf Müffel) Ick duze mir mit janz andre Leute! Müffel. Halt's Maul, Kameel? — Rut mit Di! Bock. Ha! Ha! Ha! Ha! — Ne, det is aber romantisch! (Ab durch die Mitte.) Peter Mumm. 'n frechen Bengel, awer so möt se't hebbn! — So mak ick dat ock mit min Lüd. — Wenn se mi to vel räsoneert, smiet wie se rut! Jochen. Smiet wie se rut! Peter Mumm. Awers wat ick man noch seggn wull — — dat's recht! Sünd dar noch keen kamn? — dar kamt noch welke! Jochen. Kamt noch welke! Müffel. So? — ah! — wer denn? Peter Mumm. Ja, hehe! — Ne, dat seggt wi ni! — dat kriggt He fröh genog to weten, wenn't eerst publik ward! — In so'n Saken mutt man en beten an sick holn! Jochen. En beten an sick holn! Peter Mumm. Se kamt mit de Isernbahn, — waneer kummt se? — Müffel. De Isernbahn — waneer se kummt? — ja, waneer se? — töf mal! — ah so um en Stunstid un so! — Peter Mumm (zu Jochen). Strahlax, Jochen, denn gaht wie noch eerst mal na de Ossen! Jochen. Eerst mal na de Ossen! Peter Mumm. Denn kumm man, Jochen! — (zu Müffel) Um en Stunn sünd wi wedder hier! (im Abgehen zu Jochen) Is mal'n snaakschen Kröger, Jochen, awers he gefallt mi doch, vunwegn de Ossen un de Swien! Jochen (im Abgehen). Vunwegen de Ossen un de Swien! (Beide ab durch die Mitte.) Müffel. Ha! Ha! Ha! Ha! — Gott, du Allgütiger, was für Prachtexemplare! — Nein, da dank ich doch dem Himmel, daß er mich Müffel werden ließ und nicht solch einen Jochen! — Nun besehn sie die Ochsen, — meine Ochsen, — to linker Hand bi'n Wiespahl, Ha! Ha! Ha! Ha! — Aber wen sie wohl erwarten? — Noch mehr von dieser Sorte? — Na, Müffel, wirst wohl heute mal wieder deinen Spaß haben!

Nun kommt Bock und will sich schief lachen, und Müffel lacht mit, und Bock fragt: „Wo hast Du sie? „Apud boves!“ antwortet Müffel: „bei den Ochsen!“ Bock meint: „Dahin passen sie auch am besten; aber wenn das der Herr erführe“, — worauf Müffel. Der Herr? — Nunc ego sum dominus. Jetzt bin ich der Herr! (im befehlenden Ton) Bock, flink! Springen Sie! — mein Butterbrod! Bock. Ha! Ha! Ha! Ha! — Ist schon jemacht! — Ick hole et! (Ab durch die Mitte.) Müffel (ihm durch die Thür nachrufend). Du, Carl, — denn bring' mir auch gleich'n Kümmel mit! — Aber was nun? — Ich denk', ich zieh' den Frack an und paff mir'n Blatt in's Gesicht! — (Thut, als wollte er eine Cigarrentasche aus dem Rock nehmen.) Na, nu? — wo hab' ich denn das Etui für meine Stinkadoris? — Ah so! — wird wohl im Rock sein, — auch mit Asche! Das ist classisch! — Nihil, immer nur nihil! — schon der reinste Nihilist! — — (sich zu der Jacke wendend) So komm' denn her, Du holde Tunika! (nimmt die Jacke) ich resignire und umhülle mich mit dir! — und mit dir vereint fordere ich mein Jahrhundert in die Schranken! (Während der letzten Worte erscheint Bock mit Butterbrod und Schnaps auf einem Präsentirbrett durch die Mitte.) Bock. Wat forderst Du? Müffel. 'n Butterbrod und 'n Kümmel, Schafskopf! Bock. Hier ist et, Schafskopp! (es auf den Tisch setzend) Aber nun spute Dir, sonst kriegst Du wieder nichts! Et sind schon wieder welche da! — Von die — von die — Rusticis! — ein Er und zwei Sie's, und die Eine, — — Junge, Junge, — Müffel! — (Man hört klingeln.) Ja! ja doch! — komme jleich! — (Ab durch die Mitte.) Müffel. Auch feminae? — bene! — Aber ich glaube, dann geht Müffel erst mal auf seine Bude! (Er trinkt den Schnaps.) Brr! Du goldener Engel, was zapfst Du für'n Fusel! (nimmt das Butterbrod, klappt die zwei Stücke zusammen, beißt ab, und behält es in der Hand) Ah, das schmeckt! Na, Müffel, dann nimm Dein Gepäck! (er thut es) und mach' Dich fein! Feminae — Weiber! (mit Pathos) Den Weibern muß man die Kur schneiden, — und wer Süßholz raspeln will, der muß nobel sein! — (Abbeißend und mit seinen Sachen abgehend durch die Thür links. Indem Müffel abgeht, treten Frau Krützfeldt, Schlüter und Stina durch die Mitte ein, so daß sie ihn noch abgehen sehen.)

Frau Krützfeldt. Schlüter. Stina. Bock.

Die drei ersteren in Bauernkostümen und mit etwas Reisegepäck, jeder ein Stück. Stina eigengemachten Bauernrock, Sammttaille, blanke, lackirte Pantoffeln, Bauernmütze. Frau Krutzfeldt ein altmodisches Costüm mit Puffärmeln in der Jacke, altmodischer Hut oder Mütze. Schlüter dunkle Kniehose, Schuhe, langer Rock, Weste und etwas schäbiger Hut. (Alle kommen gleich nach einander, fast zugleich durch die Mitte und haben Müffel freilich nur von hinten gesehen. Frau Krützfeldt trägt eine Schachtel, darin ihre beste Haube. Stina ein Körbchen mit zwei Photographien. Schlüter einen Reisesack.) Frau Krützfeldt. Ah, wakeen weer dat? Stina, Schlüter (zugleich). Ah, wakeen weer dat?

(Vorspiel.) Frau Krützfeldt, Schlüter und Stina weiter vortretend, fast bis zum Souffleurkasten, wo sie, ein jeder sein Gepäck in der Linken haltend, in gerader Linie stehen bleiben. Frau Krützfeldt rechts, Schlüter links und Stina in der Mitte, während Bock etwas zurück in der Nähe von Frau Krützfeldt stehen bleibt. (Terzett.)

Schlüter | Frau Krützfeldt | Stina | (singen. Bock während des Gesanges stummes Spiel.)

Dar sünd vergnögt wi dree all kam,
Wi dree all kam,
So'n Reis' de hett ehr Mängel,
Denn Stoff un Hitten weern infam,
ja weern infam,
Un hier in'n golden Engel.
Hier wüllt wie uns davun verhal'n,
davun verhal'n,
Den Weerth ock ni to'n Schaden!
(Alle drei klopfen sich auf die Tasche.)
Wi hebbt dat ja — wie künn't betal'n! wi künnt't betal'n!
Den Wien un ock den Braden!

Un Peter Mumm, de rike Bur,
de rike Bur,
Un ock sin Söhn, de Jochen,
Hebbt ock wul Hunger vun Natur,
ja vun Natur,
Un ock mal op to pochen!
Un sitt man eerst de jungen Lüd,
de jungen Lüd,
Tohopen ünnern Spegel,
Twee Höf ward denn tohopen friet, tohopen friet,
Dat is so Buernregel!

(An Bock gerichtet.)
Nu segg he mal, min leeve Fründ,
min leeve Fründ,
He is de Kellner dochen?
Twee Bur'n, de sick heel ähnlich sünd,
heel ähnlich sünd,
De Peter un sin Jochen,
Drapt hier vundag mit uns tosom',
mit uns tosam'
Und wüllt hier mit uns eten, —
Nun segg He mal, sünd se all kam'? sünd se all kam'?
De Kellner mutt't ja weten!

Frau Krützfeldt (zu Bock). Na, warum antwort He uns denn ni? Bock. Ick? — i wo? wieso? — Frau Krützfeldt. Wieso i wo? — Hett He't denn ni hört, wat wi sung'n? — Sünd se all hier? (giebt ihm einen derben Schlag auf die Schultern, Bock macht einen kleinen Sprung in die Höhe und fühlt sich dahin.) He mut't ja weten! Bock. Ob sie schon hier sind? — Wat meenen

Sie? Frau Krützfeldt. Wat'n Frag! — Wakeen schull'n wi wul meen'n?! — de beiden Bur'n ut Stippsdörp! — Peter Mumm un sin Jochen! — Schlüter. De beiden Stippsdörper! Bock. Ah, so! — na die! — Der Olle und sein Jochen! — Ha! Ha! Ha! Ha! — Ja! — ja, die sind schon hier! — Frau Krützfeldt. Denn weer dat ock Jochen! — Awers, wo is denn sin Vader? (schlägt Bock wieder auf die Schulter, daß er aufspringt.) He mut't ja weten. Bock. Der Olle? — Peter Mumm? — Der ist, — der ist — — der ist bei die Ochsen! — Ha! Ha! Ha! Ha! Frau Krützfeldt. Warum lacht He denn? Stina. Finnt he dat so lächerlich? Bock. J, Jott bewahre! ne! — Aber ick dachte man, — Ha! Ha! Ha! Ha! — ick dachte man an janz wat anderes! Frau Krützfeldt. An ganz wat anners? — Hebbt se em wul all wat seggt? — Weet he all Bescheed? — Bock. Ob ick Bescheid weiß? — Ja! ja! — ick weeß Bescheid! (zum Publikum) Wat sie wohl meinen? Frau Krützfeldt. Na, denn is't ja ock keen Geheimniß mehr. Schlüter. Ne, Fru Nachbarn, warum schüllt wi denn noch heemlich dohn? (zu Bock, auf Stina zeigend.) Hier is de lüttje Brut! Bock (zum Publikum). Wat hör' ick? Braut? (zu den andern.) Wat für'n kleine hübsche Braut! Stina. So? — Wakeen seggt dat? Bock. Jck, — ja! — ick sag' et! Stina. Denn hett He ock wat Rechtes seggt! — — Bock (zum Publikum). Jleich spitz! — aber hübsch ist sie doch! — (zu Frau Krützfeldt.) Sie haben 'n kleine hübsche Dochder! Frau Krützfeldt. Na, — Jochen is ock ni slecht! — so vel als ick em man vun achtern sehn, — — — en forschen Kerl! Bock (zum Publikum). Jochen? — Det is jut! — sie meint Müffel! Ha! Ha! Ha! Ha! Frau Krützfeldt. Wat sä He? — Lacht He all wedder? Bock. En forschen Kerl! — ick mein' et ooch so! Schlüter. Na, sä ick dat ni glix, Fru Nachbarn? — Na de Fotografie to reken, mutt he 'n forschen Kerl we'n! Frau Krützfeldt. Hett ock 'n forschen Vader! (zu Stina.) Wo heft de Biller, Stina, giff se mal her. Stina (nimmt zwei Photographien aus ihrem Korb und giebt sie ihrer Mutter). Frau Krützfeldt (zeigt Bock die Bilder). Nich wahr? de Ol' kann sick ock noch seh'n laten! — Un de hiere, dat schall Jochen we'n, wat min Stina ehr'n Frie ris. Bock. Ja, det werden sie denn wohl sind, (nimmt die Bilder) aber wat für schändliche Bilder! — Frau Krützfeldt. Wa meent He dat? Schlüter. Wat will He darmit seggn? Bock. Na, et fehlt doch die Klarheit! (Er spuckt auf das Bild und putzt es mit der Serviette.) Stina. Heff ick dat ni glix seggt, Moder? Bock. Da ist jar keen Ausdruck in die Visasche! — Et ist ja allns wie überjeflort! (ebenso, wie vorhin.) — Und der, wat Jochen sein soll, hat ja jar keene Ogen nicht! — Wer hat denn det jemacht? Frau Krützfeldt. De Scholmeister in Stippsdörp! Schlüter. He drifft dat so bito. Frau Krützfeldt. Un Jochen sin Vader de schreev uns doch, dat de Stippsdörper dat all so ähnlich funn. — Seht se sick denn nich ähnlich? — (Sie schlägt Bock wieder auf die Schulter, daß dieser aufspringt.) He mutt 't ja weten! — He hett se ja all sehn! Bock. Na, det haben se doch ooch wohl schon? Frau Krützfeldt. Ne, nich anners. als na de Fotografie! Schlüter. Dafför is ja de Fotografie! — Jck sä ock all glix to Fru Nachbarn: De gefallt mi, — den

mag ick liden! Bock. Mag die kleene Braut ihn denn ooch? Stina. Ick heff forts seggt, ick will em eerst mal sehn. Un wenn ick em ni mag, — denn nehm ick em ock ni! Frau Krützfeld. Ach wat! — Snickfnackerie! — Wat schullst em wul ni mögen! Bock. Jott in 'n Himmel! — noch jar nich mal jeseh'n und schon Braut und Bräutigam! — Wie ist et denn jekommen? Frau Krützfeldt. Darför is ja de Friewarwer, — de mutt dat Reisen dohn. Schlüter. Darför kriggt he ja sin Geld. Frau Krützfeldt. Dat heet: wenn dar wat na kummt! — Ward dat nix — kriggt he nix! Bock (zum Publikum). Ick wollte man, et würde nichts! Frau Krützfeldt. Wat seggt He? Bock. Ick meente man, wat 'n kleene niedliche Braut! Stina. Dat hett He ja all eenmal seggt! Bock (bei Seite). Wieder spitz — aber hübsch ist sie doch! Schlüter. Ja, ja! Stina is hübsch! — Js'n lüttje smucke Deern! Slecht ganz na ehr Moder! — ganz na ehr Moder! — deih't se ni? ganz Fru Nachbarn op und dal! Frau Krützfeldt. Ach, Nawer, lat He doch dat Tün'n! — He süht ümmer mit annere Ogen als anner Lüd! — datt het ock sin guden Grund! — Stina. He wischt Moder jümmers Honnig um'n Bart. Bock. Honig um'n Bart! — det ist jut! Frau Krützfeldt. Nawer is narrsch! — Awer, Kinners, wi sünd ja noch ganz bestaben, un möt uns dochen eerst noch 'n beten reinefeern, ehr Jochen uns süht, un ehr sin Vader vun de Ossen kummt! (zu Bock, auf die Thür rechts zeigend.) Js dar'n Stuv mit'n Spegel? Künnt wi dar man ringahn? — Bock. Ja, det is 'n Stube für die Fremden! Frau Krützfeldt. Na, denn lat uns man! Schlüter. Fru Nachbarn, schüllt wi nich eerst noch en beten eten? Frau Krützfeldt. Ick dach, wi wulln töben, bit de annern kamt. — Schlüter. Ock gut! — Ock gut! — Awers na Disch, Fru Nachbarn, mutt ick noch eerst en beten nicken, — de Reis' hett mi rein möd makt! Frau Krützfeldt. So'n beten Druseln doh ick ock wul noch, — man is dat eenmal so gewöhnt. — Awers vör Disch is dar gar nich mal de Tid mehr to! — — (zu Stina und Schlüter.) Na, Stina, denn kumm man! — — Kumm, Nachbar, eerst en beten afftuben. (Alle langsam ab in die Stube rechts. Frau Krützfeldt, die Letzte, wendet sich im Abgehen an Bock, ihn wieder auf die Schulter schlagend, daß er aufspringt.) Un wenn se kamt, denn seggt He uns Bescheed! (Alle drei ab.) Bock. Herr Jottes! wat so'n Bauern doch für Menschen sind! — Det is doch jrade als mit die andern! Und wat die Olle für 'ne feste Hand schlägt! — Ick jlaube, ick bin jrün und jelb davon! — det kleene Mädchen ist hübsch! — Schade, dat se nich mehr jelernt hat, — sie ist mich doch zu unjebildet! — — Wat mich aber am meisten Spaß macht, det is, dat sie Müffel für Jochen halten! — Ha! Ha! Ha! Ha! Und die andern meinen, dat er der Wirth is, det wird romantisch! — — — Na, (mit Pathos.) Müffel, Du hast Dich wat schönes injebrokt! — Ick möchte die Suppe nicht mit Dir essen! (Der Vorhang fällt).

Der zweite Act beginnt ähnlich wie der erste. Müffel tritt auf und singt zwei Strophen eines bekannten Studentenliedes, Er kommt aus dem Zimmer links in Bock's Kellnerjacke, eine

kurze Pfeife rauchend. Nach der Strophe „Es ist ein Postillon!“ verfällt er in eine anfänglich ernste und elegische Stimmung, die aber bald wieder in den alten burschikosen Humor umschlägt. „Ach was,“ ruft er, „Unsinn! — Nicht um eine Million vertauschte ich diese schönste Zeit meines Lebens!“ Er weiß, daß die Frauen kommen werden, setzt sich an den Tisch rechts auf einen Stuhl, legt die Beine kreuzweise auf einen anderen daneben und meint: „Ach es ist doch langweilig in einer solchen Kellnerjacke! — man kann nicht mal 'n bißchen ausgehen!“ Er fährt dann fort zu rauchen und greift nach einer Zeitung, um zu lesen. Aber nun kommt auch schon Frau Krützfeldt, und hiermit beginnt eine ergötzliche Scene.

Frau Krützfeldt (aus der Stube rechts kommend mit einer Photographie in der Hand, allmählich vorschreitend). Dar is he all! — Gar keen Twiefel! — He is dat! -- (abwechselnd nach dem Bilde und Müffel sehend.) Stülpsteweln, stimmt! — Witte leddern Büx, stimmt! — Un de Jack, — un de korte Piep -- — stimmt alles. -- Ne, wat 'n stramm'n Jung! — Dat freut mi doch um Stina! — (hat sich während dessen herangeschlichen und giebt Müffel einen derben Schlag auf die Schulter, so daß dieser die Pfeife fallen läßt und vom Stuhl auf die Erde fällt.) Dat büst Di wul ni vermoden we'n? Müffel (aufspringend). Ne! — Ha! Ha! Ha! H! — wa kunn ick mi dat ock vermoden we'n? — Frau Krützfeldt. Wi sünd all'n beeten hier. Ick seeg Di ock all glix, als wi ankeem, — frielich man vun achtern! — awers ick seeg doch forts, dat Du dat weerst! — De Fotografie is doch ganz ähnlich! Müffel (zu Frau Krützfeldt). Fotographie? — Ja, ja! -- de mutt ja ähnlich sin! Frau Krützfeldt. Awers, wo is Vader? Jochen? is he noch bi de Ossen? Müffel (bei Seite). Ha! Ha! Ha! Ha! hält mich für Jochen! -- Frau Krützfeldt. Wat seggst Du? Müffel. Ah, ick meen man, — ja, — — ja -- -- — de is noch bi de Ossen. Frau Krützfeldt. Denn kummt he wul bald? — Nachbar Schlüter un Stina sind dar binn. Müffel (bei Seite). Nachbar Schlüter und Stina? Aha, die andern beiden! (zu Frau Krützfeldt) Wat makt se dar? Frau Krützfeldt. Ja, min Dochder wull noch ni mit rinn, se schaneert sick noch — un Nachbar Schlüter snackt er dat denn nu ut'n Kopp. -- (Müffel auf die Schulter schlagend.) Du büst wul ni so? — Müffel. Ick? ne! ick schaneer mi ni. (Bei Seite). Kummt ock nix bi herut. Frau Krützfeldt. Dat süht man Di ock an, dat Du ni blöd büst. — Na, dat gifft sick wul, wenn se man eerst mal mit Di ünnern Spegel sitt. Müffel. Ünnern Spegel? Frau Krützfeldt. Brut un Brüdigam hört doch ünnern Spegel to sitten. Müffel. Brut un Brü — (bei Seite). O, weh! will die mich verheiraten. Frau Krützfeldt. Ick meen bi Disch — wi möt doch tohopen eten! — Müffel (interessirt). Eten! ja wul, tohopen eten! -- versteiht sick! — (rufend) Kellner! he, Kellner! Frau Krützfeldt. Noch ni, noch ni, Jochen! — Ick

meen, wenn Vadder kummt. Müffel. Ja, de 's ja noch bi de Offen (bei Seite). Diese Sau, daß ich sie fortgeschickt! (zu Frau Krützfeldt) Wi künnt dat awer doch to'm minnsten all bestelln, dat't up'n Disch steiht, wenn he kummt. (Bock durch die Mitte.)

In der nun folgenden Scene erklärt Frau Krützfeldt dem vermeintlichen Jochen, daß sie, Stina und Nachbar Schlüter nach dem Verlobungsschmaus mit ihm und seinem Vater nach Stipsdorf fahren würden, und dann wird das Essen bestellt. Da aber der goldene Engel weder Geflügel, noch einen ordentlichen Rinderbraten aufzutischen vermochte und Bock seine schönen Pasteten empfiehlt, bestellt Müffel Pasteten und Wein. Und als beides der Ganymed, über dessen „häßliches Lachen" sich Frau Krützfeldt nicht wenig ärgert, gebracht hat, setzen sich die beiden zu Tisch. Während sie essen, erzählt Frau Krützfeldt allerlei von ihren Verhältnissen und so auch, daß der alte Schlüter ihr Nachbar und Curator sei und zu Stina Gevatter gestanden habe, daß er selber einen schönen Hof besitze, aber auch ihr in der Bewirthschaftung des ihrigen treu zur Seite stehe, daß er sie und ihre Tochter stets begleite, wenn sie einmal auf Reisen seien, und daß er dann auch stets die Kasse führe. Müffel-Jochen hört das alles mit großem Interesse. — Und weiter vernimmt er, wie Schlüter früher einmal gleichzeitig mit Frau Krützfeldt's seligem Manne um sie angehalten, wie sie ihm aber einen Korb gegeben, was ihn so sehr betrübt habe, daß er Junggeselle geblieben sei. Aber seit dem Tode ihres Seligen fange er wieder an, um sie zu werben und sei immer zudringlicher geworden, so daß er sie jetzt mit seinen Anträgen sehr belästige. Und als Müffel sie nun fragt, ob sie den Schlüter denn gar nicht möge, meint sie, er sei ihr doch zu alt, und auf die weitere Frage, ob sie denn überhaupt nicht wieder heirathen wolle, antwortet sie: „Man is ja noch just nich ut de Jahren!" Und nun flunkert ihr Müffel vor, daß sein Vater, nämlich Peter Mumm, willens sei, sie anzusprechen, daß er aber in solchen Dingen etwas blöde und schüchtern sei; deshalb müsse sie ihm etwas entgegenkommen, dann werde auch diese Verlobung leicht vor sich gehen können. Frau Krützfeldt, nicht wenig erfreut über die unvermuthete Neuigkeit, die ihr Müffel mitgetheilt hat, verspricht das zu thun.

Jetzt erscheint auch Nachbar Schlüter aus dem Neben-

zimmer. Auch er erkennt Jochen sofort nach der Photographie und heißt ihn vergnügt als Stinas Bräutigam willkommen. Und als er nun nach Stina gefragt wird, erklärt er, daß er sie noch nicht habe mitbringen können, da sie sich noch zu sehr genire. Da springt Müffel auf und will sie hereinholen; aber Frau Krützfeldt meint, es sei doch besser, wenn sie es thue, und entfernt sich. Die Zeit ihrer Abwesenheit soll für den alten Schlüter verhängnißvoll werden; denn der lose Müffel treibt einen grausamen Ulk mit ihm. Er freundet sich bald bei ihm an, trinkt Schmollis mit ihm und thut zuletzt so, als hätte ihm Frau Krützfeldt etwas sehr wichtiges anvertraut. Das interessirt nun den Alten, er setzt dem Müffel zu und bringt es fertig, daß dieser das Geheimniß preis giebt. Hochbeglückt erfährt nun Schlüter, daß ihn Frau Krützfeldt gern möge und daß sie sogar, wenn er komme und um sie anhalte, gar nicht abgeneigt sei, ihn zu heirathen. Natürlich wird hierauf angestoßen und das volle Glas bis auf die Nagelprobe geleert.

Die sich anschließende Scene bringt wieder Frau Krützfeldt und Stina. Die Mutter zieht die sich noch immer sträubende Tochter halb mit Gewalt ins Zimmer hinein, und Nachbar Schlüter ruft: „Hier man her, lüttje Stina, hier man her! — kannst Di freun! — kriggst en staatschen Frier!" Und Müffel streckt ihr schon beide Arme entgegen. Aber Stina genirt sich noch immer und Frau Krützfeldt, sie noch weiter vorziehend, ermuntert sie: „Nu kumm dochen und wes nich narrsch, Deern! — Na, Jochen, hier is se!" Und nun wirft sich Stina nach kurzem Schwanken mit den Worten: „Dar hest mi denn, Jochen," dem Müffel in die Arme, und dieser hält sie fest und herzt und küßt sie. Nun sind bis auf Peter Mumm, wie die drei Dörfler meinen, alle beisammen, und sie warten nicht erst ab, bis dieser von den Ochsen kommt, sie lassen sich die Pasteten und den Wein gut schmecken; namentlich scheint Müffel großen Hunger und Durst zu haben. Aber er vergißt dabei nicht seine Stina; im Gegentheil, er wird immer zärtlicher gegen sie und küßt sie recht oft. Und jedesmal, wenn dies geschieht, macht der alte Schlüter Frau Krützfeldt darauf aufmerksam. Nun füllt Müffel einmal wieder die Gläser und schickt sich an, eine Rede zu halten.

Müffel. Awers nu hört mal to! — mi liggt wat op'n Harten!

Schlüter. Denn man rut darmit, He! He! denn man rut darmit, lüttj Jochen! Müffel (sein Glas ergreifend und aufstehend). Wenn Menschen so vergnögt tohopen sünd — Schlüter. Ja, ja! so vergnögt tohopen! Müffel. Denn is dat Hart vull! Schlüter. Dat Hart vull! Fru Nachbarn, dat is hübsch! Müffel. Un wo dat Hart vun vull is — Schlüter (schnell). Dar geiht de Mund vun öwer! He! He! Frau Krützfeldt. Gott, Nachbar, falln Se doch nich ümmer dartwischen! Müffel. Dar geiht de Mund vun öwer! — un so is dat nu ock mit mi, wenn ick an de denk, de ja nu bald min Moder ward. Frau Krützfeldt (wischt sich mit der Schürze eine Thräne ab). Stina (ebenfalls). Müffel. Un an den oln, guden Mann, de ehr Nachbar is un so veel vun ehr höllt, — Schlüter (sich mit dem Taschentuch eine Thräne abwischend, gerührt). Dat is hübsch, Fru Nachbarn, dat is hübsch! He! He! Müffel. Un darum rop ick denn: Op Moder un Nachbar Schlü — Frau Krützfeldt (ihn unterbrechend). Sch! sch! wo denkst Du hin, Jochen? Brut un Brüdigam sünd doch de eersten, ni wahr, Nachbar Schlüter? Schlüter. Ja, He! He! — Brut un Brüdigam sünd de eersten! (sein Glas erhebend.) Jochen un Stina de schüllt leben! Vivat hoch! — (Alle stoßen zusammen an, Müffel trinkt schnell aus, die andern nicht.) Müffel. Ah, nee, wat is dat? — Op Brut un Brüdigam, — un denn nich mal rein ut? Frau Krützfeldt. Wenn ick dar man ni so warm na würr! — Schlüter. Un ick so släprig, Fru Nachbarn. (Gähnt.) Müffel. Hölpt alles nix! Op Brut un Brüdigam mutt dar utdrunken warrn. Frau Krützfeldt. Na, Stina, denn man to! (Trinkt aus.) Schlüter. Ja, Stina, He! He! man to! (Trinkt aus.) Stina. Kiek, Jochen! (trinkt rasch aus) Du, Jochen, ick freu mi so! (Sie umarmt und küßt ihn.) Müffel (bei Seite, schnell). Hm! Hm! Gefällt mir! gefällt mir! Schlüter. Fru Nachbarn! Fru Nachbarn! Dar kreeg he all wedder een! Na, Jochen, wat seggst Du nu? He! Jung, dat magst wul. Müffel. Smeckt schön! — bon! — Dar lat ick sülm de Pasteten för stahn. (Nimmt sich eine und steckt sie schnell in den Mund.) He, Kellner, Kellner! (Zu den andern). Blos noch'n paar warme Pasteten, wenn Vader kummt. Bock (durch die Mitte). Müffel (zu Bock). Noch'n paar mehr vun de Dinger! — Un 'n frischen Buddel. Bock. Jleich! (im Abgehen.) Junge, Junge, wird det aber'n Krach jeben! (Ab durch die Mitte.) Schlüter (zu Frau Krützfeldt). Fru Nachbarn, wi sünd ja so vergnögt, — schüllt wie nu nich ock mal een singen? Müffel. Ja, man to! — mal een singen! Singen mag ick ock för min Leben geern! Frau Krützfeldt. Ne, — wat Du seggst! — min Stina ock! Stina. Dat freut mi! — dat is schön! Denn mußt Du forts mal singen! Schlüter. Ja, Jochen, Jung, — denn stimm man glieks mal een an! (zu Frau Krützfeldt.) Ni wahr, Fru Nachbarn? Frau Krützfeldt. Ja wul, Nachbar! (zu Müffel.) Na, Jochen, denn man to! — Müffel. Silentium! Schlüter. Silentium?! — Wat is dat, Jochen? Müffel. Dat is so veel als: Nu geiht 't los! Schlüter. Ah, so?! Ja, denn man los! (Vorspiel.) Müffel (singt.)

In des Waldes finstern Gründen,
In den Höhlen tief versteckt,
In den Höhlen tief versteckt,

Müffel und Schlüter (Frau Krützfeldt giebt Zeichen des Unwillens).

Ruht der Räuber allerkühnster,
Ruht der Räuber allerkühnster,
Bis ihn seine Rosa weckt,
Bis ihn seine Rosa weckt.

Schlüter. Jung, Jochen, dat kenn ick ja! Müffel. Desto beter! (Singt, während Frau Krützfeldt wieder lebhafte Zeichen des Unwillens macht.)

Und er öffnet seine Augen,
Lächelt ihr den Morgengruß,
Lächelt ihr den Morgengruß.

Müffel und Schlüter (Frau Krützfeldt giebt wieder Zeichen des Unwillens, Schlüter breitet beim Singen dieser Zeilen die Arme gegen Müffel aus und umarmt ihn.)

Sie sinkt sanft in seine Arme,
Sie sinkt sanft in seine Arme,
Und erwiedert seinen Kuß,
Und erwiedert seinen Kuß.

Frau Krützfeldt. Ah ne! Ah ne! — wat schüllt wi mit dat ole Leed!? Müffel. Min Leevlingsleed! Schlüter. Ne, dat kann ick just ni seggn! — Jung, Jochen, dat hett ja all min Grotvader sungn! Frau Krützfeldt. Ja, dat singt ja nu ock keen Mensch mehr, — is ja all lang ut de Mod! Müffel. Bon! Denn singt wi en anner Leed! Awers nu is eegentlich dochen all unse lüttje Stina an de Reeg! — — Schlüter. Ja, Stina, Deern, un kummst Du! Stina. Ja, wat schall ick denn man singn! Schlüter. Weetst Du wat, Stina! Sing uns mal dat Weegenleed! Müffel (heiter). Wa? — Wo? — Wi? — Weegenleed?! Frau Krützfeldt. Ah ne! — ne! — dat schickt sick dochen nich op 'n Verlobungsdag en Weegenleed! — Schlüter. Na, na, Fru Nachbarn, warum schull sick dat ni schicken. — Na de Verlobung kommt dochen de Hochtid un na de Hochtid dochen meisttiden ock all bald de Adebar! Müffel (schnell). Adebar! Ha! Ha! Ha! Ha! Stina. Pfui, Nachbar Schlüter! Schlüter. Na, doh dat man, — mi to Gefalln! Müffel (weich). Un mi, min lüttje Stina! Stina. Ja, denn mutt ick man! (Steht auf und geht weiter vor.) Müffel. Na, also: Silentium! Schlüter. Dat is ja denn so veel als: Nu geiht't los! (Vorspiel.) Stina (singt).

Eia, popeia, polei!
Liggst als en Prinz in de Dei,
Kiekst ut de Ogen so hell un so stumm,
Buten geiht lisen de Sandmann herum,
Keem ock un frag all na Di;
Eiapoleia, wiwi!
Keem ock un frag all na Di.

Eiapopeia, min Hart!
Nacht is so düster un swart,
Günd liggt de Karkhoff so still un so grot,
Wit dör' de Welt schickt uns' Herrgott den Dod,
Slap man, he geiht wul verbi,

Eiapoleia, wiwi!
Slap man, he geiht wul verbi!

Eiapopeia, min Blom!
Slöppst all, — un lachst noch in 'n Drom,
Lach man! Du kannst noch de Welt ni verstahn,
Kennst noch keen Sorgen, keen Kummer un Thran,
Lach man! bist glücklich un fri,
Eiapoleia, wiwi!
Lach man! bist glücklich un fri!

(Sie macht einen bäuerischen, kurzen Knix und geht nach ihrem Platz, kehrt aber bei erfolgtem Applaus wieder zurück und singt die folgende Strophe.)

Eiapopeia, min Kind!
Hoch in de Böm drömt de Wind,
Baben dar blinkert so fründlich de Steern,
Still swevt de Engeln un singt dör de Fern,
Swevt ock uns lüttje Marie, —
Eiapoleia, wiwi!
Swevt ock uns lüttje Marie.

(Macht es ebenso, wie vorhin.)

Eiapopeia, gu'n Nacht!
Ween ick? — wat heff ick denn dacht? —
Weer't ni vör Kummer, so weer't wul vör Freud, —
Ach, un en Moder, de kennt dat ja beid! —
Slap man, Du slöppst ja bi mi,
Eiapoleia, wiwi! —
Slap man, Du slöppst ja bi mi!

(Macht einen Knix und geht nach ihrem Platz.)

Müffel (weich). Stina, min lüttje Stina! — Du singst ja als en Nachtigal! Schlüter. Ja, deiht se ni? — deiht se ni, lütt Jochen?! Müffel. Awer nu möt wi ock mal wedder drinken! — Nu man mal her mit de Gläs'. — (Er schenkt ein). Frau Krützfeldt. Gott in'n Himmel, Jochen, Du makst een ja rein dun, Jung! Schlüter. Ja, He! He! Fru Nachbarn, ick bün ock all ganz düsig! Müffel. Ick keem ja ock noch gar ni mal mit min Red' to Enn! — Nu kummt erst de Schluß! Nu hört man mal to! — Moder un Nachbar Schlüter de schüllt leben! Vivat hoch! Schlüter (sein Glas erhebend). Hoch! He! He! — Kam Se her, Fru Nachbarn! Wi beiden schüllt leben! (Alle stoßen an, aber nur Müffel trinkt aus.) Müffel. Ah, ah! wat is dat? all wedder ni rein ut? Schlüter. Ja, He! He! rein ut, Fru Nachbarn! (trinkt aus und gähnt.) Frau Krützfeldt. Ick warr ja all ganz düsig! (trinkt aus.) Müffel (weich und zärtlich). Na, Stina? Schlüter. Stina, He! He! op mi un Moder. Bock (erscheint mit Pasteten und einer Flasche Wein durch die Mitte, bleibt bei der Thür stehen). Stina. Di to Leevde, Jochen! — un ut luter Freud! — Süh, Jochen, so freu ick mi! — (Trinkt schnell aus). Bock. Ne, wat die Kleine herzlich is! — Schlüter. Dat is recht, Stina, dat is recht, He! He! Bock (näher tretend, Wein und Pasteten auf den Tisch setzend). Hier

sind die Pasteten und der Wein! (Im Abgehen) Det Mädchen jefällt mich immer mehr! (Ab durch die Mitte.) Müffel (präsentirend). Frische Oplag. Nu man to (nimmt sich eine, die er sofort in den Mund steckt). Schlüter. Junge, Jochen! — Du settst dar awern Barg vun hendal! Frau Krützfeldt. Lat em doch, Nachbar Schlüter, wenn em dat smeckt. Is ock'n forschen Kerl. Müffel. Ja, un siet güstern nix Warmes. Bock (sieht durch die Thür). Frau Krützfeldt. Na, denn man to, Jochen! (Stina den Teller gebend). Kumm, Stina, giff em forts noch een Paar! Stina (ihm zwei auflegend). Dat freut mi, dat Di dat so schön smeckt, min Jochen! Kumm! Dar hest Du ock glieks noch en beten Sötes darto! (küßt ihn.) Müffel (bei Seite, schnell). M! M! gefällt mir immer mehr! Bock! Mir ooch! Schlüter. Fru Nachbarn, Fru Nachbarn! (Er steht auf, mit der einen Hand sein Glas, mit der andern an der Stuhllehne seinen Stuhl erfassend und will zu ihr hinüber). Ick kam mal'n beten röwer. Frau Krützfeld. Ne, ne, Nachbar, — blieben Se doch leewer sitten! Schlüter (geht wieder zurück und setzt sich). Müffel. Lat em doch! — Is ja din Nachbar, Moder. Stina (Müffel umfassend) Nu segg mi mal, min Jochen, hest Du mi denn ock wirklich so recht leev? so recht hartlich leev, als ick Di heff? Müffel. Wa kannst noch fragen? (Weich und zärtlich) Min Stina! Stina. So een als Du bist, heff ick mi ümmer wünscht. Ik kann Di garni seggn, wa ick mi freu! (küßt ihn). Müffel (bei Seite). M, M! (Zu Stina, sie umarmend) Stina, Deern! Stina. Min Jochen! (Sie küssen sich.) Bock (bei Seite). Ne, wat die Kleene für Feuer hat! Schlüter. Süh, Süh! Fru Nachbarn! Fru Nachbarn, schüllt wie nich ock mal so? Frau Krützfeldt. Gott, bewahr uns, Nachbar! schamen Se sick denn ni, noch op so'n Dohrheiten to stür'n? Schlüter. Dohrheiten? — He! He! (Zu Jochen) Dat nennt se Dohrheiten, Jochen! (Zu Frau Krützfeldt) Ne! He! He! Dat 's min völlige Eernst! (Geht zu ihr hinüber) Un lüttjen Dütjen, Fru Nachbarn! — — (Will sie küssen.) Bock (bei Seite). Der olle Knappe! Frau Krützfeldt (aufstehend). Nu will ick Se mal wat seggn, Nachbar! Mit so'n Handgrieplichkeiten blieben Se mi vun'n Liev; — als Nachbar heff ick se geern, aber als Brüdigam? Ne, ick danke! — süh so, und dar hebb'n Se de Schüffel! Müffel (bei Seite, schnell). Schüffel! — bon! Bock (bei Seite, schnell). Und ooch noch'n Rüffel, bon! (Ab durch die Mitte.) Schlüter. Schüffel, He, He! — Jochen, hest hört? — Is ja dochen alles man Verstellung! Alles man Kummedi! (Will sie wieder küssen.) Frau Krützfeldt (aufstehend). Wat, Verstellung?! Wat, Kummedi?! (Sie hebt mit beiden Händen ihren Stuhl und stößt ihn nieder auf den Fußboden) — Un dat seggn Se mi hier man so liek in't Gesich? wo Jochen bi sitt? — Gott bewahr uns, ock noch Groffheiten? Ne! Ick mag em ja ni vör Oogen sehn! Denn gah ick ja leever na Stuv. (Ab ins Zimmer rechts.)

Da entsteht allgemeine und große Bestürzung, namentlich auf Seiten Schlüter's, der einen solchen Ausgang seiner Werbung nach Müffel's Erklärung nicht vermuthen konnte. Er wendet sich, begossen wie ein Pudel, an Müffel und Stina mit den Worten: „Awers, wat säd Ju nu? He! He! — Nu heff ick Moder bös

makt." Worauf Müffel erwidert: „Se mutt dar wedder her!" „Ja, he, he! Se mutt dar wedder her!", meint auch Schlüter, „Stina, gah hin un hal Moder wedder!" Und als nun auch Müffel bittend spricht: „Hal se wedder, snack se wedder gut," da sagt denn auch Stina: „Ja, denn mutt ick man! awers wat giffst Du mi?" Und nachdem ihr Müffel mit den Worten: „Kumm, süh, dat!" einen Kuß gegeben hat, geht sie rechts ab ins Zimmer.

Nun ist Müffel wieder mit dem Alten allein, und da benutzt er auch sofort wieder die Gelegenheit, sein ulkiges Spiel mit ihm zu treiben. Schlüter, der sich ob dem Vorgefallenen in einer sehr ärgerlichen und aufgeregten Stimmung befindet, trinkt, von Müffel dazu aufgefordert, ein Glas Wein nach dem andern, bis er zuletzt, voll des köstlichen Nasses, einschläft. Da nimmt nun der ruchlose Müffel den Korken einer leeren Flasche, kohlt ihn an dem einen Ende an und schwärzt damit unter pathetischen Worten dem arglos Schlummernden das ganze Gesicht. Dann schleppt er ihn mit Bock's Unterstützung in eines der benachbarten Zimmer und schmückt ihn dort mit seinem Cerevis und Verbindungsband. Hier will er, das Weitere abwartend, vorläufig bleiben und ruft dem noch in der Thür stehenden Bock zu: „So! Danke! — Nicht verrathen! — Frisch gelogen! - bon!" Worauf Bock pathetisch spricht: „So?! Nichts verrathen! — Frisch gelogen! — Na, ich danke! Du bist schon fest jenug! Et kann nich lange mehr dauern, — und wenn die Bauern erst dahinter kommen, denn is et alle mit Dich, mein Junge, und ooch mit Dich und die Kleene!" Damit geht Bock durch die Mitte ab, und der Vorhang fällt.

Mit Beginn des dritten Actes, dem ein passendes kurzes Vorspiel, dessen Motiv die bekannte Melodie des Räuberliedes ist, vorangeht, erscheint zuerst Bock. Er tritt durch die Mitte auf und giebt in einem Monologe kund, daß er der Kellnerei müde sei und sich zu verändern gedenke. Da wolle er nun versuchen, sich das kleine Bauernmädchen, die den Müffel ja doch nicht bekommen könne, geneigt zu machen. Dann werde er vielleicht einmal der Besitzer eines schönen Hofes, er — mit Stina an der Seite! Das wäre doch zu romantisch!

Und da kommt sie gerade, mit der er sich in Gedanken be-

schäftigt hat. Sie war ja fortgegangen, um die Mutter zu holen; aber diese ist noch zu böse, als daß sie schon mit der Tochter hätte zurückkehren mögen. Und so betritt sie allein das Gastzimmer; — „solo alleene“ — sagt Bock, „der Moment ist jünstig!“ Und nun beginnt er sofort seine Werbung. Stina, die gleich ihrer Mutter nicht gut auf ihn zu sprechen ist, weil er immer über die Bauern so spöttisch gelacht hat, läßt ihn anfangs ruhig gewähren, und Bock wird immer zudringlicher, bis er zuletzt um Stina den Arm legt und sie küssen will. Aber diese hat das schon kommen sehen, und indem sie ihn mit der einen Hand abwehrt, faßt sie mit der andern den Schoß seines Schniepels; als nun Bock sein Vorhaben, nämlich Stina einen Kuß zu geben, ausführen will, da giebt es einen kräftigen Ruck, und der halbe Schoß ist vom Schniepel getrennt! Stina schwingt die Trophäe unter gellendem Lachen in der Hand. Müffel hat der Begebenheit durch die Zimmerthür zugesehen; nun tritt er ins Zimmer, fast zugleich mit Frau Krützfeldt, die durch Stina's Lachen herbeigelockt wird. Und nun machen sich alle lustig über Bock, der die schadhafte Stelle seines Gewandes mit der Serviette bedeckt und sich vor Ärger und Scham hätte verkriechen mögen. Da packt ihn Müffel beim Kragen und setzt ihn hinaus, ihm noch in der Thür zuraunend: „Mensch, nun paß auf, und bring Bescheid, wenn die andern kommen!“ Und Bock ruft: „Au! Knuff mich man nicht so, ick werde ufpassen.“

Nun fällt es Frau Krützfeldt auf, daß Nachbar Schlüter nicht da ist, und da lügt ihr nun Müffel vor, der Alte wäre in voller Verzweiflung in den Garten gegangen, weil sie, Frau Krützfeldt auch gar zu barsch gegen ihn gewesen sei. Dieses meint auch Stina, und da thut es der Bäuerin bald leid, daß sie ihn so schroff hat abfahren lassen: „In den Ogenblick mak he mi ock rein kasparat! — — Stina, weetst wat, Stina? — vun Di höllt he am meisten, — lop rut un begösch em wedder!“ Müffel bittet gleichfalls darum, und für ein paar Küsse von ihm ist Stina auch sofort bereit und eilt (durch die Mitte ab) in den Garten.

Kaum ist sie fort, als auch schon Bock rufend durch die Mitte kommt: „Ick habe wat zu melden, wat zu melden! — Peter Mumm!“ — Diese Worte wirken auf Müffel und Frau

Krützfeldt gewaltig ein, — und nun folgt eine höchst ergötzliche Scene, die es wie jene anderen wohl verdient, hier wiedergegeben zu werden.

Müffel (bei Seite). Donnerwetter! Frau Krützfeldt. Wat seggt he? Müffel (zu Bock). Rut mit Di! (zu Frau Krützfeldt) He seggt, Vader kummt. Bock (im Abgehen). Ha! Ha! Ha! Ha! Nu wird et erst recht romantisch! (Ab durch die Mitte.) Frau Krützfeldt. En schrecklichen Menschen! — Nu lacht he all wedder! — Kummt he, Jochen? Kummt Vader? Gott, mi sleit doch ordentlich dat Hart! Müffel. Ach wat! nu man ni bang! — man frisch drop los! — Ick gah nu eerst noch mal weg! Frau Krützfeldt. Weg? wullt Du weggahn? Bliev doch hier, Jochen! Is ja doch Din Vader! — Wenn Du man darbi büst, denn bün ick all vel drister! Müffel. Geiht ni, geiht ni! Ick kenn em ja! In so'n Saken is he vel to snaaksch! Awers wat ick Di segg, — gah em man frisch op 'n Kittel, un denn schast man mal sehn! — Ick bliev ja man ebn so lang in min Stuv! — un wenn Ju eenig sünd, bün ick wedder dar un de eerste de gratuleert. (Im Abgeben für sich.) Die Bombe will platzen. (Ab in das Zimmer links.) Frau Krützfeldt (allein). Gott in'n Himmel! — he lett mi richtig mit em alleen, un ick kenn em ja dochen man eerst na de Fotegrafie! Mit dree tohopen snackt sick dat doch vel beter! Un Jochen har so nett de Brügg slagen kunnt twischen mi un sin Vader! — — De Huv sitt ock ni mehr, als se sitten schull! (Sieht in den Spiegel) Na so'n oln Wien verdreiht un verschüfft sick dat all'ns! (Zupft an ihrer Haube) Ick bün rein confus. (Peter Mumm tritt ein durch die Mitte.) Ah, dar is he all!

Peter Mumm. Vorige. Später Bock und Müffel.

Peter Mumm (stellt seine Peitsche in die Ecke). Schöne Ossen! — snickenfett! — bannige Beester! — Frau Krützfeldt (geht ihm entgegen und macht einen tiefen Knix gegen ihn). Gud'n Dag! gud'n Dag denn ock! Peter Mumm. Ah, süh! — Gud'n Dag! — Na, se is dat denn ja wull. (Bei Seite) Stralax! putzt de aber ut de Kappen! Frau Krützfeldt. Ja, ja! ick bün dat! min Stina is buten. Peter Mumm. Na, Jochen kummt ock wul glix. Ju hebbt wul all en beten achter't Fatt seten? — wat hebbt Ju denn hatt? Frau Krützfeldt. So 'n Art Pförten mit Fleesch in. (Bei Seite) Wa fang ick dat man an? Peter Mumm. Smeckt de Dinger gut? Frau Krützfeldt. Lat sick eten! — Ja! — (Bei Seite) Doch ganz als de Fotegrafie! — Un Jochen up un dal! Peter Mumm (rufend). He, Kellner! (Zu Frau Krützfeldt) Dat dur ock eegentlich en beten lang mank de Ossen — höllische Knüppels! — bannige Beester! — Bock (kommt durch die Mitte). Peter Mumm. Bring noch mal en paar vun de Dinger! (Zu Frau Krützfeldt) Se eten wul noch een mit! Frau Krützfeldt (bei Seite). In Gottes Namen denn. (Zu Peter Mumm) Danke! — ja, ick et een mit! Peter Mumm. Na, denn wüllt wi uns setten! — Denn setten Se sick man! Frau Krützfeldt. Danke! Danke! — Awers warum noch jümmers Se? Schüllt wi ni Du to enanner seggn? (Bei Seite) De eerste

Schritt! Peter Mumm. Stralaz! ja, dat is wahr! — Ja wul, Du schaft Du to mi seggen! — Wi sünd ja nu so quanzwies all Vader un Moder vun de beiden. Frau Krützfeldt (bei Seite, froh). Vader un Moder vun de beiden, he kummt mi all neeger! Peter Mumm. Wat meenst Du? Frau Krützfeldt. Dat meen ick ock, Vader un Moder vun de beiden! Peter Mumm. Warum schulln wi uns denn ock schaneern? Frau Krützfeldt (bei Seite). All wedder 'n Schritt! — nu man frisch! (Zu Peter Mumm) Ick bün ock ni blöd! Peter Mumm. Dat is recht! dat mag ick lieden! Dat is nett vun Di! Frau Krützfeldt (bei Seite). All wedder 'n Schritt, denn man to! — — (Klopft ihn auf die Schulter) Du, Peter! Peter Mumm. Na, wat denn? Frau Krützfeldt. Peter, magst mi wul? Peter Mumm. Ob ick Di mag? — — Ja, — — ja, ick mag Di geern! (Bei Seite) 'n nette Person! 'n staatsch Frunsmensch! Frau Krützfeldt (froh). Du magst mi? Du magst mi geern, seggst Du? — — — Du, Peter, wat meenst? Peter Mumm. Wat ick meen? — — Ja, — Ja — ick weet ni, wat meenst Du? — — (Bei Seite) wirklich 'n nette Person! Frau Krützfeldt. Wat ick meen'? — Schall ick Di't mal seggn, wat ick meen? — Peter Mumm. Ja, — ja, — segg't man! Frau Krützfeldt. Süh, dat meen ick. (Küßt ihn) Dar heft en Dütjen vun mi! Peter Mumm (bei Seite, froh, verwundert und sich mit der Hand auf sein Bein schlagend). Stralaz! wat 'n Frunsmensch! (Zu Frau Krützfeldt) Deern, — Deern! — wat makst Du?! Frau Krützfeldt. Na, nu fat mi doch mal um! Bock (durch die Mitte mit einem Teller voll Pasteten, bleibt bei der Thür stehen, stummes Spiel). Peter Mumm. Ja, wenn Du dat denn so geern wullt. (Faßt sie um.) Frau Krützfeldt. Du, Peter! dar heft forts noch een! (Küßt ihn). Peter Mumm. Stralaz! Bock (für sich). Ne, diese Bauern! Frau Krützfeldt. Sühst Du, — dat gung gauer, als ick dacht! — Nu heft Du mi! Peter Mumm. Heff ick Di? — Frau Krützfeldt (ihn auf die Schulter schlagend). Nu sünd wi ja Brut un Brüdigam! Peter Mumm. Brut un Brü — — — Ja, — ja, — wenn Du dat denn pattu wullt, — (bei Seite). Stralaz, wat 'n Frunsmensch! — Frau Krützfeldt. Na, Du doch ock? — Nu thier Di doch ni so! — — Kumm! (Umarmt und küßt ihn.) Bock (wie oben). Ne, diese Bauern! (vortretend) Ha! Ha! Ha! Ha! (Beide fahren auseinander.) Frau Krützfeldt. De ole infamigte Bengel! Peter Mumm. Wat wullt Du? Bock. Ick bringe man die Pasteten! (Setzt sie auf den Tisch) Ha! Ha! Ha! Ha! Peter Mumm. Wat heft dar to lachen? — He? warum lachst Du? Bock. Ick lachte man über dat Küssen. Frau Krützfeldt. So? öwer dat Küssen? — denn hett He ock wul lacht, als He min Stina küssen wull? Peter Mumm. Wat? Stina hett he küssen wullt? Nu schall em doch! — (Thut als ob er auf ihn losfahren wollte.) Bock (schnell ab durch die Mitte.) Frau Krützfeldt. Ja, awers dat keem anners! — se reet em den Steert af! — Peter Mumm. Ha! Ha! Ha! Dat weer recht! Stralaz! denn is se ock wul ni bang? denn sleggt se wul ganz na Di? — Awers, wo is se denn, uns'

lüttje Stina? Frau Krützfeldt. In 'n Gaarn (Stina tritt auf, durch die Mitte kommend). Dar kummt se all!

Vorige. Stina. Später Müffel.

Stina. Nachbar Schlüter is narms to finn, Moder! Frau Krützfeldt. Na, he kummt wul wedder. (Auf Peter Mumm zeigend) Jochen sin Vader, Stina! Müffel (sieht durch die Thür). Stina. Ah, ne! (Geht zu ihm und knixt). Peter Mumm (bei Seite). Stralar! wat 'n Deern! — (Zu Stina) Ja, un Din Swiegervader, lüttje Stina! Frau Krützfeldt. Ja, un eegentlich ock all Din Vader, Stina! Stina. Ah, ne! Peter Mumm. Ja, wat seggst Du nu? wi sünd Brut un Brüdigam! Müffel (wie oben). Mir wird schwul! Stina. Ah, ne, wa kann't angahn? Müffel (wie oben). Wär' ich nur hinaus! Stina. Denn grat'leer ick ock! (Giebt Peter Mumm knixend die Hand.) Awers wo is Jochen? weet Jochen dat all? — wo is he? Müffel. O, weh! (Ab.) Frau Krützfeldt (nach dem Zimmer links zeigend). Jochen is dar! Peter Mumm. Wat?! — — Jochen is dar?! — min Jochen? Frau Krützfeldt. Din Jochen! Is dar (nach dem Zimmer links zeigend) un weet allns! — Peter Mumm. Dat is ni möglich, gar ni möglich! Frau Krützfeldt. Ah, Jung, nu mak doch keen Unsinn! Peter Mumm. Unsinn? — Stralar! — He weer ja doch mit na de Ossen! — Dat mutt ick doch beter weten! Un nu is he dar buten bi de Peer! He wull de Peer man eben noch en Foder geben. — Awers töf mal! — (Er steht auf und geht nach der Mittelthür; Frau Krützfeldt, erregt und bestürzt, steht gleichfalls auf, bleibt aber nach Peter Mumm sehend, in der Nähe ihres Stuhles stehen, den sie beim Aufstehen etwas herum und vom Tisch abgeschoben hat, während Stina, gleichfalls erregt und bestürzt, sich einem der Stühle an dem andern, runden Tische nähert. Peter Mumm durch die Mittelthür rufend). Jochen! — he, Jochen! kumm gau mal her! Jochen (hinter der Thür). Ja, Vader, kam all! Frau Krützfeldt (schnell, bestürzt). Wa, wat is dat?! Stina (ebenso). Wat is dat, Moder?!

Vorige. Jochen. Bock.

Bock (ihm folgend, bleibt in der Nähe der Thür stehen). Jochen (durch die Mitte mit einem dicken Handstock). Hier bün ick! (Stina und Frau Krützfeldt schreien laut auf und sinken ohnmächtig jede auf ihren Stuhl). Bock (bei Seite). O weh! Die Bombe ist jeplatzt! Peter Mumm. Stralar, Jochen, hier is wat passeert! Jochen. Is wat passeert! Peter Mumm. Se hebbt sick beswimelt! Jochen. Hebbt sick beswimelt! Peter Mumm. Töf, wo is min Pietsch? (Nimmt seine Peitsche.) Opgepaßt, Peter Mumm! (Stellt sich an die eine Seite der Thür links.) Jochen. Opgepaßt, Peter Mumm! (Stellt sich an die andere Seite der Thür.) Stina (erwachend). Jochen, min Jochen, wo büst Du? Jochen (schnell hinzutretend). Hier bün ick! Stina (mit der Hand abwehrend). Ne, Du büst dat ja ni! Frau Krützfeldt (erwachend). Jochen, wo is Jochen? Jochen (schnell hinzutretend). Hier! Frau Krützfeldt (mit der Hand abwehrend). Ne, Du ni! Peter Mumm. Dat mutt ja en Erzgauner we'n! Jochen. En Erzgauner we'n! Peter Mumm. In Rendsborg is eerst een utbraken. — Man kann garni weten — — Frau Krützfeldt (aufstehend). Du allmächtiger Gott, wat hebbt se mit uns makt! Stina (aufstehend). Wat

hebbt se mit uns makt, Moder?! Frau Krützfeldt. Un Nachbar Schlüter weer ja toletzt mit em alleen! — Wenn he em man ni mördt hett! Bock (bei Seite.) Immer romantischer! — Wie helf ick ihm man! Peter Mumm. Stralar, Jochen, wi halt em rut! Jochen. Halt em rut! Bock (bei Seite). Nu wird et Zeit! (Zu Peter Mumm und Jochen.) Wenn der aus Rendsburg et wäre, sind dreihundert Mark zu verdienen! Peter Mumm. Dreehundert Mark? Bock. Det heißt, wer et anzeigt bei die Polizei, so dat die Polizei ihn kriegen kann! Ick hole den Polizeimeister! Peter Mumm. Stralar! ja denn man gan den Polizeimeister, — wie paßt so lang op! — Bock. Ick bringe ihn jleich mit. (Im Abgehen). Zeit jewonnen, alles jewonnen! (Ab durch die Mitte.) Peter Mumm (ihm nachrufend). Denn lat den Knech ock man anspann'! (Zu Jochen) Wenn wi den Kerl aflewert hebbt, Jochen, un dat Geld in de Tasch, denn wüllt wi fahrn! Jochen. Wüllt wi fahrn! Frau Krützfeldt. Ja, ja! Denn fahrt wi! — Gott bewahr' uns, wenn dar man blots nix passeert is mit Nachbar Schlüter! Kumm, Stina, wi wüllt unse Saaken packen! — un denn man weg von hier, je eher, je leewer! Stina (im Abgehen). Un ick mugg em so geern! — ick harr em forts so leev, (weinend) un am En'n heff ick gar en Räuber un en Mörder küßt! (Stina und Frau Krützfeldt ab in das Zimmer rechts.)

Müffel. Peter Mumm. Jochen.

Müffel (hinter der Thür links). Lat mi ut! Lat mi ut! Peter Mumm. Aha, paß op, Jochen! Jochen. Paß op! Müffel (ebenso). Lat mi ut! — ick bün dat ja! (Rüttelt an der Thür.) Peter Mumm. Jawul, ick! — dat kann en jeder seggn! — Wat för'n ick? — Müffel (wie oben). Ick bün dat ja, de Weerth! — Peter Mumm. Stralar! Jochen, wat is dat? De Stimm is mi bekannt! (Gegen die Thür rufend) Is he de Kröger? Jochen. Is He de Kröger? Müffel (wie oben). Ja, ick bün dat, de Kröger! – Lat mi gau rut! – Hier is 'n groten Kerl! Peter Mumm. Aha! he is dar noch! Jochen, paß op, dat he uns ni mit rut witscht! (Er öffnet vorsichtig die Thür. Müffel tritt heraus.) Müffel. Wat mutt man beleben?! Dar nick ick ebn en beten to Middag, un ebn wull ick indruseln, — dar hör ick mit eenmal wat ruscheln, un als ick de Ogen opslog, — wat seeg ick! En groten Kerl! Peter Mumm. Dat is he! – Jochen. Dat is he! — Müffel. Un ganz swart in 't Gesicht! Dar is en Deef in 't Hus! — — Ick hal den Polizeimeister! Peter Mumm. Kummt all, de Kellner is all hin! Müffel. De is vel to langsam, — dat mutt ick sülm. Paßt man gut op! — Dat schient mi en ganz Raffineerten to sien. (Ab durch die Mitte.) Peter Mumm. Stralar! Jochen, paß op! Jochen. Paß op!

Vorige. Frau Krützfeldt. Stina.

(Die letzteren beide mit Gepäck, welches sie nachher seitwärts niedersetzen.) Frau Krützfeldt. Na, wi hebbt all packt! un mit wat förn Angst! — Ne, dat een ock so wat passeern mutt! — Ick bün half dot vör Angst! Peter Mumm. Töf man een Oogenblick, — de Polizeimeister kummt! Glix

hebbt wi em! Jochen. Glix hebbt wi em! Fru Krützfeldt. Awers denn wüllt wi ock fahrn, Peter, ick bewer noch an 'n ganzen Liev vör luter Angst! Stina. Ick glöv, dar sünd twee, Moder! Peter Mumm. Wat? — Twee?! — Stina. De Dare, — den wi för Jochen heeln, de is doch keen Räuber! Fru Krützfeldt. Jüst akkerat! — Dat is he un gar nix anners! Stina. He weer doch so nett! — Ne, wa kunn dat en Räuber we'n?! Fru Krützfeldt. Dat sünd jüst de slimmsten, de dar ni na utseht, ni wahr, Peter? Peter Mumm. Ja, de nensten Gauners, dat sünd jüst de slimmsten! — Wi seeg he denn ut? He weer wul ganz swart in 't Gesicht? Fru Krützfeldt, Stina (zugleich). Swart? Ne! Stina. O, he hett sogar en ganz hübsch Gesicht, hett he ni, Moder? Fru Krützfeldt. Gott schall mi bewahrn! — Kind, vör en Gauner un en Spitzbov hett man jümmer groten Affschu! — Awers swart weer he nich! Un in Öwrigen leider ock noch en heel stattlichen un 'n forschen Kerl. Stina (interessirt). Ja, ja! dat weer he! Peter Mumm. Dat is ja dösig! — Un de Kröger sä' doch, dat he ganz swart in 't Gesicht weer! Fru Krützfeldt. De Kröger? — wat för 'n Kröger? meenst Du denn ol'n asigen Bengel, de jümmers lacht? Peter Mumm. Ne, den Kröger hier vun 'n gollen Engel! Fru Krützfeldt. Ick heff ja noch gar keen Kröger sehn! Peter Mumm. Ja, de hett dar ock to Middag slapen! — Un denkt mal, als he dar so op sin Bett leeg un eben innickt weer, dar hört he dar mit eenmal wat ruscheln. Fru Krützfeldt. Hu! Peter Mumm. Un als he de Ogen upsleit, wat süht he? — en groten swatten Kerl! Fru Krützfeldt. Hu! Denn hett he den wul ock noch mörd'n wullt!

Vorige. Müffel. Bock.

(Die beiden letzteren durch die Mitte eintretend: Müffel in der Majorsuniform der Schützengilde, mit großem Bart, Säbel, Hut mit Federbusch u. s. w. und mit einer Papierrolle in der Hand.) Peter Mumm. Ah, de Herr Polizeimeister! Fru Krützfeldt, Stina Ah! Bock (nachäffend.) Ah! Müffel. Wo ist der Halunke?! Peter Mumm. Hier, Herr Polizeimeister! Jochen. Hier! Peter Mumm. Dat is gewiß de Kerl ut Rendsburg, Herr Polizeimeister, de dar utbraken is. Fru Krützfeld. Un Nachbar Schlüter, den hett he affmurkst, Herr Polizeimeister! Müffel. Wer hat ihn gesehen? Fru Krützfeldt, Stina (zugleich). Ick! Fru Krützfeldt. Awer, swart is he ni! Stina. Ne, swart is he ni! Peter Mumm. De Kröger seggt dat doch! — Wo is de Kröger? Bock (bei Seite). O weh! Müffel. Ist noch auf 'm Amt! giebt alles zu Protokoll! Viel zu schreiben! Aber nun aufgepaßt! — (Entrollt das Papier.) Peter Mumm. Jochen, paß op! Jochen. Paß op! Müffel. Signalement! Bock. Noch immer romantischer! Müffel. Name: Müffel! Fru Krützfeldt. Müffel, Hu! Dat hett all so wat Grulisches! Bock (lachend). Ha! Ha! Ha! Ha! Fru Krützfeldt. Wat steiht He dor all wedder to lachen?! Müffel (zu Bock). Schweig' Er! (fortfahrend). Groß und schlank! Fru Krützfeldt. Ja, dat stimmt! — En forschen Kerl!

ni Stina? Müffel. Spricht plattdeutsch. — Frau Krützfeldt. Ja, ja! dat stimmt! Müffel. Hübsch von Gesicht! Stina (interessirt). Ja! en smucken Menschen! Frau Krützfeldt. Dat stimmt! Gott bewahr uns, Kind, wa kannst Du so een noch smuck finn! Peter Mumm. Hier is wat, wat ni stimmt, Herr Polizeimeister! De Kröger hett seggt, he weer swart in't Gesich — Müffel. Hat sich wohl erst später angeschwärzt — Peter Mumm. Ah, so! Jochen. Ah, so! Bock (nachäffend). Ah, so! — Müffel (mit dem Signalement fortfahrend). Stulpstiefeln, — weiße Hose — Jacke! — Frau Krützfeldt. Gott im Himmel ja! — Dat paßt ja alles, Herr Polizeimeister! Gar keen Twiefel mehr. — He is dat! Müffel. Nun so fassen wir ihn! aufgepaßt! — (geht in das Zimmer links). Peter Mumm. Stralar! Jochen! Jochen. Stralar! Müffel (laut hinter der Thür). Da haben wir den Halunken. Hierher mit Dir! — (Bock springt auf den Tisch an der Thür.)

Vorige. Schlüter.

(Schlüter, von Müffel am Rockkragen gepackt, herausgezogen, noch stark berauscht, im Gesicht angeschwärzt, — Schnurrbart u. s. w. mit Müffels Cerevis oder Studentenmütze auf dem Kopf und das Corpsband um.) (Von hier an muß der Dialog möglichst rasch bis zu Ende vorwärts gehen.)

Peter Mumm (schnell die Peitsche erhebend). Haut em! Jochen (schnell den Stock erhebend). Haut em! Frau Krützfeldt (laut schreiend vorstürzend). Um Gotteswillen! — Dat 's ja Nachbar Schlüter! Stina (schnell). Nachbar Schlüter! Müffel (Peter Mumm und Jochen zurückweisend) Halt! (zu Schlüter barsch und in schnarrendem Ton.) Sind Sie Nachbar Schlüter?! Frau Krützfeldt. Leeve, beste Herr Polizeimeister! Ja, dat is Nachbar Schlüter! — Un, Du barmhartige Gott! — wie süht he ut? Müffel (wie vorhin). Sind Sie Nachbar Schlüter?! Schlüter. Ja, He! He! — wo is Jochen! — Jochen (etwas vortretend). Hier! Schlüter (abwehrend). Ne, Du ni! (Zu Frau Krützfeldt.) Fru Nachbarn, is 'n beten to dull wurrn! He! He! awers dar is Jochen an Schuld! Jochen (vortretend). Ick? Schlüter. Ne, Du ni! Peter Mumm (zu Schlüter). Mensch! — wo is he blebn? Schlüter (zu Stina). Ja, He! He! Stina, wo is he blebn?! Müffel. Der Vogel ist ausgeflogen! Peter Mumm. Dat mutt ja en ganz slau'n Patron we'n! Bock (bei Seite). Ja, det is er ooch! (Steigt vom Tisch herunter.) Frau Krützfeldt. En heel gefährlichen Menschen! Een ward ja ümmer grulicher! (Zu Peter Mumm.) Awer wenn he doch nich mehr to fangn is, Peter, schüllt wi denn ni fahrn, dat wi man wedder ut dit Hus herut kamt? Peter Mumm. Ja, wenn he doch ni mehr to fangn is, denn lat uns man fahrn! (Zu Bock.) Wat sünd wie schuldig? Bock. Zwee Stuben, zwee mal Pasteten, diverse Butterbrode, Wein, Cigarren — zwanzig Mark! Frau Krützfeldt. Twintig Mark! — (Zu Peter Mumm, der zahlen will.) Awer ne! — dat betahlt wi ut unse Kaß, Peter! He hett dat ja allns bestellt — un ock dat Meiste darvon kreegen! (Zu Schlüter.) Twintig Mark, Nachbar Schlüter! Schlüter. Ja, He! He! twintig Mark! Fru Nachbarn! (fühlt in die Tasche.) Frau Krützfeldt. He is ja noch so dun, dat he ni mal den Geldbüdel finn' kann! (Sie kehrt nacheinander die Taschen um und läßt sie heraus hängen.) — Gott

in 'n Himmel! is nix! un dar is ock nix! un dar ock nix! — Nachbar Schlüter! wo is dat Geld?! **Schlüter.** Ja, He! He! — Jochen! wo hest den Geldbüdel? **Jochen.** Ick?! **Schlüter.** Ne, He! He! Du ni! **Frau Krützfeldt.** Gott, in 'n Himmel! Nu hett he em ock noch dat Geld afnahm! un wat för 'n Spill hett he mit Stina drebn! **Schlüter.** Hett ehr küßt, He! He! hett ehr küßt! **Stina.** Ick kunn dar nix bi dohn, Moder, ick wuß dat ja nich, — un he weer ja doch so smuck! Ick mugg em all glix so geern! **Schlüter.** Glix so geern! — ick ock, lüttje Stina! **Stina.** Bitte, Herr Polizeimeister, wenn Se em kriegen, behandeln Se em menschlich! **Frau Krützfeldt.** Deern, büst Du verrückt?! **Müffel.** Lieben Sie ihn denn? **Schlüter** (schnell). Ja, He! He! liebt ihn! liebt ihn! **Frau Krützfeldt.** Gott bewahr uns! — Garnich an to denken! — Herr Polizeimeister! **Müffel.** Lieben Sie ihn denn? **Stina.** Ick kann ja nix darför. — (laut weinend.) Awers nu will ick leewer garni heirathen! Nu bün ick unglücklich för min ganzes Leben! **Müffel** (den Bart schnell abnehmend und bei Seite werfend, laut und herzlich). Stina! **Stina** (sich an ihn werfend). Jochen! **Frau Krützfeldt.** He is dat! — he is dat! **Peter Mumm und Jochen** (zugleich). Wat? (Beide wollen mit Stock und Peitsche wieder auf ihn eindringen. Stina stellt sich in schützender Stellung vor Müffel, dieser zieht schnell den Säbel, und steht, den Säbel vorhaltend, als wenn er die ihm drohenden Hiebe pariren wollte.) **Peter Mumm** (läßt die Peitsche sinken). Stralax! Jochen, nu hett he blank trocken! **Jochen** (läßt den Stock sinken). Hett he blank trocken! **Schlüter.** Jochen, Jung! — He! He! — steck den Sabel in! **Müffel** (wirft den Säbel fort.) **Stina** (ihn umarmend) Jochen, mien Jochen! nu heff ick Di wedder; un Di will ick hebbn un keen annern! **Frau Krützfeldt.** Mi steiht de Verstand still! **Stina.** Un, ni wahr, Du büst keen Räuber un keen slechten Menschen? — ne, dat büst Du ni! **Schlüter.** Ne, He! He! Jung, Jochen! en slechten Kerl büst Du ni! **Müffel.** Ick! — en slechten Kerl? — Heff blots mal 'n Nachtwächter prügelt. **Frau Krützfeldt.** Gott in'n Himmel. — nu hett he ock noch 'n Nachwächter prügelt! **Müffel.** Un 'n halv Jahr up de Reis', is so Studentenart! **Peter Mumm, Frau Krützfeldt und Stina** (zugleich). Wat?! Studentenart?! **Bock.** Ja, ja! — et is Müffel! — der Student! — Der Doktor wollt' ich sagen! — Mein Freund und Dutzbruder! **Frau Krützfeldt.** Mi röhrt de Slag! — **Stina.** Wat, 'n Dokter? (Sich weinend abwendend.) Dat deiht mi leed! denn kann dar ja dochen nix ut warrn! **Müffel** (weich und zärtlich). Un dochen schall dar wat ut warrn! — Wat schall ick warrn? Du kannst ja man seggn, un ick bün 't! **Stina** (herzlich). Wat Du warrn schast? Bur schast Du warrn, — min hartleev Mann schast Du warrn! **Bock** (bei Seite). Ne, det is rührend! det is romantisch! — **Schlüter.** Dat is recht! He! He! — is recht, min Stina! (Zu Frau Krützfeldt.) Na, Fru Nachbarn? **Stina und Müffel** (zugleich mit bittender Stimme). Moder? Moder? **Müffel.** Ah'n mi weer dat ja ock mit Di un Peter Mumm ni so kam! — **Frau Krützfeldt** (zu Peter Mumm). Ja, — wat schall ick, — Peter? — is 't noch Din Eernst mit mi? **Peter Mumm.** Wat 'n Frag, Deern!

mugst Du mi denn all ni mehr? Frau Krützfeldt. Denn harr ick Di ja garnich anspraken! — Peter Mumm (ihr den Arm bietend). Na, denn haak man in! (Giebt ihr den Arm.) Un düsse beiden? Peter Mumm und Frau Krützfeldt (zugleich). Unsen Segen! Schlüter. Waak ick denn? — oder dröm ick? — Fru Nachbarn is — — — — Peter Mumm (schnell). Min Brut! — Wi sünd Brut un Brüdigam! Jochen (mit dem Finger ätschend). Brud un Brüdigam! häk! häk! häk! Peter Mumm (will Jochen mit der Peitsche schlagen, dieser retirirt schnell zurück). Schlüter. Brut un Brüdigam? mit em? — mit em? — Dat's 'n Stich in min Hart! Nu treckt Fru Nachbarn mit em na Stippsdörp? — mit em? — — (Pause, sich ermannend.) Na, lat se, lat se man! — Ick bliev! — — Un ick heff ja ock noch 'n Hoff, un Kinner heff ick ni! (Zu Stina und Müffel hinübergehend, Stina die eine, Müffel die andere Hand gebend) Stina! Jochen! — Ju schüllt min Kinner warrn! Un dat he gut bi Di is, dar will ick wul na sehn, — Un wenn ick mal de Jicht krieg, schall he min Doktor we'n! Peter Mumm. Stralax! ja, un bi de Peer un Köh brukt wi em denn ock! — Bock (zum Publikum). Nu wird er ooch noch Thierarzt! Immer romantischer! (Zu Müffel.) Müffel, oller Junge, ick jratulire un uff'n Polterabend bin ick da! — Müffel (nimmt seinen Hut und stülpt ihn Bock auf den Kopf.) Als Rinaldo — — — — Alle (außer Bock). Rinaldini! (Eventuell Aktschluß.) Alle (singen im entsprechend raschen Tempo).

Rinaldini ist zu Ende, —
Und wenn Euch gefiel der Schwank,
Und wenn Euch gefiel der Schwank,
O, dann klatschet in die Hände!
(Die Singenden thun so.)
O, dann klatschet in die Hände!
(Nochmals.)
Das ist unser schönster Dank!
Das ist unser schönster Dank!
(Der Vorhang fällt.)

Der Dichter begann schon bald nach der Fertigstellung von Uns' ole Modersprak mit der Bearbeitung seines reichen Stoffes zu Rinaldo Rinaldini. Und auch diese Arbeit ging ihm rasch von Statten; und er war schon bis zur letzten Hälfte des dritten Actes vorgeschritten, als sich dem Fortgang der Handlung ein schwer zu überwindendes Hinderniß entgegenstellte. Johann Meyer hatte sich, wenn ich mich so ausdrücken darf, festgearbeitet. Denn es war sein Liebling, der Held des Stückes, auf dem verführerischen Pfade der Verwicklungen und Verwirrungen so lange waghalsig fortgestürmt, bis er zuletzt wie in eine Sackgasse kam. Da nun dem Dichter zunächst die Möglichkeit fehlte, seinen allzu flotten und burschikosen Musensohn auf einem in der fortgehenden Handlung begründeten Auswege aus der Klemme,

in der er sich befand, zu befreien, legte er die fast vollendete Arbeit auf ungewisse Zeit bei Seite.

Daß ihm dieses Mißgeschick passieren konnte, findet die Erklärung in der Art und Weise, wie Johann Meyer arbeitet. Wer es wissen will, der möge mit mir einen Einblick thun in die Schaffenswerkstatt unseres Dichters. Von jeher — und das zeigte sich besonders deutlich schon während der Gymnasialzeit — hat er eine entschiedene Abneigung dagegen gehabt, seine schriftlichen Arbeiten nach den üblichen Regeln und Anleitungen zu machen. Diese schienen ihm keine Erleichterung und Mithülfe, sondern vielmehr ein Hemmniß bei der Arbeit zu sein. Seine lebhafte Phantasie wollte sich einer derartigen Eingränzung nicht fügen. Und wenn nun gar einmal von ihm, als er noch Schüler war, die Bearbeitung eines Aufsatzthemas nach dem Muster der Chrie verlangt wurde, so packte ihn stets ein sichtliches Unbehagen, und es kostete ihm dann eine nicht geringe Mühe, den Widerwillen gegen eine solche Arbeit zu überwinden. Am liebsten schrieb er gleich wohlgemuth drauf los, und es kamen ihm schon bei Beginn, besonders aber während des Schreibens eine solche Fülle glücklicher Gedanken und Einfälle, daß die Feder kaum folgen konnte. Und so wurde auch meist die Arbeit wie in einem Gusse fast spielend vollendet. Und daß er bei dieser Art zu arbeiten, die gewiß kein Pädagoge empfehlen wird, gar nicht übel fuhr, beweisen die günstigen Zeugnisse, die er für seine Aufsätze erhielt. Man hatte damals am Meldorfer Gymnasium neun Prädikate, I war das schlechteste und IX das beste; VII, VI und V konnte also immer noch als „gut" gelten. Johann Meyer bekam fast immer VIII und IX, niemals aber unter VII. Und ähnlich wie bei den Aufsätzen, also ohne sich um irgend eine vorher festgelegte Disposition oder eine andere Vorschrift zu kümmern, verfuhr er auch und verfährt er auch jetzt noch bei der Bearbeitung der poetischen Stoffe, und zwar nicht nur der kleinen, sondern auch der größeren bis zum Drama hinauf. So kann es geschehen, daß er bei der Abfassung eines Liedes oder einer anderen kleineren Dichtung die letzte Strophe zuerst und die erste zuletzt dichtet, wovon aber bei der fertig vorliegenden Dichtung nichts zu merken ist; sie erscheint vielmehr nach einem bestimmten Plane und wie in einem Gusse gearbeitet. Aber bei den dramatischen Schöpfungen sollte diese Arbeitsmethode nicht immer schnell

zum Ziele führen. Und so lag auch fast ein ganzes Jahr Rinaldo Rinaldini abseits, und es waren schon andere Stoffe unter der Feder, als es dem Dichter endlich gelang, für sein Schmerzenskind den rettenden Ausweg zu finden, und zwar, wie ich denke, in ganz natürlicher Weise, ohne Zuhülfenahme des bekannten Deus ex machina. Dem Kellner Bock wurde das Mittel hierzu an die Hand gegeben. Es mußte diese Person romantisch angehaucht erscheinen und dementsprechend den Beschluß fassen, auf dem Polterabend eines Collegen und einer im Räuberromane schwelgenden Nähmamsell als Rinaldo Rinaldini aufzutreten. So mußte auch das Costüm hierzu nebst Bart und Säbel vorhanden sein und Müffel selbst es gesehen haben und wissen, wo es Bock aufbewahre, um es dann nachher zu seiner Rettung zu benutzen. Dieser so glücklich gefundene Ausweg paßt aber so in den Abschluß des Stückes hinein, als verstünde er sich von selbst. Und daß die dahin gehörenden Vorbemerkungen erst später in den ersten Act hineingearbeitet worden sind, das wird gewiß niemand dem Stücke, nun es in seiner Vollendung vorliegt, ansehen können.

Nachdem die erste vom Dichter selbst inscenirte Aufführung durch Dilettanten in dem Verein Thalia am 14. Mai 1884 stattgefunden hatte, wurde das Stück in Liebhaberkreisen bald bekannt und beliebt. Die erste öffentliche Aufführung erlebte es während der Sommersaison 1891 in Sahlmann's Tivolitheater in Kiel, dem jetzigen Schillertheater. Der damalige Leiter und Oberregisseur dieser Bühne, Adolf Dombrowski, hatte es vorzüglich inscenirt. Ein durchschlagender Erfolg und eine Reihe von Wiederholungen wurden dem Stück zu Theil. Die Rollenbesetzung war folgende: Müffel, Herr Gotthardt, Peter Mumm, Herr Adolf Dombrowski, Jochen, Herr Nolte, Frau Krützfeldt, Frl. Förster, Stina, Frl. Willhöft, Schlüter, Herr Sander und Bock, Herr Soltau.

Von den vielen mir bekannt gewordenen günstigen Besprechungen der ersten Aufführung von Rinaldo Rinaldini will ich nur eine, die unter Kiel, den 17. August 1891 im Hamburgischen Correspondenten stand, hier folgen lassen:

„Am Sonntag den 16. August fand in „Sahlmanns Tivoli“ vor ausverkauftem Hause die erste Aufführung des dreiaktigen Schwanks

Rinaldo Rinaldini von Johann Meyer statt. Auch diese neueste dramatische Schöpfung des rühmlichst bekannten Verfassers ist so überaus belustigend, daß die Zuhörer aus dem Lachen kaum herauskamen. Der Hauptheld ist nicht etwa ein Räuberhauptmann nach Art des Rinaldo Rinaldini in dem bekannten Roman von Vulpius, sondern ein recht sympathischer, wenn auch bodenlos leichtsinniger und zu den unglaublichsten Streichen aufgelegter Bruder Studio. Auch bei diesem Wildling würde der Moralist sein Latein verlieren; er läßt sich, obgleich ihm das Leben recht bös mitgespielt hat, nicht aus der Fassung bringen; allen Situationen zeigt er sich gewachsen, alle sentimentalen Gedanken verscheucht er durch ein altklassisches Wort oder ein übermüthiges Studentenlied. En „lütt Beting Peper hürt ton jeden richtigen Honnigkauken", sagt Fritz Reuter, und ein so altes abgehetztes Semester, wie es Studiosus Müffel ist, findet den starken Pfeffer, den er durch seinen Leichtsinn den Lebensfreuden beigemischt hat, kaum unangenehmer, als den Fusel im „Goldenen Engel": ein Schaudern der Haut — und dann ist es vorüber! Den traditionellen Ulk mit den „Wächtern der Nacht" muß unser Freund etwas zu weit getrieben haben; der strenge akademische Senat fand ein Haar darin und relegirte ihn für ein Semester, und nun schickt sich Müffel an, der Pflicht gehorchend, nicht aus eigenem Triebe, der alma mater den Rücken zu wenden, um bei seinem reichen Onkel, vorausgesetzt, daß er aufgenommen wird, ein beschauliches und freudenleeres Dasein zu führen. Aber zuvor sucht er den „goldenen Engel" auf, mit dessen Kellner Bock er früher einmal im tollen Uebermuth Brüderschaft getrunken hat. Diesem Ganymed, einem eitlen, selbstgefälligen, beschränkten und gutmüthigen Menschen, bindet er eine Schauergeschichte auf, welche seine derangirten Verhältnisse erklären soll. Der mitleidige Bock vervollständigt daraufhin Müffels Garderobe durch eine Kellnerjacke, leiht ihm einen Thaler und überläßt ihm in Abwesenheit des Wirthes das Zimmer zur freien Verfügung. Wie unser Bruder Leichtfuß hiervon Gebrauch macht, wie er als „Wirth" den Hofbesitzer Mumm und dessen tölpelhaften Sohn Jochen zu den „Ossen" schickt, wie er den biederen Schlüter, einem alten Junggesellen, mitspielt, wie er Frau Krützfeldt, Schlüter's Nachbarin, mit Mumm verlobt, wie er selbst deren Tochter Stina, die dem Jochen zugedacht war, freit und zuletzt alle Verlegenheiten, die er sich durch seine verwegenen Streiche bereitet hat, schlau zu beseitigen versteht — das muß man im Theater selbst gesehen haben, um den Beifall zu verstehen, mit welchem der Dichter nach den Aktschlüssen geehrt wurde. Johann Meyer, der sich überall als feinen Beobachter und tiefen Menschenkenner zeigt und alle Charaktere geschickt zur psychologischen Entfaltung bringt, läßt in überaus findiger Weise dem Studiosus Müffel den Leichtsinn zum Schwimmgürtel im Strome des Lebens werden, so daß er zuletzt doch noch in den sicheren Hafen kommt, um an der Seite von Stina und unterstützt von Schlüter als Landmann zu wirken und zu schaffen. — Die Darstellung unter der bewährten Regie von Adolf Dombrowski zeugte von großer Sorgfalt des Einstudirens, sie verdient das größte Lob. Auch die eingelegten, von Johann Meyer gedichteten und von Claudius Serpenthien

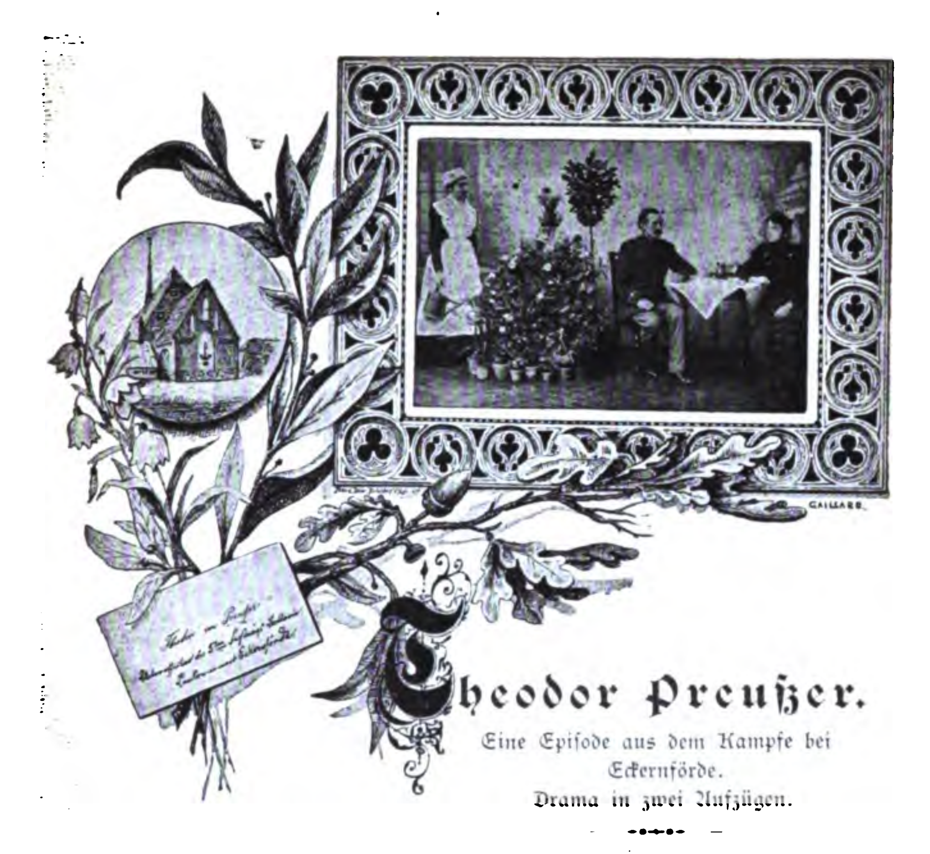
und Prase componirten melodiereichen Lieder, namentlich das herrliche von Stina gesungene „Weegenleed“ gefielen sehr.“

Das auch in der vorstehenden Besprechung erwähnte Weegenleed ist bereits früher in einem Heft unter dem Titel Fünf plattdeutsche Lieder von Claudius Serpenthien in der Musikalienhandlung von August Cranz in Hamburg erschienen. Der Verfasser hat es in sein Drama hineingenommen und läßt es, wie wir wissen, im zweiten Acte während der Tischscene von dem kleinen Bauernmädchen singen. Es wird durch diese sinnigen und herzinnigen Worte sowie durch die ihnen vorzüglich angepaßte, gemüthsbewegende Melodie einmal eine kurze Ruhepause in die sonst ununterbrochenen Ausbrüche der lautesten Heiterkeit gebracht. Es ist interessant, während des Vortrages des Liedes seine Wirkung im Publikum zu beobachten, wie ich es gethan habe: aus der lautesten Freude und Ausgelassenheit ein plötzlicher Übergang in den tiefsten Ernst! Und manche von denen, die noch eben vorher vor lauter Lachen weinen mußten, werden von dem anmuthigen Liede so tief ergriffen, daß ihnen nunmehr vor Rührung die Thränen kommen!

Ich kann noch hinzufügen, daß die originelle, hübsche Melodie zu dem Terzett im ersten Acte von dem Verfasser des Textes selbst erfunden und von dem Componisten C. W. Prase, der auch die ansprechende Ouverture geschaffen, instrumentirt worden ist. Es ist auch sonst Johann Meyer, der keine eigentlichen musikalischen Kenntnisse besitzt, mehrfach gelungen, für von ihm gedichtete Liedertexte hübsche Melodien zu erfinden, die dann durch einen kundigen Musiker instrumentirt und eingerichtet wurden.

Der Dichter hat Rinaldo Rinaldini seinem lieben Schwager gewidmet, dem verstorbenen Dr. med. J. Claußen, der als nachfolgender Besitzer von des Dichters Elternhause in Schleswig wohnte und in dieser Stadt, die auch seine Vaterstadt war, viele Jahre als Arzt segensreich wirkte. Schon im ersten Bande unserer Festschrift über Johann Meyer haben wir gelesen, wie Dr. Claußen nicht allein in einem nahen verwandtschaftlichen Verhältnisse zu dem Dichter stand, sondern ihm auch einer seiner treusten und liebsten Freunde war. Die Studienzeit Dr. Claußen's, der im Alter von 84 Jahren mitten in der Ausübung seines Berufes, vom Schlage getroffen, aus dem Leben schied, reicht noch in eine Zeit zurück, wo die

Romantik unter der akademischen Jugend in voller **Blüthe stand** und darum solche Begebenheiten, wie sie sich im Rinaldo Rinaldini abspielen, nicht gerade etwas Außergewöhnliches **waren. Und** so hatte der Verstorbene, dessen **Bekanntschaft ich eben bei jener** Aufführung des Rinaldo Rinaldini in Sahlmann's Tivoli machte, noch bis in sein hohes **Alter hinein seine helle** Freude an dem Stück; von Zeit zu Zeit **nahm er das Buch immer** wieder gern zur Hand, um sich an **dem übersprudelnden Humor** zu erfreuen und sich zurückzuversetzen in die schöne **Zeit seiner** Studentenjahre.



Theodor Preußer.

Eine Episode aus dem Kampfe bei Eckernförde.
Drama in zwei Aufzügen.

Personen:

Theodor Preußer, Unteroffizier bei der 5. Festungs-Batterie.
Eine junge Frau, dessen Quartier-Wirthin.
Katharina, deren alte Dienstmagd.
Anton, Invalide und Angestellter im Christians-Pflegehaus.
Ein Kanonier aus der Südschanze.
Ein Offizier vom 3. Reserve-Bataillon.
Soldaten vom 3. Reserve-Bataillon.

Die Handlung spielt im Hause der jungen Frau, im Jahre 1849, und zwar der erste Act am 4. April gegen Abend bis zum Alarmschuß, der zweite Act am Nachmittage nach dem Waffenstillstande, vom Wiederbeginn der Feindseligkeiten bis nach der Explosion des Linienschiffes Christian VIII.

Fürwahr, ein gewaltiger und gewagter Sprung, den da der Dichter gemacht hat! Aus dem heiteren Bereiche Thaliens in das ernste der tragischen Muse! — Und das Wagniß war deshalb

nicht geringer, weil Johann Meyer denselben Stoff schon einmal dichterisch behandelt hatte. Es ist sein Gröndunnersdag bi Eckernför, eine episch-lyrische Dichtung aus dem Jahre 1873, allgemein bekannt. Sie wurde seiner Zeit von der schleswig-holsteinischen Presse einstimmig als ein Meisterwerk gepriesen, dem in seiner Eigenart die gesammte plattdeutsche Litteratur nichts anderes zur Seite stellen könne. So heißt es in der Kieler Zeitung vom 9. März 1888 in einem Aufsatz über Jungmann und Preußer: „Johann Meyer hat ihm (Preußer) in der Sprache seines Stammes ein Denkmal errichtet, dauernder denn Erz, in der meisterhaften episch-lyrischen Dichtung Gröndunnersdag bi Eckernför, die den gewaltigen Kampf mit fast dramatischer Anschaulichkeit darstellt." Es hätte sich hiermit der Dichter wohl genügen lassen können; aber da er sich nach Fertigstellung des Gröndunnersdag bi Eckernför auch auf dramatischem Gebiete mit nicht kleinem Erfolge versucht hatte, warum sollte er nicht den ihm lieb gewordenen Stoff in das vornehmste poetische Gewand, in das des Dramas, bringen? Zudem kannte er ihn ja in allen seinen Nuancen wie kaum ein zweiter. Dazu kam noch der Wunsch, seinem geliebten Heimathlande, wie im Gröndunnersdag in epischer, so in Theodor Preußer in dramatischer Form ein Denkmal zu errichten, ein Denkmal zum Andenken und zum Preise einer Heldenthat, die in der Geschichte kaum ihres Gleichen hat. Und Johann Meyer war dieser Aufgabe gewachsen: wie ihm vordem das Epos, so gelang ihm diesmal das Drama, das ich nunmehr in seinen wesentlichen Bestandtheilen und ohne den Zusammenhang zu unterbrechen, meinen Lesern wiedergeben will.

Wir befinden uns im zweiten Jahre des schleswig-holsteinischen Krieges. Der Waffenstillstand ist zu Ende, und die Feindseligkeiten haben wieder begonnen. Man weiß, daß die Dänen die Absicht haben, in Eckernförde einen Landungsversuch zu machen, um der schleswig-holsteinischen Armee, die sich im Vormarsch gen Norden befindet, in den Rücken zu gelangen. In der kleinen Stadt herrscht nun große Aufregung und ein reges militärisches Treiben. Das dritte Reserve-Bataillon, größtentheils noch aus Recruten bestehend, hat in Eckernförde Quartiere bezogen, und an zwei Stellen der Bucht ist eine Schanze

aufgeworfen, die eine — die Südschanze mit vier Geschützen — dicht vor der Stadt, die andere — die Nordschanze — ziemlich weit davon entfernt und mit sechs Geschützen bewehrt. Zur Besetzung beider ist die fünfte Festungsbatterie aus Rendsburg abcommandirt, und auch diese Mannschaften waren anfänglich bei den Bürgern der Stadt im Quartier. In dem Hause der jungen Frau, wo sich die Handlung des kleinen Dramas abspielt, ist der Unterofficier Preußer, der Commandeur der Südschanze untergebracht. Er befindet sich den Tag über meist in der Schanze, um hier die letzten Arbeiten zu leiten und die noch ziemlich ungeschulten Recruten einzuüben.

Das Stück beginnt am 4. April 1849 gegen Abend, am Tage vor dem grünen Donnerstage. Die alte Dienstmagd der jungen Frau, Katharina, kommt, einen kleinen Korb tragend, durch die Mitte. Sie ist auf die Einquartierung nicht gut zu sprechen, weil ihnen diese so viele Umstände mache; nun habe sie schon wieder, um Einkäufe zu machen, nach dem Kaufmann hinmüssen. Und sie hätten doch nur den einen bekommen; in dem Gasthofe bei Dehns am Markt sei das ganze Haus voll, — was müsse es da erst für eine Wirthschaft sein!

Nun erscheint die Herrin aus der Küche und heißt Katharina, den Korb dorthin bringen. Aber bevor dies geschieht, beginnt die Magd wieder zu nörgeln, Madame habe auch wohl nur deshalb einen ins Quartier bekommen, weil die Leute wüßten, daß sie so patriotisch sei, und Madame habe ihm ihre beste Stube eingeräumt und ihn trotz des beschränkten Platzes nicht ausquartiert. — Aber die junge Frau, von hoher Vaterlandsliebe begeistert, ruft aus: Katharina, wer könnte in einer so großen Zeit so kleinlich sein! Und wenn man mir zehn schickte, ich ließe keinen wieder fort, — lieber schliefe ich auf Stroh!

Aus dem weiteren Zwiegespräch beider Frauen erfahren wir, zunächst nur in der Form von Andeutungen, wie tief und traurig die unruhige Zeit des Krieges in das Familenleben der jungen Frau eingegriffen hat: ihr geliebter Gatte als Freiwilliger bei Bau gefallen; ihr Vater, der Pastor in Angeln war, von den Dänen fortgeschleppt und in der Gefangenschaft ohne ihre Pflege gestorben. „Ach, was solche Politik doch mitunter für Unglück bringt!“ seufzt Katharina. Doch die gewaltigen Schicksals-

schläge wurden würdevoll von allen, und auch von Katharina, getragen. „Wir thaten's für unser Vaterland und seine gerechte Sache," spricht die junge Frau. Und bei dem Ernst der Gegenwart drängt das trotz seiner Jugend so heroische Weib die Erinnerung an jene thränenreiche Vergangenheit vollends zurück. „Es ist keine Zeit zum Klagen, — wir leben der Zukunft! — Kann uns nicht eine jede Stunde schon Großes bringen? — Der Waffenstillstand ist zu Ende, — vor der Königsau und auf Alsen steht der Feind, — und die Unseren eilen ihm schon muthig entgegen. — Ja, es steht Großes bevor! — Und auch hier, — kann uns nicht jeden Augenblick der Däne seine Seekolosse vor die Stadt senden?! — — Aber auch hier halten die Braven Wacht, das Vaterland zu schützen! — Und Gott und unser Recht! Mein Schleswig-Holstein darf nicht zagen!" — — —

In diesem Theil des Dramas — den beiden ersten Auftritten — giebt sich wie in einem einleitenden Accord die ganze Stimmung kund, die über dem Stücke liegt.

Der dritte Auftritt bringt schon einige aufregende Momente; Katharina kommt aus der Küche, wohin sie vor Schluß des zweiten Auftrittes gegangen war, mit der Nachricht, daß „unser Unterofficier" — nämlich der bei ihrer Herrin einquartierte — avancirt sei zum Commandanten der Südschanze. „Und einen besseren haben sie," wie die redselige Alte berichtet, „auch garnicht kriegen können . . . Und die Dänen kennen ihn auch schon — beim Weinhändler Grün in der Gaststube haben es die Offiziere vom Reserve-Bataillon erzählt; der Unterofficier ist nämlich früher einmal Kadett gewesen, in Kopenhagen, und stand dicht beim Fähnrich, kam aber mit seinen Lehrern wegen der Geographie in Streit, weil er dagegen stritt, daß Schleswig nicht Schleswig, sondern Süd-Jütland heiße, und da mußte er seinen Abschied nehmen. — Das alles hörte die junge Frau mit sichtlichem Interesse und merkbarer Erregung an. — Noch vieles mehr hatte Katharina über den Unteroffizier zu berichten; aber die Pforte geht und die Einquartierung, Theodor Preußer, tritt ein in voller Uniform, mit Tornister und Pickelhaube, bedeckt mit Staub, so daß, wie er entschuldigend sagt, eine Kammer im Stall schon gut genug für ihn wäre.

„Aber gerade nach dem Dienste ist ein Bißchen Gemüthlichkeit

umso erquickender," erwidert die junge Wirthin, und darum ladet sie ihn ein, bei ihr den Thee zu trinken.

Preußer nimmt dankend an, und während er in seinem Zimmer den äußeren Menschen etwas salonfähiger macht, benutzt Katharina, die unterdeß mit wichtiger Miene zurück ins Zimmer gekommen ist, die Gelegenheit, ihre vorhin gemachten Mittheilungen über den Unteroffizier zu vervollständigen. „Er stammt aus einer ganz vornehmen Familie; sein Vater ist Premierlieutnant bei den Dänen gewesen, ... und er ist eigentlich von Adel und heißt von, ... und dann hat er sich schon einmal ganz gehörig mit den Dänen geschlagen, auf Fehmarn, als sie da landen wollten, er und 'n paar von den Jägern, und mit nur einer Kanone!"

Mit sich stetig steigernder Theilnahme hört die junge Frau zu, dann ruft sie erregt aus: „Ja, ja, das ist recht! — Nun erinnere ich mich! — Es war einer, der Preußer hieß."

Preußer tritt wieder ein; er wird noch herzlicher, als vordem begrüßt, da man jetzt von seinem mannhaften Muthe vernommen hat. Aber der junge Unteroffizier weist bescheiden das ihm gespendete Lob zurück; „die kleine Affäre würde nicht der Rede werth sein, hätte sie nicht die beabsichtigte Landung der Dänen in so harmloser Weise verhindert. . . . Es floß nicht einmal ein Tropfen Blutes darum, wenigstens nicht auf unserer Seite!" —

Der weitere Dialog zwischen Preußer und der jungen Frau, die sich mittlerweile an den Theetisch gesetzt haben, berichtet von dem Gang der kriegerischen Bewegung und dem hohen Muthe, der die schleswig-holsteinischen Kämpfer an der Eckernförder Bucht beseelt.

Katharina, die mit einer Gießkanne aus der Küche gekommen ist, um sie beim Blumentische, der mit Pflanzen aller Art geschmückt ist, niederzusetzen, beobachtet das Paar. Und dunkel ahnend, daß beide nicht nur durch dasselbe patriotische Fühlen, sondern noch mehr durch zartere Herzensempfindungen einander näher gebracht würden, spricht sie bewegt und mit trübem Bangen: „Als sähe ich den seligen jungen Herrn!"

Junge Frau (zu Preußer). Aber bitte, bedienen Sie sich doch! (Sie reicht ihm die Kuchen.) Preußer (nimmt den Teller und setzt ihn nieder). Danke! Katharina. So saß auch er das letzte Mal bei ihr am Tisch. Junge Frau. Es scheint Ihnen nicht zu munden! Preußer. Doch, gnädige Frau! — sehen Sie! (Er nimmt sich ein Stück Kuchen.) Katharina. O, diese

Politik! — sie war sein Tod! Junge Frau (Preußer einschenkend). Noch eine Tasse? Preußer. Danke sehr! Katharina (noch bei der Thür stehend). Wäre er nur nicht mitgegangen! Junge Frau (Katharina gewahrend). Setz nur hin, Katharina, ich danke! Katharina (die Gießkanne bei den Blumen niedersetzend, im Abgehn). Nun traf die Kugel ihn, — er kommt nicht wieder.

In der nun folgenden Scene — die Handlung ist inzwischen bis zum 8. Auftritt vorgeschritten — tritt uns des Dichters bedeutende Schaffenskraft besonders offenkundig entgegen. Wie scharf hat er Zug um Zug die Physiognomien seiner Hauptpersonen gezeichnet und wie meisterhaft, aus der Tiefe des Gemüthes schöpfend, die Stimme echter Begeisterung zum höchsten Pathos sich steigern lassen.

Das Gespräch der beiden Menschen wird auf die Blumen und von da auf die Lebensschicksale der Wittwe gelenkt. Mehr noch als vordem giebt sich jetzt eine intime Geistes- und Seelenverwandtschaft zu erkennen, aber doch so, daß bei aller Übereinstimmung, die der Charakter des Weibes mit dem des Mannes haben kann, die typischen Nuancen nicht fehlen. Wir können es uns nicht versagen, die Scene in ihren Hauptzügen hier wiederzugeben.

Auf die Frage Preußer's, ob sie die Blumen liebe, antwortet die junge Frau:

Ob ich sie liebe! —
Und diese umso mehr, als ein Vermächtniß
Von einem, der mir ja so nahe stand
Und meinem Herzen theurer war als alles! . . .
Mein Mann hat sie gezogen und gepflegt,
Er ist nicht mehr! — — —

Preußer.

Ich sah Sie nur in Schwarz,
Seit mir die Ehre ward, Ihr Gast zu sein,
Doch wußt' ich nicht den Grund — —

Junge Frau.

Er fiel bei Bau!

Preußer.

Bei Bau?! — Bei Bau?! — Ihr Mann?!

Junge Frau.

Der Ersten einer in der kleinen Schaar,
Die Michelsen geführt. — — —

Preußer.

O, welch ein Schicksal!

So jung und dieses Leid! — und welch ein Opfer!
Für Sie und ihn!

Junge Frau.

Wir brachten es dem Liebsten,
Dem Vaterlande! — — Ja, Sie haben Recht!
Welch Opfer für den Edlen! — denn es hat
Nicht größere Liebe einer für die Seinen,
Als daß er giebt sein Leben für sie hin,
Und freudig hat er das gethan! — —

Preußer.

Und Sie
Sie haben ihn gelassen, als er fragte?
Und ihm gewährt die Bitte um das Liebste,
Was je Ihr Herz besaß? — —

Junge Frau.

Ich hab's gethan
Zur Liebe ihm und uns'rer heil'gen Sache!
Freiwillig that ich's, gleich wie der Entschluß
Freiwillig war in ihm gereift, von mir
So Schweres zu verlangen, — ach, zumal
Es ja das Einz'ge, Liebste, Beste war,
Was mir ein hartes Schicksal übrig ließ!

Preußer.

So hätten Sie noch mehr als dies gethan?
Und hätte ihnen feindlich das Geschick
Noch anderen Kummer auferlegt zu tragen?

Junge Frau.

Noch andern, ja! —

Preußer.

Zwar ziemt es nicht zu fragen,
Wo keine Antwort ohne neuen Schmerz! . . . .
Doch könnt' ein Mitleid mildern, was Sie traf,
Ich würde Sie um nähere Auskunft bitten,
Sie dürften der Erleicht'rung sicher sein!

Junge Frau.

Daß Sie es nicht schon wissen, was doch kein
Geheimniß war, seit ich hier heimisch bin,
Mich würd' es wundern, wär's zu and'rer Zeit,
Nun aber lebt man nur der Gegenwart,
Vergangenes vergessend. — Und Ihr Dienst
Hält fern Sie dem Verkehr mit anderen
In unsrer Stadt. — Wer sollt' es Ihnen sagen,
Wenn nicht ich selbst, — Katharina nicht, die alles
Mit uns erlebt und Freud und Leid getheilt.
Und gern erzählt?

Preußer.

Sie hat mir nichts gesagt,
Es bot sich die Gelegenheit ihr auch
Wohl nicht dazu. — —

Junge Frau.

So hören Sie es kurz:
Mein Vater war Pastor in Angeln, eh'
Der Krieg begann — — die gute Mutter nahm
Uns Gott zwei Jahre früher, ach, sie war
So herzenslieb! — — nur gut, daß er sie nahm
Und ihr den Kummer vorenthielt! — — Ich war
Der theuren Eltern einzig Kind, — und kaum
Dem Gatten angetraut, — da griff der Krieg
Mit rauher Hand in unser Glück, — er nahm
Uns alles! — — — — — — — — —
In der Schlacht bei Bau zuerst
Mir den geliebten Mann, — — wie zitterte
Mein Herz, als fernher donnernd durch die Luft
Erdröhnte Schlag auf Schlag! — Dann ward es still,
Dann kam der Abend, — ach, und dann die Nacht —
Für ihn und uns! — — — —

Preußer.

Er starb den Heldentod
Im Feld der Ehre! — Arme Frau und dann?

Junge Frau.

Dann kam der Feind in unser friedlich Dorf
Und herzlos riß er aus der Tochter Armen
Den alten Mann und schleppt ihn mit sich fort,
Dem rohen Volk ein Spott, — nach Kopenhagen
Und warf ihn ins Gefängniß. — — —

Preußer.

Schändlich! Schändlich!

Junge Frau.

Sein Alter war dem Schicksal nicht gewachsen,
Dort starb er, — man versagte mir die Gunst,
An seinem Krankenbette ihn zu pflegen, —
Verlassen und allein. —

Preußer.

O, schändlich! schändlich!
Wie können Menschen nur so grausam sein!
Sie arme Frau! — O, wär' es mir vergönnt,
An diesen Schergen all Ihr Leid zu rächen,
Wie freudig gäbe ich das Leben hin!

Junge Frau.

Für mich?! für mich?!

Preußer.
Für Sie!

Junge Frau.
Auch andere haben Ähnliches erduldet, —
Wir alle sind ja nur ein Theil vom Ganzen,
Das Ganze aber ist das Vaterland!

Preußer.
Und weh' dem Feinde, der ihm das gethan
An einem seiner Kinder! — o, er that's
Ihm selber doch! — Mit gleicher Liebe hält
Es all' umfangen! — — Gleiche Liebe ist
Ihm jeder schuldig! — Ach, wie haben Sie
Ihm diese schon erwiesen, theure Frau,
In kindlicher Ergebung! — — Wann wird mir
Das Glück zu Theil, als Würdiger vor Ihnen
Mein Opfer ihm zu bringen? ——

Junge Frau.
Thun Sie's nicht
Im schweren Dienst? — Und thaten Sie's nicht schon,
So nah' dem Ziel', nach welchem all Ihr Sinn
Und Streben sich gerichtet? — —

Preußer.
Wie, Sie wüßten?

Junge Frau.
Nicht mehr als andre, und was alle wissen.

Preußer.
Ja, ihm zur Liebe! — zehnfach ihm, nun Sie
In Ihrer Größe mir ein leuchtend Vorbild!
O, könnt' ich für Sie sterben! —

Junge Frau.
Niemals! Niemals!
Ich schätze Sie zu hoch, — es nähm' Ihr Tod
Mir gar zu viel; nun ich den Herzschlag fühle
In Ihrer Brust für unser heilig Recht!
(Man hört fernes Glockenläuten.)

Preußer
(den Kopf stützend, langsam und gedankenvoll).
Die Glocken läuten, — seltsam, da vom Tod
Wir eben sprachen. — —

Junge Frau.
Doch kein Grabgeläute!
Nein, frohe Botschaft! — Ist nicht Ostern nah?
Der Auferstehung Fest? — — — —

Preußer (ebenso).
Der Auferstehung!

Junge Frau.
Gründonnerstag ist morgen, und sie läuten
Den ersten Festtag ein! — — —

Preußer (ebenso).
Gründonnerstag!

Man könnte dieser Scene den Vorwurf machen, daß sie die Handlung nicht weiter entwickelt, sie geradezu zum Stillstand bringt. Es überwiegt auch in ihr Stimmung und Ethos; aber man muß sie auf der Bühne gesehen haben, vorgeführt von Schauspielern, die hinabzutauchen vermögen in die Tiefe großer und reiner Seelen und die es verstehen, nicht nur durch Worte, sondern auch durch Bewegung und Mimik den Gemüthszustand wahr und ausdrucksvoll darzustellen. Dann erkennt man ihre ganze dramatische Kraft. Zudem war der Dichter auch genöthigt, nach Art des Epikers einen Rückblick in die Vergangenheit zu thun, um die Situation, in der sich die Handlung seines Dramas befindet, scharf auszuprägen.

Der nächste, der 9. Auftritt, zeigt uns die beiden jungen Menschen, deren Herzen, ohne daß sie es eingestehen, durch glühende Vaterlandsliebe und des Schicksals herbe und doch heilige Sprache fest mit einander verbunden sind, mit den Blumen beschäftigt.

Katharina (aus der Küche kommend). Da steht die Kanne noch. (Zur jungen Frau). Ich wollt nur fragen, Madam, ob ich sie wieder füllen soll für Ihre Blumen. Junge Frau. Ah, die lieben Blumen! Sie harr'n der Pflege noch, — ich hätt' sie fast vergessen! — Geh' nur! — wenn die Kanne leer, werd ich Dich rufen! (Geht zu den Blumen).

Katharina.
Vergessen ihre Blumen? — das ist seltsam!
Zum ersten Mal in all der Zeit! — — (Ab nach der Küche.)

Junge Frau (die Gießkanne nehmend).
Fast ist's, als ob sie zürnten, — meine Nelke,
Die gestern erst ihr glühend Aug' erschloß,
Läßt schon das Köpfchen hängen, — sonderbar,
Nun komm' und trink' Erfrischung! (Begießt sie).

Preußer (aufstehend, sich ihr nähernd).
Welche Pracht,
In feuerrother Gluth! — und welch' ein Duft!
Sie war von jeher meine Lieblingsblume! —

Junge Frau (interessirt).

Und meine auch! — fast liebe ich sie mehr,
Als aller Blumen Königin, die Rose!

Preußer (interessirt).

Ich auch! — ich auch! — O, schenken Sie sie mir!
Ich bitt' darum! — — Ich will wie einen Orden
Aus Ihrer Hand sie tragen auf der Brust,
Der theurer mir als alles! — — —

Junge Frau (mit sichtlicher Erregung, zögernd ihm sie gebend).

Nun da ist sie!
Geh hin, mein Kind und blühe deinem Herrn!

Preußer

(küßt die Nelke, und steckt sie an die Brust).

O, tausend Dank! — sie leuchte mir als Stern,
Bis ihr der Tod das stumme Aug' gebrochen!

Junge Frau (zum Lorbeerbaum gehend).

Mein Lorbeer läßt sogar die Blätter hangen.

Preußer.

Um seiner Herrin willen! — aus Verlangen
Nach kühlem Trunk aus ihrer Hand! — —

Junge Frau (begießt ihn. Es erdröhnt ein Kanonenschuß. Sie stößt einen Schrei aus, und es entfällt ihr die Kanne). **Preußer** (sehr erregt). Was war das?! — Nun wird's was geben! (Er stürzt fort in sein Zimmer.) **Katharina** (aus der Küche kommend). Ach Gott, Madam! — Hat Madam gehört? — es wurde Alarm geschossen! —

Junge Frau (sehr erregt).

Alarm! Alarm! — Sie gaben das Signal!
Des Feindes Flotte nähert sich der Stadt!
Er stürzte fort! — Wie schwach sind doch wir Weiber!
Mir fiel vor Schreck die Kanne aus der Hand! —
Und Du, wie bang! — Es war doch nur der Eine,
Und haben wir doch beide schon einmal
Sie dutzendweis' gehört! — — — —

Katharina.

Ja, das ist wahr!
So nahe aber nie! — — Ach, wie ich zitt're!

Junge Frau.

Gieb her die Kanne!

(Katharina giebt ihr die Kanne. Die junge Frau nähert sich dem Lorbeerbaum, um ihn zu begießen. Preußer tritt, mit Tornister, Pickelhaube und Seitengewehr angethan, aus seiner Stube herein.)

Würde Ernst daraus, (dem Baum Wasser gebend)
So grün', mein Lorbeer, für die Stirn des Helden!

Preußer.

Und wenn wir siegen, wird auch mir ein Kranz
Aus Ihrer Hand? — O, süßen Glückes Traum!
(Durch die Mitte fortstürzend.)

Junge Frau (ihm nachrufend).

Ein Kranz? — Dann bleibt kein grünes Blatt am
(Sehr erregt). Baum! —
Er stürzte fort, wie wird mir denn,
Daß ich mich selbst nicht wieder kenn'?!

Mein Sinn so wirr, — mein Herz so schwer!
Mir ist, als käm' er nimmermehr! (Sie kniet nieder.)

Ach, alles wollt' ich geben,
Ließ Gott ihn nur am Leben!
(Wie sinnverwirrt und in Verzweiflung, noch knieend.)
Alles?! — — — Alles?! — — — Meine Blumen! —
Mein Lorbeer! — — — Mein — — mein Mann! — —
(Sie bedeckt mit beiden Händen das Gesicht und schlägt zu Boden.)
Herr Gott im Himmel, — verzeih mir die Sünde!

Damit hat der erste Act sein Ende erreicht. Er giebt in stetig dramatischer Steigerung die Wurzeln der Handlung, eröffnet der keimenden Liebe eine spannende Perspective in die Zukunft und läßt in dem wirkungsvollen Schlusse, wo die Liebesleidenschaft zur mächtigen Entfaltung gekommen ist, den Höhepunkt der Krisis erreichen.

Der zweite Act bringt eine Fülle von wechselnden Scenen, reich an spannenden Momenten, die des Dichters geschickte Hand zu einer inneren Einheit glücklich verknüpft hat. Vom frühen Morgen bis zum Mittag hin war Waffenruhe; nun ist der heiße Kampf aufs neue entbrannt. Unaufhörlich donnern in der Ferne die Kanonen. Am geöffneten Fenster und von Zeit zu Zeit hinaussehend steht die junge Frau und hält den nachfolgenden schönen und ergreifenden Monolog *):

*) „O, weh!" rufen die Vertreter der modernen Schule, „sie hält einen Monolog!" Wie kann nun ein Dichter, der das wirkliche Leben naturwahr wiedergeben will, seine vernünftigen Menschen mit sich selbst sprechen lassen! Wie schön der Monolog auch sonst sein mag, er ist immer etwas Widernatürliches, und darum gehört er nicht ins Drama." Dies und noch manches andere werden die heutigen Realisten in Bereitschaft haben, wenn es gilt, dem altehrwürdigen Monolog den Garaus zu machen. Ich empfehle ihnen, den betreffenden Aufsatz in Alfr. von Berger's Studien und Kritiken (Wien 1896) einmal zu lesen; es sind hier von einem Manne, der zu den feinsten Kennern der dramatischen Technik gehört, eine nicht geringe Anzahl von Gründen für die volle Berechtigung des Selbstgespräches im Drama angeführt.

Wie eine weiße Taube kam die Stille
Des Friedens nach dem Donner der Geschütze!
Ach, all zu kurz nur für die armen Menschen,
Die hier sich mordend gegenüber stehn,
War ihre Zeit! — — Von heute Morgen früh
Bis Mittag, welche Stunden banger Angst
Und zwischen Furcht und Hoffnung! — —
Und als da
Mit einem Mal hinschwebte durch die Fluth
Die kleine weiße Flagge auf dem Boot,
Vom Feind entsandt, um Waffenruhe bittend,
O, welch ein Augenblick! — —
Nur allzurasch
Floh'n die Minuten, die ihm folgten und
Zu Stunden wurden! — — Ach, und nun auch diese
Vorüber wieder! — und der heiße Kampf
Aufs neu entbrannt! — — und wüthender denn je
Die Furien der Schlacht, zu grausem Tod
Hinmähend junge Menschenleben! — — — —
Halt! —
Was bebst du denn so bang, mein armes Herz,
Und zitterst in der Noth? — ertapp' ich dich,
Wo du nicht weilen darfst, wie müd' du bist,
Und süß die Rast, — — in dieser Stunde nicht,
Wo's um das Höchste geht?! — — — — — — — —
Und ringt auch er
Nicht mit darum? — Auch er, dem fröhlich du
Gelobt des Sieges grünen Kranz?! — — O, all'
Ihr guten Götter, schützt und schirmt ihn mir!
Und steht ihm bei, — — abwehrend, was mich senkte
In Nacht und Grauen, — — — wenn — — —
Hinweg! Hinweg!
Du finsterer Gedanke!
Und du — — auch du, — — noch finsterer, — der wieder,
Wie eben, da ich knieend im Gebet
Zum Himmel flehte, — — mir den Sinn verwirrt! — —
Mir ist, als säh' ich — — einen Sterbenden,
Die Hand gepreßt auf seine blut'ge Wunde, — —
Das treue Auge brechend, — — während noch
Die bleichen Lippen meinen Namen hauchen! — — —
(Katharina tritt unvermutet herein.)
Und ihm — ihm — that ich das?! — ich das? —
O, Gott,
Wie prüfst Du mich so schwer! — — wie bin ich elend! —
Wie krallt verdoppelt sich der wilde Schmerz
Um meine arme Seele! — — (Sie wird Katharina gewahr.)

A, Katharina!
Gut das Du kommst! — — Ich fühlt' mich so allein,
Fast übermannt von namenloser Qual, — —
Du scheuchst sie wieder fort! — — Wie ging es Dir?

Katharina war noch während der Zeit des Waffenstillstandes von ihrer Herrin mit einem Korb voll Butterbrot und einigen Flaschen Wein nach der Südschanze geschickt worden, wo der Unterofficier Preußer das Commando hat. Anton, ein Invalide und Aufseher aus dem Christians-Pflegehaus, nahm ihr, wie sie jetzt erzählt, die Gabe ab, um sie an den Bestimmungsort zu bringen. Dann hat Katharina noch mancherlei von dem zu berichten, was sie auf ihrem kurzen Wege erlebte, wie Bürgermeister und Senatoren aufs Rathhaus eilten, da die Dänen freien Abzug verlangten und im Weigerungsfalle die Stadt in Brand zu schießen drohten. „Aber die Herren dort oben dachten anders. — Und als der Bürgermeister ans Fenster trat und mit lauter Stimme herunterrief: „Die Bedingungen sind abgelehnt! — Der Waffenstillstand geht zu Ende!' — da hätte Madam mal hören sollen, was für'n Jubel! — Und im Nu jagten auch schon zwei Reiter nach den Schanzen!" —

Nun tritt Anton ein, eine prächtig gezeichnete Figur, trotz der ernsten Zeit voll gesunden Humors, der durch einige Gran Renomisterei noch erquickender wirkt, und trotz der Nothlage, in der er sich selbst befindet, eine chevalereske Natur, die großmüthig zum Besten der Armen auf das grandiose Trinkgeld, das ihm die junge Frau anbietet, verzichtet. — Und was hat er nicht alles mitzutheilen.

Donnerwetter! — Das nenn' ich gelaufen! — Bitte um Pardon! War auch mit vor dem Rathhause! -- Hab' mich verspätet, — aber alles hübsch bestellt und besorgt! Junge Frau. Ihr habt ihn gesehen? — er lebt? er ist munter? Anton. Wie der Fisch im Wasser! Junge Frau. Gott sei tausendmal gedankt! Anton. Hab' es ihm selber übergeben, — und es war ordentlich, als hätt' er 'n elektrischen Schlag davon gekriegt! Junge Frau. Freute es ihn?! Anton. Ob es ihn freute! — Und tausendmal soll ich danken und grüßen. Junge Frau (froh). Tausendmal! (Man hört wieder stärkeres Schießen.) Anton. Donnerwetter! Geh'n die aber schon wieder auf einander los! Katharina. Hu! Es ist ordentlich graulich anzuhören! Anton. Na, für Sie und Madam! — Unsereiner kennt das! War auch Soldat, — bei der Artillerie! — Aber so was ist mir noch nicht vorgekommen! Junge Frau. Die armen Menschen! Anton.

Ja, das ist wahr! — Es konnte einen dauern! — Der kleine Haufen gegen so viele! — Aber gefochten haben sie, wie die Löwen, Madam! — Und das hätte Madam man mal sehen sollen, da in der Nordschanze mit dem Hauptmann, dem — dem — dem — — — Junge Frau und Katharina (zugleich). Jungmann! Anton. Richtig! Jungmann! — als die Schiffe herankamen! — Mitten auf der Brustwehr stand der Kerl und schwang seinen Säbel! Und bums! — da flogen ihm die Grassoden nur so um die Ohren! — Aber er schwang noch immer seinen Säbel! — Das war der Erste! — und nun ging's los! — bumm! bumm! — — bumm! bumm! bumm! — — So die vier volle Stunden hindurch! — Über hundert Kanonen gegen vier! als wenn der Teufel Erbsen säte! Junge Frau und Katharina (zugleich). Entsetzlich! Schrecklich! Anton. Hielten da die Racker uns immer nur so auf die Pulverkammer! — und perdauz! — kam denn auch richtig eine Granate und riß den Thürpfosten mit weg! — Aber da hätte Madam mal sehen sollen! den Jungmann! — und den, — den — den Clairmont! — und alle, welche halfen! — — Mitten im Kugelregen! — und gehämmert, gezimmert, gegraben, bis alles wieder flott! — — und dabei immer den beiden Dänen nur so lustig auf den Pelz gebrannt! — Zuletzt nur noch mit einer Kanone! — Junge Frau. Die Braven! Katharina. Aber sie hatten ja doch vier! Anton. Drei schon übern Haufen geschossen! — — — Das dumme Dänenvolk! — Dachten wohl: die haben genug! — — Und nun ging es weiter gegen die andern! und wir alle mit herum nach der andern Seite! Junge Frau. Gegen die Südschanze?! Katharina. Wo unser Unteroffizier kommandirt?! Anton. Justement! — gegen ihn! — — Aber da kamen sie gerade recht! — — Hast du mich gesehn! — — Nun ging es hier los! — noch toller als drüben! — Und zuletzt nur so immer wieder mit den vollen Breitseiten! — Aber sie standen, wie die Bäume! — und er immer, wo's am schlimmsten war! Junge Frau. Er, wo's am schlimmsten war?! Katharina. Das hätt' er doch nicht thun sollen! Anton. Ha, der ist kugelfest! — sonst wär' er längst nicht mehr! — Trafen sie da die Flaggenstange, — knacks! lag die Bescheerung unten! — Und das Hurräh auf den Schiffen! — Wie die Hähne krähten sie! — Aber was that er?! — Wie der Blitz hinunter von der Brustwehr! — Mitten durch die Kugeln! Mit der Flagge wieder hinauf! — Eine Latte! — Hammer! — Nägel! — Und die Dänen auf ihn mit Kartätschen und Granaten! — Aber er war kugelfest! — — und eins, zwei, drei, flatterte die schwarz-roth-goldene Fahne schon lustig wieder oben! Junge Frau. O, der Edle! — Gott schütze ihn! Katharina. Ja, Madam! Anton. Hat keine Noth, ist kugelfest! — Aber da schrien wir Hurra, all die Tausende so rund herum, daß schier die Luft davon erdröhnte! Junge Frau. Wir hörten es! Katharina. Ja, Madam! Anton. Und dieses Schießen! — — Heißa! nur immer so den einen nach dem andern, mitten durch die Gefion hindurch! Katharina. Hu! Anton. Wir kennen das! — War auch Soldat! — Hinten hinein und da vorne wieder 'raus! — Und dann nachher mit den glühenden Kugeln — — nur immer so das höllische Feuer dem großen Christian in seinen

dicken Bauch! — Das half! — da wurden sie mürbe und hißten die weiße Flagge! — Ward es da aber wieder ein Hurra von allen Seiten! **Junge Frau.** Auch das hörten wir! **Katharina.** Ja, Madam! **Anton.** Und da der Waffenstillstand! Die Füchse! — Sauere Trauben! Wollten sich aus dem Staube machen! — **Junge Frau.** Was sagt Ihr? — Sie waren überwunden?! **Katharina.** Hatten wir gesiegt?! **Anton.** Die Gefion matt! — und der große Christian auf'm Strand! — Aber auch die kleine Schanze wie ein Schutthaufen! **Junge Frau.** Gott im Himmel! — und noch kein Ende! — **Anton.** Wollten uns ja die Stadt in Brand schießen! — — Müssen's noch dicker haben! — — Und in der kleinen Schanze! — — Wie die Teufel sah'n sie aus! — schwarz von Rauch und Pulver! — Und wie die Pferde gingen sie ins Geschirr! — er immer voran, sich auf den letzten Angriff wieder zu rüsten! — war ja drinnen, — brachte ihnen den Korb! — Hauten sie da aber darein! — Rupps! war er leer! — — — Und dann riß der Strom mich mit hinein! — Mußte doch hören, wie es ablief mit diesem Waffenstillstand! — — Blieb 'n bißchen lange! — Pardon, Madam! — **Junge Frau.** Schon gut! — schon gut! — (Das Geld vom Tische nehmend.) Da! — nehmt dies! — Und Dank sollt Ihr haben! Tausend Dank! **Anton** (ablehnend). Von Euch nimmermehr! — Was thäte ich nicht für Euch, Madam?! (Schießen.) Aber nun muß ich wieder hin! — Es geht Matthäi am Letzten! **Katharina.** Hu! wie sie wieder schießen! **Anton** (während die junge Frau das Geld wieder auf den Tisch legt). Thut nichts! — Das kennen wir! — Aber 's Ende muß ich sehen! — Und dann komm' ich wieder und rufe: Sieg! Sieg! (Ab durch die Mitte.) **Junge Frau.** Das walte der Allmächtige! — Gott, welch' ein Kampf! — — — — — **Katharina.** Es fängt schon an zu dämmern, — soll ich nicht das Abendbrot bereiten? **Junge Frau.** Du könntest essen?! **Katharina.** Ach nein, Madam, — ich nicht, — und Madam gewiß auch nicht! — Aber es könnte ja doch sein, — — wenn es nun bald zu Ende wäre, — — und er käme zurück. — — — **Junge Frau** (erregt). Käme zurück! — Er! Er! — **Katharina.** Ja, und das wird er! — — Posten braucht er ja nicht zu stehen, — — und in der Schanze könnt' er doch nicht übernachten! — Er hat auch hier seine schöne Stube! — — **Junge Frau** (erregt). Du hast Recht, Katharina! — Ja! geh! geh! — und sorge für alles! — Es könnte sein! — — Ach, wär es schon! **Katharina.** Dann will ich mich beeilen! (Ab in die Küche, den Korb mitnehmend.)

Junge Frau (am Fenster).

Noch tobt der Kampf und grimmiger denn je! —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —
Wo bald der Wald in grünen Knospen sprießt
Und laut die Drossel schlägt — und bunt von Blumen
Das Ufer steht, — und aus dem blauen Spiegel
Der Himmel lugt, — — o, welch' ein traurig Bild! —
So weit das Auge sieht, nur Rauch und Qualm!
Dazwischen Blitz auf Blitz, — wie Schuß um Schuß
Dann hier, dann dort erdröhnt mit mächt'gem Krach,

Daß Erd' und Himmel zittern! — — — —
Ach, so morden
Die Menschen sich! — und heilig nicht einmal
Ist ihnen der Versöhnung hohes Fest,
Das heut' beginnt, wo ausgetrunken Er
Den Kelch für uns — und das Gedächtnißmahl
Gestiftet, eh' er hinging in den Tod! — —
Hinging in den Tod! — — — — —
Ha, wieder packt
Die Angst mein armes Herz und hält es fest
Mit ihren Krallen! — Hülfe! — Wo ist Hülfe!
Wenn alles dunkel, und das Einz'ge, was
Noch trösten könnte, auch die Hoffnung uns
Den Dienst versagt, o Hülfe! wo ist Hülfe?!

(Sie kniet, die Hände zum Gebet faltend, im Vordergrund nieder und spricht die nun folgenden Strophen in größter Erregung, stoßweise und sehr schnell. Der Kanonendonner wird allmählich weniger. Am Ende der dritten Strophe hört er ganz auf und es beginnt, Mitte der vierten Strophe, ein fernes Glockengeläute.)

Du bist mein Hirt
Und weidest mich
Auf grünen Auen!
Kann, was da wird,
Mein Auge auch nicht schauen,
Ich rufe Dich!

Und ob ich hier
Im finstern Thal
Auch sollte wandern,
Du bist bei mir! —
O, sei auch bei den andern!
Und ihm zumal!

Und ihm zumal
Laß deine Hand
Den Tisch bereiten,
Der Feinde Zahl
Zum Trotz! — O, hilf ihm streiten
Fürs Vaterland!
(Es wird nicht mehr geschossen.)
Du bist mein Stab!
Mein Trost im Leid!
O, schirm' sein Leben!
(Es beginnt fernes Glockengeläute.)
Ich laß nicht ab,
Du wollest denn mir geben
Barmherzigkeit! — —
(Freudig, während sie aufsteht.)

Ha! — hör' ich nicht die Glocken? — Ja, sie sind's!
Als brächten sie des Friedens süßen Gruß!
Der grüne Donnerstag will scheiden gehn, —
Dem stillen Freitag gilt ihr friedlich Läuten!
Fast ist's, als käm' er schon! — so still ist alles!
Mit einem Mal ringsum!

Katharina (aus der Küche kommend). Madam! Madam! — Ja, ich täusche mich nicht! — Hat Madam es noch nicht bemerkt? — Sie schießen nicht mehr! — — Junge Frau. Sie schießen nicht mehr! — — Ha, was sagst Du?! — Ja, ja! — Nun merk' ich's auch! — — Katharina, komm! — (Katharina folgt ihr nach dem Fenster.) Sieh, vielleicht vom Fenster aus, — — Es wird schon dunkel fern! — — Doch Rauch und Qualm ist das nicht mehr! — — — Katharina (mit ihr durchs Fenster sehend). Nein, sicher nicht! — Das ist der Abend! Junge Frau. Sieh nur! — Sieh! — Katharina. Auch schon die Sterne! Junge Frau. Nein! siehst Du nicht das Schiff?! da! da! Katharina. Nun seh' ich's auch! Junge Frau. Ich kann die Masten deutlich sehn! Katharina. Ich auch, Madam! — Ich auch! Junge Frau. Und oben auf dem höchsten siehst Du nicht? — Nur fest den Blick darauf! — — — Katharina. Wie etwas Weißes! Ein Soldat (tritt durch die Mitte ein und bleibt im Hintergrunde stehen). Junge Frau. Es ist die weiße Flagge! Katharina. Wo sonst die rothe war! Junge Frau. O Katharina! (den Soldaten gewahr werdend.) Was ist das?!

Der Soldat, ein Kanonier von der Südschanze, bringt einen Brief von Preußer; die junge Frau öffnet ihn und liest in Erregung: „Großer Sieg! — Die Schiffe unser! — Alles gefangen! — Die rothe Nelke schützte mich! — Bald komm' ich und hole mir den Kranz! Victoria!" — — „Victoria!" — bricht sie in Jubel aus. „Nun komm, Katharina, schnell! daß wir den frischen Kranz dem Sieger winden! (nach dem Lorbeerbaum zeigend.) Bevor er kommt, muß der entblättert sein!"

Katharina. Der schöne Baum, Madam?! Junge Frau. Aber, wo hab' ich denn meinen Kopf?! — Die Freude! — Die Freude! — Ich vergaß ja ganz . . . . . . (Sie nimmt das Geld vom Tisch, um es dem Soldaten zu geben.) Hier, Lieber! (Legt das Geld wieder auf den Tisch.) — — — Ah, er ist schon fort und brachte mir das Leben mit diesem Brief! — — (den Brief küssend und gleichfalls auf den Tisch legend.)

O, welch ein Herzensglück!
Kaum faff' ichs noch! — Geschwind, Kath'rina, hilf
Den Kranz mir winden! — Nein, zuvor die Schwelle
Mit Blumen schnell bestreu'n! — erst wenn sein Fuß
Darüber ging, sind sie mir noch viel lieber!
(Während des Sprechens jedesmal die betreffenden Blumen abpflückend und gegen die Eingangsthür zur Erde werfend.)
Ihr, meine rothen Rosen, seid die ersten,

Haucht sterbend ihm viel süßen Duft! —
Und ihr,
Lieb blaue Augen, meine Veilchen, heißt
Herzinnig ihn willkommen! — Und auch du, —
Mein Heliotrop! — (Zu Katharina.)
Nun, warum stehst Du denn
Noch zögernd da? — Komm' her und hilf mir pflücken,
Die Schwelle zum Empfange ihm zu schmücken!

Katharina.

Fast sträubt sich meine Hand! — Die schönen Blumen!

Junge Frau.

Was wäre noch zu schön für ihn?! — Nur zu!

Katharina.

Nun, wenn's Madam denn will, so nehm' ich diese!
(Sie will eine weiße Camelie abpflücken.)

Junge Frau.

Nicht die! sie ist ja weiß! — Nur rothe! rothe!
Sieh jene da! (pflückend und hinwerfend) und die! — und die! —
und die! — (pflückend und hinwerfend)
Nur keine weiße! — Nimm die Oleander.
(Katharina pflückt sie ab und wirft sie hin.)
Ich pflück derweil noch diese ab!
(noch eine Blume abpflückend und hinwerfend.)
Und nun (zum Lorbeer gehend)
Auch du, mein Baum, sei willig unsern Händen,
Daß wir den Lorbeerkranz dem Sieger spenden! —

Katharina.

Der schöne Baum!

Junge Frau (Lorbeerzweige abpflückend).

Was zauderst du? — Wir lassen ihm kein Blatt!
Ich hab's gelobt! — Nur zu und pflück' mit ab,
Daß mein Gelöbniß keine Lüge werde! (setzt sich und bindet)
Ich binde, — reiche Du die Blätter nur,
Dann wird es um so schneller geh'n! — es muß
Der Kranz vollendet sein, bevor er kommt!

Katharina.

Nun denn (pflückend), ich thu', was mir Madam befiehlt!

Junge Frau (den Kranz windend).

Und theilst Du denn mein Glück nicht um den Baum
Und die paar Blumen, die es fordert? — Ach,
Was könnt' ich ihm nicht geben! — Aber schneller!
Zu langsam fügt sich Blatt an Blatt! — Noch schneller!
Brich ganze Zweige ab! — — — — — —
(Katharina bricht größere Zweige ab.)
Der schöne Baum!
Kann schön'rem Loose nicht geopfert sein,

Als eine Heldenstirn zu schmücken! — — Sieh —
So geht es besser! — Gieb nur immer her!
(Katharina fortwährend Zweige abbrechend und sie ihr hinreichend)
Das war ein schöner Zweig! — — noch einen mehr!
Und wieder einen! — und noch einen, bis
Sie alle sind, und keiner mehr am Baum!

Katharina (wie vorhin).
Das währt nicht lange mehr!

Junge Frau (windend).
Gieb nur immer her!
Allmählich wird es schon zum Kranze! — Sieh
Wie willig Zweig an Zweig sich fügt! — Nur mehr!
Noch immer mehr! — — —

Katharina (wie vorhin).
Fast ist der Baum schon leer!

Junge Frau (windend).
Da hätt' ich kaum genug! — Dann nehmen wir
Den kleinen noch dazu, der in der Küche
Am Fenster steht! — — — —

Katharina (wie vorhin).
Auch den noch? — Nein, Madam,
Das wär' doch schade! — Dieser wächst nicht mehr, —
Dann hätten wir ja keinen!

Junge Frau (windend).
Gieb nur her!
Wir wollen sehn, wie weit es reicht! — — —

Katharina (den letzten Zweig reichend).
Da ist
Der letzte Zweig! — —

(Große Detonation, so stark, daß Thüren und Fenster aufspringen. Katharina und die junge Frau stoßen einen Schrei aus. Jene fällt vor Schreck zur Erde, steht aber sogleich wieder auf, und der jungen Frau fällt der Kranz aus den Händen.)

Junge Frau. Was war das?! Katharina. Das war kein Schuß! Junge Frau. Die Erde bebte! Katharina. Die Thür sprang auf! Junge Frau. Das Fenster auch! (Sie tritt ans Fenster, Katharina mit.) Sieh da! — Es flammt und sprüht aus dickem Qualm! Katharina. Als wär's ein Feuerwerk! Junge Frau. Liegt nicht die Schanze dort? Katharina. Nein, weiter rechts! Junge Frau. O, Gott! wenn die es wäre! Katharina. Die kann's nicht sein! Junge Frau. Dann ist's das Schiff! — wie grausig! Katharina. Von hier gesehen, und wie wir heute sie beide dort liegen sahen, das Schiff und die Schanze, kann es nur das Schiff gewesen sein! Junge Frau. Dann flog es in die Luft! — Ich zittere noch vor Schreck! Katharina. Ich auch! — Aber soll ich nicht schnell mal hinausgehen und mich befragen, damit Madam sich nicht ohne Grund ängstige?

Junge Frau.

Ja! ja! — Thu' das! und sieh und hör' Dich um!
Zumal, ob auch die Schanze Noth gelitten!
Ich muß Gewißheit haben!

Katharina.

Nun, sofort!

(Ab durch die Mitte.)

Junge Frau.

O, bring mir gute Kunde! — Sagt' er nicht,
Sie wären ihrer sieb'nunddreißig? — wäre
Ein einziger dazwischen, — dem — — — — ich schwebte
In Todesangst, bevor ich wüßte, wer?! — —

(Sie tritt ans offene Fenster.)

Wie war's noch heute morgen? — richtig, so!
Ich hier und dort das Schiff, und dort die Schanze! —
Gott sei gedankt! — nein, diese kann's nicht sein!
Sie liegt zu weit nach rechts von jener Stelle,
Wo wir das Feuer sprüh'n sah'n in der Luft!
Wie aber, wenn es doch nicht wär' und anders,
Viel anders, als wir's beide uns gedacht?
Denn die Entfernung täuscht, — man kann sich irren,
Und in der Dunkelheit zumal! — Gott gäbe,
Kath'rina hätte wahr gesagt! — — —

(Den Kranz gewahrend.)

Da liegt
Ja noch mein Kranz und harret der Vollendung!
Im Augenblick des Schreckens ganz vergessen!
Nun muß ich doch vom andern Baume mir
Das Fehlende noch nehmen, — — aber schnell!
Die Zeit drängt um so mehr, als das Ereigniß
So störend uns dazwischen kam! — — —
Nein! nein!
Fort, thöricht Bangen! nicht die Schanze war's.
Es muß das Schiff gewesen sein, sonst hätten
Wir beid' uns ja getäuscht! (den Kranz aufnehmend)
So komm', ich eile
Dich zu vollenden, eh' er selber kommt!

(Ab in die Küche.)

Katharina. (Durch die Mitte.) Da bin ich schon wieder! — Wenn man Glück haben soll! — — Unser Uhrmacher kam eben daher und begegnete mir auf der Straße! — Wie schade um das schöne Schiff, das schon unser war! — — Nun liegt es in tausend Stücken! — — Aber das andere will ich Madam doch lieber gar nicht sagen! — Er hätt' es auch nicht thun sollen! — — und man soll sich nicht muthwillig in Gefahr begeben! — — — Aber er ist viel zu ehrgeizig! — — Der Uhrmacher sagte es gerade heraus: er hätte den Kommandeur nur vom Schiffe geholt aus lauter Ehrgeiz, um

schließlich auch noch einen Admiral gefangen zu nehmen — — Und dann ist er wieder hinübergefahren, — und noch einmal wieder — und noch einmal, — um all die Gefangenen zu holen und die armen Blessirten! — Ach Gott! — hätt' er sie doch nur alle mit ans Land gebracht! — — Der Uhrmacher meinte, er habe auch das nur aus Ehrgeiz gethan! — Denn die Leute hätten ihn gewarnt, und er habe doch gewußt, daß das Schiff brannte! — Aus Ehrgeiz? — — — Sowas thut man doch nicht aus Ehrgeiz! — Das ist ja Menschenliebe! — — Aber mehr hab' ich nicht erfahren! — Unser Uhrmacher war schon weggegangen als sie noch immer so mit ganzen Böten voll vom Schiffe herüber gekommen, — — und gerade, als er eben übern Markt ging, ist das Schiff in die Luft geflogen! — Das schöne Schiff! — Ich will nur hoffen, daß keine mehr darauf gewesen! Junge Frau (aus der Küche kommend mit dem fertigen Kranz). Nun, Katharina? Katharina. Es war das Schiff, Madam! Junge Frau. Und die Schanze?! — Die Schanze?! Katharina. Die war ja weit davon! Junge Frau. Gott Lob und Dank! (den Kranz zeigend) Sieh, Katharina, — ich bin auch fleißig gewesen! Katharina. Ein hübscher Kranz! Junge Frau. Es fehlt nur noch eins daran, — ein schönes Band! — ich habe keins! Katharina. Madam hat ja von ihrem weißen Kleide noch die Atlasschleife — — — —

Junge Frau (schnell).

Um Gottes Willen!
Ein weißes Band an einem Lorbeerkranz
Das wäre ja ein Todtenkranz! — — —

Katharina.

Dann wüßt' ich nicht — — —

Junge Frau.

Und doch, mir fällt was ein!
Ein glücklicher Gedanke! — Ja, das geht!
Ich nehm' das blaue Band, das ich als Schärpe
Trug, da ich mich verlobte, — drinnen liegt
Es wohlverwahrt im Schrank, — o komm geschwind
Und hilf es mir als Schleife dran zu fügen,
Dann wäre alles zum Empfang bereit, —
Und Blau ist eine schöne Farbe! — Komm!

(Beide ab, in Preußers Stube.)

Anton. Vier Soldaten.

(Die Soldaten tragen eine mit grün geschmückte Bahre, auf welcher die Leiche Preußer's liegt, ganz verdeckt von schwarz-roth-goldenen und blau-weiß-rothen Fahnen, so daß nichts von ihr zu sehen ist. Auf den Fahnen Preußer's Seitengewehr und Pickelhaube.)

Anton (im Hereintreten zu den Nachfolgenden). Nur hier herein! — Aber sachte! sachte! — Und stoßt mir nirgends an! — (Sich links von der Thür stellend.) Hier ist's! Ich weiß es ganz genau!

Erster Soldat. Wir wissen 's nicht!

(Die Soldaten setzen die Bahre nieder und stellen sich rechts daneben.)

Anton. In diesem Hause lag er im Quartier!

Zweiter Soldat. Der Leut'nant wußt' es auch noch nicht, wohin?!

Anton. Wohin denn sonst?!
Erster Soldat. Beim Rathhaus blieb er unverseh'ns zurück!
Anton. Gewiß, um dort zu fragen!
Zweiter Soldat. Wir hätten warten müssen!
Erster Soldat. Aber da kamt Ihr gerannt und riefet: hier!
Anton. Na sollt ich nicht? — Hier hat er ja gewohnt!
Zweiter Soldat. Ihr seid doch von der Polizei?
Anton. Nein, das just nicht!
Erster Soldat. Wir sahn's doch an dem Rock!
Zweiter Soldat. Und hielten Euch für nachgeschickt!
Erster Soldat. Mit weiterem Befehl!
Anton. Nein, das just nicht! — Ich kam des Wegs daher
Und sah Euch rathlos steh'n!
Zweiter Soldat. Dann sind wir hier nicht recht!
Anton. Das nehme ich auf mich! — Wo anders denn?
Hier sind ihm ja die Blumen schon gestreut!

Junge Frau (aus Preußer's Stube tretend, den Lorbeerkranz mit der blauen Schleife in der Rechten tragend. Katharina hinter ihr. Als jene die Bahre erblickt, ringt sie einen Augenblick mit dem Schmerz und der Bestürzung: dann schreit sie laut auf und sinkt neben der Bahre auf die Knie, während sie die Hand mit dem Kranze auf das Fahnentuch fallen läßt und ebenso den linken Arm, auf den sie das Haupt legt.)

Officier (hereinstürzend, in der Nähe der Thür stehen bleibend).
Um Gottes Willen, nicht hier! Nach der Kirche! nach der Kirche! — Es war ein Irrthum! — (Nach der jungen Frau sehend). Ah, zu spät! —
(Musik in der Ferne, ausgeführt durch ein Quartett von Streichinstrumenten hinter der Scene oder dem Orchester: „Es ist bestimmt in Gottes Rath.")

Junge Frau (laut stöhnend). Katharina (sehr bewegt). Ah, Madam! Offizier. Gnädige Frau! Junge Frau (laut stöhnend). Katharina (wie vorhin). Gott im Himmel! Offizier (sehr langsam und mit Pausen sprechend). Er war der Besten Bester! Junge Frau (laut stöhnend).

Officier. Gab Ruhm und Ehr' ihm auch nicht mehr das Leben,
Ihm gab sie doch der Tod mit voller Hand!
Junge Frau (laut stöhnend).
Officier. Und schönern Tod kann 's auf der Welt nicht geben,
Als für die Lieb' und für das Vaterland!
Junge Frau (nach kurzer Pause das Haupt etwas aufrichtend und nach oben blickend).
Als für die Lieb' und für das Vaterland! —
(Sie läßt Kopf und Arm wieder gegen die Bahre sinken.)
Der Vorhang fällt langsam.

Der Dichter fügt dem Schlusse des Stückes noch die folgende Bemerkung an:

Die letzten Worte der jungen Frau sind mit eigenthümlicher Betonung zu sprechen, die Stimme fast von Thränen erstickt. „Als für die Lieb' [Lieb' betonend] ist mit tiefer Rührung und Innigkeit, „und für das Vaterland," [Vaterland betonend] so zu sprechen, daß nicht allein eine Entsagung, sondern noch mehr eine Bitterkeit zum Ausdruck gelangt in Anbetracht des nunmehr größten Opfers, welches sie dem Vaterlande gebracht hat.

Der in Begleitung des Quartetts weiter gehende Dialog zwischen der jungen Frau, Katharina und dem Officier darf nicht allzurasch vor sich gehen, und es hat namentlich der

Officier seine Worte mit den erforderlichen Pausen zu sprechen. Der Dialog ist hinsichtlich der Zeit so einzurichten, daß er erst zu Ende ist, wenn die Musik bis zu den Worten des Textes „Doch mußt Du mich auch recht versteh'n" gekommen ist. An dieser Stelle geht die Musik ins volle Orchester über, während der Vorhang zugleich langsam zu fallen beginnt und so langsam fällt, daß er erst gegen Ende der Melodie ganz herunter ist. Event. kann auch das Quartett etwas rascher oder langsamer spielen.

Dieses Drama — ein Hymnus auf das Vaterland und eine herrliche Paraphrase des Wortes, daß uns das Vaterland mehr als das Leben, mehr als Hab und Gut sein soll — ist vom Dichter, wie er uns auf der ersten Seite nach dem Titelblatte mittheilt, für den Verein der Schleswig-Holsteinischen Kampfgenossen von 1848—51 in Kiel verfaßt und vor diesen zur Feier des Jahrestages der schleswig-holsteinischen Erhebung am 24. März 1883 zum ersten Male aufgeführt worden. Es sind diese Worte aber nicht so zu verstehen, als ob Johann Meyer das Stück im Auftrage des genannten Vereins gedichtet habe. Ich weiß nämlich von ihm selbst, daß er schon während der Arbeit daran die Absicht hatte, es nach der Fertigstellung den Kieler Kampfgenossen zur Aufführung am Tage der nächsten Erhebungsfeier zu überlassen, es aber — wie es ja auch in der Widmung ausgesprochen ist — der Gesammtheit aller Vereine der Kampfgenossen zu verehren.

Ich habe, entgegen der ursprünglichen Absicht, über den wesentlichen Inhalt des vorliegenden Dramas kurz erzählend zu berichten, eine große Anzahl von Scenen Wort für Wort wiedergegeben, und zwar deshalb, weil mir die großen poetischen Schönheiten, welche besonders die letzten Theile aufweisen, jenes andere Verfahren hier nicht ausreichend erscheinen ließen.

Zu diesen Schönheiten gehört namentlich die allmähliche Entfaltung der wundervollen Liebesblume in den Herzen Theodor Preußer's und der jungen Frau, einer Blume, die ihre Keimkraft von der glühenden Vaterlandsliebe beider Liebenden empfängt und deren volles Erblühen in der Brust des vielgeprüften Weibes die ganze Schönheit der Selbstlosigkeit und Entsagung offenbart. So singt der Dichter ein hohes Lied der Liebe zweier edlen Menschen zu einander, aber zugleich ein hohes Lied der Liebe zum Vaterlande. Nicht gering ist auch die Schönheit der beiden größeren Monologe der jungen Frau mit ihren so kurz und prägnant ausgesprochenen Beziehungen zu der umgebenden Natur, den Schrecknissen des Krieges, dem nahenden Osterfeste und der Religion sowie mit den jedesmal gegen Ende erfolgenden Ausbrüchen der Reue und Ver-

zweiflung. Herrlich ist auch die meisterhafte Umdichtung des 23. Psalms: Du bist mein Hirte und weidest mich und dessen sinnige Verknüpfung mit den Ereignissen des Tages, und prächtig, wenn auch wohl recht schwierig in der Ausführung, die Episode des Kranzwindens mit ihrem bis zur Katastrophe fortgehenden Dialog. Wie stimmungsvoll ist das wiederholte Hervortreten der Todesgedanken und wie tief ergreifend der tragische Abschluß mit seiner harmonischen Ausgleichung der beiden gewaltigen Gegensätze: hier die höchste Freude der jungen Frau mit dem frisch gewundenen Siegeskranze für den Geliebten und dort, fast demselben Momente angehörend, ihr unsagbares Leid an der Bahre eben desselben ruhmvoll gefallenen Kriegers!

Der Dichter hat das Stück Theodor Preußer genannt; er hat in dem Drama dem Helden bei Eckernförde ein volksthümliches Denkmal errichtet, und doch ist dieser Träger der Titelrolle nicht der eigentliche Held der Tragödie. Er wäre dazu ja auch nicht geeignet gewesen; denn er hatte keine ὕβρις auf sich geladen, wenigstens ist das, was wir im 5. Auftritte des 2. Actes aus Katharinas Mund über ihn hören, nicht dazu zu rechnen. Die tragische Schuld und Sühne liegen ganz und gar auf Seiten der jungen Frau. Es ergiebt sich dies schon deutlich aus ihren beiden größeren Monologen; namentlich erkennt man es gegen den Schluß derselben aus ihren Ausbrüchen der Verzweiflung und aus den Vorwürfen, die sie sich selbst macht. Und so ruft sie auch am Ende des ersten Actes, gedenkend des gefallenen Gatten, reuevoll aus: „Herr Gott im Himmel, verzeih' mir die Sünde!"

Bekanntlich ist von der historischen Tragödie weit weniger geschichtliche Treue zu verlangen als vom historischen Roman und historischen Epos; es darf der dramatische Dichter den geschichtlichen Stoff mit voller Freiheit so umformen, ausbilden und idealisieren, wie es seinen ästhetischen Zwecken am dienlichsten ist. So ist auch die sich in Theodor Preußer findende Geschichte mit dem Lorbeerkranze ein gut Theil Gebilde der dichterischen Phantasie, wenn sie auch nicht ganz der thatsächlichen Grundlage entbehrt. Und was an ihr geschichtlich ist, bietet immer Interesse genug, auch an dieser Stelle vermerkt zu werden. Als am 4. April der Alarmschuß fiel, stand Preußer plaudernd und helfend bei seiner Quartierwirthin, die eben damit beschäftigt war, ihren

Lorbeerbaum vom Winterstaube zu reinigen. Im Nu ist Preußer fort, und im Nu kommt er auch wieder gerüstet herein. „Nun wird's was setzen!" — ruft er der Frau zu, „und wenn wir siegen, dann schmücken sie auch mich mit einem Kranz!" Im Davonstürzen hörte er noch, wie sie ihm zurief: „Dann behält der Baum kein grünes Blatt!" Am 8. April, dem ersten Ostertage bewegte sich ein langer, langer Zug nach dem Eckernförder Kirchhofe, voran im dunklen Sarge der Sieger, bedeckt mit Blumen und Lorbeerkränzen. In dem traulichen Hause aber am Strande, wo er vordem ein so freundliches Quartier genossen, herrschte Stille und Trauer; — — und entblättert stand der Baum.

Die Geschicklichkeit bei der Conception und dem Aufbau des Stückes giebt sich besonders im 2. Acte zu erkennen. Denn dieser spielt bis zum Schlusse hin fast vollständig während der Schlacht; die hervorragendsten Momente derselben greifen tief in die Handlung ein und bilden selbst, so zu sagen einen wesentlichen Bestandtheil davon. Nun kann ja die Schlacht selbst auf der Bühne nicht zur Darstellung kommen; aber sie muß während der Handlung für den Zuschauer deutlich vernehmbar vor sich gehen, und so erkennen wir denn auch ihren Fortgang an dem fortwährenden Donner der Geschütze. Und was sich in ihr ereignet, darüber berichtet uns Anton, der Invalide des Christians-Pflegehauses, den sich der Dichter eigens für diesen Zweck schaffen mußte. In dem Epos, das denselben Stoff behandelt und sich, entsprechend der Dichtungsart, viel enger an die historischen Thatsachen anzulehnen hatte, und das außerdem auch ein großartiges Gemälde der Schlacht bietet, fehlt Anton, ebenso auch die alte Dienstmagd Katharina. Aber im Drama hätten ohne Mitwirkung dieser beiden Personen die Gemüthsbewegung und die Leidenschaft der jungen Frau nicht jene Steigerung erfahren können, welche der Krisis und der endlichen Katharsis nothwendig voraufgehen mußte.

Wie schon erwähnt, wurde Theodor Preußer zuerst aufgeführt am 24. März 1883; tüchtigen Dilettanten hatte der Dichter selbst die Rollen einstudirt, und bei sämmtlichen Anwesenden hinterließ das Stück einen tiefen Eindruck. Bald darauf ging es an andere Vereine und an verschiedene öffentliche Bühnen über. Auch in den beiden Kieler Theatern — dem Stadttheater und dem

Tivoli-, jetzigen Schillertheater — erlebte es eine Reihe von Wiederholungen. An beiden Stellen wurde es vortrefflich einstudirt und inscenirt durch den Oberregisseur Adolf Dombrowski, der auch hier wie dort den Anton als eine seiner besten Rollen gab.

Als Anfang Juni 1894 der deutsche Fischhändler-Kongreß in Eckernförde tagte, gelangte es dort auf Wunsch des örtlichen Comités am 3. Juni durch geübte Kieler Dilettanten ganz vortrefflich zur Aufführung. Dieser vorher ging ein Prolog, eigens vom Dichter für diese Aufführung verfaßt, der sich eines großen Beifalls erfreute und auch hier eine Stelle finden möge.

Es sprach der Herr aus einem Busch, der brannte,
Zu Moses einst: „Zieh' Deine Schuhe aus,
Denn heilig ist die Stätte, wo Du stehst!"

So heilig ist für uns're kleine Stadt
Und unser meerumschlung'nes Land die Stätte,
Wo jener schläft, der einst von Gott berufen
Zu solcher That, und wo er sie vollbracht!

Ein Retter seines Volks sollt' Moses werden —
Und war es der nicht auch, der hier gekämpft,
Mit seiner kleinen Schaar, wie muth'ger nicht
Leonidas einst bei den Thermopylen!?

Und fielen dort auch alle, aber hier
Nur wen'ge für das theure Vaterland —
Nicht minder freudig hätten alle gern,
Wie jene, wenn es hätte sollen sein,
Auch hier ihr blühend Leben hingegeben!

Nachkommenden Geschlechtern zum Gedächtniß,
Errichtet von den Griechen, stand der Löwe —
Und steht an uns'rem Strande ja der Stein,
Von Schleswig-Holstein dankbar ihm gesetzt, —
In unserm Todtenhain das Monument,
Vor welchem Ihr geweilt in diesen Tagen,
Gedenkend seiner und bewundernd ihn!

Noch einmal wollt Ihr's auch in dieser Stunde
Vor einem Denkmal, das ihm zur Erinn'rung
Die Dichtkunst schuf, die ernste, die der Muse
Melpomene gehört, der es verlieh'n,
Wie ihrer heit'ren Schwester, — für das Wort
Und für die Handlung auch das volle Leben
Im Menschen auf der Bühne uns zu geben!

Seh'n sollt Ihr ihn und sprechen hören, sollt
Euch seines Muths und seines Sieges freu'n,

Sollt Zeugen seiner Großthat sein und sollt
Ihn mit erleben jenen Donnerstag
Vor Ostern achtzehnhundertneunundvierzig,
Den grünen, lorbeerreichen, — — und Ihr sollt
Mit eignen Augen schau'n, wie unvermuthet
Vor Euch die Knospe einer süßen Rose
Sich aufthun wollte, doch erbarmungslos
Von rauher Schicksalshand gebrochen wurde,
Eh' sie der Sonne sich erschließen konnte!

Und wenn es unserm Spiel gelänge, Euch
Ein paar der flücht'gen Stunden mehr bei uns
In angenehmer Weise zu verschönern,
Wär unſ're Mühe reich genug belohnt!

Indes, um wie viel mehr noch würde dies
Der Fall sein, wenn es uns gelänge, Euch
Ein Bild zu schaffen, das Euch unvergeßlich,
Und das in seiner Wahrheit klar Euch zeigte,
Wie damals schon vor unſ'rer kleinen Stadt
In wenig Stunden allerschwersten Kampfes
Ein wundervoller Sieg errungen ward
Für unſ'res Deutschen Reiches Macht und Größe!

Und der es nun so rühmenswerth regiert,
Wie seine Väter, — und was die ihm ließen
Noch unvollendet, rühmenswerth vollendet
Zu immer größerer Macht und Herrlichkeit,
Sollt' der uns heut' nicht auch der Nächste sein,
Ihm unſ're Liebe ehrfurchtsvoll zu weih'n?!
Hoch all die Gläser, Hoch! der Ruf daneben:
Alldeutschlands theurer Kaiser, der soll leben!

Bei der fünfzigjährigen Jubelfeier der Erhebung Schleswig-Holsteins, am 24. März 1898, hatten sich zahlreiche Comités für ihre Festvorstellung das Drama Theodor Preußer ausersehen, zugleich mit einem für diese Feier verfaßten und rechtzeitig veröffentlichten Prolog des Dichters. Und so ist dieses Drama wie ebenfalls das andere: Im Kruge zu Tolk — von dem im folgenden die Rede sein wird — an diesem Abend des 24. März an mehr als dreißig Stellen in Schleswig-Holstein aufgeführt worden.

In Kiel bildete die Aufführung des Dramas Theodor Preußer eine der Hauptnummern des officiellen Festprogramms. Nachdem zur Vorfeier das Stück bereits vor vollbesetztem Hause und mit größtem Beifall im Stadttheater zur Aufführung gelangt war, fand die Festaufführung durch dieselben Kräfte abends am

24. März in den Reichshallen statt. Man hatte dieses Lokal gewählt wegen der Größe des Saals; doch erwies sich dieser für diesen Abend als noch viel zu klein, in kurzer Zeit war er überfüllt, und Hunderte mußten an der Kasse wieder umkehren. Die Besetzung der Rollen war vorzüglich. Herr Sundheim spielte den Theodor Preußer, Fräulein Normann die Junge Frau, Herr Beaurepaire den Anton und Frau Lissé die Katharina. Die Aufnahme war eine höchst begeisterte. Herr Beaurepaire als Oberregisseur des Stadttheaters setzte auch hier das Stück in Scene und sprach mit markigem Organe wahrhaft zündend den erwähnten Prolog, zu dem der Dichter selbst ein großes, prachtvolles Gruppenbild gestellt hatte, das zugleich mit dem Prolog jubelnden Beifall fand und schon zu Anfang der Feier einen stürmischen Hervorruf des Dichters zur Folge hatte.

Ein Jahr später, am Tage der fünfzigjährigen Jubelfeier des Sieges bei Eckernförde am 5. April 1899, gelangte dasselbe Stück zuletzt im Kieler Stadttheater unter der so verdienstvollen neuen Direktion des Herrn C. O. Beling, gleichfalls durch ganz vorzügliche Kräfte zur Aufführung. Der Verfasser leitete hier selbst die letzte Probe unter Mithülfe des Oberregisseurs H. Lortzing, eines Sohnes des Componisten. Den Preußer spielte Herr Kroneck, die Junge Frau Fräulein Lührsen, Katharina Frau Bonné und den alten Anton Herr Kühne. Die Vorstellung war musterhaft und erfreute sich eines außerordentlichen Beifalls. Auch der für diese Jubelfeier von Johann Meyer gedichtete Prolog, „Jungmann und Preußer", den ich bereits im ersten Bande dieses Werkes, Seite 328 u. f. meinen Lesern mittheilen konnte, wurde von Fräulein Thiéry, der ersten tragischen Liebhaberin, entzückend schön gesprochen und fand rauschenden Beifall. Ein paar Tage später fand eine Wiederholung statt.

Die Hauptfeier für das ganze Land, an der sich auch die noch lebende Schwester Preußer's und deren Gatte, der Medicinalassessor Wolff in Blankenese, betheiligten, war natürlich in Eckernförde. Auch hier gelangte bei dieser Gelegenheit das Stück durch Dilettanten zur Aufführung. Zu der Feier hatte der Dichter eine Anzahl von Inschriften verfaßt. Eine derselben, die für das Preußer-Denkmal bestimmte, in der das hübsche Bild,

womit der Seite 205 stehende Prolog beginnt, gleichfalls gebraucht wird, möge auch hier stehen:

„Zieh' deine Schuh' aus!" sprach der Herr zu Mose, —
Und Du — — in Andacht tritt vor diesen Stein,
Und vor ihm nieder leg die schönste Rose,
Dem Helden Preußer dankbar sie zu weihn!

Von den vielen günstigen Recensionen der Tagesblätter über die Aufführungen des Theodor Preußer möge hier nur eine von denjenigen, die die Kieler Zeitung gebracht hat, wiedergegeben werden:

„Während die Zeit der Erniedrigung und Erhebung Preußens in den Jahren 1804—1813 eine ganze Reihe patriotischer Dramen gezeitigt hat, hatten die Jahre 1848—50, die Zeit der Erhebung unseres engeren Vaterlandes Schleswig-Holstein, bislang noch keinem Dichter als Vorwurf gedient. Und doch ist auch diese Zeit reich an Ereignissen, an heldenmüthigen Kämpfen, die wohl den Stoff und die Charaktere für manches vaterländische Schauspiel hergeben würden. Das erste und bis jetzt noch das einzige Drama dieser Art, die Episode aus dem Kampf bei Eckernförde Theodor Preußer von Johann Meyer, welches gestern über unsere Stadttheater-Bühne ging, rechtfertigt diese Behauptung in glänzender Weise. Der Erfolg war unbestritten, die Aufnahme der Novität geradezu enthusiastisch; der Dichter und die Darsteller wurden immer und immer wieder vom Publikum hervorgerufen. Es ist nicht das Sujet allein und die Begeisterung eines wahren und echten Patriotismus, welche dem Dichter diese Ovationen eingetragen; die poetische, feinfühlige Behandlung des Stoffes und die lebenswahren, sympathischen Charaktere haben gewiß und nicht zum mindesten zu dem Erfolge beigetragen. Die Diktion des Dramas ist glänzend; die Handlung ist reich an poetischen Situationen; die patriotische Stimmung hüllt die Geschehnisse in ein ganz eigenes Colorit. Die Aufführung trug überall den Intentionen des Dichters Rechnung. Selbst an den mancherlei geschickt angebrachten, keineswegs unwesentlichen Requisiten konnte man die vorsorgende Hand des Dichters erkennen. — Herr Dombrowski, unter dessen Regie das Stück in Scene gesetzt wurde, bot als Anton eine wahre Prachtleistung. Frl. v. Savary war für die Darstellung der jungen Frau wie keine geeignet. Ihre innige und poesievolle Wiedergabe derselben verdient in erster Linie unser volles Lob. Herr Hornau ließ in der Titelrolle die Begeisterung, den jugendlichen, opferfreudigen Heldenmuth ausklingen. Frau Sauer verkörperte die alte Magd Katharina mit urwüchsiger Natürlichkeit. Eine baldige und oftmalige Reprise des Dramas dürfte bei diesem Erfolg der gestrigen Aufführung sicher sein."



Im Kruge zu Tolk.

Genrebild mit Gesang in zwei Aufzügen aus der Zeit der schleswig-holsteinischen Erhebung.

Personen:

Hans-Krüger, Wirth zu Tolk.
Anna, seine Tochter.
Hannis Mißfeldt, sein Neffe.
Der Bauervogt von Tolk.
Peter Ramm, sein Knecht.
Mars Bumann, ein Knecht.

Aldosser, Hauptmann
Heintze, Unteroffizier
Martens, Fröhlich, Lange, Gemeine
} vom Rantzau'schen Freicorps.

Rittmeister von Flindt,
Ein Wachtmeister,
Ein Trompeter,
Jens, Nils, Lars, Sören, Gemeine
} Dänische Dragoner.

Die Handlung spielt im Kruge zu Tolk in Angeln, spät abends am 23. April 1848, dem Tage der Schlacht bei Schleswig und des Angriffs auf Missunde.

Decoration: Gaststube. In der Mitte des Hintergrundes eine Doppelthür nach dem Hausflur führend, rechts von dieser Thür, ziemlich dicht am Hintergrunde ein Schänktisch mit Flaschen und Gläsern. In den Coulissen rechts zwei einfache Thüren, deren eine in der Nähe des Schänktisches nach der Küche und die andere, weiter vorn, nach einer Schlafstube führt. Seitwärts rechts auf der Bühne ein größerer, runder Tisch, darauf eine aus Holz gedrechselte, große Schnupftabacksdose und einige Schnapps- und Biergläser mit Resten darin. An der linken Seite, in der Mitte der Coulissen, eine Einzelthür, nach einem Schlafzimmer führend. Zwei längliche Tische, in einer Linie parallel mit den Coulissen stehend, doch so weit von diesen entfernt, daß hinter ihnen noch drei Stühle oder je eine Bank stehen kann, auch mit ihren Enden nicht zusammenstehend, sondern so weit auseinander, daß sich zwischen ihnen hindurch bequem nach der Schlafstube gehen läßt. Hinter dem vorderen Tische vier Stühle oder eine Bank für vier Sitzplätze, am Ende, wo sich der Zwischenraum befindet, gegenüber der Thür nach dem Zimmer links ein Stuhl und ein anderer in der Nähe seitwärts am Tisch. Auf diesem ein hölzerner Tabackkasten mit der Tabacktüte darin. An der Coulissenseite des hinteren Tisches drei Stühle oder eine Bank für drei Sitzplätze und ein Stuhl vor demjenigen Ende dieses Tisches, welches dem Hintergrunde am nächsten liegt. Rechts und links vom Publikum aus gesehen.

Auch diese fünfte dramatische Arbeit unseres Dichters behandelt eine Episode aus dem Schleswig-Holsteinischen Kriege, aber keine tief ernste wie Theodor Preußer, sondern eine recht lustige. Der Dichter nennt sein Stück ein Genrebild'; das ist es auch, aber eines, das in bunten Farben schillert und voll ist an übersprudelnder Lebendigkeit.

Eine wahre Begebenheit gab auch hier den Stoff, in den hinein dann die Phantasie des Dichters ihre Fäden spann, um ein ansprechendes Bühnenstück zu gestalten. Ein Freischärler der damaligen Zeit, E. Erdmann-Bordasch aus Rastenburg, der in dem Freicorps des Grafen Cuno von Rantzau-Breitenburg als Unteroffizier stand, hat die Geschichte miterlebt und sie uns in einem kleinen interessanten Werke — Die Freischaaren in Schleswig-Holstein während des Freiheitskampfes der Herzogthümer gegen Dänemark im Sommer 1848 — wahrheitsgetreu erzählt.

Die heitere Episode ereignete sich in einem Dorfkruge zu Tolk in Angeln am Abend des 23. April 1848, nachdem im Laufe des Tages, des ersten Osterfeiertages, das Centrum der dänischen Armee aus seiner festen Stellung in der Stadt Schleswig und südlich vor derselben durch die kaum eingetroffenen Bundes-

truppen und namentlich durch die beiden preußischen Grenadierregimenter Kaiser Franz und Kaiser Alexander nach hartnäckigem Kampfe, an dem sich auch Truppentheile der Schleswig-Holsteinischen Armee und Abtheilungen der Freischaaren betheiligten, hinausgeworfen und nach Norden hin in die Flucht geschlagen war. Der linke Flügel der dänischen Armee befand sich an diesem Tage in einer befestigten Stellung bei Missunde und seine Vorposten und Patrouillen standen nördlich um dieselbe herum in der Landschaft Angeln. Auf dem nördlichen Flügel der Bundestruppen, also südlich von Missunde, stand Major von Zastrow mit dem fünften Schleswig-Holsteinischen Infanterie-Bataillon, einer Compagnie Jäger, einer Abtheilung Dragoner, etwas Artillerie und einer Anzahl Freischaaren, in der Absicht, die Dänen bei Missunde anzugreifen, was auch später mit Erfolg geschah. Vorher jedoch, in der Nacht vom 22. auf den 23. April, führte der Hauptmann Aldosser mit 50 Mann vom Rantzau'schen Freicorps, das sich in der Nähe von Eckernförde befand — die Leute hatten sich freiwillig hierzu gestellt — das tollkühne Wagniß aus, unter unsäglichen Mühen und Gefahren gen Norden vorzudringen und bei Stubbe in Böten über die Schley zu setzen, sodaß sie sich schon früh am Morgen des 23. April auf feindlichem Gebiete und im Rücken der dänischen Stellung von Missunde befanden. Sie beabsichtigten, die Dänen von hinten anzugreifen, mußten aber davon Abstand nehmen, weil bei der Übermacht der Feinde kein Erfolg von einem solchen Angriff zu erwarten war.

So begnügte man sich denn vorläufig damit, sich zu verschanzen und sodann in kleinen Abtheilungen die Umgegend zu durchstreifen, um die hier befindlichen dänischen Vorposten und Patrouillen aufzuheben und zu gleicher Zeit in den zunächst gelegenen Dörfern bei der deutsch gesinnten Bevölkerung den Landsturm zu organisiren.

Es hatte nun ein solcher aus zehn Mann bestehender Streifzug unter Leitung des Hauptmannes Aldosser das Glück, einen dänischen Wagenpark von 14 Wagen, der die Kriegskasse des linken feindlichen Flügels mit sich führte und von Dragonern begleitet wurde, zu überrumpeln und zu erbeuten, sowie einige der ihn begleitenden Dragoner gefangen zu nehmen und hierbei noch einen

gefangenen und gefesselten Kameraden, der auf jenem nächtlichen Zuge in die Hände der Dänen gerathen war und sicherlich als Spion erschossen worden wäre, zu befreien.

Während nun der Hauptmann mit der größeren Hälfte seiner Mannschaft und dem befreiten Freischärler bei der reichen Beute verblieb, um zunächst diese in Sicherheit zu bringen, beorderte er vier von seinen Leuten, die gefangenen dänischen Dragoner nach dem Dorfe Boren zu bringen, woselbst sich die einzelnen Abtheilungen des Freicorps wieder sammeln sollten. Es war aber mittlerweile Abend und stockfinstere Nacht geworden, und in der Dunkelheit erreichte die Escorte mit ihren Gefangenen das Kirchdorf Tolk, in dessen Wirthshaus man einkehren, sich erfrischen und vielleicht auch übernachten wollte. Vor einer Überrumplung seitens der Dänen glaubte man um so sicherer zu sein, als sich diese schon auf dem Rückzuge befanden und schon in Tolk und seiner nächsten Umgebung der Landsturm in voller Thätigkeit war. Früh morgens sollte dann der Marsch nach Boren weiter gehen.

Hier setzt nun die Handlung unseres Stückes ein, und was nun weiter folgte, mögen meine Leser aus dem Drama selbst ersehen.

Hans-Krüger, der dänisch gesinnte Wirth, befindet sich allein in der Gaststube. Er ist in Hemdsärmeln, trägt eine graue wollene Kniehose, dazu passende Strümpfe, lederne Pantoffeln, eine bis an den Hals zugeknöpfte Weste, ein rothes Halstuch und eine weiße baumwollene Zipfelmütze. Während er damit beschäftigt ist, die auf dem Tisch stehenden Reste von Schnapps und Bier in die entsprechenden Flaschen znrückzugießen, bricht er in die Worte aus:

Gott bewahr uns, wat'n Tid! — Op'n eersten Osterabend, un keen Mensch mehr in'n Krog! — Mi sünd de Ohren noch ganz doo vun all dat ewige Scheeten vundag! — Un wenn dat wirklich wahr is, als dat munkeln deiht, dat de Dänen rittereert, denn küunt wie man inpacken! Düsse Frischaarn, de Räuberbann heff ick in'n Kiker! — Dat weern wedder mal söss Köm un söss Buddel Beer fört grote Vaterland! Bauervogt (durch die Thür kommend; er trägt etwas niedergekrempelte Stulpen, dunklen Rock oder Jacket. Pelzmütze ohne Schirm und dicken Stock). Gu'n Abend, Hans-Kröger! Hans-Krüger. Gu'n Abend Burvagt! Bauervogt (sich an den runden Tisch rechts setzend). En Lütten un'n Glas Beer! Hans-Krüger. Schast Du hebb'n! (einschenkend und hinsetzend) Du büst ja wul ni so, als Din Rekruten? Bauervogt. Als min Rekruten? — waso? Hans-Krüger. Na, ebn weern hier wedder welke vun'n Landsturm, — un Du als Burvagt büst ja de rechte Hand darvun!

— Als de Wilden störrten se herin, — un Din Buknecht, Peter Ramm, de Driewer, natürlich wedder de eerste Mann dartwischen! — Söss Köm un Beer! Prost! — kling! — Hebbt keen Tid! — betalt dat morgen! — un denn hallo! — weg weern se! — Bauervogt. Dat's denn ja wul de Patrullje we'n! — wa grot weer de Zech? Hans-Krüger. Söss un söss makt twölf! Bauervogt (ihm Geld gebend). Dar! — — hest all hört? In Sleswig schüllt de Dütschen we'n. Hans-Krüger. Wat'n Wunner! — wenn s' all in Messunn sünd! — Nu ward't ock wul so lang ni mehr dur'n, denn kummt dar noch mehr von dat Räuberpack! Bauervogt. Wat för'n Räuberpack? Hans-Krüger. Düsse Frischaarn, de Banditen! Bauervogt. Bi Messunn sünd vundag doch man de reguleren Sleswig-Holsteener in't Für we'n! — Hans-Krüger. Ok ni beter, Öwerlöpers! — Landsverräthers! Bauervogt. Hans-Kröger, schamst Du Di denn gar ni, noch ümmer mit so'n Gesinnung herumtolopen?! Gott bewahr uns! — Unse braven Sleswig-Holsteeners för Öwerlöpers un Landsverräthers, — un de Friesehaarn för Räubers un Banditen to schimpen! Hans-Krüger. Sünd se dat denn ni? — — Wat hebbt se denn dahn in all de Tied? — Nix als Freten un Supen hebbt se dahn — un de Buern to Last legen! Bauervogt. So? dat hebbt se dahn? — Dar hebbt se ja garni mal de Tid to hatt! — Noch densülwigen Dag, als't losgung, den veeruntwintigsten März, hebbt se mit den Prinzen von Noer Rendsburg nahmen, un den sösuntwintigsten stunn'n se all bi Bau! Hans-Krüger. Un tonöß, den negnden April bi Bau! — (sich hinter den Ohren kratzend) au! au au! — Bi Bau! — bi Bau! Bauervogt. Ick weet all, wat Di keddelt! — Makt nix! — Se hebbt sick likers wehrt, als de Löwen! — — Un den achteinsten April bi Aschepel — un den eenuntwintigsten bi Ollenhoff, un vundag bi Messunn, wakeen hebbt dat dahn? Unse Sleswig-Holsteener un de Frischaarn! — Un Du kannst seker sin, ock vundag bi Sleswig, se harrn ehr Deel mit daran in Ehren! — — — Un de wullst Du mi beschimpen? — Du, Du — — — Du büst ja mit'n Dummbüdel sla'n — un sühst ni wieder, als de Näs Di lang is? — — — — — (Hans Krüger mit offenem Munde. Bauervogt lauter) Ja, sparr dat Mul man apen! Hans-Krüger. Mit Di is ni to striden! Bauervogt. Un eerst recht ni mit Di! Hans-Krüger. Un ick — ick bün däusch! Bauervogt. Un ick bün dütsch! Hans-Krüger. Un ick — ick — — — wat ick bün, dat will ick blieben! Bauervogt (aufstehend). Un ick ok! — — (Raich seinen Schnaps trinkend und mit dem Fuße stampfend.) Gottsdunnerwetter!! (Hannis Mißfeldt tritt auf durch die Mitte.) Na, wakeen is dat? Hans-Krüger. Dat's ja Hannis Mißfeldt, min Swestersöhn ut Stippsdörp! Hannis. J, j, ja! — Da dat bün ick! Musik; Hannis singt, auch dabei stotternd. — Bei dem Refrain einer jeden Strophe nach den Worten „Mu Mu Mu Mudder!" ahmt die große Trommel im Orchester einen Kanonenschuß nach, wobei Hannis jedesmal vor Schreck in die Knie sinkt.)

Nu, nu hebbt s' mi mit in'n La Landsturm kregn,
Nu mu mutt ick mit marscheeren,
Mu mutt Posten stahn un't Ka Kalvfell dregn,
Un scha schanzen, un exerceren!

So so'n Krieg, dat is en bö böses Lebn,
En Sche Scheten un en Ge Getuter!
Jck wu wull, ick we weer in Sti Sti Stippsdörp blebn,
Jck wu wull, ick weer bi Mu Mu Mu Mudder!

De de drapen wa ward, de de krigt en Lock,
Da dat slimmst vun all de Lö Lö Löcker! —
Wa wat nützt mi nu mi min Ohm sin Rock
Un all mi min Pi Pi Pijäcker?! —
So so'n Kugel, de de flüggt nicht allebn,
De de sust ock noch dör't Fu Fu Futter! —
Jck wu wull, ick we weer in Sti Sti Stippsdörp blebn,
Jck wu wull, ick weer bi Mu Mu Mu Mudder!

Nu nu hebbt s' mi mi fat, mi mi arm Krabat!
Mi mi mit mö möt se all tohopen!
Nu nu 's Ha Hannis Mi Mißfeldt ock Suldat
Un mu mu mutt Pa Patrullje lopen!
Jn'n Krieg si sick up de Rei Rei Reis' begebn,
Da dar ku kummt nix bi bi heruter!
Jck wu wull, ick we weer in Sti Sti Stippsdörp blebn,
Jck wu wull, ick we weer bi Mu Mu Mu Mudder!

Hans-Krüger (ihn streichelnd). De arm Jung! — He's doch man to'n Besök hier, un mutt dar all likers mit in'n Landsturm! Hannis. La La La Landsturm! Bauervogt. För't Vaderland ist Nüms ni to gut! — Ha! Ha! Ha! — Junge, Hannis, wat hest Du Di utstaffeert! Hannis. He hett A A Anna dahn! Hans-Krüger (sich froh die Hände reibend). Anna, min Anna! — se höllt en Barg von em! — Ward noch mal en glücklich Paar! — Hett se em min oln Karkenrock antagen un min ol Pudelmütz oppsett un ock noch sogar een von min Nachmützen darünner. Hannis (die Pudelmütze lüftend). Fö för de O Ohrn! Hans-Krüger. Wa se all försorglich för em is! — Dat em doch man jo ni de Ohrn verklamt! Bauervogt. Un wat hest denn dar allns in de Pasen bi Di rumbummeln? Hannis. Me Me Mett- un Le Le Leberwusſ! Hans-Krüger (einen Beutel anfassend). Un dar? Hannis. Ke Ke Kees un Spe Speck! Hans-Krüger. Un dar kiekt ja ok noch sogar en Buddel herut! Hannis. Kö Kö Kö Köm! Hans-Krüger. Ok noch Köm! — Se sorgt ja för Di, als wenn se all Din Fru weer! Bauervogt. Ha! Ha! Ha! Ha! — Na denn hau un steck dar man frisch op los! — Hörst Du?! — Allns öwer de Kling! keen Pardon! Hannis. Ke ke keen Pa Pa Pardon! Hans Krüger. Waso? — Woto? Du büst ja man in'n Landsturm! — Vergeet keen Menschenblot, hörst Du? — Un wenn Di mal en Dän bemött — — — — Bauervogt (rasch). Denn stickst 'n dod! Hannis. Sti sti stickst 'n dod! Hans-Krüger. Den Deenscher ok! (ihn rasch ein wenig nach vorn ziehend). Denn höllst em de Wusſ hin und den Kömbuddel — hörst Du?! — (ihn rasch wieder zurückschiebend.) Hannis, Jung,

wat büst Du en Baas! Bauervogt. Ha! Ha! Ha! Ja, dat weet Gott! — Na, denn mak man, dat Du hinkummst! — Hans-Krüger. Ja, Jung, denn mak man! Hannis. Ja, denn ma ma'ma mak man! (Ab durch die Mitte.) Bauervogt. Un den hest Du för Din Anna bestimmt? — Düssen Theeputt för den lüttjen Vagel mit sin hellen Ogn un sin lustig Hart?! A, ne! A, ne! Hans-Krüger. Ja, wat denn?! — Se stutzt em bi Lüttjen wul so vel torecht! — De Hauptsak sünd de Finanzen! — Un he bringt ehr eben so vel baar mit, als ick Schulden op min Krog heff! Bauervogt. Wenn ick recht seeg, is min Buknecht ehr doch dusendmal leewer! Hans-Krüger. Dat is 't ja man, wat mi argert! — Peter Ramm, de Strick, hett ehr den Kopp verdreiht! — Awers de un min Anna, — ni un nümmer! Bauervogt. Un dochen is dar swarlich en Betern in 't ganze Kaspel! — Awers Du hest in düsse Sak jüst akkerat eben so'n Brett för 'n Kopp, als in de Poletik! Hans-Krüger. So? Ha! Ha! — Ja dat seggst Du! — Bauervogt. Ja dat segg ick! — Awers wat schall ik mi hier noch lang mit Di herumstriden?! — Dar is mi de Tid vel to wichtig to! — ick mutt maken, dat ick wedder röwerkam! — Hans-Krüger. Wullt denn all gahn? — Wullt nich noch en Lüttjen drinken? — Bauervogt. Man kann ni weten, — dar kunn wat passeeren, — en Ordonanz oder 'n Stafett un sowat! — Jck bün ja de Burvagt! Hans-Krüger. Ja, Deuscher! — wenn Du dat meenst! Du, Burvagt, denn gah ick noch gau mal mit Di röwer, dat ick Bescheed weet! — Na 'n Krog störmt dat tonöhen dochen jümmers toeerst hin! Bauervogt. Ja, denn kumm man! Hans-Krüger (seine Mütze holend). Ja glix! — (durch die Küchenthür rufend) Anna, min Dochder! — De Burvagt meent, dar kunn noch wat passeern! — Sett den groten Kedel op un böt ünner! — Jck gah man eben mal mit röwer! Anna (in der Küche). Ja, Vadder!

(Bauervogt und Hans-Krüger durch die Mitte ab).

Anna tritt nun aus der Küche in die Gaststube. Sie ist wie ein schleswig-holsteinisches Bauernmädchen damaliger Zeit gekleidet und beginnt das hübsche Volkslied zu singen: „Kein Feuer, keine Kohle kann brennen so heiß." Als sie mit der zweiten Strophe zu Ende ist, hört sie zu ihrer freudigen Überraschung den Peter, den Großknecht des Bauervogts, in der Schlafstube rechts die zweite singen: „Zwei Sternlein am Himmel, zwei Röslein am Hag." Die Dritte: „Setze Du mir einen Spiegel ins Herze hinein!" wird als Duett von beiden gesungen. Dann öffnet Anna die Thür, und Peter tritt ein. Er hat Hans-Krüger mit dem Bauervogt nach dessen Haus hinübergehen sehen und ist nun heimlich durch ein offen stehendes Fenster von der Gartenseite her eingestiegen, um ein paar Augenblicke bei des Wirthes Töchterlein zu sein. Anna ist mit ihm ohne Billigung des Vaters ver-

lobt. Dieser hat ihr, wie wir bereits erfahren haben, einen ganz andern als Bräutigam zugedacht, nämlich den vermögenden Vetter Hannis, der sich augenblicklich bei dem Onkel zu Besuch aufhält und das für ihn schreckliche Malheur gehabt hat, zum Landsturm gepreßt worden zu sein. Peter ist von ganz anderem Schlage als Hannis; er ist mit Leib und Seele für die gerechte Sache seines Vaterlandes; und so ist er augenblicklich Führer der nächtlichen Patrouille. Ja, er theilt so eben seiner Anna den Entschluß mit, in ein Corps der Freischärler einzutreten. Sein Lieb sieht das nun nicht besonders gern; aber in ihrem Patriotismus vermag sie sich diesem Vorhaben nicht zu widersetzen.

Nun wird an die Hausthür geklopft; es ist Hans-Krüger, der vom Bauervogt zurückkommt. Während ihn Anna einläßt, begiebt sich Peter wieder auf dem Wege, auf dem er gekommen, nach außen. Hans-Krüger bringt seiner Tochter die Neuigkeit, daß der Bauervogt so eben ein Schreiben erhalten habe mit der Ankündigung, daß die Deutschen schon in Schleswig und in Missunde seien und daß das Dorf und dessen Umgegend wahrscheinlich noch Einquartirung erhalten werde. Und der Schulmeister habe gemeint, die Freischaaren seien den Dänen, die sich noch in der Nachbarschaft befänden, bereits im Rücken, und da könne es leicht passiren, daß Dänen und Deutsche zu gleicher Zeit kämen, und deshalb müsse man vor allem im Wirthshaus auf alles vorbereitet sein. So möge nun Anna in Küche und Keller nachsehen und auch nach dem großen Kessel auf dem Herd, damit nachher auch das kochende Wasser für das warme Getränk nicht fehle.

Kaum hat der Wirth das angeordnet, als auch schon draußen geklopft wird. Nachdem Hans-Krüger geöffnet, tritt Hannis mit den Worten herein:

Se hebbt mi mi mi we (wegjagt! Hans-Krüger. Wat?! Wakeen?! Hannis. Pe Pe Peter Ra Ramm un Ma Ma Ma Mars Bumann! Hans-Krüger. Peter Ramm, de Galgenstrick! — Dar kann doch nix passeern, wo de Stankmaker ni mit mank is! Anna. Vader! Hans-Krüger (zu Anna). Hol den Snabel! — Warum hebbt se Di denn wegjagt? — Hannis. Jck schull ma ma man to Hu Hu Hu Hus gahn! Hans-Krüger. Ja, warum? Hannis. Jck ku kun ja ni We We We Werda? schrien! Anna (lacht). Ha! Ha! Ha! Ha! Hans-Krüger. Wat hest darna to lachen?! — Na, nu künnt se Di tom minnsten doch ni dotscheeten! — Awers, wo büst Du denn mit all Din Provijant bleben? (einen Beutel befühlend). Dar is ja nix mehr in all de Pasen?! Hannis. Hebbt s' mi

mi op fre fre freten! Hans-Krüger. Opfreten? Wakeen? Hannis. Pe Pe Peter Ramm un Ma Ma Mars Bumann! Hans-Krüger. All wedder de Daugeniren! (Die Flasche herausziehend). Un all den Köm hebbt se em utsapen! De Banditen schulln doch man leewer glir mit de Frischaarn gahn! — Un Du Stackel büst ja wul ganz verklamt! — Denn gah man gau na Din Kamer un treck Di um! — un tonößen, denn kannst hier'n beten achtern Abend sitten, denn schall Anna Di en warm Glas Grock maken! — Ja denn lop man! Hannis. Denn lo lop man! (Ab nach seiner Kammer.) Hans-Krüger. De arme Jung! — Na dat's man gut, dat he wedder hier is! — Anna. Wat schall de ock mit in 'n Landsturm! — Hans-Krüger. O, he steiht sin Mann noch ebenso gut, als all de annern! — Awers beter is beter! — un in'n öwrigen schullst Du Di doch am meisten darto freun! Anna. Wil he min Vedder is — ja! Hans-Krüger. Un wil he ock noch mal Din Mann ward! Anna. Min Mann? — Nümmermehr! Hans-Krüger. So? Nümmermehr?! Du ungeraden Deern, Du! — Schall ick mi nu ock noch an Di argern? (Man hört klopfen.) Na, wat is dar nu all wedder los?! (Hans-Krüger geht durch die Mitte hinaus.) Anna. Wa kann en Vadder eenmal so hart we'n gegen sin eenzig Kind! — — Vel leever sprung ick ja in't Water un neehm mi dat Leben!

Bald tritt Hans-Krüger wieder auf, nachdem kurz vor ihm der Bauervogt eingetreten ist.

Hans-Krüger. Wa? — Wat? — Inquarteerung seggst Du? Bauervogt. Ja tom minnsten doch welke in Loschi! — veer vun de Frischaarn un veer dänische Dragoner, de se gefangen nahm'n hebbt. Se wüllt hier in'n Krog blieben. (Man hört Stimmen draußen.) Dar sünd se all! Hans-Krüger (erregt auf und abgehend). Nu hebbt wi't all so gut! — Acht Mann! Weer ick se man eerst wedder los! —

Es erscheinen Peter Ramm, der Unterofficier Heintze und drei Gemeine vom Rantzau'schen Freicorps: Martens, Fröhlich und Lange, sowie die vier gefangenen Dänen: Jens, Nils, Lars und Sören.

Peter Ramm (zuerst durch die Mitte auftretend, nach ihm Heintze und dann rasch die andern folgend). Süh so! — hier sünd Se in'n Krog! Heintze. Dank, lieber Freund! — Dann paßt nur gut auf! — Wir bedürfen sehr der Erholung! Peter Ramm. Se künnt sick op uns verlaten! (drückt Anna die Hand.) Hans-Krüger (dazwischen fahrend). Wullt Du mal, Du Spitzbov! (Peter Ramm ab durch die Mitte.) Heintze (zu den Freischärlern). Nun, Kameraden, macht's Euch bequem! (Sie legen ab und setzen sich an den oberen Tisch links. Zu den Dänen). Sitte! Sitte! Hans-Krüger (zu den Dänen, sie streichelnd und klopfend). Sitte! Sitte!

Die Dänen setzen sich hinter den unteren Tisch und liegen bald vor großer Ermüdung, laut schnarchend, Kopf und Arme auf dem Tisch ruhend, im tiefen Schlafe. Unteroffizier Heintze

Heintze bestellt zwei Teller mit Butterbrot und eine Bowl Punsch. Anna und Hans-Krüger gehen nach der Küche, um das Bestellte zu bereiten. Während beider Abwesenheit giebt der Bauervogt den Freischärlern, die sich nach dem hübschen Mädchen — nämlich Anna — erkundigen, nähere Auskunft über die Verhältnisse im Hause und bemerkt so nebenbei, daß Anna sehr hübsch singen könne. Dann berichtet Heintze dem Vogt, wie sie zu den gefangenen Dänen gekommen seien.

— Hei! war das ein Fang! — Wir standen in Brodersby — kommt die Meldung: „Ein dänischer Train in der Nähe. Martens. Fünfzehn Wagen! — und auf einem die Kriegskasse! Fröhlich. Und nur zwanzig Dragoner Bedeckung! Heintze. „Kinder", rief unser Hauptmann, „den holen wir uns! — Im Krug an der Landstraße hielt ein Bauernwagen. — Unser Hauptmann der Erste darauf und zehn ihm nachgesprungen! — Lange. Mehr faßte nämlich der Wagen nicht! Heintze. Und dann, was die Pferde nur laufen konnten, — der Hauptmann unser Kutscher! — Im Handumdrehen waren wir da! Zum Angriff! — Sturm! — Hurrah! piff! paff! — — Einige Wenige wurden nur leicht verwundet, — elf entkamen, neun gefangen, und dies sind vier davon! — Martens. Die anderen fünf befinden sich bei einer anderen Abtheilung. — Fröhlich. Und in der Kriegskasse waren drei Tausend Thaler! Heintze. Mit der fährt unser Hauptmann. Sie sind alle hier in der Umgegend, nur auf verschiedenen Wegen, — und wir sammeln uns wieder in Boren. Bauervogt. Wa is't eenmal möglich! — Jüst als de Scholmeister dat seggt: Dän un Dütsche een mank'n anner dör! Martens. Aber immer nur in kleinen Scharen, meistens Vorposten und Patrouillen vom äußersten linken Flügel der Dänen! Heintze. So ist es! — Und wir haben uns diese Nacht durch ihre Kette geschlichen und sind ihnen nunmehr schon im Rücken.

Die Dänen schnarchen noch immer. Nun kommen der Wirth und seine Tochter aus der Küche zurück. Anna trägt zwei große Schüsseln, angefüllt mit belegtem Butterbrot, und Hans-Krüger eine Terine mit Punsch. Die eine Schüssel und die Bowle werden auf den Tisch gestellt, an dem die Freischärler sitzen, die andere auf den Tisch, an dem die Dänen schlafen, hierhin kommen auch eine Anzahl Gläser. Kein Rufen, kein Rütteln und Schütteln vermag die Dänen zu wecken. Da greift Anna zu ihrem schon oft erprobten Mittel, das niemals versagte, wenn einmal ein Gast in später Stunde in der Wirthschaft eingeschlafen war: sie nimmt die große Schnupftabacksdose und hält nach der Reihe einem jeden der Dänen eine starke Prise unter die Nase, worauf sie anfangen zu niesen und aufzuwachen. Nun wird ihnen bedeutet, sich Butter-

brot zu nehmen, und der Bauervogt und Hans-Krüger werden eingeladen, ein Glas mitzutrinken. Die Freischärler leeren das erste Glas mit einem donnernden Hoch auf ihren Hauptmann. Hans-Krüger stößt nur mit den Dänen an.

Bauervogt. Ehr Hauptmann, dat mutt ja en ganzen Baas wesen! Heintze. Ist er auch! — Die ersten Gefangenen in diesem Kriege hat er gemacht! Fröhlich. Das heißt: wir mit ihm und unter ihm! Bei Ascheffel, — die achzehn Dänischen Dragoner. Lange. Der Herzog von Braunschweig verlieh ihm den Löwenorden dafür! Bauervogt. Het he Se denn ock vergangen Nacht mit dör de Ked bröcht? Heintze. Gerade er! — Heißa! war das eine Nacht! Die Nacht vorher noch im Bivouak zwischen Haby und Großwittensee! Bauervogt. In all den Regen? — Dat regen ja de ganze Nacht! Heintze. In all dem Regen und durchnäßt bis auf die Haut! — Und gestern bei Osterby sollte es wieder losgehn, aber der Hauptmann hatte es dicke! — „Freiwillige vor!" — Und im Nu sprangen sechszig vor! — „Seid Ihr bereit, mir zu folgen?" „„Zu Sieg und Tod!"" — „Gut! — dann macht Euch fertig! — Wir schleichen uns diese Nacht durch die Postenkette der Dänen und greifen den Feind im Rücken an!" — Und vorwärts ging es in die stockfinstere Nacht hinein! (Während der Erzählung wird gegessen und getrunken. Anna füllt etwaige leere Gläser und Hans-Krüger ermuntert unter Klopfen und Streicheln dann und wann die gefangenen Dänen zum Essen und Trinken). Fröhlich. Drei von unseren Kameraden: Sonnenkalb, Levysohn und Stamerjahn, die Braven, immer Hundert Schritte voran! Lange. Weil sie die Gegend kannten und dänisch verstanden! — sie waren unsere Führer! Heintze. Und in beständiger Lebensgefahr! Levysohn wurde gefangen genommen. Bauervogt. Ah, dat is schad! Hans-Krüger (bei Seite). Weern se doch man all gefangen wurrn! Heintze. Stamerjahn versprengt, — zuletzt blieb uns nur noch Sonnenkalb allein! — — — Und weiter ging es, immer weiter! — todtenstill — in peinlicher Spannung, — und in beständiger Lebensgefahr! — Oft auf Händen und Füßen kriechend längs den Gräben, — hinter Wällen und Knicken, — jeden Augenblick eines feindlichen Postens oder Angriffs gewärtig! — Da! — was ist das? — ein dänischer Posten, aber er lehnt an einen Baum und schläft! Sonnenkalb mit gezücktem Dolche neben ihm, bis wir alle glücklich vorüber sind! Bauervogt. Dar krupt een ja de Haar bi to Barg! — Heintze. Ja, und zuletzt zum Umfallen müde, — fast der eine über den andern stolpernd! — — Aber unser Hauptmann immer der Erste, hinten und vorn, für alle ein freundlich Wort, — alle ermuthigend und ermunternd, — — Und noch eine Stunde — und da! — — Victoria! — es war geglückt! — — Um Mitternacht befanden wir uns schon im Rücken der Dänen. Bauervogt. Un wenn ick fragen darf — wo weern Se denn dar? Heintze. Auf einem Gute! — ich glaube es hieß Rögen! —, die Bewohner schienen uns erwartet zu haben. — Die Zimmer waren erleuchtet, die Bedienung vollständig angekleidet! — Eine Stunde Rast! — eine stärkende Tasse Kaffee, — und vorwärts! — aber nun zu Wagen!

— Und gegen Morgen waren wir zu Stubbe an der Schlei! **Bauervogt.** Ah, op den Grafen Luckner sin Gut! — En echten Schleswig-Holsteener! **Hans-Krüger** (bei Seite). Ock so 'n Landsverräther! **Fröhlich.** Auch hier waren wir erwartet. Ein brillantes Frühstück erquickte uns. **Heintze.** Und wieder ein paar Stunden der Ruhe und dann auf bereitgehaltenen Böten im Glanz der goldenen Ostersonne über die Schlei in das gepriesene Land der Angeln! **Bauervogt.** Aber den Stackel, denn de Dän darbi fatkreegen?! **Heintze.** Sie meinen Levysohn? — Er wäre sicherlich schon heute morgen als Spion erschossen worden, wenn nicht durch den frühzeitigen Angriff der Schleswig-Holsteiner auf Missunde die Exekution verhindert worden wäre. Nun befand er sich bei einem dänischen Train, den schon heute morgen zu nehmen wir das Vergnügen hatten. Levysohn ist schon wieder bei uns! **Bauervogt.** Na de kann vun Glück seggn! **Lange.** Das kann er auch! -- Dem Muthigen hilft das Glück! **Heintze.** Aber Kinder, eßt und trinkt doch! — Und Martens, sorgen sie doch für unsere Gefangenen! **Martens.** Thut der Wirth schon! — Er klopft und streichelt und nöthigt sie in einem fort! — Ich glaube der Kerl ist dänisch! **Hans-Krüger.** Gott bewahr uns! — Ick heff ja man Mitleid mit de Stackels! — Nix wider als dat pure Mitleid! **Lars** (macht ein Geräusch, als wenn er sich verschluckt hätte). **Heintze.** Na, was hat denn der Däne da? **Martens.** Er scheint sich verschluckt zu haben. (Nils und Sören klopfen ihn auf den Rücken). **Hans-Krüger.** Lars, Jung, hest Du Di verslukt? Denn man gau en lütten Köm! (Holt einen Schnapps.) **Lars.** M! M! (würgend nach dem Munde zeigend). **Sören.** Ah, der komme! (Er zieht ihm ein langes Stück Schinken aus dem Munde.) **Hans-Krüger** (mit dem Schnapps). Is't all rut? — Denn man gau noch den lüttjen Köm achterna! (Lars trinkt den Kümmel aus.)

Nach diesem kleinen Intermezzo mit den Dänen erscheint Hannis. Die Freischärler lachen und fragen, wer denn das sei. „Dat is min Swestersöhn, Hannis Mißfeldt ut Stippsdörp!" antwortet der Krüger. „Der muß Freischärler bei den Rantzauern werden!" meinen lachend die Rantzauer. Aber Hans-Krüger erwidert höhnisch: „Dat fehl ock noch! — Ne, Kröger schall he warrn, und dat hier in Tolk! Denn wull ick dochen leewer de Swien höden als Soldat speln!" Nun wird Hannis eingeladen, ein Glas mitzutrinken, und auf Geheiß des Onkels setzt er sich an den Tisch zu dem Bauervogt. Fröhlich ergreift alsdann das Glas, tritt vor und preist den Soldatenstand, wobei er das bekannte Lied singt: „Es lebe hoch der Stand der Ehre!" Die anderen Freischärler, Bauervogt und Anna stimmen im Chor mit ein.

Es lebe hoch der Stand der Ehre!
Es lebe hoch der Kriegerstand!
Wenn er auch so manches entbehre,
Kämpft er doch fürs Vaterland!

Dem Sohne des Ruhmes und der Ehre
Reicht ein jeder so freundlich die Hand!
Dem Sohne des Ruhmes und der Ehre
Reicht ein jeder so freundlich die Hand!
Es lebe hoch!

Chor. Es lebe hoch!

Fröhlich. Es lebe hoch!

Chor. Es lebe hoch!

Fröhlich und Chor.

Es lebe hoch der Kriegerstand!
Ja überall, allüberall
Höret man der Hörner Schall!
Ja überall, allüberall
Höret man den Schall!
O, welche Freude, welche Lust, Soldat zu sein!
O, welche Freude, welche Lust, Soldat zu sein,

Erschallt die Trompete in der Weite,
Ertönet die Trommel, die uns ruft,
Eilen wir zum verweg'nen Streite,
Und ein Hurrah erschallt durch die Luft!
Dem Sohne u. s. w.

Bringen wir dann die Feinde zum Sinken,
Ist vernichtet die blutige Schaar,
Frische Lorbeern des Ruhmes uns winken,
Auf der Ehre hohem Altar!
Dem Sohne u. s. w.

Wenn am Heerd uns die Freunde umschlingen
Und das Vaterland dankbar uns grüßt,
Hoch die Herzen der Mädchen aufspringen,
Die der Held in die Arme sich schließt!
Dem Sohne u. s. w.

Kaum ist das Lied verklungen, als Peter Ramm eiligst durch die Mitte eintritt mit der überraschenden Meldung an den Unterofficier Heintze, daß die Patrouille einen dänischen Rittmeister gefangen genommen habe. Und da führt man ihn schon herein den Rittmeister von Flindt; Mars Bumann, ein Knecht, und einer von der Patrouille bringen ihn. Die Dänen springen auf und machen vor dem Rittmeister Honneurs.

Rittmeister (schnell). Tusend Djewel — Friskarer! — Og fangene Kamerader! (Zu den Dänen, abwinkend) Det er godt, Kamerader! (Die vier gefangenen Dänen setzen sich. Hannis und Hans-Krüger stummes Spiel.) Peter Ramm.

He wull sick vör uns ni gefangn gebn, — wil wi man vun'n **Landsturm** sünd! Mars Bumann. Dat Peerd hett all een na'n Burvagt bröcht! Hans-Krüger (bei Seite). O, düsse beiden Bösewichter! Heintze (zum Rittmeister). Erklären Sie sich für gefangen? Rittmeister. Jeg (jei) föge mig! (mei). Heintze. Darf ich Sie um Ihren Namen bitten? Rittmeister. Rittmester v. Flindt! — Jeg (jei) anförte en Patrullje og vovede mig (mei) allene altvor langt frem. Heintze. Und wo sind die andern geblieben? Rittmeister. Da di merkede, at jeg (jei) hvar bleven angreben, — jagede di tilbage! Peter Ramm. Ja, wat de Peer man lopen kunn! Wi harrn ock richtig unse Noth mit em! — Twee greepen dat Peerd in'n Tögel, — un ick greep em to liker Tid na de Hann, dat he man ni hau'n un scheeten kunn! Un als ick em man erst ördentlich fat harr, dar reet ick em denn vun't Peerd hendal! Hans-Krüger (bei Seite die Hände ballend). O, de Daugenix, de! Heintze. Das habt Ihr brav gemacht! — Kommt und trinkt! (Anna schenkt ein, sie trinken. Hans-Krüger klopft den Rittmeister auf die Schulter, Hannis ebenso). Heintze. Herr Rittmeister! — ich bedaure Ihren Unfall und ehre und achte Sie als Feind. — Dies thatsächlich zu beweisen lasse ich Ihnen die Waffe! — — Darf ich Sie einladen, hier Platz zu nehmen, oder kann ich Ihnen sonst wie gefällig sein? Rittmeister. Tusend Tak, jeg (jei) er saa trett, naar jeg (jei) bare kunde sove lidt. Heintze. Sehr gern! (zu Hans-Krüger) Herr Wirth, haben Sie ein anständiges Zimmer für einen dänischen Officier? Hans-Krüger. Ja wiß! — Ja wiß! heff ick dat! — (Nach der Schlafstubenthür rechts zeigend). Dar in de Stuv is'n feines Bett, mit'n Waschdisch un mit'n Handdok un'n Putt un allns! Heintze. So nahe? — desto besser! (zum Rittmeister, nach der Thür zeigend). Wollen Sie die Güte haben? Rittmeister. Mange Takke! (Mit Hans-Krüger nach der Schlafstube gehend). Hans-Krüger (bei der Thür, schnell). Dar is 'n Fenster na de Strat! Rittmeister (schnell). Vinduet! — Jeg (jei) verstaaer! (Beide ab.) Heintze (zu Peter und Mars). So, nun pflegt Euch doch, Ihr beiden! Peter Ramm. Ja, wi hebbt all 'n paar ut! — Awers nu, kumm man, Mars, dat wi wedder na de Annern kamt. — Na, gude Nacht denn ock! Mars Bumann. Gude Nacht! Heintze. Gute Nacht, Ihr Braven! — Paßt nur gut auf! Peter Ramm und Mars Bumann. Hebbt Se keen Sorg! (Beide ab durch die Mitte). Hans-Krüger (zurückkehrend). Süh so! de arme Stackel full meist um vör Mödigkeit! Heintze. Und uns hat dieses Abenteuer nur um so lustiger gemacht! — Ich denke, wir trinken noch eins! (Sieht in die Bowle) Ja, nun ist die Bowle leer! Hans-Krüger (schnell). Dar is ja Rath för! — Denn makt wi noch een!

„Ja," meint Heintze, „brauen Sie uns noch eine, aber eine ebenso gute wie die erste!" Und Anna nimmt die Terine und will damit in die Küche gehen; aber Hans-Krüger nimmt ihr sie ab und sagt: „Bliv Du man hier, darmit dar doch een bi de Gäst is! — Kumm, Hannis, Du kannst mitgahn!" Und

Hannis und Hans-Krüger gehen mit der Terine nach der Küche.

Als sie fort sind, bitten die Freischärler Anna, sich doch ein bißchen mit an ihren Tisch zu setzen, was sie aber ablehnt, weil ihr die Herren zu lustig sind. Da sagt denn der Bauervogt: „Awers, weetst Du wat, Deern? Denn doh' uns den Gefallen und sing mal een! Und die Freischärler vereinigten ihre Bitten mit denen des Vogtes, bis sich endlich Anna bereden läßt, nachdem sie noch von Hannis, der mit der Bowle aus der Küche zurückkommt, erfahren hat, daß der Vater erst einmal nach dem Stall gegangen sei, um nach dem Vieh zu sehen. Und Heintze reicht Anna ein volles Glas und ruft: „Hier, mein Kind, Dein Glas! silentium!" Die Musik beginnt, und Anna singt:

Kennt Ihr das Land in Deutschlands Norden,
Von zweier Meere Fluth umspült?
Stimmt an in kräftigen Akkorden,
Was für das theure Land Ihr fühlt!
Es ist das Land, das mich gebar,
Wo meiner Väter Wiege stand!
Singt, Brüder, heut' und immerdar:
Ja, Schleswig-Holstein ist mein Vaterland!

Chor (Freischärler, Bauervogt und Anna).

Es ist das Land, das mich gebar,
Wo meiner Väter Wiege stand,
Singt, Brüder, heut' und immerdar:
Ja, Schleswig-Holstein ist mein Vaterland!

Anna.

Kennt Ihr das Land in Deutschlands Norden,
Wo Männer wohnen, gut und brav?
Wo Holstentreu zum Spruch geworden,
Zum Wahlspruch: Lieber Tod, als Sklav?
Es ist das Land, das mich gebar 2c.

Chor (Freischärler, Bauervogt und Anna).

Es ist das Land, das mich gebar,

Anna.

Kennt Ihr das Land in Deutschlands Norden,
Mit Wald und Flur so schön umkränzt?
Und wo des Landmanns reiche Borden
Die Elb' und Königsau begränzt?
Es ist das Land, das mich gebar 2c.

Chor (wie vorher).

Heintze (sein Glas erhebend). Kameraden! Diesem Lande, so schön wie keins! — Mit seinen grünen Wäldern, seinen blauen Seen und goldenen

Feldern, mit seinem fleißigen, treuen und muthigen Volk unsere vollen Gläser! Schleswig-Holstein, es lebe! Freischärler, Bauervogt und Anna (zugleich). Hoch!

(Dann sofort singend mit vollem Orchester.)

Schleswig-Holstein, meerumschlungen,
Deutscher Sitte hohe Wacht!
Wahre treu, was schwer errungen,
Bis ein schöner Morgen tagt!
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Wanke nicht mein Vaterland!
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Wanke nicht, mein Vaterland!

Plötzlich hört man unter dem Fenster des benachbarten Schlafzimmers, in das sich Rittmeister von Flindt begeben hatte, Tumult und Geschrei. Alle Deutschen, die in der Gaststube sind, sehen überrascht dorthin. Heintze (schnell und sehr erregt). Was war das? Martens (ebenso). Unser Gefangener! Fröhlich. Er ist entflohn! Lange und Heintze (zugleich, schnell, erregt). Ihm nach!

Alle stürzen nach dem Schlafzimmer und gleich wieder zurück in die Gaststube und greifen nach ihren Waffen. Man hört auf der Diele Tumult und die Stimme des Rittmeisters: „Fanden! Pine Död!" Dann die des Hans-Krügers: „Lat mi los! lat mi los!" Und dazwischen ruft Peter Ramm: „Ja töf! Ick will Ju!"

Da öffnet sich auch schon die Thür und hinein tritt Peter Ramm, mit je einer Hand den Rittmeister und den Krüger am Rockkragen haltend und sie hineindrängend.

Peter Ramm. Ja, Herr Ünneroffzeer, dar hebbt Se em to'n tweeten mal! — Dat hett so sin schullt! — Lat ick de Patrullje gahn un denk: Du schast eerst mal na dat Peerd sehn. — — Un als ick hier um de Eck bög, — wat seeg ick? — — Hans-Krüger vör't Fenster, un den Rittmeister herutstiegen. — — Töf, denk ick! — un wuppdi! harr ick se ock all beid' bi'n Kragen. Bauervogt (zu Hans-Krüger). Hans-Krüger, wat hest Du dar för'n dummen Streich makt?! Hans-Krüger. Lat mi! Lat mi! Anna. Herr Ünneroffzeer, ick bitt Se för min Vadder! Peter Ramm. Ja, bi den is't jüst keen Slechtigkeit! — He is to dumm! Hannis. To du du dumm! Heintze. Schon gut! (zu Peter). Sie braver, muthiger junger Mann, das verdient volle Anerkennung, und ich bedaure sehr, Sie für Ihre That nicht gleich belohnen zu können! — (zum Rittmeister) Aber Sie, Herr Rittmeister, schämen Sie sich nicht, unser Wohlwollen in dieser Weise gemißbraucht zu haben?! Rittmeister. Jeg (jei) har ikke givet mit Aeresord. Heintze. Sprechen Sie doch nicht von Ehre! (nach der Schlafstube zeigend) Da hinein mit Ihnen! — — Fröhlich und Martens, gehen Sie mit! — Und Ihnen, Herr Rittmeister, gebe ich den Rath, sich schlafen zu legen!

Martens, Fröhlich und der Rittmeister gehen in die Schlafstube.

Heintze (zu Hans-Krüger). Und Sie, mein lieber Freund, wissen Sie auch, was Sie verübt haben? — Verrath am Vaterlande! — und darauf steht in Kriegszeiten die Kugel! Anna (erregt). O Gott, Herr Ünneroffzeer — ick bitt Se för min Vadder! Bauervogt. Ja, dat möch ick doch ock! Peter Ramm. Herr Ünneroffzeer, nu künnt Se mi dat ja all wedder vergelden, laten Se den olen Mann wedder frie! Bauervogt. Peter, dat weer brav vun Di! Heintze. Nun gut! — Werde sehen, was ich thun kann! — (nach der Thür links zeigend) Ist dort ein Zimmer? Anna. Min Vadder sin Slapstuv! Heintze (zu Hans-Krüger). Dahinein mit Ihnen! — Legen Sie sich schlafen! — Das Weitere wird sich finden! (Hans-Krüger ab in sein Zimmer.)

Nun meint Peter Ramm zu Heintze, jetzt sollten die Freischärler auch ein wenig schlafen, er selbst gehe wieder zu seiner Patrouille, und sie könnten sicher sein, er werde schon aufpassen, und wenn etwas passiren sollte, dann werde er sie rechtzeitig wecken. Dann nahm er mit einem Kusse von Anna Abschied und ging, gute Nacht rufend, hinaus. Gleich nach ihm verabschiedet sich auch der Bauervogt, und auch Hannis ist müde und will zu Bett; der Freischärler Lange nimmt ein Licht und begleitet ihn nach seiner Kammer. „Und Sie, mein liebes Kind?" — fragte Heintze. „Ick gah na min Vadder rin," antwortete Anna, un sett mi an sin Bett! Un wenn't nödig deiht, will ick em tröften! — Gude Nacht!" Und damit geht sie. Dann kommt Lange wieder, und auch er und die übrigen, die noch in der Gaststube sind, legen sich hin, so gut und so schlecht, als es eben gehen will.

Aber da, — was ist das? — Aus dem Zimmer, wo sich Anna und ihr Vater befinden, erschallt leise und lieblich ein Gesang:

Gude Nacht! Gude Nacht! Gude Nacht!
Mit Rosen un Nelken bedacht!
  Uns' Herrgott schickt dör de Welt den Drom;
  Sin Engeln streut em herum als Blom!
Gude Nacht! Gude Nacht! Gude Nacht!
Mit Rosen un Nelken bedacht!

Gude Nacht! Gude Nacht! Gude Nacht!
Mit Rosen un Nelken bedacht!
  Un drückt di Kummer un drückt di Leid,
  Slap in! un dröm man vun Glück un Freud!
Gude Nacht! Gude Nacht! Gude Nacht!
Mit Rosen un Nelken bedacht!

Gude Nacht! Gude Nacht! Gude Nacht!
Mit Rosen un Nelken bedacht!
Un kummt de Morgen, so hell un schön,
He bring Di allns, wat in'n Drom Du sehn!
Gude Nacht! Gude Nacht! Gude Nacht!
Mit Rosen un Nelken bedacht!

Heintze und Lange stimmmen bei dem Refrain jedesmal leise mit ein, so daß er zum Terzett wird; und während als solches der Refrain der letzten Strophe leise und harmonisch ausklingt, fällt langsam der Vorhang, und der erste Act ist zu Ende.

Der zweite Act findet bei seinem Beginn noch alles in tiefem Schlummer; nur Anna wacht. Sie kommt mit einem Lichte aus des Vaters Stube und äußert ihre Freude darüber, daß er doch eingeschlafen ist. Sie will nach der Küche gehen, weil sie doch nicht schlafen kann, wird aber durch ein plötzliches Geräusch vor der Hausthür und die Stimme Peter Ramm's, der ganz gedämpft ihren Namen ruft, erschreckt. Sie eilt hinaus, um ihn einzulassen, erfährt aber schon draußen von ihm, daß eine starke dänische Dragonerpatrouille vor dem Dorfe hält. Dann betreten sie beide das Gastzimmer, und mit einiger Mühe werden die Freischärler aus dem tiefen Schlaf geweckt. Nun galt es auch die beiden andern, Fröhlich und Martens aus dem Zimmer des Rittmeisters zu holen, und man beschloß, falls dieser noch wach sein sollte, ihnen zu sagen, daß sie schnell herauskommen sollten, weil der Hauptmann plötzlich angekommen wäre. Aber der Däne merkte nichts, auch er lag im festen Schlafe, und so ging zunächst alles gut von statten. Nun in der Gaststube vereint, überlegt man eiligst, was weiter zu thun sei. Die muthigen Freischärler greifen nach ihren Waffen, aber Peter Ramm räth ernstlich von einer Vertheidigung ab, da die Dänen zu sehr in der Überzahl seien.

Aber was nun? — Zur Flucht kann man sich nicht entschließen, und da ist Anna der Ansicht, daß es für die vier Freischärler das Beste sei, sich im Hause zu verstecken. Peter Ramm stimmt ihr bei; und wenn die Dänen erst von ihren Pferden gestiegen und im Hause wären, dann sollten plötzlich hintereinander zwei von seinen Leuten kommen und dem Dänen die Meldung bringen, daß sie an beiden Enden der Dorfstraße eine Anzahl Freischärler getroffen hätten, von denen sie gefragt worden wären,

ob im Dorfe Dänen seien, und daß man bereits Anstalten mache, das Dorf zu besetzen. Der Plan gefällt, und die vier Freischärler werden von dem entschlossenen Mädchen versteckt: Heintze und Martens auf dem Boden in der Rauchkammer und Fröhlich in einer auf dem Boden befindlichen Grütz- und Mehlkiste. Auch Lange sollte da hinein; aber er hat einen andern Plan, und man muß ihn gewähren lassen. Er weiß, wo Hannis schläft, und schnell begiebt er sich in dessen Kammer.

Glücklich sind alle versteckt, und Anna ist wieder in der Gaststube. Hier findet sie zu ihrem Schrecken Peter Ramm noch vor, und sie bittet ihn flehentlich, sich so schnell wie möglich nach außen zu retten. Aber dieser schließt das Mädchen unter Küssen in die Arme. Da plötzlich vor der Thür Lärmen und des Bauervogtes Stimme, der Einlaß begehrt. Anna ringt sich ängstlich los und ruft: „O, Gott, Peter, nu hebbt se Di!" Aber Peter erwiedert: „Mi hebbt se noch lang ni! — Bedeß se vör rinkamt bün ick achter ut't Fenster! — Und damit schleicht er in des schlafenden Rittmeisters Stube, öffnet das Fenster und springt hinaus. Wieder ertönt des Bauervogtes bekannte Stimme und Lärmen da draußen, und schnell eilt Anna aus der Gaststube, um zu öffnen.

Richtig die Dänen! — Bei ihrem Einrücken ins Dorf haben sie sich zuerst nach dem Bauervogt begeben und von ihm verlangt, daß er sie vorläufig nach dem Kruge führe und dann weiter für ihre Einquartierung sorge. Nehmen wir nun wieder einmal das Buch zur Hand, um zu sehen, wie sich die Geschichte weiter abspielt. Ein bißchen Dänisch werden meine Leser schon können, zumal sie schon Gelegenheit gehabt haben, sich damit vertraut zu machen.

Ein dänischer Wachtmeister stürzt herein, ihm folgt unmittelbar darauf der Bauervogt, dann erscheint Anna und zuletzt ein Trompeter.

Wachtmeister. Hurra Kamerader! (zum Bauervogt) Sognefogden, hvor er Rittmesterne? Bauervogt (nach der Schlafstube zeigend.) Dar! — He slöppt! — Wachtmeister (ruft durch die Thür). Heda! — Hallo, Herr Rittmester! Herr Rittmester! Rittmeister (erscheinend mit dem Säbel in der Hand). Wa behager? — hvem er der? Wachtmeister. Patroljen! — Vi kommer for at befrie eder! Rittmeister. Hillemend, hvor er Friskarene? Wachtmeister. Ja, Pine — Död! — Sognefogden, hvor

er de Satans Karle? Bauervogt. Ja, de sünd utneiht! Rittmeister. Saa, utgeneiht? Lyver de ikke? — Men vhor er Patrolljen? Og den Satans Bondekarl, som har revet mig (mei) fra Hesten? og med dem jeg (jei) har kämped, der under Vinduet? Bauervogt. Ock (pfeift) utneiht! Wachtmeister. Det er slemt! De Rakkere de skulde springe over Klingen! Rittmeister. Hvor er de andre Kamerader af vor Patrollje? Wachtmeister. Uden for Huset! Rittmeister. Det er godt! — Wachtmester! Wachtmeister (mit Honneur). Herr Rittmester! Rittmeister. To Mand paa Posten, de Andre bliver her, og Hestene staaer sadlet uden for Huset! Wachtmeister (mit Honneur). Som de befaler! (Ab durch die Mitte). Rittmeister (zum Bauervogt). Men hvor er den gamle brave Vaert? — Röverbanden har dog vel ikke fört ham bort? Bauervogt. Ja, dat weer wul neeg darbi. (Nach der Stube links zeigend) He is dar in de Stuv! Rittmeister (durch die Thür rufend). Hallo, Herr Vaert! — kom! — vi er fri! — Tydskerne er jaget i Flugt!

Hans-Krüger, der sich unausgekleidet auf sein Bett geworfen hat und so eingeschlafen ist, wird nun wach; er kommt aus seiner Stube, merkt sofort, was vorgefallen ist, und wendet sich an den Rittmeister, ihm freudig die Hände drückend:

Gammel Fründ! — Gammel Fründ! (Zum Bauervogt.) Na, he, he Burvagt? — Wat seggst Du nu, — wat? Wachtmeister (durch die Mitte, mit Honneur zum Rittmeister). Alt udretted efter Befahling! Rittmeister. Godt! — kom naermere (nach dem Tisch zeigend). Ah, der staaer jo Punschen og Smörrebröd endnu! Tag Plads og styrk jer! (Nach den schlafenden Dänen sehend.) De Karle sove jo som Björnene! — He Jens! — Lars! — Sören! — Niels! — (Zum Trompeter.) Trompeter, vogn dem op! Trompeter (bläst ihnen ganz nahe vor den Ohren ein Signal). Jens (auffahrend, rasch). Det er Signalet!

Nach einander erwachen Niels, Lars und Sören. Auch sie meinen, es werde zum Angriff geblasen und richten sich vollends auf. Da werden sie den Rittmeister gewahr und machen Honneur; doch dieser winkt ab und sagt:

Vaer kun rolig! — sett jer, Kamerader! (Jens, Lars, Sören, Niels setzen sich) Spis' og drikk! (Zu Hans-Krüger und dem Bauervogt) Herr Vaert, Herr Sognefogd, vil de ikke drikke med? Hans-Krüger. Danke för de Ehr! — Danke för de Ehr! — (Er nimmt sein Glas.) Dat vulle Glas tom Willkomm op min leewen Gäst! (Mit dem Rittmeister anstoßend.) Skal! Skal! Herr Rittmeister! (Alle Dänen stoßen an. Zum Bauervogt.) Na, he! he! Burvagt?! — kumm, stöt an! — Drinkst Du nich? Bauervogt (kurz, ohne zu trinken). Drink all! Rittmeister. Og dette Glas paa vor brave Vaerts Vel! — Han er troefast og meener det godt med os! — Han skal leve! (Es wird angestoßen, zuerst der Rittmeister mit Hans-Krüger.) Hans-Krüger. Ja, he! he! — Dat bün ick ock! Dat meen ick ock! — Trofast he, he! — Dank för de Ehr! — Ja, ick meen dat gut! (trinkt aus — zum Bauervogt) Na, he, he!

Burvagt, wat? — Drinkst Du ni, — wat? Bauervogt (rasch trinkend) Ick drink all! — Du schast leben!

Nun tritt Lange in der Kleidung und mit dem Gebahren des Hannis auf. Hans-Krüger glaubt, seinen Neffen vor sich zu haben, während Anna den Lange erkennt und ausruft: Herr Gott, ick starv für Angst!

Hans Krüger. Junge, Hannis, kummst Du ock? — Schullst doch man in de Pug blieben! — Trompeter und Wachtmeister (zugleich). Ha! ha! ha! Wachtmeister. Hvem der? Ha! Ha! Ha! Hans-Krüger. Dat is ja Hannis Mißfeldt, min Swestersöhn! De Herr Rittmeister (dieser nickt bejahend) kennt em all! — Na, Hannis, Jung, wat seggst Du nu? — Nu hebbt wi mal wedder de Dän' hier! Lange-Hannis. De de de Dän hier! Wachtmeister. Det er en rar Karl! Hans-Krüger. Ja, is he nich? — En rar Karl! Lange-Hannis. Ra ra ra rar Karl! Hans-Krüger. Na, Hannis, Jung, denn sett di man! un drink man! Lange-Hannis. Se se se sett di man! (Er setzt sich). Hans-Krüger (zum Rittmeister). Na, wa is't, Herr Rittmeister? Schüllt wie denn nich mal een singen? De annern hebbt hier ja ock sung'n, — de Räubers! — De Banditen! — Bauervogt (die Fäuste ballend, für sich). De slechte Kerl! Rittmeister. Ja! Det var deres Insurgentervise! -- og jeg (jei) maadte höre derpaa! Wachtmeister. Pfui! — denne Röververise! — Kamerader, vi synger! Rittmeister, Trompeter, Jens, Lars, Sören (zugleich). Jo, vi synger! Lange-Hannis. Vi, vi, vi synger! Rittmeister. Trompeter syng!

(Die Musik beginnt, der Trompeter nimmt sein Glas, tritt vor und singt.)

Den Gang jeg (jei) drog affted,
Den Gang jeg (jei) drog affted,
Min Pige vilde med,
Ja min Pige vilde med,
Det kan du ej (ei), min Ven!
Jeg gaar i Kriegen hen,
Og hvis jeg ikke falder, kommer jeg nok hjem igjen!

Ja var der ingen Fare, saa blev jeg her hos dig (dei),
Men alle Danmarks Piger de stole nu paa mig (mei).
Og derfor vil jeg (jei) slaas som tapper Landsoldat.
Hurra! Hurra! Hurra!

Chor.

Ja var der ingen Fare, saa blev jeg her hos dig,
Men alle Danmarks Piger, de stole nu paa mig.
Og derfor vil jeg slaas som tapper Landsoldat.
Hurra! Hurra! Hurra!

Lange-Hannis. Hu Hu Hurra! Hans-Krüger. Jung, wullt Du mal!

Trompeter.

Om Danebrog jeg ved
Om Danebrog jeg ved
Det faldt fra Himlen ned,
Ja, det faldt fra Himlen ned!
Det flagrer i vor Havn
Og fra Soldatens Favn
Og ingen anden Fane har som den sit eget Navn!
Og den har Tydsken haanet og traadt den under Fod!
Nej (nei) dertil er vor Fane for gammel og for god.
Og derfor vil jeg slaas som tapper Landsoldat.
Hurra! Hurra! Hurra!

Chor.

Og den har Tydsken haanet og traadt den under Fod;
Nej dertil er for Fane for gammel og vor god.
Og derfor vil jeg slaas som tapper Landsoldat.
Hurra! Hurra! Hurra!

Lange-Hannis. Hu Hu Hurra! Hans-Krüger. Hol doch dat Mul! Lange-Hannis. Da da dat Mul!

Trompeter.

For Pigen og vort Land
For Pigen og vort Land
Vi kaempe alle Mand
Ja, vi kaempe alle Mand!
Og ved det usle Drog
Der elsker ej sit Sprog
Og ej vil ofre Liv og Blod, for gamle Danebrog!
Men kommer jeg ej hjem til min gamle Faer og Moer,
Kong Frederik vil tröste dem med disse herfens Ord:
„Sit Löfte har han holdt den tappre Landsoldat!"
Hurra! Hurra! Hurra!

Chor:

Men kommer jeg ej hjem til min gamle Faer og Moer,
Kong Frederik vil tröste dem med disse herfens Ord:
„Sit Löfte har han holdt den tappre Landsoldat!"
Hurra! Hurra! Hurra!

Lange-Hannis. Hu Hu Hu Hurra! Hans-Krüger. Jung, wullt Du mal! Rittmeister (mit dem Glase in der Hand). Kamerader, frem foran den tappre Landsoldat veier Fanen, for den han er beredt til at död. Det vide Kors, i röden Bund er Gammel Danmarks hoiste Skatt. — Dette fulde Glas for Gammel Danmarks Danebrog! Hurra! Rittmeister, Wachtmeister, Trompeter, Jens, Lars, Sören, Hans-Krüger, Lange-Hannis, alle rufen: Hurra! und alle stoßen an und beginnen sofort mit vollem Orchester zu singen:

Vift stolt paa Kodans Bölge
Blodröde Danebrog!
Din Glans ej Nat skal dölge
Ej Lynet dig (dei) nedslog
Du over Helte svaeved
Som sang i Dödens Favn;
Dit lyse Kors har haeved
Til Himlen Danmarks Navn!

Du over Helte svaeved
Som sang i Dödens Favn;
Dit lyse Kors har haeved
Til Himlen Danmarks Navn!

Fra Himlen er du faldet
Du Danmarks Helligdom!
Vid har du Kaemper kaldet
Som Verden leder om.
Saa laenge Rygted svinger
Sig over Land og Sö,
Mens Nordens Harpe klinger
Din Ros skal ej uddö!

Saa laenge Rygtet svinger
Sig over Land og Sö,
Mens Nordens Harpe klinger
Din Ros skal ej uddö!

Rittmeister. Vift, Vift, Kamerader, dets lysende Kors har haeved Danmarks Navn op til Stjernerne! — og det vil veie i denne Krig over alle Danmarks Fjender! — (Mehrere Stimmen draußen). Hurra! Rittmeister (rasch). Hillemand! Tydskerne! Wachtmeister (rasch). Fanden tage dem! Trompeter, Jens, Lars, Sören, Niels (zugleich). Tydskerne! Hans-Krüger. Dat Räuberpack!

Aldoffer. Peter Ramm. Mars Bumann. Die Vorigen.

Aldoffer (durch die Mitte kommend, Peter Ramm und Mars Bumaun rechts und links hinter ihm. Er bleibt bei der Thür stehen, mit lauter Stimme). Alle gefangen! Rittmeister (nach dem Säbel greifend, schnell). Hvem siger det?! (Zu den Dänen.) Kamerader, lös! (Auch die Dänen greifen, freilich etwas unschlüssig, nach ihren Waffen.) Peter Ramm. Hol Stop! (Stürzt sich auf den Rittmeister und umschlingt ihn mit beiden Armen, so daß der Säbel des Rittmeisters nicht einmal ganz aus der Scheide kommt.) Den smiet ick ock noch tom drütten mal! Rittmeister (sich vergeblich wehrend). Ha! Den Satans Karl. Aldoffer. Halt! (Zum Rittmeister.) Ihr seid umzingelt. (Laut) Leute, ruft! (Ringsum draußen und auf der Diele.) Hurra! Rittmeister. Ja, saa er vi fangen! (Zu den Dänen.) Kamerader, strecker Vaben! (Peter läßt ihn los, er giebt Aldoffer seinen Säbel.) Der er min Sabel! Aldoffer. Behalten! Lange-Hannis (laut rufend). Hurra! —

Unser Hauptmann! Hans-Krüger. Jung, wullt Du mal?! — Lange-Hannis. Hurra! Hauptmann Aldosser! Rittmeister, Wachtmeister (zugleich). Aldosser?! Aldosser. Ja, der bin ich! — Aber wer ist jener Bursche da? (Nach Lange zeigend.) Lange-Hannis (vortretend mit Honneur). Herr Hauptmann, Hans-Kröger sin Swestersöhn, Hannis Mißfeld ut Stippsdörp! — Ihr Freischärler Lange! Aldosser (verwundert). Lange! — Ha! Ha! Ha! Hans-Krüger. Ick krieg en Slag! Lange (durch die Mittelthür rufend). Heintze! Martens! Fröhlich! Hurra! unser Hauptmann!

Heintze. Martens. Fröhlich. Die Vorigen.

(Heintze und Martens, angeschwärzt, Fröhlich weiß von Mehl. Alle durch die Mitte kommend.) Heintze, Martens, Fröhlich (zugleich) Hurra! Unser Hauptmann! Rittmeister. Disse Friskarene! Wachtmeister (schnell). Hvilke Fandenskarle! Hans-Krüger (schnell). De Banditen! Aldosser. Ha! Ha! Ha! Ist hier denn Mummenschanz diese Nacht? Heintze. Fast so, Herr Hauptmann! — Als die Dänen anrückten, konnten wir nicht mehr fort! (Auf Anna zeigend.) Dies brave Mädchen versteckte uns! — Martens und mich in der Rauchkammer. Fröhlich. Und mich in der Grützkiste! Aldosser. Ha! Ha! Ha! — Ja, das sieht man! Lange. Und Ha Ha Hannis mitten dazwischen! Aldosser. Ha! Ha! Ha! Immer lustiger! — Und wir befanden uns doch auf verschiedenen Wegen nach Boren. — Begegnet uns da ein Bauer. — „Auch Dänen gesehn?" — „Ja wohl! Eine starke Patrouille auf dem Wege nach Tolk!" — „Nach Tolk? — Dahin sind ja unsere vier Kameraden mit ihren Gefangenen marschirt! — Halt! — Kehrt um! Marsch! — Marsch! — Und da kamen wir noch gerade zur rechten Zeit! Bauervogt. Ja, dat weet Gott! — Schöner harr sick dat gar ni drapen kunnt. (Während dieses Dialogs stummes Spiel des Hans-Krüger und der Dänen. Hans-Krüger tröstet sie scheinbar durch Klopfen und Händedrücken.) Aldosser. Aber es wäre doch nicht alles so geglückt ohne diese beiden wackeren Burschen! (Auf Peter Ramm und Mars Bumann zeigend.) Peter Ramm. Ja, wi weern de beiden Posten eben verbi sleken und wulln vun de anner Siet kamn un Allarm maken, dat de Dütschen anrücken, — un richtig keemn se ock! — awers dat Allarmmaken leeten wi nu smuck bliben. Aldosser. Schnell wurden unter ihrer Leitung die Posten umzingelt und lautlos gefangen genommen! — Und ebenso schnell und lautlos dieser Krug umzingelt! — — Aber nun, Kameraden, auf nach Boren! (Zu dem Bauervogt) Herr Bauervogt, könnt Ihr Wagen stellen für uns und unsere Gefangenen? Bauervogt. In'n halv Stunn sünd se dar!

Hannis Mißfeldt. Die Vorigen.

Hannis (theilweise in der Kleidung des Freischärlers Lange steckend, kommt durch die Küchenthür). Heintze, Martens, Fröhlich, Lange und Aldosser (zugleich). Ha! Ha! Ha! Ha! Aldosser. Hat die Komödie denn noch kein Ende? Lange. Hannis, er will Freischärler werden! Hans-Krüger. Hannis, watt hebbt se mit Di makt?! — Awers mit kummst

Du ni! Hannis. Ku ku kummst Du ni! Heintze. Aber doch ein anderer statt seiner! Auch der Wirth ist unser Gefangener! Aldosser. Was? — der Wirth? Hans-Krüger. Bester Herr Hauptmann — ick will 't ock nich eenmal wedder dohn! Aldosser (zu Heintze). Was hat er gethan? Heintze. Verrath! — Er wollte den Rittmeister befreien! Aldosser. Darauf steht der Tod! Anna, Peter Ramm und der Bauervogt (zugleich, bittend). Herr Hauptmann! Heintze. Auch ich bitte! — Und wenn diese da (auf Anna zeigend) bittet, — und er (auf Peter Ramm zeigend), der so wacker mitgeholfen bei diesem kleinen Coup! — Aldosser. Das haben sie! — Aber was hat das mit unserm Wirth zu thun! Heintze. Mehr als Ihr glaubt! — Des Alten Tochter ist seine Braut! Hans-Krüger (schnell, bei Seite). Nümmermehr! — De Driewer! Heintze (nach Hannis zeigend). Aber der Alte hat jenen für sie ersehen! Aldosser. Ah, ich verstehe! — (zu Hans-Krüger) Verräther vor! Anna. Herr Hauptmann, ick bitt Se för min Vadder! Aldosser. Hört Ihr nicht? — Vor mit Euch! Hannis. Vo vo vor mit Euch! (Hans-Krüger schleicht vor). Aldosser. Ich lasse Euch die Wahl! — Entweder morgen eine Kugel! — oder heute noch (auf Peter Ramm zeigend) diesen da als Bräutigam Ihrer Tochter! (Peter Ramm und Anna stummes Spiel.) Hans-Krüger (zögernd). Ja, ja! — Wenn dat denn um Leben un Dod geiht, — wenn ick denn mutt! — — — In Gottes Namen denn, he mag se hebbn! Anna und Peter (zugleich). Anna! — Min Peter! (Sie umarmen sich.) Aldosser. Und nun hinüber zum Bauervogt! — (Zum Bauervogt.) Und Ihr, Bauervogt, besorgt die Wagen! Peter Ramm. Herr Hauptmann, Herr Hauptmann, künnt Se nich noch een bruken! Mars Bumann. Un noch een mehr? — Wi gaht beide mit! Aldosser. Zwei neue, muthbeseelte Kameraden! — Seid uns herzlich willkommen! (Giebt ihnen die Hände.) Peter Ramm. Hurra! uns' Hauptmann schall leben! (Alle Freischärler, der Bauervogt, Peter Ramm und Mars Bumann, zugleich.) Hoch! Hoch! Hoch! (Tusch der Musik und dann mit Orchesterbegleitung von allen anwesenden Deutschen gesungen; Hans-Krüger ausgenommen.)

Der Hauptmann, er lebe!
Er geht uns kühn voran!
Wir folgen ihm muthig
Auf blut'ger Siegesbahn!
Er führet uns
Zu Kampf und Sieg hinaus!
Er führt uns einst, Ihr Brüder,
Ins Vaterhaus!

Er führet uns
Zu Kampf und Sieg hinaus!
Er führt uns einst, Ihr Brüder,
Ins Vaterhaus!

(Während des Gesanges bengalische Beleuchtung der Bühne).
(Nach dem Gesange fällt der Vorhang langsam).

Johann Meyer hat auch dieses Drama, gleichwie seinen Theodor Preußer, den alten Schleswig-Holsteinischen Kampfgenossen von 1848—1851 gewidmet. Dem Kieler Verein zu Ehren, der seit seinem Bestehen alljährlich am 24. März den Tag der Erhebung Schleswig-Holsteins feiert, wurde Im Kruge zu Tolk am 24. März 1886 zum ersten Male durch Dilettanten aufgeführt, und zwar unter der Regie des Dichters selbst. Es wohnten wohl gegen 2000 Personen, darunter hauptsächlich die alten Kampfgenossen mit ihren Familien, der Vorstellung bei, und alle wurden durch die vorzüglich gelungene Aufführung derartig enthusiasmirt, daß am Schlusse immer und immer wieder der Vorhang in die Höhe gehen mußte. Und so war es denn eigentlich selbstverständlich, daß das Stück auch später bei Gelegenheit der Erhebungsfeier wiederholt in dem genannten Verein zur Aufführung gelangte, und dies jedesmal mit einem ähnlichen Erfolge wie zuerst. Auch bei Gelegenheit des Delegirtentages aller Vereine der alten Kampfgenossen am 2. Juli 1889 wurde Im Kruge zu Tolk auf das Programm des Festausschusses gesetzt, und dies hatte zur Folge, daß es auch in anderen Vereinen der Provinz durch tüchtige Dilettanten aufgeführt worden ist. In dem Kirchdorfe Tolk (in Angeln), wo sich die der Handlung des Dramas zu Grunde liegende Begebenheit ereignete, veranlaßte der kunstsinnige und patriotische Lehrer Bendix Wieck, jetzt in Sörup, im Winter des Jahres 1897 eine Einstudirung des Stückes durch geeignete Dilettanten; diese veranstalteten eine Reihe von Aufführungen und hatten damit einen so großen Erfolg, daß z. B. in der Kieler Zeitung vom 14. Februar des genannten Jahres berichtet werden konnte: „Das Theaterstück Im Kruge zu Tolk findet in Angeln begeisterte Aufnahme, sodaß die Darsteller den Wünschen aller derer, die es in ihrer Nähe aufgeführt sehen möchten, garnicht nachkommen können. Man hört nur Äußerungen der größten Zufriedenheit über das Stück sowohl wie über die Aufführung. Der Dichter hat es verstanden, die geschichtliche Thatsache, welche hier zu Grunde liegt, in ganz vortrefflicher Weise volksthümlich zu verarbeiten."

Eine besonders ehrenvolle Anerkennung und Auszeichnung wurde dem Stücke im Jahre 1898 zu Theil, als in ganz Schleswig-Holstein, in Stadt und Land, das 50jährige Jubelfest der

Erhebung begangen wurde. Wo zu dieser Feier überhaupt ein Theaterstück aufgeführt wurde, — und das geschah bekanntlich in einem jeden größeren Orte — da war es entweder Theodor Preußer oder Im Kruge zu Tolk. So gelangte dieses Stück zugleich mit jenem an einem und demselben Abend in mehr als dreißig verschiedenen Orten zur Aufführung; und alle Berichte, so weit sie zu meiner Kenntniß gekommen sind, äußern sich über das Drama anerkennend und lobend. Dennoch hat es noch keine Aufführung an einer öffentlichen Bühne und durch Schauspieler erfahren, was wohl seinen Grund darin hat, daß sich für die in dänischer Sprache geschriebenen Scenen an deutschen Bühnen das erforderliche dänisch redende Personal nicht findet.

Die Musik ist prächtig; außer dem beliebten Volksliede Kein Feuer, keine Kohle kommen deutscherseits noch vier Lieder zum Vortrag, darunter drei der besten schleswig-holsteinischen Kriegslieder damaliger Zeit: Kennt ihr das Land in Deutschlands Norden, Es lebe hoch der Stand der Ehre und das Schleswig-Holstein-Lied. Auf dänischer Seite wird das hübsche Lied vom tapperen Landsoldat, sowie das Nationallied Vift stolt paa Kodans Bölge gesungen. Der leider so früh verstorbene Componist C. W. Prase, der zu vielen Johann Meyer'schen Gedichten eine gefällige Melodie gefunden hat, arrangirte auch für jene Lieder die Orchestermusik und bereicherte das Stück zudem noch mit einer Ouverture, deren Klänge die Erinnerung an eine große Zahl der besten volksthümlichen Kriegslieder der damaligen Zeit wachrufen.

Von einem kleinen Liede in diesem Stücke möchte ich noch mit einigen Worten besonders reden, nämlich von Gude Nacht! Gude Nacht, mit Rosen und Nelken bedacht. Hier rührt nicht nur der Text, sondern auch die Melodie von Johann Meyer her. C. W. Prase, dem er sie vorsang, hat sie niedergeschrieben und die Clavier- und Orchesterbegleitung dazu geliefert. Dann hat derselbe Componist das Lied, das im Stücke theils einstimmig, theils dreistimmig gesungen wird, noch für vierstimmigen Männerchor gesetzt; in dieser Form ist es besonders beliebt und wird es oft gesungen.

Zum Schlusse mögen noch ein paar Auszüge aus Recensionen Kieler Blätter folgen, die zur Genüge erkennen lassen, wie sich

Johann Meyer auch durch diese seine dramatische Schöpfung die volle Anerkennung und Würdigung seiner Mitbürger erworben hat.

Die Kieler Zeitung vom 25. März 1886 schreibt: „Das Werk ist namentlich reich an Humor und trefflich gezeichneten Charakteren," und in den Kieler Nachrichten vom 26. März desselben Jahres heißt es:

„Wie mit seinem vorigen patriotischen Schauspiel Theodor Preußer, so hat unser Kieler Dichter auch mit diesem seinem neuesten Werke einen äußerst glücklichen Wurf gethan. Dasselbe veranschaulicht eine Scene des Abends nach der Schlacht bei Schleswig aus dem Feldzuge von 1848—49 und zeichnet sich durch die Meyer's Dichtungen eigene Frische aus. Die Figuren, besonders der Wirth und der Bauervogt, sind aus dem Leben gegriffen und recht naturwahr gezeichnet. Die einzelnen Scenen, von denen manche recht drastische Komik aufweisen, entwickeln sich schnell und ungezwungen auseinander; auch die Diktion ist gut getroffen — echt schleswigholsteinisch derbe, vielleicht stellenweise reichlich derbe. Einige deutsche und dänische Nationallieder sind nicht ohne Geschick in den Gang der Handlung eingeflochten. Wir sprechen an dieser Stelle die Hoffnung aus, daß sich bei einer Wiederholung des interessanten Stückes Gelegenheit zu einer eingehenden Besprechung bieten wird. — Bühnenungewandten Dilettanten stellen sich zur Aufführung in Folge der reich bewegten Lebhaftigkeit mancher Scenen nicht unerhebliche Schwierigkeiten in den Weg. Um so anerkennenswerther ist es, wenn die Darstellung im Ganzen flott und ohne jeden störenden Zwischenfall von Statten ging (der Dichter selbst führte mit geschickter und sicherer Hand die Regie!) Großen Lobes würdig ist es ferner, daß die verschiedenen auf der Bühne befindlichen Gruppen, auch wenn sie nicht spielen, bestrebt waren, durch stummes Spiel die Scene zu beleben. — Das Publikum war wirklich animirt und lohnte Darsteller und Dichter mit mehrfachem Hervorruf."

Ein Jahr später, in der Nummer vom 26. März, stand im Kieler Anzeiger:

„Die Aufführung des Johann Meyer'schen Genrebildes Im Kruge zu Tolk errang einen durchschlagenden Erfolg. Die Darsteller der Hauptrollen waren erfolgreich bemüht, den Intentionen des Verfassers, der selbst die Aufführung leitete, gerecht zu werden und brachten namentlich die zahlreich eingestreuten komischen Pointen drastisch zur Geltung. Sechs Mal mußte zum Schluß der Vorhang in die Höhe gehen; das Publikum gab sich nicht eher zufrieden, als bis der Verfasser seinem Hervorruf Folge leistete."

Und in den Kieler Nachrichten vom 27. März desselben Jahres lesen wir:

„Die letzte Nummer des Programms war das von unserem talentvollen vaterstädtischen Dichter Johann Meyer verfaßte Theaterstück Im Kruge zu Tolk, Genrebild mit Gesang in zwei Akten, Musik von C. W. Prase. Wir verzichten auf die Wiedergabe des Inhaltes dieser interessanten dramatischen Dichtung unseres geschätzten Mitbürgers. Da das

Stück bereits bei der vorjährigen Feier aufgeführt worden ist, dürfte dessen Fabel, die in ihren Hauptpointen aber keine Fabel, sondern treu historisch ist, hinlänglich bekannt sein. Dasselbe, welches am ersten Ostertage 1848, dem Tage der Schlacht bei Schleswig, spät abends in einem Dorfe in Angeln spielt, bietet ein buntes, sehr lebendiges und hoch interessantes Genrebild, dessen Personal aus verschiedenen Bauern, fünf Rantzau'schen Freischärlern und einigen gefangenen dänischen Dragonern besteht. Es ist reich an durchschlagenden Scenen und daher außerordentlich wirkungsvoll. Wahre Prachtexemplare in der Charakterzeichnung sind der dänisch gesinnte Gastwirth Hans-Krüger, sein Neffe, der stotternde Hannis Mißfeldt, der Bauervogt, dessen Knecht Peter Ramm, Unteroffizier Heintze und Anna, die Tochter des Wirthes. Herr C. W. Prase, der Capellmeister der Thies'schen Capelle, dem unsere Liedertafeln und Gesangvereine schon so manche schöne Composition verdanken („O Mondenschein," „Gute Nacht!" „Abendfreden" u. s. w.) hat zu dem Stücke die Musik geliefert, bestehend in einer schwungvollen Ouverture, deren Weisen an eine Menge Volks- und Kriegslieder jener Zeit erinnern, in der das Stück spielt, und in sieben Liedern, die theils solo, theils im Chor gesungen werden und, zwei ausgenommen, gleichfalls zu den Volksliedern der damaligen Zeit gehören. Als die Krone aller Gesangnummern in diesem Stück möchten wir das Lied „Gude Nacht! mit Rosen und Nelken bedacht!" bezeichnen, welches, anfänglich ein Solostück, später in ein Terzett übergehend, eine prachtvolle Melodie besitzt und so zündend wirkte, daß es stürmisch da capo verlangt wurde. Gespielt wurde von allen, ohne Ausnahme, so vorzüglich, daß das Spiel sehr oft durch den rauschenden Beifall aller Anwesenden unterbrochen wurde. Das den ganzen großen Saal und beide Gallerien füllende Publikum brachte am Schluß der Vorstellung, nachdem das Spielpersonal mehrfach stürmisch gerufen worden war, dem anwesenden und selbst die Regie führenden Dichter in einem jubelnden Hervorruf seinen Dank dar."

Auch das Kieler Tageblatt äußert sich in seinem Berichte vom 26. März 1887 sehr günstig über die zweite Aufführung des Stückes im Verein der Kampfgenossen bei Gelegenheit der Märzfeier; es schreibt:

„Gegen 11 Uhr abends begann der letzte Theil der Feier, die Aufführung des bereits im vorigen Jahre bei diesem Feste inscenirten und mit so vielem Beifall aufgenommenen Stückes Im Kruge zu Tolk, Genrebild mit Gesang in 2 Akten von Johann Meyer, Musik von C. W. Prase. Schon durch die aus alten, zum Theil in Vergessenheit gerathenen Volks- und Soldatenlieder damaliger Zeit bestehende, von unserm Liedercomponisten Herrn Prase geschmackvoll arrangirte und instrumentirte Ouverture wurden die Herzen der alten Kampfgenossen aufs wärmste berührt und auf das, was ihr folgte, entsprechend vorbereitet. Herr Johann Meyer, der bereits durch eine ganze Anzahl durchschlagender Theaterstücke und erst in diesen Tagen durch sein prächtiges Festspiel wieder bewiesen hat, daß er auch im Gebiete der dramatischen

Dichtkunst eben so Vortreffliches zu leisten vermag, wie in dem der lyrischen, giebt uns in diesem Genrebild eine reizende Episode aus dem Schleswig-Holstein. Kriege im Jahre 1848. Das Stück spielt am ersten Ostertage genannten Jahres, dem Tage der Schlacht bei Schleswig und der Einnahme von Missunde, spät abends im Kruge zu Tolk, einem Kirchdorfe in Angeln und zeichnet sich namentlich durch den lebhaften Scenenwechsel, die flotte Handlung und eine Menge origineller, scharfgezeichneter Charaktere aus. Als solche nennen wir: den Gastwirth Hans-Krüger, dessen Tochter Anna, dessen Neffen Hannis Mißfeldt, den Bauervogt, den Knecht Peter Ramm, den Unteroffizier Heintze und den dänischen Rittmeister v. Flindt. Die handelnden Personen, theils Bauern, Freischärler, theils Dänen, reden dem entsprechend drei verschiedene Sprachen: hochdeutsch, plattdeutsch und dänisch, und gerathen fast sämmtlich in einen so lebendigen und fesselnden Verkehr mit einander, daß die durch beide Akte hindurch sich steigernde Handlung bis zu ihrem Abschluß interessant und spannend bleibt. Gar hübsch machen sich auch die an verschiedenen Stellen eingeflochtenen und durch Herrn Prase in so anmuthender Weise instrumentirten Lieder, von denen als eines der schönsten das von Herrn Johann Meyer ins Plattdeutsche umgedichtete und so reizend componirte Volkslied „Gude Nacht! mit Rosen und Nelken bedacht!" angesehen werden muß. Gespielt wurde durchgehends vorzüglich, und es war die Aufnahme der Vorstellung ebenso begeistert wie im vorigen Jahre. Das Publikum dankte den wackeren Darstellern durch reichliche Beifallsspenden und dem Verfasser und zugleich Regisseur des Stückes, Herrn Johann Meyer, durch stürmischen Hervorruf."



En lütt Waisenkind.

Plattdeutsches Volksstück mit Gesang
in zwei Aufzügen.

Personen:

Peter Buhmann, Vollmacht und Hofbesitzer.
Detlef, dessen Sohn.
Reimer Groth, Hofbesitzer.
Lena, } dessen Dienstmägde.
Abel, }
Gudenrath, Präceptor (Dorfschullehrer).
Hansohm, Bauer.
Eine Fremde.

Eine dramatische Arbeit ganz anderen Charakters als die bis jetzt besprochenen liegt uns hier vor. Hier läßt nicht die Muse des Lustspiels den neckisch kecken Zufall walten; hier entlockt auch nicht die Muse des Schauspiels im bunten Wechsel, wie es das Leben heischt, ernste und heitere Töne der Lyra: in En lütt Waisenkind läßt Johann Meyer nur den Ernst herrschen, einen tiefen oft tragischen Ernst, der das Gemüth des Zuschauers gewaltig zu erschüttern vermag. Das Stück behandelt die Lebens- und Liebesgeschichte eines ausgesetzten Findelkindes, das von einem

braven Lehrer, dem Freunde des Vaters, erzogen und schließlich, zur Jungfrau aufgewachsen, nach mancherlei Widerwärtigkeiten und Prüfungen nicht allein Vater und Mutter, sondern auch den ihm verweigerten und entrissenen Geliebten wiederbekommt und zugleich mit diesem in den werthvollen Besitz zweier Bauernhöfe gelangt.

Der erste Act spielt im Garten vor dem Wohnhause Reimer Groth's. Etwas nach rechts im Hintergrunde steht ein Tisch mit zwei Stühlen. Weiter nach vorn — rechts in den Coulissen — befindet sich der Eingang in einen kleinen Stall und in dessen Nähe ein blühender Rosenstrauch. An der linken Seite nach hinten markirt eine Pforte den Anfang eines in das Dorf führenden Steiges; ihm gegenüber gelangt man auf einem anderen Pfade ins freie Feld und auf die Landstraße.

Bei Beginn des Stückes treten seine beiden Hauptpersonen auf, die Intrigantin Abel und das lütt Waisenkind. Beide sind im Dienste des Reimer Groth. Sie kommen zankend aus dem Hause, das lütt Waisenkind, das Geburtstag hat, mit einem Eimer, worin sich Milch befindet für das im Stall befindliche Kalb, und Abel unmittelbar hinter ihr. Sie tragen eigengemachte Wollröcke, doch verschieden von Muster und Farbe, weiße Schürzen, Sammettaillen mit kurzen Ärmeln, Pantoffeln aus lackirtem Leder und kleine holsteinische Dreistückmützen mit zu der Farbe der Röcke passenden Bändern, die unter dem Kinn zu einer Schleife zusammengebunden sind.

Abel (spöttisch). Na hüt gifft denn wul mal wedder en lustigen Dag! Lena. En lustigen Dag? Wa meenst Du dat? Abel. Wenn de Bur sin Ogappel ehrn Geburtsdag fiert! — Un Detlef Buhmann ward sin Königin vun't letzte Rinkriden her doch ock wul ni vergeten! Lena. Sin Königin?! Dat Di dat noch immer argert! Abel. Argert? Bild' Di doch nich in, dat ick mi daröwer argern schull! Lena. Warum kummst Du denn immer damit?! Ick harr Di de Ehr geern laten! Abel. Na warum neehm he Di denn? Weer in de neegste Nawerschap denn man de Een?! — Un wackeen is de Öllste von uns beiden, un an'n längsten hier! Lena. Dat büst Du! Abel. Un ni mal danzt hett he mit mi! — Awers dat makt nix! — Wenn he un sin Vader nu als Hund un Katt mit enanner levt, so freut mi doch man een, dat ick ni Schuld daran bün. Lena. Du büst all wedder mal häßlich gegen mi! Ick will Di leewer ut'n Wegen gahn! Abel. En jeder geiht den Weg, de em de Leevste is! — Ick will Di ni daran hinnern! (ab ins Haus.) Lena. Wat se dochen ümmer gegen mi hett?! Ehr kiekt de Neid ut beide Ogen! — un ick arm Minschenkind heff doch noch so heel vel weniger als all de annern! Ick bün doch

wahrlich ni to beneiden! (ab mit dem Eimer in den Stall.) Reimer (Von rechts kommend. Langer Rock, Kniehose, Schuhe mit Schnallen, oder lederne Pantoffeln, rote Weste, Halstuch, Zipfelmütze, oder Hut. Mit einem Blumenstrauß in der linken und einigen Nelken in der rechten Hand). Süh so! Nu noch en paar Nelken un denn is't gut! — (fügt die Nelken in den Strauß.) Un hier mank de Rosen verstek ick dat denn. (Nimmt eine goldene Kette mit Kreuz aus der Westentasche und steckt sie in den Strauß.) Awers wo stickt se denn op ehrn Geburtsdag? — (ruft nach rechts hin.) Lena! Lena! Kumm gau mal her!

Lena, die den Ruf vernommen, tritt mit dem leeren Eimer in der Hand aus dem Stall; der Bauer reicht ihr den Strauß mit der Kette darin, worüber sie äußerst erfreut ist. Auf ihre Bemerkung, daß sie ein so schönes Geschenk ja garnicht verdient habe, antwortet Reimer: „Mit Di keem Segen in min Hus!" Und als da Lena sagte, er sei so gut, das habe ihr der Lehrer auch gesagt, und doch komme es ihr so vor, als ob er sich nicht glücklich fühle; warum er sich auch nicht verheirathet habe, er besitze doch einen so schönen Hof und lebe doch so einsam, ohne eine liebe Frau und ohne liebe Kinder. — Da rollen dem Bauer ein paar Thränen über die Wangen, und er sucht seine Rührung vor Lena zu verbergen, indem er spricht, es seien nur Thautropfen gewesen, die ihm von dem Blumenstrauß beim Daranriechen ins Gesicht gekommen. Dann geht Reimer ab, nach der Wiese hinüber. Lena, ihm nachsehend und seine Gutheit rühmend, gewahrt plötzlich ihren Geliebten und freudig ruft sie: „Awer dar! — dar! — wakeen kummt dar? Detlef! — Nu versteek ick mi achtern Rosenbusch!"

Detlef in schwarzer Kniehose, in Hemdsärmeln, mit blauer Weste, einem Tuch mit Schifferknoten, niedrigen Stulpen und einem Strohhute, kommt von links und singt schon beim Auftreten:

:,: O Du min Blom so rosenroth,
Min Drom un min Gedanken! :,:
Un weer't de smuckste Edelsteen,
Din Angesicht is mal so schön!
Du Rosenknupp vun Melk un Blot
Mank kruse Luckenranken!

:,: O Du min Blom so rosenroth,
Min Leevde un min Leben! :,:
Un geev mi ock de grote Eer
Vun all ehr Glück keen Handbreet mehr,
Bliffst Du mi man, wat hett't för Noth,
Denn is mi alles bleben!

:,: För alles Gut, för alles Geld,
Ick kann Di nümmer laten! :,:
O Du min Blom so rosenroth,
Wa bin ick doch so rik un grot!
Un hol mit Di min ganze Welt
Un all min Glück umfaten!

Nun stürzt Lena mit einem Ausruf der Freude aus ihrem Versteck hervor, und beide liegen sich in den Armen. Aber bald darauf, von banger Ahnung gequält, weist Lena auf den weit klaffenden Unterschied hin zwischen ihm, dem einzigen Sohne des reichen Bauern, und ihr, dem armen, elternlosen Findelkinde. Detlef tröstet sie, und er nimmt einen Ring aus der Westentasche und steckt ihr ihn an den Finger mit den Worten: „Dar hest Du Din Vader und Din Moder!"

In diesem Augenblicke erscheint, von links aus dem Dorfe kommend, der Vollmacht. Lena ruft ängstlich: „Herr Gott! mi röhrt de Slagg!" und eilt ins Haus. Aber der Vollmacht schreit ihr drohend nach: „Ja wul de Slagg! un een mit de Fust in Din Melkgesicht! Du herlopen Deern!" Und als ihm da Detlef entsetzt: „Vader! Vader!" entgegenruft, da wendet sich auch gegen diesen der vor Wuth schäumende Bauer: „Bün ick Din Vader noch?! Büst Du min Söhn?!" Gelassen antwortet Detlef: „Will's Gott!" — „Denn kumm! — Ick sprek mit Di", entgegnet der Vollmacht, und dann treten beide ab.

In der folgenden Scene tritt zunächst wieder Lena auf und klagt:

Dat weern böse Wör! un se dropen mi so swar, dat mi dat Hart noch bewert! — — Detlef! Detlef! Wat en Afgrund twischen Di un mi! — — „Du herlopen Deern" hett he seggt! (weinend.) Wat kann ick dafför, dat ick keen Öllern heff?! — Dat sä Din Vader, un Du wullst mi se geben?! — — Wa leev möt wi uns hebbn, wenn Du't kunnst! Un hier (die Hand auf's Herz legend) hier seggt mi en Stimm: Ja, he kann't! Denn he is ja min alles! —

(Vorspiel, sie singt.)

Hell als en Steern in vulle Pracht,
So strahlst Du in min Lebensnacht!
Un seeg ick Di, un seeg ick Di,
Wat fehlt mi noch op düsse Eer?
Mi is, als wenn ick selig weer,
So freu ick mi! So freu ick mi!

Di hört min Hart! Di hört min Sinn!
Na Di tracht all min Denken hin!

Ganz bün ick Din! Ganz bün ick Din!
Min Glück is dar man, wo Du büst!
Dat gifft keen Leevd, de gröter is,
Als Din un min! Als Din un min!

Doch wenn uns' Herrgott dat ni wull
Un wenn ick vun Di laten schull
In Leid un Noth! In Leid un Noth; —
Un weerst Du mi ock noch so feern,
Du bleevst ja doch min Steern, min Steern
Bit an min Dod! Bit an min Dod!

Da erscheint Reimer von rechts:

Na, Du lüttje Vagel, wat sungst Du denn nu all wedder för'n Leed! Lena. Ach, uns' Bur, Detlef weer hier! Reimer. Ei süh! Ei süh! — Denn hett he Di wul ock wat schenkt? Lena. Vel to vel! — Wat mi sunst keen geben kann! (zeigt Reimer den Ring.) Reimer. Ei der Deutscher! Deern! Deern! Lena. Wes' uns' Bur mi man ni bös'! Reimer. Bös'?! Warum dat? Wil Du'n braven Menschen geern hest? Un dat is he! Lena (niedergeschlagen). Sin Vader weer ock hier! Reimer (verwundert). De Vullmacht?! — Wat wull de?! Lena (weinend). Mi seggn, dat wi uns nümmer krigt! Reimer. Na, na, ween man ni! — Frilich, dat is wahr! He hett en stiven Kopp! Lena (weinend). He sprok so harte Wör! Un dat deh mi so weh! — Wat kann ick dafför, dat ick verlaten bün?! Reimer. Verlaten? — Du büst doch ni verlaten! Du hest Persepter doch, de Di en Vader weer, so lang als du denken kannst! Lena (traurig). Ick heff keen Vader un keen Moder mehr! Reimer. Dat is dursam! Awers wa veele hebbt dat ni mi Di?! Lena (weinend). Ick heff se nümmer hatt! — Un dar schimp he mi en herlopen Deern! Reimer. Du arm lütt Stackel! Wat kannst Du dafför? — Ja, ja, so sünd de Menschen! Wat de Öllern versehn, dat lat se an de Kinner büßen! — — Awers tröst Di man, min lüttje Lena! Ahn' Wehdag geiht dat nu eenmal nich af! — — De Leevd is en Ros' de dar Doorn hett, un dat kriegt se all to weten, de se plöcken wüllt! — — Wo hest Din Ked? — Giff se mal her! — — (Lena giebt ihm die Kette.) Süh, dar sitt ja ock noch en lüttjes Krüz daran! Wi Menschen hebbt doch all uns' Krüz to dregen! Lena. Uns' Krüz to dregen! Ja! ja! Reimer. Un sä'st Du ni vörhin, ick weer ock ni glücklich?! — — Warum sitt dat lüttje Krüz denn wul daran? Dat schall uns hinwisen op den, de dat gröttste drog, un de doch de Beste weer! Un dat schall Di seggn: Tröst Di man! Tröst Di man! Den uns' Herrgott leev hett, den schickt he Kummer! (Vollmacht, von links auftretend.) Lena (schnell). Dar kummt he! Dar kummt he! Reimer. Wakeen? Lena. De Vullmacht! (Eilt in's Haus.)

Peter Buhmann, der Vollmacht, sucht Reimer zu überreden, „dat utsett't Findelkind, dat vellicht en Schelm to'n Vader un en Rumdriversche to en Moder harr, un de dar nix hett als de paar Plünn, de ehr up'n Liev sitt“, aus dem Dienste zu jagen

„En Vörwand ist ja licht funn, un mit den olen Scholmeister ward wi wul klar! — — Un in'n öwrigen kann't ja ock ni slimmer warrn als 'n Viddeljahr's Lohn un dat Kostgeld!" — Reimer weist dieses Ansinnen mit Entrüstung zurück. „Un bö'st Du mi Din ganzen Hof un all Din Riekdom", ruft er aus, „nümmermehr müch ick min Hart doch mit so en Sünn belasten!" Wüthend geht der Vollmacht von dannen, schwörend, daß er das Paar auseinander bringe und daß er den Findling oder Detlef aus dem Orte entferne.

Inzwischen hat sich Abel wieder einmal zu Ungerechtigkeiten gegen Lena hinreißen lassen; sie hat ihr den Blumenstrauß, den Reimer, der Bauer, zum Geburtstag gepflückt, entrissen, und sie beschimpft sie nun in der gröblichsten Weise in Reimer's Gegenwart. „Ick bliv bi Minsgliken! — Ick verdreih keen Vullmachtssöhn den Kopp! — Un wenn ick ock de glatten Wör ni heff un de schöne Stimm un de witte Näs' un de glönigen Ogen — so heff ick doch min Döpschien un weet, wakeen ick bün!" — „Dat is to vel!" ruft in ihres Herzens tiefem Weh Lena aus. „Ja wul, — dat is to vel!" — bestätigt Reimer, „um veertein Dag schriv wi den ersten, un wenn tonacher Din Tid um is, denn kannst Du gahn, Abel!" Dann heißt der Bauer Lena ihm folgen, damit sie nicht noch mehr beleidigt werde, und beide gehen in das Haus hinein.

Daß nun aber Abel um Lena's willen auch noch den guten Dienst verlieren soll, erbittert ihr Herz noch mehr. Da erscheint wieder der Vollmacht, von links aus dem Dorfe kommend; er sucht Lena, um ihr eine Summe Geldes zu bieten, damit sie von seinem Sohne lasse. Statt ihrer trifft er Abel; und als er sie weinen sieht und von ihr erfährt, daß ihr der Bauer die Stelle gekündigt habe und Lena Schuld daran wäre, stachelt er den Haß des Mädchens noch mehr gegen das „lütt Waisenkind" auf. „Denn verdriv Du se wedder!" spricht er! —

In de Bibel steiht: Og um Og, — un Tähn um Tähn! — Un in'n öwrigen deihst ja ock nix wider als Di wehrn! Abel. Wenn ick't kunn! Wer wüß' wat ick deh! Vollmacht. Kunn! Kunn! — Wat kann man ni, wenn man will?! — — — (Mit besonderer Betonung.) Un um dat annere quäl Di man ni! — Wenn Du bi Reimer afgeihst, kannst Du bi mi wedder ingahn! (ab nach links.) Abel. „Og um Og" hett he seggt, un „Tähn um Tähn"! — — Ha! wat blitzt mi dar dörn Kopp! — — — Nu verstah ick em eerst ganz! — — — Awer wat denk ick denn? — Wat finn ick? — Wat will ick? — — — Wat ick will?! — — — Wehrn will ick mi! —

— För twee is keen Platz mehr in't Hus! Un en jeder is sick sülb'n de Neegste! (ab ins Haus.)

Jetzt erscheint der alte Lehrer Gudenrath aus dem benachbarten Dorfe, in dessen Hause das kleine Waisenkind erzogen worden ist. Er will ihm zum Geburtstage Glück wünschen und zugleich seinem Freunde Reimer einen Besuch machen. Der weite Weg und die Sonnenhitze haben ihn sehr erhitzt, und er setzt sich zunächst, um sich etwas zu erholen, in eine Laube. „Wakeen mi nu wul toeerst in de Möt kummt? Wenn Lena dat weer!" sagt er im Selbstgespräch — und da tritt auch schon Lena in sehr gedrückter Stimmung aus dem Hause.

Lena. Detlef! Detlef! Se riet mi weg vun Di, — un ick heff Di doch so leev! Gudenrath (bei Seite). Wat is dat? Lena. Un Di ock, Du ole, gude Mann! Awers hier bün ick öwer! Gudenrath (bei Seite). Dat is ja dursam! Lena. Ach, wenn man doch keen Heimath hett! un keen Vader un keen Moder mehr! — — — Awers still min Hart, un poch ni so! – Du hest se ja! Gudenrath (bei Seite). Min arm lütt Kind! Lena. Dår, dar, — wit öwer de Heid, — in dat lüttje Hus ünner de hogen Böm, — dar is noch een, den sin Hus mi apen steiht to jeder Tid, wenn ick wedder kam! — Gudenrath (bei Seite). Ja, ja! to jeder Tid!

(Musik intonirt.)

Lena (singt).

Wit öwer de Heid',
Wo de Klockenthorn steiht,
Wo de Windmöhl sick dreiht
In de Feern,
Kunn ick't finn, kunn ick't finn
Dar dat Hus mank de Linn,
Müch dahin, müch dahin,
O, wa geern!

Heff dar speelt, heff dar sungn,
Heff dar lopen un sprungn,
Un de Klocken de klungn
Öwer't Feld!
Leeg in'n Grashoff to drömn, —
Un de Wisch mit de Blöm
Un dat Holt mit de Böm,
Weer min Welt!

Ach, wa anners dat ward,
Kamt de Sorgen so swart, —
Deelt de Welt eerst dat Hart,
Wo's dat Kind?
Hett de Öllern ni mehr,
Steiht alleen op de Eer,

Wünsch sick sülbn wul dat't weer,
Wo se sünd!

Gudenrath (mit ausgebreiteten Armen aus der Laube stürzend). Lena! min Kind! Lena (ihm in die Arme fallend). Persepter! min Vader! Gudenrath. Ick muß Di doch gratleern! — Awers so trurig? — Un ick dach Di lustig un munter?! — Wat hebbt se Di dahn?

Und nun klagt ihm Lena ihr Leid und bittet ihn, sie wieder mitzunehmen, dahin, wo ihre Heimath sei, in sein Haus. Aber Gudenrath spricht ablehnend: „Kind; Kind, wat würr Reimer, Din Bur, darto segg'n?" Reimer, der in diesem Augenblick aus dem Hause tritt, ruft freudig: „Gud'n Dag, Gudenrath, würr he segg'n, min Fründ un Broder! Un Din Lena blifft hier, würr he segg'n; denn hier heff ick to segg'n un nich de Vullmacht!" und beide, der Präceptor und der Bauer überreden nun Lena, im Dienste zu bleiben. Dann heißt Reimer Lena den Tisch zu decken, zu einer Erfrischung für den Besuch, und während das Mädchen ins Haus eilt, um das Gedeck zu holen, setzen sich die beiden Männer an den Tisch. Jetzt holt Gudenrath einen Brief hervor, mit einer Photographie darin, und giebt ihn Reimer. Dieser freut sich sehr hierüber, ruft Lena und zeigt ihr das Bild mit dem Bemerken, daß es seine Schwester darstelle, die vor Jahren nach Amerika ausgewandert sei, aber nunmehr wieder zurückkehren und ihm den Hausstand führen wolle. Lena betrachtet lange Zeit sinnend das Bild, von seinen Zügen wie gebannt, und meint: „Wa sunnerbar, als harr'ck se lang all kennt!"

Nun folgt eine neue, sehr lebendige Scene. Detlef stürzt in höchster Aufregung durch die Pforte in den Garten und erzählt zum Erschrecken aller, daß ihn der Vater geschlagen habe. Und kaum hat er dies gesagt, als man auch den Vollmacht kommen sieht, und auf Reimer's und Gudenrath's Wunsch muß Detlef, ehe er vom Vater gesehen wird, nach der andern Seite hin den Garten schnell wieder verlassen, und auch die vor dem Vollmacht zitternde Lena eilt schnell wieder ins Haus hinein.

Vollmacht (aus dem Dorf kommend). Ick sök Detlef. Gudenrath. Ah, süh! — Gud'n Dag, Vullmacht! Vollmacht. Is he hier?! Reimer. Dat is Persepter Gudenrath! — Du kennst em doch! Vollmacht. Gud'n Dag! — — He hett sick opsett gegen mi! awers kuschen schall he! — Ick will em bögen! Gudenrath. An so'n schönen Summerdag, — un so argerlich? Reimer. Kumm, eet en Mundvull mit! Vollmacht. Woto? — um mi noch mehr to argern? Wakeen deckt denn den Disch, woran ick

eten schull? Reimer. Lat't gut we'n! — Wat schall dat hier?! Wenn denn nich eten magst, kumm, sett Di! Gudenrath. Un lat uns doch mal hör'n, wa dat op'n Hof steiht. — Wi hebbt uns ja so lang ni seh'n! Vollmacht. Un als ick bi em weer, weer't nich um datsülwige, warum ick hier bün?! Min Nawer Reimer höllt gude Nawerschap, — dat mutt ick em laten! Reimer. Mit Di is nix antofangen! Warum leggst Du mi dat to Last, wat doch vun baben kummt? Vollmacht (erregt und laut). Vun baben? — Wat kummt vun baben? — Dar baben swimmt de Wulken, un hier neern alleen is doch man fasten Grund! Reimer. Uns' Herrgott sülbn is doch de Leevde! — un He plannt't se ock in uns' Minschenhart! Vollmacht (erregt und laut). Leevde! — wat Leevde! - de den Söhn opsternatsch makt gegen sin olen Vader? — un de den Vader um sin eenzig Kind bedrüggt? Wenn't so wieder geiht, — — — kann't denn noch wieder gahn? — — Gott straf mi, wenn ick leeg, — awers hier stah ick (auf sich zeigend)! Un so lang ick dar (auf die Erde zeigend) ni ligg, kriggt de Vullmacht sin Söhn keen nakelt Deenstdeern! — un ward de Vullmacht keen Vader to en utsett't Findelkind! Reimer. Dat is stark! Gudenrath. Ja, Gott in'n Himmel, wat för Wör! Vollmacht (erregt und laut). Un dochen is't so! — Un noch eenmal, Gott straf mi, wenn ick leeg!

Da hört man Lärmen hinter der Scene; und als die drei Männer überrascht das Gesicht nach der Hausthür hinwenden, stürzen Abel und Lena heraus, und Abel ruft erregt: „Ick arm Mensch! ick arm Mensch! Dar is'n Deev in't Hus!" und Lena ruft dazu: „Se is bestahlen!" Alle sind entsetzt; das ist doch bis dahin auf dem Hofe noch nicht vorgekommen, daß einer bestohlen wurde, und sie können es auch jetzt noch nicht glauben. Aber der gestrenge Vollmacht sagt: „de Sak mutt unnersöcht warrn! Ick bün de Polizei in't Dörp!" Und als er fragt, wer mehr in der Stube schlafe, antwortet Lena unbefangen: „Ick" und übergiebt ihm ihren Kommodenschlüssel.

Vollmacht. Wat schall ick damit? Lena. Nasehn! wil min Kommod dar ock steiht! Vollmacht. Gut! awer Du hest dochen nich?! Reimer und Gudenrath. Gott bewahr uns, Vullmacht! — (Nun gehen sie alle hinein; nur der alte Gudenrath bleibt zurück.) Gudenrath. Gah ick mit herin? — woto? — Se kann ruhig opslüten! — Dat ward sick ock wul wedderfinn! Wakeen schull hier wul stehl'n? — — Vellicht in ehr Kleed, in en Kasten oder anderswo, — se hett't wul man vergeten! — — Min arm lüttj' Lena! — Sowat op ehrn Geburtstag! — Toeerst dat annere, un nu wedder dit! — Se hett ja heel rein gar keen Freud' mehr daran! (Man hört Lärmen im Hause.)

Lena (stürzt aufschreiend aus der Thür hin zu Gudenrath. Vollmacht, Reimer, Abel ihr folgend). Hölp mi! Hölp mi, Vader! (fällt in Gudenraths Arme, und birgt ihr Haupt an seiner Brust. Der Dialog geht schnell und in erregter Weise weiter.) Guden-

rath. O, Gott! Vollmacht (den Beutel mit Geld zeigend). Dar is't! Reimer (sehr erregt). Dat is ni wahr! Se hett't ni dahn! Vollmacht. Wakeen denn?! — Wo is't funn? Lena (sich aufhebend). Ick ni! Ick ni! Vollmacht. Jüst Du! Lena stößt einen lauten Schrei aus und sinkt wieder in Gudenraths Arme. Detlef (durch die Gartenpforte hereinstürzend). Wat is dar los?! Lena, min Lena! Lena. Min Detlef! (eilt auf ihn zu, er umarmt sie.) Vollmacht (Detlef von Lena reißend). Weg vun ehr, se hett stahln! Lena (schreit auf, sinkt knieend vor Gudenrath nieder). Detlef (erregt, laut). Stahln?! Geiht de Welt ünner?! Reimer, Gudenrath (zugleich). Se is unschullig! Glöv dat ni! Glöv dat ni! Lena, (sich etwas aufrichtend, zu Gudenrath langsam und mit besonderer Betonung). Nimm mi mit! (Fast wie weinend.) Hier bün ick öwer!

(Der Vorhang fällt).

Mit Schluß des ersten Actes bereits bis zur höchsten Steigerung des Conflictes gelangt, enthält die Handlung mit Beginn des zweiten Actes schon die ersten Spuren einer versöhnenden Lösung. Auch dieser Act spielt im Freien, in einem anderen Dorfe, vor dem Schulhause und der Wohnung des alten Lehrers Gudenrath. Er hat Lena, sein lütt Waisenkind, nach jenem unglücklichen Vorfall, durch den sie in den Verdacht des Diebstahls gekommen war, wieder in sein Haus genommen. Ein Jahr ist seitdem verflossen und jener Vorfall noch immer nicht aufgeklärt. Detlef Buhmann, ihr Verlobter, hat das Vaterhaus verlassen und sich in demselben Dorfe, in dem jetzt Lena weilt, als Knecht bei dem Bauern Hansohm vermiethet.

Heute ist nun wieder Lenas Geburtstag; sie ist damit beschäftigt, draußen den Kaffeetisch zu decken, und beklagt eben, wie sonst so oft, ihr zweifaches schweres Geschick, als der alte Gudenrath aus der Thür tritt, im Schlafrock, mit langer Pfeife und einem Körbchen in der Hand. Er tröstet sie mit dem Hinweis auf die guten Menschen, die doch viel von ihr hielten, wie Reimer Groth, ihr Detlef und er selber, der wohl auch zu jenen zählen dürfe, und vor allem sei da doch einer, der alles sehe und wisse, der liebe Gott im Himmel; nachher wolle er ihr auch von einem kleinen Waisenkind eine Geschichte erzählen, die er selbst erlebt habe. Lena erkennt alles dankbar an und beruhigt sich wieder.

Nun theilt ihr Gudenrath noch mit, daß er heute Besuch erwarte, Reimer Groth und dessen aus Amerika zurückgekommene Schwester; diese beiden habe er zu ihrem Geburtstage eingeladen. Dann reicht er Lena den Korb, damit sie ins Dorf zum Bäcker

gehe, um etwas Gebäck zur Geburtstagschokolade zu holen. Er selbst will sich inzwischen rasiren und den guten Anzug zum Empfang der erwarteten Fremden anziehen.

Unterdes erscheint Detlef mit einem Spaten; er soll nach der Koppel, den Wall ausbessern, möchte aber im Vorbeigehen schnell mal einsehen und dem Bräutchen einen Glückwunsch bringen. Da er niemanden im Garten findet, will er die Geliebte herbeisingen, und so beginnt er:

:,: Din steernhell blauen Ogen,
Wa seeg ick se so geern! :,:
Se bargt den ganzen Himmel klar,
So wunnerbar, als wenn't wul gar,
Als wenn't wul gar
:,: Twee Engelsogen weern! :,:

:,: Din steernhell blauen Ogen,
Wa seeg ick se so geern! :,:
Wa sünd se doch so smuck un schön!
So prächtig flammt keen Edelsteen!
Keen Edelsteen!
:,: So strahlt keen Abendsteern! :,:

:,: Din steernhell blauen Ogen,
Wa seeg ick se so geern! :,:
Un ward min Hart ock nümmer sund,
Un gah ick ock darbi to Grund,
Darbi to Grund,
:,: Wat hölpt't? — Ick kann't ni wehrn! :,:

Da tritt Gudenrath aus dem Hause und sagt Detlef, daß Lena nicht anwesend sei, und dieser erzählt nun dem alten Lehrer, daß ihm der Großknecht auf seines Vaters Hof, mit dem er in Briefwechsel stehe, geschrieben habe, daß Abel nicht mehr bei dem Vollmacht im Dienste stehe und beabsichtige, nach Amerika auszuwandern. Hiervon ist Gudenrath sichtlich überrascht, und er bittet Detlef, noch etwas zu bleiben, bis Lena zurückkomme. Aber der Knecht muß fort, und mit einem Gruß an Lena geht er weiter. Da beschließt Gudenrath, vom alten Hansohm für Detlef die Erlaubniß zu erbitten, bei seiner Lena Geburtstagsfeier mitzugegen zu sein. Und da geht der alte Hansohm gerade vorüber; er will auch nach der Koppel hinaus, um dem Knechte beim Wallen zu helfen. Gudenrath spricht ihn an, und gern gewährt der Bauer dem Präceptor den Wunsch.

Lena kommt vom Bäcker zurück und setzt sich mit ihrem Pflegevater, der inzwischen den Schlafrock mit dem Sonntagsgewand vertauscht hat, an den Tisch, um das Backwerk und die Chocolade zu probiren, und hierbei erfährt sie auch, daß Detlef dagewesen sei und was er von Abel erzählt hat .... „aber dat man so nebenbi", sagt der Alte redselig weiter, „un nu hör mal to, nu will ick Di de lüttje Geschichte vertelln, de ick sülbn mal belevt heff.

Lena. Vadder sä von en lütt Waisenkind. Gudenrath. Ganz recht! vun en lütt Waisenkind! — Süh, in dat Dörp, wo damals min Öllern wahn'n, dar wahn'n ock twee grote Burn, — un de eene harr man een Söhn, — un de anner man een Dochder, beid en paar prächtige junge Lüd! — De Bur, wo de Dochder weer, seet frilich swar davör, — de Lüd munkeln davun, dat he in Schulden seet, awers daran kehrt sick de Leevde ja ni! Lena (interessirt). Ne, seker ni! Gudenrath. Un als denn nu dat Sprüchwort heet: „Gleich und gleich gesellt sich gern!" so keem dat denn ock hier! — Se wurrn Brut un Brüdigam! und bald schull ock all de Hochtid we'n; awers dar keem dar wat twischen, wat wul keen Mensch sick vermoden wesen kunn! Lena (interessirt). Wat denn? Wat denn? Gudenrath. Ja, denk Di mal! — Malinst det Nachts, dar reep dat mit eenmal: „Füer! Füer!" Lena (erstaunt und erschrocken). Füer?! — Gudenrath. Un als wi dar ut'n Bett sprungn, stunn dat Hus, wo de Brut ehr Öllern wahn'n, in hellichen Flamm! Lena. O, Gott! Gudenrath. Dat ganze Dörp keem op de Been, — awers dar weer nix mehr to hölpen! — — — Den annern Morgen weer dar nix wider vun öwer als en Hupen Steen un verkahlte Balken. Wat'n Glück, dat't in'n Sommer weer! — Dat leewe Veeh keem doch mit'n Leben davun, — un ock de Menschen! Lena. Ja, wat'n Glück! Gudenrath. Bi en fründlichen Nawer keem se wedder ünner Dack! Un vun alle Kanten wurr dar holpen, — un natürlich to'n minnsten ock ni vun den Brüdigam un sin Öllern! Lena. Dat lett sick denken! Gudenrath. Awers als denn nu tonösten en paar Dag naher, de Bur na de Stadt wull, um sick dat Geld to haln ut de Brandkass för sin afbrennt Hus un de Möbeln un alles, wat he versekert harr — — — Detlef (von rechts kommend mit Spaten, den er schnell hinstellt). Hurrah, Lena! Lena (aufspringend, freudig erregt). Detlef! (Beide drücken sich die Hände.) Gudenrath (aufstehend, laut, ärgerlich). Dat is schad! Nu wurr ick stört!

Nach Detlef kommt auch Hansohm von der Koppel zurück, und jener verkündigt jubelnd, daß ihm der Bauer frei gegeben, und alle wollen ihm danken; aber Hansohm weist den Dank zurück und sagt zu Lena: „Dat Du vundag Din Detlef hest, dat kannst denn so quanzwis' ansehn als en lüttj Geschenk vun mi to Din Geburtsdag!" und dann geht er weiter, weil Detlef jetzt den Bauern spiele und er der Knecht sei und deswegen keine Zeit habe.

Detlef will auch schon gehen, weil er noch in seinem Arbeitszeuge stecke und sich doch erst umziehen müsse. Jedoch der alte Lehrer meint, er möge doch noch ein wenig verweilen, er habe ja noch kaum einmal mit dem kleinen Geburtstagskinde gesprochen, und er selbst wolle während dessen schnell hinaus auf die Landstraße gehen, um auszusehen nach dem erwarteten Besuch, nach Reimer Groth und dessen Schwester.

Damit entfernt sich Gudenrath, und als nun die beiden Glücklichen allein sind, schenkt Detlef seiner Lena das erste Geld, das er selber verdient hat, seinen Halbjahreslohn, in lauter blanken Geldstücken. Dann singen sie das nachstehende liebliche Liebesduett:

Detlef.
Nu lang mi de Hand her
Un kumm mit din Kopp!
Un dar, wo dat Hart sleit,
Dar legg em man op!

Beide.
Un dar, wo dat Hart sleit,
Dar legg em man op!

Detlef.
Denn hang ick Di lisen
Min Arm um de Nack
Un küß Di de Ogen
Un strakel Din Back!

Beide.
Un küß di de Ogen
Un strakel Din Back.

Lena.
Denn sitt wie to snacken,
Denn sitt wi to dröm.
Un buten, dar blinkert
De Steerns dör de Böm

Beide.
Un buten, dar blinkert
De Steerns dör de Böm!

Beide.
Un buten is't düster
Un Fred op de Eer! — —
:,: Un schull'ck noch wat wünschen,
(sie legt ihren Kopf wieder an seine Brust)
Ick wüß ni, wat't weer! :,:

Beide halten sich glücklich umschlungen, als Gudenrath mit der Nachricht zurückkommt, daß noch nichts von der Ankunft

Lena kommt vom Bäcker zurück und setzt sich mit ihrem Pflegevater, der inzwischen den Schlafrock mit dem Sonntagsgewand vertauscht hat, an den Tisch, um das Backwerk und die Chocolade zu probiren, und hierbei erfährt sie auch, daß Detlef dagewesen sei und was er von Abel erzählt hat .... „aber dat man so nebenbi", sagt der Alte redselig weiter, „un nu hör mal to, nu will ick Di de lüttje Geschichte vertelln, de ick sülbn mal belevt heff.

Lena. Vadder sä von en lütt Waisenkind. Gudenrath. Ganz recht! vun en lütt Waisenkind! — Süh, in dat Dörp, wo damals min Öllern wahn'n, dar wahn'n ock twee grote Burn, — un de eene harr man een Söhn, — un de anner man een Dochder, beid en paar prächtige junge Lüd! — De Bur, wo de Dochder weer, seet frilich swar davör, — de Lüd munkeln davun, dat he in Schulden seet, awers daran kehrt sick de Leevde ja ni! Lena (interessirt). Ne, seker ni! Gudenrath. Un als denn nu dat Sprüchwort heet: „Gleich und gleich gesellt sich gern!" so keem dat denn ock hier! — Se wurrn Brut un Brüdigam! und bald schull ock all de Hochtid we'n; awers dar keem dar wat twischen, wat wul keen Mensch sick vermoden wesen kunn! Lena (interessirt). Wat denn? Wat denn? Gudenrath. Ja, denk Di mal! — Malinst det Nachts, dar reep dat mit eenmal: „Füer! Füer!" Lena (erstaunt und erschrocken). Füer?! — Gudenrath. Un als wi dar ut'n Bett sprungn, stunn dat Hus, wo de Brut ehr Öllern wahn'n, in hellichen Flamm! Lena. O, Gott! Gudenrath. Dat ganze Dörp keem op de Been, — awers dar weer nix mehr to hölpen! — — — Den annern Morgen weer dar nix wider vun öwer als en Hupen Steen un verkahlte Balken. Wat'n Glück, dat't in'n Sommer weer! — Dat leewe Veeh keem doch mit'n Leben davun, — un ock de Menschen! Lena. Ja, wat'n Glück! Gudenrath. Bi en fründlichen Nawer keem se wedder ünner Dack! Un vun alle Kanten wurr dar holpen, — un natürlich to'n minnsten ock ni vun den Brüdigam un sin Öllern! Lena. Dat lett sick denken! Gudenrath. Awers als denn nu tonösten en paar Dag naher, de Bur na de Stadt wull, um sick dat Geld to haln ut de Brandkass för sin afbrennt Hus un de Möbeln un alles, wat he versekert harr — — — Detlef (von rechts kommend mit Spaten, den er schnell hinstellt). Hurrah, Lena! Lena (aufspringend, freudig erregt). Detlef! (Beide drücken sich die Hände). Gudenrath (aufstehend, laut, ärgerlich). Dat is schad! Nu wurr ick stört!

Nach Detlef kommt auch Hansohm von der Koppel zurück, und jener verkündigt jubelnd, daß ihm der Bauer frei gegeben, und alle wollen ihm danken; aber Hansohm weist den Dank zurück und sagt zu Lena: „Dat Du vundag Din Detlef hest, dat kannst denn so quanzwis' ansehn als en lüttj Geschenk vun mi to Din Geburtsdag!" und dann geht er weiter, weil Detlef jetzt den Bauern spiele und er der Knecht sei und deswegen keine Zeit habe.



Detlef will auch schon gehen, weil er noch in seinem Arbeitszeuge stecke und sich doch erst umziehen müsse. Jedoch der alte Lehrer meint, er möge doch noch ein wenig verweilen, er habe ja noch kaum einmal mit dem kleinen Geburtstagskinde gesprochen, und er selbst wolle während dessen schnell hinaus auf die Landstraße gehen, um auszusehen nach dem erwarteten Besuch, nach Reimer Groth und dessen Schwester.

Damit entfernt sich Gudenrath, und als nun die beiden Glücklichen allein sind, schenkt Detlef seiner Lena das erste Geld, das er selber verdient hat, seinen Halbjahreslohn, in lauter blanken Geldstücken. Dann singen sie das nachstehende liebliche Liebesduett:

Detlef.
Nu lang mi de Hand her
Un kumm mit din Kopp!
Un dar, wo dat Hart sleit,
Dar legg em man op!

Beide.
Un dar, wo dat Hart sleit,
Dar legg em man op!

Detlef.
Denn hang ick Di lisen
Min Arm um de Nack
Un küß Di de Ogen
Un strakel Din Back!

Beide.
Un küß di de Ogen
Un strakel Din Back.

Lena.
Denn sitt wie to snacken,
Denn sitt wi to dröm.
Un buten, dar blinkert
De Steerns dör de Böm

Beide.
Un buten, dar blinkert
De Steerns dör de Böm!

Beide.
Un buten is't düster
Un Fred op de Eer! — —
:,: Un schull'ck noch wat wünschen,
(sie legt ihren Kopf wieder an seine Brust)
Ick wüß ni, wat't meer! :,:

Beide halten sich glücklich umschlungen, als Gudenrath mit der Nachricht zurückkommt, daß noch nichts von der Ankunft

der Fremden zu sehen sei. „Un ick bün ümmer noch hier!“ sagt Detlef, und er will nun auch gehen, und Lena ruft in ihrem Glück: „Denn gah ick mit!“ Und als Gudenrath etwas dagegen einzuwenden hat, weil doch jeden Augenblick Reimer Groth und seine Schwester kommen könnten, meint sie: „Ick bün ock glix wedder hier!“ Da kann der Alte nicht weiter widerstehen, und das Lied aufs neue beginnend, geht das glückliche Paar Arm in Arm ins Dorf hinein. Allmählich verhallt der Gesang in der Ferne, und Gudenrath ruft erfreut: „Twee glückliche Menschen! — Wat gifft't wul Schöneres als dat!“

Dann setzt er sich an den Tisch und zündet sich die Pfeife wieder an, um noch schnell ein paar Züge zu thun, ehe der Besuch kommt. Aber wie schnell sollte sie ihm im nächsten Augenblick schon wieder ausgehen. Abel erscheint im Hintergrunde in ärmlicher Kleidung. Gudenrath erblickt sie. „En arme Beddelfru!“ ruft er aus, „na, vundag kunn ick doch ni „ne“ seggn!“ und er greift in die Tasche, um ihr ein Almosen zu geben.

Gudenrath. Dar! (ihr das Geld hinhaltend; dann, sie erkennend, sehr erstaunt) Abel?! wat seeg ick?! Abel (schmerzlich). Ja, ja! — ick büun't! Gudenrath. Wat föhrt Di her? Abel. De Noth! Gudenrath. Warum deenst denn nich, un geihst to beddeln? Abel. To beddeln? — — Ick kam nich um en Almosen to beddeln, sonnern um en mitleidig Hart, um en fründlich Wort, — um Trost un Hölp, dat ick mi baben hol! Gudenrath. Hett dat Schicksal Di drapen? Wat hest verlarn? Abel. Allns! Allns! — Min Glück! Min Freden! Min gut Geweten! Gudenrath (mit besonderer Betonung). Denn hest Du Sünn dahn?! — Abel. Ick weer so slecht! Gudenrath. Denn gifft man een Rath! Abel (schnell). O, seggt mi em! Seggt mi em! Gudenrath (mit besonderer Betonung). Gah hin, mak dat wedder gut, und doh't ni wedder! Abel. Ja süh, un darum bün ick hier! Denn hier, un anners narms, krieg ick de Last vun'n Harten! Gudenrath. Hier, seggst Du? Schall ick Di hölpen? Abel. Persepter kann't! — Wo is Lena? Gudenrath (verwundert, erregt). Lena?! Lena?! — Wat hest Du mit ehr?! Abel. Ick heff mi swar an ehr vergahn! Gudenrath (ebenso, wie vorhin). Denn weerst Du dat? Denn hest Du dat Geld! — — — — Abel. Eifersucht, — Neid, — un Mißgunst — — ja, — ick deh de Sünn! Gudenrath (erregt). O, Gott in'n Himmel, wa dank ick Di! — Nu ward ja noch allns wedder gut! — Weet Reimer dat? Abel. He weet vun nix! Awer, wo is Lena? Ick will ehr um Vergebung bedn, — un denn, wit, wit weg von hier, dat nüms mi wedder süht. Gudenrath. Du wullt utwannern? Abel. Sobald ick dahn heff, wat ick kunn, de Sünn wedder gut to maken! Gudenrath. Awer noch een Frag: De Vullmacht?! Abel (wie erschrocken). De Vullmacht! Gudenrath. Wuß

de davun? Abel. So wahr en Gott in'n Himmel is, — keen Starbenswort! — Gudenrath. Gut, denn kann ick Di bruken, un Du deihst en gudes Wark! Abel. En gudes Wark? Um ehr, um Lena? Gudenrath. Um Lena! — Awers se dörf Di noch ni sehn! — Süh, kumm hier herin (zeigt aufs Nebengebäude). Dar steiht en Bank, dar sett Di! — un wenn ick Di rop, denn kummst Du! — — — Abel (im Abgehen). Ick dank Di, Gott! Wat deh ick nich um ehr! (ab ins Nebengebäude.) Gudenrath (bewegt, erregt). O, wat för'n Steen is mi vun't Hart fulln! — un wat förn Freud bringt de uns alltohopen! Un dochen is't ja de gröttste noch nich! — Is't denn ock wahr, ock allns wahr? un is't keen Drom?! — Wa fat ick mi! wenn Lena kummt? (Lena tritt von links auf). Dar kummt se! — — Lena. Dar bün ick wedder! — De arm' Abel! Gudenrath (erregt). Abel?! — Wat is dar mit Abel?! Lena. Detlef hett mi den Breef wis't, dat deiht mi dochen leed um ehr! — Gudenrath. Ja, ja, dat kummt mitunner wunnerbar! Lena. Wunnerbar? — waso? — wa denn? weet Vader denn noch mehr? Gudenrath (aufgeregt). Ick?! — ne! o ne! — Wat schull ick wul weten?! — nix! nix! — Awers kumm, wi wüllt uns setten! Un denn stek ick mi de Piep an, un vertell Di noch gau de lüttje Geschicht to Enn! Lena (sich setzend) Vun dat lüttje Waisenkind? Gudenrath (die Pfeife nehmend, sich setzend). Ja, wanem weer ick noch, als Detlef keem? Lena. Wa de Bur, de dar afbrennt weer, na de Stadt wull, — — Gudenrath (die Pfeife anzündend). Ganz recht! — um sick dat Geld to haln ut de Brandkass, för allns, wat he versekert harr! — Awers dar drop em eerst de swarste Slag! Lena. En frisches Unglück?! De arm' Lüd! Gudenrath. Ja wul, de arm' Lüd! — Dar keem'n dar welke, dree Mann hoch, vun de Polizei, un neehm'n em mit! Lena. O, Gott, ni möglich! Gudenrath. Sä ick ni vörhin, dat he in Schulden seet? Lena. Vader sä dat. Gudenrath (gedämpft und mit besonderer Betonung). He harr sin Hof in Brand steken, um sick vör'n Konkurs to retten! Lena. Gott in'n Himmel! Gudenrath. Awers nu wurr em de Proceß makt, — he sülbn keem in't Tuchthus, un all sin Hab und Gut in'n Bankerott! Lena. Un de Mudder un ehr Dochder?! De arme Brut?! Gudenrath. Ja, dat magst wul fragen! — Awers en riken Bursöhn un en Brut, de dar nix mehr hett, als en arme Moder, un en Vader, de in't Tuchthus sitt, süh, dat paßt man slecht tohopen! — Lena. Denn hett he se verlaten? — Dat weer slecht! Gudenrath. He ni! He harr allns dahn! Awer se verleet em, dat he man sin Öllern un den Hof beheel! Sin Vader un Moder wulln em arvlos maken, wenn he ni vun dat Mäden leet! Lena. Wa künnt Menschen doch so hart wesen! Gudenrath. Griep mal en groten Burn an sin Stolz un sin Ehr! Lena. Ja, ja, Vader hett Recht! Gudenrath. Awers nu kummt eegentlich eerst de Geschichte vun dat lüttje Waisenkind! Süh, dar storf ehr Vader, noch eh' dat Jahr to Enn', — un de Lüd sä'n mit'n Strick um Hals! Un dat dur ni lang, dar storv ehr Mudder vör luter Kummer! Un ehr Dochder, de Brut, weer verswunn, keen Mensch wuß, wohen. Un dar wurr malinst en lütt Kind utsett', keen Mensch wuß, vun wakeen! wat segg ick? keen Mensch? En Paar doch, awer de kun'n swigen! — — Un dat

lütt Mäden wuß heran, un tonößen denn storben sin Öllern, un he kreeg allns, — — awers dar verköff he den Hof, un köff sick annerswo een wedder! — **Lena.** Un dat Kind, dat arm lütt Kind?! **Gudenrath.** O, dat wurr en grotes, hübsches Mäden, un tonößen, malinst, weer se wedder dar, de arme Brut von den riken Bursöhn, nu weern sin Öllern ja dod, un keen Mensch harr em wat mehr to seggn! — Un dar mit eenmal wurr Hochtid geben! **Lena** (freudig). Hochtid?! **Gudenrath.** Ja, Hochtid! Un dat arm lütt Waisenkind harr mit eenmal sin Vader un Moder, un weer en rike Burndochder! **Lena** (stützt traurig den Kopf und fängt an zu weinen). **Gudenrath.** Süh, dat heff ick sülbn mal belevt! — (sieht, daß sie weint.) Awers warum warrst denn mit eenmal so trurig? Ick wull Di ja ni trurig maken, im Gegendeel, ick wull ja man seggn, uns' Herrgott sin Weg', de sünd mennigmal wunnerbar! Awers nu kumm, un sing mi mal dat Leed vör, vun den olen Baldamus, wat ick Di in Din Gesangbook schreben, als Du kunfermeert wurrst, dat't Di tröstεn schull, wenn Du mal trurig büst. — — — — — Na, — na, wullt denn ni? — — — kumm, doh mit't to Gefalln! **Lena** (nach kurzem Besinnen, freudig und rasch aufstehend). Ob ick't will? — Em to Gefall'n? Vun Harten gern! (Sie singt.)

Nich ümmer schient de Sünn, un blaut de Heben
Un von Bestand is nix op düsse Eer!
Allns wesselt af, un ännert sick in'n Leben,
Dat weer ock nümmer gut, wenn't anners weer.
Ahn Unglück gifft't keen Glück — dartwischen steiht
Dat Schicksal, dat för beides sorgen deiht.

Beide.

Ahn' Unglück giff't keen Glück — dartwischen steiht
Dat Schicksal, dat för beides sorgen deiht,

Lena.

Frag man herum, Du finnst dat allerwegen,
Dar is en Krüz för jedereen bestellt; —
Doch den dat grött'st uns' Herrgott gifft to dregen,
De is't, wovun he jüst am meisten höllt!
Du awers, nimm in Acht Di vör de Schuld!
Hol ut! un dreeg Din Krüz man in Geduld!

Beide.

Du awers, nimm in Acht Di vör de Schuld!
Hol ut! un dreeg Din Krüz man in Geduld!

Lena.

Keen Nacht so swart, dar kummt doch mal en Morgen,
Keen Sturm so wild, — dat ward mal wedder still!
Lat Du getrost den leewen Gott man sorgen,
Denn Segen is ja alles, wat he will!
Un weer ock noch so kummervoll Din Hart,
Dar kummt doch mal en Tid, wo't anners ward!

Beide.

Un weer ock noch to kummervoll Din Hart,
Dar kummt doch mal en Tid, wo't anners ward!

Lena.

Un meenst Du gar, Din Gott harr Di vergeten?
O, glöv dat ni, he weet vun allns Bescheed;
He giff't de lüttjen Vageln all ehr Eten
Un gifft de lüttjen Blomen all ehr Kleed!
He sorgt för dat Geringste op de Eer!
Un Di schull he vergeten? — Nümmermehr!

Beide.

He sorgt för dat Geringste op de Eer,
Un Di schull he vergeten? — Nümmermehr!

(Während beide die Schlußzeile singen, treten Reimer und die Fremde von rechts kommend im Hintergrunde auf.

Gudenrath, Lena (sie gewahr werdend, zugleich). Reimer! Uns' Bur! Reimer. Dar sünd wi denn! Gudenrath (Reimer die Hand drückend). Reimer, min Fründ! (ihn etwas nach vorn ziehend, heimlich und hastig.) Den Breef, — he kreeg em doch? Reimer (ebenso). Glix na uns' Affahrt! Dör min Knecht! (zu Lena, die Arme ausbreitend.) Lena! Du lütt Waisenkind! Lena auf Reimer zustürzend, froh und gerührt). Uns' Bur! Uns' Bur! (verbirgt ihren Kopf an seiner Brust.) Reimer (sie sanft von sich drängend). Na, na! warum verbargst Di denn? — Kumm, un begröt doch ock min Swester! Die Fremde (mit dem Augenblick entsprechender Rührung). Ja, kumm! — giff mi de Hand! (die Hand an die Brust legend.) Un hier, — hier, — dar legg Din Kopp ock man mal hin, — eben als bi em! — Gudenrath. Na, Lena?! Lena (freudig gerührt). Hier is min Hand (giebt der Fremden die Hand) un hier, hier, min Kopp! (legt ihren Kopf an der Fremden Brust.) Die Fremde (wie vorher). Un hier min Arm, — ick legg em um Di! (thut es). Lena (langsam, weich und bewegt). So fast un warm, als weer't en Moderarm! Die Fremde (bewegt). En Moderarm, seggst Du? Lena (von ihr loslassend). Wat sä ick?! ne! Ick heff ja keen Moder! Die Fremde (Lena die Hände drückend). Min Kind! — Ick segg „min Kind“ to Di, ebn als Reimer! Du weetst, wa vel he vun Di höllt! Reimer (schnell). Ja, ja! Gudenrath (rasch). Dat weet se! Die Fremde. Un ebn als Reimer, will ick Di leev hebbn, wil he min Broder is! Un ebn als Reimer muß Du mi leev hebbn, wil ick sin Swester bün! Reimer. Na, wullst dat wul? Lena (herzlich). Ob ick't will? Ach, mehr als geern! Reimer. Un als ick't malinst seggt heff, so ward dat doch noch kamn: Ju beiden föhrt mi den Husstand tohopen! Lena. Nümmermehr!

Nun erscheint Detlef im Sonntagsstaate, und nach gegenseitiger Begrüßung setzt man sich auf Gudenrath's Vorschlag an den Geburtstagstisch, und Lena will eben damit beginnen, die Tassen zu füllen, als über sie alle eine große Aufregung kommt, so daß sie jäh aufspringen von den Sitzen. Denn der alte Hans-

ohm stürzt herbei mit dem Ausruf: „Wat bün ick lopen! Wat bün ick lopen! — Nu radt mal, wakeen als dar kummt? — — — De Vullmacht! — glix achter mi her!“ Und Detlef und Lena rufen erschreckt: „De Vullmacht!“ — Aber Reimer und Gudenrath beschwichtigen sie, und Hansohm berichtet dann weiter: Kummt dar een angejagt, de Peer vull Schum un Sweet! — Un op de Hoffsted baller he herop, als wenn he seggn wull: „Allns min!“ — — De Lüttknecht störrt herut, — he smeet dat Leid em hin, un schreeg: „Detlef! — Wo is Detlef, min Söhn? Un levt he, oder is he dod?! Lena (schnell). Ni möglich! Detlef (schnell). Wat is dat? Reimer (schnell). Hett nix to seggn! Man wieder! Hansohm. Min Fru weer jüst in de Kök! — Ick als en Deutscher na de Kök! „Lop Du man rut“, reep ick ehr to, — un segg em, wo he is! Bidessen lop ick vörut, un segg Bescheed!“ — Un een, twee, dree, bün ick hier! — — Ick hör em noch ümmer, wa he reep: „Detlef, wo is Detlef, min Söhn?! Levt he, oder is he dod?! Detlef (schnell). Unbegrieplich! Lena (schnell). Ick starv för Angst! Gudenrath (schnell). Geiht allns mit rechten Dingen to! Reimer (schnell). Ward sick allns klaren. — Gudenrath (schnell). Ick heff den Breef schreben! Reimer (schnell). Un ick heff em hinschickt! Ebn vör uns' Affahrt! Detlef (schnell). Un in den Breef stunn, dat ick krank weer? Hansohm (schnell). Ja, wat denn? warum? woto? Gudenrath (schnell). Dodenskrank! un dat he kamen schull, so gau, als möglich! (Der Vollmacht tritt auf, von links.) Reimer. Dar is he! He kummt) (Alle stummes Spiel.) Vollmacht. Dar bün ick! (zu Gudenrath, sehr gereizt). Warum hest Du mi den Breef schreben? Gudenrath. Nu sett Di doch man eerst, un lat mit Di snacken! Vollmacht. Hier schull ick mi setten? in so'n Gesellschaft?! Warum hest Du mi den Breef schreben? (zu Reimer) Un Du büst mit in't Komplott! — Din Knecht hett mi em bröcht! Reimer. Dat hett he ock! — Gudenrath hett em schreben, un ick heff em besorgt! — Ahn' dat gung't nu mal ni! Gudenrath. Sunst weerst ock wul ni kamn! Un her mußt Du! Vollmacht. So? — her muß ick? Dat fangt ja verdeuwelt an! — — Heff ick denn min fief Sinn ni mehr, dat Ju meent, Ju künnt Jüm Spott mit mi drieben? Als Vullmacht stah ick hier, — ick, Peter Buhmann! Un hebbt Ju Peter Buhmann narrt, denn hebbt Ju ock den Vullmacht narrt, un desto leeger ward Ju dat gahn, wenn wi för Gericht staht! Gudenrath. Denn wullst Du uns verklagen? Vollmacht. Torügg betaln, — dree doppelt, — Di un Reimer!

Nun sprechen sie alle auf den Vollmacht ein; aber je mehr sie sich bemühen, ihn zu versöhnen, desto aufgeregter und wilder wird er, und zuletzt vergißt er sich so weit, daß er sein eigenes Kind, seinen einzigen Sohn verflucht und dessen Braut eine Diebin nennt, die es ihm zu danken habe, daß sie jetzt nicht im Zuchthaus sitze. Aber nunmehr behaupten Gudenrath und Reimer

mit Nachdruck, daß Lena unschuldig sei, — und als darauf der Vollmacht höhnisch ausruft: „Unschullig?! Wakeen kann dat bewisen," antwortet Gudenrath: „Ick!" und er geht nach der Stallthür und ruft: „Nu is't Tid! Kumm herut!"

Und „Abel!" kommt es aus jedem Munde, — und der Vollmacht erfaßt wüthend ihre Hand, und er zerrt sie nach vorne mit den Worten: „Wat wullt Du?! — warüm büst Du hier?!" — „Um min Sünn to bichten!" spricht Abel, „se is unschullig! Ick sülben heff min Geld in ehr Kommod leggt! — Uns' Herrgott mag mi dat vergeben!"

Aber damit war der Zorn des Vollmachts noch nicht gebrochen, und trotzig ruft er aus: „Hett se denn ock ni stahln, so is se doch en utsett Findelkind, dat dar keen Vader un keen Moder hett!" — „Dat lüggst Du!" ruft ihm nun Reimer entgegen, „so wahr en Gott in'n Himmel is, ick bün ehr Vader!" Und mit dem Aufschrei: „Min Vader! min Vader!" wirft sich Lena an Reimers Brust, und dieser spricht weiter: „Un so wahr als en Gott in'n Himmel is, de dar als min Swester steiht, is ehr Moder!" Mit dem Freudenruf: „Moder!" eilt jetzt Lena vom Vater in die Arme ihrer Mutter. Dann ruft Reimer freudig: „Un nu man hierher! In min Arm un an min Hart, Ju alle beide!" Und er nimmt sie in die Arme und jubelt: „Un binnen korten is Hochtid! un dat lütte Waisenkind hett sin Vader un Moder, un is en rike Burndochder!" Und der Vollmacht? — Noch einmal stürmen sie alle auf ihn ein, und dann eine kurze Zeit des inneren Kampfes, und sein Trotz ist gebrochen. „Detlef! Lena!" ruft er gerührt, „min Kinner!" und beide schließt er in seine Arme. In voller Herzensfreude spricht nun Gudenrath, sich zu Lena wendend: „Na, min lüttj Waisenkind, wat seggst Du nu? Kennst Du de Geschicht ock noch? Süh! Un hüt is Din Geburtsdag! — Un vun'n leewen Gott, — wat för Geschenke! Din Vader! Din Moder! Din Brüdigam! — Uns' Herrgott, de vergitt doch keen lütt Waisenkind!" Und Abel unterbricht ihn reuig: „Un de sick betert, den vergifft he de Sünn!" Lena erwidert gerührt: „Abel, Abel! kumm, schaft wedder bi uns deen'n!"

So ist alles Friede und Freude! „Un dat Leed? Wat sungst Du noch toletzt?" fragt Gudenrath. Da beginnt Lena:

Un meenst Du gar, Din Gott harr Di vergeten?
O, glöv dat ni, he weet vun allns Bescheed!
He gifft de lüttjen Vageln all ehr Eten
Un gifft de lüttjen Blomen all ehr Kleed!
He sorgt för dat Geringste op de Eer
Un Di schull he vergeten? — Nümmermehr!

Alle: He sorgt för dat geringste op de Eer,
Un di schull he vergeten? — Nümmermehr!
(Der Vorhang fällt.)

Das Volksstück „En lütt Waisenkind" ist nach einem vom Dichter vollständig erfundenen Stoffe bearbeitet. Es war zunächst, wie er mir gelegentlich einmal erzählte, seine Absicht, einige seiner bestcomponirten plattdeutschen Lieder mit einem Theaterstücke zu verflechten und sie so von der Bühne herab dem Volke zugänglich und vertraut zu machen. Der ernste Inhalt der Liedertexte wurde somit bestimmend für den Charakter dieser dramatischen Arbeit, die sich ganz von selbst zu einem Schauspiel gestalten mußte. Die Vorzüge desselben zeigen sich ebensowohl in dem meisterhaften Aufbau des Ganzen, wie in der klaren Ausgestaltung der Charaktere. Rasch drängt die Handlung vorwärts, unser Interesse immer höher und höher spannend; und die Menschen, denen wir da begegnen, sind alles ganze Menschen, so wahr und naturgetreu, als hätte sie der Dichter frisch aus dem Leben heraus auf die Bühne gebracht. Zudem ist die Fabel des Stückes tief ergreifend und reich an den edelsten seelischen Erregungen, so daß das Drama auch den höchsten ästhetischen Anforderungen völlig genügt.

Karl Theodor Gaedertz hat in seinem vortrefflichen Werke über das niederdeutsche Schauspiel dem Wunsche und der Hoffnung, daß auch dem Plattdeutschen einmal eine Art Shakespeare erstehe, beredten Ausdruck gegeben. Die Zuversicht, womit dies geschehen ist, forderte die Ansichten anderer, in dieser Frage für competent geltender Schriftsteller heraus. So hält Reinhold Bechstein eine plattdeutsche Tragödie höheren Stiles nach dem Gange der Entwicklung unserer deutschen Sprache und Literatur nicht nur für nicht möglich, sondern nicht einmal für erwünscht, nachdem es der Deutsche glücklich zu einer einheitlichen National-sprache gebracht habe. Karl Biltz stimmt zwar von Herzen in den Wunsch Gaedertz ein, zweifelt aber daran, daß sich jemals das Plattdeutsche so entwickele, daß von einem plattdeutschen Shake-

speare gesprochen werden könne. Dagegen meint Robert Proelß, daß auch die niederdeutsche Komödie wieder aufleben werde, wenn sich nur die echten Dichter und Darsteller fänden. Auch Paul Schütze, Heinrich Kruse und Friedrich Zarncke sind dieser Ansicht und hoffen, daß uns künftige Jahrzehnte einen großen plattdeutschen Dramatiker bescheeren werden.

Bevor mir das Gaedertz'sche Buch und die durch dasselbe hervorgerufenen Äußerungen anderer Autoren über die Zukunft des plattdeutschen Dramas bekannt waren, habe ich, und zwar zunächst ausschließlich auf Grund von Johann Meyer's „En lütt Waisenkind“, dem niederdeutschen Trauerspiel bezüglich seiner Entwicklung das günstigste Prognostikon gestellt. Denn von „En lütt Waisenkind“ bis zur plattdeutschen Tragödie ist kein besonders weiter Weg mehr. Ob Johann Meyer, der sich auf so vielen Gebieten dichterischer Thätigkeit mit Glück und Erfolg versucht hat, auch diesen Schritt noch wagt? Es wäre zu wünschen; denn unter allen lebenden plattdeutschen Dichtern — und ihre Zahl ist nicht klein — wüßte ich keinen, der näher diesem hohen Ziele stände und es leichter erreichen könnte. Auch Dr. Adolph Kohut ist dieser Hoffnung. In seinen „Ragenden Gipfeln“ sagt er: „Man ist vielfach der Ansicht, daß sich die plattdeutsche Sprache nur für die Komik eigne und darum eine plattdeutsche Tragödie nicht möglich sei. Wir behaupten das Gegentheil! — So gewiß als diese Sprache existirt und ein jeder, welcher sie spricht, Sünden begehen, sich mit Schuld beladen und im Kampfe mit dem Schicksal siegen oder unterliegen kann, so gewiß ist es auch möglich, dies in derselben Sprache dramatisch zu gestalten und darzustellen! — Es hat aber bisher der Moses gefehlt, um mit seinem Stabe den Quell aus dem Felsen hervorzuzaubern. Von Johann Meyer's dramatischer Arbeit: „En lütt Waisenkind“ bis zur plattdeutschen Tragödie ist schon keine große Entfernung mehr, und gerade dieser Dichter dürfte, nach allem zu urtheilen, was wir bereits an dramatischen Schöpfungen von ihm besitzen, auch das Zeug dazu haben, seinem Volke, und seinem plattdeutschen zunächst, das erste plattdeutsche Trauerspiel zu schreiben!“ —

In demselben Jahre, in dem „En lütt Waisenkind“ entstanden ist, — 1886 — fand auch die erste Aufführung des Stückes statt, und zwar durch Kieler Dilettanten bei der Weihnachtsfeier des

Vereines „Thalia“ am 29. December. Gleich diese erste Aufführung, deren Einstudierung der Dichter selbst geleitet hatte, erfreute sich eines weit über alle Erwartungen gehenden Erfolges. In den „Kieler Nachrichten“ vom 1. Januar 1887 stand darüber das Folgende:

„Bei Gelegenheit der Weihnachtsfeier eines hiesigen Vereines lernten wir ein neues Stück unseres heimischen Dichters Johann Meyer kennen, das zweiaktige Schauspiel „En lütt Waisenkind.“ Die plattdeutsche Sprache ist bisher fast einzig und allein in dramatischen Dichtungen heiteren Inhaltes, in Lustspielen und noch häufiger Schwänken, auf die Bühne gebracht worden. Johann Meyer hat den ersten Versuch gemacht, sie auch zum Dienste der ernsten Melpomene heranzuziehen, und wir können wohl sagen, der Versuch ist geglückt. Jedenfalls hat Meyer den Beweis geliefert, daß die plattdeutsche Sprache dieselbe Berechtigung für das Schauspiel hat wie die hochdeutsche. Und der Schritt vom plattdeutschen Schauspiel zum plattdeutschen Trauerspiel ist nicht so groß, daß man nicht erwarten dürfte, ein Dichter von der Begabung Meyer's werde ihn mit Erfolg wagen können. Zu dieser Hoffnung berechtigt wenigstens die Schlußscene des ersten Actes des vorliegenden Stückes, welche im Stile ihres Aufbaues der Tragödie sehr nahe kommt. Übrigens sprechen wir im Interesse des großen Publikums den Wunsch aus, daß das Stück, das vor der geschlossenen Vereinsgesellschaft einen ungeheuren Beifall fand, durch eine Aufführung am Stadttheater auch weiteren Kreisen zugänglich gemacht wird.“

Also auch hier schon derselbe Gedanke, wie er sich auch mir viele Jahre nachher bei der erstmaligen Lectüre dieses kleinen tiefergreifenden Dramas aufdrängte!

Über eine spätere Aufführung des Stückes in demselben Verein heißt es in den „Itzehoer Nachrichten“ vom 28. April 1888:

„Der Verein „Thalia“ hatte zum Besten der Überschwemmten (in den Elbniederungen) am vergangenen Sonnabend eine dramatische Abendunterhaltung veranstaltet. Zur Aufführung gelangte das Schauspiel „En lütt Waisenkind“ von Johann Meyer und Treptow's Lustspiel „Schelmenstreiche.“ „En lütt Waisenkind“ schildert die Liebe eines Vollmachtsohnes zu der armen Dienstmagd eines Hofbesitzers in einem Dorfe Dithmarschens. Das Mädchen gilt für eine Waise, ein Findelkind, das der Schulmeister eines entfernten Dorfes erzogen hat und das nicht weiß, daß ihr Dienstherr ihr Vater ist. Außer dem Hofbesitzer und dem Schulmeister weiß das überhaupt niemand. Der Vollmacht will es nicht zugeben, daß sein Sohn ein Findelkind heirathet. Überdies wird die Waise noch in den Verdacht des Diebstahls gebracht. Nach allerlei Zwischenfällen, die reich an Handlung sind, wird die Unschuld des Mädchens entdeckt und erst fast am Schlusse des Stückes das Geheimniß ihrer Geburt aufgeklärt. So steht den Wünschen der Liebenden nichts mehr entgegen. Erkennen und glücklich sein sind hier in einen einzigen Augenblick verschmolzen. Die Handlung so zu verflechten, die Scenen so aufeinander folgen zu lassen, daß alles auf diesen einen Augenblick hindrängt, daß sich die Spannung von Scene zu

Scene steigert, das ist die Kunst des Dichters, und Johann Meyer hat hier wie in seinem Theodor Preußer bewiesen, daß er das Vollendet-Kunstschöne auf dramatischem Gebiete zu erfassen und darzustellen weiß. Die Charaktere sind sämmtlich aus dem Volksleben herausgegriffen, und die Sprache ist so liebevoll, so aufmerksam der Ausdrucksweise des Plattdeutschen abgelauscht, daß man seine Freude daran hat und erst recht an den eingestreuten Liedern der Liebenden, Lieder von seltenem Wohllaute, von einer Innigkeit und Tiefe der Empfindung, wie sie kaum ein anderer plattdeutscher Dichter geschaffen hat. Der laute, freudige Beifall aller Hörer galt gewissermaßen dem Stücke wie den Spielern, die das Stück vortrefflich einstudirt hatten. Möge sich dieses schöne Volksstück überall, wo man plattdeutsche Sprache und Dichtkunst liebt, Freunde erwerben!"

Die dritte Aufführung fand am 1. Juli 1888 im Wriedtschen Etablissement statt, bei Gelegenheit eines Festcommerses, der zu Ehren des Dichters und in Veranlassung des 25 jährigen Bestehens der von ihm gegründeten und geleiteten Anstalt abgehalten wurde. Auch bei dieser Festlichkeit, von der im ersten Bande dieses Werkes ausführlich die Rede ist, war die Aufführung wohlgelungen und der Erfolg dementsprechend groß. Nicht lange nachher folgte von „En lütt Waisenkind" Aufführung auf Aufführung; ein Verein nach dem andern brachte das Stück, und auch schon über die Grenzen der Stadt Kiel hinaus ging es durch die ganze Provinz hindurch von einer Stadt zur andern. Selbst in Amerika ist es längst heimisch geworden, und noch immer gehört es zu den beliebtesten plattdeutschen Repertoirstücken aller Dilettantenbühnen.

Am 31. August 1891 wurde es zum ersten Male auf einer öffentlichen Bühne gegeben — in Sahlmann's Tivoli, dem jetzigen Schillertheater in Kiel —, und es errang auch hier einen großen, durchschlagenden Erfolg, so daß es eine Reihe von Wiederholungen erlebte. Herr Adolf Dombrowski hatte es inscenirt, und er spielte selbst in seiner vortrefflichen Weise und unter vielfachen Beifallsbezeugungen eine der Hauptrollen, den Hofbesitzer Reimer Groth. Überhaupt war die Besetzung bei dieser Aufführung, wie die vielen günstigen Besprechungen darthun, ganz vorzüglich. Die Rolle der Lena hatte die Soubrette Fräulein Gartner inne, die der Abel Fräulein Hiller. Herr Gavers spielte den trotzigen, hartherzigen Vollmacht und Herr Markwordt, der als Sänger Frl. Gartner ebenbürtig gegenüber stand, den Detlef. Den alten, braven Lehrer Gudenrath gab Herr Sander und den prächtigen Bauern Hansohm

Herr Stange. Reimer Groth's „Schwester", die Fremde aus Amerika, kam durch Fräulein Kannée ausgezeichnet zur Geltung. Später ist dann das Stück auch an verschiedenen anderen Bühnen zur Aufführung gekommen und jedesmal unter großem Beifall des Publicums. Auch die spätere Kritik hat sich in den verschiedensten Zeitungen überaus günstig darüber ausgesprochen, und es könnten hierfür eine Menge Belege angeführt werden.

Nicht wenige Freunde des Dichters halten mit mir „En lütt Waisenkind" für seine beste dramatische Arbeit in plattdeutscher Sprache. Und beachtet man die Stellung des Stückes als eines plattdeutschen Schauspiels, aus dem – wie angedeutet — leicht ein Trauerspiel hätte gemacht werden können, und berücksichtigt man den gewaltigen Eindruck, den es auf alle, die ihm beigewohnt haben, ausgeübt hat, so dürfte man uns nicht Unrecht geben. Es liegt über dem Ganzen ein so lieblicher Reiz und Zauber ausgebreitet, daß wohl ein jeder, der es liest oder sieht und hört, unwiderstehlich davon ergriffen wird.

Auch hier verdankt eines von den Liedern, das hübsche Trostgedicht „Nicht ümmer schient de Sünn un blank de Heben" — zu Ende des zweiten Actes —, seine Melodie dem Dichter selbst. Er hat sie dem alten Baldamus vorgesungen, und dieser hat sie niedergeschrieben und für Clavier und Orchester weiter ausgearbeitet.

Daß mit der Rolle Gudenrath Johann Meyer seinem alten, treuen Lehrer, dem ehemaligen Präceptor der Dorfschule in Schafstedt, ein kleines Denkmal hat errichten wollen, habe ich bereits im ersten Bande, Seite 35, angegeben.

Das Stück ist dem Königlichen Rentmeister Herrn Rechnungsrath Stickel in Kiel vom Verfasser zugeeignet worden. Herr Rath Stickel ist schon seit vielen Jahren Johann Meyer befreundet und ebenso lange einer der wärmsten Verehrer aller seiner Dichtungen. Auch am 5. Januar 1899, bei Gelegenheit der siebenzigjährigen Geburtstagsfeier des Dichters, erschien der Freund als einer der ersten Gratulanten mit einem werthvollen Geschenk, einem antiken, in Eichenholz geschnitzten Hautrelief, Christus am Ölberge darstellend, mit dem er den Jubilar hoch erfreute. Und so bestimmten Dankbarkeit und Freundschaft diesen, dem lieben und treuen vieljährigen Freunde das beste seiner Volksstücke, „En lütt Waisenkind," zu widmen.



Ein goldener Ring ist gefunden.

Schwank in zwei Aufzügen.

Personen:

Dr. Grosse, praktischer Arzt.
Emma, dessen Tochter
Auguste, Stubenmädchen | bei Dr. Grosse.
Johanna, Köchin | bei Dr. Grosse.
Schümann, Kutscher | bei Dr. Grosse.
Woldsen, Referendar.
Schneckenberg, Commis voyageur.
Timbke, Schreiber.
Wüstenfeldt, Maurergeselle.

Die Handlung spielt in einer kleinen Stadt im Hause des Dr. Grosse am Vormittage. Zeit: Gegenwart.

Nun einmal wieder ein hochdeutsches Stück, und zwar ein lustiger, wirkungsvoller Schwank! Auch hier ist der Stoff der freien Phantasie des Dichters entsprungen. Die Veranlassung dazu lag in dem folgenden, an und für sich nur unbedeutenden Vorkommniß. In der Nähe des Viehburger Gehölzes bei Kiel führt ein Fußsteig über eine hochgelegene

Koppel, von wo aus man einen herrlichen Fernblick hat über die Stadt und den Hafen. Diesen hübschen Fußpfad, der, wo er die schönste Fernsicht bietet, auch mit einer Bank zum Ausruhen versehen ist, benutzte oft auf ihren Spaziergängen die jüngste Tochter des Dichters, Fräulein Bertha Meyer. Und als sie eines Tages hier auf der Bank saß und mit ihrem Sonnenschirm im Sande rührte, sollte es ihr beschieden sein, einen werthvollen, mit einem großen Topas geschmückten, goldenen Herrenring zu finden. Mittags bei Tisch kam die Rede natürlich auch auf dies Ereigniß, und bald ging der Ring von einer Hand zur andern, und man äußerte seine Vermuthungen darüber, wer ihn wohl verloren haben könnte, und wie viele sich wohl auf eine diesbezügliche Zeitungsannonce melden würden. Dabei kam dem Dichter der Gedanke, daß in dieser Begebenheit ein hübscher Stoff zu einem lustigen Theaterstücke enthalten sei. Dem wurde allgemein zugestimmt, und alsbald machte sich auch unser Freund an die Arbeit, und diese nahm einen so raschen und günstigen Verlauf, daß sie in verhältnißmäßig kurzer Zeit wie aus einem Gusse glücklich vollendet war.

Mit den in dem Stücke vorkommenden Personen haben sich meine Leser bereits oberflächlich bekannt gemacht. Es sind echte Typen aus dem Volksleben und fast alle Rollen Charakterrollen. Da ist z. B. der etwas einfältige und hochfahrende Kutscher Schümann, dann die heirathslustige Köchin Johanna, der schüchterne Schreiber Timbke, der gutmüthige, urkräftige Maurergeselle Wüstenfeldt und der geschwätzige Commis voyageur Schneckenberg, — alle, besonders aber Schümann, wahre Prachtexemplare naturwüchsiger Komik. Mit glücklicher Hand greift der Dichter auch hier ins volle Leben und stellt uns seine Charaktere meistens schon auf dem beschränkten Raume einiger kleiner Scenen scharf umgrenzt und plastisch vor Augen. Darum dürfte es sich empfehlen, einige dieser Scenen ihrem ganzen Umfange nach hier wiederzugeben und, wenn wir so mit den Charakteren sämmtlicher Hauptpersonen bekannt geworden sind, alles Übrige nur inhaltlich anzudeuten.

Die Decoration ist ein bürgerliches Wohnzimmer des Dr. medicinae Grosse. In der Mitte des Hintergrundes befindet sich eine Doppelthür und neben ihr ein Schreibtisch mit Schreibuten-

silien, einigen Büchern und einem Tabackskasten. In der Nähe des Schreibtisches hängt an der Wand ein Pfeifenbrett mit ein paar langen Pfeifen. Die Wand rechts hat zwei Fenster mit Gardinen, nicht weit davon steht ein runder Tisch, um ihn sind Stühle oder Fauteuils gestellt. Links, oben in der Ecke am Hintergrund, hat eine Garderobe Platz gefunden und vor ihr ein dreigliedriger Wandschirm. In der Mitte links führt eine einfache Thür nach einem Nebenzimmer.

Doctor Grosse ist schon früh morgens über Land gefahren, und zwar allein. Sein Kutscher Schümann, ein origineller Kauz, ist zu Hause geblieben, und so sehen wir ihn durch die Mitte kommen, um des Doctors Pfeifen nachzusehen und zu stopfen; er weiß nämlich, daß sein Herr nach einer längeren Tour immer am liebsten zuerst ein Pfeifchen schmaucht. Für gewöhnlich besorgt Schümann diese Arbeit in der Küche, und zwar morgens, um die Zeit, wenn die Zeitung erscheint, und dann liest ihm die Köchin Johanna schnell das Neueste vor. Und heute hat es diese besonders eilig; denn eben sind von Schümann die Pfeifen vom Brett herunter genommen, als sie auch schon mit der Zeitung in der Hand, durch die Mitte kommend, ruft: „Schümann, Schümann, sie ist schon da!" worauf Schümann kurz antwortet: „Schön, Johanna, werde gleich kommen!" Aber Johanna hat noch etwas Besonderes auf dem Herzen. „Die beiden Heirathsannoncen," spricht sie, stehen auch schon wieder darin." „Es ist eine Schande!" ruft entrüstet Schümann.

Johanna. Ja, wenn Damen so 'was thun! — Aber die Herren haben ja nun einmal die Freiheit. Und das genügt ja auch für die Damen. — Sie brauchen sich ja nur zu melden. — Schümann. Schöne Damen, die das thäten! Johanna. O, auf diese Weise ist schon manche Partie zu Stande gekommen. — Ich hab' 'n paar Freundinnen, die sich auch schon 'mal gemeldet haben. Schümann. Sind sie denn unter die Haube gekommen? Johanna. Nein! Es waren andere da, die ihnen vorgezogen wurden. Schümann. Denn können sie es nun ja noch einmal versuchen! Johanna. Ja, sie scheinen auch große Lust zu haben, sie sträuben sich nur, ihre Namen zu nennen. — — — Auf Auguste macht diese Heirathsannonce von den wohlsituirten Herrn doch immer noch einen tiefen Eindruck! Schümann. Ja, Auguste! — — — aber ein anständiges Mädchen — — — Johanna. Na, wofür halten Sie das Fräulein denn? Schümann. Sie wird von Auguste verdorben. Johanna. Dummes Zeug! Schümann. Wenn Sie es besser wissen, warum fragen Sie denn?! Johanna. Fräulein Emma denkt in diesem Punkte ganz so wie Auguste und ich.

Heirathen wollen die jungen Mädchen doch alle 'mal! Und ich habe es gestern auch ja selbst gesehen, wie das Fräulein den Brief schrieb und Auguste dabei stand! Schümann. Welchen Brief? Wieso? Was? Johanna. Sie haben ihn ja selber weggebracht! Schümann. Aber Johanna — was hat denn der Brief mit den Heirathsannoncen zu thun?! Johanna. Na, na — es passiert wohl vieles, was man sich nicht träumen läßt! — — — Aber nun sputen Sie sich, daß Sie mit den Pfeifen kommen, eh' die Zeitung weiter geht! (Ab durch die Mitte.) Schümann. Nein, das scheint mir doch nicht möglich! Freilich, den Brief hab' ich für das Fräulein nach der Zeitung gebracht. — Und übermüthig sind sie beide! — Aber nein, das kann ich mir doch garnicht denken!

Wie wir soeben erfahren, haben das „Fräulein" und Auguste, das Kleinmädchen, eine Anzeige in die Zeitung einrücken lassen. Während es sich hierbei in Wirklichkeit um die Mittheilung handelt, daß ein goldener Ring gefunden worden sei, redet sich Schümann allmählich ein, es hätten die zwei jungen Mädchen zwei Angebote auf jene Heirathsannoncen eingereicht, von denen Johanna gesprochen. Und bestärkt wird er in dieser Annahme, als Auguste erscheint und sich mit verdächtiger Neugierde bei ihm erkundigt, ob die Zeitung schon da sei. Schümann betrachtet sie argwöhnisch und brummt, er werde ihr sie schon bringen, sobald sie gekommen sei. Dann geht er nach der Küche. Auguste soll die Möbel bürsten, und als sie damit beginnt, gewahrt sie auf dem Schreibtisch die kleine Schachtel, darin sich der gefundene goldene Ring befindet. Sie nimmt ihn und schiebt ihn sich auf den Finger. „Ein schöner Ring!", spricht sie,

„Der große gelbe Stein leuchtet ja wie lauter Sonnenschein! Fräulein sagt, es ist 'n Topas! — Und der Goldreifen, wie dick und breit! und oben auf demselben, zu beiden Seiten des Steines, zwei kleine Rosen! Wer ihn wohl verloren hat? — Gewiß 'n Herr! Einem kribbelt ja ordentlich der Finger, nun er darauf sitzt!" — (Nach der Thür links sehend.) Ha, das Fräulein! (Sie nimmt den Ring vom Finger und legt ihn in die Schachtel, während Emma erscheint.) Emma (durch die Seitenthür links eintretend im Morgenkleide). Aber, Auguste, schon wieder bei der Schachtel?! — Gieb her! (nimmt ihr die Schachtel aus der Hand) und spute Dich doch, daß Du fertig wirst! — Auguste. Ach, ja, Fräulein! (bürstet.) Emma. Ist die Zeitung noch nicht da? Auguste. Nein! — — Ach, Fräulein, wenn ich doch auch mal das Glück hätte, so 'was zu finden! Emma. Wer weiß! — Mach' es, wie ich! — Wenn Du einmal spazieren gehst, setz Dich auf eine Bank, meinetwegen auf dieselbe, da in den Anlagen unter der Linde, — denk an etwas Liebes, — und schreib mit dem Sonnenschirm in den Sand — Auguste. Den Namen des Geliebten, 'ja! Emma. Wer sagt das?! — Ich dachte an nichts! — wirklich an garnichts! — Und wenn Du etwas blinken siehst, so heb'

es auf. Auguste. So? Fräulein dachte an nichts?! Ah, was Fräulein da so in den Sand geschrieben, daß ist doch gewiß (sie macht den Buchstaben mit dem Finger in der Luft.) so ein großes W gewesen? Emma. Aber, Auguste, was fällt Dir ein?! Auguste. Ich dachte nur an unser schönes Vis à vis, den Herrn Referendar von drüben. — Fräulein weiß doch, daß er Woldsen heißt. Und umsonst glotzt er hier wohl auch nicht immer so herüber. Emma. Du bist albern! — Nur rasch wieder an die Arbeit! — Auguste. Ach ja, Fräulein! (Fängt wieder an zu bürsten.) Emma. Ich will nun schnell Toilette machen! — Du könntest übrigens Schümann mal fragen, ob die Zeitung schon da ist. Ich bin doch neugierig wegen unserer Annonce. (Ab mit der Schachtel in der Hand, durch die Seitenthür links.) Auguste. Ich auch! — furchtbar neugierig! (Durch die Mittelthür rufend.) — He, Schümann! Schümann! — Die Zeitung! Schümann (mit der Zeitung in der einen und den Pfeifen in der andern Hand durch die Mitte kommend). Nun, schrei'n Sie doch nicht so! Auguste (ihm die Zeitung aus der Hand reißend). Her damit! (Sucht auf der Annoncenseite.) Schümann. Nein dieser Heißhunger! (Nähert sich dem Pfeifentisch.) Die Geschichte wird auch immer interessanter! — (Er setzt die Pfeifen auf den Tisch und beschäftigt sich während der folgenden Scenen abwechselnd mit denselben.) Auguste (auffsehend). Ach was, Geschichte! Die ist uns heute schnuppe! Uns beschäftigt etwas Wichtigeres! — Sie haben gestern den Brief doch besorgt? — (Sucht weiter.) Schümann (argwöhnisch und erstaunt). Allerdings! — Die Jungfer sucht doch wohl nicht gar? — Auguste (auffsehend). Ja, ich suche! — (Sucht weiter.) Schümann. Das Heirathsgesuch mit dem Postum restante steht auch schon wieder darin und auch das schon wieder mit der Dame! — Es ist 'ne Schande! Auguste (auffsehend). Hm! Seh' ich garnicht ein! (Sucht weiter.) Schümann (erstaunt). Das seh'n Sie nicht ein? Auguste (auffsehend). Nein! Und das Fräulein auch nicht! — Fräulein meint sogar, man könne sich gern 'mal melden, natürlich nur im Scherz. (Sucht weiter.) Schümann. Ja, natürlich nur im Scherz! Auguste (auffsehend). Es könnte 'n köstlicher Spaß daraus entstehen, — — und das meine ich natürlich auch! (Sucht weiter.) Schümann. Ja, Sie natürlich auch! Auguste (auffsehend). Und Fräulein meint sogar auch noch, es sei garnichts Ungewöhnliches mehr dabei, wenn auch die Damen es mal ebenso machten wie die Herren. (Sucht weiter.) Schümann (erstaunt). O, was für Grundsätze! Auguste (plötzlich laut und freudig). Ha, was seh' ich?! — Hier steht's! Nun muß ich doch gleich zum Fräulein! (Ab mit der Zeitung durch die Seitenthür links.) Schümann. Na, wenn das der Herr Doctor erführe! — Kein Zweifel mehr, die Damenannonce ist von ihnen! — Oder sollten sie sich nur — — — (es wird angeklopft, er sieht nach der Thür) auf die Herrenannonce gemeldet haben? — (Es wird wieder angeklopft, er sieht dahin.) Es wird angeklopft! — Herein!

Bei Schümann besteht kein Zweifel mehr, daß das Fräulein und das Hausmädchen Auguste bereits zu jenen Heirathsannoncen in irgend einer Beziehung stehen und damit ist der Boden geschaffen für eine Menge der allerkomischsten Verwicklungen und Situationen, die denn auch sofort in der ergötzlichsten Weise ihren Anfang

nehmen. Also es wird angeklopft, und Schümann hat schon „herein!“ gerufen. Und der da kommt, ist der erste von denen, die einen Ring verloren haben und in der Hoffnung vorsprechen, ihn hier wiederzuerhalten: es ist der schüchterne Schreiber Timbke.

Timbke (durch die Mitte kommend, stets sehr schüchtern). Wenn ich so frei sein darf, Sie zu fragen — Schümann. O, bitte, bitte! Timbke. Nehmen Sie es mir nur nicht übel, — ist hier nicht Numero einhundertfünfundachtzig? Schümann. Stimmt! — Wünschen Sie jemand zu sprechen? Timbke. Ja! Ich komme wegen der Annonce! Schümann (mit passendem Mienenspiel). Ha! Wegen der Annonce! (Zum Publikum.) Da haben wir's! Timbke. Endlich doch mal eine Anzeige — — — Schümann (mit besonderer Betonung). Eine Anzeige! — — Timbke. Die mich hoffen läßt, das Gesuchte zu finden! — Schümann (erregt bei Seite). Das Gesuchte zu finden?! — Kein Zweifel mehr! — (sehr erregt zu Timbke.) Aber nichts zu hoffen! — Gar nichts zu hoffen! — Und erst recht nichts zu finden. Timbke. Gar nichts zu hoffen? — Aber die Annonce? — Schümann (erregt). Kommen Sie schon wieder mit der Annonce?! (Er macht rasch einen Schritt vorwärts, als ob er Timbke auf den Fuß treten wollte, während dieser rückwärts in die Höhe springt.) Nun gehn Sie mich, — versteh'n Sie mir?! Sonst giebt es noch Unannehmlichkeiten! (Beide wieder wie vorher.) Timbke. Unannehmlichkeiten?! — O! - Ah! — dann muß ich mich ja geirrt haben! Schümann. Haben Sie auch! — Gründlich geirrt!! Timbke. Gründlich geirrt? — Dann nehmen Sie es mir, bitte, nur nicht übel, wenn ich mich wieder entferne! Schümann (erregt). Jawohl! — Machen Sie die Thür von draußen zu! Timbke. O, Sie sind sehr freundlich, ich danke Ihnen! (Mit Verbeugung durch die Mitte ab.) Schümann (erregt ihm nachrufend). Nichts zu danken! — — Ist gerne geschehn! Nur gut, daß ich hier war und diesen Annoncenmenschen glücklich wieder entfernte!

Kaum ist Timbke fort, da erscheinen Emma und Auguste. Schümann ist in seiner Besorgniß um die Ehre des Hauses sehr einsilbig geworden, so daß er den beiden Mädchen auf ihre Fragen am liebsten gar nicht mehr antwortet. Und als er nun doch mit seinem Ärger herausrückt, wegen der Annoncen, da lachen Emma und Auguste, und jene meint, er fasele, und diese fügt noch hinzu: „Ja, Fräulein, er schnappt noch 'mal über,“ und dann lassen sie ihn stehen. Aber Schümann ruft ihnen ergrimmt nach: „Faseln?! Überschnappen?! Ha! Gieb dem Teufel nur einen Finger, und dann hat er schon die ganze Hand!“

Da muß auch noch Johanna hereinkommen und seine Aufregung durch die Neuigkeit vermehren, es habe sich bei ihr in der Küche etwas ganz Außerordentliches soeben zugetragen.

„Es ist 'n Herr da draußen, der den Herrn Doktor zu sprechen wünscht, — 'n hübscher junger Herr!" Schümann. Haben Sie ihm denn nicht gesagt, daß der Herr Doktor nicht zu Hause ist? Johanna (verlegen). Ja! — — Nein! — — Noch nicht! — — Er hat mich gleich so bestürzt gemacht! Schümann (verwundert). Bestürzt gemacht? Johanna. Ja, denken Sie sich, Schümann! Er fragte mich nämlich, ob ich nicht Lust hätte, mein Glück 'mal in der Lotterie zu versuchen. — Schümann. Na, darüber brauchten Sie doch nicht bestürzt zu werden! Johanna. Nein! Aber dann, — dann, — — Schümann. Dann? — — dann? — — na, was dann?! — — Johanna (etwas verlegen und verschämt und gleich darauf lachend). Dann fragte er mich, (lacht) ob ich nicht Lust hätte (lacht), ob ich nicht Lust hätte, mich zu verheirathen. Schümann (sehr erstaunt). Was?! — Ver — — verheirathen, sagen Sie? Johanna. Ja! — er wisse eine gute Partie für mich! Schümann. Haben Sie ihm denn nicht die Thür gewiesen! Johanna. Aber, Schümann! So'n feiner und gebildeter junger Mann! — — Schümann. Desto schlimmer! — Aber den Menschen möchte ich mir doch 'mal ansehen! Johanna. Ja, Schümann! — Sprechen Sie mit ihm, — forschen Sie ihn aus. — Ich will ihm sagen, er möge nur hinein gehen, Sie wären drinnen und wüßten von allem Bescheid. (Ab durch die Mitte.) Schümann. Das fehlt auch noch! — Sind denn alle Weiber hier im Hause verrückt geworden? (Es wird angeklopft.) Aha! — Da ist er schon! Herein! Schneckenberg (durch die Mitte kommend. Geckenhaft gekleidet, so schnell, wie nur möglich, sprechend). Sie sind wohl nicht der Herr Doctor medicinae? Möchten Sie mich melden, mein lieber Mann?! Schümann. Nicht zu Hause. Da müssen Sie 'mal wieder kommen. (Pfiffig.) Oder, wenn ich es bestellen könnte. — Schneckenberg (ihn unterbrechend). Bestellen? — Nein, das geht nicht. Es ist 'ne diskrete Sache! Schümann. Vielleicht wegen der Köchin, wie? Schneckenberg. Köchin? — I wo? wie so? — bewahre, nein! Schümann. Ich meinte nur, weil Sie ihr gesagt, daß Sie 'ne gute Partie für sie wüßten. Schneckenberg. Weiß ich auch! Hab' ich auch! Was sie Ihnen gesagt, hab' ich ihr gesagt! — Sogar zwei auf Lager: 'n Handwerker, — und 'n Schreiber; — Respektable junge Leute! — Schümann. Aber damit hat der Herr Doktor doch nichts zu schaffen?! Schneckenberg. Der Herr Doctor medicinae? I — bewahre! Nein! — Schümann. Und doch wollten Sie ihn sprechen? — Schneckenberg. Ja, sprechen: wie gesagt, in einer diskreten Sache! — Schümann (pfiffig). Diskreten Sache? — Wie meinen Sie das? Schneckenberg. Ja, seh'n Sie, — was man so darunter versteht, versteh'n Sie! — Etwas Geheimes, Verschwieg'nes, — Verborg'nes, — und in diesem Fall 'ne Herzensangelegenheit. Schümann (erstaunt). Herzensangelegenheit?! — Schneckenberg. Die mich selbst betrifft — wissen Sie, und über die ich gern 'mal mit dem Herrn Doctor medicinae conferiren möchte, — so im Vertrauen, — versteh'n Sie! — Unter vier Augen! — — Schümann (fast entsetzt). Ja, ich verstehe! — Wer und was sind Sie denn! Schneckenberg. Wer und was? — wollen Sie wissen? — Kaufmann, Name Schneckenberg. — Reisender — commis voyageur! Mache in Kämmen,

Bürsten, Seifen, Wichsen und Ölen. — Nebenbei auch in Lotterieloosen und Heirathsgeschäften! — 'n Loos gefällig? Schümann. Heirathsgeschäfte! — Dann ist die Annonce auch wohl von Ihnen, die von dem jungen, wohlsituirten Herrn? Schneckenberg. Ich löge, wenn ich's leugnete! — Schümann. Und Sie reflektiren auch vielleicht schon auf die andere von der heirathslustigen jungen Dame? Schneckenberg. In diesem Falle, nein! — aber wenn es der Fall wäre, in einem andern Falle, ja! — — Schümann. Das verstehe ich nicht! Schneckenberg. Ja, wissen Sie, — wenn Sie wüßten, was ich weiß, weswegen .... — Schümann. Weswegen? — Kennen Sie die Dame denn? Schneckenberg. Ob ich sie kenne! — 's könnte keiner sie besser kennen — als ich! Schümann (bei Seite). Gott Lob! Denn war die Damenannonce doch nicht von uns! — Aber der Brief, den ich dahin gebracht! — (zu Schneckenberg.) Haben sich denn noch keine auf Ihre Annonce gemeldet? Schneckenberg. Gemeldet? — Erst gestern! — (Schümann erschrickt.) Zwei junge Damen in einem zierlichen Brief — aber ihre Namen nannten sie nicht! — Schümann (erregt). Zwei junge Damen, gestern. — Brief! — Ah! — O — das stimmt! — — Aber denn kann ich Ihnen doch sagen, daß alles nur Unsinn ist! Schneckenberg. Unsinn? — Wieso? i wo! und was?! — Schümann. Ich habe ihn ja selbst nach der Zeitung gebracht! (Schneckenberg staunt. stummes Spiel.) 'n leichtsinniger Scherz! 'n loser Streich! den das Fräulein und die Jungfer .... — Schneckenberg (freudig erstaunt, schnell). Das Fräulein? Was sagen Sie? — Das Fräulein und die Jungfer? — — Sie Goldmensch, Sie! (Ihm ein Trinkgeld gebend, während Schümann es ganz erstaunt in der Hand behält.) So — da! — nehmen Sie! — Sie, bester, unvergleichlicher, überraschender Entgegenkommer meiner geheimsten Gefühle! — Habe die Ehre! — Fliege fort! — Komm' wieder! — (Rasch durch die Mitte ab.) Schümann. Na, da haben wir die Bescheerung! — Das war denn schon Numero zwei! — O! o — wenn der Herr Doktor nur erst wieder zu Hause wäre! (Ab durch die Mitte.)

Auguste und Emma treten aus der Thür links wieder auf, sich über die Eindrücke unterhaltend, welche Heirathsannoncen wie die vorliegenden doch allemal auf die Herzen junger Damen machen und natürlich auch auf die ihrigen gemacht haben, — und wie sie doch so ganz anders und viel interessanter und schöner seien als jene übrigen Annoncen, die sonst die Spalten ausfüllten und sich meist auf ganz gleichgültige Dinge bezögen. Da wird schon wieder angeklopft, das Fräulein ruft „herein", und Schümann erscheint mit einem neuen Annoncenmenschen. Emma und Auguste sind über die ungewöhnliche Erscheinung des Fremdlings etwas erschreckt, und Schümann, noch immer unwirsch und erregt, vergißt sich so weit, daß er den kaum Angemeldeten, den Maurergesellen Wüstenfeldt, schon gleich mit einigen derben Beleidigungen regaliert.

Schümann. Numero drei! — Er will nicht so recht mit der Sprache heraus. Emma. Na, Schümann, was sind das für Redensarten! — Gehen Sie! Schümann. Ja! — Gehe schon! (zu Wüstenfeldt.) Sie — Sie — Sie Mädchenjäger! Sie! (stürzt durch die Mitte ab und schlägt die Thür zu.) Wüstenfeldt (auffahrend). Was? Mädchenjäger?! — Und dann schimpft er mir auch noch Nummero drei!? (Mit der geballten Faust nach der Thür drohend.) Na, Junge, harr ick Di mal twischen de Finger! Emma. Gott bewahre! — Beruhigen Sie sich doch! Wüstenfeldt. Ja, Mamsell, sonsten bin ich auch nicht so! — Awers wenn mir mal einer an 'n Wagen kommt! Emma. Sie wollen gewiß meinen Papa sprechen? Wüstenfeldt. Ja, das wollte ich wohl! Emma. Er ist leider nicht zu Hause. Wüstenfeldt. Ah, das ist schade! — Ich habe Sie nämlich 'n Ring verloren. Emma, Auguste (zugleich). 'n Ring?! Wüstenfeldt. Ja! — Als ich Sie nämlich Sonntag vom Tanzboden nach Hause kam, fehlte mir mit einmal mein Ring — und davor kriegte ich die ganze Nacht keinen Schlaf. Emma. Denn war er Ihnen wohl sehr theuer?! Wüstenfeldt. O, das kann ich just nicht sagen. Ich hatte ihn für zwei Mark von einem Herrn gekauft, der mit Lotterieloosen handelt, (etwas verschämt) und auch — und auch lacht) Ha! Ha! Ha! Ha! — Na, das andere brauch ich ja auch nicht gerade zu sagen! — Und nun habe ich gehört, daß in der Zeitung steht, hier wär 'n Ring gefunden. Schümann guckt neugierig durch die Mittelthür. Emma. Aber, Schümann. Wüstenfeldt (dahin sehend und auffahrend und mit der Faust drohend, während Schümann die Thür rasch zuschlägt). Dar kummst Du mi grade recht! (Zu Emma und Auguste.) Das ist mal 'n asigen Menschen! Auguste. Ist er auch! — Ihm fehlt die Bildung! Wüstenfeldt. Ja, thut sie nicht?! Unserein ist doch auch man aus 'n niedern Stand, aber dadarum doch allemal mit Anstand! Emma. Und nun meinten Sie, daß wir den Ring gefunden? Wüstenfeldt (fast freudig). Ja, das meinte ich! Emma. Wo haben Sie ihn denn verloren? Auguste (schnell). Ja, Mann, wo haben Sie ihn verloren? Emma (verweisend). Auguste! Wüstenfeldt. Ja, sehn Sie, Mamsell — das weiß ich man so recht noch selber nicht. Er war mich 'n bißchen groß auf 'm Finger. Entweder auf 'm Tanzboden bei der Galoppade, — da bin ich Sie nämlich mit meiner Dame gefallen, — — oder auch dar buten vor die Thüre! Auguste (spöttisch). Buten vor die Thüre?! Emma (verweisend). Auguste! Wüstenfeldt. Es gab Sie nämlich nachher auch noch so 'n kleine Slägerei, wo ich mit hinein kam, — — und da ist er mir vielleicht vom Finger geflogen. Schümann (streckt wieder den Kopf durch die Thür, um zu horchen). Auguste (hinsehend). Fräulein, er lauert schon wieder. Wüstenfeldt (hinsehend und auffahrend, mit der Mütze nach Schümanns Gesicht werfend, während Schümann die Thür schnell wieder zuschlägt). Büst Du all wedder dar?! Emma. Der unverschämte Mensch! Wüstenfeldt. Das mögen Sie wohl man sagen! Emma. Ja, lieber Mann, da höre ich schon, daß unser Ring doch der Ihrige nicht ist, denn da habe ich ihn nicht gefunden. Wüstenfeldt. So? — Ah, — — das thut mir leid. — Mein schöner Ring! — Ich hätte gern 'n Mark ausgegeben, wenn ich ihn nur wieder hätte! — Na, dann nehmen Sie mir das man nicht

Bürsten, Seifen, Wichsen und Ölen. — Nebenbei auch in **Lotterieloosen und** Heirathsgeschäften! — 'n Loos gefällig? Schümann. **Heirathsgeschäfte!** — Dann ist die Annonce auch wohl von Ihnen, die von dem jungen, wohlsituirten Herrn? Schneckenberg. Ich löge, wenn ich's leugnete! — Schümann. Und Sie reflektiren auch vielleicht schon auf die andere von der heirathslustigen jungen Dame? Schneckenberg. In diesem Falle, nein! — aber wenn es der Fall wäre, in einem andern Falle, ja! — — Schümann. Das verstehe ich nicht! Schneckenberg. Ja, wissen Sie, — wenn Sie wüßten, was ich weiß, weswegen .... — Schümann. Weswegen? — Kennen Sie die Dame denn? Schneckenberg. Ob ich sie kenne! — 's könnte keiner sie besser kennen — als ich! Schümann (bei Seite). Gott Lob! Denn war die Damenannonce doch nicht von uns! — Aber der Brief, den ich dahin gebracht! — (zu Schneckenberg.) Haben sich denn noch keine auf Ihre Annonce gemeldet? Schneckenberg. Gemeldet? — Erst gestern! — (Schümann erschrickt.) Zwei junge Damen in einem zierlichen Brief — aber ihre Namen nannten sie nicht! — Schümann (erregt). Zwei junge Damen, gestern. — Brief! — Ah! — O — das stimmt! — — Aber denn kann ich Ihnen doch sagen, daß alles nur Unsinn ist! Schneckenberg. Unsinn? — Wieso? i wo! und was?! — Schümann. Ich habe ihn ja selbst nach der Zeitung gebracht! (Schneckenberg staunt, stummes Spiel.) 'n leichtsinniger Scherz! 'n loser Streich! den das Fräulein und die Jungfer .... — Schneckenberg (freudig erstaunt, schnell). Das Fräulein? Was sagen Sie? — Das Fräulein und die Jungfer? — — Sie Goldmensch, Sie! (Ihm ein Trinkgeld gebend, während Schümann es ganz erstaunt in der Hand behält.) So — da! — nehmen Sie! — Sie, bester, unvergleichlicher, überraschender Entgegenkommer meiner geheimsten Gefühle! — Habe die Ehre! — Fliege fort! — Komm' wieder! — (Rasch durch die Mitte ab.) Schümann. Na, da haben wir die Bescheerung! — Das war denn schon Numero zwei! — O! o — wenn der Herr Doktor nur erst wieder zu Hause wäre! (Ab durch die Mitte.)

Auguste und Emma treten aus der Thür links wieder auf, sich über die Eindrücke unterhaltend, welche Heirathsannoncen wie die vorliegenden doch allemal auf die Herzen junger Damen machen und natürlich auch auf die ihrigen gemacht haben, — und wie sie doch so ganz anders und viel interessanter und schöner seien als jene übrigen Annoncen, die sonst die Spalten ausfüllten und sich meist auf ganz gleichgültige Dinge bezögen. Da wird schon wieder angeklopft, das Fräulein ruft „herein", und Schümann erscheint mit einem neuen Annoncenmenschen. Emma und Auguste sind über die ungewöhnliche Erscheinung des Fremdlings etwas erschreckt, und Schümann, noch immer unwirsch und erregt, vergißt sich so weit, daß er den kaum Angemeldeten, den Maurergesellen Wüstenfeldt, schon gleich mit einigen derben Beleidigungen regaliert.

Schümann. Numero drei! — Er will nicht so recht mit der Sprache heraus. Emma. Na, Schümann, was sind das für Redensarten! — Gehen Sie! Schümann. Ja! — Gehe schon! (zu Wüstenfeldt.) Sie — Sie — Sie Mädchenjäger! Sie! (stürzt durch die Mitte ab und schlägt die Thür zu.) Wüstenfeldt (auffahrend). Was? Mädchenjäger?! — Und dann schimpft er mir auch noch Nummero drei!? (Mit der geballten Faust nach der Thür drohend.) Na, Junge, harr ick Di mal twischen de Finger! Emma. Gott bewahre! — Beruhigen Sie sich doch! Wüstenfeldt. Ja, Mamsell, sonsten bin ich auch nicht so! — Awers wenn mir mal einer an 'n Wagen kommt! Emma. Sie wollen gewiß meinen Papa sprechen? Wüstenfeldt. Ja, das wollte ich wohl! Emma. Er ist leider nicht zu Hause. Wüstenfeldt. Ah, das ist schade! — Ich habe Sie nämlich 'n Ring verloren. Emma, Auguste (zugleich). 'n Ring?! Wüstenfeldt. Ja! — Als ich Sie nämlich Sonntag vom Tanzboden nach Hause kam, fehlte mir mit einmal mein Ring — und davor kriegte ich die ganze Nacht keinen Schlaf. Emma. Denn war er Ihnen wohl sehr theuer?! Wüstenfeldt. O, das kann ich just nicht sagen. Ich hatte ihn für zwei Mark von einem Herrn gekauft, der mit Lotterieloosen handelt, (etwas verschämt) und auch — und auch lacht) Ha! Ha! Ha! Ha! — Na, das andere brauch ich ja auch nicht gerade zu sagen! — Und nun habe ich gehört, daß in der Zeitung steht, hier wär 'n Ring gefunden. Schümann guckt neugierig durch die Mittelthür. Emma. Aber, Schümann. Wüstenfeldt (dahin sehend und auffahrend und mit der Faust drohend, während Schümann die Thür rasch zuschlägt). Dar kummst Du mi grade recht! (Zu Emma und Auguste.) Das ist mal 'n asigen Menschen! Auguste. Ist er auch! — Ihm fehlt die Bildung! Wüstenfeldt. Ja, thut sie nicht?! Unserein ist doch auch man aus 'n niedern Stand, aber dadarum doch allemal mit Anstand! Emma. Und nun meinten Sie, daß wir den Ring gefunden? Wüstenfeldt (fast freudig). Ja, das meinte ich! Emma. Wo haben Sie ihn denn verloren? Auguste (schnell). Ja, Mann, wo haben Sie ihn verloren? Emma (verweisend). Auguste! Wüstenfeldt. Ja, sehn Sie, Mamsell — das weiß ich man so recht noch selber nicht. Er war mich 'n bißchen groß auf 'm Finger. Entweder auf 'm Tanzboden bei der Galoppade, — da bin ich Sie nämlich mit meiner Dame gefallen, — — oder auch dar buten vor die Thüre! Auguste (spöttisch). Buten vor die Thüre?! Emma (verweisend). Auguste! Wüstenfeldt. Es gab Sie nämlich nachher auch noch so 'n kleine Slägerei, wo ich mit hinein kam, — — und da ist er mir vielleicht vom Finger geflogen. Schümann (streckt wieder den Kopf durch die Thür, um zu horchen). Auguste (hinsehend). Fräulein, er lauert schon wieder. Wüstenfeldt (hinsehend und auffahrend, mit der Mütze nach Schümanns Gesicht werfend, während Schümann die Thür schnell wieder zuschlägt). Büst Du all wedder dar?! Emma. Der unverschämte Mensch! Wüstenfeldt. Das mögen Sie wohl man sagen! Emma. Ja, lieber Mann, da höre ich schon, daß unser Ring doch der Ihrige nicht ist, denn da habe ich ihn nicht gefunden. Wüstenfeldt. So? — Ah, — — das thut mir leid. — Mein schöner Ring! — Ich hätte gern 'n Mark ausgegeben, wenn ich ihn nur wieder hätte! — Na, dann nehmen Sie mir das man nicht

für ungut! — (Diener und Kratzfuß machend.) Adjeu denn auch! Emma, Auguste (zugleich). Adjeu! Wüstenfeldt ab durch die Mitte. (Man hört draußen hinter der Thür plötzlich laute Stimmen, Lärmen und Poltern, Schümann stürzt durch die Mitte herein und quer durch die Stube in das Nebenzimmer, dessen Thür rasch hinter sich zuschlagend. Der Rock ist ihm nach hinten etwas von den Schultern gezogen, so daß man das Hemd sieht. Wüstenfeldt stürzt ein paar Schritte hinterher, bleibt dann aber stehen.) Emma, Auguste (zugleich, schnell). O Gott! Wüstenfeldt (mit geballter Faust nach der Seitenthür drohend). Dar harr ick Di bald bi de Slafiten kregen! (Rasch durch die Mitte ab.) Emma. Ich zittere an allen Gliedern! Auguste. Ja, Fräulein, ich auch! — Die rohen Menschen! Schümann (vorsichtig durch die Seitenthür guckend und halb darin stehen bleibend). Ist er fort? Emma. Ja, kommen Sie nur! Schümann (in die Stube tretend). Der gemeine Mensch! Emma. Aber, Schümann, was haben Sie da gethan? Schümann. Was ich gethan? — Ich habe dem Menschen die Thüre gewiesen, und da ist er grob geworden und hat mich angepackt! — Ah, ich stehe auch noch meinen Mann! — aber mit so einem Maurergesellen befasse ich mich nicht! — O! — O! — was muß man erleben!

Und Emma meint auch: „Ja, was muß man erleben!" und beide, Emma und Auguste, finden nun an der ganzen Ringgeschichte keinen Spaß mehr. Doch plötzlich ruft Auguste, die zufällig nach dem Fenster guckt: „Ah! Ah! Fräulein! Fräulein!" Und was war's? — Der Herr Referendar von drüben sitzt am Fenster und liest die Zeitung. „Am Ende liest er gar unsere Annonce", meint Auguste. Dann stellt sie sich seitwärts hinter die Gardine und beobachtet den Herrn von gegenüber; aber bald ruft sie laut: „Das ist aber stark! Nun sieht er durch einen großen Krimstecher!" — „Ja, das ist schändlich!" spricht Emma und — stellt sich an der anderen Seite des Fensters auch hinter die Gardine, und dann fährt sie entrüstet fort: „Mein Herr, schämen Sie sich denn gar nicht?"

Auguste. Ja, schämen Sie sich denn nicht? Emma (hinaufsehend). Zwei unbescholtene junge Mädchen! Auguste (hinaufsehend). Ja, zwei unbescholtene junge Mädchen? — — Ha, könnte ich diesem Menschen 'mal einen Streich spielen! — Emma. Ja, könnten wir ihm 'mal einen Streich spielen! — Auguste. Aber warte! — Wir lassen 's Rouleaux herunter. Emma. Nein! Nein! Das geht nicht! — Dann merkt er ja, daß wir auf ihn achten! — Und er ist uns doch so gleichgültig! Auguste. Ja, so gleichgültig! Emma (hinaufsehend) Er sieht noch immer durch sein Glas. Auguste (hinaufsehend). Ja, noch immer! — Wie gern käm' er wohl 'mal herüber! — Emma. Aber Auguste, — ich bitte Dich, — wenn Papa nicht zu Hause ist?! Auguste. Na, dann könnte er ja nur mal kommen, wenn der Papa da wäre! Emma. Ja, wie könnt' er das? — wenn er uns noch gar nicht kennt? — Wir haben ja auch überhaupt gar keinen Umgang, weil Papa es nicht liebt, und seine große Praxis das auch kaum erlauben

würde; und für solche junge Gerichtsherren ist Papa über dies nur wenig zugänglich. Auguste. Ach was! — Dann würde ich es 'mal auf eine andere Weise versuchen! — Er könnte ja nur 'mal so thun, als ob ihm 'was fehlte. Kopfweh, 'n Hexenschuß, oder sonst so 'was, und dann als Patient in der Sprechstunde kommen! — Emma. Aber Auguste, ich bitte Dich! — (Man hört Peitschengeknall hinter der Scene.) Ha, der Papa! (springt vom Fenster weg.) Auguste. Wahrhaftig! — Der Herr Doctor! (Ebenso wie Emma.) — —

Kaum hat sich der Doctor das Pfeifchen angezündet, als ihm auch schon Emma und Auguste ihre Erlebnisse infolge der Annonce erzählen. Schümann, der zugegen ist, merkt zu seiner größten Verwunderung, daß sein Herr um alles Bescheid weiß, und der ehrliche Bursche kann es nicht verstehen, wie der doch sonst so ehrenhafte Doctor dergleichen Ungehörigkeiten in seinem Hause dulden mag. Aber man läßt Schümann nicht lange Zeit, darüber nachzudenken, man schickt ihn nach der Koppel, damit er nach den Pferden sehe. Eben ist er fort, als Johanna meldet, ein kleines Mädchen stehe draußen, das den Herrn Doctor bitten solle, einmal schnell nach dem Maurer zu kommen, der neulich vom Gerüste gefallen, der verletzte Arm sei wiederum so schlimm geworden. Und als da der Doctor meint, es fehle wohl dem Kranken an der nöthigen Aufwartung und Pflege, sonst hätte dergleichen schwerlich geschehen können, da bittet ihn seine gutmüthige Tochter Emma, sie doch mitzunehmen, damit sie im Hause des Kranken einmal sehe, wo es denn eigentlich fehle und wessen er bedürftig sei. Der Doctor gewährt die Bitte, und Vater und Tochter verlassen das Haus, nachdem diese noch der Auguste aufgetragen, bis sie wiederkommen, das Frühstück zu serviren.

Bald darauf stürzt Johanna voller Glückseligkeit ins Zimmer; sie hat ja noch Auguste die wichtige Mitteilung von dem Besuch des feinen Herrn — nämlich des Schneckenberg — zu machen. Und so berichtet sie nun, wie sie neulich mittelst Augustens Punktirbuches einen Traum habe deuten wollen und die Deutung auf den Besuch eines feinen Herrn bei ihr in der Küche hinausgelaufen sei. Nun habe sich der Traum erfüllt; denn der feine Herr sei vorhin dagewesen, und er habe sie gefragt, ob sie wohl Lust habe, sich zu verheirathen, er wisse eine feine Partie für sie. Am Ende sei der feine Herr wohl selber die feine Partie, sein Benehmen gegen sie lasse es meist vermuthen. Ach, wenn er es doch selber wäre: er sei so ein stattlicher, hüb-

für ungut! — (Diener und Kratzfuß machend.) Adjeu denn auch! Emma, Auguste (zugleich). Adjeu! Wüstenfeldt ab durch die Mitte. (Man hört draußen hinter der Thür plötzlich laute Stimmen, Lärmen und Poltern, Schümann stürzt durch die Mitte herein und quer durch die Stube in das Nebenzimmer, dessen Thür rasch hinter sich zuschlagend. Der Rock ist ihm nach hinten etwas von den Schultern gezogen, so daß man das Hemd sieht. Wüstenfeldt stürzt ein paar Schritte hinterher, bleibt dann aber stehen.) Emma, Auguste (zugleich, schnell). O Gott! Wüstenfeldt (mit geballter Faust nach der Seitenthür drohend). Dar harr ick Di bald bi de Slafiten kregen! (Rasch durch die Mitte ab.) Emma. Ich zittere an allen Gliedern! Auguste. Ja, Fräulein, ich auch! — Die rohen Menschen! Schümann (vorsichtig durch die Seitenthür guckend und halb darin stehen bleibend). Ist er fort? Emma. Ja, kommen Sie nur! Schümann (in die Stube tretend). Der gemeine Mensch! Emma. Aber, Schümann, was haben Sie da gethan? Schümann. Was ich gethan? — Ich habe dem Menschen die Thüre gewiesen, und da ist er grob geworden und hat mich angepackt! — Ah, ich stehe auch noch meinen Mann! — aber mit so einem Maurergesellen befasse ich mich nicht! — O! — O! — was muß man erleben!

Und Emma meint auch: „Ja, was muß man erleben!“ und beide, Emma und Auguste, finden nun an der ganzen Ringgeschichte keinen Spaß mehr. Doch plötzlich ruft Auguste, die zufällig nach dem Fenster guckt: „Ah! Ah! Fräulein! Fräulein!“ Und was war's? — Der Herr Referendar von drüben sitzt am Fenster und liest die Zeitung. „Am Ende liest er gar unsere Annonce“, meint Auguste. Dann stellt sie sich seitwärts hinter die Gardine und beobachtet den Herrn von gegenüber; aber bald ruft sie laut: „Das ist aber stark! Nun sieht er durch einen großen Krimstecher!“ — „Ja, das ist schändlich!“ spricht Emma und — stellt sich an der anderen Seite des Fensters auch hinter die Gardine, und dann fährt sie entrüstet fort: „Mein Herr, schämen Sie sich denn gar nicht?“

Auguste. Ja, schämen Sie sich denn nicht? Emma (hinaufsehend). Zwei unbescholtene junge Mädchen! Auguste (hinaufsehend). Ja, zwei unbescholtene junge Mädchen? — — Ha, könnte ich diesem Menschen 'mal einen Streich spielen! — Emma. Ja, könnten wir ihm 'mal einen Streich spielen! — Auguste. Aber warte! — Wir lassen 's Rouleaux herunter. Emma. Nein! Nein! Das geht nicht! — Dann merkt er ja, daß wir auf ihn achten! — Und er ist uns doch so gleichgültig! Auguste. Ja, so gleichgültig! Emma (hinaufsehend) Er sieht noch immer durch sein Glas. Auguste (hinaufsehend). Ja, noch immer! — Wie gern käm' er wohl 'mal herüber! — Emma. Aber Auguste, — ich bitte Dich, — wenn Papa nicht zu Hause ist?! Auguste. Na, dann könnte er ja nur mal kommen, wenn der Papa da wäre! Emma. Ja, wie könnt' er das? — wenn er uns noch gar nicht kennt? — Wir haben ja auch überhaupt gar keinen Umgang, weil Papa es nicht liebt, und seine große Praxis das auch kaum erlauben

würde; und für solche junge Gerichtsherren ist Papa über dies nur wenig zugänglich. **Auguste.** Ach was! — Dann würde ich es 'mal auf eine andere Weise versuchen! — Er könnte ja nur 'mal so thun, als ob ihm 'was fehlte. Kopfweh, 'n Hexenschuß, oder sonst so 'was, und dann als Patient in der Sprechstunde kommen! — **Emma.** Aber Auguste, ich bitte Dich! — (Man hört Peitschengeknall hinter der Scene.) Ha, der Papa! (springt vom Fenster weg.) **Auguste.** Wahrhaftig! — Der Herr Doctor! (Ebenso wie Emma.) — —

Kaum hat sich der Doctor das Pfeifchen angezündet, als ihm auch schon Emma und Auguste ihre Erlebnisse infolge der Annonce erzählen. Schümann, der zugegen ist, merkt zu seiner größten Verwunderung, daß sein Herr um alles Bescheid weiß, und der ehrliche Bursche kann es nicht verstehen, wie der doch sonst so ehrenhafte Doctor dergleichen Ungehörigkeiten in seinem Hause dulden mag. Aber man läßt Schümann nicht lange Zeit, darüber nachzudenken, man schickt ihn nach der Koppel, damit er nach den Pferden sehe. Eben ist er fort, als Johanna meldet, ein kleines Mädchen stehe draußen, das den Herrn Doctor bitten solle, einmal schnell nach dem Maurer zu kommen, der neulich vom Gerüste gefallen, der verletzte Arm sei wiederum so schlimm geworden. Und als da der Doctor meint, es fehle wohl dem Kranken an der nöthigen Aufwartung und Pflege, sonst hätte dergleichen schwerlich geschehen können, da bittet ihn seine gutmüthige Tochter Emma, sie doch mitzunehmen, damit sie im Hause des Kranken einmal sehe, wo es denn eigentlich fehle und wessen er bedürftig sei. Der Doctor gewährt die Bitte, und Vater und Tochter verlassen das Haus, nachdem diese noch der Auguste aufgetragen, bis sie wiederkommen, das Frühstück zu serviren.

Bald darauf stürzt Johanna voller Glückseligkeit ins Zimmer; sie hat ja noch Auguste die wichtige Mitteilung von dem Besuch des feinen Herrn — nämlich des Schneckenberg — zu machen. Und so berichtet sie nun, wie sie neulich mittelst Augustens Punktirbuches einen Traum habe deuten wollen und die Deutung auf den Besuch eines feinen Herrn bei ihr in der Küche hinausgelaufen sei. Nun habe sich der Traum erfüllt; denn der feine Herr sei vorhin dagewesen, und er habe sie gefragt, ob sie wohl Lust habe, sich zu verheirathen, er wisse eine feine Partie für sie. Am Ende sei der feine Herr wohl selber die feine Partie, sein Benehmen gegen sie lasse es meist vermuthen. Ach, wenn er es doch selber wäre: er sei so ein stattlicher, hübsch-

scher junger Mann! Und Auguste wird fast neidisch auf ihre Genossin; als sie aber erfährt, daß jener feine Herr auch mit Schümann gesprochen und sich diesem als Heirathsvermittler bezeichnet habe, da athmet sie auf; „denn dann hat er vielleicht mehr als einen!“ In einem kurzen Monologe gegen Schluß der Scene äußert noch Auguste ihr Bedauern darüber, daß sie in jenem so wichtigen Augenblicke nicht in der Küche gewesen sei, sie komme doch sonst so oft dahin; und ihr Punktirbuch, das der Schümann immer so lächerlich finde, habe ihr erst neulich, als sie den wunderschönen Traum gehabt, so etwas ganz Merkwürdiges vorausgesagt. — „Zwei Anbeter an einem Tage! nein, wenn sich das nun auch erfüllte!“

Aber sie hat über alles dieses beinahe das Frühstück vergessen, das sie auftragen soll, bevor der Doctor und Emma wieder da sind, und rasch geht sie durch die Thür links ab.

Unmittelbar darauf kommt der schüchterne Timbke durch die Mitte, und bald erscheint auch wieder Auguste mit einem Servirbrette, worauf Tischtuch, Servietten, einige Teller, Messer und Gabeln liegen. „Himmel!“ ruft sie laut und erschrocken, „ein Herr!“ und sie zittert so sehr vor Erregung, daß Teller, Messer und Gabeln auf dem Servirbrette klirren. Timbke bittet in seiner scheuen und höflichen Weise um Entschuldigung und hilft dem Mädchen das Servirbrett nach dem gegenüberstehenden Tische tragen. Aber bei dieser Procedur klirren Messer, Gabeln und Teller noch viel mehr.

Das sich nun zwischen beiden entspinnende Gespräch ist urkomisch. Timbke ist natürlich wieder wegen des Ringes gekommen; er äußert sich aber in seiner allzu großen Schüchternheit so ungeschickt und unverständlich, daß ihn Auguste gründlich mißversteht und glaubt, er wäre gekommen, um sie um ihre Hand zu bitten. Sie giebt ihm denn auch ohne langes Bedenken und kurz und bündig zu verstehen, daß ihr sein Antrag nicht unangenehm sei. Und noch ehe der völlig verblüffte Timbke darüber völlig klar geworden ist, welche Suppe er sich da eingebrockt hat, hört man den Schümann kommen. Kurz entschlossen, verbirgt Auguste ihren Timbke hinter den Wandschirm und enteilt selbst in das Nebengemach links. Schümann hat vordem Timbke gesehen, als dieser über die Diele ging, und weil er ihn für einen sehr

gefährlichen Menschen hält, den er nicht aus dem Auge verlieren will, sucht er ihn. Da nähert er sich dem Wandschirm und entdeckt nun den unglücklichen Schreiber. Jetzt entspinnt sich wieder eine höchst drollige Scene, die zunächst damit endigt, daß Timbke von Schümann hinter den Wandschirm gedrängt wird und daß sich Schümann selbst auch dahinter versteckt, um zu erlauschen, wie sich die aus dem Nebenzimmer zurückerwartete Auguste benehmen wird.

Und richtig, als diese Schümann's Stimme nicht mehr vernimmt und glaubt, er wäre wieder fortgegangen, erscheint sie auf bräutlichen Füßen und ruft zärtlich Timbke. Aber Timbke darf nicht antworten, und da vermeint das Mädchen, er sei ihr entflohen. „Wie schade!“ ruft sie, „und er war doch so schön im Zuge, so nahe vor der Erklärung. Dieser abscheuliche Störenfried von Kutscher!“

Aber kaum war das Wort dem Gehege ihrer Zähne entflohen, als die ganze Situation durch einen neuen Zwischenfall geändert wird. Denn während Schümann und Timbke schweigend hinter dem Schirme stehen und ab und zu ihre Köpfe sehen lassen, um zu schauen und zu horchen, kommt der Maurergeselle Wüstenfeldt, ohne anzuklopfen — denn die Thür hat ja offen gestanden — durch die Mitte und erschreckt Auguste, die mit all ihren Gedanken bei Timbke ist, derart, daß sie einen lauten Schrei ausstößt. Aber bald ist sie beruhigt, als ihr Wüstenfeldt den Zweck seines Kommens bekannt gegeben. Er erklärt ihr nämlich, daß er in einer zweifachen Angelegenheit gekommen sei, erstens um sie nachträglich um Entschuldigung zu bitten wegen seines Benehmens gegen den alten Stallknecht, den Kutscher Schümann, der ihn einen Mädchenjäger geschimpft habe, und dann wegen einer ganz besonderen Sache, die vorzubringen er sich eigentlich genire. Damit hat er Augustens Neugierde gewaltig rege gemacht, umso mehr, als in seinem ganzen Auftreten — in den Gesten, in der Sprache — etwas lag, was darauf schließen ließ, daß hier Amor, der kleine Schelm, die Hand im Spiele habe. Die Frauen haben ja hierfür einen besonders geschärften Blick. Ermuthigt von Auguste, faßt sich Wüstenfeldt ein Herz und rückt mit der Sprache heraus: „Wir Maurergesellen, wir haben Sie nämlich am Sonntag so ein kleines Vergnügen; zuerst

nämlich so'n kleinen Pimpernick im Grünen mit Topfschlagen für die Damen und mit Schießen mit der Salonbüchse für die Herren, — und nachher mit'n Einmarsch mit volle Musik an der Spitze nach unserm Vereinslokal und dann nachher der Ball mit 75 Pfennige das Couvert — wer zu Tische geht, — und da wollt' ich denn, — wollt' ich denn, — ja da wollt' ich denn, — aber wenn Sie mir das man blots nicht für ungut nehmen! — —" „Mich am Ende gar einladen!" ruft Auguste verwundert aus. „Ja! einladen!" antwortet Wüstenfeldt freudig, „ich hab' Sie nämlich mir noch keine Dame gewählt, — und die Karte noch in der Tasche! „Ha!" spricht Auguste „da haben wir's! — Zwei Liebhaber an einem Tage! — Mein Punktirbuch, was Schümann immer so lächerlich findet — —" „Schümann, dieser alte Krippenbeißer," ruft wüthig Wüstenfeldt, „dem breche ich noch mal — —" Aber Auguste beschwichtigt ihn, und Schümann steht noch immer mit Timbke hinter dem Schirm und hört das alles mit an, und jeden Augenblick guckt er einmal über die Schirmwand; doch sobald Timbke das auch versucht, legt er ihm die platte Hand auf den Schädel und duckt ihn nieder.

Auguste kann sich Wüstenfeldt gegenüber noch nicht sofort entscheiden, der schüchterne Timbke ist ihr doch lieber als dieser polternde Maurergeselle, und so findet sie die Ausrede, daß sie voraussichtlich am Sonntage nicht frei bekomme, da sie dann keinen Ausgehetag habe. Aber Wüstenfeldt will selbst bei der Herrschaft um Urlaub bitten. So würde Auguste durch den etwas zudringlichen Liebhaber fast in die Enge getrieben sein, wenn man nicht draußen zufällig eine Thür gehen hörte.

Auguste (erschrocken schnell). O, Gott! — Es kommt jemand! (Schümann duckt sich schnell wieder.) Die Küchenthür ging. — Das ist Johanna! — Sie darf Sie hier nicht sehen, um alles in der Welt nicht! — Sie erzählt gleich alles wieder an Schümann! (Schümann sieht wieder über den Schirm.) Wüstenfeldt. Schümann! — Wie mir die Finger kribbeln! (Schümanns Mienenspiel, er duckt sich schnell wieder nieder.) Auguste. Machen Sie sich unsichtbar. Verschwinden Sie! — Nur solange, bis Johanna wieder geht! — — Wüstenfeldt. Bis sie wieder geht?! — (Er sieht den Schirm.) Ha! nichts leichter als das! (Eilt hinter den Schirm. Sofort darauf hinter dem Schirm, aber nur einen kurzen Augenblick, laute Stimmen, die Wüstenfeldts und Schümanns, dazwischen wird von Timbke „Au! Au!" geschrieen. Johanna stürzt durch die Mitte. Der Schirm schwankt. Die drei dahinterstehenden stürzen mit demselben zu Boden und Johanna und Auguste stoßen einen gellenden Schrei aus und sinken ohnmächtig jede auf einen Stuhl nieder, Johanna auf den an der Thür, Auguste auf einen Stuhl am Tisch. Timbke rollt (tründelt) nach der Mitte der Bühne

hin und schneidet Grimassen. Wüstenfeldt liegt über Schümann, denselben mit der Faust mißhandelnd.) (Der Vorhang fällt.)

Im zweiten Acte tritt eine neue Kraft ein, der Referendar Woldsen von drüben, und die Komik der Verwicklung und Situation steigert sich noch immer von Scene zu Scene. Der Kutscher Schümann erscheint wieder als Erster auf der Bildfläche. Er kommt von der Koppel, und durch die Mitte eintretend, fühlt er nach der Schulter, die ihn schmerzt von dem Falle her mit dem Schirm und von Wüstenfeldt's groben Fäusten. Der neu auftretende Referendar reiht sich seinen Vorgängern würdig an. Um auch mit diesem Charakter die Leser schnell bekannt zu machen, sollen einige Scenen hier vollständig wiedergegeben werden. Ich wähle gleich die beiden ersten nach Schümann's Auftreten. Dieser hat soeben einen kurzen Monolog gesprochen, da wird geklopft und auf sein „Herein" kommt Woldsen durch die Mitte.

Schümann. Natürlich auch so'n Heirathskandidat! Woldsen. Heirathskandidat? Mensch, woher wissen Sie? — Schümann. Kommen Sie denn nicht auch wegen der Annonce? Woldsen. Aber da hört doch alles auf! — Einen solchen Scharfblick hat selbst nicht der gewiegteste Kriminalbeamte! — Schümann. Auf welche haben Sie es denn abgesehen? Auf die Auguste oder auf das Fräulein? — Aber nun hab' ich nichts mehr mit der Sache zu thun! — Nun trägt der Herr Doktor die Verantwortung selber! — Er ist nur eben noch 'mal zu einem Kranken gegangen, und das Fräulein begleitet ihn! — Woldsen. Weiß ich ja! — Ich sah sie doch fortgehen! Kennen Sie mich denn nicht? Schümann. O, schon längst! — Sie sind ja der Herr Rechtsverdreher von da drüben! — Und Sie sah'n den Herrn Doktor und das Fräulein fortgehen und kommen doch? — — Ha! dann wollen Sie die Auguste! — — O Welt! O Welt! — (Ab durch die Mitte.) Woldsen. 'N schnurriger Kauz, aber 'n feine Nase! — Sagt der Mensch mir alles, was ich will und entdeckt mir meine geheimsten Gedanken! — — Aber hinsichtlich der Auguste war er doch im Irrthum! — und wiederum doch auch nicht! — Denn fürs erste will ich doch nur sie! — Ich muß wissen, wer den Ring gefunden hat, und wie er beschaffen ist, — und das muß sie mir sagen! — — Aber wie lock' ich es ihr nur am besten heraus? Ich glaube, sie ist sehr gerieben! — — Na, wofür wäre ich denn Jurist? Und eine schwache Seite haben sie ja alle, — — das ist die Eitelkeit! — — Ich werde ihr, wie solche Kammerkätzchen es ja nicht anders gewohnt sind, in etwas realistischer Weise die Cour schneiden, — dann wird sie aufthauen und mirs sagen, — und dann — — — dann hab' ich den Ring verloren, — und die Anknüpfung einer Bekanntschaft mit dem Vater und mit ihr! (zärtlich und pathetisch) ach, mit ihr! — wäre dann so gut wie geschehen! Auguste (aus dem Nebenzimmer kommend mit einem zweiten Frühstücksservice.) Woldsen. Da kommt sie! Auguste (sichtlich erschrocken, für sich).

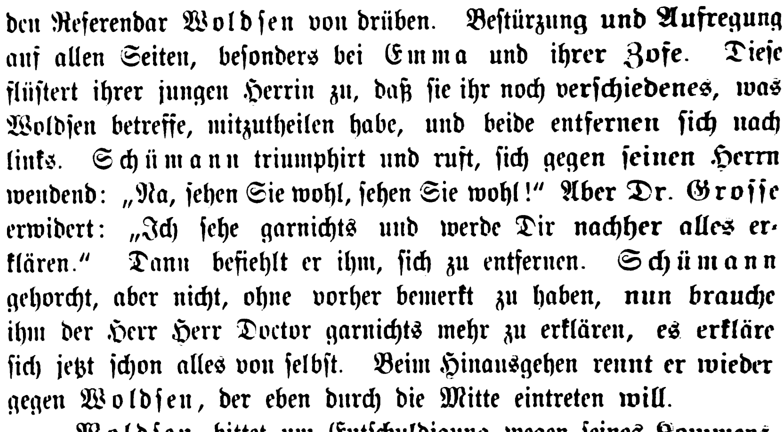
Ha, unser Vis à vis! (Sie setzt das Service irgendwo hin.) Woldsen. Warum so ängstlich, schönes Kind? Ich bin doch kein Bär? Auguste (schelmisch, etwas lachend). Nein, aber vielleicht ein Fuchs, der sich eine Taube fangen möchte! — Nur schade, daß sie schon davongeflogen. Woldsen. Selbst 'n kleine Taube! Auguste (schelmisch, neckisch). Das Fräulein ging vorhin mit ihrem Vater nach der Feldstraße! — Woldsen. Ich sah sie beide fortgehen! Auguste (freudig, verlegen). Und doch, und doch kommen Sie herüber? — — — — Woldsen. Versteht sich, wegen des Ringes. — Auguste (schnell, zum Publikum). Ah, schade! — — Woldsen. Vielleicht waren Sie die glückliche Finderin? — Auguste. Ich? nein, mein Fräulein war es! — Woldsen (freudig). Ihr Fräu? . . . . Auguste. Und Sie hätten ihn verloren? Woldsen. Je nachdem! — Es kommt darauf an, wo er gefunden worden ist. Auguste. Draußen in den Anlagen, bei der Bank unter der Linde. — — Woldsen. Richtig! — Das stimmt schon! bon! Ist 'n hübscher Ring, nicht wahr? — Auguste. 'n reizender Ring! — Schade, daß es kein Damenring ist, dann hätte ich das Fräulein schon längst gebeten, ihn mir zu schenken! — Woldsen. Also 'n Herrenring, bon! — — Und der Stein? — Wie gefällt Ihnen der Stein? — Die Farbe ist etwas unbestimmt, nicht ganz rein. Es ließe sich darüber streiten. — — Wofür halten Sie dieselbe? Auguste. Ich? — (Bei Seite.) Er will mich auspumpen, na, warte, Du Krimstecher! (Zu Woldsen.) Ich begreife nicht, wie man noch darüber zweifeln könnte! — Der Stein ist doch unbedingt ein grüner! Woldsen. Das mein' ich auch! grün, — bon! gar keine Frage! — — aber wie finden Sie die Größe des Reifens im Verhältniß zur Größe des Steins? Auguste. Sehr passend, Herr Referendar! — Zu einem so breiten Reifen gehört auch ein großer Stein! Woldsen. Großer Stein — breiter Reifen — Auguste (schnell, spöttisch). Bon! Woldsen (Auguste umfassend). Mädchen, das klingt ja wie Spott! Auguste (versucht es, sich loszumachen). Aber, Herr Referendar! (lacht.) Ha! Ha! Ha! Ha! Woldsen. Am Ende haben Sie mir was vorgeflunkert?! Auguste (wie vorher). Wie können Sie das nur denken (lacht.) Ha! Ha! Ha! Ha! — Aber Herr Referendar, lassen Sie mich los! (Lacht.) Ha! Ha! Ha! Ha! — Woldsen. Nicht bevor ich weiß, woran ich bin! Auguste (wie vorher, sucht sich loszumachen). Aber der Herr Referendar vergreifen sich ja, ich bin doch nicht das Fräulein! (Lacht). Ha! Ha! Ha! Ha! Woldsen. Aber doch ihre reizende kleine Zofe! — — Ich bitte, sagen Sie mir die Wahrheit! Auguste (wie vorhin) Ich that es ja! (Lacht.) Ha! Ha! Ha! Ha! Aber lassen Sie mich los, es sieht jemand ins Zimmer! Woldsen (sie loslassend). Wie? Wo denn? Auguste (nach dem Fenster zeigend). Da, dort! Seh'n Sie denn nicht? — 'n Herr mit 'n großen Krimstecher! (Lacht.) Ha! Ha! Ha! Ha! Woldsen. Ei Du reizender, kleiner Schalk! (Er umfaßt sie wieder.) Nun trau' ich Dir erst recht nicht! — Aber die Wahrheit, die Wahrheit, ich muß sie wissen! — Bitte! Bitte! Auguste (wie vorhin). Um Gottes Willen, lassen Sie mich los, es könnte jemand kommen! Woldsen. A bas! (Timble erscheint. Auguste schreit laut auf und eilt ins Nebenzimmer). Woldsen. Da haben wir die Bescherung!

Der schüchterne Timbke, der Woldsen und Auguste für des Herrn Doctors Kinder hält, bittet sehr um Entschuldigung, daß er abermals so freigewesen, wegen des Ringes, den er verloren habe, vorzukommen. Nun muß er dem Referendar in aller Eile den Ring beschreiben, und als er hierbei angiebt, daß der Stein ein gelber Topas sei, wird ihm von Woldsen erwidert, dann könne es der von seiner Schwester gefundene Ring nicht sein, weil der einen grünen Stein habe. Mit vielem Bedauern und mit der Bitte, es nur nicht übel zu nehmen und es gütigst zu entschuldigen, verläßt Timbke das Zimmer. Kaum ist er fort, da ruft Woldsen pathetisch aus: „Ja, was nun?! — Zwei Ringe?! — die Sache wird kritisch! — Wofür entscheid' ich mich nun? — Hier giebt es nur einen Weg, den wähl' ich: jetzt habe ich schon zwei Ringe verloren!" Dann rennt er hinaus und gegen Schümann, der gerade eintreten will. „Büffel!" ruft er Schümann zu. „Selbst 'n Büffel!" replicirt dieser und betritt das Zimmer, um sich mit Auguste auseinander zu setzen, die auch alsbald von links erscheint.

Beide gerathen hart aneinander. Auguste nennt Schümann „einen gewöhnlichen Dienstknecht, einen alten Kutscher" und Schümann entgegnet mit einem „ordinären Mädchen," das sogar schon am hellen Tage die Liebhaber zu sich ins Haus kommen lasse. Das war denn doch zu viel für Auguste; nachdem sie dem Schümann noch einige verächtliche Worte, wie „Sie Subject, Sie! — Sie abscheuliches Ungethüm," schnell ins Gesicht geschleudert, stößt sie einen Schrei aus und fällt in Ohnmacht.

In demselben Augenblick erscheinen Emma und Dr. Grosse durch die Mitte. Beide fragen verwundert nach der Ursache des Spectakels, und Schümann und Auguste tragen ihre Sache vor. Das Mädchen klagt, daß ihr der Kutscher die Ehre angegriffen habe; aber dieser bleibt bei seiner Aussage und fügt noch hinzu, daß Auguste das Fräulein auch verführt habe und ebenso die Köchin; sie hätte eine Heirathsannonce in die Zeitung einrücken lassen und das Haus wimmele auch schon von Liebhabern. Da lacht Emma laut auf, und Dr. Grosse sagt, daß das eine ganz unschuldige Anzeige gewesen und daß Schümann Hirngespinste gesehen habe und sich in einem großen Irrthum befinde. Doch der Kutscher will sich auch von seinem Herrn nicht bereden lassen.

Da kommt eilig Johanna, die Köchin, herein und meldet



den Referendar Woldsen von drüben. Bestürzung und Aufregung auf allen Seiten, besonders bei Emma und ihrer Zofe. Diese flüstert ihrer jungen Herrin zu, daß sie ihr noch verschiedenes, was Woldsen betreffe, mitzutheilen habe, und beide entfernen sich nach links. Schümann triumphirt und ruft, sich gegen seinen Herrn wendend: „Na, sehen Sie wohl, sehen Sie wohl!“ Aber Dr. Grosse erwidert: „Ich sehe garnichts und werde Dir nachher alles erklären.“ Dann befiehlt er ihm, sich zu entfernen. Schümann gehorcht, aber nicht, ohne vorher bemerkt zu haben, nun brauche ihm der Herr Herr Doctor garnichts mehr zu erklären, es erkläre sich jetzt schon alles von selbst. Beim Hinausgehen rennt er wieder gegen Woldsen, der eben durch die Mitte eintreten will.

Woldsen bittet um Entschuldigung wegen seines Kommens und antwortet auf Dr. Grosse's Frage, was ihm die Ehre verschaffe, daß er in der Zeitung jene Annonce gelesen habe; er sei in der letzten Zeit ein wahrer Pechvogel im Verlieren gewesen: Er habe nämlich in kurzer Zeit zwei Ringe verloren. Schon will der Arzt die Tochter rufen; aber Woldsen wünscht, daß ihm der Ring nicht eher gezeigt werde, bis er ihn genau beschrieben habe. Nur mit Widerstreben läßt Dr. Grosse dies geschehen und ruft dann Emma aus dem Nebenzimmer. Nun giebt der Referendar auch Emma eine Schilderung des Ringes; alles stimmt bis auf den Stein, den Woldsen als grün bezeichnet. Auguste macht schadenfroh hinter der Thür, wo sie lauscht, ihre Bemerkungen, während Emma bedauert, daß der von ihr gefundene Ring nicht der von Woldsen verlorene sei. Dieser murmelt ärgerlich: „O, dieser Kobold!“, ermannt sich aber sofort und hofft, daß er mit der Beschreibung des zweiten Ringes, den er verloren haben will, mehr Glück haben werde. Und nun beschreibt er diesen Ring, wie es vordem Timbke gethan und Emma ruft erfreut: „Getroffen!“ und Dr. Grosse gratuliert Woldsen. Dann wird Auguste beauftragt, den Ring zu bringen. Nach Austausch einiger Höflichkeitsphrasen, die dem Referendar die Gewißheit geben, daß es Vater und Tochter nicht ungern sehen, wenn er auch später einmal besuche, erscheint Auguste, um mitzutheilen, daß ihr der Ring, als sie ihn aus Fräuleins Nähkorb genommen, entfallen und unter die Kommode gerollt sei. Dann müsse sie wohl selber einmal nachsehen, um den kleinen Deserteur wieder einzufangen, meint Emma, und sie begiebt sich mit der Zofe ins Zimmer.

In der nun folgenden 12. Scene kommt Schümann durch die Mitte mit den Worten:

Drei Herren da draußen wünschen den Herrn Doktor zu sprechen! soll ich ihnen die Thür zeigen? Dr. Grosse. Aber Schümann, bist Du denn verrückt geworden? Schümann. Verrückt?! O, ich habe meinen gesunden Menschenverstand! — Aber das Beste würde es sein! — Es sind nämlich drei Heirathskandidaten! Dr. Grosse und Woldsen (zugleich). Was? Schümann. Ja, drei Heirathskandidaten! Dr. Grosse. Aber nun bin ich Deiner Dummheiten doch endlich 'mal satt! — Ist denn heute der Teufel in Dich gefahren? — Laß sie kommen! Schümann. Gut! — Der Herr Doktor werden ja sehen! (Die Mittelthür öffnend und nach außen rufend.) Denn man herein in die Stube! (Schneckenberg, Timbke und Wüstenfeldt kommen in gleichmäßigem Schritt in einem Gänsemarsch in schräger, nach der linken Bühnenseite gehender, aber in ganz gerader Richtung hereinmarschirt. Timbke voran, dann Schneckenberg und nach diesem Wüstenfeldt. Jeder in einem seinem Stande und seiner Stellung entsprechenden höchsten Sonntagsstaat und in der Rechten ein großes Blumenbouquet, in der Linken den Hut tragend. Ungefähr bis zur Hälfte der Bühnentiefe vorwärts gelangt, machen sie gleichmäßig Halt und darauf gleichmäßig eine Viertelwendung von rechts nach links herum, so daß sie mit dem Gesichte, dem Dr. Grosse und Woldsen zugewandt sind. Alsdann gleichmäßig a tempo einen tiefen Diener machend, haben sie militärisch möglichst grade stehend und Hut und Bouquet haltend, sich möglichst wenig zu rühren und zu bewegen, feierlich ernste Gesichter zu zeigen und während der Zeit ihres Dialogs mit Dr. Grosse stets diese Stellung und Haltung beizubehalten, wobei jedoch zu bemerken, daß diese Stellung auch nicht allzuweit nach links genommen werden darf, da die Thür links frei bleiben und Johanna und Auguste genügend freier Raum gelassen werden muß, damit sie, jene von der Mittelthür und diese von der Nähe der Seitenthür aus, hinter dem Rücken der drei Heirathskandidaten durch Zeichen und Mienenspiel ungehindert miteinander correspondiren können. Schneckenberg: schwarzer Schniepel, schwarze Hose, weiße Cravatte, weiße Glaceehandschuhe, und schwarzseidener Cylinderhut. Wüstenfeldt: langer dunkler Gesellenrock aus der Zeit der Zünfte, entsprechende Hose, bunte seidene Weste, buntes seidenes Halstuch, Kragen, große Vatermörder, schwarzer schon etwas ramponirter Gesellen-Cylinderhut und große baumwollene Handschuhe. Timbke: gleichfalls in einem, seiner Stellung als Schreiber entsprechenden, bestem, mehr hellen Sonntagsanzuge, (moderner kurzer Rock oder Schniepel, enge, helle, buntfarbige Hose, gelbe Nankingweste, helles, buntes Halstuch, Kragen mit niedergeschlagenem Quäder, weißer oder grauer Cylinder und Glaceehandschuhe von heller brauner, röthlicher oder gelblicher Farbe).

Dr. Grosse ruft erschrocken: „Ah!“ und Woldsen, als er Timbke erblickt: „O weh! der Blonde!“ Und nun erzählt Schneckenberg in seiner geschwätzigen Weise, wer er sei und daß er auch in Lotterieloosen und Heirathsvermittlungen mache; und mit diesen da — auf Timbke und Wüstenfeldt zeigend — stehe er auch schon wegen einer passenden Partie in Unterhandlung und darum bitte er den Herrn Doktor um eine Unterredung unter vier Augen. Doch Grosse bedeutet ihm, er möge nur sprechen; denn der Herr da, nämlich Woldsen, könne gern alles hören. Das meint Timbke auch, umsomehr als ja Woldsen mit zur Familie gehöre, was Woldsen sichtlich bestürzt macht. Und nun legt Schneckenberg los: croperire gewöhnlich mit zwei Heirathsannoncen, mit einer für die Herren und einer

anderen für die Damen, und so sei er sehr beglückt, heute erfahren zu haben, daß sich auch in diesem Hause zwei Reflectantinnen gefunden hätten. Woldsen ruft empört: „Unerhört!“ und Dr. Grosse: „Herr, was entblöden Sie sich!“ Aber diese Entrüstung alterirt Schneckenberg nicht im geringsten; er ist sogar so vermessen zu erklären, daß er es als das höchste Glück seines Lebens betrachten würde, wenn Fräulein Emma, des Herrn Doktors Fräulein Tochter, den wohlsituirten Herrn jener Annonce — — — —

Doch weiter kommt er nicht; denn ein anderes Ereigniß benimmt ihn vorläufig jedes Wortes. Emma und Auguste treten aus dem Nebenzimmer.

Emma voran mit dem Ring in der Hand. Beide sind höchst erstaunt, fast erschrocken bei dem Anblick jener drei Herren. Emma läßt in der Bestürzung den Ring fallen, der Timbke vor die Füße rollt und von diesem schnell aufgehoben wird. Während dieser Scene guckt Johanna einige Male durch die Spalte der Mittelthür, und winkt abwechselnd nach Auguste hinüber, worauf diese ihr wieder zuwinkt, zum Zeichen, daß sie verstanden habe; darauf Johanna ab. Woldsen hat von da an, wo seine Entlarvung beginnt, vor Angst und Verzweiflung etwas weiter zurückzutreten nach der Nähe des vordersten Fensters hin, woselbst er in seiner verzweifelten Lage fortgesetzt ein stummes Spiel in Mienen, Geberden und Bewegungen zu machen hat.

Timbke hebt den Ring auf mit den Worten: „Was seh' ich, mein Ring!“ Dr. Grosse, Emma und Auguste fragen verwundert: „Was, Ihr Ring?!“ und Woldsen in heller Verzweiflung stößt den Angstruf aus: „O Schicksal!“ Niemand will es glauben, daß das Timbke's Ring sei, Emma und Auguste schon nicht aus Mitleid für den Referendar; aber Timbke besteht darauf, daß es sein verloren gegangener Ring sei, und nachdem er auf alle sonstigen Merkmale, die dafür sprechen, hingewiesen hat, nimmt er zu guter Letzt aus der Westentasche eine Lupe und läßt durch sie den Doktor den auf der Innenseite des Ringes in sehr kleiner Schrift eingravirten Namen Gottlieb Timbke lesen.

Dem Referendar wird bei allem immer schwüler zu Muthe; und als nun noch Timbke mit Beziehung auf ihn die Bemerkung macht: „Ich bin auch schon einmal wegen des Ringes hier gewesen, der Sohn des Herrn Doctor ist mein Zeuge,“ da knickt Woldsen mit dem Ausrufe: „Nun ist es aus mit mir!“ völlig zusammen. Emma und Auguste bedauern ihn von Herzen; Dr. Grosse aber fragt verwundert: „Was, mein Sohn?!“ und Timbke antwortet ruhig: „Wenn Sie erlauben, ja! Der Herr hier (auf Woldsen zeigend) hat es mir vorhin doch selbst gesagt, daß er der Sohn des Herrn Doctor sei.“ Nun fordert der Doctor Aufklärung von

Woldsen, der sie auch zu geben bereit ist, sobald die drei Heirathscandidaten das Zimmer verlassen hätten. Doch der freche Schneckenberg macht trotz der Aufforderung des Hausherrn keine Miene hierzu. „Sprechen Sie nur, wir hören nichts; um derartige Erörterungen kümmern wir uns nicht," spricht er; und erst als ihm Dr. Grosse auf gut deutsch die Thür zeigt, verläßt er mit Timbke und Wüstenfeldt, eben so wie er gekommen, das Zimmer. Auch Auguste, der Johanna schon längst zugewinkt hat, geht hinaus.

Nun ist für den Referendar der ersehnte Augenblick gekommen, durch ein offenes Geständniß aus der peinlichen Situation, in die ihn sein unüberlegtes Handeln gebracht hat, erlöst zu werden. „Nun denn — ich spreche!" ruft er zerknirscht und gegen den Doctor gewendet aus, „aber nicht ohne Hoffnung auf Ihre gütige Verzeihung! Ja, es ist wahr, der Ring gehört nicht mir, sondern jenem Herrn, der sich auch schon zweiffellos als dessen Eigenthümer legitimirt hat. Ich habe den entsetzlichen Leichtsinn begangen, mich jenem Herrn gegenüber für Ihren Sohn auszugeben." „Aber Herr Referendar!" bricht verwundert und ärgerlich der Doctor aus, während Emma vor Aufregung zittert. Da wirft sich Woldsen dem Mädchen zu Füßen mit dem Bekenntniß, daß er das alles nur um sie gethan habe, um Zutritt in ihr Haus zu erlangen weil er sie so unaussprechlich liebe; und diesmal spreche er keine Lüge, sondern die lauterste Wahrheit, und er bittet Emma und Dr. Grosse um Verzeihung und um die Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches. Bald liegen sich auch schon die jungen Leute in den Armen, und Vater Grosse giebt ihnen seinen Segen.

Kaum hat Woldsen seinem Bräutchen den ersten Kuß gegeben, als Schümann durch die Mitte stürzt und alsbald, mit offenem Munde und erstaunten Blickes das Liebespaar gewahrend, auch schon wieder mit dem Ausrufe: „Ah, ah! — was seh ich!" wieder zurückfährt. Und als ihn der Doctor fragt, was er wolle, da sprudelt es aus ihm heraus:

Es ist was passirt! was passirt da draußen! Der Herr Doktor werden sich wundern! Dr. Grosse. Wundern?! Ich wundere mich schon jetzt über gar nichts mehr. Schümann. Ich auch nicht! Dr. Grosse. Was hast Du denn? Schümann. Dieser Heirathsvermittler, der Kerl! — Dieser Schni — Schna — Schneckenberg, der! Ah! Ah! Ah! Dr. Grosse. Was will der Mensch denn noch? Schümann. Er will wieder eintreten. Ah! O! O! Dr. Grosse. Laß ihn kommen! Schümann (die Mittelthür öffnend). Denn man wieder herein in die Stube!

Nun treten Schneckenberg, Timbke, Wüstenfeldt, Auguste und Johanna durch die Mittelthür ein, voran Schneckenberg, noch immer wie auf Freiers Füßen, das große Bouquet in der Hand, nach ihm Timbke mit Auguste und Wüstenfeldt mit Johanna im Arm; die beiden Mädchen tragen das Bouquet ihres Herrn. Bei diesem Aufzuge brechen Emma und Woldsen und der Doctor in ein lautes Lachen aus, und nun entspinnt sich folgende Schlußscene.

Emma. Himmel, was seh' ich! Dr. Grosse. Ist mein Haus denn ein Heirathsbureau geworden!? Schneckenberg. Zu dienen! Wie der Herr Doktor und Fräulein Tochter ja selber sehen! Schümann. Na! Was hab ich gesagt! (Wüstenfeldt rasch sich etwas wendend und nach ihm hinsehend. Schümann retirirt schnell hinaus, kommt aber gleich wieder.) Emma. Aber Du, Johanna?! Dr. Grosse. In Deinen Jahren?! Schneckenberg (selbstgefällig). Mein Werk! Wüstenfeldt. Sie ist meine Verlobte! Und Herr Schnakenberg sagt, sie ist erst dreißig! Johanna. Ach, seien der Herr Doctor und Fräulein mir nur nicht böse! Der Herr da (auf Schneckenberg zeigend) hat mich dazu überredet, erst soeben in der Küche! Ich komme mir vor wie eine Überrumpelte! So mit einem Male in den Brautstand! Mir kommen die Thränen in die Augen! (Weint, hält die Schürze vor die Augen.) Wüstenfeldt (auffahrend). Na, nu lat doch dat Hul'n na! (Johanna erschrocken zusammenfahrend, läßt die Schürze wieder los.) Schümann (schadenfroh die Hände reibend). Aha! Die kriegt schon ihren Lohn! Wüstenfeldt (auffahrend gegen Schümann). Büst Du ock all wedder dar? (Spiel wie vorher. Schümann schnell retirirend und gleich wieder zur Stelle.) Emma (zu Auguste). Und auch Du, Auguste? — Dr. Grosse. Ja, wer hätte das gedacht! Schneckenberg (selbstgefällig). Wiederum mein Werk! Auguste. Ach, Herr Doktor! Fräulein Emma! Es erging mir wie Johanna! — Noch soeben die ahnungslose Jungfrau — und nun (sich zärtlich an Timbke schmiegend) im Sturm und Wogendrang von Dir erobert! (Timbke setzt, um die linke Hand frei zu bekommen, seinen Hut, den er in derselben hält, Auguste auf den Kopf, zieht sich schnell den Ring vom Finger und steckt ihn auf Augustens Finger, darauf seinen Hut wieder von ihrem Kopfe nehmend.) Auguste (zeigt Emma den Finger.) Fräulein! Fräulein! nun gehört er mir! Emma (glückselig zu Wolden.) Verhängnißvoller Ring! — Im Sturm und Wogendrang! Dr. Grosse. Aber wie ist das alles denn so schnell gekommen? — Schneckenberg (schnell, selbstgefällig und geschwätzig). Wie der Herr Doctor und dero Fräulein Tochter schon geruhten zu vernehmen, durch mich! — Ich hatte die beiden zufällig auf Lager! — Emma, Woldsen, Dr. Grosse (zugleich, erstaunt). Auf Lager?! — Schneckenberg (wie vorher, schnell.) Sie hatten sich erst soeben bei mir auf meine Annonce gemeldet! — Dr. Grosse. Auf Ihre Annonce von dem wohlsituirten Herrn? Ha! Ha! Ha! Schneckenberg (wie vorher, schnell). Nein, erlauben Herr Doctor, auf die andere von der jungen Dame! Emma, Auguste, Johanna (zugleich). O, Gott! Dr. Grosse. Denn ist die auch von Ihnen? Schneckenberg (wie vorher,

schnell, selbstgefällig). Zu dienen, ja! Operirte diesmal mit zwei Annoncen! Einer Herren- für die Damen und einer Damen- für die Herren! Na, und dann reflectirt man so von beiden Seiten und die Partie wird gemacht! Schümann. O! O! Was für'n Mensch ist das? Wüstenfeldt (mit der Faust drohend). Ja, töf! — ich will Di! Schümann (wieder schnell durch die Thür retirirend und gleich wieder da). Dr. Grosse (zu Schneckenberg). Sie sind ja ein wahrer Menschenbeglücker! Schneckenberg (wie vorher, schnell). Menschenbeglücker! Beglücke andere und habe doch selber nichts dabei! — Wüstenfeldt. Oho! nichts? Von mir haben Sie doch schon zwanzig Mark gekriegt. Timbke (schnell). Und von mir dreißig. Wüstenfeldt (zu Johanna). Ja, twintig Mark kost Du mi! Schneckenberg (sentimental geschwätzig). Ach Geld! Was ist Geld! Chimäre! Nur im Herzen wohnt das reine Glück! — (Zu Emma). Fräulein Emma, wenn ich die Annahme dieser Blumen als ein günstiges Zeichen für mich — Woldsen, Dr. Grosse (zugleich). Herr! — Emma (lachend und sich an Woldsen schmiegend, der den Arm um sie legt). Ha! Ha! Ha! Aber sehn Sie denn nicht? Ich bin ja schon verlobt! — Sie sind zu spät gekommen. Schneckenberg (den Arm mit dem Bouquet sinken lassend, resignirt, traurig). Verlobt?! zu spät gekommen?! Schümann. Na, Sie schwindsüchtiger Reiseonkel in Fett und Ölen! — — Wüstenfeldt. Wullt Du mal! Schümann (retirirt ein wenig, kommt aber sofort wieder vor und spricht gegen Schneckenberg gewendet). Nun reisen Sie nur nach Berlin und lassen Sie sich 'was einspritzen gegen die Heirathsbazillen! — Schneckenberg. Nun auch noch der Hohn! — Einspritzen! — Heirathsbazillen! — Schümann. Ja, gerade Heirathsbazillen! — (zu Dr. Grosse). Na, Herr Doctor, wer hat nun Recht?! Dr. Grosse. Du! — und das alles von der kleinen Annonce: Alle (außer Schneckenberg). Ein goldener Ring ist gefunden!

(Der Vorhang fällt).

Da haben wir die oben erzählte Geschichte von dem goldenen Ring, welcher gefunden wurde, in einer dramatischen, echt poetischen Bearbeitung. Von den vielen Sinnsprüchen Johann Meyer's in seinen „Kleinigkeiten" lautet einer:

An gutem Stoff gebricht es nie,
Magst du ihn noch so sehr vermissen;
In jedem Ding liegt Poesie,
Man muß sie nur zu finden wissen.

Und der Dichter wußte die Poesie auch hier zu finden! Wenn auch nur ein kleiner Schwank, welch eine Fülle heiterer und herzerquickenden Poesie blitzt und sprudelt uns aus ihm entgegen! Wie drängen sich die vielen komischen und lustigen Situationen in rascher Aufeinanderfolge an dem Zuschauer vorüber und versetzen ihn in die beste Stimmung! Dazu die verschiedenen Typen, und dabei alle scharf umgrenzt und abgeschlossen und keiner mit dem andern verschwommen. Und so ist diese kleine Arbeit in ihrer Art ein

Meisterstück geworden, das im Gebiete der **Schwankdichtung** nur wenige seines Gleichen haben dürfte. Dem Stücke **wurde deshalb** auch die **wohlverdiente** Anerkennung **reichlich zu Theil.**

Es **wurde am** 17. Mai 1891 **zum ersten Male an** einer öffentlichen Bühne — in Sahlmann's **Tivoli, dem** jetzigen Schiller-Theater zu Kiel — **aufgeführt, und zwar** wiederum unter der Regie Adolf **Dombrowski's, der selbst die** Rolle des Maurergesellen **Wüstenfeldt unvergleichlich** spielte. In der „Bühnenwelt" No. 22. vom 30. Mai 1891 **wurde darüber** geschrieben:

„Ein goldener Ring ist gefunden." Dies hübsche, lustige Bild, welches ein Stück aus dem Leben humorvoll wiederspiegelt und mit starken, aber wohlgewählten Farben gemalt ist, erfreute sich am ersten Pfingsttage vor überfülltem Hause eines großartigen, durchschlagenden Erfolges. — Die urkräftige Gestalt Herrn Dombrowski's, in seiner vorzüglichen Maske als Maurergeselle Wüstenfeldt, wurde schon beim Auftreten mit brausendem Jubel vom Publikum empfangen. Mit der Vollkraft individuellen Lebens hatte er diese Prachtgestalt aus dem Volke ausgestattet. Frl. Bachee, welche mit ihrem gesunden Humor die Köchin Johanna herausgearbeitet hatte, erzielte gleichfalls mit ihrer Darstellung eine geradezu zwerchfellerschütternde, komische Wirkung. Alle waren am rechten Platz. Der prächtige natürliche Doktor Grosse des Herrn Sander, der elegante, schelmische und lebenslustige Referendar des Herrn Wenkhaus, die muthwillige Auguste und die reizende Emma der Damen Willhöft und Stollberg, der charakteristisch durchgeführte Schneckenberg des Herrn Robert und schließlich der schüchterne Timbke Herrn Gotthardts wußten in ihren komischen Situationen ebenso die Lachlust des Publikums zu erregen."

Von anderen Besprechungen sind mir noch die folgenden bekannt geworden: In der „Eckernförder Zeitung" vom 21. Mai 1891 heißt es:

„Dem plattdeutschen Schwank von Johann Meyer „To Termin", der, oft und gern gesehen, immer neuen Beifall im Publikum weckt, ließ das vielseitige Talent unseres heimischen Dichters jetzt wiederum einen Schwank in 2 Akten: „Ein goldener Ring ist gefunden" (in hochdeutscher Sprache) folgen, der gestern Abend zum ersten Male in „Sahlmann's Tivoli" über die Bühne ging und den rauschendsten Beifall des bis auf den letzten Platz ausverkauften Hauses erhielt und förmliche Lachsalven weckte. Das Publikum dankte lebhaft dem Dichter durch wiederholten Hervorruf, dreimal mußte derselbe schon im Zwischenakt erscheinen. Johann Meyer besitzt, wie bekannt, die unvergleichliche Gabe, die alltäglichste Anschauung und Begebenheit poetisch aufzufassen und zu gestalten, wie auch Ideen und Gefühle des Augenblicks sofort in Gedichte zu verwandeln. So benutzt er jetzt auch ein alltägliches Vorkommniß, die Zeitungsannonce über das Finden eines goldenen Ringes, zu einem Schwank voll sprudelnden Humors; unerschöpflich in neuen Wendungen und

im Schaffen komischer Momente, versteht der Dichter auch mit klugem, scharfen Blick das Volk und sein Kleinleben zu erfassen und immer meisterhaft Originale zu dichterischer Ausgestaltung aufzufinden, diese mit Ursprünglichkeit, Gemüthlichkeit und Behäbigkeit zu zeichnen und so den Zuschauern die heiterste Erfrischung zu geben. Die Schauspieler führten mit sichtlicher Liebe ihre dankbaren Rollen aus unter der tüchtigen Regie des bewährten Herrn Direktor Dombrowski, der selbst die Rolle des Maurergesellen übernommen hatte. Der überaus hübsche Schwank, der den Eindruck frischer Unmittelbarkeit giebt, wird gewiß noch manche Aufführung erleben und manchen frohen Genuß bieten."

Nicht minder günstig urtheilt das „Kieler Tageblatt" vom 20. Mai desselben Jahres:

„Ein goldener Ring ist gefunden", Schwank von unserem vaterstädtischen Dichter Joh. Meyer, kam am Sonntag zur erstmaligen Aufführung. Man möchte wünschen, daß alle Theaterdichter mit ihren Erstaufführungen solche Erfolge aufzuweisen hätten, die Klagen über Undankbarkeit des Publikums u. s. w. würden alsdann bald verstummt sein. Vom Aufgange des Vorhanges bis zum Aktschlusse bewegte sich die stürmische Heiterkeit der Zuschauer in aufsteigender Linie, ganze Textstellen waren vor Lachen kaum vernehmbar, und gar am Schlusse des ersten Aktes, wo das Kleeblatt Schümann, Timbke und Wüstenfeldt sich sammt der spanischen Wand am Boden wälzt, raste das Publikum. Was Wunder, daß der Verfasser nach den Aktschlüssen mehrmals stürmisch hervorgerufen wurde und man sich in rauschendem Beifall kaum genug thun konnte. Er hatte es aber auch verstanden, einen Schwank zu schaffen, dessen drastische Komik unwiderstehlich zum Lachen zwingt. Und der Inhalt? Ja, wer alle diese Verwechselungen, diese fortwährend sich verändernden und immer mehr zuspitzenden Situationen, diese sich jagenden und von überschäumendem Humor diktirten Pointen und komischen Wendungen wiedergeben wollte, dem bliebe nichts anderes übrig, als den tollen Schwank einfach abzuschreiben. Den Knotenpunkt bildet ein vom Schreiber Timbke verlorener und von Emma, der Tochter des Doktor Grosse, gefundener Ring. Ein diesbezügliches von Emma erlassenes Inserat steht in einem Blatte mit zwei Heirathsanzeigen zusammen; Schümann, des Doktors Kutscher, ein altes mürrisches Faktotum, bemerkt, mit welcher Spannung Emma und ihr Stubenmädchen Auguste die Zeitung durchsehen — natürlich nach der Ringannonce — und kommt auf den Einfall, die beiden hätten eines der Heirathsgesuche abgefaßt; in dem Bestreben, die Folgen des vermeintlichen Leichtsinnes abzuwehren, stiftet er selbst gerade die größte Verwirrung an. Es ist, wie gesagt, unmöglich, an dieser Stelle den Labyrinthen der Tollheiten nachzugehen, die das Stück uns vorführt, zu schildern, wie der stets haubereite Maurer Wüstenfeldt, der auch einen Ring verloren hat, sich in die Häuslichkeit des Doktor Grosse einführt, wie der der unglückliche Timbke von Schümann trotz aller Gegenreden an die Luft befördert wird und der durch die Liebe beinah zum Delinquenten gewordene Referendar Woldsen den Ring auf ein Haar aus der Hand seiner geliebten Emma er-

hält. Schließlich aber lösen sich alle Verwirrungen, Schümann beruhigt sich, das gesammte weibliche Personal des Stückes kommt unter die Haube, alles ist zufriedengestellt, nur der sonst so fixe Schneckenberger ist diesmal zu spät aufgestanden, sein Heirathsantrag gilt diesmal einer bereits Verlobten, ein Unglück, über das er sich trösten wird, noch einige Heiterkeitsausbrüche im Zuschauerraume und das Stück ist zu Ende. — Sämmtliche Darsteller waren mit Leib und Seele bei der Sache. Herr Kühne (Schümann) bot eine Musterleistung. Er hat beim hiesigen Publikum einen Stein im Brett, und so werden die Feinheiten seines trockenen Humors alle wohl verstanden und gewürdigt. Herr Dombrowski (Wüstenfeldt) war der Realismus selbst, seine Rolle mit dem plattdeutschen Dialekte war der Menge so recht sympathisch, und wenn er mit seiner „kräftigen Maurerhandschrift" die Räthsel des Daseins zu lösen versuchte, fand er jubelnden Beifall. Nicht minder war es Herr Gotthardt (Timbke), dessen Schüchternheit in diesem Irrsal gerade noch fehlte, um die Lachmuskeln bis zur Erschöpfung zu bringen, sowie Herr Robert (Schneckenberg) als unheimlich redegewandter Commis voyageur, denen alles Lob gebührt. Herr Sander (Doktor Grosse) und Herr Wenkhaus (Referendar Woldsen) zeigten uns, daß es Situationen geben kann, wo der Mensch Patienten und Akten vergißt, besonders wenn man eine so muthwillige Tochter und Geliebte hat, wie sie uns Frl. Stollberg vorführte. Die Damen haben überhaupt redlichen Antheil am Erfolge des Abends. Frl. Willhöft als durchtriebenes zu allen losen Streichen aufgelegtes Kammermädchen (Auguste) war so recht in ihrem Elemente, und Frl. Bachée (Johanna) gab ihre Rolle mit unwiderstehlichem, köstlichem Humor.

Mit ebenso großem Erfolge wurde der Schwank im Februar 1892 im Kieler Stadttheater gegeben, wiederum einstudirt und in Scene gesetzt von Dombrowski, der während der Wintersaison die Oberregie am Stadttheater führte. Nach und nach ging das Stück an eine Anzahl Vereine über und ist seitdem, namentlich in schleswig-holsteinischen Dilettantenkreisen immer mehr bekannt und beliebt geworden.

Das Stück ist der leider schon längst verstorbenen Frau Rechnungsrat Louise Stange gewidmet. Sie war eine begeisterte Freundin der schönen Künste, namentlich der Musik und der Dichtkunst, insbesondere der dramatischen. Auch war sie eine sehr begabte Recitatorin, die nicht allein in privaten Kreisen die Kunst des Vortrags ausübte, sondern ihr häufig auch öffentlich mit Glück und Beifall oblag. Sie war dem Dichter seit vielen Jahren, wenn auch nicht gerade befreundet, so doch sehr gut bekannt, und hatte auf ihrem Repertoire eine große Anzahl seiner Dichtungen.



Dichter un Buern

oder

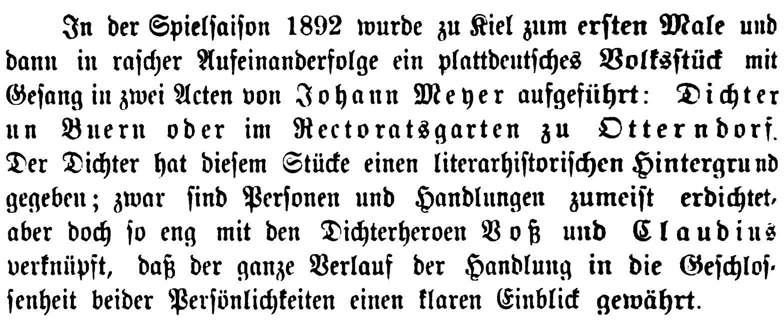
Im Rectoratsgarten zu Otterndorf.

Plattdeutsches Volksstück mit Gesang
in zwei Acten.

Personen:

Johann Heinrich Voß, Rector in Otterndorf.
Ernestine, seine Frau.
Auguste, ihr Hausmädchen.
Matthias Claudius, der Wandsbecker Bote.
Peter Grothusen, Otterndorfer Marschbauer.
Trinken, seine Frau.
Fiken, Petje, } beider Kinder.
Krischan Fölster, Witjen Fölster, Paul Ohlen, Antje Ohlen, } Otterndorfer Marschbauern und ihre Frauen.
Hartwig Kröger, Schifferknecht.

Die Handlung spielt im Rectoratsgarten zu Otterndorf
im Lande Hadeln im Sommer 1780.



In der Spielsaison 1892 wurde zu Kiel zum **ersten Male** und dann in rascher Aufeinanderfolge ein plattdeutsches **Volksstück** mit Gesang in zwei Acten von Johann Meyer aufgeführt: Dichter un Buern oder im Rectoratsgarten zu Otterndorf. Der Dichter hat diesem Stücke einen literarhistorischen Hintergrund gegeben; zwar sind Personen und Handlungen zumeist erdichtet, aber doch so eng mit den Dichterheroen Voß und Claudius verknüpft, daß der ganze Verlauf der Handlung in die Geschlossenheit beider Persönlichkeiten einen klaren Einblick gewährt.

Die vorliegende Dichtung, Johann Meyer's achte dramatische Arbeit, hat mit seiner siebenten, dem Schwanke „Ein goldener Ring ist gefunden" äußerlich nicht viel gemein, etwas mehr indessen mit der sechsten, „En lütt Waisenkind." Aber auch von diesem unterscheidet sie sich in mehrfacher Beziehung. Hier sind nicht allein ausschließlich plattdeutsch redende Personen die Hauptfiguren, sondern auch drei hochdeutsche, und welche! Keine Geringeren als die beiden Dichter Matthias Claudius und Johann Heinrich Voß, sowie dessen Gattin Ernestine, die Schwester des Heinrich Christian Boie, des Gründers des Göttinger Hainbundes. Das ganze Volksstück dreht sich um den gesellschaftlichen Verkehr dieser herzgewinnenden Menschen mit einigen Bauernfamilien im Lande Hadeln, wo Johann Heinrich Voß bald nach seiner Verheirathung mit Ernestine Boie als Leiter der Otterndorfer Rectoratsschule lebte.

Wäre nicht ein tragisches Ereigniß, wenn auch mit einem glücklichen Ausgange, mit der Handlung verbunden, so könnte man das Stück als ein dramatisches Idyll bezeichnen; denn in dem größten Theile seines Inhaltes giebt sich ein echt idyllischer Charakter als vorherrschend kund. Idyllen mit einem Dialog zum Austausch der Gedanken gehören ebensowohl der neueren Zeit wie dem classischen Alterthume an: ich erinnere nur an Geßner's Idyllen sowie an die Idyllen des Theokrit und Vergil's Eclogen.

Der Stoff zu „Dichter un Buern" ist wiederum Eigenthum des Dichters. Die Veranlassung zur Abfassung des Stückes gab eine kurze litterarhistorische Skizze des schleswig-holsteinischen Schriftstellers Heinrich Momsen in Marne, die er unter der Überschrift „Johann Heinrich Voß in Otterndorf" im „Hamburger Fremdenblatt" vom 19. Februar 1892 veröffentlichte.

Für die Art der Entstehung unserer dramatischen Dichtung ist es von Interesse, jene kleine Begebenheit kennen zu lernen, die dem Autor den Impuls zu seiner Arbeit gab, und so werden der Verfasser und die Redaction des genannten Blattes wohl damit einverstanden sein, wenn ich jenen kleinen Aufsatz hier wiedergebe, was ich umso lieber thue, als der Inhalt desselben eine, wenn auch nur kleine, heitere Episode des Dramas bildet.

„Die fruchtbarste der hannöverschen Marschen ist das Land Hadeln. Durch den breit dahin fluthenden Elbstrom wird es von Süderdithmarschen getrennt. Es zerfällt in ein Hoch- und Sietland; die Bewohner desselben sind niedersächsischen Stammes. Wie in Dithmarschen tritt dort die Viehzucht gegen den Ackerbau in den Hintergrund; auch in Hadeln erblickt man im Sommer fast überall gelbe, leuchtende Rapsäcker, köstliche Weizenfelder und hochwogende Roggenfluren. Der Hauptort ist Otterndorf, ein altmodisches, aber freundliches Landstädtchen, welches an der träg dahinfließenden Mäme belegen ist. Hier wirkte einst Johann Heinrich Voß als Rector der dortigen Schule; hier hat er die Übersetzung der Odyssee, die Sinn und Liebe für die große Welt des Alterthums in weiten Kreisen geweckt hat, vollendet; hier sind auch einige seiner schönsten Oden gedichtet. Das Rectorhaus, welches der Dichter mit seiner lieben Ernestine bewohnte, steht noch; Bäume, die er gepflanzt, geben noch im Sommer Schatten, und noch jetzt wird sein Name im Lande Hadeln mit Verehrung genannt.

Wohl wurde dem hochbegabten Manne überall von den Hadlern Liebe und Verehrung entgegengebracht, und in dem neuen Rectorat, das man seinetwegen gekauft, waltete Ernestine als treue Gattin und bereitete ihm ein trauliches Heim; dennoch konnte der weiterstrebende Mann sich hier nicht ganz glücklich fühlen. So schreibt er einmal an seinen Freund Miller in Ulm:

„Ob ich zufrieden bin? fragst Du mich. Zu Fremden sage ich mit heiterer Stimme: Ja! Bei Dir kann ich aber wohl hinzusetzen, daß ich es doch gerne etwas besser hätte. Von 8—12 und von 2—4 schieb ich nun täglich die Karre, worauf solcher Schund als amo, τύπτω und dergleichen geladen ist, und eine Stunde gebrauche ich täglich zur Vorbereitung. Dafür nehme ich an dreihundert Thaler ein, das heißt, wenn die Schule mäßig besetzt ist. — Das alte Rectorhaus lag im Morast und hatte niedere Zimmer nach einer dumpfen Gasse, da kauften sie mir dieses und gaben jenes dem Cantor. Hier sehe ich nun aus meiner Gartenlaube über den Fluß Mäme ins Feld und vorne am Thurme vorbei auf den Kirchhof. Die Gegend ist im Sommer recht gut, aber im Winter und Herbst recht traurig; denn wir haben hier tiefe Marsch, also weder Berge noch Quellen, noch Wälder. Das Wasser, das wir trinken, sammeln wir von den Dächern und heben es in Tonnen auf. Oft riecht's und muß doch hinunter; denn Quellwasser kommt eine Meile weit her. — Meine Erholung vom Karrenziehen ist Ernestine, der einzige Freund und die einzige Freundin, die ich habe, und dann der

In der Spielsaison 1892 wurde zu Kiel zum ersten Male und dann in rascher Aufeinanderfolge ein plattdeutsches Volksstück mit Gesang in zwei Acten von Johann Meyer aufgeführt: Dichter un Buern oder im Rectoratsgarten zu Otterndorf. Der Dichter hat diesem Stücke einen literarhistorischen Hintergrund gegeben; zwar sind Personen und Handlungen zumeist erdichtet, aber doch so eng mit den Dichterheroen Voß und Claudius verknüpft, daß der ganze Verlauf der Handlung in die Geschlossenheit beider Persönlichkeiten einen klaren Einblick gewährt.

Die vorliegende Dichtung, Johann Meyer's achte dramatische Arbeit, hat mit seiner siebenten, dem Schwanke „Ein goldener Ring ist gefunden" äußerlich nicht viel gemein, etwas mehr indessen mit der sechsten, „En lütt Waisenkind." Aber auch von diesem unterscheidet sie sich in mehrfacher Beziehung. Hier sind nicht allein ausschließlich plattdeutsch redende Personen die Hauptfiguren, sondern auch drei hochdeutsche, und welche! Keine Geringeren als die beiden Dichter Matthias Claudius und Johann Heinrich Voß, sowie dessen Gattin Ernestine, die Schwester des Heinrich Christian Boie, des Gründers des Göttinger Hainbundes. Das ganze Volksstück dreht sich um den gesellschaftlichen Verkehr dieser herzgewinnenden Menschen mit einigen Bauernfamilien im Lande Hadeln, wo Johann Heinrich Voß bald nach seiner Verheirathung mit Ernestine Boie als Leiter der Otterndorfer Rectoratsschule lebte.

Wäre nicht ein tragisches Ereigniß, wenn auch mit einem glücklichen Ausgange, mit der Handlung verbunden, so könnte man das Stück als ein dramatisches Idyll bezeichnen; denn in dem größten Theile seines Inhaltes giebt sich ein echt idyllischer Charakter als vorherrschend kund. Idyllen mit einem Dialog zum Austausch der Gedanken gehören ebensowohl der neueren Zeit wie dem classischen Alterthume an: ich erinnere nur an Geßner's Idyllen sowie an die Idyllen des Theokrit und Vergil's Eclogen.

Der Stoff zu „Dichter un Buern" ist wiederum Eigenthum des Dichters. Die Veranlassung zur Abfassung des Stückes gab eine kurze litterarhistorische Skizze des schleswig-holsteinischen Schriftstellers Heinrich Momsen in Marne, die er unter der Überschrift „Johann Heinrich Voß in Otterndorf" im „Hamburger Fremdenblatt" vom 19. Februar 1892 veröffentlichte.

Für die Art der Entstehung unserer dramatischen Dichtung ist es von Interesse, jene kleine Begebenheit kennen zu lernen, die dem Autor den Impuls zu seiner Arbeit gab, und so werden der Verfasser und die Redaction des genannten Blattes wohl damit einverstanden sein, wenn ich jenen kleinen Aufsatz hier wiedergebe, was ich umso lieber thue, als der Inhalt desselben eine, wenn auch nur kleine, heitere Episode des Dramas bildet.

„Die fruchtbarste der hannöverschen Marschen ist das Land Hadeln. Durch den breit dahin fluthenden Elbstrom wird es von Süderdithmarschen getrennt. Es zerfällt in ein Hoch- und Sietland; die Bewohner desselben sind niedersächsischen Stammes. Wie in Dithmarschen tritt dort die Viehzucht gegen den Ackerbau in den Hintergrund; auch in Hadeln erblickt man im Sommer fast überall gelbe, leuchtende Rapsäcker, köstliche Weizenfelder und hochwogende Roggenfluren. Der Hauptort ist Otterndorf, ein altmodisches, aber freundliches Landstädtchen, welches an der träg dahinfließenden Mäme belegen ist. Hier wirkte einst Johann Heinrich Voß als Rector der dortigen Schule; hier hat er die Übersetzung der Odyssee, die Sinn und Liebe für die große Welt des Alterthums in weiten Kreisen geweckt hat, vollendet; hier sind auch einige seiner schönsten Oden gedichtet. Das Rectorhaus, welches der Dichter mit seiner lieben Ernestine bewohnte, steht noch; Bäume, die er gepflanzt, geben noch im Sommer Schatten, und noch jetzt wird sein Name im Lande Hadeln mit Verehrung genannt.

Wohl wurde dem hochbegabten Manne überall von den Hadlern Liebe und Verehrung entgegengebracht, und in dem neuen Rectorat, das man seinetwegen gekauft, waltete Ernestine als treue Gattin und bereitete ihm ein trauliches Heim; dennoch konnte der weiterstrebende Mann sich hier nicht ganz glücklich fühlen. So schreibt er einmal an seinen Freund Miller in Ulm:

„Ob ich zufrieden bin? fragst Du mich. Zu Fremden sage ich mit heiterer Stimme: Ja! Bei Dir kann ich aber wohl hinzusetzen, daß ich es doch gerne etwas besser hätte. Von 8—12 und von 2—4 schieb ich nun täglich die Karre, worauf solcher Schund als amo, τύπτω und dergleichen geladen ist, und eine Stunde gebrauche ich täglich zur Vorbereitung. Dafür nehme ich an dreihundert Thaler ein, das heißt, wenn die Schule mäßig besetzt ist. — Das alte Rectorhaus lag im Morast und hatte niedere Zimmer nach einer dumpfen Gasse, da kauften sie mir dieses und gaben jenes dem Cantor. Hier sehe ich nun aus meiner Gartenlaube über den Fluß Mäme ins Feld und vorne am Thurme vorbei auf den Kirchhof. Die Gegend ist im Sommer recht gut, aber im Winter und Herbst recht traurig; denn wir haben hier tiefe Marsch, also weder Berge noch Quellen, noch Wälder. Das Wasser, das wir trinken, sammeln wir von den Dächern und heben es in Tonnen auf. Oft riecht's und muß doch hinunter; denn Quellwasser kommt eine Meile weit her. — Meine Erholung vom Karrenziehen ist Ernestine, der einzige Freund und die einzige Freundin, die ich habe, und dann der


kleine freundliche dicke Junge, der täglich klüger wird. Diese stärken mich, daß ich die Odyssee vollenden kann.

Die Hadler sind sehr mit mir zufrieden, und das hat zur Folge, daß wir immer so viel ausgenöthigt werden. Es ist ein gutes, treuherziges Völklein, nur ein wenig stolz ist der reiche Marschbauer."

Ja, Johann Heinrich Voß wurde, wie es fast allenthalben in den Marschen Sitte ist, mit seiner Frau viel „ausgenöthigt," und zwar so oft, daß er sich der vielen Einladungen, die besonders im Winter an ihn ergingen, kaum erwehren konnte. In diesen „Gesellschaften" entfaltete der Hadler seinen ganzen Reichthum. Auf den Tischen prangte das reiche Silbergeschirr, vielleicht von den Ureltern stammend, das sich durch die großen Familienhochzeiten lawinenartig vermehrt hatte. Oft schon am Nachmittage begann der Besuch, wo denn Kuchen, Braten und Wein eine große Rolle spielten; denn der gesellige, lebenslustige, aber auch etwas prahlende Hadler ließ sich nicht „lumpen." In diesen Gesellschaften wurden denn auch l'Hombre und Whist gar leidenschaftlich gespielt, und gewiß hat Voß sehr oft aushelfen müssen.

Endlich mußte doch Voß für die vielen Einladungen und Ehrenschmäuse Revanche geben. Aber da war Noth an allen Ecken und Enden; da gebrach es an Stühlen, Tellern und Gläsern; da fehlte so viel und so manches, daß dem Hausmütterchen bange ums Herz wurde. Voß aber wußte Rath zu schaffen.

„Nur nicht gleich den Kopf verloren, Ernestinchen," sagte er, „haben wir keine Teller, so mache ich es wie mit den Büchern und lasse eine Anzahl zur Ansicht kommen; fehlen uns die Gläser, so habe ich noch viel Schöneres, denn der große Göttinger Pocal soll dafür kreisen; es hat der ganze unsterbliche Hainbund daraus getrunken, Stollberg und der liebe Hölty, Miller, Leisewitz und Hahn, ja selbst der herrliche Balladensänger Bürger, und wenn solche gottbegeisterte Lippen ihn berührt und geweiht haben, dann können sich's unsere guten Hadler nur zur ungeheuer großen Ehre anrechnen, wenn ich ihnen diesen Becher reiche. Nun aber die Stühle — das ist ein fataler Punkt!"—

„Dafür weiß ich Rath," entgegnete Ernestine. „Wozu könnten wir Deine alten dickbauchigen Folianten besser benutzen?"

„Bravo, bravissimo! Du weisestes, liebstes Hausmütterchen," sagte jetzt Voß mit lautem Lachen. „Das ist ja ein prächtiger Einfall, ein unbezahlbarer Rathschlag. Unsere gewichtigen Hadler sollen sich einmal bei mir mit Leibeskräften auf die alten Classiker werfen, und es soll ihnen gut bekommen."

Wie gesagt, so gethan. Die Fête fiel über die Maßen glänzend aus. Ernestine zeigte sich als die perfecteste Köchin, Voß ließ den Pocal immer wieder und wieder kreisen und war so unerschöpflich im Erzählen von köstlichen Schnurren, daß die Hadler nicht aus dem Gelächter herauskamen. Als aber mehrere Foliobände aus dem improvisirten Sitz sich verschoben und mehrere der angeheiterten Hadler sich auf dem Boden wälzten, da war des Jubels kein Ende, und noch lange wurde von dem schönen Fest gesprochen, das man beim Rektor verlebt hatte."

Hier könnten wir abbrechen; denn wir wissen für unser Stück genug. Aber die kleine Skizze ist nur ein wenig länger und auch bis zu ihrem Schlusse hin so interessant, daß wir uns nicht enthalten können, sie unsern Lesern vollständig mitzutheilen.

„Die knappe Besoldung legte dem Dichter manche Entbehrungen auf. Oft war auch „Schmalhans" bei ihm Küchenmeister; aber trotz der Kärglichkeit des Lebens verlor er nie den Muth und bewahrte seinen Humor. Dieser tritt uns auch in einer gereimten Ode an den Wind entgegen, aus der wir einige Strophen hier folgen lassen. Es heißt darin:

Zur Elbe rauscht, vom Eis befreit,
Die torfgefärbte Mäme,
Und in die lockern Beete streut
Der Gärtner sein Gesäme;
Doch dicker fauler Nebelduft
Vergiftet uns die Frühlingsluft
Und hängt in großen Perlen
An meines Ufers Erlen.

Und ach! bei solchem Weg karjolt
Kein Fuhrmann aus dem Orte,
Der uns ein wenig Wasser holt
Für Geld und gute Worte.
Die eine Regentonne lechzt,
Die andere stinkt und alles ächzt;
Wir müssen noch verdursten
In Hadeln und in Wursten.

Drum jag', o Wind, den trägen Duft
Als Regen in die Tonne,
Und schaff uns wieder frische Luft
Und helle Frühlingssonne!
Daß bald Frau Rector'n ihren Mann
Mit Thee und Kaffee laben kann
Und nicht so düstre Falten
Auf seiner Stirne schalten.

Doch freundlich bitt ich! nicht zu barsch
Noch aus Nordwest zu stürmen,
Damit die Elbdeich' unsere Marsch
Auch fernerhin beschirmen;
Auch unser schiefer Kirchenthurm
(Mein Nachbar) hat nicht gerne Sturm,
Sonst fällt das alte Übel
Noch gar auf meinen Giebel.

Sonnentage aber herrschten im Rectorate, wenn Schwager Boie, der

Landvogt in Dithmarschen geworden war, im Sommer die lieben Verwandten in Otterndorf besuchte. Da wurde der alten Zeiten gedacht, als Voß sich mit der Schwester verlobte, des Hainbundes und der schönen Tage in Göttingen. Der Landvogt wußte auch mit den Hadlern so prächtig zu verkehren, so recht den beliebten Ton zu treffen, daß sie auch ihn, wie ihren Rektor, ins Herz schlossen.

Doch auch Krankheit blieb nicht aus. Mehr als die in der Marsch Geborenen sind die Eingewanderten dem bösen Marschfieber ausgesetzt. Sowohl Voß wie seine Ernestine erkrankten sehr heftig daran. Dasselbe wollte trotz Chinin nicht weichen; Ernestine siechte sichtlich dahin. Als nun endlich auf Anregen Stollberg's der Ruf an ihn erging, Rector in dem reizend belegenen Eutin zu werden, wo er die geliebten Wälder, Thäler und Hügel und schön belegenen Seeen wiederfinden konnte, nahm er die Stelle an.

Kurz vor seinem Weggange von Otterndorf singt er in einer Elegie:

Nicht mehr schauen wir lang euch, ihr Wohnungen ländlicher Freiheit,
Durch die Gefilde verstreut, jede von Eschen begrünt,
Nicht der trotzigen Ähren Ertrag und des blühenden Rapses
Gelbe Flur mit grün schilfigen Gräben gestreift,
Segnend verlassen wir bald dies oceanangrenzende Blachfeld,
Welches der Fleiß mühsam brausenden Wogen entrang.
Oft zwar fordert die Elb' in des Herbstnachtsturmes Begleitung
Mit hochbrausender Fluth zornig ihr altes Gebiet,
Wild flieh'n Möven ins Land mit Geschrei, das ermattete Pflugroß
Trägt zu des Walls Aufwurf Säcke mit dämmendem Schutt;
Und von donnernden Schleusen geschreckt, drängt bange die Mäme
Strudelnden Laufs in der Geest mütterlich Moor sich zurück.
Häusern auf ragender Wurte vorbei, wo der Bauer des Sietlands
Heimwärts rudert zum torfflammenden Herde den Kahn.
Ach nun eilen wir bald in Eutins fruchtwallendes Seethal,
Über Gefilde und Heid' und den bewimpelten Strom.
Daß wir, der sumpfigen Marsch Ankömmlinge, jubelnd die Felder
Wiedersehn, wie sie uns hüpfende Kinder erfreut,
Wo uns schattet der Wald, wo Quellgesprudel uns tränket
Und am Bache den Mai grüßet ein Nachtigallchor."

Daß Johann Meyer gerade durch Johann Heinrich Voß und Matthias Claudius mit ihren scharf ausgeprägten Charakteren Wärme und Anregung zum dramatischen Schaffen erhalten hat, nimmt uns nicht Wunder: gehört doch der eine von ihnen durch die Geburt, der andere durch seine pädagogische Wirksamkeit Meyer's Heimath an, und ist doch für beide die stimmungsreiche Natur des holsteinischen Landes so oft Gegenstand ihrer volksthümlichsten Dichtungen geworden. Bei der eigenartigen Composition von „Dichter un Buern" erwuchs Johann Meyer eine

doppelte Aufgabe: die getreue Wiedergabe der Charaktere der historischen Personen und die Erfindung von neuen Charakterfiguren. Und diese mußten nicht nur vielfach unter sich, sondern ganz besonders mit den beiden Dichtern wirksam contrastiren. Die Lösung dieser Aufgabe ist unserem Freunde wieder glänzend geglückt, was umso höher anzuschlagen ist, als die durch Raum und Zeit gebotene Beschränkung charakteristische Lebensäußerungen in nur geringer Zahl möglich machte. Aber es sind die vorgeführten Züge so überaus glücklich gewählt, daß sie sich in der Phantasie des Hörers zu einem scharf markirten Bild leicht vervollständigen. Überhaupt besitzt Johann Meyer auch nach dieser Seite hin eine meisterhafte Pinselführung; wenige Striche — und ein sich deutlich aus der Umgebung abhebendes Charakterbild ist fertig!

Da sehen wir Johann Heinrich Voß in harmlos-rührender Einfachheit und Reinheit der Anschauung und in jenem jugendlichen Feuer, das seiner ganzen Thätigkeit im Göttinger Dichterbunde eigen war. Dann tritt Matthias Claudius auf mit den Emblemen des Boten, ganz so, wie er zu uns in seinen Dichtungen spricht, schlicht und gemüthvoll, von wohlthuender Schalkheit, wenn er belehren will, ernst und eindringlich, wenn es gilt dem Verirrten den rechten Weg zu zeigen. Wie sehr seine Lieder Gemeingut des Volkes geworden sind, wird uns in „Dichter un Buern" so recht vor Augen geführt. Im Rectoratsgarten zu Otterndorf, wo Voß einige ortsansässige Bauern bewirthete, wobei die Männer wegen Mangels an Stühlen zum Theil auf einer Bank sitzen mußten, die aus des Herrn Rectors aufgestapelten mächtigen Folianten mit darüber gelegtem Brett hergestellt worden war, erbrausen das herrliche Abendlied „Der Mond ist aufgegangen", das „Rheinweinlied" und „Urians Reise um die Welt" zum mondscheinhellen Himmel empor; und als Voßens Gattin, Ernestine, die Geschichte von Goliath und David, die Claudius in seiner Reisetasche eben mitgebracht hat, vorträgt, wollte der Jubel und Beifall kein Ende finden: die Bauern sprechen die Verse nach und wünschen eine Abschrift davon.

Von den Landleuten tritt Peter Grothusen, ein reicher Großbauer, in den Vordergrund. Es ist der Typus eines sich auf Grund- und Geldbesitz steifenden Protzes, den selbst Männer wie Voß und Claudius nicht warmherzig zu stimmen vermögen. Ganz

anders geartet ist Fiken, seine Tochter, die gegen den Willen der Eltern einen armen Schifferknecht liebt und den Jochen Bull, „de eenzig Söhn! — un sin Vader, de hett ok ja en groten Hoff“— heiraten soll. Die Schilderung, die Voß, der als Mecklenburger das Niederdeutsche nicht nur gesprochen, sondern auch poetisch verwendet hat, von der frischen, blühenden, plattdeutschen Sprache macht, paßt so recht auf Fiken Grothusen.

Nun mögen mich meine freundlichen Leser und Leserinnen auf einige Augenblicke in den duftigen Blüthengarten dieser lieblichen Dichtung begleiten, um sich mit mir ihres Liebreizes zu erfreuen.

Die Decoration bildet der Vorgarten des Rectorates in Otterndorf. Im Hintergrund steht ein Staket oder eine Mauer mit einer Doppelpforte in der Mitte; dahinter Gesträuch und Bäume, rechts nach der letzten Kulisse hinter der Einfriedigung und über sie empor ragend das Rectoratsgebäude. Rechts in der letzten Kulisse vor der Einfriedigung führt eine kleine Pforte nach der im Rectoratsgebäude an dieser Seite befindlichen Küche und links eine andere nach dem an den Garten stoßenden Apfelhof. Rechts weiter nach vorn steht ein fünf bis zehn Plätze langer, etwas schräg mit der Verjüngung der Bühne parallel gestellter, halbgedeckter Tisch. Auf ihm liegt ein Tischtuch und darauf Messer, Gabeln und einige Teller. An der rechten Seite des Tisches befinden sich fünf Stühle, an der linken jene improvisirte Bank, ein auf Stapeln alter in Schweinsleder gebundener Folianten liegendes, mit einer Wolldecke umhülltes Brett. Links ist eine Laube und darin ein runder Tisch, auf dem sich Bücher, Papier und Schreibgeschirr befinden. Bäume, Gesträuch und Blumenbeete schmücken an verschiedenen Stellen den Vorgarten.

Ernestine (am Tisch beschäftigt, in abgerissenen Sätzen sprechend und jedesmal nach Voß hinübersehend, welcher seitwärts links in der Laube an seiner Homer-Übersetzung arbeitet). Ein schöner Abend! — — — Es rührt sich kein Blatt am Baume! — — — Wie viel angenehmer ist es doch hier draußen als da drinnen! — — Aber es ist so schwül! — — Und die Fliegen schwirren! — — — Wenn es nur nicht regnen wird! — — — Aber Voß! — — Johann Heinrich! — Voß (noch mit seiner Übersetzung beschäftigt). Wa? — — Was? Ernestine. Hörst Du denn gar nicht? — Voß (schon mit mehr Aufmerksamkeit). Ich? — Ja! — Ernestine. Schmiedest Du denn noch immer Hexameter? — Komm und hilf mir decken! Voß (aufstehend und das Buch zumachend).

Mit Vergnügen, mein Kind! Den göttlichen Dulder Odysseus
Laß' ich der Circe derweil und gehorch' der gebietenden Hausfrau!

(Geht nach dem Tisch und macht sich dort zu schaffen.) Ernestine. Wenn Auguste nur käme mit den Tellern! Voß. Wir Dichter sind doch geniale Leute! — Da geben wir Gesellschaft und haben nicht einmal das nöthige Steinzeug dazu! — Ha! Ha! Ha! Ha! Ernestine. Loos der Poeten! — Und mein Männchen läßt es sich zur Ansicht kommen, gerade wie vom Buchhändler seine Bücher! Voß. Und morgen bekommt der Kaufmann schon alles wieder zurück, sauber und unbeschädigt. Ernestine. Vielmals zu grüßen vom Herrn Rektor, die Terrine wäre ihm doch zu theuer! Ha! Ha! Ha! Ha! Voß. Und von der Frau Rektorin: sie wäre ihr auch zu groß, — und sie würde schon selber kommen, um sich eine andere auszusuchen! Ha! Ha! Ha! Ha! Ernestine. So?! — auszusuchen?! Voß. Ha! — Ha! Ha! — — Anzusehen! — Anzusehen, wollte ich sagen. Ernestine. Gott Lob, daß wir doch nicht nöthig haben, uns auch noch die fehlenden Stühle zu borgen! Voß. Dank der Erfindung meiner Ernestine! Ernestine. Und der ihres lieben Poeten! Ja! — wir haben es gemeinschaftlich aufgebaut, dieses famose Sitzgestell.

Ebn als de Buern dat makt op de Grotköst, wenn se keen Stöhl hebbt,
Nehmt se de Breder to Hölp un leggt se öwer de Beertünn!

Ernestine. Und statt der Biertonnen Deine alten schweinsledernen Pergamentbände! Ha! Ha! Ha! Ha! Voß. Und Dein Gasselbrett aus der Backstube darüber! Ha! Ha! Ha! Ha! Ernestine. Sorgfältig umhüllt mit unserer besten Wolldecke! Voß. Ein niedliches Bänkchen! Ernestine. Ja! — aber en beten wacklig! Voß. Ja, sehr wacklig, sehr wacklig! Und die es drücken werden, die mögen sich in Acht nehmen,

Daß nicht ausweichend ein Glied mitnimmt das nächste, und jählings
Holter kapulter das Brett nachrutscht und die ganze Bescheerung!

Voß, Ernestine (zugleich). Ha! Ha! Ha! Ha! (Man hört die Hausthürglocke.) Ernestine. Horch! — Da kommt Auguste! Auguste (durch die Mitte kommend, mit einem Korb, darin eine Terrine, anderes Steinzeug und Gläser). Oha — is de awer swar!

Voß.

Setz' auf die Erde den Korb, Auguste, und gieb mir die Rechnung!

Auguste (den Korb niedersetzend). Ja wul, Herr Rekter! Hier is de Reken! (Giebt Voß eine Rechnung. Auf die Terrine zeigend.) Wat'n prächtige Punschtarin! — — — Awer ick heff mi argert öwer den Menschen! Voß und Ernestine (zugleich). Ah! Ernestine. Du hast ihm doch nichts verrathen? Auguste. Verraden? — Dat deh gar nich eerst nödig, — he wuß all vun allens Bescheed! — vun de ganze Gesellschap, — wakeen als dar kamt — un ock, wat dar op'n Disch kommt! Voß und Ernestine (zugleich). Ah! Auguste. Un als ick de Reken verlang, dar meen he ördentlich: En Nota dat deh ja garnich eerst nödig! — Un wenn Fru Rektern ock sünst noch wat bedürftig weer, — vellicht ock noch en Kaffekann oder en Theeputt, denn schull ick man wedderkam, — he lehn uns dat gern! Ernestine. Der Unverschämte! Auguste. Ja, dat dach ick ock! awers de Mann harr doch so nebenbi noch ganz vernünftige Ansichten. Voß und Ernestine (zugleich) So?! Auguste. Ja! He meen: bi so'n lütt Gehalt,

als de Otterndörper ehrn Rekter dat doch man geeben, weer dar ja gar nix bi, wenn de Fru Rektern sick düt un dat mal lehn deh, wat se sick in'n Ogenblick noch nich köpen kunn! Ernestine. Das laß' ich mir gefallen! Auguste. Ja! — un wenn't na sin Will'n gung, denn müß de Herr Rekter vun sin dreehunnert Dahler doch tom mindesten op achthunnert sett warrn, un dat alleen all vun wegen sin Berühmtheit als Dichter un all sin smucken Leeder! Voß. n' prächtiger Mensch, dieser Kaufmann! Ernestine. Das ist ja reizend! Voß. Dafür bekommt er später meine Gedichte! Ernestine. Und meinen Dank! (zu Auguste) Aber nun flink nach der Küche, Auguste! — Wasch mir alles hübsch sauber ab und mach mir nichts entzwei! Auguste. Heff Fru Rektern man keen Sorg! (Ab mit dem Korb durch die kleine Pforte rechts nach der Küche. Ernestine macht sich wieder an dem Tisch zu schaffen.) Voß. Aber, mein Schatz, wie stehts mit dem Imbiß? Ernestine. Fix und fertig! — Zwei große Schüsseln voll, — Auguste wird sie gleich hereinbringen! Voß. Und die Bowle? wenn ich fragen darf? Ernestine. Auch schon gemacht, aber vorläufig noch in einer Milchschüssel, des besseren Gefäßes harrend, das Auguste soeben gebracht hat, — — und genau nach Deinem Rezept! — Eine Rheinwein-Bowle, so aromatisch und duftig, daß die olympischen Götter sie für Nektar trinken könnten! Voß. Wie wir Studenten sie in Göttingen tranken! Und vor allem, in unserm Hainbunde! — Apropos! — Mein silberner Ehrenpokal! soll der nicht auch mit die Tafel schmücken? — Ernestine. Aber Voß! Das Werthvollste, was wir besitzen! Voß. Eben darum! Ich sage Dir, der würde den protzigen Bauern imponiren! Ein solches Trinkgeschirr hat auch der Reichste nicht! Und damit jedem die Ehre zu Theil werde, auch einmal daraus getrunken zu haben, lassen wir ihn kreisen beim Rundgesang! — Also bitt' schön, mein herzlieb Ehegespons, — Deines Dichter-Gatten Ehrenpokal! Ernestine. Dein Wunsch ist mir Befehl, mein Schatz! Auguste (mit Gläsern und Tellern auf einem Theebrett, durch die kleine Pforte rechts eintretend). Sieh so! — Hier sünd all de Gläser und Tellern! Ernestine. Dank schön! — Und nu bring' auch das andere! Aber zunächst den großen silbernen Ehrenpokal! Hier ist der Schlüssel! Auguste. Ja wul, Fru Rektern! (Ab durch die kleine Pforte rechts.) Ernestine (die Gläser ordnend). So! — Damit wir weiter kommen! (Man hört die Thurmuhr schlagen.) Horch! — die Uhr schlägt sechs! — wir haben alle Ursache, uns zu sputen! Voß. Ja wohl! — alle Ursache, uns zu sputen! (beschäftigt sich gleichfalls mit dem Gedeck.) Auguste (mit dem Ehrenpokal durch die Pforte kommend). Hier is ock all de Beker! — Na, wat ward de Buern seggen, de immer so mit ehr Sülwertüg prahlt! — So en Sülwerklumpen hett doch keen een op'n Disch to setten! Voß (ihr den Becher abnehmend und in beiden Händen haltend, pathethisch). Du herrliches Gefäß! — Denkmal meiner schönsten Erinnerungen! So oft ich Dich umfasse, ist es mir, als umarmte ich meine Freunde! (Während der nun folgenden Hexameter bewegt sich Auguste, schottisch tanzend, nach dem Rhythmus.)

Miller und Hölty und Hahn, und die beiden prächtigen Stolberg!
Dich, mein Boie, zugleich durch das heilige Band der Verwandtschaft
Doppelt mir theuer und werth! — Und Dich, Du herrlicher Barde,

Der den Messias uns sang! — — — — — — — — — — — — — — — — —
(Zu Auguste) Nun? was fällt Dir denn ein? (Setzt den Becher auf den Tisch). Auguste. Ick hüpp, Herr Rekter! Ernestine. Ich möchte Dich doch bitten um etwas mehr Respekt vor Deiner Herrschaft! Auguste. Ja, Fru Rektern, wat kann ick darför, wenn de Herr Rekter mennigmal so, so, — so in so'n Hoppsa oder Schottisch spríckt! — (Nach dem Rhythmus schottisch tanzend)

Raddera, raddadada! — Ra raddara, raddada dadda!

Wenn ick dat so hör, denn is mi allemal, as wenn ick danzen müß! (Ab durch die kleine Pforte.) Voß, Ernestine (zugleich). Ha! Ha! Ha! Ha! Voß. Na, was sagst Du nun, mein Weibchen? — Könnt ich mir wohl einen besseren Kritiker für meine Hexameter wünschen, als dieses Naturkind?! Ernestine. Sie hat Recht! — Es ergeht mir ebenso! Anmuthiger Wohllaut liegt in Deinen Worten, und wie Musik sind Deine Verse! Auguste (mit einem großen Teller voll Butterbrod, durch die kleine Pforte eintretend). Süh so! Und hier is ock all en Schöttel! — Un een so'n Schöttel vull is dar noch mehr! — Wat för'n lecker Botterbrod! — Ward se dar awer inhau'n! — (setzt die Schüssel auf das obere Tischende.) Ick glöw förwahr, Fru Rektern, dar kummt all een! — He schester eben de Strat hendal un lik op uns to! — (Man hört klingeln.) Dar klingelt dat all! Ernestine. Aber die Uhr schlug vorhin doch erst sechs! Voß. Hat sich wohl ein wenig verfrüht! Ernestine (zu Auguste). Geh hin und öffne! Auguste. Ja wul, Fru Rektern! (Ab durch die Mitte.) Voß. Vielleicht Nachbar Grothusen! Bekanntlich immer der Erste! Ernestine. Aber ohne Frau?! Und die würden auch die Straße nicht herunterkommen! Claudius (durch die Mitte kommend mit der Botentasche um. Hinter ihm Auguste, die im Hintergrunde, rechts bei der Pforte bleibt). Voß (ihm entgegeneilend und ihn umarmend). Claudius! — Ah, nein! — In meine Arme! Claudius (während der Umarmung.) Als Bote kam es mir doch wohl zu, der Erste zu sein! Auguste (für sich). Wat? — Bote?! Claudius (zu Ernestine, ihr beide Hände drückend). Frau Ernestine! — Frau Rektorin, wollt' ich sagen! Ernestine. Seien Sie uns tausendmal willkommen, liebster Herzensfreund! Auguste (für sich). Fru Rektern ehr Hartensfründ?! Claudius. Und tausend Grüße von Rebekka! Voß und Ernestine (zugleich). Rebekka! Auguste (für sich). Rebekka?! Ernestine. Was macht sie? Voß. Wie geht es ihr? Claudius. Danke! — aufs schönste! — So munter wie ihr Bote! Auguste. Also sin Fru! Voß. Nein! Diese Freude! — Diese Überraschung! — — Du hier, — mein liebster Freund und Bruder in Apoll! — (mit Wehmuth) Aber ach! Wie ist es nun doch schon alles so ganz anders als früher! Und wo sind sie alle, die lieben Freunde und die schönen Stunden und Tage unseres herrlichen Bundes?! — — — — Ein kurzer Traum! — Verflogen! — — Zerstoben! — — Claudius. Ja, ja! — Aber warum so elegisch?! Das Bessere, was er gezeitigt, wird doch bleiben für alle Zeiten! — Sein unverwelklicher Kranz schöner Dichtungen und Lieder! Voß. Und sein Verdienst um die Befreiung unserer deutschen Litteratur von der Überwucherung französischer Thorheit und Mode! Auguste (für sich). Wa gelehrt dat klingt! Ernestine. Und wer einen Klopstock zu den Seinigen zählte, — — Claudius. Und einen Hölty, einen Boie,

einen Leisewitz! Voß. Und die Millers, — die Stolbergs! Claudius. Und einen Voß! Voß. O, bitte! bitte! Claudius. Und einen Bürger, einen Lessing zu seinen Freunden! Voß. Und einen Asmus, omnia sua secum portans! Auguste (für sich). Dat's gewiß französch! Claudius. Sei es! — Warum nicht?! — Euer Bund war mir immer ans Herz gewachsen! — — Aber wer das alles so hat und hatte, der wird auch bleiben, wie jene bleiben! Ernestine. Das wird er! — Er lebt mit ihnen! Voß. Claudius! (ihm beide Hände drückend). Du alte, liebe, treue Seele Du! — — — (in anderm Ton) Aber Du trägst ja noch immer die Tasche — Entschuldige, daß ich Dir sie nicht schon abgenommen. — (Nimmt ihm die Tasche ab) Sieh, da guckt wahrhaftig ja auch noch etwas heraus! — Ernestine. Am Ende gar ein Gedicht! Voß. Und das neueste, was der Bote sich hineingesteckt! — Darf ich? — (Nimmt das Gedicht heraus.) Claudius. Warum nicht?! — ich machte es unterwegs auf dem Schoner, als die Fluth kam und wir vor Anker lagen. — Wenn's Dir gefällt, sei es Dein! Auguste. Also ock so'n Dichter! (leise in die Hände schlagend) Prächtig! prächtig! Voß (lesend).

Die Geschichte vom großen Goliath und dem kleinen David.

War einst ein Riese Goliath,
Ein gar gefährlich Mann!
Er hatte Treffen an dem Hut
Und einen Klunker dran!
Und hatt'n Rock von Silberdraht,
Der ganz gewaltig funkeln that.

Voß, Ernestine, Auguste (zugleich). Ha! Ha! Ha! Ha! Ernestine. Das ist ja reizend! Auguste. Ja, Fru Rektern, dat is hübsch! Ernestine (verweisend). Auguste! Auguste. Gott, Fru Rektern, ick kann mi doch ock wul freun?! (ab durch die kleine Pforte rechts.) Ernestine (zu Claudius). Etwas vorlaut, aber doch herzensgut! Voß. Ein naives Naturgemüth. Claudius. Das hab' ich gern! Voß. Aber Deine Ballade — die lesen wir nachher unseren Bauern vor! — Die werden sich ja unter den Tisch lachen! — Es kommt nämlich noch Gesellschaft. Claudius. Ja, das seh' ich! — Der Tisch ist so hübsch gedeckt, und Dein großer Göttinger Ehrenpokal mitten darauf! — Voß. Halt! da fällt mir 'was ein! — — Aus dem sollst Du heute Abend trinken! Claudius (abwehrend). Ah! Ah! Voß. Wir wollten ihn kreisen lassen beim Rundgesang, aber nun trinkst Du allein daraus! Ernestine. Bravo, mein Männchen! — Und oben am Tisch da soll er sitzen, als unser aller Ehrengast! Voß. Und in meinem Lehnstuhl! Ernestine. Bravo. Bravo! Tragen wir ihn gleich dahin! (Voß und Ernestine gehen nach der Laube und tragen den Lehnstuhl nach dem oberen Tischende, während der Dialog weiter geht.) Claudius. Viel zu viel der Ehre! — Aber die Gesellschaft! — Da bin ich doch am Ende wie ein alter Störenfried gekommen. Ernestine. Gott bewahre! Voß. Im Gegentheil! — Die Gesellschaft wird Dich interessiren, — und Du sie! — —

Wenn sie Dich auch nicht kennen, — den Wandsbeker Boten kennen sie doch alle! — Er geht hier von Haus zu Haus! Ernestine. Und man lernt seine Gedichte und singt seine Lieder! Claudius. Ist mir gar lieb zu hören! Voß. So lernst Du auch hier Deine Verehrer und Verehrerinnen 'mal kennen! — Lauter Otterndorfer Bauern mit ihren Frauen, — und eine kleine allerliebste auch ohne Mann! Ernestine. Na? wer könnte das denn sein?! Voß. Doch! Und doch! — — Und die könntest Du zu Tisch führen! Claudius. Aber mit Verlaub! — Meine Tischdame für heute Abend ist doch Frau Ernestine! Ernestine. Danke bestens! — Mit großem Vergnügen! Voß. Nun, dann nimm sie! — Ich sprach im Bilde! — Es wird nämlich nur platt gesprochen, — und ich meinte eben nichts anderes, als unsere schöne, liebe, theure Muttersprache! Ernestine. Du Schelm! Claudius. Nur platt gesprochen! — Das ist ja reizend! Voß (mit Pathos). Ja! — denn kumm man her, — Du lüttje dralle Burdeern mit Din langen brunen Flechten, Din rosenroden Mund un Din sneewitten Tähn! — Din Vergißmeinnicht-Ogen un Din fröhlich Kinnerhart! — Ja, denn kumm man her! — Du sitzt bi mi! — Auguste (Fiken, die sich sträubt, an der Hand hereinziehend. Beide durch die kleine Pforte rechts kommend). Nu kumm man, Fiken! Voß, Ernestine (zugleich). Fiken! Auguste. Nu schaneer Di doch man ni! — (zu Ernestine) se hett wat op'n Harten! Claudius (bei Seite). Welch eine Menschenblume! Voß. Na, Fiken, kumm! — giff uns de Hand! Claudius (bei Seite). Dies kleine niedliche Bauernmädchen! Fiken. Ja, Herr Rekter, — (Sie giebt zuerst Ernestine, dann Voß die Hand, jedesmal einen Knix machend, während dessen sagt) Claudius (bei sich). Ja, das ist sie, die kleine allerliebste Bäuerin! — Voß (nach Claudius zeigend). Un denn dar ock, Fiken! — Is'n guden Fründ vun uns! Und Du freust Di an alles, wat he schrifft und singst sin Leder! Dat is Asmus, min Kind, de „Wandsbeker Bote." Fiken. Ah, ne! — Ah, ne!

Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen

Dat is doch dat schönste vun all min Leeder, de ick singen kann! — Un Se hebbt dat makt? Ne, wa freut mi dat! — Aber ick heff ja nix als en paar arme Wör to danken! Claudius. Doch! doch, min Kind! — wat schullst Du ni! — Kumm, giff mi noch eenmal de Hand! (Sie giebt Claudius die Hand.) Un süh, so hal ick mi sülben min Dank! un drück mi mal de lüttje frische Ros' an min Lippen! (er küßt sie.) Ernestine, Voß (zugleich.) Ha! Ha! Ha! Ha! Fiken (verschämt). Ah ne! (wischt sich mit der Schürze über den Mund.) Voß (in die Hände klatschend.) Bravo! — charmant! — Kumm, lütt Fiken, giff mi ock een! Ernestine (eifersüchtig). Aber Voß! laß doch den Unsinn! Auguste. Ja, Fiken, doh dat man! — Uns' Herr Rekter is doch ock so'n Dichter! Ernestine (zu Auguste). Du schweigst! Auguste. Gott, Fru Rektern, wat is dar denn bi! — En Dichter kann man doch geern mal küssen! Ernestine. Schweig! sag ich Dir noch einmal! Auguste. Ja, ick swieg! Ernestine (zu Fiken). Nun, mein Kind, was hast Du denn auf dem Herzen? Auguste. Se hett en un-

glückliche Liebe, Fru Rektern! Voß, Claudius (zugleich). Ah! Ernestine. Sieh! Sieh! Auguste. Ja, Fru Rektern, mit Hartwig Kröger! — Un ehr Vadder un Mudder sünd beide so dagegen! Voß. Hartwig Kröger, de arme Schipperknecht! — Un Fiken Grothusen — de rike Burndochder! Fiken (weinend). Ja! Un nu hett Jochen Bull sin Jochen um mi anholen — un denn schall ick pattu nehmen! Voß. Jochen Bull! — De eenzig Söhn! — un sin Vader de hett ock ja en groten Hoff! Claudius (bei Seite). Wieder 'mal der leidige Mammon und die Habsucht der Menschen! Fiken (weinend). Un ick kann un kann dat ni! — Ni un nümmer nich! Ernestine. Sehr natürlich! Auguste. De ole rothhaarige Mensch?! Gott bewahr uns! — De is jüst akkerat ebenso, als sin Gizpesel von Vader! Ernestine. Rede doch nicht immer so vorlaut dazwischen! Geh' nach der Küche! Auguste. Ja, Fru Rektern! (Ab durch die kleine Pforte rechts.) Fiken (noch mehr weinend). Dat is ja ock man blots von wegen dat Geld, — un wil min Hartwig arm is. — Nu heff ick nix mehr vun min Leben! Voß. Na, na! Nu lat doch dat Ween'n na, min lüttj' Fiken! Ernestine. Ja, tröst' Di man! — Dat hett wull noch keen Noth! Claudius (bei Seite). Das kann einem doch leid thun! Fiken (weinend). Wat fang ick arm Deern nu eenmal an! — — — Awers wiel min Vadder un min Mudder doch sunnabend ock mit hier sünd, — wul ick den Herrn Rekter un de Fru Rektern beden, — — wenn't jichens möglich weer, — un de Gelegenheit jüst mal günstig, — — bi min Vadder un Mudder en fründlich Wort för mi un min Hartwig to spreken! Voß. Ja! Ja! wenn't jichens möglich is, — so will ick't dohn! Claudius. Un ick ock! — Du arm lütt Deern! Ernestine. Und ich nicht minder!

Peter Grothusen und seine Frau erscheinen von den Otterndorfer Gästen zuerst; und kaum hat zwischen dem protzigen Bauern und den beiden Dichtern die übliche Begrüßung stattgefunden, als diese auch schon ihr Bekehrungswerk beginnen. Es folgen nun einige äußerst packende Scenen, an denen sich namentlich auch Auguste insofern stark beteiligt, als sie keine Gelegenheit vorüber gehen läßt, es dem hartherzigen Bauer zu verstehen zu geben, wie sehr sie ihn wegen seiner niedrigen Gesinnung verabscheue; so setzt sie vor ihn mit einer solchen Wucht die Pfefferdose auf den Tisch, daß ihm der Pfefferstaub in die Nase fliegt und er vor lauter Niesen zuerst garnicht sprechen kann. „So, hier is ock noch de Peper, Peter Grothusen!" — „Dat is mal een näswise Deern!" meint der Bauer.

Aber dem Peter Grothusen gönnen wir diese schlechte Behandlung; denn er ist der Ausbund eines hochmüthigen und geldstolzen Marschbauern, der den Menschen nicht nach dem beurtheilt, was er im Herzen hat, sondern nach dem, was in seiner Geldkiste liegt.

Und nur darum ist er auch gegen die Heirath seiner Fiken mit dem blutarmen Hartwig Kröger. Auf Matthias Claudius' Bemerkung: „Nix is slimmer, als twee Menschen an enanner binn, de ni för enanner paßt!“ erwiderte er: „Ni för enanner paßt? Ick meen dochen dit, hier (und dabei klopft er sich auf die Tasche, daß das Geld klingt), dat hebbt se beide! — Und wat paßt dor den ock wul beter to hopen, als dat?!“

Die andern jedoch geben den Widerstand noch nicht auf; sie streichen die Vorzüge des Hartwig Kröger vor dem Jochen Bull gewaltig heraus: „He hett en stattliche Figur un en smuckes Gesicht — und en gudes Hart; denn he sorgt doch all sit Jahren för sin ole Mudder, — und als dat grote Für weer in de Osterstrat, hal he dar nich de kranke Fru ut de Flammen?! — Und twee von de Scholkinner, de dar op de Mäm dör't Jis braken, hett he doch dat Leben rett! — Und de ole Fischer Groth weer ock verdrunken, wenn he em ni nahsprungen weer!“

„Na, wenn de keen gudes Hart hett, — ruft der Wandsbecker Bote aus — wakeen harr't denn?“

„Und Jochen Bull sin Jochen — spricht Voß — de is als sin Vadder, — se hebbt dar beide von dat alles nix!“

„Nich mal en beten Mutterwitz!“ fügt Auguste vorlaut hinzu.

„Awers doch en groten Hoff — platzt Grothusen heraus — un mit en reines Folium, — un ock noch Geld op Zinsen!“ . .

Die beiden Dichter holen aus ihrem menschenfreundlichen und empfindungsreichen Herzen die schönsten Gedanken hervor, um den Starrsinn des Mannes zu beugen. — „Dar kann ja een Steen week bi warrn!“ meint Auguste. Aber Grothusen wird nicht weich; der steinreiche Bauer ist noch härter als ein Stein; er springt auf, stampft mit dem Fuß und ruft: „Der Deutscher noch mal to! — Datt heff ick ni nödig, mi beeden to laten! — Wat gaht denn anner Lüd min Kinner an?! . . . . . . Ick kann mi sülben helpen und bruk keen Hölp vun anner Menschen.“

Aber der steife Nacken des Bauern soll noch gekrümmt und sein verhärtetes Gemüth so weich wie Wachs werden. Wenn die Ackerkrume keine Frucht mehr hervorbringen kann, da wird wohl der Boden mit dem Pfluge tief aufgerissen, damit die im Innern

noch brach liegenden Kräfte nach oben kommen. Was Voß und Claudius allein nicht vermögen, das soll ihnen im Bunde mit einem Dritten gelingen; und dieses Dritte ist ein schweres Verhängniß, das dem Peter Grothusen in dem Verluste seines Sohnes droht.

Dieser, der Petje, ist sin Vadder sin Ogappel und — wie Mutter Grothusen sagt — „so'n beten vertrocken; de Racker kann sin Vadder ja nagrad' um'n Finger wickeln. Dar wünsch de Jung sick nülich en Joll to sin Geburtsdag, un son nie Joll, de kost doch en ganzen Barg Geld! Und Grothusen schenkt dem Jungen die Jolle; denn „wi hebbt dat ja!" — „Nu liggt Petje, wenn dar mal keen Schol is, den ganzen Dag damit opt Water! — Un bi sin Waghalsigkeit — wa licht kunn dar ni mal en Malör passeern!" — — Doch bis dahin noch allerlei anderes!

Bisher ist von den anderen Gästen noch niemand erschienen; und Peter Grothusen und die beiden Dichter gerathen in dem weitern Wortstreit so hart und scharf aneinander, daß der rabiate Bauer wüthend aufspringt und Voß entgegnet: „Als Fründ hebbt Se mi inladen, Herr Rekter, un als Fründ bün ick kam! — — Awers nu hett de Fründschaft en Enn!" Und dann faßt er seine Frau am Arm und die Sträubende langsam mit sich ziehend, ruft er im Abgehen seinem Gastgeber noch zu: „Ower Ehr Döhrswell kümmt Peter Grothusen nich wedder!" Dann verschwindet er mit seiner Frau durch die Pforte.

Schon hat es an der Hausthür geklingelt: es sind die anderen geladenen Bauern mit ihren Frauen angekommen. Durch die Begegnung mit Peter Grothusen und Frau gelangen sie aber nicht gleich zum Auftreten, zumal auch Voß, Claudius und Ernestine beschlossen haben, dem sich beleidigt fühlenden Grothusen nachzueilen, um ihn wieder umzustimmen.

Während nun draußen hin und her geredet wird und versöhnende Worte gesprochen werden, monologisirt Auguste, die sich allein im Garten befindet, folgendermaßen:

Na, de Gesellschaft fangt ja gut an — Wat ward de wul noch för'n Enn nehm'! — — Awers töf man, Du Hitzkopp! — Vun son Burn lat so'n paar Dichter sick noch lang nich int Bockshorn jagen! — — Wat för'n Striet! — un denn an so'n schön Summerabend! — — — (den Mond gewahr werdend) Ah, süh! — Dar kiekt ock all de Maand dör de Twiegen! —

Un rein so freedsam un so trulich, als wenn he seggn wul: Gott bewahr uns, Peter Grothusen, schamst Du Di denn nich? — Un Din Fiken, de beschütz ick, denn in ehr Hart, dar blöht de Leevde! Un darför bin ick ja de Maand, — de se alle belurn un beschützen deiht, de sick leev hebbt! — — — Na, wenn Fiken hier weer, denn wüß ick wul wat se deh, — denn fung se an to singn, — un ick weet ock wul, wat! — — Dat Leed vun den Wandsbeker Dichter, unsen Herrn Rekter sin Fründ! — — (Vorspiel, sie singt).

Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar!
Der Wald steht schwarz und schweiget,
Und aus den Wiesen steiget
Der weiße Nebel wunderbar!

(Gesang in der Ferne, in der Wiese, Fiken. Auguste stummes Spiel.)

Wie ist die Welt so stille!
Und in der Dämmerung Hülle,
So traulich und so hold!
Gleich einer stillen Kammer,
Wo ihr des Tages Jammer
Verschlafen und vergessen sollt!

Auguste (schnell). Ja, se is dat! (an die Pforte links eilend und darüber sehend.) He! Fiken! Fiken! — Na, wo is se denn? Wahrhaftig! — Dar geiht se! Un mit Hartwig Kröger in'n Arm! — He, Fiken! Fiken! — Awer se hört mi ni! — Denn sing ick wedder! (singt.)

Wir stolzen Menschenkinder
Sind eitel arme Sünder
Und wissen gar nicht viel!
Wir spinnen Hirngespinste
Und brauchen viele Künste
Und kommen oft doch nicht ans Ziel!

Dat hebbt se hört! — Nu staht se still, un kiekt sick um! — Se weiht mit'n Taschendok! — (Gesang in der Ferne, in der Wiese, Fiken und Hartwig Kröger zweistimmig. Auguste stummes Spiel.)

Laßt uns auf Gott vertrauen!
Auf seine Hülfe bauen!
Und unser Herz das sei sein Haus!
Wenn auch kein Trost uns bliebe,
Gott ist ja doch die Liebe!
Und führet alles schön hinaus!

Auguste. Und führet alles schön hinaus! (rufend, mit dem Tuche wehend.) He, Fiken! Fiken! — Wahrhaftig! — Nu weiht se noch mal mit'n Dok! — Fiken! — Hartwig! — — Awer nu gaht se wieder! — den Stieg dör de Wisch un an de Mäm hendal! — Fiken, Deern, Du kriggst ja natte Föt! — Nu bögt se links um, den Diek to höchd bi de grote Slüs', — un nu, — ja nu kann ick se ja all ni mehr sehn! — Nu fünd se all op de anner Siet an't Water! — — Na, wenn Peter Grothusen un sin Fru ehr

nu man ni in de Möt kamt, — de Hof liggt ja ganz in de Neegde! — Du ol' leewe, true Mand dar baben, nu beschirm un beschütz du se wieder! Hett wul nix to seggen! — Se hebbt ja noch guden Moth! — Wa schön dat klung, als de beiden so tohopen sungn! — (sie singt.)

Laßt uns auf Gott vertrauen,
Auf seine Hülfe bauen,
Und unser Herz das sei sein Haus!
Wenn auch kein Trost uns bliebe,
Gott ist ja doch die Liebe!
Und führet alles schön hinaus!

(Sie geht langsam durch die Pforte rechts ab; der Vorhang fällt und der erste Act ist zu Ende.)

Der Beginn des zweiten Actes ist auch der Beginn der eigentlichen Gesellschaft. Alle Gäste sind beisammen, draußen im Rectoratsgebäude, und auch Peter Grothusen ist darunter; denn er hat sich endlich beschwichtigen lassen, nachdem alle auf ihn eingeredet haben. Im Garten steht der gedeckte Tisch, an den Auguste noch die letzte Hand gelegt, und nun führen der Wirth und die Wirthin, Voß und Ernestine, ihre Gäste aus dem Hause in den kleinen niedlichen Garten davor und bitten sie, an der reichen Tafel Platz zu nehmen. „Bunte Reihen", je ein Männlein und ein Weiblein hübsch neben einander, wie sonst die Bauern bei derartigen Feten zu thun belieben, kann hier nur in beschränkter Weise gemacht werden; die improvisirte Bank gestattet nicht die vollständige Durchführung: denn wie leicht fällt dieses wackelige Gestell um. Nur männliche Idividuen dürfen sich dort niederlassen, und sie müssen sich damit begnügen, ihre bessere Hälfte gerade gegenüber sitzen zu sehen. Und sie sind auch damit zufrieden, da sie ja nur durch die Breite des Tisches von ihnen getrennt sind. Claudius, der Ehrengast des Hauses, sitzt obenan, am Tischende, in des Freundes prächtigem Lehnsessel, und ihm zur Linken, als erste in der Damenreihe, Ernestine, die Frau des Hauses, seine Tischdame, und ihm zur Rechten, als erster in der Reihe der Bauern, auf der Bank Grothusen. Und der Göttinger Ehrenpokal prangt vor dem Wandsbecker Boten, den Bauern und deren Frauen nicht wenig imponirend: solch einen Silberschatz, wie ihn der Herr Rector besitzt, hat doch keiner von ihnen im Hause!

Da kommt auch schon Auguste und bringt die große Terrine, voll dampfenden Punsches. Rasch ergreift Voß den Göttinger Pokal und läßt ihn durch Ernestine bis zur Hälfte füllen; und als nun diese auch noch alle Gläser, die, ihrer Bestimmung harrend, auf

dem Tische herumstehen, mit dem edlen Nasse versehen hat, begrüßt Voß den congenialen Freund mit einem herzlichen Willkommen:

Dir, meinem lieben Bruder in Apoll,
Dem echten, treuen, deutschen Dichterherzen,
Voll Gottesfurcht und wahrer Menschenliebe!
Dem Ehrenmann, — nun unserm Ehrengast!
Dir trinke ich aus diesem Ehrenbecher
Den Willkommsgruß; Du Sänger all der Lieder,
Sieh her, also:
(Er trinkt und reicht Claudius den Pokal wieder hin.)
— — — — — — — Und reiche Dir ihn wieder!
Und ruf' aus vollem Herzen gleich daneben:
Matthias Claudius, hoch sollst Du leben!

Ein donnerndes Hoch erschallt, in das alle begeistert einstimmen, und alle leeren zu Ehren des Dichters ihre Gläser; denn es findet sich niemand unter ihnen, der den Wandsbecker Boten nicht kennt und verehrt und seine Lieder nicht singen könnte. Und einer darunter, Krischan Fölster, der mit einer besonders hohen Stimme begabt ist und bei festlichen Gelegenheiten fast immer das Ehrenamt eines Vorsängers bekleidet, läßt in üblicher Weise sofort auf das Hoch ein Lied folgen; und da hat er es wohl für besonders sinnig gefunden, ein solches zu wählen, das den Wandsbecker Boten zum Verfasser hat und das sie auch alle gern singen. So beginnt er:

Wenn jemand eine Reise thut,
So kann er was erzählen;
Drum nahm ich meinen Stock und Hut
Und that das Reisen wählen.

Freudig stimmten sie nun alle im vollen Chore ein:

Da hat er gar nicht übel, gar nicht übel, gar nicht übel dran gethan,
Erzähle Er nur weiter, Herr Urian!

Aber nun machte Claudius zum Ergötzen aller schnell einen köstlichen Spaß: er nimmt Krischan Fölster, der eben zur zweiten Strophe ausholen will, das Wort vom Munde weg und beginnt zu improvisiren:

Doch kurz war nur mein Reisepfad,
Bin gar nicht weit gekommen!
Zu Otterndorf im Rectorat
Hab' ich Quartier genommen.

Alles ist höchlichst ergötzt und singt in heiterster Stimmung die Chorstrophe.

Claudius dichtet lustig aus dem Stegreif weiter:

noch brach liegenden Kräfte nach oben kommen. Was Voß und Claudius allein nicht vermögen, das soll ihnen im Bunde mit einem Dritten gelingen; und dieses Dritte ist ein schweres Verhängniß, das dem Peter Grothusen in dem Verluste seines Sohnes droht.

Dieser, der Petje, ist sin Vadder sin Ogappel und — wie Mutter Grothusen sagt — „so'n beten vertrocken; de Racker kann sin Vadder ja nagrad' um'n Finger wickeln. Dar wünsch de Jung sick nülich en Joll to sin Geburtsdag, un son nie Joll, de kost doch en ganzen Barg Geld! Und Grothusen schenkt dem Jungen die Jolle; denn „wi hebbt dat ja!" — „Nu liggt Petje, wenn dar mal keen Schol is, den ganzen Dag damit opt Water! — Un bi sin Waghalsigkeit — wa licht kunn dar ni mal en Malör passeern!" — — Doch bis dahin noch allerlei anderes!

Bisher ist von den anderen Gästen noch niemand erschienen; und Peter Grothusen und die beiden Dichter gerathen in dem weitern Wortstreit so hart und scharf aneinander, daß der rabiate Bauer wüthend aufspringt und Voß entgegnet: „Als Fründ hebbt Se mi inladen, Herr Rekter, un als Fründ bün ick kam! — — Awers nu hett de Fründschaft en Enn!" Und dann faßt er seine Frau am Arm und die Sträubende langsam mit sich ziehend, ruft er im Abgehen seinem Gastgeber noch zu: „Öwer Ehr Döhrswell kümmt Peter Grothusen nich wedder!" Dann verschwindet er mit seiner Frau durch die Pforte.

Schon hat es an der Hausthür geklingelt: es sind die anderen geladenen Bauern mit ihren Frauen angekommen. Durch die Begegnung mit Peter Grothusen und Frau gelangen sie aber nicht gleich zum Auftreten, zumal auch Voß, Claudius und Ernestine beschlossen haben, dem sich beleidigt fühlenden Grothusen nachzueilen, um ihn wieder umzustimmen.

Während nun draußen hin und her geredet wird und versöhnende Worte gesprochen werden, monologisirt Auguste, die sich allein im Garten befindet, folgendermaßen:

Na, de Gesellschaft fangt ja gut an — Wat ward de wul noch för'n Enn nehm'! — — Awers töf man, Du Hitzkopp! — Vun son Burn lat so'n paar Dichter sick noch lang nich int Bockshorn jagen! — — Wat för'n Striet! — un denn an so'n schön Summerabend! — — — (den Mond gewahr werdend) Ah, süh! — Dar kiekt ock all de Maand dör de Twiegen! —

Un rein so freedsam un so trulich, als wenn he seggn wul: Gott bewahr uns, Peter Grothusen, schamst Du Di denn nich? — Un Din Fiken, de beschütz ick, denn in ehr Hart, dar blöht de Leevde! Un darför bin ick ja de Maand, — de se alle belurn un beschützen deiht, de sick leev hebbt! — — — Na, wenn Fiken hier weer, denn wüß ick wul wat se deh, — denn fung se an to singn, — un ick weet ock wul, wat! — — Dat Led vun den Wandsbeker Dichter, unsen Herrn Rekter sin Fründ! — — (Vorspiel, sie singt).

Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar!
Der Wald steht schwarz und schweiget,
Und aus den Wiesen steiget
Der weiße Nebel wunderbar!

(Gesang in der Ferne, in der Wiese, Fiken. Auguste stummes Spiel.)

Wie ist die Welt so stille!
Und in der Dämmerung Hülle,
So traulich und so hold!
Gleich einer stillen Kammer,
Wo ihr des Tages Jammer
Verschlafen und vergessen sollt!

Auguste (schnell). Ja, se is dat! (an die Pforte links eilend und darüber sehend.) He! Fiken! Fiken! — Na, wo is se denn? Wahrhaftig! — Dar geiht se! Un mit Hartwig Kröger in'n Arm! — He, Fiken! Fiken! — Awer se hört mi ni! — Denn sing ick wedder! (singt.)

Wir stolzen Menschenkinder
Sind eitel arme Sünder
Und wissen gar nicht viel!
Wir spinnen Hirngespinste
Und brauchen viele Künste
Und kommen oft doch nicht ans Ziel!

Dat hebbt se hört! — Nu staht se still, un kiekt sick um! — Se weiht mit'n Taschendok! — (Gesang in der Ferne, in der Wiese, Fiken und Hartwig Kröger zweistimmig, Auguste stummes Spiel.)

Laßt uns auf Gott vertrauen!
Auf seine Hülfe bauen!
Und unser Herz das sei sein Haus!
Wenn auch kein Trost uns bliebe,
Gott ist ja doch die Liebe!
Und führet alles schön hinaus!

Auguste. Und führet alles schön hinaus! (rufend, mit dem Tuche wehend.) He, Fiken! Fiken! — Wahrhaftig! — Nu weiht se noch mal mit'n Dok! — Fiken! — Hartwig! — — Awer nu gaht se wieder! — den Stieg dör de Wisch un an de Mäm hendal! — Fiken, Deern, Du kriggst ja natte Föt! — Nu bögt se links um, den Diek to höchd bi de grote Slüs', — un nu, — ja nu kann ick se ja all ni mehr sehn! — Nu sünd se all op de anner Siet an't Water! — — Na, wenn Peter Grothusen un sin Fru ehr

nu man ni in de Möt kamt, — de Hof liggt ja ganz in de Neegde! — Du ol' leewe, true Mand dar baben, nu beschirm un beschütz du se wieder! Hett wul nix to seggen! — Se hebbt ja noch guden Moth! — Wa schön dat klung, als de beiden so tohopen sungn! — (sie singt.)

Laßt uns auf Gott vertrauen,
Auf seine Hülfe bauen,
Und unser Herz das sei sein Haus!
Wenn auch kein Trost uns bliebe,
Gott ist ja doch die Liebe!
Und führet alles schön hinaus!

(Sie geht langsam durch die Pforte rechts ab; der Vorhang fällt und der erste Act ist zu Ende.)

Der Beginn des zweiten Actes ist auch der Beginn der eigentlichen Gesellschaft. Alle Gäste sind beisammen, draußen im Rectoratsgebäude, und auch Peter Grothusen ist darunter; denn er hat sich endlich beschwichtigen lassen, nachdem alle auf ihn eingeredet haben. Im Garten steht der gedeckte Tisch, an den Auguste noch die letzte Hand gelegt, und nun führen der Wirth und die Wirthin, Voß und Ernestine, ihre Gäste aus dem Hause in den kleinen niedlichen Garten davor und bitten sie, an der reichen Tafel Platz zu nehmen. „Bunte Reihen", je ein Männlein und ein Weiblein hübsch neben einander, wie sonst die Bauern bei derartigen Feten zu thun belieben, kann hier nur in beschränkter Weise gemacht werden; die improvisirte Bank gestattet nicht die vollständige Durchführung: denn wie leicht fällt dieses wackelige Gestell um. Nur männliche Idividuen dürfen sich dort niederlassen, und sie müssen sich damit begnügen, ihre bessere Hälfte gerade gegenüber sitzen zu sehen. Und sie sind auch damit zufrieden, da sie ja nur durch die Breite des Tisches von ihnen getrennt sind. Claudius, der Ehrengast des Hauses, sitzt obenan, am Tischende, in des Freundes prächtigem Lehnsessel, und ihm zur Linken, als erste in der Damenreihe, Ernestine, die Frau des Hauses, seine Tischdame, und ihm zur Rechten, als erster in der Reihe der Bauern, auf der Bank Grothusen. Und der Göttinger Ehrenpokal prangt vor dem Wandsbecker Boten, den Bauern und deren Frauen nicht wenig imponirend: solch einen Silberschatz, wie ihn der Herr Rector besitzt, hat doch keiner von ihnen im Hause!

Da kommt auch schon Auguste und bringt die große Terrine, voll dampfenden Punsches. Rasch ergreift Voß den Göttinger Pokal und läßt ihn durch Ernestine bis zur Hälfte füllen; und als nun diese auch noch alle Gläser, die, ihrer Bestimmung harrend, auf

dem Tische herumstehen, mit dem edlen Nasse versehen hat, begrüßt Voß den congenialen Freund mit einem herzlichen Willkommen:

Dir, meinem lieben Bruder in Apoll,
Dem echten, treuen, deutschen Dichterherzen,
Voll Gottesfurcht und wahrer Menschenliebe!
Dem Ehrenmann, — nun unserm Ehrengast!
Dir trinke ich aus diesem Ehrenbecher
Den Willkommsgruß; Du Sänger all der Lieder,
Sieh her, also:
(Er trinkt und reicht Claudius den Pokal wieder hin.)
— — — — — — — Und reiche Dir ihn wieder!
Und ruf' aus vollem Herzen gleich daneben:
Matthias Claudius, hoch sollst Du leben!

Ein donnerndes Hoch erschallt, in das alle begeistert einstimmen, und alle leeren zu Ehren des Dichters ihre Gläser; denn es findet sich niemand unter ihnen, der den Wandsbecker Boten nicht kennt und verehrt und seine Lieder nicht singen könnte. Und einer darunter, Krischan Fölster, der mit einer besonders hohen Stimme begabt ist und bei festlichen Gelegenheiten fast immer das Ehrenamt eines Vorsängers bekleidet, läßt in üblicher Weise sofort auf das Hoch ein Lied folgen; und da hat er es wohl für besonders sinnig gefunden, ein solches zu wählen, das den Wandsbecker Boten zum Verfasser hat und das sie auch alle gern singen. So beginnt er:

Wenn jemand eine Reise thut,
So kann er was erzählen;
Drum nahm ich meinen Stock und Hut
Und that das Reisen wählen.

Freudig stimmten sie nun alle im vollen Chore ein:

Da hat er gar nicht übel, gar nicht übel, gar nicht übel dran gethan,
Erzähle Er nur weiter, Herr Urian!

Aber nun machte Claudius zum Ergötzen aller schnell einen köstlichen Spaß: er nimmt Krischan Fölster, der eben zur zweiten Strophe ausholen will, das Wort vom Munde weg und beginnt zu improvisiren:

Doch kurz war nur mein Reisepfad,
Bin gar nicht weit gekommen!
Zu Otterndorf im Rectorat
Hab' ich Quartier genommen.

Alles ist höchlichst ergötzt und singt in heiterster Stimmung die Chorstrophe.

Claudius dichtet lustig aus dem Stegreif weiter:

Da sitz' ich nun mit frohem Sinn
Und streb' nicht mehr ins Weite!
Und nahm mir die Frau Rectorin
An meine grüne Seite!

„Da hat er gar nicht übel dran gethan", singt der Chor.
Und Claudius fährt fort:

Doch nun ist auch mein Lied schon aus,
Mir fiel was ein so eben:
Nun bitt' ich, auf die Frau vom Haus
Die Gläser zu erheben!

Und jubelnd singt der Chor:

Da hat er gar nicht übel, gar nicht übel, gar nicht übel dran gethan,
Erheben wir die Gläser und stoßen an!

So bekommt auch die Frau Rector ein Hoch, und es ist nicht minder kräftig ausgebracht als das vorher auf den Wandsbecker Boten.

Nach dieser poetischen Einleitung des Mahles erfolgt ein energischer Angriff auf der Wirthin delicates Butterbrot und duftenden Punsch; und oben durch das Gezweig der Bäume leuchtet der volle Mond, so heiter und vergnüglich, als hätte er seine helle Freude an den fröhlichen Menschen hier unten im Garten. Und es währt nicht lange, da intoniert der stimmbegabte Vorsänger Krischan Fölster schon wieder ein Lied, in dessen Gesang alle einfallen:

Freut euch des Lebens,
Weil noch das Lämpchen glüht,
Pflücket die Rose,
Eh' sie verblüht!

Dann singt Krischan Fölster allein:

Man schafft so gern sich Sorg' und Müh',
Sucht Dornen auf und findet sie
Und läßt das Veilchen unbemerkt,
Das uns am Wege blühet!

Kaum hat der Chor die zweite Strophe begonnen, als Auguste, die vor kurzem den Garten verlassen, eiligst durch die Mitte kommt, zu dem Rektor hinüberfliegt und ihm in sichtlicher Erregung etwas ins Ohr flüstert. Voß, gleichfalls bestürzt, verläßt seinen Platz und läßt sich von Auguste im Hintergrunde weiter berichten. Das sonderbare Gebahren dieser beiden ist dem Chor, der zunächst noch weiter singt, nicht entgangen, und bald

tritt auch eine Stockung im Gesang ein. Und Ernestine ruft auch schon ängstlich hinüber: „Um Gotteswillen, was habt Ihr?“ Aber Voß, der alles Aufsehen vermeiden will, giebt beschwichtigend zur Antwort: „Nichts, mein Kind, ja wirklich nichts von Belang! — Es ist, — sie wollte, — — ich werde eben einmal fortgerufen, — eine unerwartete Sache, — aber nur auf eine kurze Zeit — (und zu Claudius sich wendend) Du könntest mich begleiten.“

Claudius ist hierzu bereit; auch ihn hat das Benehmen des Freundes stutzig gemacht, und auch ihn drängt es, den Grund hierfür zu erfahren. „Was ist denn passiert?“ fragt er. „O Gott, doch kein Unglück!“ ruft Ernestine besorgt dazwischen. „Will's Gott, nicht!“ beruhigt Voß; „aber ich kann dir jetzt nichts mehr sagen, — ich muß fort! — Und während wir fort sind, Ernestine, sorge Du solange für die Unterhaltung. Du könntest unsern Gästen das Gedicht unseres Freundes vorlesen, von dem Riesen Goliath! — Sie werden ihre Freude daran haben.“ Er nimmt es aus der Tasche und giebt es ihr. Dann enteilt er mit Claudius durch die Mitte, und unbemerkt thut es Auguste auch.

Um die Bauern und sich selbst zu beruhigen und auf andere Gedanken zu bringen, theilt nun Ernestine ihren Gästen mit, daß sie ihnen ein kleines Gedicht von dem Wandsbecker Boten vorzutragen habe, das ihnen sicherlich gefallen werde. So kehrt bald die heitere und gemüthliche Stimmung von vorhin zurück. Ernestine trägt die lustige Ballade mit Schwung vor und so hinreißend schön, daß die Zuhörer davon wie elektrisirt werden. Bald macht der eine, bald der andere eine lustige Bemerkung; die einen schneiden Grimassen, die andern begleiten die Worte der Frau Rektor mit allerlei kräftigen Gesten, so namentlich Krischan Fölster, der eines um das andere mal mit den flachen Händen auf seine Lenden schlägt, daß es so klatscht und dabei wahre Lachsalven erschallen läßt.

Aber als die Freude an dem Gedicht und dem Vortrag desselben ihren Höhepunkt erreicht hat, da findet sie auch schon ein jähes Ende. Die zwar auf hoher Wissenschaft, aber doch mangelhaft construirte Bank vermag den erschütternden Bewegungen ihrer gewichtigen Besitzer nicht mehr stand zu halten, und als Krischan Fölster wieder einmal so lebendig wird, — gerade

bei der Stelle: „Da fiel der große Esel hin, so lang und dick er war!“ — da schieben und drücken sich die schweinsledernen Folianten nach allen Seiten auseinander, und, von einem Schrei der Bauern und Bäuerinnen begleitet, poltert und holpert die ganze Bescherung, Bücher und Bauern, übereinander zur Erde. Zuerst natürlich große Bestürzung, dann aber wieder lautes Lachen und Lärmen, zumal sich die etwas beleibten und durch den genossenen Punsch noch schwerfälliger gewordenen Bauern nur mit Hülfe ihrer Frauen, und auch dann noch nur mühsam, vom Boden erheben können.

Bald aber sind die Bücher wieder aufgestapelt und Brett und Decke darüber gelegt, und die Bauern sitzen schon wieder, als ob gar nichts passirt wäre, auf ihren Plätzen, vor ihren vollen Gläsern. Und auch Krischan Fölster's schöner Tenor hat nicht im geringsten gelitten; unbezwinglich treibt ihn wieder die alte Lust zum Singen, und fröhlich beginnt er, indem alle mit einfallen:

Hier sitz' ich auf Rasen mit Veilchen bekränzt,
Hier sitz' ich auf Rasen mit Veilchen bekränzt, —
Hier will ich auch singen,
Hier will ich auch singen,
Bis lächelnd am Himmel der Hesperus glänzt, —
Hier will ich auch singen,
Hier will ich auch singen,
Bis lächelnd am Himmel der Hesperus glänzt!

Unbemerkt treten wieder Voß und Claudius und nach ihnen Auguste durch die Pforte in den Garten, während die Gesellschaft noch die zweite Strophe singt:

Das menschliche Leben eilt schneller dahin,
Das menschliche Leben eilt schneller dahin
Als Räder am Wagen,
Als Räder am Wagen,
Wer weiß ob ich morgen am Leben noch bin!
Als Räder am Wagen,
Als Räder am Wagen,
Wer weiß, ob ich morgen am Leben noch bin!

Sowie der Gesang verstummt, treten Voß und Claudius und etwas nach ihnen auch Auguste weiter nach vorn; Claudius und Voß sprechen in sichtlicher Erregung.

Voß. Ja! ja! — Unser Leben! Alle (schnell, überrascht nach Voß sehend). Herr Rekter! Ernestine (schnell). Mein Mann! Voß (schnell, erregt). Es eilt schneller dahin als Räder am Wagen! Claudius (ebenso). Und wer

weiß, ob ich morgen am Leben noch bin. Ernestine (schnell). O, Gott! Voß (wie vorhin). Morgen?! — — Heute! heute! — wer weiß es?! Ernestine (schnell). O Gott! — Was ist gescheh'n? Witjen Fölster (schnell). Doch keen Unglück! Krischan Fölster (schnell). Dat lett ja meist so! Paul Ohlen (schnell). Se le lett ja meist so! Antje Ohlen (schnell). Ick heff mi rein verschrocken! Ernestine (schnell). Aber, bitte, — sprecht, sprecht doch! Voß (wie vorhin). Schon wieder mal einer ins Wasser gefallen. Peter Grothusen, Krischan Fölster und Paul Ohlen (zugleich). Int Water?! Claudius (wie vorhin). Und wie lange Zeit mit dem Tode gerungen! Ernestine, Trinken Grothusen, Witjen Fölster und Antje Ohlen (zugleich). O Gott! Voß (wie vorhin). Wir selber sind freilich nicht mit dabei gewesen. Wir haben die Katastrophe nicht mit erlebt. Als wir kamen, war sie schon gewesen. Aber der Küster, der mir den Boten geschickt, als ich vorhin so plötzlich eilte, — der hat es mit erlebt und alles erzählt. Claudius (wie vorhin). Die Menschen standen ja noch zu Haufen und waren voll davon. Und wohl mehr als zehn zugleich, als sie Voß erblickten, wollten ihm erzählen, was sie soeben erlebt hatten! Voß (wie vorhin). Ein wirres Gerede, — alles durcheinander, aber doch verständlich genug, zumal als sich nun auch der mit herandrängte, der mich vorher hatte rufen lassen. Claudius (wie vorhin). Der alte Küster. — — Peter Grothusen (ihn unterbrechend, ängstlich). Aber de dar in't Water full'n? — — Claudius (ihn überhörend wie vorhin). Ich hatte die Uhr gestellt, rief er hastig, — kam vom Thurm herunter und wollte noch eben mal übern Deich gehen und mich im hellen Vollmondschein des süßen Duftes erfreun, der den blühenden Bohnen entströmte, — — — — Da — bei der Schleuse, — — — was hör' ich?! — — was seh' ich?! — — Unten in der Mäme im Wasser kämpft einer mit dem Tode! Ernestine. Gott im Himmel! Peter Grothusen (ängstlich). Un wakeen weer dat? wakeen?! Voß (wie vorhin). Wir unterließen es im ersten Augenblick darnach zu fragen! — — Trinken Grothusen (zu Peter Grothusen). Un als wie weggungn, dar wull uns' Petje na sin Joll, na de Mäm' hendal, — — Peter Grothusen (zu Trinken Grothusen). Un Du heft ja dochen sülben hört, dat ick em dat streng verbaden heff, (zu Voß) awers man wieder, man wieder! Voß (wie vorhin). Un ock Jochen Bull, de Ole und de Junge weern mit darbi! Un se künnt beide swimm! Peter Grothusen. Ja, dat künnt se, — un vör alln de Junge! Voß (wie vorhin). Ja! ja! — zumal der! — „Jochen! — gau! gau! — — spring herin! — noch is't möglich! Rett em dat Leben!" — — — Aber Jochen sträubte sich! — „Ick heff ja min best Tügg an!" gab er zurück. Und der Alte meinte: De is doch ni mehr to retten! — — Und dann sahen beide mit zu, wie der Unglückliche noch immer mit dem Tode rang. Peter Grothusen. Dat weer schändlich von Jochen Bull! Krischan Fölster. Ja, dat süht em ähnlich. Paul Ohlen (schnell). Sü süht em ähnlich! Claudius (wie vorhin). Und man sprang in die Jollen, — und löste die Taue und Ketten! — Man brachte Stangen und Stricke. — Und schon einmal war der Unglückliche gesunken und dann wieder von der wirbelnden Strömung in die Höhe getragen! Und

man sah die Arme, -- und dann den Kopf, — — Es war heller Mondschein. — — — Aber die Stangen und Stricke reichten nicht, — — und von den Böten war noch immer keins zur Stelle. — Peter Grothusen (ängstlich). Aber, wakeen weer dat doch?! — Herr Rekter, wakeen weer dat doch?! — Voß. Natürlich wedder mal een vun de waghalsigen Jungs ut unsen Rekter sin Schol! Trinken Grothusen (schnell und ängstlich). O, Gott! Peter Grothusen (überrascht, ängstlich, aufgeregt). Wa! — — wat! Claudius (wie vorhin). Hett wul noch en beten in sin lüttje Joll! — — — Peter Grothusen (sehr erregt ihn unterbrechend). In sin lüttje Joll! — — Claudius. Un bi den schönen Maandschien op de Mäm rudern, un is darbi öwer Bord schaten, — Peter Grothusen (wie vorhin). Un de Joll! — de Joll! — Voß. Ja, de dreew dar in de Neegde, un de beiden Reems darbi herum! — — Peter Grothusen (wie vorhin). Un wi seeg se ut?! -- De Farv?! de Farw?! Voß. Witt! Trinken und Peter Grothusen (zugleich). Witt?! Peter Grothusen. Un de Rand, de Rand darum?! Voß. Roth! Peter und Trinken Grothusen (zugleich). Gott in'n Himmel, Peter! Voß. Un de Lüd wulln sogar behaupten, — — — vun de Joll! — — Trinken und Peter Grothusen (zugleich). Vun de Joll?! Peter Grothusen. Wat?! Wat?! Voß. Dat se wul Peter Grothusen sin Petje — — —! Trinken und Peter Grothusen (zugleich). Petje. Peter Grothusen (wie taumelnd, sich am Stuhle haltend). Hol Di Moder! — — Hol Di Moder! — — Hol Di! — — Sünst fallst Du um! — -- Ick kann mi ock ni holn! — — Petje!! — — Ah!! — (er schlägt plötzlich der ganzen Länge nach zu Boden, während Trinken Grothusen aufschreit.) Trinken Grothusen. Ach Gott, min Mann! — Hölp em — he kriggt'n Slagg! — He starvt! — (sie springt ihm zur Hülfe.) Peter Grothusen (in Verzweiflung sich etwas aufrichtend). Petje! — — — Min Söhn! — — — Min Kind! — — — (schlägt wieder zu Boden.) Trinken Grothusen (bei ihm knieend). Peter! — Peter! — fat Di, Peter! — — Ne, dat öwerlev ick ni! Peter Grothusen (sich wieder halb aufrichtend). Min arm Kind! Harr em denn keen een noch retten, keen een noch hölpen kunnt vun all de Menschen?! Voß. Peter Grothusen, — — Sin Kummer deiht uns leed, bitt in de deepste Seel! — — Awer de Mund, de dar nu so fragt, sä de ni noch vör korten hier op desülvige Sted': „Ick bruk keen Hölp vun annere Lüd! -- un för min Kinner sorg ick sülben, — dar brukt sick de annern nich um to bekümmern?!" Peter Grothusen (noch an der Erde). Säh' ick dat, Herr Rekter? — — Ja, ja! — dat heff ick seggt! — Awer dat weer en Wort in Hochmoth un in Unbedacht vun mi spraken! — — Un Du barmhartige Gott! — wa swar mutt ick dar nu för büßen! — — — (aufspringend) Awer — wo is he? — — Ick mutt darhin! — — Liggt he noch in't Water? — — — Kumm, Moder, — denn wüllt wi em söken! — — Wa weer dar de Öllernleevde ni möglich! — Trinken Grothusen. Min arm lütt Kind! -- Ne! ne! Dat kann en Moderhart ni dregen! (Beide wollen fort). Voß (schnell). Ne! — ne! blievt doch! — — wat nützt dat?! — Villicht? — — — Peter Grothusen. Weer dar nu noch een, de mi em

wedder bringen kunn — — wa wull ick em danken! — wat wull ick em geben! — — — Alles! Alles! — wat ick man heff un geben kunn! — Trinken Grothusen. Dat ock nich een den Moth harr, nich een, em natospringen un em to hölpen in sin Noth un Bedrängniß! Voß. Un wenn dar doch een wesen weer! Peter Grothusen (sehr erregt). Doch, doch een wesen weer! Claudius. Un wenn em doch een holpen harr! Peter Grothusen (sehr erregt). Em!? Em!? — Wenn em doch! — — Wenn em doch een hölpen harr?! Voß. Ja, Peter Grothusen! — dar is doch een wesen! Un dar hett em doch een holpen! Peter Grothusen. Un he muß likers starben! Claudius (freudig). Ne, Peter Grothusen, — dar keem een! — In'n letzten Ogenblick keem dar doch noch een! — — He keem den Dik to Höchd' vun de annere Siet herup! un mit en junges Mäden an'n Arm! — Un dar baben, dar stunn de beiden denn, in'n hellen Maandschien, — — un wunnern sick wul öwer all de Lüd un all den Larm dar neern! — — Un in'n Nu weer he ock all ünner, — un dat junge Mäden achterher! Voß. Un Hartwig Kröger! — reepen alle Menschen! Die anderen (zugleich). Hartwig Kröger?! Voß. Un denn suſ' he ock all in't Water rin, dat de Sprütten rundum man so in de Höchd' flogen! — Und denn weer alles still, — Un ock keen Hartwig Kröger mehr to sehn! Claudius. Un denn keem dat wedder in Höchd'! — un dit mal selvanner! Un wat en Glück, dat wi so hellen Maandschien harrn! — Un denn keem ock all de eersten Bööt un hölpen wider! — Un denn keem de Dokter und bröch dat Kind wedder in't Leben. Peter Grothusen. Dat Kind wedder in't Leben! — Wak ick denn? oder dröm ick man?! — He levt! — He is ni dot?! Moder! wie hebbt em wedder! — — Trinken Grothusen. Du barmhartige Gott, wa dank ick Di! Krischan Fölster. De brave Mensch! Paul Ohlen. Ne, meen't ock so Kri Krischan! Ernestine. Das wird ihm Gott vergelten! Voß. Un Hartwig Kröger leep davon, in sin Moder ehr lüttje Kath und wessel de Kleeder! — Un lüttj' Petje de keem to Hus un to Bett! Awer in't Bett dar weer hee man ni to holn, — he wull hierher, na sin Vadder un Mudder! — un kreg sin Willn! Peter und Trinken Grothusen (zugleich). He is hier?! Peter Grothusen. Petje! Petje! — wo is he?! Kumm her, min Kind! Auguste (durch die kleine Pforte rechts). Na, Petje, Jung, denn kumm man! Auguste (mit Petje an der Hand). Hier hett he em wedder, Peter Grothusen! (wieder ab durch die Pforte rechts.) Petje (zu seinem Vater laufend). Vadder! Peter Grothusen (ihn umarmend und küssend). Petje! — Min Petje! Min Kind! (ihn zur Mutter tragend.) Kumm, Moder, dar hest Du em ock! Petje. Min Mudder! Trinken Grothusen (ihn umarmend und küssend). Min Söhn! — min hartleev Kind! (Fiken und Hartwig Kröger erscheinen im Hintergrunde, beide von Auguste durch die kleine Pforte rechts hereingezogen. Stummes Spiel der Auguste, die jene beiden zum Auftreten zu ermuthigen scheint.) Petje. Awer wo is Fiken? un Hartwig Kröger? Auguste. Hier sünd se all! Petje. Kumm Fiken! — Kumm Hartwig! — Ick freu mi so! Ick hol so vel vun Di! — Du hest mi ja dat Leben rett! — Auguste. Ja, Peter Grothusen. Nu bedank

he sick man! Voß und Ernestine (zugleich). Auguste! Peter Grothusen (weich). Na, Fiken?! — kumm un freu Di doch mit uns tohopen! Fiken (ihm in die Arme stürzend). Min Vadder! (ebenso ihrer Mutter) Min Mudder! — (sie küssend.) Voß (auf Hartwig Kröger zeigend). Un hier steiht ock noch een, de müch dat ock wul so mitropen, als lütt Fiken dat eben ropen hett! Petje. Hartwig, kumm Hartwig! — rop dat man! — Du hest mi ja dat Leben rett. Claudius. Na, Peter Grothusen?! Alle anderen (zugleich). Na, Peter Grothusen?! Peter Grothusen. Hartwig Kröger! — dat weer en hogen Pries, aber Du hest ja ock Din Leben dafür insett un swar darum rungen! — Ja, Hartwig Kröger, rop dat man! (Fiken bei der Hand fassend, sie küssend und ihm gebend) Un dar, dar, — dar hest Du unse Fiken, unse eenzige Dochder. Hartwig Kröger und Fiken Grothusen (zugleich und sich umarmend). Fiken! Hartwig! Auguste. Hurrah! Brut un Brüdigam! Paul Ohlen. Hu hu hu rah! — (sich nach der Nase fühlend) Na, na, na! — wa wat weer da dat! — dar fu fu full mi mi ja wa wat Natt's op de Näs! Krischan Fölster. Ja, wahrhaftig, dar kreeg ick ock all en Drüppen. Dat fangt an to regen! Ernestine. Hab' ichs nicht gedacht?! — — Aber was thuts?! dann gehen wir hinein! Voß. Ja, hinein! — Und knüpfen den fröhlichen Anfang wieder an das fröhliche Ende! Es ist ja nun noch eine Verlobung zu feiern! Nehme ein jeder sein Glas! — Ich trage die Bowle! — (Voß nimmt die Bowle, sein gefülltes Glas stehen lassend, ein jeder der andern nimmt sein Glas. Alle aufbrechend.) Ernestine. Und Du, Auguste, besorgst das andere! Auguste. Ja, Fru Rektern! Voß. Un dat eerste Hoch dar binnen op dat junge Paar, dat bring ick ut! — Un to'n Affscheed hier buten noch en fröhliches Leed! — Dat schönste vun alle Leder, de uns de Wandsbeker Bote all sungen hett! — (fängt an zu singen, alle stimmen sofort mit ein.)

Am Rhein, am Rhein, da wachsen uns're Reben!

(Mit Beginn der zweiten Strophe kommt die Gesellschaft in Bewegung und schreitet singend langsam durch die Pforte des Hintergrundes. Voß mit der Bowle voran, dann Claudius mit Ernestine, dann Peter Grothusen mit Frau und Petje, dann Krischan Fölster mit Frau, dann Paul Ohlen mit Frau, ein jeder sein Trinkgefäß tragend, und zuletzt Hartwig Kröger und Fiken Grothusen, welche aber bei der Pforte stehen bleiben und sich küssen. — Der Gesang verhallt, nachdem die letzten abgegangen, immer mehr, sodaß man die letzten Worte der folgenden Strophe nur noch schwach aus der Ferne hört.)

Und wüßten wir wo jemand traurig läge,
Wir reichten ihm den Wein! Wir reichten ihm den Wein!

Auguste. Na nu ward de Gesellschaft eerst lustig! — nu ward ja noch Verlobung fiert! — — (sie sieht nach den Küssenden) Süh! Süh! — (während diese rasch davoneilen) Na, Peter Grothusen, ick gratuleer ock veelmals! — Nu hebbt se sick dochen kregen! (zum Publikum) Wat gifft ock wul Schöneres als dat Glück von twee junge Menschenharten, de sick so leev hebbt als düsse beiden? Awers dat erste Hoch op dat junge Paar dat snapp ick den Herrn Rekter för de Näs' weg! dar steiht ja noch sin Glas! — — Ick lat se all hier buten leben! Un dat mit Pauken un Trumpeten! (sie nimmt das Glas und ruft:) Past op, Ju Herrn Muskanten! Fiken Grothusen un Hartwig Kröger, Brut un Brüdigam, de schüllt leben! Vivat Hoch! (Orchestertusch. Der Vorhang fällt.)

Gewiß ein origineller Schluß, der es wohl verdient, daß man besonders auf ihn aufmerksam macht. Wie so oft in Johann Meyer's Dichtungen, so berühren sich auch hier Idealismus und Realismus, aber in schöner, anmuthiger Form. Beides ist bei einem Naturkinde wie Auguste in Eins verschmolzen; Natur und Herz und Herz und Natur stehen in steter Wechselwirkung zu einander, und alle Vorgänge des innern Menschen finden in ungekünstelten Handlungen einen unmittelbaren Ausdruck.

Ich habe der ersten Aufführung des Stückes, am 27. Mai 1892, in Sahlmann's Tivoli, dem jetzigen Schillertheater, in Kiel beigewohnt; es fand einen ungeheuren Beifall, und schon die Leistungen Dombrowski's als Peter Grothusen waren dieses Beifalls würdig. Auch die Kieler Presse unterließ es nicht, diesem Werke unseres Dichters die verdiente Anerkennung zu zollen. So schreibt das „Kieler Tageblatt" vom 28. Mai 1892:

„Die neue Arbeit des in den weitesten Kreisen verehrten und geschätzten vaterländischen Dichters Johann Meyer trug dem Verfasser alle Ehren und Ovationen ein, die nur mit einem großen Erfolg verbunden sein können. Das Werk betitelt sich „Dichter un Buern" und verräth die Begabung und Vorliebe des Autors zur minutiösen Kleinmalerei. Damit verbindet sich ein ungewöhnliches Talent zur Charakteristik. Figuren wie der Otterndorfer Marschbauer Peter Grothusen und das Hausmädchen Auguste, in dritter Reihe auch die Chargen der übrigen Bauern, sind lebendig und wahr und müssen jeden Menschenkenner herzlich erfreuen. Die Handlung des zweiaktigen Stückes ist einfach, aber liebenswürdig, sie stützt sich vornehmlich auf Volks- und Familienscenen. Der Dichter wurde stürmisch gerufen und zeigte sich erfreut dem Publikum. Das Orchester brachte gleichfalls Ovationen durch Tusch dar. Die Darstellung des nicht leicht zu spielenden Stückes war sehr gut. Eine Musterleistung schuf Herr Dombrowski, der die Novität mit aller erdenklichen Sorgfalt in Scene gesetzt hatte, als Peter Grothusen. Das war ein Bauer von echtem Schrot und Korn. Eine hübsche charaktervolle Schöpfung gab Herr Stange als Johann Heinrich Voß. Auch die Maske war vortrefflich. Mit vieler Liebe nahmen sich sämmtliche übrigen Darsteller ihrer Aufgaben an. Wir hoffen, daß die Meyer'sche Dichtung noch öfter auf dem Repertoire erscheinen wird."

Die „Kieler Zeitung" vom 28. Mai 1892 schreibt:

„Mit durchschlagendem Erfolge wurde das plattdeutsche Volksstück „Dichter un Buern" oder „Im Rektoratsgarten zu Otterndorf" zur Aufführung gebracht. Unser geschätzter Dichter Johann Meyer hat sich damit auf ein ganz neues Feld begeben und die eigentliche Bauernkomödie durch die Verschmelzung mit poetischen Episoden außerordentlich vertieft. Auch hier wird uns ein Stück Volksleben geboten; wir sehen das

treuherzige Mädchen wacker für ihre Liebe zum braven, stattlichen Schifferknecht kämpfen, dem die hartherzigen Eltern einen reichen, dummen Bauernsohn vorziehen. Wir sehen sie aus diesem Kampfe siegreich hervorgehen; denn dieser Schifferknecht setzt sein Leben ein, um ihren Bruder zu erretten, und besiegt so ihrer Eltern energischen Widerstand. Allein, was dem Volksstücke sein eigentliches Relief giebt, das ist die dichterische Atmosphäre, welche die Handlung umgiebt. Wir werden in den Rektoratsgarten des Dichters Heinrich Voß zu Otterndorf versetzt, der mit Matthias Claudius, dem Wandsbecker Boten, seinem Bruder in Apoll, Worte reinster Empfindung und glühendster Begeisterung austauscht. Trotz des ernsten Hintergrundes ermangelt das Werk keineswegs eines gesunden Humors, der sich in Wort und Situation in gleicher Weise kundgiebt. Die von C. W. Prase arrangirte Musik ist als sehr gefällig zu bezeichnen. Die Darstellung war durchaus gelungen. Das Publikum spendete stürmischen Applaus und rief den Dichter wiederholt nach beiden Aktschlüssen."

Die „Neuesten Kieler Nachrichten" vom 29. Mai 1892 schreiben:

„Dichter un Buern, oder im Rektoratsgarten zu Otterndorf. Volksstück in 2 Akten von Johann Meyer. Die neue Dichtung unseres hochgeschätzten, beliebten vaterländischen Dichters gehört nach unserem Gefühl zu dem Besten, was hier von ihm zur Aufführung kam. Das Menschlich-Wahre in seinen vielfältigen Mischungen ist hier so recht zum Durchbruch gelangt. Die Situation, von welcher die Handlung ausgeht, ist gut und wirksam beleuchtet. Vortreffliche scenische Anlage, Lebenskraft, Witz und Menschenkenntniß, ja oft ein frappirendes Verständniß des menschlichen Herzens sind schwer wiegende Vorzüge, so daß man der an und für sich sehr einfachen Entwicklung die größte Theilnahme nicht versagen kann. Eine gewisse Gemüthlichkeit der Situation erhöht sich zur gemüthvollen humoristischen Betrachtung des Alltäglichen; aus diesen Keimen entwickelt sich ein Volksstück mit trefflicher Lokalfärbung, welche durch glückliche Vertheilung von Licht und Schatten ein Gefühl von Heiterkeit, Frische und Behagen verbreitet. Mit viel Sorgfalt und vorzüglichem Geschick hatte Herr Dombrowski das Stück in Scene gesetzt und die Einstudirung geleitet. In der markigen Figur des Peter Grothusen schuf er zugleich eine herrliche Prachtleistung lebenswahrer Charakteristik. Nach jedem Actschluß wurde der Dichter stürmisch vor die Rampen gejubelt, dann mit Ovationen und Orchestertusch begrüßt, und er konnte sich demnach von ganzem Herzen seines großartigen Erfolges freuen."

Das Stück ist der verwittweten Frau Hauptmann Dorothea von Hasenkamp zugeeignet. Frau von Hasenkamp ist eine Tochter des verstorbenen Professors der Medicin Dr. Meyn in Kiel und eine Schwester des in seiner schleswig-holsteinischen Heimath hochgeachteten und in wissenschaftlichen Kreisen wegen seiner vielen tüchtigen geologischen, agronomischen und nationalökonomischen Arbeiten überaus geschätzten Dr. Ludwig Meyn in Ütersen,

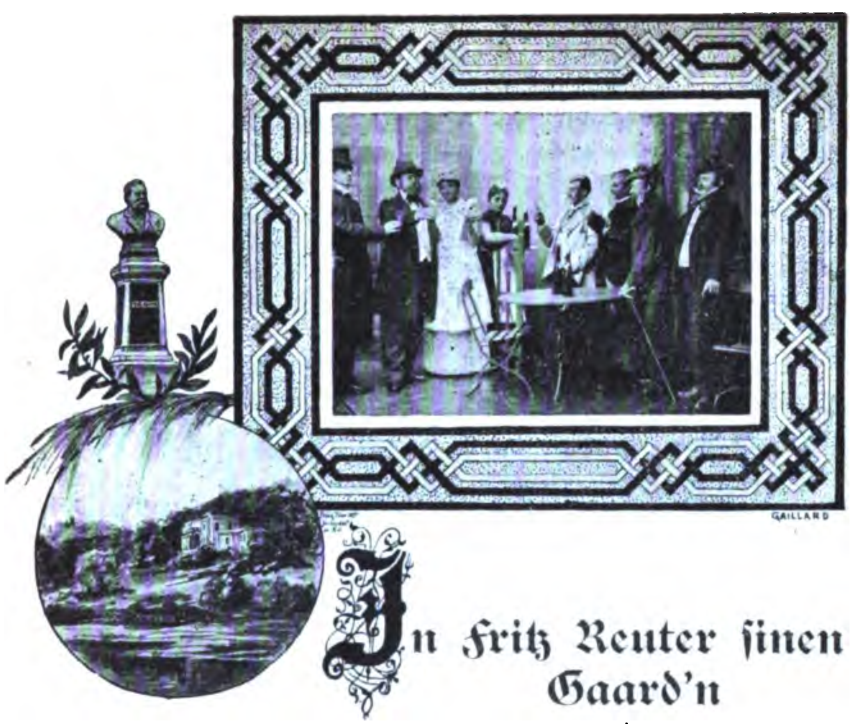
des beliebten Wirthschaftsfreundes der „Itzehoer Nachrichten.“ Wie in dem ersten Bande meines Werkes über Johann Meyer näher dargelegt ist, hat Ludwig Meyn mit zuerst unserem Dichter zu der verdienten Anerkennung verholfen und in öffentlichen Blättern wiederholt auf dieses der Heimath neu erstandene Talent hingewiesen. Aber auch sonst suchte er — und es lag in seiner Natur, ebensowohl dem Guten Geltung zu verschaffen wie das Schlechte schroff abzuweisen — Meyer's Dichtungen möglichst bekannt zu machen. Da ist es nun selbstverständlich, daß auch die Schwester sie früh kennen lernte. So schreibt Frau von Hasenkamp in einem Briefe, den man mir freundlichst zur Verfügung stellte: „Wenn wir (nämlich die Schreiberin und deren Mutter, mit der sie nach dem Tode des Vaters in Kiel zusammen wohnte) bei meinem Bruder in Ütersen zum Besuch waren, las er gern abends nach dem Thee irgend eines der Johann Meyer'schen plattdeutschen Lieder vor, und besonders gern auch Stellen, aus dessen plattdeutschem Epos Gröndunnersdag bi Eckernför; wie großartig er dieses Epos fand, betonte er oft. Der Seminarlehrer Schöppa, jetziger Seminardirektor in Eckernförde, Dr. Lange, ein Herr Diermissen und der alte Neuber waren dann oft zugegen und ließen sich dann gern etwas von Johann Meyer erzählen. Mein Bruder sagte oft, er sei stolz darauf, Johann Meyer's Bedeutung früh erkannt zu haben und man habe noch viel von ihm zu erwarten. Reuter und Hebbel hätten ihm darin beigestimmt. Er sagte, er erfrische sich immer an dem tiefen, warmen Gemüthe, an den so echt plattdeutschen Liedern, reich an poetischem Inhalte, und er bewundere immer die Ursprünglichkeit und Formenbeherrschung, die Meyer in so seltener Weise zur Verfügung ständen. Der ganze Reiz seines dichterischen Wesens liege in seinem durchaus poetischen Naturell, in dem Sinn für volksthümliche Wirkung und in dem poetischen oder vielmehr Künstlerblick, mit dem er immer den Moment erfasse. Daher seien seine Gelegenheitsgedichte so treffend und so packend. Sehr bewunderte er auch den so meisterhaft getroffenen naiven, gemüthsvollen Ton in der Übersetzung Hebel's, die sich wie ein Originalwerk lese. Was würde mein Bruder wohl gesagt haben, wenn er auch noch all die kleinen Dramen erlebt hätte, die der Dichter später, nach dem Tode meines Bruders, geschaffen hat und die nun in seinem

Heimathlande und schon weit über dessen Grenzen hinaus so beliebt sind und so oft aufgeführt wurden."

Als im Jahre 1862 Johann Meyer von Schleswig nach Kiel übergesiedelt war, um hier die noch jetzt von ihm geleitete Anstalt zu gründen, wurde er mit Frau von Hasenkamp auch bald persönlich bekannt und immer mehr befreundet. Und auch jetzt betritt die hochgeschätzte Dame, der man die acht Jahrzehnte, die sie zurück gelegt hat, wahrlich nicht ansieht und die eine Frische und Regsamkeit des Geistes besitzt, um die sie manches junge Blut beneiden könnte, des Dichters Haus. Gar manchmal hatte ich Gelegenheit, sie dort oder im Theater oder in ihrem eigenen Heim zu begrüßen, mich mit ihr über die verschiedensten Dinge der Kunst und der Wissenschaft zu unterhalten und zu sehen, wie alles Wahre, Gute und Schöne sie gewaltig zu packen und zu begeistern vermag.

Frau von Hasenkamp ist selbst schriftstellerisch thätig; eine große Zahl von lesenswerthen Essays und kleinen, recht sinnigen Gedichten sind von ihr in Tagesblättern veröffentlicht worden. Besondere Anerkennung fand ein von ihr für die „Itzehoer Nachrichten" geschriebenes Märchen, zu dessen Abfassung sie durch das tragische Geschick des letzten Baiernkönigs angeregt wurde. In manchem Artikel hat sie auch über Johann Meyer und dessen Dichtungen geschrieben und ihm wieder neue Freunde und Anhänger gewonnen. So erfreut sich Frau von Hasenkamp einer allgemeinen Hochachtung, und diese hat auch durch Verleihung des Verdienstkreuzes für Frauen einen besonderen Ausdruck gefunden. Denn im schleswig-holsteinischen Kriege, in dem ihr Gatte als Hauptmann einer Kompagnie bei dem Sturm auf Friedrichsstadt schwer verwundet wurde, erwarb sie selbst sich durch ihre Fürsorge und Arbeit für die Verwundeten hohe Verdienste, und hierfür wurde ihr jene Ehrung zu Theil.

Von Johann Meyer's Theaterstücken schätzt sie „Dichter un Buern" besonders hoch, und darum widmete ihr der Dichter gerade dieses Stück als Zeichen seiner Freundschaft und Verehrung.



In Fritz Reuter sinen Gaard'n

oder

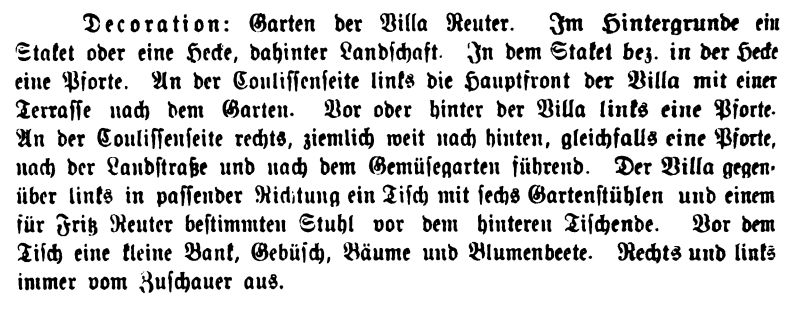
Hinstörp, noch en Dahler!

Plattdeutsches Volksstück mit Gesang in zwei Aufzügen.

Personen:

Fritz Reuter.
Louise Reuter, seine Frau.
Hanne, Hausmädchen } bei Reuter.
Krischan, Knecht und Factotum } bei Reuter.
Hinstörp, Hofbuchhändler aus Wismar.
Neumann, Gutsbesitzer, } beide Mecklenburger.
Slang, Förster, sein Nachbar, } beide Mecklenburger.
Kühahn, alias Reimers, stud. jur., } Rostocker Studenten.
Hummel, alias Feldmann, stud. med., } Rostocker Studenten.
Steffens, Briefträger.
Lining, seine Tochter.
Grillenberger, Barbier.
Detlef Möller, Soldat.

Die Handlung spielt im Garten vor der Villa Reuter bei Eisenach


Decoration: Garten der Villa Reuter. Im Hintergrunde ein Staket oder eine Hecke, dahinter Landschaft. In dem Staket bez. in der Hecke eine Pforte. An der Coulissenseite links die Hauptfront der Villa mit einer Terrasse nach dem Garten. Vor oder hinter der Villa links eine Pforte. An der Coulissenseite rechts, ziemlich weit nach hinten, gleichfalls eine Pforte, nach der Landstraße und nach dem Gemüsegarten führend. Der Villa gegenüber links in passender Richtung ein Tisch mit sechs Gartenstühlen und einem für Fritz Reuter bestimmten Stuhl vor dem hinteren Tischende. Vor dem Tisch eine kleine Bank, Gebüsch, Bäume und Blumenbeete. Rechts und links immer vom Zuschauer aus.

Dieses, das jüngste der von Johann Meyer verfaßten Volksstücke, wurde während der Jahre 1894—96 gedichtet. Wenn auch in seinem vollen Umfange so gut wie frei erfunden, verdankt es gleichwohl seine Entstehung einer Anregung von außen. In den 80er Jahren nämlich fand sich in einer Sonntagsbeilage des „Berliner Tageblattes" die Schilderung einer kleinen Episode aus dem Leben Fritz Reuter's. Sie war betitelt: „Hinstörp, noch en Dahler!" und gefiel dem früheren Director des Kieler Stadttheaters, L. Friedr. Witt, so sehr, daß er sich jene Zeitungsnummer aufhob; vielleicht that er es auch schon deswegen, weil er als Kundiger einen hübschen Stoff zu einem Drama in der Erzählung erkannte. Es waren nun, wie wir bereits früher gehört haben, Director Witt und seine Gattin, Frau Schütz-Witt, die ehemalige Primadonna des Hamburger Stadttheaters, unserem Dichter und seiner Familie sehr gut bekannt, und so kam es, daß eines Tages Herr Witt Johann Meyer jenes Sonntagsblatt übergab und dabei die Meinung äußerte, es verlohne sich wohl, jene Erzählung dramatisch zu verwerthen. Bei näherer Prüfung stimmte der Dichter dem bei, und bald war er auch schon bei der Arbeit.

Bevor wir uns dieser selbst zuwenden, wollen wir den Inhalt jener niedlichen Erzählung kurz wiedergeben.

In der Villa Reuter bei Eisenach pflegte alljährlich um die beste Jahreszeit der Buchhändler und Verleger der Reuter'schen Werke, Hinstorff aus Wismar, zum Besuch einzukehren, um mit dem Dichter und dessen Gattin, mit denen er innig befreundet war, einige Wochen gemeinsam zu verleben. Diesmal war er schon um die Zeit der Pfingsten dort, und so machte er am Morgen des ersten Festtages bei herrlichstem Wetter mit seinem Dichterfreunde einen Spaziergang in die Umgebung der so schön gelegenen Wartburg. Dabei stießen

sie zufällig auf zwei Mecklenburger Landsleute, den Gutsbesitzer Neumann „ut de Warensch' Gegend" und dessen Freund und Nachbar, Förster Slang, die sich auf einem Pfingstausfluge in das schöne Thüringer Land befanden und es sich natürlich nicht entgehen lassen wollten, auch der Wartburg einen Besuch abzustatten. Große Freude ob dieses Zusammentreffens, besonders auf Seiten Reuter's und der beiden biederen Obotriten, und dann selbstverständlich die Einladung des Dichters, nunmehr mit ihm und Hinstorff nach seinem Hause zu einer fröhlichen Rast bei einem duftenden Glase Rheinwein zu kommen! Kaum hat man sich in einer Laube des Vorgartens unter blühenden Bäumen niedergelassen und das erste Glas zum Willkommen getrunken, als der Geld-Postbote erscheint mit einer an Reuter adressirten und auf eine beträchtliche Summe lautende Postanweisung seiner Wismarschen Verlagsbuchhandlung. Der Betrag wurde von der Hand des etwas blassen und, trotz des heiteren Himmels, nicht recht froh dreinschauenden Stephansjüngers in blanken Thalern auf den Tisch hingezählt, während Reuter die Karte quittirte. Er wollte sie eben mit dem üblichen Bringerlohn zurückgeben, als ihm das bekümmerte Gesicht des Boten auffiel, und so fragte er ihn, ob sein Gehalt in Anbetracht der bedeutenden Summen, die Tag für Tag durch seine Hände gingen, auch genügend hoch sei. — „Ach Herr", erwiderte der Geldbriefträger, „min Innahm is man lüttj, se belöppt sick man up 800 M. in't Jahr." „Achthunnert Mark?" wiederholte Reuter, „dat 's ja vel to wenig! wa künnt Se dar mit ut? — un gegen wat för'n Verföhrung hebt Se sick jeden Dag to wehren bi all de Summen, de Se Dag för Dag vun de Post kriegt un uttobringen hebbt?!" — und damit schob er ihm von dem auf dem Tische liegenden Haufen Geldes einen Thaler hin und fügte, sich an Hinstorff wendend, jovial hinzu: „Hinstörp, legg mal en Dahler bi!" Hinstorff nahm seine volle Geldbörse aus der Tasche und legte ohne weiteres einen Thaler hinzu. „Wa vel Kinner hebt Se denn?" fragte nun Reuter den Boten. — „Tein" war die Antwort. „Tein! un ick heff ni mal een! — Aber tein Kinner un achthunnert Mark in't Jahr, — wa künnt Se darmit utkamen? — Dat 's ja vel to wenig för so vel Kinner! Damit entnahm der Dichter seinem Geldhaufen einen zweiten Thaler und schob ihm den Postboten hin, zugleich mit der kategorischen Aufforderung an den Freund: „Hinstörp noch een Dahler!"

Hinstorff krauelte sich hinter dem Ohr und verzog den **Mund**, entnahm aber, ohne ein Wort zu sagen, seiner Börse wiederum einen Thaler und legte ihn zu den andern. Reuter forschte weiter: „Wa old is denn de Ollste?“ — Der Briefträger antwortete: „De Ollste, wat min Fiken is, de is achttein Jahr un en dege Deern, se mutt all den Husstand föhren, un wat de jüngste is, de is eerst söß Monat un ward mit de Flasch grot makt, vunwegen dat min Fru eerst en lange Tid swar krank wesen is un de Lüttje ni mehr sögen kunn.“ — Dat 's ja dursam!“ sagte Reuter, „tein Kinner, en kranke Mudder un denn man achthunnert Mark!“ und er schob einen dritten Thaler von seinem Gelde nach dem Postboten hin und fügte wiederum die Aufforderung hinzu: „Hinstörp, noch en Dahler!“ Aber der Buchhändler hatte wenig Lust, diesem Ansinnen zu folgen, und rief etwas erregt: „Na nu! Gott bewahre uns! Wo denkst Du hin?!“ — „Na, ick denk,“ sprach Reuter, „selbstverständlich leggst ock Du en Dahler bi, Korling, auf daß wir den Segen dieser Stunde mit einander theilen, gleichwie den Gewinn meiner Bücher.“ Worauf Hinstorff: „Ja ja, Du hest got snacken! Nu ward dat denn all söß! Na, dar hest em denn!“ und damit legte er seinen Thaler hin. Der Postbote war sichtlich erregt: die Freude benahm ihm die Sprache; und der Förster Slang und der Gutsbesitzer Neumann waren ob der Scene, die sich vor ihren Augen abspielte, tief gerührt, und Slang stieß den Neumann an und raunte ihm etwas ins Ohr. Dieser zog die straffe, gestickte Geldbörse und legte zwei Thaler hin, der Förster that dasselbe. Reuter dankte freudig und dann wandte er sich an seinen Schützling und fragte, wie viel denn die Wohnung koste, die er mit seiner zahlreichen Familie inne habe. „Twintig Mark den Monat“, erwiderte jener. „Twintig Mark“ replicirte der Dichter, „na! wat blifft denn noch vun de 800 Mark för Eten und Drinken un alles andere öwrig. Nich mal 50 Mark in'n Monat! Un dar lev mal eener vun mit en kranke Fru un tein Kinner! Dat 's ja ganz unmöglich! Hinstörp, noch en Dahler!“ und damit hatte er den seinigen schon nach jenem kleinen Haufen hinübergeschoben. Aber Hinstorff wollte nicht noch einmal den „Gestickten“ ziehen und unwillig rief er aus: „Ne, ne! nu doh ick ni mehr mit! — Gott bewahr uns! wat schall de Mann mit all dat Geld?!“ — „Un wat wüllt wi darmit?!“ sprach Reuter. „För em all en ganzen

Hupen un för uns doch man en Quark!" — „Ja wul! Quark!" entgegnete Hinstorff, „för Ju Dichters is allns man en Quark! — O, wat 'n Lichtsinn!" — „För uns," antwortete Reuter, „is doch man alleen dat Schönste dat Höchste! awer wenn Du't wirklich denn ni wullt, so legg ick noch een för Di mit bi, — awer ick meen, wi hebbt bither ja alles so redlich mit enanner deehlt! — Korling, un wi hebbt dat ja so riklich kregen!" — Kurze Pause! Dann zog Hinstorff noch einmal seine Börse, legte seinen Thaler hin und sprach gerührt: „Fritz, Fritz, wat hest Du för 'n Hart! wat büst Du för en Goldmensch! Min Fritzing!" Und er drückte ihm beide Hände. — Und als ob die Rührung ansteckte, dem Förster Slang und dem Gutsbesitzer Neumann liefen ein paar helle Thränen aus den Augen, und noch einmal legten sie jeder einen Thaler hin, und Reuter rief vergnügt: „Süh so. Veln Dank ock, mine Herrn! un nu denk ick, holt wie op mit de Collecte!" — und, sich an den Postboten wendend, fuhr er fort: „Un nu steken Se't man in un vertelln Se Ehr kranke Fru alles, wat dar passeert is!" — Wer war glücklicher als der arme Bote?! Unter tausend Segenswünschen dankte er und eilte von dannen. Und in der Laube wurde eine neue Flasche entkorkt, und mit einem Vivat auf den edlen Dichter und seine Gattin leerten jene drei Gäste ihr Glas und tranken dann noch eins bis die Stunde mahnte, die den Förster Slang und den Gutsbesitzer Neumann wieder von dannen rief.

Das ist im großen und ganzen der Inhalt der Geschichte im Sonntagsblatt des „Berliner Tageblatts." Johann Meyer hat sie mir vor sechs Jahren, als er mit der Bearbeitung des Stoffes beschäftigt war, selbst erzählt. Was er aus der Geschichte gemacht, wird uns das Stück zeigen. Daß er den Inhalt weiter ausgesponnen, erkennt man schon an dem Personenverzeichniß, das acht Gestalten mehr aufführt, nämlich Reuter's Frau, seine Lawising, Hanne, deren Hausmädchen, und Lining, die Tochter des Briefträgers und Hannens Freundin, zwei Rostocker Studenten, Kühhahn und Hummel, den Barbier Grillenberger, Reuter's Factotum Krischan und den Soldaten Fritz Möller.

Doch nun zum Stück! Louise Reuter und Hanne, beide in Küchentoilette, kommen aus dem Hause und gehen die Terrasse nach dem Garten hinunter.

Louise Reuter. So Hanning, nur harrn wi den Braden ja all to Für. Hanne. Ja, Fru Doctern! — wenn de Köksch mal verreist is, denn mutt de Madam wul mal kaaken. — Fru Doctern versteiht dat ja ock eben so gut als Paulining! Louise Reuter. So? meenst Du dat? — Na, wi ward't ja sehn! — Aber nu kannst Du Krischan ropen un denn künnt Ju de Stieg' mal öwerharken. — Min Männing seggt ümmer: frisch harkte Stieg' makt em sien Gaarden noch mal so leev. He is mit Hinstörp all fröh weggahn; — de Morgen is ja ock so schön. Hanne. Ja Fru Doctern! — Dat is ja rein so schön hier, als dat wul nich schöner in't Paradies wesen is! — Dat makt dat denn ja wul ock, dat Herr Hinstörp sick alle Näslank bi uns inquateert. Louise Reuter. He is en Fründ vun min Mann un de Verleger vun sin Böker! Hanne. Verleger? wat is dat? Louise Reuter. Dat is een, de den annern sin Böker öwernimmt un se verköfft. — All dat Geld, wat min Männing sin Böker uns inbringt, kriegt wi dörch Herrn Hinstörp. Hanne. Na, denn lat em man! — Denn kann he uns ock geern besöken, — denn is he ja de reine Goldgrube! Louise Reuter. Wenn man dat so nehmen will, — ja! — Aber de egentliche Goldgräber is doch min Männing, wil he de Böker all schreben hett, de uns nu so rik un glücklich makt! Hanne. Ach, Fru Doktern! Louise Reuter. Na, wat denn? Hanne. Wa is dat nett, dat Fru Doctern immer Plattdütsch mit mi snackt. Louise Reuter. Du büst ja doch ut Niebrandenborg, — un dat is ja doch Din Muddersprak. Hanne. Un Fru Doctern is doch en Pasturendochder! Louise Reuter. Un min Muddersprak is dat doch ock! Jck heff se all als Kind spraken mit de annern Kinner in de Schol un op de Straten. Hanne. Un Herr Docter is doch en Gelehrter, — en Dokter, — un kann dat ock so schön! Louise Reuter. Wil dat ock sin leiwe Muddersprak is, — un darum ock de leiwste, worin he dichten und schrieben deiht. — Awer nu rop Krischan, dat de Gaard'n harkt is, ehr se wedder torüggkamt! — — Jck mutt nu ock wedder na de Kök un op min Braden passen. (Ab in's Haus.) Hanne (während Louise Reuter abgeht). Ja, Fru Doctern! — Also Herr Hinstörp schickt uns all dat Geld, — dat's ja denn wat anners! Sunst kann ick jüst nich seggn, dat ick em so geern mag. — He makt mi en beten gar to vel Spaß mit sin Handgrieplichkeiten, un dat paßt sick dochen nich mehr för so'n öllerhaftigen Mann. (Sie geht etwas seitwärts, nach der Pforte rechts und ruft:) He, Krischan! Krischan! kumm gau mal her mit en paar Harken! — — — — Ne, wakeen harr dat ock dacht, dat sick mit so'n Bökerschrieben so vel Geld verdeen' lett! — Alle Ogenblick kummt de ole Breifdräger un bringt uns wat! — Wat möt dat awer ock för Böker sin! — Keen Wunner, dat Paulining un ick dar so dull na sind! — Wenn de Herr Docter un Fru Doctern mal nich to Hus sind, — glix sind wi bi de Böker! — „De Reis' na Belligen“, — „Hanne Nüte“, — „Kein Hüsung“, — „Ut mine Festungstid“, — „Ut mine Stromtid“, — „Ut de Franzosentid“, — „De Reis' na Konstantinopel“, — „Dörchläuchting“ — — wi kennt se all! — Awer am leewsten mag ick doch de „Läuschen un Riemels“, — un Paulining ock! — Dat is ja mennigmal rein to'n dodlachen! (Sie deklamirt:)

In't Fischland is't en wahren Spaß,
Dar heiten alle Minschen Klas!
„Klas", seggt denn Klas to Klas sin Klas,
„Klas, hest Du minen Klas nich sehn?
Un „Klas", seggt denn de annere Klas,
„Din Klas, de gung mit minen Klas
Tausamen na Klas Klaßen sin Klas."

Un denn kummt dat (lacht) Hi! Hi! Hi! Mit Klas Klaßen sinen Klas un den ollen Kaptein op de Tunn, — un mit den Tiger davör, mit'n Steert dör't Spuntlock! Hi! Hi! Hi! — Un denn dat Läuschen vun den olen Bäcker Swenn! — Hi! Hi! (Krischan erscheint mit zwei Harken durch die Pforte rechts, ohne von Hanne gleich gesehen zu werden; er bleibt etwas zurück seitwärts stehen und amüsirt sich über Hannens Deklamiren.)

Hier geiht he hin, — dar geiht he hin!
Hier geiht he hin —

Krischan. Da da da dar geiht he hin! Hanne. Na, kummst Du endlich mal? Krischan. Un de de Ge Geschicht vun Jo Joching Päsel! — Ha! Ha! Ha! Hanne. Ja, jüst akkurat, als wenn Du de Esel weerst! — Nu kumm man, — giff mi de eene Hark! Krischan. Ja! (Giebt ihr die Harke.) Hanne. Ick hark denn hier ünner de Böm un bi de Luv herum, — un Du harkst dar buten (zeigt nach der Pforte links) in'n Gemüsegaard'n bit na de annere Port hindal, dat't dar ock smuck harkt is, wenn Herr Docter un Herr Hinstörp vellicht noch mal na de Arfen sehn wüllt un na de Bohn' un dat Suppenkrut, de se beid tohopen plannt' un seit, un wo se ümmer so vel Freud an hebbt! Krischan. Ja wu wu wul, Ha Hanne! — (Geht bis an die Pforte.) Du, Ha Hanne! Hanne. Na, wat denn? Krischan. Un de Geschicht vun de de den olen Pe Pe Penkuhn, — — mi mit de Kö Köksch un Na Nawer sin Ka Katt! — Ha! Ha! Ha! Ha! Hanne (deklamirt, mit Pathos):

Verstehst Du mir? — Verstehst Du, wie?
Denn weißt Du, Lotte, — süh mal, süh!
Wo? willst Du mir hier grugen machen?
Was stehst Du hier in blanken Hemd?"

Krischan. In'n b b blanken He Hemd! — Ha! Ha! Ha! Ha! Hanne. Pfui! — schamst Di nich?! — Nu makst Du, dat Du wegkummst, sunst kriggst noch een mit de Hark! Krischan. Ja, Ha Ha Hanne! — (Ab durch die Pforte links. Im Abgehen auch noch jenseits der Pforte im Gemüsegarten)

Hi, hi, hier gei geiht he hin!
Da, da, dar gei geiht he hin!
Hi, hi, hier gei geiht he hin!
Da, da, dar gei geiht he hin!

Hanne (während sie abwechselnd harkt). He hett ock sin Freud daran — un kann nich mal lesen! — Ja, wakeen freu sick ock nich öwer uns'n Herrn

Docter sin lustigen Läänschen?! — Jck weet se meist all vun buten — un Paulining ock! — Dat schönste vun se all, — un ock dat eerste, wat ick lehrt heff, is awer dat vun den Kierl, de dar jümmers gar nix seggt. — Hi! Hi! — Dat is tau jurig!

(Sie deklamirt:)

Ne, Fiken, denk Di, wo't mi gung,
Als't gistern an tau schummern fung,
Dunn gah ick hin na'n Waterhalen. —
Un als ick kam an unsen Sod,
Dunn steiht dar'n Kierl, rank un grot,
Un smuck vun'n Kopp bit op de Sahlen!
Hei kikt mi an, — (sie harkt rasch ein paar mal hin und her)
Jck kik em an, — (ebenso)
Hei seggt mi nix, — (ebenso)
Jck segg em nix, — (ebenso)
Un lat min Emmers in den Sod!

Sunnerbar! — so gar nix to seggn! — He harr ock egentlich doch wat seggn mußt, — denn harr he doch wat seggt! — (sie harkt ein wenig hin und her und deklamirt wieder:)

Un als de Emmers nu sünd vull,
Un ick na Hus nu gahen wull,
Dunn kümmt de Kierl, — un denk Di, — Fiken! —
Dunn hölpt he mi de sware Dracht
Ganz fründlich op un strakt mi sacht
Un ward mi in de Ogen kiken! —
Hei kikt mi an, — (sie harkt rasch ein paar mal hin und her)
Jck kik em an, — (ebenso)
Hei seggt mi nix, — (ebenso)
Jck segg em nix, — (ebenso)
Un nehm de Emmern op un gah!

Na, dat harr ick wesen schult! Jck wull em de Tung wul löst hebbn! — Js dat en Maneer? mit en anständig Mäden sick sowat heruttaunehmen? — Awer spaßig is't doch! Hi! Hi! Hi! (sie harkt wieder ein wenig hin und her, und deklamirt dann weiter.)

Un als ick gah de Strat hindal,
Dunn geiht de Kierl, nun denk di mal,
An mine Sid entlang de Straten, —
Un als ick sett min Emmern hen,
Dunn kummt he ran un ward mi denn
Ganz leiv in sine Arme faten!

Na endlich! — Dat wurr ock Tid!

Jck kik em an, — (sie harkt rasch ein paar mal hin und her)
Hei kikt mi an, — (ebenso)
Jck segg em nix, — (ebenso)
Hei seggt mi nix, — (ebenso)
Un ick gah wieder hen na Hus.

Dat harr ick nu noch nich dah'n! — He harr sick eerst erklärn müßt, — un harr't ok sekerlich wul noch dah'n, — denn luter Blödigkeit is dat doch nich we'n, — wil he ehr ja ock sunsten doch gar nich so blöd wesen is! (sie harkt wieder ein wenig hin und her und deklamirt dann weiter. Krischan erscheint durch die Pforte links, bleibt stehen und hört ihr mit Interesse zu, ohne daß sie es merkt.)

Un als ick an de Husdör kam
Un mine Dracht herunner nahm
Un sett min beiden Emmern nedder, —
Dunn nahm hei mi in sinen Arm
Und drückt un herzt un küßt mi warm
Un denk Di mal, — — — ick küß em wedder!

Ja, dat kann 'ck mi wul denken!

Hei kikt mi an, — (sie harkt rasch ein paar mal hin und her)
Ick kik em an, — (ebenso)
Hei seggt mi nix, — (ebenso)
Ick segg em nix, — (ebenso)
Dunn kamm uns Fru taum Hus herut,
Dunn was dat mit dat Küssen ut, —
Nu segg mi mal, wat wull de Kierl?!

(Sie harkt rasch ein wenig hin und her) Hi! Hi! Hi! wat'n Frag! — Hei fat ehr um, – un hei drückt se, — un se liggt in sinen Arm, — un hei küßt se, — un sei küßt em wedder, — — Hi! Hi! Hi! — un denn fragt se noch: wat wull de Kirl? — — Hi! Hi! Hi! Krischan (laut). Fri, — fri, — fri frigen wull he mit ehr! Ha! Ha! Ha! Ha! — Hanne (ihm nachahmend). Ja, — fri fri frigen wull he mit ehr! — Wat geiht Di dat an? — Warum harkst denn ni mehr? Krischan. Bi, bi bin all klar! Hanne. Hest Du denn ganz hendal harkt bit an de Poort? Krischan. Bi, bi bit an de Po Po Poort! — — — Du, — Ha, Ha, Ha Hanne! Hanne. Na, wat denn? Krischan. Dar ke ke keem een an, — de sna, sna, snackt mit mi! Hanne. So? — wakeen weer dat denn? Krischan. De ol' Mö, Mö, Möllersch ehr De Detlef! Hanne. Ah, Snack! — De's ja bi de Suldaten! Krischan. He, he, he hett U Urlaub kregen! Hanne. Na, wat ward Lining sick freun! — Weet se't all? Krischan. Se we, we, weet't all! — Se he, hett em schreben, da dat he ka kam' schull! Hanne. Lining? — dat he kam' schull? — A, vellich vunwegen ehr kranke Mudding? — — Krischan. Ne! Ne! vu vunwegen den Ba Ba Balbeer! Hanne. Wat? Balbeer? — Wat tünst Du dar?! Krischan. Ja, da dat he hett he seggt! Hanne. Ach, Du Dösbüdel, — denn hett he Di förn Narrn hatt! — Nu mak man, dat Du wegkummst! Krischan. Awer's se seggt he hett he't do doch! (Ab durch die Pforte rechts.) Hanne. Wat klön he dar? — Lining, de harr em schreben, dat he kam' schull, un dat wegen den Balbeer? — Dat kunn ja doch wul möglich sin! — De Balbeer is en Geldjud, un he hett ja all eenmal, — als Lining ehr Vadder den Geldbreef verlaren, — awer darum brukt Detlef doch nich to kamen! — Herr Gottes, am Enn is he all wedder fri vun de Suldaten! — De ol Möllersch hett mi nülich mal vertellt, dat se em vellicht noch wedder fri kreeg, wil se

en Wittwe, un Detlef ehr eenzig Kind is! — Na, wat würr dat en Freud för Lining sin! (Lining erscheint bei der Pforte in der Mitte. Hanne wird sie gewahr.) Wat seeg ick? — Wenn man vun een spricкt! Gu'n Morgn, Lining! **Lining** (näher tretend). Gu'n Morgn, Hanne! — Is min Vadding hier? **Hanne.** Ne, awer he kummt wul noch, — he hett ja meist alle Dag wat för uns, **Lining.** Ick wull em halen, — min Mudding is so krank, — se hett all wedder so'n slimm Schur kregen. (Sie weint.) **Hanne.** Ah, dat deiht mi leed! — Awers lat doch dat Ween'n na, — dar is ja nix mit holpen! — Is dat wahr? — is Detlef hier? **Lining.** Ja! — **Hanne.** Is he denn all wedder fri vun de Suldaten? **Lining.** Ne! **Hanne.** Na, denn hett he wul mal blos Urlaub kregen, — Un Du hest doch ock mal en Freud, min lüttje Lining! — Du heft dat ja so sur! — Du plegst Din kranke Mudding so tru, — un sorgst so tru för den Husstand un all Din lütten Swestern un Bröder! **Lining.** Ick kann mi dochen nich mehr freu'n. (Weint.) **Hanne.** Na, na! — Din Mudding kann jo dochen vellicht noch wedder beter warrn! **Lining.** Min leiw Mudding is dat ja ock nich alleen, wat mi so trurig makt. — Dat deiht mi ock so leed um min arm Vadding! — He deiht sick so sur — un dat geiht uns so slecht! — Sin lütt Gehalt, — de grote Famili — min kranke Mudding, — un dat Unglück vun damals her mit den Geldbreef! — Nu künnt wi ock wedder de Hür nich mehr betalen. (Weint.) **Hanne.** Wa veel is dat denn, min lüttj Lining? **Lining.** Föffdig Mark! — Un de will de Balbeer uns op'n Wessel lehn'n — **Hanne.** Ah, nu ward mi dat klar! — (für sich) denn hett Krischan dochen Recht hatt! **Lining.** Awers de hett ja ock noch den annern Wessel vun min Vadding, vun damals her, als he dat Unglück harr, den Geldbreef mit de hunnert Mark to verleeren. — Mehr als föffdig kunn wi nich tohopen sparen, — dat annere kreeg min Vadding vun em. — Un wa hebbt wi all darünner leden. — Vun damals her stammt ja ock all egentlich min Mudding ehr Krankheit! **Hanne.** Ja, ja! Dat weet ick! **Lining.** Un nu hett he seggt: Wenn he dat wull, denn kunn he min Vadding verklagen, — denn de Wessel weer ja nich inlöst, — un wi harrn jo nich mal de Zinsen betalt, — un wenn he klagen deh, — denn kreegen wi den Exkuter. — **Hanne.** Ah, — wat seggst Du?! — **Lining.** Awers klagen wull he nich, — un öwer den Wessel wull he en Strek trecken, — un öwer de Hür ock. — Un denn wull he min Vadding un min Mudding likers ock noch föffdig Mark schenken, dat wi dochen endlich mal wedder ut all de Noth un Verlegenheiten heruntkeem'n, — wenn, — wenn, — wenn min Vadding un Mudding — (sie weint.) veel leewer sprung ick ja in't Water! **Hanne.** Ah, Ah, wat hör ick! — Ha, de Schuft! — Un wat seggt denn Din Mudding darto! — **Lining.** Se seggt nix, — awer se weent deste mehr, — un darum hett se dat denn nu ock all wedder kregen! **Hanne.** Un Din Vadding? **Lining.** He hett den Kopp verlarn, — un weet sick nich mehr to hölpen! **Hanne.** Denn verleer Du em ock man nich, min lüttj' Lining! — Dat is in dissen Ogenblick de Hauptsaak! **Lining.** He will mi jüst nich dwingn, — awer dat is doch recht gut an em to marken, dat he sin eenzig Höpen op mit sett hett. (Sie weint.) Darum heff ick denn

ock an Detlef schreben. Hanne. Un wat seggt Detlef denn? Lining. Detlef seggt: Dat is ja garnich möglich! — Un wenn dat dochen möglich weer, — denn würr dat noch en Unglück geben! Hanne. Na, sühst Du wul? — Awer hol Du den Kopp man stief, denn gifft dat ock keen Unglück! — Un allns ward noch mal wedder gut, min lüttje Lining! Lining. Dat höp ick ock! — Awers nu dat ock noch darto, to all uns Noth un Armoth! — Dat bedrückt mi noch am meisten, un min arme, kranke Mudding ock! — Se weet recht gut, wa mi dat quält un driggt dat eben so swar als ick! — Gott ne! — ick mutt ja wedder to Hus! — Se liggt dar ganz alleen un is so krank! — Un wenn min Vadding kummt, denn segg em man, dat ick hier wesen weer, um em to halen. — (Fängt an zu weinen.) Min arm' Mudding! — Min arm lütt Mudding! — (Geht durch die Pforte in der Mitte weinend ab.) Hanne. Ja, ja! — Is dat Unglück eerst eenmal dar, denn kummt dat ock meisttiden nich alleen! — Se plegt ehr kranke Mudding und driggt dat Leid mit ehr un de Noth mit ehrn Vadding, noch swarer als he fülben, un nu mutt ehr jung fröhlich Hart ock noch dit passeeren! — (Grillenberger erscheint an der Pforte in der Mitte.) Ha, wat seeg ick! — De Balbeer! — Na, töf! Du kummst mi eben recht! Grillenberger (noch vor der Pforte sehr schnell sprechend). Morjen, Jungfer Hanne! — Darf ick rin in Ihrn schönen Jarten? Hanne. Ja kamen Se man, — awers maken se de Poort man gar nich eerst weeder to! Grillenberger (eintretend, die Pforte offen lassend). Nich wedder to? — J, wo? — wie — so! Hanne (spitz). Na, Se hebbt ja keen Tid! — Se möten ja doch glix wedder fort! — Se möten ja na, — na, na de Brut! (lacht) Ha! Ha! Ha! Ha! Grillenberger. Siehste, wat de biste?! — eifersüchtig ist se! — (Zu Hanne) Ist der Herr Hinstorff denn schon uff, dat ick 'n rasiren kann? — Hanne. De is all gar nich mehr to Hus, — spaziren! — So um en Stundstid bi rum, denn künnt Se mal wedder kam'n. (Sie harkt ihm auf die Füße, er macht einen Sprung in die Höhe.) Grillenberger. Danke! Danke! — sehr freundlich! Hanne. Na springen Se man nich so! — Se hüppen ja als en Ziegenbock! Grillenberger. Die Jungfer ihre Harke! — — Na, denn jeh' ick denn und komme wieder! Empfehle mir! — (Er geht rasch im Bogen bis fast zur Pforte.) Hanne. Herr Grillenberger! Grillenberger (sich rasch umkehrend). Jungfer befehlen? Hanne. Ach bitte, blieben Se noch en beten hier! — Se sünd immer so fründlich, — so — so nett! — Grillenberger (bei Seite). Aha! — merkst de wat! (Wiederkommend, nahe heran zu Hanne.) Ach Hanne, — wie jefalln se mich! Hanne (ihn neckisch mit dem Ellenbogen stoßend). Is't denn ock wahr? — Grillenberger (ihr unter's Kinn fassend). Bei Jott! — Sie jefalln mich sehr! — Hanne. Ne, — Se verstahn mi nich! — Grillenberger. Doch! Doch! — Ja, ick meene Sie. — Sie meen' ick! Hanne. Un ick meen Jhnen! — Dat nämlich, dat Se friegen wüllt, — (etwas wüthend) den Breifdräger fün Lining? (Sie harkt ihm schnell wieder auf den Fuß, er macht einen Sprung.) Na, springn Se doch nich so! — Awer de ol Mutter Krögersch ehrn Detlef, — wat?! (Sie harkt ihm wieder auf den Fuß, er macht einen Sprung.) Na, springn Se doch nich so! — Wat bilden Se sick denn noch in? — De lüttje smucke Lining? — De schull

so'n Wippsteert nehmen, — so'n Scheerbüdel? — So'n Apen? — (Sie hackt ihm wieder auf den Fuß, er macht einen Sprung.) Na, springn Se doch nich so! — Grillenberger (wüthend). O, die Weiber in ihrer Eifersucht und Falschheit und Tücke!! — Wat jeht et Sie an, wenn ick mir verlobe! — Hier! hä, hä! (Er klopft auf die Tasche). Und wat sagen Sie dazu, wie? (Er macht Zeichen des Geldzählens) Ja, det haben wir! Und daderfür kann man 'n Deibel danzen sehn, — und alle Weiber dazu! — Und et ärgert Sie man, — dat die Lining et ist, und dat Sie et nicht sind! Hä! Hä! — Eifersucht! — nichts als Eifersucht! (Er läuft schnell durch die Pforte, sie zuschlagend und bleibt draußen stehen.) Hanne. Dar hett wul 'n Uhl seten, wat? — Un warum lopen Se denn so? — sind Se bang? Se ole Hasenfot? — Na, weer't denn nich gut, dat de Poort glix apen bleev? — Sonst harrn Se vellicht noch en paar achterop kregen! Grillenberger. Hä! Hä! — Eifersucht! — Nichts als Eifersucht! Hä! Hä! (rasch ab.) Hanne (drohend mit der Harke). Ja, harr ick Di noch hier, ick wull Di wiesen wat en Hark is, du ole Pomadenhek! — — Ja wul! Prost de Mahltid! — Weg is he! — Un woto schall ick mi noch länger an em argern?! — Awer Lining, de arm Stackel, — de sitt nu doch all dull genog dartwischen! — Weer ehr Vadding man bi de Post in Niebrandenborg bleben, wo he ehr Mudding frigt hett, un wat ock Lining ehr Heimath is, — denn weer dat ja allns garnich so kamen. De lüttje Lining, — wi hebbt ja all als lütte Kinner tausamen spelt un dar naher mit enanner tau Schol gahn! — Se is min eerste Fründin wesen! — — — Kunn ick ehr man hölpen! — Ja, harr ick wat! — — oder Detlef! — Awer de un sin Mudding hebbt ja beide nix! — — Un de dar wat hebbt un dat künnt, — de doht dat man nich! — dat is't man! — - — — Holt! — — Dar fallt mi wat in! — — Uns' Herr Dokter! — — — Wenn he dat wüßt! — — — He is ja riek un ward noch immer rieker! — — — Un he is immer so gut un so fründlich, — — un Fru Doktern ock! — — Wenn se dat wüssen! — — — Hurrah! — — Juchhe! — — dar fallt mi wat in! — — Nu weet ick all, wat ick doh! — — So! — oder so! — Denn mal gnadderig — un denn mal lustig! — — All' as de Ogenblick dat mal so mit sick bringt! — — Nu bin ick lustig un will eerst mal een' singen! (Musik. Sie singt.)

In Schapstedt in't Weerthshus, herum in de Stuv,
Dar flüggt wul all Morgen en sneewitte Duv.

En sneewitte Duv mit en sneewitten Fot,
Se flüggt dar all Morgen ehr Mudding in'n Schot.

In Schapstedt in't Weertshus, wer sitt dar so bli'?
En kruskoppen Bursöhn, de geiht op de Frie!

Gu'n Dag ock, Fru Krögersch, so smuck un so fien,
Ju sneewitt' lütt Döchding, — ick möch se wul frien!

Min sneewitt' lütt' Döchding?! — Dat is noch to fröh!
De mutt noch wat töben, — een Jahr — oder twee!

Een Jahr? — oder twee? — Wat en Tid! — o, wa lank!
Se springt vun de Eer — un se springt op de Bank, —*

Se springt vun de Bank, — op'n Disch springt se hin:**
Nu süh', min leev Mudding, wa grot ick all bin!

(Der Vorhang fällt.)

* (Thut es.)

** (Thut es; dann, während sie die letzte Zeile singt, sich großmachend, auf den Zehen stehend und beide Arme in die Höhe streckend.)

(Ursprünglich bildete das nachstehende Lied den Schluß des ersten Actes; es klingt auch in der Ouverture wieder, dürfte aber, abgesehen davon, daß es schwerer zu singen ist, auch weniger passend als das vorhergehende sein. Wenn es gewählt werden sollte, dann ist die kleine Bank überflüssig.)

Günd, achter de Blompütt, schreeg öwer de Strat,
Persepter sin Döchder, — dat is Di en Staat!
Persepter sin Lischen, sin Witjen un Trin,
Dree Dierns, als dree Rosen, — künnt all dree all frien!

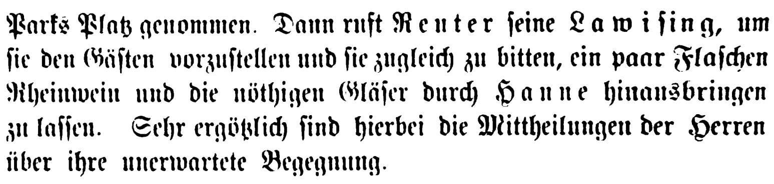
Wa hebbt se för Haar, — rein so blank un so glatt!
Un Ogen, — de Swarte, als Aalbein so swatt,
De Gehle, — so blau, als Vergißmeinnichtblom,
De Brune, — so brun, als Kastanjen vun'n Bom!

Se danzt un se springt un se hüppt, als en Reh,
Sünd roth, als en Ros', un so witt, als de Snee,
Se singt, als en Drossel, un lacht als en Duv,
Un scheert sick den Deubel um Hochtid un Huv!

Günd, achter de Blompütt, schreeg öwer de Strat,
Persepter sin Döchder, — dat is di en Staat!
Un schull ick een rutnehmn, un günn he mi een,
Ick sä: Herr Persepter, all' dree oder keen! —

Der erste Act hat uns von allem unterrichtet, was den Conflict anbelangt, und wir ahnen schon, was uns der zweite bringen wird; und aus den Äußerungen der Hanne vermögen wir zu folgern, daß die Hauptperson des Stückes, Fritz Reuter, die Lösung des Knotens herbeiführt.

Zu Beginn des zweiten Actes kehrt nun Fritz Reuter mit Hinstorff vom Spaziergange zurück; und mit ihnen kommen, wie wir bereits wissen, jene beiden Mecklenburger Landsleute, die sie unterwegs getroffen haben und die nicht mehr als gern der freundlichen Einladung zu einer kurzen Rast in dem Hause des berühmten Dichters Folge leisten. Die Fußtour am warmen Pfingstmorgen hat die Herren erhitzt, und darum wird auf Reuter's Vorschlag zunächst in einer schattigen Laube des herrlichen


Parks Platz genommen. Dann ruft Reuter seine Lawising, um sie den Gästen vorzustellen und sie zugleich zu bitten, ein paar Flaschen Rheinwein und die nöthigen Gläser durch Hanne hinausbringen zu lassen. Sehr ergötzlich sind hierbei die Mittheilungen der Herren über ihre unerwartete Begegnung.

Reuter. Awer nu hör mal, min Wising, woans un wa sunnerbar dat so keem, dat wi uns disse beiden leiwen Landslüd mit herinnebröcht! Hinstorff. Ja, dar gaht ehr Mann un ick, so als alle Morgen um düsse Tid, en beten in de frie Natur spaziren. — Neumann. Un min Fründ, de Förster Slang, un ick hadden eben en lütte Lustirfahrt na Thüringen makt, — — Slang. Un so stunn wi hüt Morgen ünner de Wartburg un weern ganz verdeept öwer all de Schönheit tau unsen Föten, — Neumann. Ja, so heel verdeept un sülvstvergeten, dat wi gar nix vun de beiden markten, de sick vun achtern an uns heransleeken. — — Reuter. Un Hinstörp! reep ick lisen, wat gelt de Wett? Dat sind en paar Mekelnbörger! — Dat süht man ja glix an ehre ganze Kledasche! — an ehre Röck un Stewеln un Höt' — un an ehren ganzen Angboang poenkt! Un Hinstörp de spitz all den Mund to en Tiroler Jodler, — awers Sch! Sch! püster ick liesen, — Hol an Di, Hinstörp un paß mal op! — De beiden wüllt wi mal öberraschen! Hinstorff. Un jümmers neeger sleken wi heran! Neumann. Un dar mit eenmal slög mi einer op dei Schullern, dat ick glövte, ick müßt in den Irdboden sacken! — (Alle lachen.) Reuter. Un dat weer ick! — Un Kinnings! Kinnings reep ick vergnögt, — Ju beiden sind en paar Mekelnbörger! — Slang. Jawul! Dat stimmt! reepen wi tauglik, — Awers Ju doch ock! reep Korl Neumann ganz vergnögt, un lang sick na de Schuller, — denn so sleit blots en Mekelnbörger! —

Nun bittet Reuter sein Mudding, den Wein zu schicken; und die Hausfrau verabschiedet sich vorerst mit den Worten: „Op Weddersehn hüt Middag bi'n Braden!“ Als die Gäste ihr Bedauern äußern, daß ihnen „Fru Doctern“ keine Gesellschaft leiste, erklärt ihnen der Dichter, warum dies nicht geschehen könne: seine Köchin sei verreist, und nun hätte seine Frau selbst auf den Pfingstbraten zu achten.

Mittlerweile ist auch Hanne auf der Terrasse mit dem Rüdesheimer erschienen. Die Laune des Mädchens ist getrübt; sie ist bekümmert um ihrer Freundin Schicksal, von dem sie soeben ihrer Herrin erzählt hat, und sie will sich dem Herrn gegenüber mürrisch und unwirsch zeigen; „Un denn,“ so calculirt sie schlau, „ward de Herr Docter mi fragen, wat mi fehlt, und denn vertell ick em dat allns vun Lining, un he kriggt dat forts to weten!“ So setzt sie nun den Wein auf den Tisch und kommt dabei, wie

zufällig, dem Gast aus Wismar, den sie schon seit Jahren kennt und der oft seinen Spaß mit ihr hat, zu nahe. Hinstorff benutzt die Gelegenheit und kneift das Mädchen in den runden Arm. Dieses Attentat kommt ihr nun gerade gelegen; sie stößt einen lauten Schrei aus, so daß die andern zusammenfahren und Reuter ängstlich fragt, was ihr denn fehle:

Na, wat hest Du? wat weer dat. Hanne. Herr Hinstörp het mi knepen! (worauf die andern natürlich laut auflachen.) Hanne (unwillig, halb weinerlich). Nu lachen Se mi ok noch wat ut! Hinstorff. Ick heff ehr ut Spaß man eben mal antickt! Hanne. Vun Se ehre Antickerie will ick awer nix mehr weten! Pfui, Herr Hinstörp, schamen Se sick denn nich? — En verheirathen Mann mit Fru un Kinner?! Reuter. Na, na! Nu mak doch ut'n Mück keen Elephant! — Wat is denn darbi, wenn Herr Hinstörp mal en beten Spaß mit Di makt?! — Du büst doch sunst nich so, — man kennt Di ja gar nich wedder! — Wat hest denn? He? Hanne (aufgebracht und weinerlich). Wat ick heff? — Arger heff ick! — und Verdreet heff ick! — Mi is de ganze Morgen all verdorben! un ick möch wul leewer ween', als lachen! Reuter. Ja, — denn man rut darmit, min Döchding, — un segg uns eerst mal wat Di fehlt?

Aber sie kommt nicht dazu, es zu erzählen; denn von der Terrasse her rief es: „Hanne, Hanne!" „Ja, Fru Doctern!" giebt sie zurück und dann, zu Fritz Reuter gewendet: „Ick heff ja man keen Tid!" „Na denn en anner Mal!" meint Reuter, und Hanne eilt fort.

Nun werden die Gläser gefüllt, und eben hat man auf den Dichter und seine Lawising angestoßen, da mit einem Male, — was ist das? — In der Ferne erschallt ein zweistimmiger Gesang, und deutlich vernimmt man das Lied:

Wohlauf noch getrunken
Den funkelnden Wein!

und in das „Juvi vallera" stimmen die fröhlichen Trinker im Garten lustig mit ein. Zwei Rostocker Studenten sind es, die da singen; auch sie befinden sich auf einer Spritztour in Thüringen, und Reuter eilt an die Pforte und winkt mit dem Taschentuche, und da sind sie auch schon, singend wie zuvor, und „juvi vallera!" singen die andern mit. „Hier man herin, Kinnings!" ruft Reuter, die Pforte öffnend, und heißt dann die Herren Studenten herzlich willkommen. Schnell stellen sich diese vor: „Hummel — alias Reimers —" ruft der eine, auf sich zeigend und sich verneigend, „studiosus jurisprudentiae in octavo semestri;" „und hier

Kühahn, spricht der andre, alias Feldmann, studiosus medicinae, vulpes!" Als Reuter meint, sie seien Mecklenburger, man sehe es ja an den Farben, die sie trügen, erfährt er, daß Hummel aus Berlin und Kühahn aus Leipzig stammt und daß beide hauptsächlich der alten lieben plattdeutschen Sprache wegen, worin er, Reuter, ja so viele schöne Werke geschrieben, nach Rostock gekommen seien. „Kinnings, wat en Freud för min oles Hart!" ruft Fritz Reuter beglückt, nu dann greift er zur Flasche, um die Gläser zu füllen. Aber da fehlen ja noch zwei Gläser für die beiden Studiosen, und schnell eilt Reuter zur Terasse und ruft Hanne, damit sie das Fehlende bringe. Nachdem dies geschehen, wird das Mädchen wieder fortgeschickt.

Reuter. So min Döchding! — Nu ock noch gau en paar Buddel Wien! Hanne. Ja wul, Herr Docter! — (Rasch ab, bis oben auf die Terrasse.) Hummel. Famos! Ein Prachtmädchen! Kühahn. Pulcherrima ancilla! Reuter. Recte! — Dat stimmt! Hanne (oben auf der Terrasse). Na, wenn ick nu wedderkam, denn geiht't awer los! — Denn büн ick mal argerlich, — un dat gehörig! Reuter. En lütt verdüwelte Deern! — De und den olen Krischan, min Factotum, heff ick mi noch mit heröwer bröcht ut Niebrandenborg! — Sei is en echte Plattdütsche! — Un en Vördrag hett sei, als en Preister, dat't en Lust is, ehr to hören! — All min Läuschen un Riemels weet se vun buten, un sing kann se als en Nachdigal! Slang. Ah! Schall se uns denn nich mal en vördregen? Hummel. Ja, bitte, — lassen Sie das Mädchen doch mal singen! Kühahn. Ich bitte auch darum! Neumann. Un ick ock! Reuter. Ja, wenn Sei't man deiht, — Sei is ja man noch so bös op Hinstörp, wil hei ehr knepen hett! Hinstorff. Ach wat! — Dumm Tügg! Reuter. Na, denn will ick se fragen! — (Schnell einschenkend.) Awers nu man eerstmal noch eenmal en hartliches Willkamen mit en fröhlichen Gläserklang! (Sie stoßen an.) Willkamen! Willkamen! (Sie trinken aus.) Hummel (schmackend). Kühahn, was für 'ne Marke! Reuter. Ja, nich wahr? — De glitt als Ölig! — Denn man glix noch een achterrop! — (Schenkt ein.) Mi ward dat ole Hart so vull, — un ick kann't ni laten! — ick mutt daran denken immer un immer wedder! — O, du schöne, selige Tid, als ick ock noch min Farben drog, — de echten dütschen, — swart-roth-gold! — In Jena! — bi de Germanen! — Un als ick ock noch den Släger susen — un de Freud' schümen un brusen leet bit to'n Öwerlopen! — — — Gifft't den noch wat Schöneres als so'n lustiges Studentenleben? — Nümmermehr un nargens! — Un darum düsse vullen Gläser op unse dütsche alma mater, de eene för se all' un op ehre lustigen Bröder Studii! — vivat! — crescat! — floreat! Alle. Hurrah! Kühahn (fängt an zu singen. Alle andern stimmen sofort mit ein, erheben sich und stoßen singend an. Mit Orchester, nicht zu laut, mehrstimmig).

Stoßet an! — Burschenwohl lebe! — Hurrah hoch!
Stoßet an! — Burschenwohl lebe! — Hurrah hoch!
Bis die Welt vergehet am jüngsten Tag,
Seid treu, Ihr Burschen, und singet uns nach:
Frei ist der Bursch! — Frei ist der Bursch!

Reuter (wieder einschenkend). Ja mine leiwen Frünn, wat wull ick darum geben, kunn ick disse schöne Tid noch eenmal wedder dörchleben! (Wehmütig.) Nu hör ick ja ock all lang mit tau de olen Philister! — Aber Gott Loff un Dank! min Philistertid is doch ock en schöne, als mine Studententid dat doch nich immer weer! — Un dochen, wenn ick mennigmal so an sei torüggdenk', denn öwerkummt mi dat so wehmödig un beslickt mi als en Heimweh na en widen, widen Ort in de graue Feern, dat ick mi nich dagegen wehren kann, — — un denn summt et mi dör den Kopp, dat ole, schöne Philisterleed, dat ock de Jungen noch immer so geern mal singt — (Hummel und Kühahn stimmen an, und die andern drei singen mit, mehrstimmig, mit Orchester:)

O, alte Burschenherrlichkeit,
Wohin bist du verschwunden?
Nie kehrst du wieder, goldne, Zeit,
So froh und ungebunden!
Vergebens spähe ich umher!
Ich finde deine Spur nicht mehr!
O, jerum, jerum, jerum,
O, quae mutatio rerum!

Reuter. O, jerum! Ja! wo sünd se bleben all de lustigen Bröder Studii vun datomal?! — Utenanner staben, als de Spreu in'n Wind! — — un Philister, Philister all mitenanner!

Hummel und Kühahn und die andern (wie vorher).
Da schreibt mit finstrem Amtsgesicht
Der eine Relationen,
Der andre seufzt beim Unterricht, —
Und der macht Recensionen! —
Der schilt die sünd'ge Seele aus, —
Und der flickt ihr verfall'nes Haus! —
O, jerum, jerum, jerum,
O, quae mutatio rerum!

Reuter. Ja! Ja! O, jerum! Ja! — Wer kunn se ock wul jemals vergeten, de unvergetlich schöne Tid?! — Un wenn wi Menschen so ganz allebn ock annere ward, se grönt doch fort in unse Erinnerung als en schönes Paradies dörch dat ganze Leben!

Hummel, Kühahn und die andern (wie vorhin).
Allein das rechte Burschenherz
Kann nimmermehr erkalten!
Im Ernste wird, wie hier im Scherz,
Der rechte Sinn stets walten!
Die alte Schale nur ist fern, —

Kühahn, spricht der andre, alias Feldmann, studiosus medicinae, vulpes!" Als Reuter meint, sie seien Mecklenburger, man sehe es ja an den Farben, die sie trügen, erfährt er, daß Hummel aus Berlin und Kühahn aus Leipzig stammt und daß beide hauptsächlich der alten lieben plattdeutschen Sprache wegen, worin er, Reuter, ja so viele schöne Werke geschrieben, nach Rostock gekommen seien. „Kinnings, wat en Freud för min oles Hart!" ruft Fritz Reuter beglückt, un dann greift er zur Flasche, um die Gläser zu füllen. Aber da fehlen ja noch zwei Gläser für die beiden Studiosen, und schnell eilt Reuter zur Terasse und ruft Hanne, damit sie das Fehlende bringe. Nachdem dies geschehen, wird das Mädchen wieder fortgeschickt.

Reuter. So min Döchding! — Nu ock noch gau en paar Buddel Wien! Hanne. Ja wul, Herr Docter! — (Rasch ab, bis oben auf die Terrasse.) Hummel. Famos! Ein Prachtmädchen! Kühahn. Pulcherrima ancilla! Reuter. Recte! — Dat stimmt! Hanne (oben auf der Terrasse). Na, wenn ick nu wedderkam, denn geiht't awer los! — Denn büu ick mal argerlich, — un dat gehörig! Reuter. En lütt verdüwelte Deern! — De und den olen Krischan, min Factotum, heff ick mi noch mit heröwer bröcht ut Niebrandenborg! — Sei is en echte Plattdütsche! — Un en Vördrag hett sei, als en Preister, dat't en Lust is, ehr to hören! — All min Läuschen un Riemels weet se vun buten, un sing kann se als en Nachdigal! Slang. Ah! Schall se uns denn nich mal en vördregen? Hummel. Ja, bitte, — lassen Sie das Mädchen doch mal singen! Kühahn. Ich bitte auch darum! Neumann. Un ick ock! Reuter. Ja, wenn Sei't man deiht, — Sei is ja man noch so bös op Hinstörp, wil hei ehr knepen hett! Hinstorff. Ach wat! — Dumm Tügg! Reuter. Na, denn will ick se fragen! — (Schnell einschenkend.) Awers nu man eerstmal noch eenmal en hartliches Willkamen mit en fröhlichen Gläserklang! (Sie stoßen an) Willkamen! Willkamen! (Sie trinken aus.) Hummel (schmackend). Kühahn, was für 'ne Marke! Reuter. Ja, nich wahr? — De glitt als Ölig! — Denn man glix noch een achterrop! — (Schenkt ein.) Mi ward dat ole Hart so vull, — un ick kann't ni laten! — ick mutt daran denken immer un immer wedder! — O, du schöne, selige Tid, als ick ock noch min Farben drog, — de echten dütschen, — swart-roth-gold! — In Jena! — bi de Germanen! — Un als ick ock noch den Släger susen — un de Freud' schümen un brusen leet bit to'n Öwerlopen! — — — Gifft't den noch wat Schöneres als so'n lustiges Studentenleben? — Nümmermehr un nargens! — Un darum düsse vullen Gläser op unse dütsche alma mater, de eene för se all' un op ehre lustigen Bröder Studii! — vivat! — crescat! — floreat! Alle. Hurrah! Kühahn (fängt an zu singen. Alle andern stimmen sofort mit ein, erheben sich und stoßen singend an. Mit Orchester, nicht zu laut, mehrstimmig).

Stoßet an! — Burschenwohl lebe! — Hurrah hoch!
Stoßet an! — Burschenwohl lebe! — Hurrah hoch!
Bis die Welt vergehet am jüngsten Tag,
Seid treu, Ihr Burschen, und singet uns nach:
Frei ist der Bursch! — Frei ist der Bursch!

Reuter (wieder einschenkend). Ja mine leiwen Frünn, wat wull ick darum geben, kunn ick disse schöne Tid noch eenmal wedder dörchleben! (Wehmütig.) Nu hör ick ja ock all lang mit tau de olen Philister! — Aber Gott Loff un Dank! min Philistertid is doch ock en schöne, als mine Studententid dat doch nich immer weer! — Un dochen, wenn ick mennigmal so an sei torüggdenk', denn öwerkummt mi dat so wehmödig un beslickt mi als en Heimweh na en widen, widen Ort in de graue Feern, dat ick mi nich dagegen wehren kann, — — un denn summt et mi dör den Kopp, dat ole, schöne Philisterleed, dat ock de Jungen noch immer so geern mal singt — (Hummel und Kühahn stimmen an, und die andern drei singen mit, mehrstimmig, mit Orchester.)

O, alte Burschenherrlichkeit,
Wohin bist du verschwunden?
Nie kehrst du wieder, goldne, Zeit,
So froh und ungebunden!
Vergebens spähe ich umher!
Ich finde deine Spur nicht mehr!
O, jerum, jerum, jerum,
O, quae mutatio rerum!

Reuter. O, jerum! Ja! wo sünd se bleben all de lustigen Bröder Studii vun datomal?! — Utenanner staben, als de Spreu in'n Wind! — — un Philister, Philister all mitenanner!

Hummel und Kühahn und die andern (wie vorher).
Da schreibt mit finstrem Amtsgesicht
Der eine Relationen,
Der andre seufzt beim Unterricht, —
Und der macht Recensionen! —
Der schilt die sünd'ge Seele aus, —
Und der flickt ihr verfall'nes Haus! —
O, jerum, jerum, jerum,
O, quae mutatio rerum!

Reuter. Ja! Ja! O, jerum! Ja! — Wer kunn se ock wul jemals vergeten, de unvergetlich schöne Tid?! — Un wenn wi Menschen so ganz allebn ock annere ward, se grönt doch fort in unse Erinnerung als en schönes Paradies dörch dat ganze Leben!

Hummel, Kühahn und die andern (wie vorhin).
Allein das rechte Burschenherz
Kann nimmermehr erkalten!
Im Ernste wird, wie hier im Scherz,
Der rechte Sinn stets walten!
Die alte Schale nur ist fern, —

Geblieben ist uns doch der Kern,
Und den laßt hoch uns halten!

Reuter. Ja, de Kern! De Kern, mine Herrn! — Un dat is ja ock de Hauptsak! — Un wenn de Schaal denn ock in Stücken geiht, dat ole Burschenhart blifft doch immer datsülve!

Hummel, Kühahn und die andern (wie vorhin).

Drum, Freunde, reichet Euch die Hand,
(Sie stehen auf und reichen sich die Hände)
Damit es sich erneue
Der alten Freundschaft heil'ges Band,
Das alte Band der Treue!
Klingt an und hebt die Gläser hoch,
(Sie erheben die Gläser und stoßen an.)
Die alten Burschen leben noch,
Noch lebt die alte Treue!
(Alle trinken und setzen sich dann wieder nieder.)

Reuter (wehmütig). Ja, ja! — de schöne Tid! O, de schöne unvergetliche Tid! Hummel. Und doch, Herr Doctor, zu Ihrer Zeit, wie schon so gar bald so viel Elend und so viel Jammer nach all der Begeisterung und Freude dort oben auf der alten Wartburg! — Als hinter den besten und edelsten von allen deutschen Landeskindern, die hier so fröhlich waren und es so treu und ehrlich meinten, die Büttel wie Hetzhunde losgelassen wurden, sie zu jagen, bis sie gefangen waren! — und dann zeitlebens wie die gemeinsten Verbrecher eingesperrt in Zuchthäuser und Kasematten, — ja einige, — einige gar zum — Tode verurtheilt! — O, Schimpf und Schande für alle Zeiten! Kühahn. Ja, und wenn sie auch schon längst gewesen, diese grausame Zeit, — rufen wir ihr auch heute noch ein pereat nach und trinken wir auf ihre ewige Verdammniß im finstern Grabe! Neumann (sein Glas ergreifend). Ja, dat wüllt wi, kumm Förster Slang! Slang (ebenso). Herrlich! Prächtig! — Ne disse Studenten! — En pereat! Reuter. Sch! Sch! — warum so düstere Gedanken! — Se kummt ja nümmer wedder, so en Tid! — Darum Kinnings spart wi den Wien to en betern Wunsch! — Wat wi damals drömt un woför wi duldt un leden hebbt, — dat is ja alles nu lang all dar! — Uns' dütsches Riek! — Keen anneres, dat em glik! — Unse Landarmee, — Unse Macht to See! — Kinnings! Kinnings! Un unsen Kaiser! — Kinnings, unsen Kaiser! — — de eerste, de gröttste, de beste op de ganze Welt! — Hurrah! — (Das Glas ergreifend.) Stöt an un drinkt! — Hoch schall he leben!

Alle (singend. Mit Orchester, mehrstimmig).

Hoch! Hoch! Hoch!
Hoch! Hoch! Hoch!
Hoch! Hoch! Hoch!
(Alle stoßen an und trinken.)

Da kommt Hanne schon wieder mit neuen Flaschen, und die beiden Studenten, durch den Wein etwas animirt, beneh-

men sich etwas übermüthig gegen sie. Herr Kühahn spricht von ihr als von einem „Besen“. Und als Herr Hummel sogar die Kühnheit besitzt, sie zu umfassen und zu küssen, da applicirt ihm Hanne eine Ohrfeige, die nicht von gestern war, und die Worte, womit sie den Schlag begleitet, sind auch nicht von ausgesuchter Höflichkeit. Sehr gelegen ist ihr dieses sonst nicht eben unliebsame Intermezzo; denn nun hat sie ja noch mehr Gelegenheit, sich mißvergnügt und aufgebracht zu zeigen, und sie macht davon einen so ausgiebigen Gebrauch, daß es richtig so kommt, wie sie es erwartet. Reuter nimmt sie bei der Hand und spricht im besänftigenden Tone zu ihr:

Awer Hanning, min Döchding, wat fehlt Di denn? — — Du weerst ja ock vörhin all so wranterig un argerlich ock mit Herrn Hinstörp. Hanne. Laten Sei mi los, Herr Docter, ick mutt werrer rinner! Reuter. Dat is ja dochen alles man Spaß! — Man kennt Di ja gar nich wedder! Hanne. Ick heff keen Tid, — ick schall Kantüffeln schelln, — Laten Sei mi los, Herr Docter! Reuter. Ehr nich, ehr Du uns seggt hest, warum Du weenst un so wranterig bist. — Hanne. Mi is dat Hart so vull! Hummel. Aha! — 'n unglückliche Liebe! Hanne. Wat geiht Sei dat an! Reuter. Na, na! — Awer denn man rut damit. — Wakein is dat denn, de Di so unwirsch makt? den Kerl schall de Düwel haln! Hanne. Wenn ick dat denn pattu seggn schall? Reuter. Ja, bi'n Deutscher, schast Du't seggn! — Na? na? Hanne (zögernd und weinend). De — De — Bal — beer! Reuter und Hinstorff (zugleich, verwundert). Grillenberger?! Reuter. Kinnings, wat'n Geschmack! — bist Du denn mit Blindheit slagen?! Hanne. Ick, ick büün dat ja nich! Reuter. Ne?! — Du büst dat nich? Un dochen weenst Du? — — Wakeen is dat denn? Hanne. Unsen Breifdräger sine lütte Lining! — de Balbeer will ehr pattu frigen, — un se hett doch all de ole Möllersch ehrn Detlef, de dar bi de Suldaten is! Reuter. Ja, en smucken Frier! — Un den wull se verlaten, — und düssen Windhund nehmen? Hanne. Ach ne! — un se hett ock all an em schreben, — un he is ock all hier! — Awers bi den olen Breifdräger is ja man so grote Armoth un Noth! — Als he vergangen Jahr den Geldbreef verlaren mit de hunnert Mark in, den he wedder betalen muß, — dar hett de Balbeer em all föffdig Mark op'n Wessel lehnt, de noch nich inlöst is, — se sünd ja noch so in'n Rüggstand vunwegen de annern föffdig Mark vun den Geldbreef, de se sick sülbn tohopenspart, — Un de arme Fru liggt ja ock all so lang krank, — un dat lüttje Gehalt, — un all de Kinner, — Un nu künnt se ock de Hür nich betalen, — un de will he ehr ock lehn'n, — un vun all dat Geld nix wedder torügg hebbn, — — Reuter. Wie hoch beläppt sick denn de Hür? Hanne. Föffdig Mark! Reuter. Na, min Döchding, — un wat wieder? Wat wieder? — Vun all dat Geld wull hei nix wedder taurüg hebbn? — Hanne. Ja, un denn wull he den olen Breifdräger likers ock noch en

Geblieben ist uns doch der Kern,
Und den laßt hoch uns halten!

Reuter. Ja, de Kern! De Kern, mine Herrn! — Un dat is ja ock de Hauptsak! — Un wenn de Schaal denn ock in Stücken geiht, dat ole Burschenhart blifft doch immer datsülve!

Hummel, Kühahn und die andern (wie vorhin).
Drum, Freunde, reichet Euch die Hand,
(Sie stehen auf und reichen sich die Hände)
Damit es sich erneue
Der alten Freundschaft heil'ges Band,
Das alte Band der Treue!
Klingt an und hebt die Gläser hoch,
(Sie erheben die Gläser und stoßen an.)
Die alten Burschen leben noch,
Noch lebt die alte Treue!
(Alle trinken und setzen sich dann wieder nieder.)

Reuter (wehmütig). Ja, ja! — de schöne Tid! O, de schöne unvergetliche Tid! Hummel. Und doch, Herr Doctor, zu Ihrer Zeit, wie schon so gar bald so viel Elend und so viel Jammer nach all der Begeisterung und Freude dort oben auf der alten Wartburg! — Als hinter den besten und edelsten von allen deutschen Landeskindern, die hier so fröhlich waren und es so treu und ehrlich meinten, die Büttel wie Hetzhunde losgelassen wurden, sie zu jagen, bis sie gefangen waren! — und dann zeitlebens wie die gemeinsten Verbrecher eingesperrt in Zuchthäuser und Kasematten, — ja einige, — einige gar zum — Tode verurtheilt! — O, Schimpf und Schande für alle Zeiten! Kühahn. Ja, und wenn sie auch schon längst gewesen, diese grausame Zeit, — rufen wir ihr auch heute noch ein pereat nach und trinken wir auf ihre ewige Verdammniß im finstern Grabe! Neumann (sein Glas ergreifend). Ja, dat wüllt wi, kumm Förster Slang! Slang (ebenso). Herrlich! Prächtig! — Ne disse Studenten! — En pereat! Reuter. Sch! Sch! — warum so düstere Gedanken! — Se kummt ja nümmer wedder, so en Tid! — Darum Kinnings spart wi den Wien to en betern Wunsch! — Wat wi damals drömt un woför wi duldt un leden hebbt, — dat is ja alles nu lang all dar! — Uns' dütsches Riek! — Keen anneres, dat em glik! — Unse Landarmee, — Unse Macht to See! — Kinnings! Kinnings! Un unsen Kaiser! — Kinnings, unsen Kaiser! — — de eerste, de gröttste, de beste op de ganze Welt! — Hurrah! — (Das Glas ergreifend.) Stöt an un drinkt! — Hoch schall he leben!

Alle (singend. Mit Orchester, mehrstimmig).
Hoch! Hoch! Hoch!
Hoch! Hoch! Hoch!
Hoch! Hoch! Hoch!
(Alle stoßen an und trinken.)

Da kommt Hanne schon wieder mit neuen Flaschen, und die beiden Studenten, durch den Wein etwas animirt, beeh-

men sich etwas übermüthig gegen sie. Herr Kühahn spricht von ihr als von einem „Besen". Und als Herr Hummel sogar die Kühnheit besitzt, sie zu umfassen und zu küssen, da applicirt ihm Hanne eine Ohrfeige, die nicht von gestern war, und die Worte, womit sie den Schlag begleitet, sind auch nicht von ausgesuchter Höflichkeit. Sehr gelegen ist ihr dieses sonst nicht eben unliebsame Intermezzo; denn nun hat sie ja noch mehr Gelegenheit, sich mißvergnügt und aufgebracht zu zeigen, und sie macht davon einen so ausgiebigen Gebrauch, daß es richtig so kommt, wie sie es erwartet. Reuter nimmt sie bei der Hand und spricht im besänftigenden Tone zu ihr:

Awer Hanning, min Döchding, wat fehlt Di denn? — — Du weerst ja ock vörhin all so wranterig un argerlich ock mit Herrn Hinstörp. Hanne. Laten Sei mi los, Herr Docter, ick mutt werrer rinner! Reuter. Dat is ja dochen alles man Spaß! — Man kennt Di ja gar nich wedder! Hanne. Ick heff keen Tid, — ick schall Kantüffeln schelln, — Laten Sei mi los, Herr Docter! Reuter. Ehr nich, ehr Du uns seggt hest, warum Du weenst un so wranterig bist. — Hanne. Mi is dat Hart so vull! Hummel. Aha! — 'n unglückliche Liebe! Hanne. Wat geiht Sei dat an! Reuter. Na, na! — Awer denn man rut damit. — Wakein is dat denn, de Di so unwirsch makt? den Kerl schall de Düwel haln! Hanne. Wenn ick dat denn pattu seggn schall? Reuter. Ja, bi'n Deutscher, schast Du't seggn! — Na? na? Hanne (zögernd und weinend). De — De — Bal — beer! Reuter und Hinstorff (zugleich, verwundert). Grillenberger?! Reuter. Kinnings, wat'n Geschmack! — bist Du denn mit Blindheit slagen?! Hanne. Ick, ick bün dat ja nich! Reuter. Ne?! — Du büst dat nich? Un dochen weenst Du? — — Wakeen is dat denn? Hanne. Unsen Breifdräger sine lütte Lining! — de Balbeer will ehr pattu frigen, — un se hett doch all de ole Möllersch ehrn Detlef, de dar bi de Suldaten is! Reuter. Ja, en smucken Frier! — Un den wull se verlaten, — und düssen Windhund nehmen? Hanne. Ach ne! — un se hett ock all an em schreben, — un he is ock all hier! — Awers bi den olen Breifdräger is ja man so grote Armoth un Noth! — Als he vergangen Jahr den Geldbreef verlaren mit de hunnert Mark in, den he wedder betalen muß, — dar hett de Balbeer em all föffdig Mark op'n Wessel lehnt, de noch nich inlöst is, — se sünd ja noch so in'n Rüggstand vunwegen de annern föffdig Mark vun den Geldbreef, de se sick sülbn tohopenspart, — Un de arme Fru liggt ja ock all so lang krank, — un dat lüttje Gehalt, — un all de Kinner, — Un nu künnt se ock de Hür nich betalen, — un de will he ehr ock lehn'n, — un vun all dat Geld nix wedder torüg hebbn, — — Reuter. Wie hoch belöppt sick denn de Hür? Hanne. Föffdig Mark! Reuter. Na, min Döchding, — un wat wieder? Wat wieder? — Vun all dat Geld wull hei nix wedder taurüg hebbn? — Hanne. Ja, un denn wull he den olen Breifdräger likers ock noch en

föffdig Mark so dartau geben, — dat se ut all de Noth un Bedrängniß man eerst mal en beten wedder herutkamt, — wenn de ole Breifdräger, — wenn he, — wenn he em dafför — em dafför — sin Lining, — — Awer, — Lining, — de würr ja leewer in 't Water springen! — — — Un denn — un denn — Reuter. Ah! Ah! — wat mutt ick hören?! — Na, un denn? — Wat denn noch wieder? — — Hanne. Un denn hett hei ock noch seggt, — wenn hei dat wull, denn kunn hei den olen Breifdräger verklagen, denn de Weffel weer noch nich inlöst, — un denn muß hei sitten, un verlör sinen Deenst, — un tonacher keem de Exkuter un de Concurs. — Awers klagen wull hei nich, un nu schulln se sick man rasch entslüten, damit hei wüß, woran hei weer! — — (Weint.) Min arm lütt Lining! — Reuter. Süh! Süh! wat'n Roman! — Un hier so ganz in de Neegde, — un wi wussen nix davun! — Un düsse Grillenberger, — wat för'n Sleef! — Hummel. Abscheulich! — Menschenhandel! Kühahn. Erpressung! Der Kerl wird genzt. Hummel. Wir fordern ihn! Kühahn. Und er wird abgestochen! Slang. Um Gottes Willen. Ne, mine Herrn, ick bitt Se um allns in de Welt, — laten Se dat Steken un bruken Se keene Messers! Reuter, Hummel, Kühahn und Hinstorff. Ha! Ha! Ha! Ha! Reuter (zu Hanne). So, Hanning, — un Du geihst nu werre herinne un vertellst min Lawising, Din Fru Doctern, ock noch gau mal de lüttje Geschichte, de Du uns hier eben vertellt hest, vun Lining un den Balbeer! Hanne. Se weet dat all! — Reuter. Se weet dat all? Desto beter! — Un denn löppst Du gau mal röwer na den olen Breifdräger sin Hus un halst den sin lüttje Lining mal her! Hanne. Jawul, Herr Docter! Reuter. Un denn seggst Du an Krischan, dat hei gau mal hinlöppt na de ole Möllersch ehren Detlef. — Un hei müch dochen glix mal hierher kamen. Hanne. Jawul, Herr Docter! Reuter. Un denn seggst Du an mine Lawising, Dine Fru Doctern, hier weern noch twee Herren mehr kamen, twee Rostocker Studenten, — de hüt Middag ock unse Gäste weeren! — — — Un wenn de Braden dat toleet, dat sei afkamen kunn, denn müch sei dochen gau mal ruterkam'n — un sei begröten! — Hanne. Ja wul, Herr Docter! Reuter. Töf, min Döchding! — Un nu singst Du uns eerst noch gau mal een vör! — Hanne. Ick? — singen? — hier? — Wo sei mi noch eben en Bessen schimpt un man so mir nix — dir nix hebbt küssen wullt?! Ne, dat kann ick nich! — Dat doh ick nich! Reuter. Na, na! — Nu thier Di doch man nich! — Du büst ja doch sunst immer so lustig! — Un dat weer ja dochen allns man Spaß, ebn als mit Hinstörp, als hei Di antickt hett! — Kannst denn keen Spaß mehr verdregen? Hanne. Singen? — nu? — Ick bin dar gar nich na to Moth! — Ick möch wul leewer ween'. Reuter. Ween'? — warum? — Se hebbt Di ja noch gar nich mal küßt! — Un Du hest likers den Herrn Hummel all en Mulschell geben! — Un hest denn nich hört, dat si Di likers noch hölpen un den Balbeer afsteken wüllt?! Slang (schnell). Um Gottes Willen, nich steken! Reuter. Na, denn wat anners! — Wat denn, Herr Förster Slang? — Slang. Em verhau'n un em rutsmiten, wenn hei wedderkummt? Hanne (schnell, freudig). Ja! ja! — Un hei kummt ja noch

wedder! — Un minen Dank all in'n Vörut! Reuter. Sühst Du?! — Sühst Du?! — Nu singst Du uns doch noch gau mal een vun Din Leeder vör! Hanne. Ja! — Denn mutt ick't man! Slang (schnell). Se deiht't! — Se deiht't! Hummel und Kühahn. Hurrah (Vorspiel.)

Hanne (singt.)

Söben Ehl in Boddermelk!
Un söben Ehl in Klümp!
Un wenn de Schoh versapen sünd,
Denn danzt wi op de Strümp!
Un hebbt wi ock keen Strümp ni mehr,
So hett dat doch keen Noth!
De Freud' is't Schönste op de Eer! —
De Freud' is't Schönste op de Eer! —
Denn danzt wie plattbarrfot!

Söben Ehl in Boddermelk!
Un söben Ehl in Klümp!
Un wenn de Schoh versapen sünd,
Denn danzt wi op de Strümp!
De Schoh, de makt de Schosterknaft!
De Strümp, de strickt de Olsch'! —
Doch mit de Freud', dar hett dat Hast! —
Doch mit de Freud', dar hett dat Hast! —
Juch! — danzt wi noch mal Polsch!
(Alle applaudiren.)

Reuter. So, min Döchding! — Nu lop man! Hanne. Min Ahnung! — Nu ward vellicht dochen noch allns sick to'n Besten wenden! (Ab in's Haus.) Reuter. Na, wat heff ick seggt? — Singt sei nich als en Nachtigal?! Slang. So'n Mäden ist nich mit Geld optowägen! Reuter. Denn is't ja ock gar keen Wunner, dat Hinstörp sei so geern hett! Hinstorff. Ach wat! — Du doch ock! Reuter. Dat schull ick meen'n. – Sünst weer sei ock dochen in ehre Heimath bleben! — (Zu den andern.) Ja, mine Herrn, hier mank all de Hochdütschen weer et för mine Lawising un mi en Bedürfniß, ock en paar Plattdütsche däglich um uns to hebbn, — Hanning un de ole Krischan, uns' Factotum, hebbt wi uns beide ut Niebrandenborg mit heröwernahmen! (Der Briefträger erscheint bei der Pforte.) Aber süh, wakeen kummt dar? Hinstorff. De ole Breifdräger! Reuter. Als wenn hei ropen weer! Steffens. Zwei Postanweisungen! — (lesend) Herrn Doctor Fritz Reuter — (giebt ihm dieselbe) — und Herrn Hofbuchhändler Carl Hinstorff (giebt ihm dieselbe) à hundert Thaler! (Er zählt darauf das Geld, zuerst für Reuter und dann für Hinstorff auf den Tisch, während der Dialog weiter geht. Jeder Geldhaufen besteht aus 90 Mark in preußischen Thalern, fünf Zwanzigmarkstücken und elf Zehnmarkstücken.) Reuter. Hinstörp, wat is dat?! Hinstorff. Du sädst doch nülich, dat Du bald mal wedder wat hebbn müßt. Na, un mi müssen sei ja so wi so wat schicken, to min Reis' na de Alpen, — dar geev ick denn Order, ock glix en hunnert Dahler för Di mit hertoschicken. (Er quittirt seine Postanweisung und reißt die Adresse davon ab.) Reuter. Ah so! — Schön! — Velen Dank denn ock! (zu den andern.)

Ja mine Herrn, min Fründ Hinstörp is min Bankjé un Kassenmeister! Hinstorff. Tau Gud' hest Du ja noch hunnert mal so vel! Reuter (mit Pathos). O, Du min lüttje plattdütsche Burdeern vun'n Helikon! — min lüttj' Musenmäden! — wa öwerschüttst Du mi mit Dinen Segen! — — (An die andern.) Ja, mine Herrn, — allns för mine Böker! — Un wenn Hinstörp nich ock sin Deel davun kreeg, — ick möch ja rein gar nix mehr annehmen! Hinstorff (während Reuter quittirt und die Adresse abreißt). Na, lat't man gut sin, Fritzing. — So schön als Dine Dichtungen sind, so nobel is min Verdeenst! — wi staht beide nix ut, — wi hebbt dat grote Loos trocken! Hummel. Kühahn, Junge, — was sagst Du zu solch einem Wechsel! — Wärst Du Hinstorff, und wär' ich Fritz Reuter! — Kühahn. Ja, das möchtest Du wohl! — — Aber ein gut Theil haben wir doch auch so wie so schon daran! Neumann. Un wi ock, Nawer Slang! — Un dat is de Freud' un dat Vergnögen an allns wat Fritz Reuter all dicht un schreben hett! Steffens. So, Herr Docter, — hier sind Ehr hunnert Dahler! — — Und hier de hunnert Dahler för Herrn Hinstörp! Hinstorff. Danke! — Dat stimmt — — (Steckt das Geld in die Tasche.) Reuter (läßt das Geld auf dem Tisch, ihm die Quittungen hinschiebend). Un hier sind de Quittungen — Sein Geld übersehend). Stimmt ock! — Kein Penning to vel oder to wenig! — (An den Briefträger). Un wavel kriegen Sei dafür? — Steffens. Jn'n ganzen een Groschen, Herr Docter, — von jeden een Halben. Reuter. Dat is wenig genug! — (einen Thaler hinschiebend.) Hinstörp, legg mal en Dahler bi! Hinstorff. Ja wul, Fritzing! — mit Vergnögen! Steffens (freudig). Ah, ah, — mine Herrn! Reuter. Stäken Sei't man in! Steffens (das Geld nehmend und einsteckend, freudig). Vel'n Dank denn ock! — — Twee Dahler! (Wendet sich zum Gehen.) Reuter. Holt! Steffens. Herr Docter? Reuter. Wa vel kriegen Sei denn egentlich? — ick meen so in summa summarum för dat ganze Jahr? Steffens. Ach, Herr, — dat is nich veel! — Tweehunnert Mark vierteljährlich! Reuter. Ja, dat is wenig! — Vel tau wenig! — (Einen Thaler hinschiebend.) Hinstörp, noch en Dahler! — Hinstorff (etwas befremdlich). Noch en Dahler? — Na, wenn Du dat wullt! — (Greift in die Tasche und legt einen Thaler dazu.) Hier is min Dahler! Steffens. Ah! Ah! — mine Herrn! — Ah, ne, Herr Docter! Reuter. Stäken Sei't man in! — Jn'n öwrigen begriep ick de Post doch nich! — Man tweehunnert Mark vierteljährlich, — un darbi ward em, Gott weet, wa vele Dusende alle Jahr tau'n Utdrägen anvertrut! — Wa licht kunn sick darbi ock nich son'n Art unglückliche Liebe entwickeln twischen den Breifdräger un all dat Geld, wat em so dat ganze Jahr lang dörch de Fingern löppt! — — Wat meenst Du Hinstörp? Hinstorff. Jck? — ja — dat meen ick ock! Reuter (einen Thaler hinschiebend). Na, Hinstörp, — denn man noch en Dahler! — (Stummes Spiel der andern, Slang, Neumann und der beiden Studenten, während der ganzen Scene, wenn sie nicht sprechen.) Hinstorff. Wat? — Noch en Dahler!? — Dat is mi aber dochen meist en beten to mutsch! — (unwillig und den Thaler hinlegend) Dar hest denn noch en Dahler! — Reuter (zum Briefträger). Stäken Sei't in! Steffens (freudig). Gott in'n Himmel! — Noch mehr?! — Wat ward min Fru un Kinner darto seggn?! — (Steckt

das Geld ein.) Reuter. Wa vele Kinner hebbt Sei denn? Steffens. Söben! — Reuter. Wat, söben?! — (Wehmüthig, langsam.) Un ick heff nich een! — (In anderm Ton) Un wa old sind sei denn? Steffens. Wat de Öllste ist, — min Lining, — de is all achtein! — Un dat Lüttste kriegt noch de Flasch. Reuter. So vele Kinner, — un denn man tweehunnert Mark vierteljährlich! — Dar künnt Sei doch nich mit ut! — (zu Hinstorff, und noch einen Thaler hinschiebend) Hinstörp, — noch en Dahler! Hinstorff (macht ein langes Gesicht). Ja! — ne! ne! — Nu mutt dat doch mal en Enn hebbn! — (Krauelt sich im Haar.) Gott bewahr uns, — ne! — Wat denkst Du eenmal! Reuter. Na, ick denk: selbstverständlich, — Du leggst dar noch een bi! – (Gerührt und mit Nachdruck) Korling, auf daß wir den Segen dieser Stunde mit einander theilen, wie den Gewinn meiner Bücher! Hinstorff (sich im Haar krauelnd). Ja! ja! — Du hest gaud snacken! — (Etwas ärgerlich) Dat's denn all de veerte! — (Einen Thaler hinlegend) Na, dar hest em denn! — (Die Studenten und Slang und Neumann gestikuliren lebhaft.) Slang. Neumann! Neumann! Neumann. Wat meenst Du, Slang? Slang. Dat is rührsam! Wüllt wi nich ock?! Neumann. Ja, denn krieg Dinen Antonibüdel man mal rut. (Beide ziehen ihre gehäkelten Börsen aus der Tasche.) Slang (einen Thaler hinlegend). Ock en beten vun mi! Neumann (ebenso). Un ock vun mi! — Reuter. Ah! Ah! — — Ne! — Süh doch, Hinstörp! — Kühahn (mit Pathos). Wo alles liebt, kann Kühahn auch nicht hassen! (Legt einen Thaler dabei.) Hummel (mit Pathos). Was Kühahn that, — kann Hummel auch nicht lassen! (Legt einen Thaler dabei.) Reuter (lachend). Ha! Ha! Ha! Ha! — Bravo, mine Herrn! Slang. Ne, düsse Studenten, Neumann! Neumann. Fideles Volk! Reuter. Ja! — un dar geiht doch nix öwer den Humor! — Wat, Hinstörp?! — So'n Humor, de is gar nich mit Geld tau betalen! — Hinstörp noch een Dahler! — (schiebt einen Thaler hin.) Hinstorff (langes Gesicht). Ne! ne! — Nu mak ick nich mehr mit! — Wat schall de Mann mit all dat Geld?! Reuter. Sine Schulden betalen! — Du weetst doch, wat Hanne uns vertellt hett?! — Hinstörp. Ach wat, — Hanne! Reuter. Dat sleit wul all wat an, – — awer't reckt noch nich! — So'n Dahler is nich vel! Wat meenst Du, Hinstörp, — wenn wi mal en Ogenblick in de Goldwährung öwergungn? Hinstorff. Um Gottes Willen! Wat fallt Di in?! — (einen Thaler hinlegend.) Hier is min Dahler! Slang. Un ock noch een vun mi! (Den Thaler hinlegend.) Neumann. Un ock noch een von mi! —

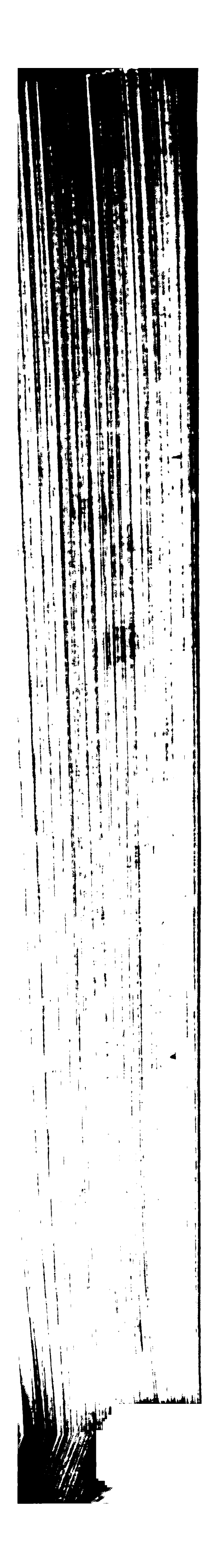
Hummel (pathetisch).

Ich habe keinen zweiten zu versenden, —
Nur eine Märk vermag ich noch zu spenden! — (Legt eine Mark hin.)

Kühahn (pathetisch).

Auch Kühahn opfert noch dem guten Werke,
Wie Hummel, eine sogenannte Märke! (Legt eine Mark dabei.)

Reuter, Slang und Neumann. Ha! Ha! Ha! Ha! Reuter (lachend). Ha! Ha! Ha! Ha! — Ja, mine Herrn, — denn is dat ock wul an'n Besten, dat wi mit de Collecte ophört. Hinstorff. Gott Lof un Dank! — Ja, de höchste Tid! Reuter. Aber morgen fröh, bi'n Kaffee,



— denn wüllt min Fründ Hinstörp un ick uns noch en beten daran verlustiren! Hinstorff (sich hinterm Ohr krauelnd). Ja, wul, — ne! — ne! — Ick danke! — — Reuter. Woför? — Du heſt ja noch gar nix kregen, Hinstörp! Hinstörp. Aber utgeben doch all en Barg! Reuter. Dar heſt Du Recht! — — Dat is ja all en lütten netten Hupen wurrn! (Zu dem Briefträger.) Na, nu schuben Sei man alles eerſt mal in de Büxentaſch herinner! (Briefträger zögert.) Reuter. Na! na! — nu man to! man to! — Süh, eben ſo als ick! (ſteckt ſein Geld ein.) Steffens (das Geld einſteckend). O, Herr, ick kunn weenen vör luter Freud! Reuter. Wa vel mag dat denn all bröcht hebbn? Steffens. Ick weet dat nicht — awer de ganze Taſch is ja vull! Hinstorff. Söſſtein Dahler un twee Mark! Reuter. Süh! Süh! — Glix de Geſchäftsmann! — Alſo föffdig Mark! — un wenn ick recht verſtahn, — is de Weſſel an den Balbeer — Steffens (ſchnell, erſchrocken). O, Gott! Reuter. Doch man föffdig Mark! (An den Briefträger). Weer't nich ſo? — — Un denn noch föffdig Mark als Darlehn — — — Steffens (zerknirſcht). Ick ſtah hier als en arm Sünder! Reuter. Na, na! — Wi ſind ja alltomal Schuldner! — De eene mehr, — de annere minner! — Un ſo en Schuld, als diſſe, dat is noch lang nich de ſlimmſte! Steffens. Ick weer ock nich ſo torügg kam', — wenn min Fru nich krank wurrn weer — un ick toglik nich dat Unglück hatt harr, den Geldbreef to verleern! — Reuter. Snackt wi nich davun! — un makt wi dochen eerſt mal den Öwerſlagg. — Alſo föffdig Mark un föffdig Mark — dat weern hunnert! — Un denn noch de föffdig, um mal wedder ut de Bedrängniß herut to kamen. — Steffens (ſchnell). Ick ſchäm mi to Tod'! Reuter. Dat weern hunnertunföffdig! — Un de föffdig davun — blifft noch hunnert! — Un ick un Hinstörp — (Hinstorff ſchnellt empor) wi deelt uns den Quark! Hinstorff. Ja wul, Quark! — För Ju Dichters is allns man een Quark! O, wat'n Lichtſinn! Reuter. För uns is dat Schönſte dat Höchſte! — Oder wenn Du't wirklich denn nich wullt, ſo nehm ick dat alleen op mi! — — Awer wi hebbt bither ja noch alles ſo redlich mit enanner deelt — (weich und gerührt) Korling, un wi hebbt dat ja ſo riklich kregen! — Hinstorff (nach kurzer Pauſe). Fritz! Fritz! — wat heſt Du för'n Hart! — wat biſt Du för'n Goldmenſch! — Min Fritzing! (Ihm beide Hände drückend.) Reuter (gerührt). Min Korling! — Süh ſo! — nu weer ja denn alles in Ordnung! — Nu kriggt de Balbeer ſin Geld. — un Ehre Lining, de kriggt den, den ſei am leiwſten hett! Steffens. O, Gott! — ock dat weten Se all?! Ick müch in de Eer ſacken! Reuter. Ja, nu man gut, dat ick dat wuß! — Denn dat's ja grade de Hauptſaak! — Awer pfui! — Wer kunn denn ock ſin egen, hartleev Kind wul ſo verſchachern?! Steffens. Ick bün all de Wohldaten nich werth! — O, Herr, — — (will Reuter die Hand küſſen, doch dieſer zieht ſie ſchnell zurück). Verzeihung! — Vergebung! Reuter. Ach wat! — Is gut! is gut! — — Awer nu lopen Sei un vertellen Sei eerſt mal Ehre kranke Fru alles, wat dar paſſeert is! — — Steffens. Gott ſegn Se all! (Ab durch die Pforte im Hintergrunde.) Reuter. Hei weer all in Niebrandenborg bi de Poſt, — un dar hett he ock ſine Fru kregen.

— Sei un ehr Lining sünd beide Plattdütsche, — dar hett Lining noch tau Schol gahn! Dat weer vellicht beter för sei all wesen, wenn sei in Niebrandenborg bleeben weern, — Awer hei is en Thüringer, un dar is denn ja wull dat Heimweh dartau kamen, — un als hier en Stell to hebbn weer, — hett hei se dar denn opgeben un is mit Fru un Kinner heröwerkamen. — Awer Kinnings, — wi verget ja ganz dat Drinken (schenkt schnell ein, sein Glas ergreifend.) Na, mine Herren, stöt wi denn erstmal an na de lange Sitzung, — (zu Hinstorff). Kumm, Hinstörp, wi sind nu beide mal en beten lichter wurrn! — (Alle stoßen an und trinken, aber nur wenig, so daß die Gläser fast voll bleiben). (Louise Reuter erscheint auf der Terrasse). Hinstoff. Süh dar! — Fru Dokterin! (Alle sehen nach der Terrasse hin). Reuter. Hurrah! — min Lawising! (Louise Reuter kommt von der Terrasse herunter und heißt die beiden Studenten willkommen. Dann tritt Hanne auf mit Lining an der Hand.) Neumann (dahin sehend). Süh, dar kummt sei all! (Alle sehen dahin). Louise Reuter. Un mit Lining an de Hand, — denn is se bi Lining wesen? Reuter. Dun mi hinschickt, — um ehr gau mal her tau halen! — Louise Reuter. Un wenn ick min Männing fragen dörf, warum? Reuter. Hier spelt sick so en lütte Geschichte af, — Du büst grad tau rechter Tid kamen! Louise Reuter. Min Männing, wat hest Du denn all weder vör?! — Awer min Braden, de lurt, — un ick wull de Herrn nu bitten — — Reuter. Glix! Glix! — (ihre Hand ergreifend.) Kumm, Lawising! — Man noch en Ogenblick! — wi lurt noch op en annern! Grillenberger (erscheint mit dem Putzbeutel in der Hand vor der Pforte im Hintergrunde und hastet hiddelig an der Klinke derselben, die er nicht sogleich öffnen kann.) Hinstorff (dahinsehend). Dar kummt de Balbeer! Reuter (schnell). Dat is nich de Rechte! — awer't deiht nix! — He kummt uns grade recht! Grillenberger (im Bogen rasch hereinlaufend bis in die Nähe des Tisches, ohne Hanne und Lining gesehen zu haben, er spricht sehr schnell und ist sehr beweglich und hiddelig). Morjen, meine Herrschaften! — Morjen, Herr Docter un Frau Doctern! — Morjen, Herr Hinstorff! (Er legt den Scheerbeutel auf einen Stuhl, nimmt schnell Rasiermesser und Streichriemen heraus und streicht das Messer. Zu Hinstorff.) Herr Hinstorff, — wenn's jefällig! — Reuter. Wenn Sei em man nich snidt! Grillenberger. Ick? schneiden, — J wo! wie so?! — Ho! — Parire! — Rasire, frisire im Blinden! Hinstorff. Ne, — hüt doch leewer nich! — wi töft bit Morgen! Grillenberger. Bis Morjen?! — Jut! Morjen! (Während er den Streichapparat schnell einsteckt, das Messer aber nur zuschlägt und noch in der Hand behält). Denn kumm ick morjen! Morjen, mein Herrschaften, Morjen! (Mit dem Scheerbeutel in der andern Hand schnell im Bogen ab). Hanne (rufend). Herr Grillenberger! — Herr Grillenberger! Grillenberger (schon im Hintergrunde, rasch herumspringend). Na! Hanne (lachend, schnell). Ha! Ha! Ha! Ha! — Hier is de Brut! Grillenberger (schnell, hochaufspringend). Ha! Lining! Krischan (mit Detlef an der Hand von rechts auftretend, schnell). Un hie hier is de Fri Fri Frier! Lining und Detlef (fast zugleich). Min Detlef! Min Lining! (sich in die Arme fliegend). Grillenberger (sehr beweglich, stummes Spiel, Überraschung, Zorn und Wuth ausdrückend). Ha! (Läßt den Putzbeutel fallen). Entführung! — Raub! — Betrug! — (Wie mit der Hand die Seife schlagend). Ick schäume, ick schäume

vor Wuth! (Er schlägt das Rasiermesser auf, fuchtelt damit herum und geberdet sich, als ob er sich auf Detlef stürzen wollte.) **Louise Reuter** (schnell). O Gott, Herr Grillenberger! **Reuter** (schnell). Hei hett'n Wuthanfall! **Kühahn** und **Hummel** (zugleich). Haltet ihn! (Beide stürzen hinzu und halten ihn, einer an jedem Arm.) **Grillenberger** (mit dem offenen Messer in der Hand, sich wüthend geberdend und vorwärts drängend, doch von Hummel und Kühahn zurückgehalten). Ick schäume! — ick schäume vor Wuth! — Blu — ut! — Blut! — Blut! **Hummel.** Was? — Sie wollen morden? **Kühahn.** Und treiben Menschenhandel? **Hummel.** Sie sind ja mit Blindheit geschlagen! — (Haut ihn auf den Hut, den Hut eintreibend.) **Grillenberger** (aufspringend, schnell). Brr! — Brr! Brr! — Ah! Au! — Brr! **Kühahn** (schnell). Jawohl, mit Blindheit geschlagen! Haut ihn auf den Hut und treibt denselben noch mehr ein.) **Die andern** (lachen). Ha! Ha! Ha! Ha! **Grillenberger** (sich vor Wuth auf- und niederbäumend, wird aber immer noch festgehalten, und vermag daher nicht, sich den Hut vom Gesicht zu entfernen, schnell.) Brr! brr! — Au! Ah! Ah! Brr! Mord! **Neumann** (aufstehend und hinzugehend). Kumm, Slang! Du büst doch ock nich bang! **Slang** (mit hinzuspringend). Wat? Mord?! **Neumann.** Dörch de Poort! **Slang.** Smit em rut! **Grillenberger** (wie vorhin). Brr! Brr! — Au! Ah! Ah! — Brr! Mord! **Slang.** Hol de Snut! **Hummel** (schnell). An die Luft mit dem Schuft! (Sie stoßen ihn durch die Pforte). **Kühahn.** Hurrah. — Un den Putzbüdel achterna! (Wirft den Putzbeutel hinterher). **Grillenberger** (im Abgehen hinter der Pforte). Rache! — Rache! — (Verschwindet.) Rache! Rache! — **Alle** (lachen). Ha! Ha! Ha! Ha! — Hurrah! **Reuter.** So, Kinnings, — nu schall de Braden wul smecken! — Un dat junge Paar — da, — dat kummt ock mit to Disch! **Louise Reuter.** Bravo, min Männing! — Un bi Disch, dar fiert wi de Verlabung! **Reuter.** Un ick hol de eerste Red' un lat Brut un Brüdigam leben! — **Hummel.** Aber noch vorher — und schon hier draußen, lassen wir noch einen andern leben! (Er singt mit Orchester, nicht zu laut, Alle mit einstimmend, mehrstimmig.)

Stoßet an! Fritz Reuter soll leben!

Reuter (abwehrend). Ah ne! Ah!

Alle. Hurrah, hoch!

Stoßet an! Fritz Reuter soll leben!
Hurrah, hoch!
Der die Sterne lenket am Himmelszelt,
Der schenkt auch die fröhlichen Dichter der Welt!
Fritz Reuter — hoch!

(Sie erheben die Gläser und stoßen an.)

Fritz Reuter hoch!
Der die Sterne lenket am Himmelszelt,
Der schenkt auch die fröhlichen Dichter der Welt!
Fritz Reuter hoch!
Fritz Reuter hoch!

(Stoßen an und trinken).

Louise Reuter (ihm um den Hals fallend). Min Männing!

(Der Vorhang fällt).

Das vorliegende Stück ist wohl noch mehr als das vorhergehende als ein dramatisches Idyll zu bezeichnen; denn der in ihm zum Austrag kommende Conflict hinterläßt eine durchaus heitere Wirkung. Bisher wurde es an keiner öffentlichen Bühne gegeben und überhaupt nur zweimal durch Dilettanten aufgeführt. Diese beiden Darbringungen geschahen 1896 kurz nacheinander und zwar durch Mitglieder des Kieler Gesangvereins „Germania," dessen Ehrenmitglied Johann Meyer seit langer Zeit ist. In dem genannten Jahre ehrte die „Germania" in früher Morgenstunde unsern Dichter durch einen Morgengesang. Bei dieser Gelegenheit kam auch die Rede auf die eben vollendete dramatische Arbeit In Fritz Reuter sinen Gaard'n, und kurz entschlossen, baten die Sänger den Autor, ihnen das Stück für einen geplanten „Johann Meyer-Abend", der in den Deutschen Reichshallen veranstaltet werden solle und an dem man ausschließlich Dichtungen des Ehrenmitgliedes zum Vortrage bringen wolle, zur Aufführung zu überlassen. Über die Absicht seiner Verehrer hocherfreut, verabfolgte der Dichter sein neues Werk, und schon am 17. März desselben Jahres gelangte jener Beschluß zur Verwirklichung. Mit den nach der Aufführung erfolgten Zeitungsberichten konnte der Dichter zufrieden sein.

In den „Kieler Neuesten Nachrichten" vom 18. März 1896 heißt es wörtlich:

„Johann Meyer-Abend in der „Germania". Man ist gewohnt, daß alles, was der Verein „Germania" veranstaltet, sein eigenartiges und originelles Gepräge trägt; der schöne, einmüthige und opferwillige Geist, der in dieser Gesellschaft herrscht, die vortrefflichen Kräfte, über die er verfügen kann und die feste, umsichtige Leitung, deren er sich erfreut, machen es ihm möglich, so manches Fest zu begehen, das den Vereinsmitgliedern und anderen Theilnehmern für immer in angenehmster Erinnerung bleibt. So durfte man auch von der neuen, in ihrer Idee schon freundlich berührenden Veranstaltung dieses Vereins, unserem Mitbürger, dem Dichter Johann Meyer, einen Abend zu widmen, die sichere Erwartung hegen, daß sich die mannigfachen Bemühungen und Vorbereitungen für diesen Abend reichlich lohnen würden. Diese Erwartung ist gestern im großen Reichshallensaale auf das Prächtigste erfüllt. Der Verein hat sich mit dieser Feier das Verdienst erworben, einem allgemein geachteten und als plattdeutscher Dichter hoch anerkannten Manne die schuldige Huldigung dargebracht zu haben. Die Kapelle des Herrn Petersen leitete den Abend mit Wagners Einzugsmarsch aus dem Tannenhäuser und Rossinis Ouverture zu Tell sehr gut und stimmungsvoll ein, darauf folgte ein von Herrn Ferro begeistert vor-

getragener Prolog, der den Verdiensten Johann **Meyers als Mensch** und Poet gerecht wurde und der mit einem lebhaft aufgenommenen **Hoch** auf den Gefeierten schloß. Nach zwei Männerchören („Kennst Du dat Land" und „Schlaf ein, mein Lieb, in Frieden"), um deren fein abgetönten Vortrag sich die Germania-Sänger nicht minder verdient machten als ihr tüchtiger Dirigent, Herr Bustorf, trug eine talentirte Dame, Frau Klopfer, die beiden ergreifenden und allgemein bekannten Balladen „Das letzte Fuder" und „Cras, cras", mit großer Wärme und feinem Ausdruck vor. Des alten Baldamus hübsche Ouverture zu „En lütt Waisenkind" leitete wiederum zu zwei markigen fein und sauber gesungenen Männerchören über: „Günd achter de Blompütt" und „O Mondenschein". Herr Ferro, der Recitator des Prologs, erfreute alsdann den dichtgefüllten Saal mit dem entzückenden humoristischen „Blinnemöm" und dem graziösen „Lütt Köksch". Mit einem Männerchor mit Orchesterbegleitung von C. Serpenthien, der übrigens das Fest durch seine Gegenwart verschönte, und der Orchesterpiece „Sirenenzauber" hatte der erste Theil des Abends sein Ende erreicht. Es braucht nicht erwähnt zu werden, daß alle Darbietungen mit freudigem Beifall belohnt wurden. Der zweite Theil des Meyer-Abends brachte uns ein neues dramatisches Werk des Dichters: „In Fritz Reuter sinen Gaard'n" oder „Hinstörp, noch en Dahler." Johann Meyer hat ein großes Geschick, Episoden aus dem Leben von Dichtern herauszugreifen und sie dramatisch wirksam zu gestalten. Kräftig ausgearbeitete Figuren, stimmungsvolle Liedereinlagen, spannende Fabel und drollige Effekte: das sind einige der vielfachen Vorzüge, durch die sich auch Meyers neuester Zweiakter die Gunst des Publikums erobert hat und immer erobern wird. Es war tüchtig geübt und wurde frisch und flott gespielt. Besonders erwähnen möchten wir wieder der stimmbegabten Frau Klopfer, die sich ein großes Verdienst um die Vorstellung erworben hat. Am Schlusse des zweiten Aktes wurde der Dichter gerufen und es ward ihm namens des Vereins ein Lorbeerkranz überreicht. Lange blieb man hernach beim Tanz und Gesang zusammen; der Verein aber hat durch diesen Johann Meyer-Abend ein neues Blatt in seinen grünen Kranz geflochten: er hat sich selbst geehrt, indem er unsern Johann Meyer ehrte."

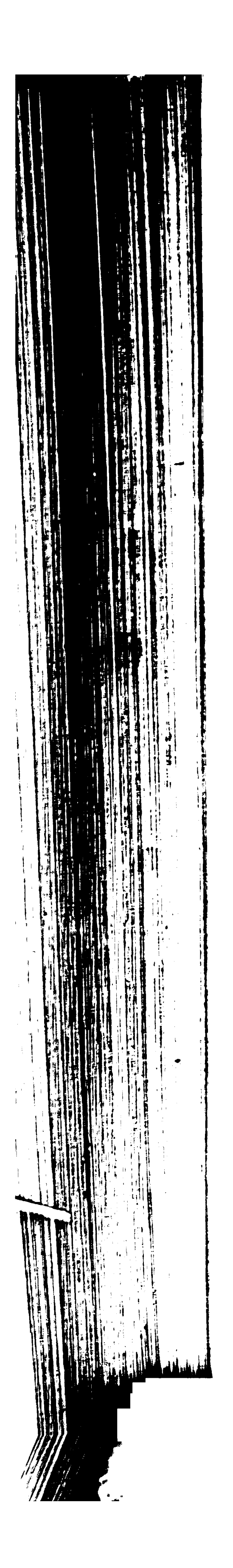
Unter demselben Datum wird in der „Kieler Zeitung" berichtet:

„Johann Meyer-Abend. Der Gesangverein „Germania", der unter seiner rührigen Direktion zu immer höheren Leistungen geführt wird, hat am Montag in den „Reichshallen" einen Johann Meyer-Abend veranstaltet, der nur Werke unseres heimischen Dichters brachte. Man begann mit einigen von der Kapelle des Herrn Petersen vorgetragenen Instrumentalpiecen, denen Gesänge des Männer-Chors und Deklamationen folgten. Natürlich befanden sich unter den Liedern das allgemein geschätzte „Kennst du dat Land" in der Komposition von Baldamus und Röhren's „Günd achter de Blompütt". In Wort und Musik wurde gleich Anerkennenswerthes geboten. Allgemeines Interesse erweckte die neu bearbeitete Meyer'sche

Dichtung „Frau Kilia am Ostseestrand“. Dieser schwungvolle Sang war von Cl. Serpenthien aus Hamburg eigens in Musik gesetzt und, dem Charakter der Hymne entsprechend, mit Orchesterbegleitung bearbeitet. Wenn der Schluß noch zu gewaltigem aufbrausenden Jubel emporgehoben wird, dürfte sich schon des Textes wegen das Lied sehr bald bei uns in weitesten Kreisen einbürgern. Den Schluß des Programms bildete Johann Meyer's neues dramatisches Werk „In Fritz Reuter sinen Gaard'n“ oder „Hinstörp, noch en Dahler!“, ein zweiaktiges, plattdeutsches Charakterbild mit Gesang. Die Fabel desselben ist eine sehr humane, handelt es sich doch im Wesentlichen darum, einem armen Teufel von Briefträger aus Noth und Elend zu helfen und seine Tochter glücklich zu machen. Als Szenerie ist die Villa Reuter bei Eisenach gewählt und der Dichter tritt uns als eine prächtige Gestalt von Humor und Gutherzigkeit entgegen. Die Szene, welcher das Stück den zweiten Titel verdankt, ist eben so originell wie wirksam. Es ist in hohem Maße ergötzlich, wie Reuter seinem Verleger Hinstorff einen Thaler nach dem andern zu edlem Zwecke herauslockt. Die Charakteristik der Figuren ist dem Dichter besonders gelungen, neben Reuter nehmen die sangeslustige, bald heitere, bald tiefbekümmerte Hanne, der Barbier auf Freiersfüßen und die beiden fidelen Studenten das vollste Interesse in Anspruch. Die Musik Serpenthiens, unter Leitung des Herrn Bustorf zur Geltung gebracht, gefiel ausnehmend, namentlich die Ouverture und das zweite Lied. Es wurde so vortrefflich gespielt, daß man kaum glaubte, einer Dilettantenvorstellung beizuwohnen. Reuter, die Hanne, der Barbier boten prächtige Leistungen. Die Anwesenden, welche den Saal bis auf den letzten Platz füllten, riefen stürmisch den Dichter, dem vom Vorsitzenden Herrn Mertz ein Lorbeerkranz überreicht wurde. Auch der Komponist wurde besonders geehrt.“

Auch in der „Nord-Ostsee-Zeitung“ wird am 17. März über das Stück geschrieben: „Den Schluß der Feier (Johann Meyer-Abend des Gesangvereins „Germania“) bildete die Aufführung von In Fritz Reuter sinen Gaard'n oder Hinstörp, noch en Dahler, ein plattdeutsches Charakterbild mit Gesang in zwei Akten. Das von Dilettanten mit eifriger Hingabe gespielte Stück, für das der Dichter als Schauplatz die Villa Reuter bei Eisenach gewählt hat und in dessen Mittelpunkt die Gestalt Fritz Reuter's selbst steht, gefiel gleichfalls außerordentlich. Die stimmungsvolle Musik zu dem Stück ist von Claudius Serpenthien geschrieben. Die Lieder mußten auf allgemeines Verlangen wiederholt werden. Und zum Schluß nahm der Dichter, stürmisch gerufen und jubelnd begrüßt, den wohlverdienten Dank entgegen, als dessen sichtbares Zeichen ihm ein prächtiger Lorbeerkranz überreicht wurde.“

Nicht minder günstig äußert sich über den Abend, wie ins-



besondere über das Stück ein Bericht aus Kiel in No. 68 der „Flensburger Nachrichten" vom 20. März 1896:

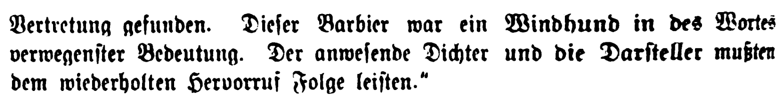
„Eine in jeder Weise gelungene Ovation wurde gestern in den Reichshallen unserem schleswig-holsteinischen Dichter Johann Meyer zu Teil. Der hiesige große Gesangverein „Germania" hatte einen sorgfältig vorbereiteten „Johann Meyer-Abend" arrangirt. Derselbe wurde eröffnet durch einen den Dichter feiernden, plattdeutschen Prolog, verfaßt und gesprochen von einem Mitgliede der „Germania." Daran schlossen sich Kompositionen Meyer'scher Lieder, Chorgesänge mit einschmeichelnden Melodien, z. B. „Kennst Du dat Land", „Schlaf ein, mein Lieb, in Frieden", „Günd achter de Blompütt" usw. Dann folgte die Erstaufführung der neuesten dramatischen Gabe des Dichters: „In Fritz Reuter sinen Gaard'n", oder: „Hinstörp, noch en Dahler!" Plattdeutsches Charakterbild in zwei Akten (nach einer wahren Begebenheit) von Johann Meyer, Musik von Claudius Serpenthien. Dasselbe wurde von den talentvollen und bühnengewandten Mitgliedern der „Germania" dargestellt, die sichtlich mit Hingebung und Liebe spielten. Der Inhalt des Stückes bezieht sich auf eine Episode aus Fritz Reuters Leben, wo er in seinem Garten in Eisenach den Besuch seines durch seine Schriften reich gewordenen Verlegers Hinstorff aus Wismar empfängt und ihn mit befreundeten Nachbarn bekannt macht. Vorbeiziehende Studenten aus Rostock bringen ein Ständchen und werden von dem gastfreien Reuter eingeladen, mit seinen anderen Gästen ein Glas Rheinwein zu trinken, und stimmen dann fröhlich mit in den Chorgesang ein. Durch das vom Dichter reizend gezeichnete und von einer Dilettantin gewandt und graziös dargestellte Dienstmädchen Reuter's erfahren die frohen Zecher von der Armut und Not eines Postboten, der eine schwer kranke Frau hat und einen von ihm verlorenen Geldbrief ersetzen soll, dem Pfändung droht usw. Als nun gerade der Postbote kommt, und Reuter einen Geldbrief bringt, weiß derselbe es so zu leiten, daß er mit seinem, dem Postboten hingelegten geschenkten Thaler in humoristischer Weise immer je auch einen Thaler von Hinstorff fordert und gar zuletzt den noch bleibenden Rest der Schuld übernimmt zum Schrecken von Hinstorff: „Ick deel dat denn mit Hinstörp." — Mit Ursprünglichkeit, in lebenswahren Zügen und oft mit packendem Humor verstand Johann Meyer es, das Bild seines Dichtergenossen vor uns hinzuzaubern. Nebenbei wird das Ganze gehoben durch Serpenthien's, den Hörer gewinnende, graziöse Musik. Der weite Saal der Reichshallen war gedrängt voll Verehrer des Dichters, die sich an der neuen Gabe seiner Muse erfreuten. Oft ertönte schon bei offener Scene der Beifall, der am Schlusse jubelnd erbrauste und den gefeierten Dichter mehrmals hervorrief. Die „Germania" ließ demselben einen riesigen Lorbeerkranz mit schöner Widmungsschleife überreichen. — Trotz Zeit und Kraft raubender Berufsgeschäfte ist Johann Meyer stets im Strome dichterischen Schaffens. Durch ihn und seine Bestrebungen ist auch dem plattdeutschen Drama eine feste Stätte geschaffen. Sein schleswig-holsteinisches Volk, das er liebt, nimmt dankbar entgegen, was er fort und fort aus seinem poetischen Reichthum spendet und freut sich seines heimischen Dichters von Gottes Gnaden."

Am ersten Ostertage, Anfang April, wurde der Johann-Meyer-Abend zum Besten der Wittwen und Waisen des Kieler Vereins der Kampfgenossen von 1870 und 71 noch einmal veranstaltet, und wie die Zeitungsberichte ersehen lassen, wurde auch diesmal das neue Stück mit durchschlagendem Erfolge gegeben. So schreiben wiederum die „Kieler Neuesten Nachrichten" vom 9. April 1896:

„Die dritte Abtheilung brachte das neueste, mit großer Spannung erwartete Bühnenwerk des Herrn Joh. Meyer: „In Fritz Reuter sinen Gaard'n oder Hinstörp, noch en Dahler", plattdeutsches Charakterbild mit Gesang in 2 Akten (nach einer wahren Begebenheit) Musik von Cl. Serpenthien. Wahrlich, die gehegten Erwartungen wurden vollständig erfüllt. Dies von tiefem Ernst und dann wieder von dem köstlichsten Humor durchdrungene Stück wurde von allen Darstellern ersichtlich mit so viel Liebe und so großer Hingabe gespielt, daß sich die Vorstellung zu einer kleinen Musterleistung namentlich für Dilettanten gestaltete. Das Publikum ließ es sich denn auch nicht nehmen, die Spielenden sowohl bei offener Scene als auch bei den Aktschlüssen durch lebhaften Applaus und wiederholten Hervorruf, auch den Dichter Herrn Joh. Meyer, zu lohnen und seinen Dank für das Dargebotene auszudrücken. Damit schloß das reiche und feinsinnig zusammengestellte Programm und in sichtlich gehobener Stimmung und befriedigt verließ das Publikum das Haus."

In der „Nord-Ostsee-Zeitung" vom 7. April heißt es:

„Den Schluß des Abends bildete die Aufführung von „Johann Meyer's In Fritz Reuter sinen Gaard'n" oder „Hinstörp noch en Dahler!" Nachdem das neueste Bühnenwerk unseres allbeliebten Dichters kürzlich im Rahmen einer erweiterten Vereinsfeier zum ersten Mal in Scene gegangen und freudige Aufnahme gefunden, war es thatsächlich ein glücklicher Gedanke, es am ersten Ostertag zu wiederholen. Zeigt es uns doch auch in so schöner Form ein Werk der Menschenliebe, die uns das Osterfest predigt. Und wir freuen uns, gelegentlich dieser ersten öffentlichen Aufführung konstatiren zu können, daß das neue Stück Direktor Meyer's einen vollen andauernden Erfolg errang. „In Fritz Reuter sinen Gaard'n" gipfelt in einer Verherrlichung Reuters; es zeigt uns sein molliges gastfreundliches Heim, seine liebe sorgende Frau, den prächtigen Humor und die Menschenliebe des großen Poeten. Wir können nicht weiter auf das Stück eingehen, aber wir können der Freude darüber Ausdruck geben, daß es dem Dichter so überaus gelungen. Die Darstellung war, zum mindesten in den Hauptfiguren, vollendet; Reuter selbst in Maske und Spiel gut, seine Louise voll Fürsorge und Hingebung. Die Zeichnung der Hanne ist Meyer ganz besonders gelungen, dabei fand dies Hausmädchen Reuter's eine Verkörperung, wie sie besser und den Intentionen des Dichters entsprechender kaum gefunden werden dürfte. Der „alte Bücherjude aus Wismar," der Gutsbesitzer Neumann, Kühahn und Hummel und kleinere Rollen lagen in guten Händen. Der Barbier Grillenberger, auf den sich der Haß der ganzen Gesellschaft entlud, hatte eine gute


Vertretung gefunden. Dieser Barbier war ein Windhund in des Wortes verwegenster Bedeutung. Der anwesende Dichter und die Darsteller mußten dem wiederholten Hervorruf Folge leisten."

Es erübrigt noch, die der Dichtung vorangesetzte Widmung hier mitzutheilen; sie lautet:

„Dem Königlichen Bibliothekar, dem lübschen Kinde und dem Freunde der plattdeutschen Sprache, dem Dichter und Schriftsteller und dem verdienstvollen Reuter-Forscher Herrn Dr. Karl Theodor Gaedertz in Berlin widmet dieses Buch aus der alten Holstenstadt am schönen Ostseestrande mit herzlichstem Gruße der Verfasser. Tom Kyle, im März 1896."

Johann Meyer ist mit Gaedertz, der unlängst zum Professor und bald darauf zum Königlichen Oberbibliothekar ernannt worden ist, seit vielen Jahren befreundet.

In Fritz Reuter sinen Gaard'n ist das jüngste der von Johann Meyer verfaßten plattdeutschen Volksstücke. Wie das Publicum all diese dramatischen Arbeiten aufgenommen hat, das erfuhren meine Leser aus den wiedergegebenen Zeitungsberichten: die Zuhörer waren enthusiasmirt, und der Gebildete erfreute sich nicht minder wie der einfache Mann an der Schönheit des ihm Gebotenen. Es sind ja auch die Meyer'schen Theaterstücke ganz andere Dichtungen, als sie sonst meist in dem pattdeutschen Idiom geschrieben worden sind und noch geschrieben werden; es sind eben keine Stücke, in denen man sich der plattdeutschen Sprache bedient, um möglichst platt im Ausdruck zu sein. Es wurde vielmehr allgemein anerkannt, daß sie die Kriterien des Kunstschönen in vollem Umfange an sich tragen.

Doch nein! — nicht allgemein wurde dies behauptet: ein Kritiker urtheilt anders; er meint, die Meyer'schen plattdeutschen Stücke könnten höheren ästhetischen Anforderungen nicht genügen und wollten es vielleicht auch nicht. — Was heißt das: sie können höheren ästhetischen Anforderungen nicht genügen? Ein Theaterstück hat nur denjenigen ästhetischen Anforderungen zu entsprechen, welche man an die Gattung, zu der es gehört, zu stellen berechtigt ist. Es gehören

nun die Meyer'schen plattdeutschen Theaterstücke zu den bürgerlich-realistischen Lustspielen; sie haben alle durchweg die alltägliche Wirklichkeit wiederzugeben und sich dementsprechend innerhalb der Bedingungen des Privatlebens der Gegenwart zu halten. Von diesem zeigen sie auch — wie jeder Unbefangene gern anerkennen wird — recht charakteristische Züge, und dazu ergötzen sie durch treffliche Intriguenerfindung und Humor. Ferner ist die Charakterzeichnnng ohne Tadel und die Art, wie herrschende Verkehrtheiten gegeißelt werden, wohl kaum zu übertreffen. Auch in Sprache und Aufbau lassen die Stücke nichts zu wünschen übrig. Kurz: alle Bedingungen, die der Kunstkritiker an sie stellen darf, sind erfüllt.

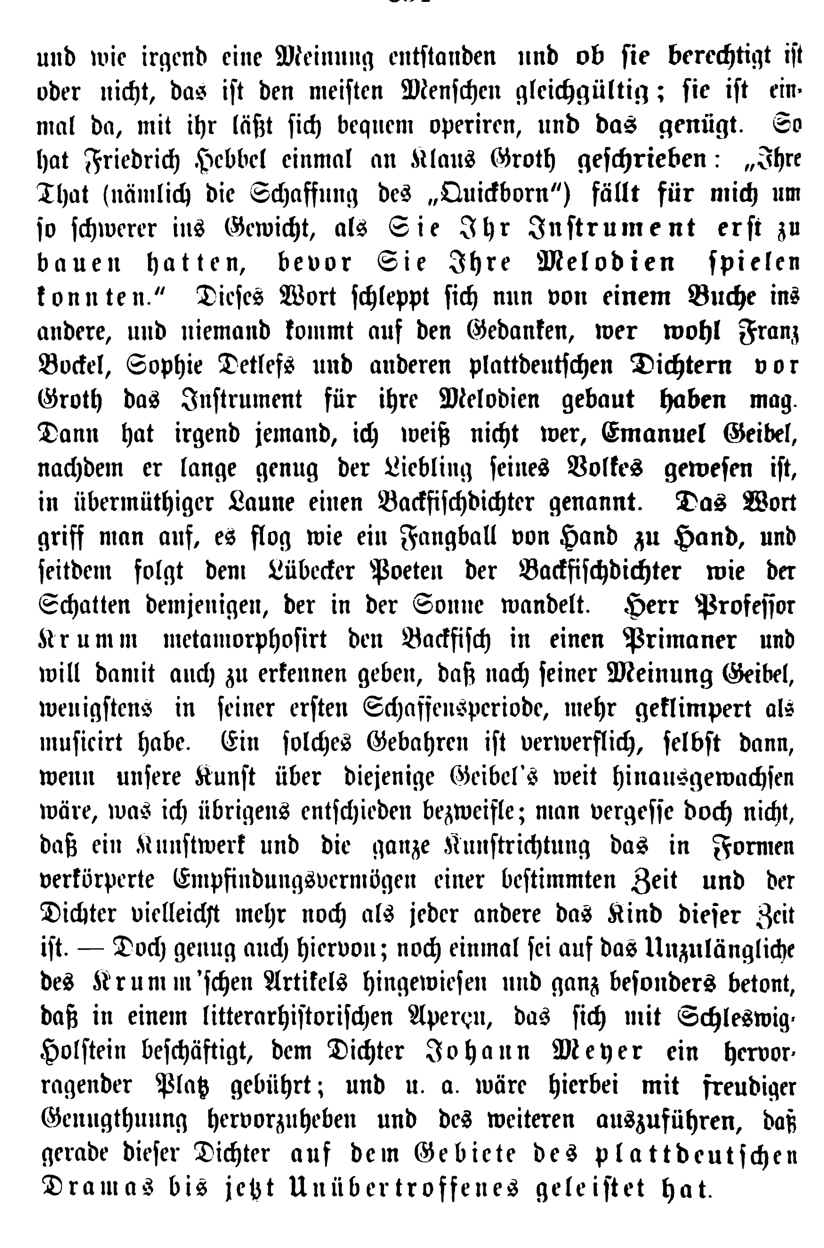
Welch höheren ästhetischen Anforderungen sollten die Meyer'schen Stücke nun noch genügen? – Was würde Herr Professor Hermann Krumm — denn das ist jener tadelnde Kritiker — wohl sagen, wenn jemand an die Beurtheilung eines bürgerlichen Wohnhauses mit den Ansprüchen heranträte, die man sonst nur an ein schloßartiges Gebäude erhebt? Die decorativen Elemente, die bei einem Palaste nicht fehlen dürfen, würden bei einem einfachen Wohnhause nur lächerlich wirken.

Es giebt einen individuellen Anstand bei Personen und Dingen; in der Poesie nennt man ihn die ästhetischen Formen. Diese sind ebenso verschieden wie die Gedichte selbst. Auch hier gilt der Satz: Eines schickt sich nicht für alle. Wie ich bereits an anderer Stelle ausgeführt habe, halte ich die Johann Meyer'schen plattdeutschen Theaterstücke für die besten, die je geschrieben worden sind. Ist Herr Professor Krumm anderer Meinung, so wird ihm das kein Mensch übelnehmen; denn jedem einzelnen erscheint nur das ästhetisch schön, was mit seiner ganzen Gemüthsverfassung, seinem ganzen Empfinden übereinstimmt. Und dieses ästhetische Wohlgefallen ist nach Temperament, Gewöhnung und Erziehung verschieden. „Es geht in der Kunst wie in der Liebe," meint auch Goethe, und es wäre unvernünftig und ungerecht, wollten wir jemandem einen Vorwurf deshalb machen, weil er in seinem „gemüthlichen" Ich anders organisirt ist als wir. Aber das müssen wir Herrn Krumm übelnehmen, daß er sich, obgleich es sich doch um einen Dichter von der Bedeutung Johann Meyer's handelte, damit begnügte, jenes rein subjektive Empfinden ohne jegliche Begründung auszusprechen, und zwar in einem Buche („Schleswig-Holstein meerumschlungen"),



das doch in viele Hände kommen sollte und, soweit mir bekannt, auch wirklich gekommen ist. Er hätte doch wissen sollen, daß unendlich viele Leute entweder nicht die Fähigkeit haben oder nicht die Zeit finden, sich selbständig ein Urtheil auf dem Gebiete des Kunstschönen zu bilden; sie beten eben das nach, was ihnen von anderen vorgesprochen wird. Ja, das geht so weit, das schließlich selbst das, was man conventionellen Geschmack nennt, ganzen Völkern und Zeitaltern octroirt wird. Hat man sich dann zu einer späteren Zeit von einem Geschmacke emancipirt und sich einem anderen zugewandt, dann werden auf einmal die Todten wieder lebendig, und vor unserem geistigen Auge wandern dann oft im hellsten Glanze gerade solche Geister, die es zu Lebzeiten kaum zur bescheidensten Beachtung haben bringen können. Hebbel und Ludwig sind treffende Beispiele hierfür; sie, die man zu Lebzeiten herunterriß, zählt man jetzt zu den Classikern unserer Nationallitteratur. Das wäre schon längst geschehen, wenn sich nur nicht das große Publikum selbst die banausischsten Ansichten aufdrängen ließe, besonders dann, wenn sie mit dem nöthigen Aplomb vorgetragen und mit etwas Wissenschaftlichkeit garnirt sind. Das alles hätte sich Herr Krumm sagen sollen, zumal er als Hebbelforscher recht gut weiß, wohin dieses Gebahren die Menge führen kann. Und in Rücksicht auf den Zweck, wofür er seinen Aufsatz schrieb, mußte er doppelt vorsichtig sein. Galt es doch die schöne und schwierige Aufgabe zu lösen, „in knappester Form alles das zu charakterisiren, was Schleswig-Holstein zu der Litteratur des großen deutschen Vaterlandes an dauernd Werthvollem beigesteuert hat.“ Hierbei mußte man doch den marquantesten Erscheinungen unter den schleswig-holsteinischen Schriftstellern mindestens gerecht werden. Das ist nun inbezug auf Johann Meyer, der zweifelsohne zu den bedeutendsten Dichtern der Herzogthümer zählt, nicht geschehen. Schon an anderer Stelle haben wir gesehen, wie er in dem Krumm'schen Aufsatze weder als Lyriker, noch als Epiker nach Gebühr gewürdigt worden ist. Ich mag mich irren, aber ich werde den Eindruck nicht los, als wenn Johann Meyer in dem Krumm'schen Artikel nur als Folie für einen anderen, nicht minder angesehenen schleswig-holsteinischen Dichter hätte dienen sollen. Denn überall, wo von unserem Freunde die Rede ist — ausgenommen sein Hebel, der aber nur getadelt,

und seine Dramen, von denen nicht viel Rühmens gemacht wird — findet sich nichts von dem erwähnt, wodurch er sich von dem Quickborndichter (das ist nämlich der andere) unterscheidet. Da steht nichts von seinen trefflichen hochdeutschen Sinnsprüchen und Balladen, nichts von all seinen Gelegenheitsgedichten in beiden Sprachen, nichts von den hochdeutschen Gedichten für die Jugend und nichts von den Märchen, die doch nur wenige ihres Gleichen haben. Und nun noch jene Äußerung Krumm's über Meyer's plattdeutsche Dramen. Muß das nicht in hohem Grade auffällig erscheinen? Muß man nicht stutzen, wenn man sieht, wie unser Dichter mit knapp fünfzig Zeilen abgethan wird, während andere und darunter einer, „von dem das Beste noch im Schoße der Zukunft ruht," in mehr als ausführlicher Weise behandelt werden? Freilich, Meyer mag sich mit dem Gedanken trösten, socios habuisse malorum: Paul Trede wird mit dem Brocken einer Zeile abgespeist und Friedrich Dörr, der schon in den Jahren 1858, 59 und 60 einen plattdeutschen Volkskalender herausgegeben und später ein hochdeutsches Idyll, „Christabend", sowie zwei sehr beifällig aufgenommene Einacter verfaßt hat, ist gar nicht erwähnt. Auch Franz Bockel, der s. Zt. sehr bekannte und beliebte und auch jetzt noch gar nicht vergessene humoristische Volksdichter, fehlt, und doch hat er schon plattdeutsche Gedichte verfaßt, als von Klaus Groth noch gar nicht die Rede war. In einem Volksbuche, wie es doch „Schleswig-Holstein meerumschlungen" sein soll, wird man ihn ungern vermissen. Dann bezeichnet Herr Krumm Sophie Detlefs' Gedichte als verschollen, und er schreibt ihnen auch gar keinen Einfluß auf den Verfasser des Quickborn zu. Ob er mit diesen Behauptungen wohl Recht hat? Ich weiß es nicht, doch möchte ich es bezweifeln; denn erstens fanden Sophie Detlefs' Gedichte, die 1850, also zwei Jahre vor Groth's Quickborn, erschienen, überall in Schleswig-Holstein begeisterte Aufnahme — sie werden also auch Groth bekannt gewesen sein —, und zweitens hat gerade dieser sie 1878 neu herausgegeben. Das scheint Herrn Krumm entgangen zu sein; denn sonst würde er wohl jene Dichtungen nicht zu den verschollenen gerechnet haben. Und bei dieser Gelegenheit noch eins! Gewisse Meinungen und Vorurtheile hängen dem Menschen an wie das Moos den Bäumen. Wie dies dorthin kommt, darum kümmern sich die Bäume nicht,



und wie irgend eine Meinung entstanden und ob sie berechtigt ist oder nicht, das ist den meisten Menschen gleichgültig; sie ist einmal da, mit ihr läßt sich bequem operiren, und das genügt. So hat Friedrich Hebbel einmal an Klaus Groth geschrieben: „Ihre That (nämlich die Schaffung des „Quickborn") fällt für mich um so schwerer ins Gewicht, als *Sie Ihr Instrument erst zu bauen hatten, bevor Sie Ihre Melodien spielen konnten.*" Dieses Wort schleppt sich nun von einem Buche ins andere, und niemand kommt auf den Gedanken, wer wohl Franz Bockel, Sophie Detlefs und anderen plattdeutschen Dichtern *vor* Groth das Instrument für ihre Melodien gebaut haben mag. Dann hat irgend jemand, ich weiß nicht wer, Emanuel Geibel, nachdem er lange genug der Liebling seines Volkes gewesen ist, in übermüthiger Laune einen Backfischdichter genannt. Das Wort griff man auf, es flog wie ein Fangball von Hand zu Hand, und seitdem folgt dem Lübecker Poeten der Backfischdichter wie der Schatten demjenigen, der in der Sonne wandelt. Herr Professor *Krumm* metamorphosirt den Backfisch in einen Primaner und will damit auch zu erkennen geben, daß nach seiner Meinung Geibel, wenigstens in seiner ersten Schaffensperiode, mehr geklimpert als musicirt habe. Ein solches Gebahren ist verwerflich, selbst dann, wenn unsere Kunst über diejenige Geibel's weit hinausgewachsen wäre, was ich übrigens entschieden bezweifle; man vergesse doch nicht, daß ein Kunstwerk und die ganze Kunstrichtung das in Formen verkörperte Empfindungsvermögen einer bestimmten Zeit und der Dichter vielleicht mehr noch als jeder andere das Kind dieser Zeit ist. — Doch genug auch hiervon; noch einmal sei auf das Unzulängliche des *Krumm*'schen Artikels hingewiesen und ganz besonders betont, daß in einem litterarhistorischen Aperçu, das sich mit Schleswig-Holstein beschäftigt, dem Dichter *Johann Meyer* ein hervorragender Platz gebührt; und u. a. wäre hierbei mit freudiger Genugthuung hervorzuheben und des weiteren auszuführen, daß gerade dieser Dichter *auf dem Gebiete des plattdeutschen Dramas bis jetzt Unübertroffenes geleistet hat.*



Lessing und Goeze.

Ein Zeit- und Charakterbild in fünf Aufzügen von Detlef Gottfried.

Überarbeitet und für die Bühne eingerichtet von Johann Meyer.

Personen:

Johann Melchior Goeze, Hauptpastor an der Katharinenkirche.
Pastorin Goeze, seine Gattin.
Minna, beider Tochter.
Gotthold Ephraim Lessing, Dramaturg am Nationaltheater.
Ewald v. Marloff, Rittmeister bei den Zietenhusaren.
Hans Dreyer, Dr. jur., Advokat.
Mönchlein, sein Faktotum u. Schreiber.
Dorothea, seine Haushälterin.
Pastor Alberti.
Nathan, ein Handelsjude.
König, Seidenhändler.
Eva, seine Gattin.

Mitglieder des Nationaltheaters:
Ackermann,
Schröder,
Ekhoff,
Borchers,
Hensel,
Mad. Ackermann,
Charlotte Ackermann, ihre Tochter, 11 Jahre alt,
Mad. Hensel,
Demoiselle Schulz,

Susanne, eine arme Jüdin mit ihrem Kinde.
Johanna, Hausmädchen bei Goeze.
Ein Diener bei König.
Mitglieder des Consistoriums.

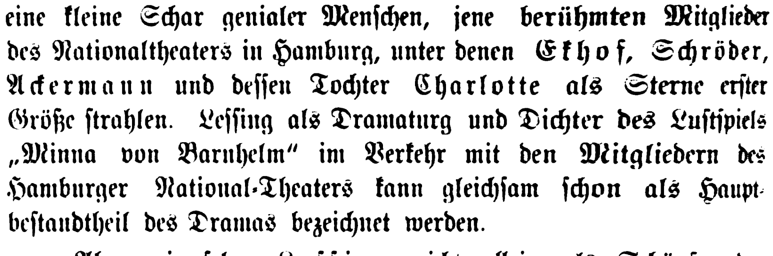
Die Handlung spielt in Hamburg, am Tage und in der Nacht nach der ersten Aufführung von „Minna von Barnhelm“, während der Zeit vom 1. October Vormittags bis zum 2. October Morgens im Jahre 1767.

Das nun folgende größere Theaterstück in fünf Acten ist keine Originalarbeit Johann Meyer's, sondern in seinem weitaus größeren Theile das Werk eines verstorbenen Lehrers. Johann Meyer hat es überarbeitet und durch die Hinzufügung zweier von ihm neu geschaffener Charaktere vervollständigt. Der eine dieser Charaktere — zugleich in dem neuen Stücke einer der Hauptcharaktere — der Handelsjude Nathan, ist dem Dichter ganz besonders gut gelungen und eine so vortreffliche Schöpfung, daß ich mich um ihretwillen entschlossen habe, auch dieses Drama hier mit zu besprechen.

Das Originalstück Lessing und Goeze, das im Jahre 1881 im Verlage von Lühr & Dircks in Garding erschien, trug als den Namen des Verfassers das Pseudonym Detlef Gottfried. Des Autors wirklicher Name war Ludwig Dreyer. Über die äußeren Lebensverhältnisse dieses nicht wenig begabten Dichters, der es wohl verdiente, daß sich mit ihm die einheimische litterarhistorische Forschung etwas mehr beschäftigte, ist mir das Nachstehende bekannt geworden. Er wurde am 22. Januar 1843 im Dorfe Klein-Timmendorf im Fürstenthume Lübeck geboren. Er erhielt seine Jugendbildung in verschiedenen Dorfschulen und durch Privatunterricht. Von 1860—1862 bildete er sich auf dem Seminar in Oldenburg zum Lehrer. Bis 1869 wirkte er als Hülfslehrer an verschiedenen Schulen seiner engeren Heimath, dann wurde er Lehrer zu Egenbüttel bei Pinneberg, 1872 in Elmshorn und 1878 erster Lehrer an der Mädchenschule in Pinneberg, wo er im Alter von erst 43 Jahren am 5. September 1886 starb. Nach Franz Brümmer's Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des 19. Jahrhunderts sind von Ludwig Dreyer die nachfolgenden Dramen verfaßt: Carsten Boie (1861), Das Opfer (1865), Braut und Gattin (1866), Julius Overbeck (1866), Constanze (1867), Merope (1869), Uwe Jens Lornsen (1872), Savonarola (1874), Verwandlungen (1877), Durch die Wand (1878), Johannes der Täufer (1879), Lessing und Goeze (1881), Napoleon Bonaparte (1882), Joachim Nestor (1882), Concordia (1882) und Pugatschew (1883). Außerdem erschien von Dreyer noch 1885 ein Band Gedichte: Geistliches und Weltliches. — Johann Meyer theilte mir noch Folgendes mit: „Von Dreyer's sämmt-

lichen dramatischen Arbeiten ist mir bisher nur Lessing und Goeze bekannt geworden, und zwar schon, als sie eben im Buchhandel erschienen war und sich der mir leider persönlich unbekannt gebliebene Verfasser noch in der besten Zeit seines Schaffens befand. Damals schon selbst mit der Abfassung dramatischer Stücke beschäftigt und zeitweilig in intimer Bekanntschaft stehend mit Regisseuren schleswig-holsteinischer Theatergesellschaften, habe ich ohne Wissen des Verfassers mehrfach den Versuch gemacht, sein Drama Lessing und Goeze an irgend einer Bühne zur Aufführung zu bringen, aber leider immer vergeblich. Von den maßgebenden Stellen kamen die eingereichten Exemplare allemal mit dem Bemerken zurück, daß sich das Stück in der vorliegenden Form und Abfassung nicht wohl zur Aufführung eigne und daher nicht angenommen werden könne. Bei näherer Prüfung gelangte ich nun auch zu der Überzeugung, daß das Drama nicht frei von Mängeln sei, die wohl hauptsächlich in des Verfassers Unkunde mit den Verhältnissen und Anforderungen der Bühne, aber hie und da auch in einer etwas oberflächlichen Motivirung begründet waren. So reifte nun in mir der Entschluß, das Stück zu überarbeiten und es durch Beseitigung jener Mängel zu einer Wiedergabe auf der Bühne geeigneter zu machen. Dies ist nun nicht allein durch die Verschiebung einer Anzahl von Scenen und durch die Umgestaltung einiger Actschlüsse geschehen, sondern vor allem durch die Hinzufügung zweier ganz neuer Rollen, die des Handelsjuden Nathan und der Dorothea. Selbstverständlich hatte ich, wo diese Personen auftraten, auch den Dialog zu schreiben; im übrigen aber bin ich schon aus Pietät gegen den verstorbenen Dichter mit peinlicher Sorgfalt bemüht gewesen, ihm sein geistiges Eigenthum nicht zu schmälern und nur das nach meiner Ansicht Allernothwendigste zu ändern oder zu streichen."

Ein Blick auf das reichhaltige Verzeichniß interessanter Personen läßt uns schon vermuthen, daß wir es hier mit einem Stücke zu thun haben, das uns stark fesseln dürfte, vorausgesetzt, daß die Verfasser den Stoff kunstgerecht behandelt haben. Die Zeit, in der es spielt, ist die der Entstehung der deutschen dramatischen Dichtkunst, und kein geringerer als Lessing selbst, der große Dramaturg und Schöpfer des deutschen nationalen Dramas, vertritt eine der Hauptrollen und neben ihm und mit ihm schafft



eine kleine Schar genialer Menschen, jene berühmten Mitglieder des Nationaltheaters in Hamburg, unter denen Ekhof, Schröder, Ackermann und dessen Tochter Charlotte als Sterne erster Größe strahlen. Lessing als Dramaturg und Dichter des Lustspiels „Minna von Barnhelm“ im Verkehr mit den Mitgliedern des Hamburger National-Theaters kann gleichsam schon als Hauptbestandtheil des Dramas bezeichnet werden.

Aber wir sehen Lessing nicht allein als Schöpfer der neuen deutschen dramatischen Kunst, sondern auch als Vertreter der freisinnigen kirchlichen Richtung, gegenüber dem Hauptpastor Goeze, dem Hauptverfechter der Orthodoxie. Der zwischen beiden entbrannte Kampf — der Kampf des Lichtes gegen die Finsterniß, der Kampf der echten, wahren Nächstenliebe gegen blinde Unduldsamkeit — bildet einen zweiten Hauptbestandtheil der Handlung.

Einen dritten finden wir in dem Conflicte innerhalb der Familie des Hauptpastors Goeze, zwischen Vater und Tochter, und in dessen Lösung durch Lessing und den Handelsjuden Nathan. Es bildet dieser Conflict den eigentlichen Kernpunkt der Handlung, um den sich alles dreht und dem auch die beiden anderen Hauptbestandtheile der Handlung zur Folie dienen.

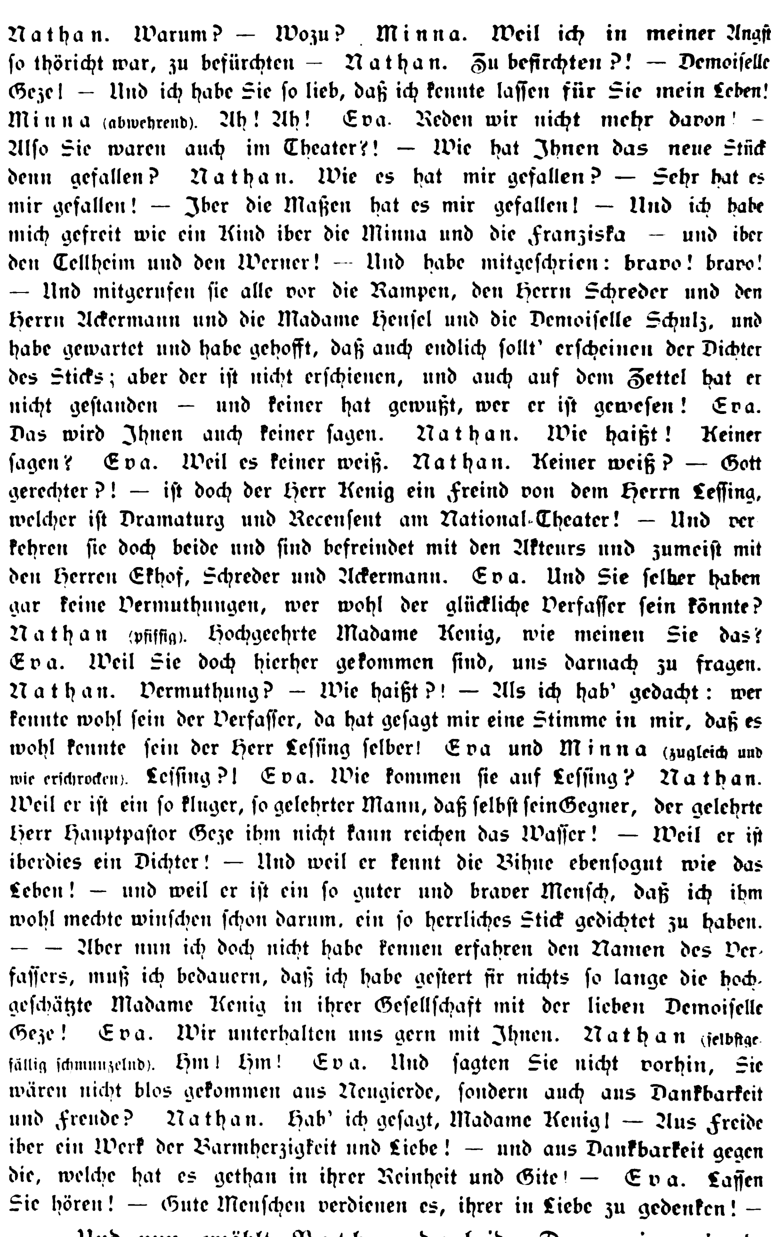
Eine kurze Inhaltsangabe der einzelnen Acte von Lessing und Goeze möge jetzt folgen und hierbei ganz besonders dem Charakter und der Rolle sowohl des Nathan wie der Haushälterin Dorothea gebührende Beachtung geschenkt werden.

Der erste Act spielt im Hause des Seidenhändlers König. Dieser und seine Gattin Eva, die mit Minna, der Tochter des Hauptpastors Goeze, befreundet ist, unterhalten sich über die gestrige erste Aufführung der Minna von Barnhelm, der sie beigewohnt haben. König und Frau hatten Minna Goeze, der vom Vater der Besuch des Theaters streng verboten war, mit in die Vorstellung genommen. König äußert deshalb schwere Bedenken; er fürchtet, daß der Hauptpastor von dem Ungehorsam der Tochter erfahre. Dann entfernt er sich, um Lessing und die Schauspieler aufzusuchen, und läßt Eva in Angst und Besorgniß um die jugendliche Freundin zurück.

Nun erscheint Minna Goeze; sie beruhigt ihre Freundin: die Eltern hätten nichts erfahren. Aber etwas anderes erfüllt ihr

Herz, es ist voll von dem Eindruck, den ein junger Officier von den Ziethenhusaren, den sie im Theater gesehen hat und wohl nie vergessen werde, auf sie gemacht. Da meldet der Diener den Juden Nathan, und Eva läßt ihn eintreten.

Nathan (durch die Mitte eintretend, in der Rechten einen alten rothen Regenschirm und unter dem linken Arm einige alte Bücher, darunter eins, eine alte Bibel, etwas größer). Scholam lechem! — Hochgeehrte Madame Kenig! — Scholam lechem, Demoiselle Geze! Eva. Ich danke herzlichst, Herr Nathan, und wünsche dasselbe! Minna. Und ich nicht minder, lieber Herr Nathan! Es ist der schönste Gruß, welchen ein Mensch dem andern bieten kann! Nathan. Und warum der schenste? — weil er wünschet allen den Frieden! — Aber darf ich hoffen, daß es mir werden nehmen die Damen nicht ibel, wenn ich stere sie in ihrer Unterhaltung? — Eva. Wir kennen uns ja schon lange. — Nathan (selbstzufrieden schmunzelnd). Hm! Hm! Minna. Und Sie kommen ja auch zuweilen in unser Haus. Nathan. Ja freilich, hochgeehrte Madame Kenig und Demoiselle Geze! Wohin sollte der alte Nathan nicht kommen mit seinen Alterthimern und Raritäten! Ist doch auch der Herr Kenig mein Kunde, und der Herr Lessing und der Herr Hauptpastor Geze, Hochwirden, welche haben gekauft schon oft von mir alte, werthvolle Bicher! — Und auch der Herr Doktor Dreyer, welcher ist ein Freind von seltnen Ringen, Tabatièren und goldnen Nadeln. — Und wie viele andere vornehme Leite noch mehr, welche interessiren sich fir die Wissenschaft und Kunst! Eva. Ja, sicherlich! — Allen ein alter, lieber Bekannter! (Nathan schmunzelt erfreut und selbstgefällig.) Aber wenn ich bitten darf, uns nun zu sagen, was Sie hergeführt, — — Nathan. Was mich hat gefihrt hierher? — Die Neigierde hat mich gefihrt hierher! — Und die Dankbarkeit und Freide! Eva. Die Neugierde? — Da bin ich doch selber neugierig zu erfahren — — — Nathan. Bin ich doch gewesen gestern im Theater — — Minna (erschrocken und erregt). Im Theater?! — — Sie waren gestern auch im Theater? Nathan. Auch im Theater! Bin ich doch ein Freind der schenen Kinste und schätze hoch das Theater! — Und da hab' ich gesehen doch auch den Herrn Kenig und hab' gesehen die Madame Kenig und die Demoiselle Geze daneben! Minna (erregt). Um Gottes Willen! — Verrathen Sie mich nicht an meine Eltern! Nathan. Verrathen? — Wie haißt verrathen?! — Kann denn werden im Handumdrehen (mit den Händen entsprechend gestikulirend) aus dem Nathan ein Judas?! — — Hab' ich doch bestanden schon die Probe! — Bin ich doch gekommen direkt von dem Herrn Hauptpastor Geze, dem ich hab' verkaufen wollen eine werthvolle alte Bibel in plattdeitscher Sprache, — aber er ist gewesen verhindert, weil er hat gehabt Besuch von einem Herrn Kollegen, und hat mir darum sagen lassen, daß ich sollte wieder kommen zu einer andern Zeit. — — Und da hab' ich doch auch gesprochen mit der Frau Mama, die mir hat gesagt, als ich sie hab' gefragt nach der Demoiselle Tochter, daß sie sei hier bei ihrer Freindin, der Madame Kenig! — Aber ich hab' verrathen ihr nichts! — (Indignirt.) Verrathen?! — Wie haißt verrathen?! — — Minna. Ich bitte tausend mal um Verzeihung!



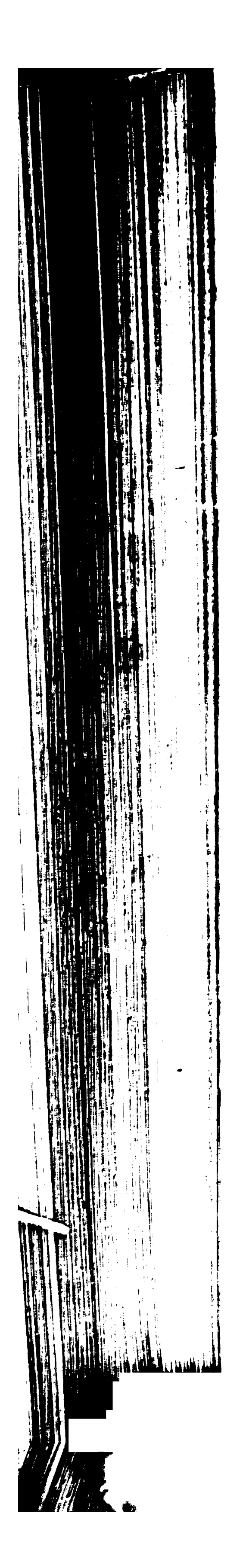
N a t h a n. Warum? — Wozu? M i n n a. Weil ich in meiner Angst so thöricht war, zu befürchten — N a t h a n. Zu befirchten?! — Demoiselle Geze! — Und ich habe Sie so lieb, daß ich kennte lassen für Sie mein Leben! M i n n a (abwehrend). Ah! Ah! E v a. Reden wir nicht mehr davon! — Also Sie waren auch im Theater?! — Wie hat Ihnen das neue Stück denn gefallen? N a t h a n. Wie es hat mir gefallen? — Sehr hat es mir gefallen! — Iber die Maßen hat es mir gefallen! — Und ich habe mich gefreit wie ein Kind iber die Minna und die Franziska — und iber den Tellheim und den Werner! — Und habe mitgeschrien: bravo! bravo! — Und mitgerufen sie alle vor die Rampen, den Herrn Schreder und den Herrn Ackermann und die Madame Hensel und die Demoiselle Schulz, und habe gewartet und habe gehofft, daß auch endlich sollt' erscheinen der Dichter des Sticks; aber der ist nicht erschienen, und auch auf dem Zettel hat er nicht gestanden — und keiner hat gewußt, wer er ist gewesen! E v a. Das wird Ihnen auch keiner sagen. N a t h a n. Wie haißt! Keiner sagen? E v a. Weil es keiner weiß. N a t h a n. Keiner weiß? — Gott gerechter?! — ist doch der Herr Kenig ein Freind von dem Herrn Lessing, welcher ist Dramaturg und Recensent am National-Theater! — Und verkehren sie doch beide und sind befreindet mit den Akteurs und zumeist mit den Herren Ekhof, Schreder und Ackermann. E v a. Und Sie selber haben gar keine Vermuthungen, wer wohl der glückliche Verfasser sein könnte? N a t h a n (pfiffig). Hochgeehrte Madame Kenig, wie meinen Sie das? E v a. Weil Sie doch hierher gekommen sind, uns darnach zu fragen. N a t h a n. Vermuthung? — Wie haißt?! — Als ich hab' gedacht: wer kennte wohl sein der Verfasser, da hat gesagt mir eine Stimme in mir, daß es wohl kennte sein der Herr Lessing selber! E v a und M i n n a (zugleich und wie erschrocken). Lessing?! E v a. Wie kommen sie auf Lessing? N a t h a n. Weil er ist ein so kluger, so gelehrter Mann, daß selbst sein Gegner, der gelehrte Herr Hauptpastor Geze ihm nicht kann reichen das Wasser! — Weil er ist iberdies ein Dichter! — Und weil er kennt die Bihne ebensogut wie das Leben! — und weil er ist ein so guter und braver Mensch, daß ich ihm wohl mechte winschen schon darum, ein so herrliches Stick gedichtet zu haben. — — Aber nun ich doch nicht habe kennen erfahren den Namen des Verfassers, muß ich bedauern, daß ich habe gestert fir nichts so lange die hochgeschätzte Madame Kenig in ihrer Gesellschaft mit der lieben Demoiselle Geze! E v a. Wir unterhalten uns gern mit Ihnen. N a t h a n (selbstgefällig schmunzelnd). Hm! Hm! E v a. Und sagten Sie nicht vorhin, Sie wären nicht blos gekommen aus Neugierde, sondern auch aus Dankbarkeit und Freude? N a t h a n. Hab' ich gesagt, Madame Kenig! — Aus Freide iber ein Werk der Barmherzigkeit und Liebe! — und aus Dankbarkeit gegen die, welche hat es gethan in ihrer Reinheit und Gite! — E v a. Lassen Sie hören! — Gute Menschen verdienen es, ihrer in Liebe zu gedenken! —

Und nun erzählt N a t h a n den beiden Damen eine reizende Geschichte, von der indessen M i n n a garnichts hören will, weshalb sie den Erzähler auch häufig unterbricht. Im Mittelpunkte der

Geschichte steht ein blühendes junges Mädchen, das ein Werk der christlichen Liebe und Barmherzigkeit gethan hat, und zwar an einem armen Judenweibe, dessen Ernährer durch einen Unfall ums Leben gekommen ist, so daß sich Frau und Kinder in der größten Noth befanden. Und das junge Mädchen hat in der Wohnung dieser Armen die volle Börse zur Linderung der Noth gespendet und hierbei das Taschentuch verloren; und als nun Nathan mit seiner Geschichte zu Ende ist, überreicht er Minna das Tuch mit den Worten: Demoiselle Goeze, der alte Nathan hat die Freide, Ihnen zu geben wieder, was Sie verloren haben. Da ruft Eva voll Rührung: „Minna! Geliebte Freundin! Süßes Mädchen! An mein Herz und in meine Arme." Und der alte Nathan spricht: „Und die hat geibt Barmherzigkeit und Liebe an dem armen Judenweibe, ist gewesen eine Christin, die Tochter des Herrn Hauptpastor Goeze, welcher mißachtet die Juden um ihres Glaubens willen. Und ist nicht gewesen der Messias der Christen auch ein Jude? Jesus von Nazareth? Und hat er nicht gesagt: „Du sollst lieben Gott Deinen Herrn von ganzem Herzen und Deinen Nächsten wie Dich selbst!" — Frau König drückt Nathan dankend die Hand und nennt ihn einen Prachtmenschen, worüber er hocherfreut ist; und bevor er geht, zeigt er den Damen einen herrlichen Ring mit einem kostbaren Stein, der in allen Farben funkelt und den er für hundert Dukaten gekauft hat. Frau König und Minna halten den Stein für einen Diamanten; aber Nathan belehrt sie, daß es ein Opal sei, und daß er den Ring, den er Herrn und Frau König gern einmal habe zeigen wollen, nur gekauft habe wegen der Schönheit des Steines.

Darauf entfernt er sich, und auf Minna's Frage, woher er es wohl wisse, was sie mit jener Jüdin gehabt habe, antwortet Eva: „Ohne Frage von ihr selber; ich könnte darauf wetten, daß schon jetzt durch ihn, aus seiner eigenen Tasche und durch seine Bemühungen bei anderen, für die weiteren Bedürfnisse dieser armen Familie hinreichend gesorgt worden ist."

Der Advokat Dreyer läßt sich melden. Er ist eine komische Person, unverheirathet, geckenhaft, sarkastisch und ein offener Feind Goeze's. Er verkehrt viel und gern mit den Schauspielern, die er auch heute aufsuchen wollte, aber nicht getroffen hat. Auch er wohnte gestern der Première der Minna von Barnhelm



bei, und da er die Familie König mit der Tochter des Hauptpastors im Theater gesehen, kommt er, zu fragen, wie man sich amüsirt habe und sich jetzt befinde. Nebenbei erzählt er, daß er dort einen jungen Officier gesehen, der eine auffallende Ähnlichkeit mit einem Neffen von ihm habe und der, wie er bemerkt, oft nach den Damen und namentlich nach Demoiselle Goeze hinüber gesehen habe

Man hört Lessing und die Schauspieler kommen und Minna wird, um ihnen nicht zu begegnen, von Frau König durch eine Hinterthür geleitet. Wir erfahren in dieser letzten Scene des ersten Actes noch mancherlei, was zur Exposition gehört und aufklärend zu dem Beginn der eigentlichen Handlung hinüberleitet

Man kommt auf Goeze zu sprechen und auf seine Unduldsamkeit gegen Andersgläubige und Andersdenkende, so namentlich gegen seinen Amtsbruder, den Pastor Alberti; dieser sei wegen seiner freisinnigen Äußerungen von der Kanzel herab auf Goeze's Betreiben vor das Consistorium geladen. Dann erzählt Dreyer, daß er dichte, ebenso wie sein Schreiber Möndlein, und daß seine Impromptus auf den Pastor Goeze ja stadtbekannt seien. Von Lessing erfahren wir, wie schwer ihm das Dichten falle, und daß er schon zufrieden sei, wenn er es nur zu einem passablen Kritiker gebracht hätte: denn was der augenblicklichen Zeit am meisten noth thue, das sei die Kritik auf allen Gebieten, eine strenge, unerbittliche Kritik. Auf diese Äußerung hin beschließen Ackermann und seine Collegen, eine solche Kritik zu üben, und zwar an der neuesten Dichtung, der gestrigen Première, womit Lessing freudig einverstanden ist. Man kommt überein, sich noch an demselben Tage, nachmittags drei Uhr, in der Wohnung Dreyer's zu diesem Zwecke einzufinden.

Dann erfährt noch Dreyer in lebhafter Unterhaltung mit Schröder, Ekhof und Ackermann, daß Seine Hochwürden, der Hauptpastor Goeze, erst ganz kürzlich auf der Kanzel und vor der ganzen Gemeinde scharf gegen den Advokatenstand vorgegangen sei und dabei in einer keineswegs schmeichelhaften Weise auch des Advokaten Dreyer gedacht habe. Dieser, hierüber aufgebracht, rennt wie besessen im Zimmer umher, dem Verleumder Rache schwörend; und dabei stößt er so heftig auf den mit einem Brief in der Hand eintretenden Möndlein, daß dieser hinstürzt. Dreyer entreißt dem Schreiber den Brief, öffnet diesen und liest:

Bin in Hamburg, komme sobald wie möglich! Rittmeister von Marloff. Lessing ruft verwundert aus: von Marloff?! Gott, was höre ich! — Damit ist der erste Act zu Ende.

Der zweite spielt im Hause Dreyer's, und zwar die erste Scene, ehe noch die Schauspieler kommen, zwischen der Haushälterin Dorothea, dem Schreiber und Poeten Mönchlein und dem alten Handelsjuden Nathan. Advokat Dreyer ist ausgegangen, um sich in einigen größeren Gasthäusern zu erkundigen, ob dort sein Neffe, der junge von Marloff angekommen sei. Es ist ihm nicht gelungen, desselben habhaft zu werden.

Dorothea (kommt durch die kleine Thür rechts im Hintergrunde mit einem Theebrett aus der Küche, darauf zwei große Tassen, Kaffeekanne, Rahmguß, Zucker, Theelöffel und ein kleiner Teller mit Zuckerkringeln, -- setzt das Theebrett auf den Tisch, die Kaffeekanne auf den Komfort und nähert sich der kleineren Thür links, rufend). Herr Mönchlein! — Herr Mönchlein! — Nu smiten Se de Fedder man eerst mal en beten hin — un drinken Se en scheune, warme Taff' Kaffee! — (Zurückgehend, sich bei dem Theebrett beschäftigend und die Tassen, Rahmnapf, Zucker u. s. w. nach dem Tisch hintragend.) De arm Mensch! — So den ganzen Dag to sitten un to schrieben! -- un noch dorto so'n leddern Kram als den Herrn Dokter sin verkritzelten Akten! — dat is keen Spaß! -- — Un wenn he mal en lüttje Paus hett, — denn günnt he sick ock noch keen Ruh! — Denn swingt he sick op den Pegesus, als he dat nennt, un makt Gedichte! — (Mönchlein erscheint an der Thür, ohne von Dorothea gesehen zu werden.) Ach un ick swärm för de Dichters! — un sin Gedichte de sünd so schön! — Man kunn em all leev hebbn, blots wil he'n Dichter is! Mönchlein (in der Thür). Jungfer Dorothea! Dorothea (einen schwachen Schrei ausstoßend). Ach! — (Rasch zum Publikum.) Wenn he't man ni hört hett! — (Zu Mönchlein.) Na, denn kam Se man, Herr Mönchlein. — Hebbt Se den Herrn Docter denn funn un em den Breef geben? Mönchlein. Ja, Jungfer Dorothea, im Hause des Herrn König bei den Schauspielern. Dorothea. Awer wat seeg ick?! — Se hebbt ja en grote Bul an'n Kopp! Mönchlein (sich dahin fühlend). Ach, ja! Dorothea. Wie hebbt Se dat denn kregen. Mönchlein (dahin fühlend, ohne zu antworten). Dorothea. Sünd Se fulln? — Hebbt Se sick stött? — Wie keem dat denn? Mönchlein (wie vorhin). Dorothea (nach kurzer Pause). Na, wenn Se mi dat denn nich seggn wüllt, denn künnt Se dat ja laten! Awers nu setten Se sick man! — (Beide setzen sich, Dorothea sich mit dem Service beschäftigend.) Nu wüllt wi in Gemüthlichkeit unsen Kaffee drinken. Mönchlein. Wenn aber der Herr Doktor käme! — Dorothea. Hebbn Se man keen Angst! — De is ja wedder bi de Schauspelers! — Mönchlein. Ein interessanter Umgang! Dorothea. Dat kann wul sin, — aber for mennigeen doch keen guden un ock nich passend. — Dat Volk is mi veel to lichtsinnig! (Ihm einschenkend.) So, nu bedeen Se sick man. Hier is Zucker un Rohm! — Un hier ock noch en Beten to'n Instippen! — Mönchlein (sich bedienend und nach ihm Dorothea). Danke! — Danke! Sie sind sehr freundlich! —

(Mönchlein wirft sein Stück Zucker in die Tasse, Dorothea legt das ihrige neben die Tasse hin, steckt es alsdann in den Mund und beide trinken). **Mönchlein** (nach kurzer Pause). Ach, Jungfer Dorothea! **Dorothea.** Na wat denn, Herr Mönchlein! Dat kummt dar ja so swar herut! **Mönchlein.** Sie sagten doch, daß Sie für die Dichter schwärmen! — **Dorothea** (zum Publikum). Nu is 't richtig! — He hett't hört! **Mönchlein.** Und daß Sie mich schon lieben könnten, weil ich ein Dichter bin! **Dorothea** (bei Seite). O Gott! — (Zu Mönchlein verschämt thuend). Ne! ne! Herr Mönchlein, so heff ick dat doch ni meent! **Mönchlein.** Ach, Jungfer Dorothea. — **Dorothea** (ihn rasch unterbrechend und verschämt abweisend). Ne! — Ne! — Herr Mönchlein! **Mönchlein.** So wollt' ich das ja auch garnicht gemeint haben! — **Dorothea.** Ne?! — Wie denn? — Wie so? Herr Mönchlein! — **Mönchlein.** Ach, wenn ich doch auch noch mal so ein großer Dichter werden könnte! **Dorothea.** Sünd Se dat denn nich all? — Dat sünd Se ja! **Mönchlein.** Ach nein! Jungfer Dorothea, weil ich doch immer nur so bei Geburtstagen und bei festlichen Gelegenheiten dichte! **Dorothea.** Na, laten Se man gut sin, Herr Mönchlein. — Wat Se mi dar nülich to min Geburtsdag schenkt hebbt, dat weer doch sowat ganz Eenziges in siner Art! en wunderscheunes Gedicht! — **Mönchlein** (abwehrend). Ach, — nein! nein! Jungfer Dorothea! **Dorothea.** Dat weer dat doch, Herr Mönchlein! — Dat lat ick mi gar nich bestriden! — Ach, Herr Mönchlein, weten Se wat? Bitte, Herr Mönchlein, lesen Se mi dat noch mal wedder vör, so wi damals! — Se künnt dat ja so scheun! — **Mönchlein** (sich räuspernd). Hm! Hm! — Ja, wenn Sie es denn wünschen, es so gerne möchten. — — **Dorothea** (freudig). Ja, ja! so sehr gerne, Herr Mönchlein! Denn will ick Jhnen dat man glix mal herhalen, — (aufstehend.) **Mönchlein.** Nein, nein! — lassen Sie nur, Jungfer Dorothea — ich hab' es schon hier (langt in die Seitentasche, aus welcher er ein Buch nimmt) in meiner Sammlung, — „Blüthen am Wege." (Es wird angeklopft.) Aber da wurde ja angeklopft! — (Legt das Buch auf den Tisch.) **Dorothea.** „Blüthen am Wege!" Dat klingt ock mal hübsch! — (In anderem Ton). Hebben Se wat kloppen hört? **Mönchlein** (ängstlich.) Wenn es der Herr Doktor wäre! — **Dorothea** Ach wat, de ward doch nich ankloppen in sin egen Hus! — (Es wird wieder angeklopft.) Ja, wahrhaftig! — Dar ward ankloppt! — — — Herein! — **Nathan** (durch die Mitte eintretend, so wie er im Hause König's aufgetreten, mit einigen alten Büchern, darunter ein etwas größeres Buch in Pergamentband, die plattdeutsche Bibel, unter dem linken Arm und in der rechten Hand seinen alten Regenschirm). Bitte, gitig entschuldigen zu wollen, wenn ich stere! Wollte sprechen den Herrn Doktor Dreyer. Da ich aber seh', daß er nicht ist zu Hause, will ich nicht weiter steren in einer so vertraulichen Gesellschaft. **Dorothea.** Ne! Ne! — Kamn Se man neger, Herr Nathan! — Vertraulichkeiten hebbt wi hier nich vör, nich wahr, Herr Mönchlein? **Mönchlein.** Vertraulichkeiten? — Nein, Jungfer Dorothea! **Dorothea.** Herr Mönchlein wull mi man eben mal en scheunes Gedicht vörlesen, dat he mi nülich to min Geburtsdag verehrt hett. **Nathan.** Ei, ei! — Sieh, sieh, — Herr Menchlein! — Nun hat doch gemacht die Jungfer mich sehr neigierig. — Hab ich doch

geschwärmt schon als Kind für die Dichter und die Gedichte, und weiß ich doch, daß es versteht der Herr Menchlein so schen, zu kleiden schene Gedanken in schene Verse. Mönchlein (abwehrend). Ah! — Ah! — Nathan. Ja, doch, Herr Menchlein, — wovon ich hab' iberzeigt mich schon oft, wenn ich hab' verkauft oder gezeigt Ihnen alte Bicher und Sie haben gelesen mir vor einige von Ihren neisten Gedichten. Dorothea. Na, denn setten Se sick man mit ran! — Un naher lest Herr Mönchlein uns dat denn vör! — Wie is't? — Drinken Se en lütte Tass' mit, Herr Nathan? Nathan. Die Jungfer ist sehr gitig! — und der Kaffee, den sie macht, ist ausgezeichnet! -- Bin ich so frei zu sagen: Danke ja! und trinke mit! Dorothea. Na denn schenk ick Se glix en Tass' mit in! (Thut es und schiebt ihm die Tasse hin.) So, nu nehm'n Se sick Zucker! (Ab durch die kleine Thür rechts nach der Küche.) Nathan. Wieder scheene Bicher, Herr Menchlein und auch dazwischen eins, das ich hab' gekauft so halb und halb fir Sie, Herr Menchlein, wenn Se wollen haben die Gite, mal zu heren. (Er nimmt ein altes Buch, schlägt den Titel auf und liest.) „Von der hochansehnlichen ars poetica, oder poetischen Kunst. Eine Anleitung, die Summa ihrer Schenheiten und Eigenthimlichkeiten kennen zu lernen. Insonderheit aber auch ein Wegweiser für die Herren poetae und alle, die es werden wollen. Verfasset und zusammengestellet von — von —" ja weiter geht es nicht, weil da fehlt leider ein Stück vom Titel. Mönchlein. Herr Nathan, das Buch muß ich haben! was soll es kosten, Herr Nathan? Nathan. Wie haißt kosten?! -- Ich schenk' es Ihnen! Mönchlein. Ah, nein, nein, Herr Nathan! Nathan. Doch, doch, Herr Menchlein! — Hab' ich doch gehabt meine Freide an dem schenen Kaffee! Sie werden auch noch mal werden ein großer Dichter! (Ihm das Buch gebend.) Da, Herr Menchlein! — Nehmen Se! — Mönchlein (sich sträubend). Ah, nein! — Nathan. Ich sage Ihnen: nehmen Sie, Herr Menchlein! -- Nehmen Sie! Dorothea. Na, denn nehmen Se dat doch, Herr Mönchlein. Mönchlein (das Buch nehmend). Tausend Dank, Herr Nathan! Dorothea. So, Kinners! Aber nu lat uns doch mal wedder an unsen Kaffee denken, (die Kanne mit beiden Händen fühlend) de Kaffee is noch hitt, — Herr Nathan, ick schenk noch mal wedder in. (Thut es.) So! nu nehmn Se sick Zucker! — (Alle drei sich Zucker nehmend. Mönchlein wirft sein Stück in die Tasse. Nathan und Dorothea legen ihre Stücke wieder neben ihre Tassen.) Un hier is de Rohm! (Sie nehmen sich Rahm, zuerst Nathan, dann Mönchlein, zuletzt Dorothea.) So! — un nu drinken se mal! Un denn nehmen Se sick doch ock en lütten Kringel to'n Instippen! (Sie nehmen sich jeder einen Kringel, tunken ein, beißen von demselben ab und trinken wieder, wie vorhin. Während des Trinkens erscheint Dreyer durch die Mitte, ohne die drei am Tisch gleich gewahr und ohne gleich von ihnen gesehen zu werden.) Dreyer (im Eintreten und bei der Thür stehen bleibend). Noch kein Marloff?! — (Kehrt sich um, während er die Thür zumacht.) Wo mag der Junge stecken?! — (Kehrt sich wieder um und wird die drei gewahr.) Ha! -- Zurück, Dreyer! (Stellt sich an die Thür oder hinter dieselbe und steckt, wenn letzteres gescheh'n, den Kopf lauschend durch die Spalte, fortwährend stummes Spiel machend, namentlich Gesichter schneidend.) Dorothea. Na, wie schmeckt't? Nathan. M! — schen! (Setzt die Tasse nieder.) Schen, Jungfer Dorothea. Dorothea. Ja,



nich wahr? — De Kaffe lett sick drinken! **Mönchlein.** Aber ich will jetzt doch lieber wieder hinein, eh' der Herr Doktor kommt! **Dorothea.** (Dreyer's Minenspiel). Ach wat! — Se weten doch, — dat he wedder bi de Schanspelers ist! — (Zu Nathan.) Ja, . Herr Nathan, — sit he mit düsse Schanspelers verkehrt, un mit düssen Herrn Lessing, — is unse Herr Dokter rein wie ut de Tüt! — Dags herumgebummelt, — alle Abend in't Theater, — un denn naher mit Jüm in de Weerthshüser un de Kneipen, — — un keen Nacht vör de Klock dree oder veer to Hus, (bedenklich) un wer weet, wo he sick ock süust noch herumdrifft! (Dreyer's Minenspiel.) **Nathan.** Hm! Hm! – was ich höre! Aber es wird doch wohl sein nicht so schlimm, Jungfer Dorothea. Herumtreiben, Jungfer Dorothea? Ich bitte Sie **Dorothea** (Dreyer's Minenspiel). Na! na! — Hamborg is 'n verführerische Stadt! — Un ick heff dat dütlich hört, als he düsse Nacht to Hus keem, — wie he dar noch en lange Tid hastig op un dal gung un jümmers reep: „Minna!“ — „Minna!“ — un denn wedder ganz lud: „Franziska!“ — Wer weet, in wat för'n Gesellschaft he toletzt noch wesen is, — temlich angeheitert wer he ock! (Dreyer's Minenspiel.) **Mönchlein.** (Mit Pathos und Begeisterung). Minna! — Franziska! — Ihr herrlichen Gestalten! — (Dreyer's Minenspiel.) **Dorothea** (ganz bestürzt und indignirt). Ick fall ut de Wulken! Herr Mönchlein!! — — — Denn kennen Se düsse beiden Frunslüd ock?! (Dreyer's Minenspiel.) **Nathan.** Ha! Ha! Ha! — Ist mir aufgegangen pletzlich ein Licht! — **Dorothea.** Wat is dar to lachen?! — Man kunn wul leewer ween'! **Mönchlein.** Sie verstehen mich nicht, Jungfer Dorothea, Sie verkennen mich. **Dorothea.** So?! — Holn Se mi doch nich för so dumm, Herr Mönchlein! — Awer spräkt wie leewer nich mehr darvun! — Solche twee-düdige Mädchen, — de ekelt mi an! — — Pfui, schamen Se sick wat! — Herr Mönchlein! (Dreyer's Minenspiel.) **Nathan.** Ha! Ha! Ha! Was wird sagen die Jungfer, wenn ich ihr sage, daß ich sie kenne auch und für sie schwärme! **Dorothea** (bestürzt). Gott in'n Himmel! — Noch ümmer duller — — Aber Öller schützt vör Dorheit nich! — — Dat süht man ja ock an Herrn Dreyer! — (Dreyer's Minenspiel.) **Nathan.** Ha! Ha! Ha! Muß ich doch lachen iber den Irrthum! — — Ist doch gewesen gestern Abend Herr Menchlein auch im Theater, wie der Herr Dokter Dreyer und ich! — **Mönchlein** (schnell). Ja! Ja! — **Nathan.** Und hat da gesehen das schene, neie Stick. — **Mönchlein** (ihn schnell unterbrechend). Das herrliche Stück! — (Dreyer's stummes Spiel). **Nathan.** Und hat sich gefreit iber die herrlichen Figuren und Charaktere, welche hat darin geschaffen der Dichter! — **Mönchlein** (ihn unterbrechend, schnell). Ja! Ja! Herr Nathan! **Nathan.** Iber den Tellheim, welcher ist der Major, — und iber den Werner, welcher ist der Wachtmeister, und iber die Minna, welche ist das Edelfreilein von Barnhelm und die Franziska, welche ist ihre Jungfer, die beiden herrlichen Mädchen! — (Dreyer's stummes Spiel.). **Mönchlein** (begeistert). Ja, die beiden herrlichen Mädchen! **Dorothea.** Na, denn heff ick mi ja all wedder mal irrt un Se doch wul Unrecht da'n. Awer wer hett dat denn makt? — Wenn dat alles so scheun is, Herr Nathan?

— Dat mutt ja en groten Dichter sin! — Mönchlein (schnell). Ja! — Ein großer Dichter! — Nathan (während Dreyer horcht). Ja! — gemacht! — Das ist, wie man pflegt zu sagen, noch eine offene Frage. Weil der Dichter sich nicht hat genannt, — und ist geblieben anonym, — kann es noch keiner wissen, welcher ist der Verfasser! Dreyer (für sich). Ha! — Ein Gedanke!

Und dieser Gedanke war recht verwerflich! Seit er erfahren, daß Pastor Goeze ihn und seinen Stand öffentlich von der Kanzel herab verlästert, sann er auf Rache; und nun mit einem Male war es ihm eingefallen, wie scheußlich er sich rächen könne. Er geht weiter vor und ruft laut: bon jour, worauf alle sehr erschrecken und Dorothea, die ihren Kaffee hier in des Herren Stube servirt, verwirrt um Entschuldigung bittet. Aber er antwortet ihr in einer sehr jovialen Stimmung:

Ach was! — Entschuldigen?! — Entschuldigen?! Hat die Jungfer etwa schon einen lapsus begangen? — Aber dieser Marloff! — Dieser Brief! — citissime! — — Geh' ich und suche die ganze Stadt durch! — Alle Gasthäuser, alle Hotels. Nirgends ein Marloff zu finden! — (Zu Dorothea.) Ja, Jungfer Dorothea, wir bekommen Besuch! — Und was für einen! — Militär! — Einen Husar! — Einen Rittmeister! — — Nun mach' Sie nur oben die große Stube hübsch säuberlich in Ordnung! — Ich eile sogleich wieder fort, ihn aufzusuchen! — Und sollt' ich ihn nicht finden, — sollt' er kommen, wo ich fort bin, dann lade Sie ihn hübsch ein, Platz zu nehmen und zu warten, bis ich wieder da bin! Dorothea. Ja, Herr Doktor! Dreyer. Und Sie, Herr Mönchlein, Sie sind ja doch ein aufgeweckter Mensch, — ein Poet! — Sie können sich dann so lange mit ihm unterhalten, bis ich wiederkomme! — Mönchlein (schnell). Ja wohl, Herr Doktor! Dreyer (schnell). Aber nun muß ich fort! — (Er rennt im Bogen nach der Thür, bleibt aber bei derselben stehen.) Halt! — noch eins! (Eilt wieder nach vorn, zu Dorothea.) Und heut' Nachmittag, Punkt drei, — kommen die Akteurs vom Theater! — Einige Flaschen Burgunder, Jungfer Dorothea, — und für die Damen Muskat! — Und Sie, Herr Mönchlein, können dann mit helfen! — einschenken, — präsentiren, — Ganimed — sein! — Aber nun muß ich eilen! — (Eilt wieder im Bogen nach der Thür und bleibt bei dieser stehen.) Halt! noch eins! — (Eilt wieder nach vorn). Und etwas sehr Interessantes — worüber Sie sich alle wundern werden! — (wichtig.) Nun weiß ich auch, wer das neue Stück geschrieben hat! — Ja, rathen Sie mal! — Ich weiß es ganz bestimmt! — aus zuverlässigster Quelle! — na, nu rathen Sie mal, Herr Nathan, wer?! — Nathan. Rathen? — Wenn ich soll rathen, so kann es sein gewesen hechstens nur einer, der Herr Lessing! Dreyer (schnell bei Seite). Der schlaue Jude! — (Laut zu Nathan.) Weit gefehlt! — weit gefehlt! — mein lieber Herr Nathan! — weiter rathen! —

Aber Nathan vermag keinen andern mehr zu nennen und bittet den Herrn Dreyer, ihm doch den Verfasser zu sagen; und

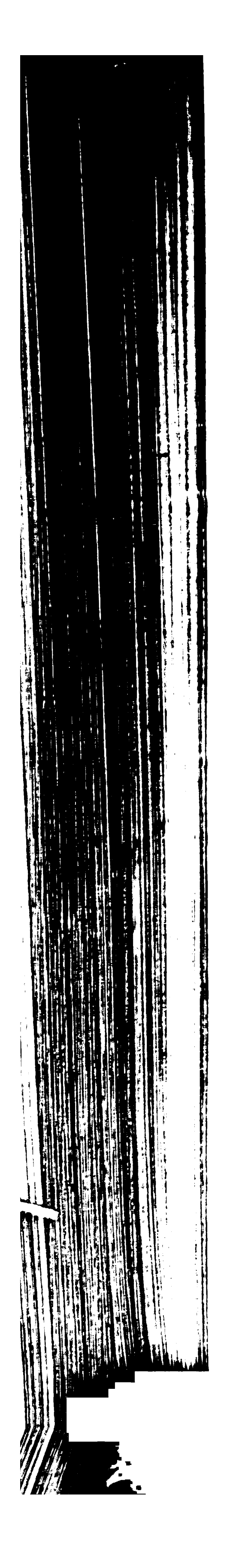
mit wichtiger Miene, lang ausholend, nennt dieser den Namen Goeze, worauf alle sehr erstaunen und es sich noch anfangs garnicht denken können. Aber nun muß Dreyer wieder auf die Suche nach seinem Husaren, und mit den Worten „Bravo, Hochwürden! Eine köstliche Rache!" verläßt er eilends das Zimmer. „Dat harr ick doch ni dacht," ruft Dorothea, und Herr Mönchlein fügt hinzu: „Pastor Goeze! wie ist es möglich, Herr Nathan?" Und Herr Nathan spricht:

Der Herr Pastor Geze, welcher doch ist ein Zelot auf der Kanzel, wo er doch immer so schimpft auf die Herren Akteurs und auf die Bihne. — Ja! — — er ist'n kluger Mann! — Was hat er fir 'ne schene Bibliothek! — Ob ich zu ihm gehe gleich aus Anerkennung und Verehrung — und ihm danke fir das herrliche Stick? Ich hab' ja noch die Bibel und sollte kommen wieder ein ander mal. Dorothea. Ja, Herr Nathan, dat dohn Se man! (Zu Mönchlein.) Gott ne! Herr Mönchlein, — wie versitt ja all rein de Tid! — ick mutt ja ock an de Stuv denken, — un an den Wien un an de Gläs'! — Dat't dar allens torecht steiht, wenn se kamt? Gott ne! — Eben noch so gemütlich bi'n Kaffee, un nu all wedder alle Hänn vull to doh'n! (Es wird angeklopft.) Still mal! — Wurr dar nich anklopppt?! (Alle sehen nach der Thür. Es wird wieder angeklopft.) Ja, wahrhaftig! — Herein!

Der junge Zietenhusaren-Offizier von Marloff tritt durch die Mitte ein. Alle rufen erstaunt über die stattliche hübsche Erscheinung laut: Ah, worauf jener fragt, ob er hier wohl recht sei bei dem Herrn Advokaten Dr. Dreyer?

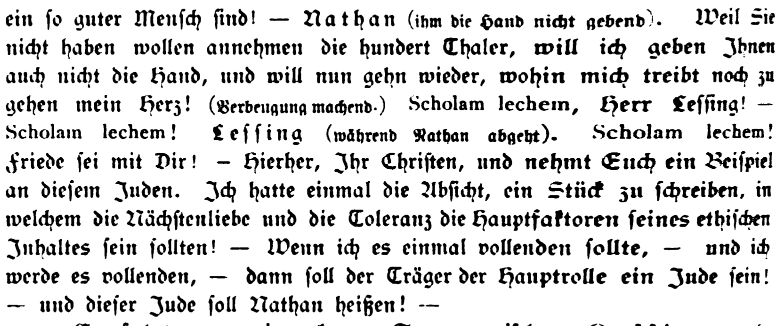
Nathan. Sie sind hier recht, Herr Offizier! — aber der Herr Doktor Dreyer, welcher war noch soeben hier, ist gegangen schon wieder fort, um zu suchen einen Husaren — welcher ist Offizier und Rittmeister. Marloff. Der bin ich! Nathan. Hab' ich's doch gleich gedacht! — Wie schade, das ist gegangen der Herr Doktor Dreyer schon wieder fort! Dorothea. Will de Herr sick denn nich setten? — (bei Seite.) Gott ne! wat'n hübschen Menschen! Mönchlein (schüchtern). Der Herr Doktor Dreyer sagte, wir sollten Sie bitten, Platz zu nehmen, und wenn es gefällig wäre, zu verweilen, bis er wiederkäme. Marloff. Nein, ich danke! — da will ich lieber doch wieder geh'n und zuvor noch einen Brief besorgen an Seine Hochwürden Hauptpastor Goeze! Nathan, Mönchlein und Dorothea (zugleich und schnell). Goeze?! Marloff. Wenn der Herr Doktor kommen sollte, sagen Sie nur: ich würde bald wieder hier sein. Nathan. Eine Frage, Herr Offizier, — wenn Sie wollen gestatten mir gitig eine Frage. Marloff. Sehr gern! Und die wäre? Nathan. Sind der Herr Offizier nicht gewesen gestern auch im Theater? Marloff. Ja, ich war dort! — Haben Sie mich geseh'n? — Welch ein wundervolles Stück! Das mich um so mehr gefesselt, als es so liebe Erinnerungen in mir wachgerufen, — aber wie schade, daß man noch nicht weiß, wer es gedichtet hat! — Nathan. Sagten der Herr Offizier nicht, daß Sie hätten zu überbringen einen Brief an Seine Hochwirden den

Herrn Hauptpastor Geze? Marloff. Ich sagte es! Nathan (wichtig und feierlich). Der Dichter der „Minna von Barnhelm" ist kein anderer als — — Seine Hochwirden der Herr Hauptpastor Geze selber. Marloff (stutzt, freudig überrascht, etwas zurück). Mönchlein (schnell, aber schüchtern). Ja! ja! — so ist es, Herr Offizier! Dorothea (schnell). Ja, dar könnt Se sick op verlaten! Marloff (freudig). Der Herr Hauptpastor Goeze?! — wunderbarer Zufall und seltsames Spiel des Glückes! — Hauptpastor Goeze, dem ich einen Brief zu überbringen habe! — Nun treibt mich umsomehr die Eile, diesen hochwürdigen Mann kennen zu lernen und zu bewundern! — und ihn für seine herrliche Gabe zu preisen und ihm zu danken! — A revoir! — Auf Wiedersehen! (Rasch ab durch die große Seitenthür.) Dorothea. Weg is he! — Ne, wat'n smucken Menschen! Nathan. n' stattlicher Mann! Dorothea. Un wie flink doch so'n Husaren sind! Nathan. Leift der eine hierhin — und der andere dahin! — Der Herr Doktor Dreyer in alle Wirtsheiser, um zu suchen den Herrn Offizier von den Husaren, — und der Herr Offizier von den Husaren zum Herrn Hauptpastor Geze an der Katharinenkirche. — Und wohin soll nun wenden sich der alte Nathan? — Wie haißt wohin?! Hab' ich doch noch immer meine plattdeitsche Bibel. — Und brenn' ich doch auch vor Verlangen, zu danken dem großen Dichter fir seine herrliche Gabe! — Adjeu, Jungfer Dorothea! — Adjeu, Herr Menchlein! — schenen Dank fir die schene Gesellschaft! — und den schenen Kaffee! (Er nimmt die Bücher und den Hut, läßt aber seinen Regenschirm stehen.) Mönchlein. Adjeu, Herr Nathan! Dorothea. Adjüs, Herr Nathan! — Kam'n Se bald mal wedder! Nathan. Scholam lechem! Mit Vergnigen! (Rasch ab durch die Mitte, ohne seinen Schirm mitzunehmen.) Dorothea. Na, Herr Mönchlein, nu man frisch an de Arbeit! — Un toeerst man mal mit na de Kök un dat Kaffeegeschirr nehmt wi glix mit hindal, — un denn man mal glix en beten wieder in den Wienkeller. Nu kümmt düsse Gesellschaft uns ja ock all mal in't Hus! — un de Hauptroll darbi, de ward wul den Herrn Doktor sin Wienkeller spelen! — (Während sie das Theebrett nimmt, zu Mönchlein.) Jck nehm dat Theebrett, — nehmen Se dat Comfor un de Kann un denn kamen Se man, — dat uns de Gesellschaft nich öwerrumpelt! — Mönchlein (steckt seine beiden Bücher ein und nimmt Comfort und Kanne). Ich komme! — Aber ich freue mich auf das Vergnügen! Dorothea. En scheun Vergnögen! (Beide ab in die kleine Thür rechts.) Lessing (mit einem Brief in der Hand durch die große Seitenthür kommend). Hundert Thaler! — Wann nannte ich eine so große Summe jemals mein! Und doch, — sie muß daher! — Vater und Mutter abgehärmt und altersschwach, — — die Schwester krank — — es preßt mir die Brust zusammen! — Mit der Druckerei hier will's auch nicht vorwärts — und ein litterarisches Unternehmen, — eine Zeitschrift?! Zwar hat mir Klopstock den „Hermann" und Gerstenberg den „Ugolino" zur Verfügung gestellt, aber wer käuft Poesie'n?! — Wär' ich dem Rath der guten Mutter gefolgt, hätt' ich heute wohl eine einträgliche Pfarre, — aber wo wäre meine Freiheit?! (Bleibt nachdenkend stehen, ohne Nathan zu gewahren.) Nathan (behutsam durch die große Seitenthür rechts kommend und ein wenig vorgehend, für sich). Hab'



ich doch vergessen meinen Schirm. (Er wird Lessing gewahr.) Ha! Der Herr Lessing! (Er geht leise und rückwärts durch die Thür und steckt neugierig den Kopf durch die Spalte, ohne von Lessing bemerkt zu werden.) Lessing (öffnet den Brief und liest). „Die hundert Thaler muß ich schaffen, oder es kommt ein schlimmes Ende!" (Pause.) Nathan (für sich, schnell). Wie haißt? Hundert Thaler? Lessing (weiter lesend). „Deine Schwester läßt Dich grüßen — vielleicht zum letzten Male!" Ich will und muß Euch helfen! Aber wie? — — (Nachsinnend.) Nathan (schnell.) Wie?! — Bin ich doch neigierig, zu heren! Lessing. O, diejenigen, welche den Mammon verdammen, kennen nur den Fluch seines Ueberflusses, nicht den Jammer seines Mangels. — Nathan. Schen gesagt! Lessing. Gebrauchte ich selber die Summe, ich könnte zu meinen Freunden gehen; aber jetzt? — Ich will nicht, daß andere die meinen ernähren. — Das kommt mir zu! — Meine Bibliothek ist mehr denn hundert Thaler werth. Sie ebne die Wege der Noth. Nathan. Die Bibliothek? Was her' ich?! Lessing. Fahre hin, treueste Freundin meiner Nächte! Seid verrathen und verkauft um schnöden Goldes Klang! Ihr lieben Bücher! Geht! geht! — Wer will sagen, wohin? Doch tröstet Euch! Euer Geist lebt fort — auch in mir! — Jetzt sollt Ihr nicht die Tugend mehr predigen, sondern sie üben! Nathan (schnell). Er will verkaufen seine Bicher! (räuspert sich.) Hm! Hm! (Er tritt vor, zugleich macht Lessing zufällig eine Wendung und wird ihn gewahr.) Lessing. Sie? Herr Nathan? Nathan. Scholam lechem, Herr Lessing! Lessing. Scholam lechem! Sie wünschen wohl den Herrn Doktor Dreyer zu sprechen? Nathan. Den Herrn Doktor Dreyer? — Nein! — weil ich hab' ihn gesprochen erst vor wenigen Minuten, — worauf er ist gegangen wieder fort, um aufzusuchen einen Herrn Offizier von den Husaren, welcher ist gekommen nach Hamburg, ihn zu besuchen! Lessing. Von Marloff! Nathan. Von Marloff, hat er gesagt. Lessing. So hat Ihr Kommen einen anderen Zweck? — Doch, was geht es mich an? Nathan. Bin ich doch nur gekommen, um zu holen meinen Schirm, den ich hatte vergessen, als ich bin wieder fortgegangen von hier. (Er holt sich denselben vom Stuhl und behält ihn in der Hand.) Aber preise ich doch die geringfigige Ursache, welche hat mich wieder hergefihrt, nun ich habe gehert, in welcher großen Verlegenheit der Herr Lessing sich befindet. Lessing. Denn waren Sie schon hier, als ich kam? — Nathan. Ich war hier — und war nicht hier. Lessing. Wie soll ich das verstehen? Nathan. Als ich bin eingetreten, hab' ich gesehen den Herrn Lessing und bin wieder ausgetreten und habe gehert ihn sprechen in einer so aufgeregten Stimmung. Lessing. Dann haben Sie gelauscht? Nathan. Ich habe gelauscht und fihle mich verpflichtet, zu bitten Herrn Lessing um Verzeihung. Lessing. Die haben Sie! — Es ist unter allen Umständen immer am besten, an der Hand der Wahrheit zu wandeln! Nathan. Hab' ich auch gedacht, Herr Lessing! — Und darum gebeten Sie um Verzeihung. — Aber ich wollte bitten Sie auch noch um etwas anderes! Lessing. Und das wäre? Nathan. Wegen der hundert Thaler, — es würde gereichen mir zu einer großen Freide, wenn Sie wollten leihen

von mir die hundert Thaler. Lessing. Wie könnt ich das? — Nathan. Sie wollen verkaufen Ihre schene Bibliothek? — Ihre lieben Bicher, Ihre kostbaren Bicher, um zu iben ein Werk der Liebe? — Lessing. Und Sie wollten es mir abkaufen, dieses Werk der Liebe? Nathan. Abkaufen?! — Wie haißt? — Ihnen nur behilflich sein, zu vollbringen das scheene Werk ohne ein solches Opfer, welches wirde doch machen für lange Zeit Ihr Leben öde und triebe! — Lessing. Ich danke Ihnen von Herzen! — Aber nun Sie alles wissen, werden Sie auch gehört haben, das ich sagte: Ich will nicht, daß andere die Meinen ernähren, — das kommt mir zu! Nathan. Hab' ich gehert, Herr Lessing! — Aber wie haißt, ernähren? Will ich doch nichts weiter, als Ihnen nur leihen die kleine Summe zu einem geringen Zinsfuß und auf einen Wechsel, oder einen Schuldschein, — oder wie Sie wollen. Lessing. Und müßten vielleicht selber deswegen Entbehrungen sich unterziehen, oder durch Entnahme der Summe aus Ihrem Handel diesen selbst schmälern! Nathan. Es würde leiden mein Geschäft darunter auch nicht im geringsten. Lessing. Denn hätten Sie die Summe, oder vielleicht noch mehr, baar liegen?! Nathan. Baar liegen? — Wie haißt?! — Nein! — Weil ich iberhaupt nicht kennte haben baar liegen eine so große Summe, aber doch sie kennte bekommen zu jeder Zeit! Lessing. Wie denn? Um sie von anderen zu leihen für einen andern? Und sich um meinetwillen mit einem so unangenehmen Anliegen zu belästigen? — Nein, lieber Herr Nathan! — Fest steht, was ich beschlossen habe! Nathan. Auch wenn ich nicht hätte nethig zu leihen das Geld von anderen und kennt' es verschaffen Ihnen doch? — — Lessing. Ja, — wie soll ich das verstehen? — Sie haben es nicht? und wollen keinen andern darum bitten? — Und es mir doch verschaffen? — Nathan. Weil ich hab' einen Talismann, Herr Lessing, welcher ist ein Freind in der Noth! — Will ich Sie doch iberzeigen sogleich davon. — (Er greift in die Tasche, nimmt den Ring aus derselben und zeigt ihn Lessing.) Nun, Herr Lessing, was sagen Sie nun? Lessing (nimmt den Ring und betrachtet ihn). Welch' ein prachtvoller Ring! Der Opal ist mir doch der liebste von allen Edelsteinen! Nathan. Ist er mir auch, Herr Lessing! — und dieser ist werth seine hundert Dukaten unter Bridern! Lessing (ihm den Ring zurückgebend). Und diesen Schatz wollten Sie verkaufen um meinetwillen? Nathan. Verkaufen?! — Wo werd ich finden sogleich einen Käufer fir einen so theiren Stein?! Lessing. So wollten Sie ihn versetzen? Nathan (schweigt). Lessing. Sagen Sie es nur! — Sie hatten die Absicht, ihn zu versetzen?! Nathan. Werd' ich auch nicht bekommen den vollen Werth, — werd' ich doch leicht bekommen die hundert Thaler! — Lessing. Unter keinen Umständen! — Mein Entschluß steht fest! Nathan. Ibertriebener Ehrgeiz! — Gerade wie bei dem Herrn Major von Tellheim! — Du schener Stein! — Keiner verlangt nach Dir, — so wirst Du weiter liegen nutzlos im Dunkeln! Wenn ich auch werde haben zuweilen an Dir noch länger meine Freide! — (Er steckt den Ring wieder in die Tasche.) Lessing. Aber kommen Sie, (ihm die Hand hinhaltend) geben Sie mir die Hand, daß ich sie Ihnen drücke, der Christ dem Juden, weil Sie



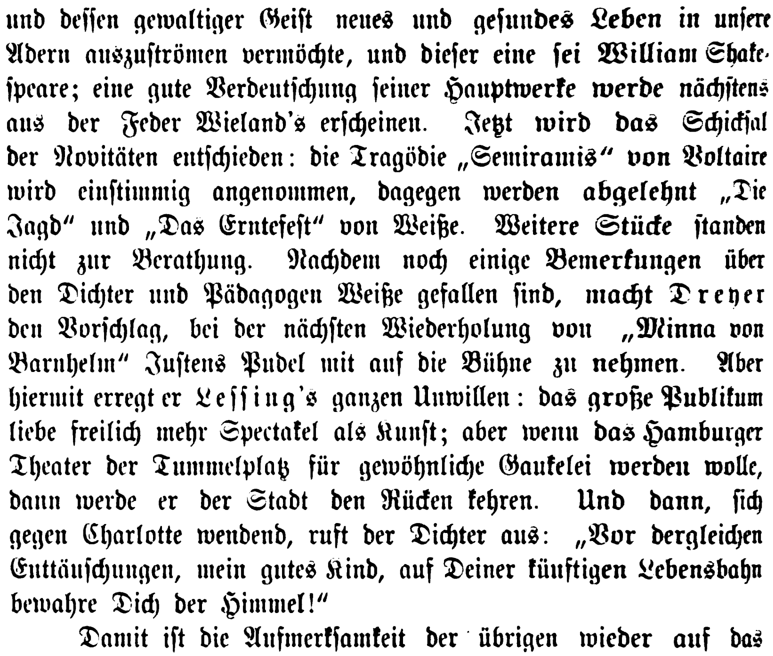
ein so guter Mensch sind! — **Nathan** (ihm die Hand nicht gebend). Weil Sie nicht haben wollen annehmen die hundert Thaler, will ich geben Ihnen auch nicht die Hand, und will nun gehn wieder, wohin mich treibt noch zu gehen mein Herz! (Verbeugung machend.) Scholam lechem, Herr Lessing! — Scholam lechem! **Lessing** (während Nathan abgeht). Scholam lechem! Friede sei mit Dir! — Hierher, Ihr Christen, und nehmt Euch ein Beispiel an diesem Juden. Ich hatte einmal die Absicht, ein Stück zu schreiben, in welchem die Nächstenliebe und die Toleranz die Hauptfaktoren seines ethischen Inhaltes sein sollten! — Wenn ich es einmal vollenden sollte, — und ich werde es vollenden, — dann soll der Träger der Hauptrolle ein Jude sein! — und dieser Jude soll Nathan heißen! —

Es folgt nun eine kurze Scene zwischen **Lessing** und **Dreyer**; wir erfahren, daß von Marloff's Vater beider Freund gewesen, daß er bei Hochkirch gefallen und daß auch seine Gattin, eine Schwester von Kleist, bereits gestorben sei. Bei Hochkirch und Kunersdorf — so hören wir von Lessing — habe er seine besten Freunde verloren: Marloff und Kleist. Und auch dem Herzen Goeze's haben beide nahegestanden; als dieser in Magdeburg seine erste Pfarrstelle gehabt, sei ihm das Verlangen gekommen, den Sänger des Frühlings, der dort in Garnison gelegen, persönlich kennen zu lernen. Er habe ihn aufgesucht und bei dieser Gelegenheit auch die Bekanntschaft von Marloff's Vater gemacht.

Inzwischen ist es drei Uhr geworden; die Herren Acteurs und ihre Damen erscheinen, „präcise wie zur Probe," sagt Lessing, und die Sitzung kann beginnen. — Diese Sitzung ist nun besonders interessant; denn nun treten sie uns alle entgegen, jene großen Künstler und Künstlerinnen des Hamburger Nationaltheaters: **Ekhoff, Schröder, Ackermann, Borchers, Hensel, Madame Ackermann, Madame Hensel, Demoiselle Schulz** und last not least — wenn auch als elfjähriges Mädchen — **Charlotte Ackermann**, die später so gefeierte Künstlerin, deren früher Tod ganz Hamburg in die tiefste Trauer versetzte. **Mönchlein** und **Dorothea** reichen auf Anordnung ihres Herrn den Gästen Wein. Frau **Ackermann** stellt ihre Tochter **Lessing** vor, zugleich mit der Bitte um Entschuldigung, daß sie das Kind mitgebracht habe. **Charlotte** macht einen Knix und küßt die Hand des Dichters; dieser legt wie segnend die Hände auf des Mädchen Haupt und spricht: „Der Genius der Kunst schirme und verkläre Deine Laufbahn und weihe Dich zu seiner edelsten Jüngerin!" **Madame Ackermann** spricht gerührt: „Vergiß es

nie, meine Tochter, daß einer der größten und besten Männer unserer Zeit Dich gesegnet hat! Sein Wunsch für Dich sei der Leitstern Deines Lebens!"

Nun wird die Première einer scharfen und unparteiischen Kritik unterworfen. Ekhoff meint, daß einige Wendungen des Majors, namentlich in den letzten Scenen, zwischen ihm und dem Fräulein, gestrichen werden könnten. Lessing erwidert: „Ganz, wie Sie es wünschen, mein lieber Ekhoff; ich weiß es ja, welch ein ausgezeichneter Vertreter dieser Rolle Sie sind und wieviel Dank ich Ihnen schulde. Überdies muß der Autor bei der Verkörperung seiner Charaktere dem Künstler durchaus freie Hand lassen." Hensel ist dafür, daß man diese Frage bis nach einigen Wiederholungen noch offen lasse, und hiermit erklären sich alle einverstanden. „Nun kommen Sie, mein lieber Sohn!" so wendet sich Ackermann an Schröder. Und dieser, der den Riccaut gespielt hat, hält es für rathsam, die ganze Rolle zu streichen. Aber da stößt er auf entschiedenen Widerspruch, namentlich bei Ekhoff, welcher der Ansicht ist, daß solch komische Figuren, auch wenn sie außerhalb der Handlung ständen, eine angenehme Abwechselung bringen, zumal wenn ihre Rollen so brillant gegeben würden wie diejenige Riccaut's durch Schröder. Dann preisen sie alle Schröder als einen vollendeten Franzosen, und als nun noch Ackermann inständigst um Riccaut's Leben bittet, entscheidet Lessing: „Er lebe! Herr Schröder als Riccaut, dieser Hochgenuß helfe uns über den Tadel der Unzufriedenen hinweg!" Da unterwirft sich denn auch Schröder diesem Urtheil, jedoch unter der Bedingung, daß man auch ihm einen Wunsch erfülle, den er, wenn diese Verhandlung beendet sei, vortragen wolle. Es folgt nun eine Berathung über die Annahme der Novitäten; und hierbei beklagt Lessing es lebhaft, daß unsere deutsche Bühne so wenig leiste, eben weil die Autoren so wenig Annehmbares lieferten: es müsse anders werden, wir könnten doch nicht ewig von den Franzosen leben. Ackermann meint, wir müßten einen Protector haben, und der beste sei der große Preußenkönig. Da erwidert Lessing: „Vergebliches Hoffen! Ihm sind und bleiben die überrheinischen Nachbarn auch in der dramatischen Kunst die unfehlbaren Meister!" Doch einen wisse er, der die traurige Öde unserer Bühne mit seiner blendenden Fackel wieder erleuchten könne



und dessen gewaltiger Geist neues und gesundes **Leben** in unsere Adern auszuströmen vermöchte, und dieser eine sei **William Shakespeare**; eine gute Verdeutschung seiner **Hauptwerke werde nächstens** aus der Feder Wieland's erscheinen. Jetzt **wird das** Schicksal der Novitäten entschieden: die Tragödie „Semiramis" von **Voltaire** wird einstimmig angenommen, dagegen werden **abgelehnt** „Die Jagd" und „Das Erntefest" von Weiße. Weitere Stücke standen nicht zur Berathung. Nachdem noch einige Bemerkungen über den Dichter und Pädagogen Weiße gefallen sind, macht D r e y e r den Vorschlag, bei der nächsten Wiederholung von „Minna von Barnhelm" Justens Pudel mit auf die Bühne zu nehmen. Aber hiermit erregt er L e s s i n g's ganzen Unwillen: das große Publikum liebe freilich mehr Spectakel als Kunst; aber wenn das Hamburger Theater der Tummelplatz für gewöhnliche Gaukelei werden wolle, dann werde er der Stadt den Rücken kehren. Und dann, sich gegen Charlotte wendend, ruft der Dichter aus: „Vor dergleichen Enttäuschungen, mein gutes Kind, auf Deiner künftigen Lebensbahn bewahre Dich der Himmel!"

Damit ist die Aufmerksamkeit der übrigen wieder auf das Mädchen gerichtet, und Madame H e n s e l ruft: „Ah, die Kleine! Bitte, Madame Ackermann, lassen Sie uns von dem Kinde etwas vortragen!" Alle stimmen in diese Bitte mit ein und Charlotte declamirt „Die edle Rache", das bekannte Stück von einem Juden, dem ein Seifensieder in einer Wirthschaft mit einem Pfeifenspan den Bart angesengt hatte und der sich dadurch rächte, daß er noch in derselben Nacht des Attentäters Kind aus dem brennenden Wohnhause mit Lebensgefahr rettete. Der Vortrag des Kindes, das sich schon jetzt als Künstlerin zeigt, findet den Beifall aller, und L e s s i n g ergreift des Mädchen Hand und spricht: „Du herziges Kind, Du hast mich sehr erfreut, Du hast ein schönes Talent, möge es der Himmel schirmen, und möge ihm die Sonne des Glückes und des Ruhmes allezeit leuchten!"

So nähert sich die Sitzung ihrem Ende, und man denkt schon daran aufzubrechen, als Demoiselle S c h u l z plötzlich ausruft: „Ach, Herr Schröder, der große Moment ist gekommen, Ihr Geheimniß!" Auch die andern, namentlich die Damen, erinnern ihren Collegen daran, und Schröder erwidert: „Nun denn, in wenigen Worten! Zwei Meilen von hier liegt ein stilles, reizendes Dörf-

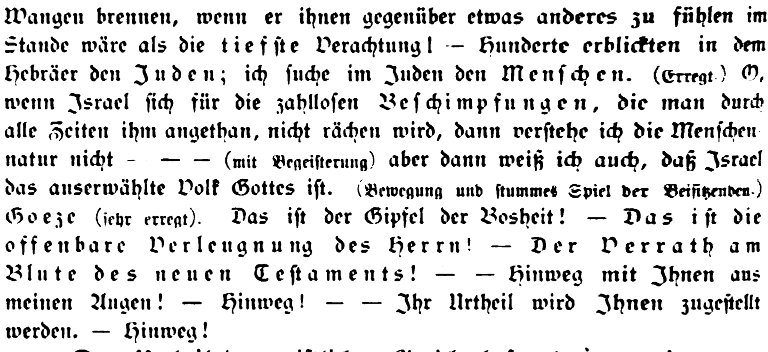
chen; ich entdeckte es auf meiner letzten Landtour, es heißt Rellingen. Ich weiß nicht, wie es kam, durch mein Inneres zog der sonderbare Gedanke: o, wie könntest Du hier Deine alten Tage beschließen und ausruhen alsdann, wenn der letzte gekommen von den Stürmen des Lebens! Meine Theuren, ich gebe mir die Ehre, Sie allesammt auf Sonntag zu einer Morgentour nach Rellingen einzuladen." Alle nehmen freudig an, und Dreyer ruft: „Ach, mein lieber Schröder, also das ist Ihr Geheimniß?" und sich an die anderen wendend, fährt er fort: „Unser Freund Schröder denkt schon an die letzte Ruhe, und wir sind noch so jung, und es ist doch so schön, noch zu leben! Ja, meine Theuren, allesammt noch schlagen wir dem Freund Hein, wenn er einmal anklopfen sollte, lustig ein Schnippchen!" Dann fängt Dreyer an zu singen, und alle stimmen mit ein:

Gestern, Brüder, könnt Ihr's glauben,
Gestern, bei dem Saft der Trauben,
Stellt Euch mein Entsetzen für,
Gestern kam der Tod zu mir!

Alle, von Dreyer begleitet, gehen singend ab; der zweite Akt ist damit zu Ende.

Der dritte spielt im Hause des Hauptpastor Goeze; er beginnt mit einer Sitzung des Consistoriums, vor das, wie wir bereits wissen, der Pastor Alberti, der zweite Prediger an der St. Katharinenkirche zu Hamburg, wegen seiner freireligiösen Richtung und seiner ausgebreiteten Bekanntschaft und seines Umganges mit Juden geladen ist. Auf die erste Anklage erwidert Alberti, daß an dem kalten und rauhen Felsen der theologischen Formel das Gemüth erstarre und der Charakter verdorre. Wehe, wenn der Mensch im Christen untergehe! Mit dem Evangelium der göttlichen Liebe sollen wir uns dem Menschen nahen. Wenn schon der gesegnet sei, der den Nächsten mit einem Becher kalten Wassers tränke, welche Segensfülle werde dann von dem ausströmen, der die Verirrten hinführe zu dem ewigen Quell, der bestimmt sei, dereinst zu wachsen und hervorzubrechen gleich einem gewaltigen Strome, der da werde genannt werden die Religion der That, die Religion der erbarmenden Bruderliebe, — das Christenthum Christi! — Und auf den anderen Vorwurf hat der Angeklagte die Antwort:

Es giebt Anklagen und Verdächtigungen, hochwürdige Herren, — die Schamröthe müßte jedem, insonderheit einem Geistlichen, auf den


Wangen brennen, wenn er ihnen gegenüber etwas anderes zu fühlen im Stande wäre als die tiefste Verachtung! — Hunderte erblickten in dem Hebräer den Juden; ich suche im Juden den Menschen. (Erregt.) O, wenn Israel sich für die zahllosen Beschimpfungen, die man durch alle Zeiten ihm angethan, nicht rächen wird, dann verstehe ich die Menschennatur nicht — — — (mit Begeisterung) aber dann weiß ich auch, daß Israel das auserwählte Volk Gottes ist. (Bewegung und stummes Spiel der Beisitzenden.) Goeze (sehr erregt). Das ist der Gipfel der Bosheit! — Das ist die offenbare Verleugnung des Herrn! — Der Verrath am Blute des neuen Testaments! — — Hinweg mit Ihnen aus meinen Augen! — Hinweg! — — Ihr Urtheil wird Ihnen zugestellt werden. — Hinweg!

Das Urtheil des geistlichen Gerichtshofes lautet, wie zu erwarten war, auf Enthebung des unliebsamen Pastors von seinem Amte.

Nun verlangt es den gestrengen Vorsitzenden des Consistoriums, der sich von der Waltung seines Amtes ermattet und angegriffen fühlt, nach einem Gang in den Garten, in die frische Luft. Er läßt seine Frau und Tochter rufen und bittet jene, ihn zu begleiten, während er dieser einschärft, im Hause zu bleiben und auf die Thür zu passen; und dann schärft er ihr noch ganz besonders ein, wenn Arme kämen, sich ja Zeugnisse über Rechtgläubigkeit und kirchlichen Sinn vorzeigen zu lassen und jeden hinauszuweisen, der das nicht vermöge, er wolle den verfluchten Geist der Humanität zertreten, wie der Erzengel Michael den Lucifer! Dann geht er mit seiner Frau in den Garten! O, Gott! ruft Minna aus, himmlischer Vater, darum kannst Du nicht zürnen, wenn ich denen, die nicht in der Gemeinschaft unserer lutherischen Kirche stehen, ein Stücklein Brot's reiche, mit dem sie ihren Hunger stillen. Haben wir nicht alle einen Vater? — Hat uns nicht alle ein Gott geschaffen? — Und sind wir nicht alle seine Kinder? — Ach, — er zürnte auch wohl nur aus einem andern Grunde, der gute Papa; — er hat vorher sicherlich Ärger und Verdruß gehabt! — Aber wenn er zürnt, ist er schrecklich! — Mein Herz zittert, wenn ich ihm in solchem Moment ins Antlitz schau'. — O, mein Himmel, wenn er's erfährt, wo ich am gestrigen Abend war! — Ich habe sehr übel gethan! — aber ach! — ich habe ihn gesehen, — ihn, dessen Bild unauslöschlich vor meiner Seele steht! — Wo weilt er jetzt? — Werd' ich ihn wiederseh'n? — Vielleicht niemals, niemals?!

Da kommt jemand, — sie hört die Glocke, — es ist eine arme Jüdin, Mutter Susanne, mit ihrem Kinde, die beide schon oft Wohlthaten von dem menschenfreundlichen Mädchen empfangen haben, natürlich ohne Wissen des gestrengen, unduldsamen Herrn Vaters.

Diese Scene ist wohl eingeschaltet, um hinzuweisen auf die schwere Zeit der Intoleranz und des Druckes, worunter damals die Juden in Hamburg zu leiden hatten. Mutter Susanne entschuldigt sich, sie würde auch heute nicht in dieses Haus gekommen sein, auf dem der Friede Gottes ruhen möge, wenn nicht ihr kleiner, bleicher Knabe durchaus hätte sehen wollen das gute Mamsellchen, das ihm gebracht habe, da er schlief, so viele schöne Sachen und der Mutter Geld und Kleider. Der Augenblick sei günstig gewesen; denn der gestrenge Herr Vater und die liebe Frau Mutter wandelten im Garten. Aber sie würden gewiß in einigen Augenblicken schon wieder zurückkommen. — Abermals giebt Minna den Armen eine Geldspende, dann aber treibt sie beide zum Gehen, aus Furcht vor dem Vater, und verspricht, zum Besuch zu kommen, sobald sie wieder ausgehen werde.

Nun tritt das Mädchen ans Fenster, betrachtet die untergehende Sonne und spricht:

Der Hirte Judas wird sein Volk nicht verlassen! — Uns gebühret nur nicht zu wissen die Zeit und die Stunde, die der Ewige seiner Macht vorbehalten — Die Sonne sinkt, doch sanft und mild wird leuchten der Abendstern, der Stern der Hoffnung und der Liebe. (Da wird angeklopft.) Ach, schon wieder jemand, gewiß Susanne! Sie wird noch etwas vergessen haben.

Minna öffnet die Thür und mit dem Ausdruck „Heiliger Gott!" fährt sie bestürzt und erschrocken zurück. Es ist von Marloff. In seinem Dialog mit Minna berichtet er, daß er einen Brief an ihren Vater zu überbringen habe, daß er auf Urlaub sei und diesen Urlaub benutze, um seine beiden Wohlthäter, die Herren Lessing und Dreyer, zu besuchen. Dann sei er gestern im Theater gewesen, habe dort das herrliche Drama „Minna von Barnhelm" gesehen und dabei das unschätzbare Glück gehabt, auch ihrer ansichtig zu werden. Nun preise er glücklich den Zufall, der ihn zum zweiten Male in ihre Nähe führe! — Auf von Marloff's Frage nennt Minna Lessing als den Verfasser des Dramas. Doch jener glaubt das nicht. Er meint dann, der betreffende Dichter müsse ein guter Mann sein und seine (von Marloff's) Eltern gekannt haben; denn er habe sie beide in seinem Drama verewigt. „Die Dame in Trauer" soll seine Mutter sein, und er sei 16 Jahre alt gewesen, als er den Vater verloren habe. Sein Onkel Kleist, der Dichter des Frühlings, habe ihm und der Mutter seine Fürsorge zugewandt; doch sei auch dieser

Menschenfreund bereits im folgenden Jahre bei Kunersdorf gefallen, und darauf habe er selbst einen Fürsprecher in dem edlen Major von Tellheim gehabt, der es verdiene, in der „Minna von Barnhelm" verherrlicht zu werden. — In der Schlacht von Torgau sei er (von Marloff) schwer verwundet worden und darauf monatelang dem Tode nahe gewesen. Tellheim's Beistand und Herrn Lessing's unablässige Sorge verdanke er das Leben, und Lessing werde er noch diesen Abend sehen und ihm danken.

Minna ist voller Unruhe, sie befürchtet, der Vater könne kommen und wendet sich etwas ab, worauf von Marloff fortfährt:

Sie wenden sich ab, — — — o, weshalb unterhalte ich Sie auch mit meiner Vergangenheit?! — — — Doch verzeihen Sie mir? — Ich hatte eine Schwester, so lieb und so hold, wie Sie. — Sie folgte der Mutter nach wenigen Monaten ins Grab. — Aus Ihrem Auge schaut sie mich an — fromm und treu (Er ergreift ihre Hand.) Lassen Sie mir Ihre liebe Hand — nur für einen kurzen Augenblick! — — — Würden Sie dem Schicksal zürnen, wenn Sie in diesem Augenblick an einem Wendepunkte Ihres Lebens ständen? (Er legt den Arm um sie.) O, selige Stunde! Minna. O, Gott! Ich höre Tritte! — Mein Vater (will abgehen.) Marloff (sie noch haltend). Ein Wort! — Wann sehen wir uns wieder? — (Minna geht.) O, nur ein einziges Wort! Minna (wendet sich um, sieht liebevoll nach ihm hinüber). Marloff. Wir sehen uns wieder! (Minna rasch ab durch die Thür links.) Habe Dank, du gütiges Schicksal! — Habe Dank!

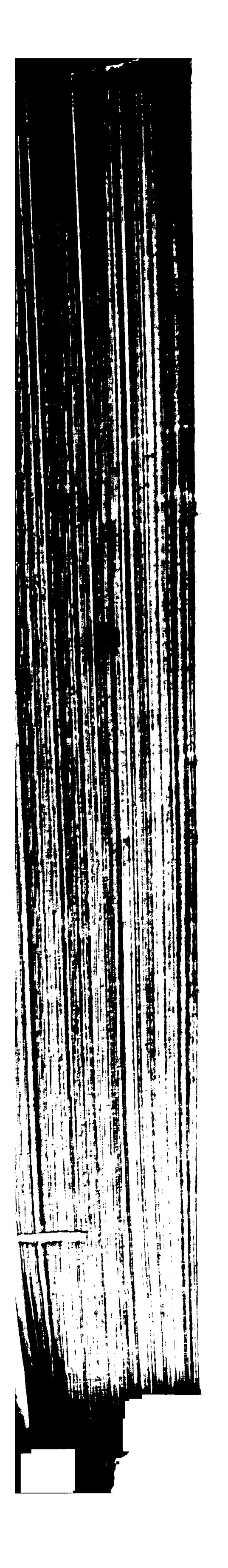
Hauptpastor Goeze tritt ein, und nun drängt die Handlung rasch bis zur Aufklärung des Irrthums weiter. „Ein Offizier!" ruft der Pastor erstaunt, „was verschafft mir die Ehre?" Von Marloff stellt sich vor und übergiebt den Brief, den Goeze, nachdem er von dem Inhalte Kenntniß genommen, auf den Schreibtisch legt. Dann sagt er, daß ihm der Name wohl bekannt sei, ein Freund von ihm, gleichen Namens sei bei Hochkirch gefallen, und als von Marloff ihm sagt, daß dieser sein Vater gewesen, heißt er den jungen Officier als Sohn des Freundes herzlich willkommen. Dieser antwortet, es dränge ihn, Hochwürden seine Huldigung, seine Bewunderung und seinen Dank darzubringen! „Zu viel der Anerkennung!" meint Goeze und fragt den Gast, ob er vielleicht gestern Abend seiner Predigt beigewohnt, was dieser verneinen muß. Dann erkundigt sich der Hauptpastor weiter, ob von Marloff etwa seine Streitschrift gegen Lessing gelesen habe. Als auch hierauf keine bejahende Antwort gegeben werden kann, fragt Goeze, noch immer in der Meinung, daß der Ritt-

meister ein Bewunderer seiner wissenschaftlichen Werke sei, welche Schrift von ihm er denn gelesen habe. Und da wird ihm die überraschende Antwort: „Ew. Hochwürden, ich habe Ihre Minna gesehen!" „Wie!" ruft Goeze, „meine Minna!? Ah, wo denn, Herr Rittmeister, und wann?"

Marloff. Meinerseits, selbstverständlich, — strengste Diskretion, Herr Hauptpastor! — aber wie Sie hören, ich weiß alles: Gestern Abend — im Nationaltheater. — Goeze (sehr erregt). Allmächtiger! — So schwer wird mich Dein Arm nicht treffen! Marloff (erstaunt und bestürzt). Wie?! — Was?! — — Goeze. Eine Minute, mein Herr! — (er ruft hinaus durch die kleine Thür links.) Minna! Minna! — mein Kind! Minna (eintretend, ängstlich). Mein Vater? — — — Goeze. Eine Frage: wo warst Du gestern Abend? (Kleine Pause.) Du schweigst? Minna. O, mein Vater! Goeze (heftig). Du warst im Schauspielhause! Minna. Vergeben Sie mir, mein Vater, — vergeben Sie mir! Goeze (außer sich). O! — — Du! — — geh' nur! — — Minna (flehentlich). O, mein Vater! Goeze (mit großer Heftigkeit). Geh! — Sag' ich! Minna. O, mein Gott! (ab durch die kleine Thür links.) Marloff (für sich, schnell). O, Gott! — Was that' ich?! — Aber diese Verstellung! Goeze. Das ist entsetzlich! — o, mein Gott! Marloff. Euer Hochwürden werden verzeihen — Goeze. O, Ihnen bin ich dankbar, daß Sie mir die Augen geöffnet! — Marloff. Ein unseliger Zufall, Euer Hochwürden. — Ich bitte Sie, daß Sie es Ihrer Demoiselle Tochter nicht zu schwer anrechnen, wenn sie ohne Ihr Vorwissen das Schauspiel besuchte. — Ich wenigstens segne die Stunde, die mich in ihre Nähe führte! Goeze. Was sagen Sie? — O, dann ist sie noch unglücklicher, als ich fürchtete! Marloff (ernst). Wie, mein Herr? Goeze. O, das gute Kind hat nicht nur das Theater besucht; — es hat daneben — und vielleicht war dies gar die Hauptsache — Männerbekanntschaft gemacht — O! Marloff. Es ist wahr, mein Herr, ich habe Ihre Demoiselle Tochter im Schauspielhause gesehen. — Weshalb sollte ich 's leugnen? — Uebrigens, wenn es Euer Hochwürden beruhigt — gesprochen habe ich Ihr Kind nicht im Theater, sondern erst vorhin zum ersten Mal. Goeze. Während die Eltern nicht daheim waren, machten der Herr Rittmeister der sittsamen Pfarrerstochter seine Visite. — Marloff. Was soll das heißen, mein Herr?! — ist es gerecht, daß Sie sich in solchem Maße ereifern? Goeze. Ereifern?! — O, mein Herr, — so kann nur die leichtsinnige Jugend sprechen! — Aber ich darf Ihnen wohl bemerken, daß ich eine nothwendige Unterredung mit meiner Familie wünsche. — — Marloff (Goeze's stummes Spiel). Sie geben mir zu verstehen, daß es am besten sein würde, wenn ich mich entfernte. — Gut, mein Herr, — ich gehe! — Aber eine kurze Bemerkung wollen Sie mir noch gestatten? — Ich kam, um Ihnen nicht allein den Brief zu überbringen, sondern auch, um Ihnen, als dem Dichter der „Minna von Barnhelm", meine Huldigung darzubringen. Der Name „Minna" ward zum Verhängniß; — aber es

dürfte doch eine Uebertreibung gewisser Grundsätze sein, wenn man selber dramatische Dichtungen verfaßt und daneben den Gliedern seiner eigenen Familie verbietet, der Aufführung dieser Werke beizuwohnen, so daß dieselben gezwungen sind, heimlich — — — Goeze (ihn entsetzt anstarrend). Wie, mein Herr? — Sind Sie von Sinnen?! — Marloff. Ich sprach in vollem Ernst! Goeze. Dann sind Sie das Opfer eines elenden Betrügers! Entsetzlich! — Glauben Sie, daß ich mich verstelle — etwa selber Komödie spiele?! — — Mein lieber Herr Rittmeister, so wahr ein Gott lebt, ich bin nie, selbst nicht in den Jahren meiner unerfahrenen Jugend, so tief gesunken, daß ich mit der gottlosen Bühnenwelt irgend welche Gemeinschaft gehabt hätte! Marloff. Dann, Euer Hochwürden, bitte ich inständig um Vergebung! — — Herr Hauptpastor, ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen! (Sich zum Abgang wendend und durch die Mitte abgehend.) Goeze (ihm nachrufend). Leben Sie wohl! — O, über diese Lästerung des Herrn in der Schmähung seiner Diener! — Doch was ist von diesen Menschen zu erwarten?! — Kann man auch Trauben lesen von den Dornen, oder Feigen von den Disteln? — O, Herr, Du zürnest schrecklich! — Den Sohn des würdigen Pfarrers von Kamenz hat Dein Grimm in die Klauen des Satans gegeben, und nun lässest Du es zu, daß diese verirrte Seele nach unserm gläubigen Norden kommt und unzählige Gemüther verwirrt mit der verruchten Freigeisterei und dem verfluchten Komödienspiel! — Aber, o Herr, ich weiß auch, daß Du gesprochen hast durch den Mund Deines Apostels: „Den Schwachen im Glauben nehmet auf und verwirret die Gewissen nicht!" — — So bitt' und fleh' ich denn zu Dir, o Herr: gieb mir, Deinem Streiter im Kampfe mit dem Unglauben und dem Reiche Belials Muth und Kraft und Weisheit, daß ich hinführe jeden Verirrten, der mir begegnet, wieder auf den rechten Weg zu Dir! (Nathan tritt ein, bleibt bei der Thür stehen. Goeze wird Nathan gewahr, für sich.) Der Jude! — Sandtest Du ihn, o Herr, als Zeichen der Erhörung meiner Bitte? — so darf ich ihn nicht zurückweisen. (Zu Nathan.) Treten Sie näher, Nathan, — ich erkannte Sie sogleich, wenn auch auf Ihr Eintreten vorher nicht vorbereitet. Nathan (der durch die Mitte kommt). Wenn ich sollte mich haben geteischt, da ich glaubte, gehert zu haben Eier Hochwirden rufen „Herein!" nachdem ich hatte geklopft dreimal an die Thir, — so muß ich bitten Eier Hochwirden — Goeze. Lassen wir die Förmlichkeiten! Nur noch näher! — (Nathan kommt noch näher.) Sie waren heute schon einmal hier; — ich konnte Sie nicht empfangen, — was veranlaßte Sie, zu kommen? Nathan. Was ich habe die Ehre, Eier Hochwirden hiermit zu iberreichen. Diese plattdeitsche Bibel (er giebt ihm dieselbe) in einer der ältesten Ausgaben, welche ist gedruckt in der freien Reichs- und Hansastadt Libeck im Jahre fünfzehnhundert und vierunddreißig! Goeze. Ein schönes Exemplar, das ich mir schon lange gewünscht und um jeden Preis behalten werde! — Es wird eine Zierde meiner Bibliothek sein! — Die ganze Bibel, und in dieser werthvollen Ausgabe, — das alte und das neue Testament in plattdeutscher Sprache! Nathan. Und das alte — — unser Gesetz, — Moses und die Propheten! Goeze. Und das alte und das neue, so

unzertrennlich und friedlich neben einander, und doch meistens ihre beiderseitigen Bekenner einander so feindlich gegenüber! Nathan. Feindlich? — sagen wir nicht mehr feindlich, Hochwürden! Goeze. Haben denn die Juden nicht den Messias verkannt? — Haben sie ihn nicht verspottet und gemartert, unsern Erlöser, und ihn ans Kreuz geschlagen?! Nathan. Das haben sie gethan und haben damit gethan zugleich Unrecht und Sünde, denn es soll kein Mensch dem andern Bœses thun. Aber sie haben es gethan, weil sie konnten nicht begreifen, was auch noch heute nicht kann begreifen der menschliche Verstand, und weil sie haben geglaubt, daß er habe Gott gelästert, als er hat gesagt, daß er sei der eingeborene Sohn Gottes und Gott selber wie sein Vater! Goeze. Wenn auch kein schwacher Menschenverstand es zu begreifen vermag, so haben wir Christen doch den Glauben, in welchem wir selig werden; denn es stehet geschrieben: „Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden, wer aber nicht glaubet, der wird verdammet werden." Nathan. Und wie viele sind auch unter den Christen, welche das nicht glauben! Goeze. Das sind die Verirrten! Nathan. Wer hat das gesagt? — Wie kann urtheilen und richten der eine Mensch iber den andern in einer Sache, worin er weiß doch selber nichts?! — „Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen bin, das Gesetz oder die Propheten aufzulösen", so hat gesagt Christus, der beste und edelste aller Menschen, welcher hat gepredigt das Evangelium der Liebe! Goeze. Aber Sie wissen doch auch, daß Christus uns nicht allein das Evangelium der Liebe gepredigt, sondern auch die neue Lehre gebracht hat von der Rechtfertigung durch den Glauben. Nathan. Was nitzet mir der Glaube, wenn ihm fehlen die Werke? — Und was nitzen die Werke, wenn sie nicht hat getrieben die Liebe? Goeze. Das ist es gerade! — Die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung! — Und das Gesetz haben wir von den Juden! — Und der Jude, welcher durch die Liebe das Gesetz erfüllt, hat nur einen kleinen Schritt bis zum Christenthum! — Nathan, ein Wort in aufrichtiger Freundschaft: — Sie sollten zum Christenthum übertreten! Nathan. Ibertreten?! — Wie haißt?! — Ich verlassen meinen Glauben? Den Glauben meiner Väter? — Nimmermehr! — Wie das Kind hängt am Elternhause und die Eltern an der Heimath, so hängt der Mensch an seinem Glauben, den er schon hat eingesogen als Kind an der Mutterbrust und der ihm ist wie Segen auf das Haupt getreifelt von den Lippen der Eltern. — Und wenn ich es wollte thun, was kennt ich gewinnen damit? Goeze. Die ewige Seligkeit! Nathan. Wie haißt? Seligkeit?! — — Die Verachtung meiner Glaubensgenossen, — und eine Gemeinschaft, die selber wieder ist getheilt in eine Anzahl von Parteien, welche da hangen am toten Buchstaben menschlicher Satzungen! — und die einander haben gehaßt und verfolgt, leider nur zu oft seit Hunderten von Jahren und haben gefihrt gegen einander die blutigsten Kriege und einander verketzert, — gemartert und getetet mit Feier und Schwert! Goeze. Sie schmähen die Christenheit! Nathan. Und ich habe gesprochen doch nur die Wahrheit! Goeze (aufgebracht). Der Geist Lessing's spricht aus Ihnen! — Das Idol des Un-



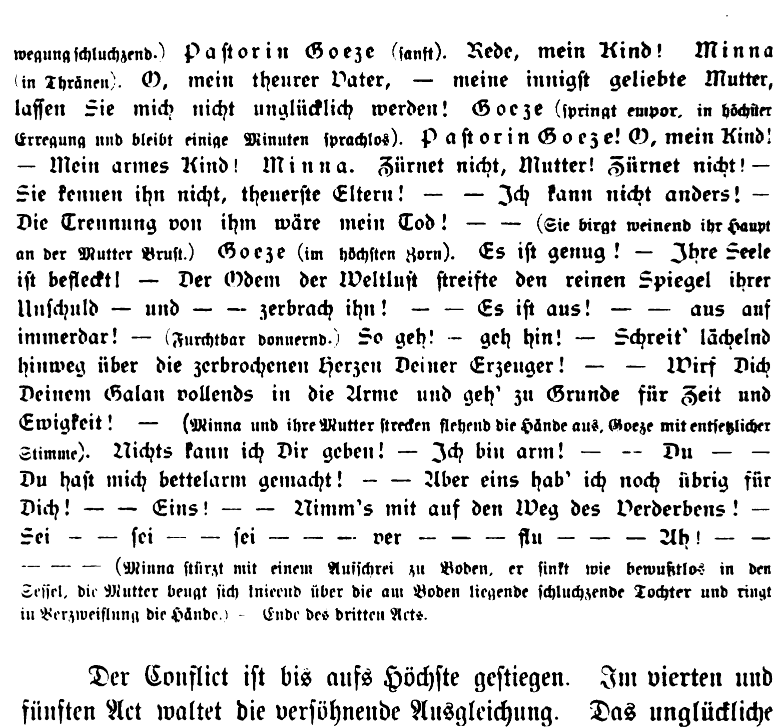
dürfte doch eine Uebertreibung gewisser Grundsätze sein, wenn man selber dramatische Dichtungen verfaßt und daneben den Gliedern seiner eigenen Familie verbietet, der Aufführung dieser Werke beizuwohnen, so daß dieselben gezwungen sind, heimlich — — — Goeze (ihn entsetzt anstarrend). Wie, mein Herr? — Sind Sie von Sinnen?! — Marloff. Ich sprach in vollem Ernst! Goeze. Dann sind Sie das Opfer eines elenden Betrügers! Entsetzlich! — Glauben Sie, daß ich mich verstelle — etwa selber Komödie spiele?! — — Mein lieber Herr Rittmeister, so wahr ein Gott lebt, ich bin nie, selbst nicht in den Jahren meiner unerfahrenen Jugend, so tief gesunken, daß ich mit der gottlosen Bühnenwelt irgend welche Gemeinschaft gehabt hätte! Marloff. Dann, Euer Hochwürden, bitte ich inständig um Vergebung! — — Herr Hauptpastor, ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen! (Sich zum Abgang wendend und durch die Mitte abgehend.) Goeze (ihm nachrufend). Leben Sie wohl! — O, über diese Lästerung des Herrn in der Schmähung seiner Diener! — Doch was ist von diesen Menschen zu erwarten?! — Kann man auch Trauben lesen von den Dornen, oder Feigen von den Disteln? — O, Herr, Du zürnest schrecklich! — Den Sohn des würdigen Pfarrers von Kamenz hat Dein Grimm in die Klauen des Satans gegeben, und nun lässest Du es zu, daß diese verirrte Seele nach unserm gläubigen Norden kommt und unzählige Gemüther verwirrt mit der verruchten Freigeisterei und dem verfluchten Komödienspiel! — Aber, o Herr, ich weiß auch, daß Du gesprochen hast durch den Mund Deines Apostels: „Den Schwachen im Glauben nehmet auf und verwirret die Gewissen nicht!“ — — So bitt' und fleh' ich denn zu Dir, o Herr: gieb mir, Deinem Streiter im Kampfe mit dem Unglauben und dem Reiche Belials Muth und Kraft und Weisheit, daß ich hinführe jeden Verirrten, der mir begegnet, wieder auf den rechten Weg zu Dir! (Nathan tritt ein, bleibt bei der Thür stehen. Goeze wird Nathan gewahr, für sich.) Der Jude! — Sandtest Du ihn, o Herr, als Zeichen der Erhörung meiner Bitte? — so darf ich ihn nicht zurückweisen. (Zu Nathan.) Treten Sie näher, Nathan, — ich erkannte Sie sogleich, wenn auch auf Ihr Eintreten vorher nicht vorbereitet. Nathan (der durch die Mitte kommt). Wenn ich sollte mich haben geteischt, da ich glaubte, gehert zu haben Eier Hochwirden rufen „Herein!“ nachdem ich hatte geklopft dreimal an die Thir, — so muß ich bitten Eier Hochwirden — Goeze. Lassen wir die Förmlichkeiten! Nur noch näher! — (Nathan kommt noch näher.) Sie waren heute schon einmal hier; — ich konnte Sie nicht empfangen, — was veranlaßte Sie, zu kommen? Nathan. Was ich habe die Ehre, Eier Hochwirden hiermit zu iberreichen. Diese plattdeitsche Bibel (er giebt ihm dieselbe) in einer der ältesten Ausgaben, welche ist gedruckt in der freien Reichs- und Hansastadt Libeck im Jahre finfzehnhundert und vierunddreißig! Goeze. Ein schönes Exemplar, das ich mir schon lange gewünscht und um jeden Preis behalten werde! — Es wird eine Zierde meiner Bibliothek sein! — Die ganze Bibel, und in dieser werthvollen Ausgabe, — das alte und das neue Testament in plattdeutscher Sprache! Nathan. Und das alte — — unser Gesetz, — Moses und die Propheten! Goeze. Und das alte und das neue, so

unzertrennlich und friedlich neben einander, und doch meistens ihre beiderseitigen Bekenner einander so feindlich gegenüber! Nathan. Feindlich? — sagen wir nicht mehr feindlich, Hochwirden! Goeze. Haben denn die Juden nicht den Messias verkannt? — Haben sie ihn nicht verspottet und gemartert, unsern Erlöser, und ihn ans Kreuz geschlagen?! Nathan. Das haben sie gethan und haben damit gethan zugleich Unrecht und Sinde, denn es soll kein Mensch dem andern Beses thun. Aber sie haben es gethan, weil sie konnten nicht begreifen, was auch noch heute nicht kann begreifen der menschliche Verstand, und weil sie haben geglaubt, daß er habe Gott gelästert, als er hat gesagt, daß er sei der eingeborene Sohn Gottes und Gott selber wie sein Vater! Goeze. Wenn auch kein schwacher Menschenverstand es zu begreifen vermag, so haben wir Christen doch den Glauben, in welchem wir selig werden; denn es stehet geschrieben: „Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden, wer aber nicht glaubet, der wird verdammet werden." Nathan. Und wie viele sind auch unter den Christen, welche das nicht glauben! Goeze. Das sind die Verirrten! Nathan. Wer hat das gesagt? — Wie kann urtheilen und richten der eine Mensch iber den andern in einer Sache, worin er weiß doch selber nichts?! — „Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen bin, das Gesetz oder die Propheten aufzulösen", so hat gesagt Christus, der beste und edelste aller Menschen, welcher hat gepredigt das Evangelium der Liebe! Goeze. Aber Sie wissen doch auch, daß Christus uns nicht allein das Evangelium der Liebe gepredigt, sondern auch die neue Lehre gebracht hat von der Rechtfertigung durch den Glauben. Nathan. Was nitzet mir der Glaube, wenn ihm fehlen die Werke? — Und was nitzen die Werke, wenn sie nicht hat getrieben die Liebe? Goeze. Das ist es gerade! — Die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung! — Und das Gesetz haben wir von den Juden! — Und der Jude, welcher durch die Liebe das Gesetz erfüllt, hat nur einen kleinen Schritt bis zum Christenthum! — Nathan, ein Wort in aufrichtiger Freundschaft: — Sie sollten zum Christenthum übertreten! Nathan. Ibertreten?! — Wie haißt?! — Ich verlassen meinen Glauben? Den Glauben meiner Väter? — Nimmermehr! — Wie das Kind hängt am Elternhause und die Eltern an der Heimath, so hängt der Mensch an seinem Glauben, den er schon hat eingesogen als Kind an der Mutterbrust und der ihm ist wie Segen auf das Haupt getreifelt von den Lippen der Eltern. — Und wenn ich es wollte thun, was kennt ich gewinnen damit? Goeze. Die ewige Seligkeit! Nathan. Wie haißt? Seligkeit?! — — Die Verachtung meiner Glaubensgenossen, — und eine Gemeinschaft, die selber wieder ist getheilt in eine Anzahl von Parteien, welche da hangen am toten Buchstaben menschlicher Satzungen! — und die einander haben gehaßt und verfolgt, leider nur zu oft seit Hunderten von Jahren und haben gefihrt gegen einander die blutigsten Kriege und einander verketzert, — gemartert und getetet mit Feier und Schwert! Goeze. Sie schmähen die Christenheit! Nathan. Und ich habe gesprochen doch nur die Wahrheit! Goeze (aufgebracht). Der Geist Lessing's spricht aus Ihnen! — Das Idol des Un-



glaubens und der Freigeisterei auch schon aus dem Juden! Dann fahren Sie hin — und mag es über Sie kommen, wie Sie es verdient haben! Nathan. Ich werde beigen mich in Demuth vor dem Willen meines Gottes! — Und ich werde beten zu ihm: Sei mir Sinder gnädig! — — Aber zu Ihnen werde ich sagen: „Laß' nicht untergehn die Sonne iber unsern Zorn!" — und werde Sie bitten, mir zu geben die Hand der Versehnung! — — (Ihm die Hand reichend.) Goeze (jähzornig, ihm die Hand nicht reichend). Ich habe nichts mehr mit Ihnen zu schaffen. — — Nathan. Und doch kann ich gehen nicht von hier, ohne zu haben ausgeschittet mein ibervolles Herz in hechster Verehrung fir das wunderbar schene Geschenk Ihres Geistes, mit welchem Sie erfreut haben noch gestern die in Andacht und Entzicken lauschende Gemeinde! — — Goeze. Ich versteh Sie nicht! — Sie als verstockter Jude gehen in unsere Kirche, um meine Predigten zu hören?! Nathan (Goeze's stummes Spiel). Wie haißt?! — Kirche?! — Und doch! — Auch der Tempel der Kunst ist eine Kirche, in welcher wird gepredigt und gepriesen das Hechste, — das Ideal! — Goeze (außer sich). Mensch! — sind Sie verrückt geworden?! Nathan. Ich habe Eier Hochwirden herrliche Dichtung mitempfunden! — Goeze (außer sich). Ich bebe vor Wuth! — Weiter! Weiter! Nathan. Im Nationaltheater, — „Minna von — — — Goeze (in äußerster Wuth). Entsetzen! über Entsetzen! — Aus meinen Augen, Sie Elender! — daß ich nicht werde zum Mörder an dem ersten besten meiner entsetzlichen Feinde! (Als wenn er auf ihn eindringen wollte.) Aus meinen Augen, sag' ich! — — denn ich kenne mich selbst nicht mehr! Nathan (schreiend). Gott gerechter! — — ich entfliehe! — (Eiligst durch die Thür ab.) Goeze. O, entsetzliche Schmach! — O, ewige Schande! — Satanisches Complott der Feinde des Reiches Gottes! — — Wehe! dreifach Wehe! — (Er sinkt in den Sessel, bedeckt mit beiden Händen das Gesicht und sagt nach kurzer Pause, sehr traurig.) Mein armes Hamburg, wie wird Dein christliches Leben zerfressen von dem giftigen Wurm der Aufklärung! — — (Er steht auf.) Aber, o Herr, ob auch jetzt Dein Zorn uns straft und Dein heiliger Grimm uns schlägt, Deine Gnade und Treue wird neu werden über uns! — Und wie Du dereinst den Samen Abrahams verflucht hast, daß das Volk der Juden irrt umher auf Erden, wie eine verlassene und zerstreute Heerde ohne Hirten, — — und wie Du vor Zeiten zerschmettert hast das Haupt des römischen Drachen und hast ihn hinabgestürzt von seinem güldenen Thron, — so wirst Du immer und immer wieder neu werden lassen Deine unergründliche Erbarmung über alle, die Deiner wahren Christenheit, Deiner heiligen lutherischen Kirche angehören, im festen Glauben und in unwandelbarer Treue! — Die Spötter aber und Lästerer und die Abtrünnigen laß fahren zum Abgrund! — — Mache Sie zu schrecklichen Gefäßen Deines Zorns und zu scheußlichen Opfern Deines Grimms, auf daß die Welt erkenne, daß Du noch im Regiment sitzest, und Deiner nimmermehr spotten lässest! (Er sieht den Brief auf dem Schreibtisch.) Da liegt ja noch der Brief! — Hätten meine Hände ihn nie empfangen! Ins Feuer mit ihm! — (Wirft den Brief in den Kamin). Und so wie er verbrenne, mögen verbrennen in ihrem Gewissen dieser Jude und alle mit ihm, die

mir solche Schmach angethan! — — Aber nun, Herr, stärke mich, daß ich üben möge ungebeugten Geistes und starken Herzens das väterliche Richteramt über mein — — — Du allmächtiger Gott! — — über mein einziges Kind, das da mit gehört zu dieser Rotte Korah's — (Er will hinausgehen durch die kleine Thür links, seine Gattin tritt ihm entgegen.) Goeze (sehr erregt. Vor dem Ausgang, Seitenthür links, der Gattin begegnend). Ich will meine Tochter sehen! — Wo ist sie? Frau Goeze. Bester Vater! Goeze (wie vorher). Fürbitte etwa? — Damit verschone mich! (Hinausrufend.) Meine Tochter soll kommen! Pastorin Goeze. Vergieb dem Kinde! Goeze (wie vorher). Weibische Weichherzigkeit! — — Wo ist sie?! (Er will ab.) Pastorin Goeze (ihm den Weg vertretend). Nein! bester Mann! Nein! (Minna tritt auf durch die kleine Thür links.) Goeze (sehr erregt zu Minna). Wer hat Dich in's Schauspielhaus geführt? Minna. Frau König. — Vergeben Sie ihr und mir, mein Vater! Goeze (wie vorher). Wo hast Du zuerst den Husaren gesehen? Minna. Im Theater gestern. — Goeze (wie vorher). Wo und wann zuerst gesprochen? Minna. Diesen Nachmittag, — hier im Zimmer, — zufällig, mein Vater! Goeze (wie vorher). Ha! Ha! Ha! Ha! — Da unser Herrgott noch lebte, regierte der die Welt! Heut' thut 's der Zufall und der Satanas! — Das Haus des Kaufmanns König, wo die Feinde Deines Vaters Zusammenkünfte halten und Pläne aushecken, um mich zu verhöhnen und dem Spott meiner Zeit preiszugeben, meidest Du von jetzt an für immer! — Den Gifthauch der Lessing'schen Kreise fliehst Du! — Bei meinem höchsten Zorn! — O Schmach und Schande ohne Gleichen! — Man sendet mir preußische Husaren und diesen Juden ins Haus, die mir, — dem Dichter der „Minna von Barnhelm," — ihre Komplimente machen sollen! (Die Gattin erstaunt.) Ja, erstaune nur! — Ich hab's verlernt! — Ich habe mich seit einer Stunde an alles gewöhnt! — Ha, und jener Mensch wagt es, in meine friedliche Wohnung zu kommen, mich zu verhöhnen und meine Tochter zu verführen! Minna (schnell dazwischen). Vater! Goeze. Welch ein verderbter Charakter! Minna. O, mein Vater! Goeze. Was? — Beleidigt Dich das?! — O, dann weiß ich genug, um mich grenzenlos elend zu fühlen! (Er sinkt in den Sessel, Gattin und Tochter treten zu ihm. Er fährt nach einer kurzen Pause in wehmüthigem Tone fort.) Minna, es lebt ein Gott, der den Gram Deines Vaters kennt und die Thränen Deiner Mutter zählt! — Er versteht auch die geheimsten Regungen Deines Herzens! (Minna in Thränen, sie kniet nieder und stützt ihr Haupt an den Sessel. Goeze legt ihr die Hand auf den Kopf und spricht weiter.) Jetzt, mein Kind, ist die Stunde gekommen, da Du zeigen kannst, daß Du der Liebe und Achtung Deiner Eltern würdig bist! — Ein mir befreundeter, würdiger Geistlicher in unserer Nachbarstadt, welcher Dich unlängst in unserm Hause gesehen und der einig mit Deinem Vater in dem gleichen Bekenntniß des Glaubens, hat mir zu verstehen gegeben, daß er kommen werde, um Dich zu werben. Die Tage der Kindheit sind vorüber, — der Augenblick ist da, der unsern Wünschen, unsern Träumen die nahende Erfüllung weiset. — Jetzt, geliebte Tochter, täusche uns nicht! — Zerstöre nicht den sanften, heiteren Frieden unserer schönsten Hoffnungen! (Pause. Minna in heftiger Be-



wegung schluchzend.) Pastorin Goeze (sanft). Rede, mein Kind! Minna (in Thränen). O, mein theurer Vater, — meine innigst geliebte Mutter, lassen Sie mich nicht unglücklich werden! Goeze (springt empor, in höchster Erregung und bleibt einige Minuten sprachlos). Pastorin Goeze! O, mein Kind! — Mein armes Kind! Minna. Zürnet nicht, Mutter! Zürnet nicht! — Sie kennen ihn nicht, theuerste Eltern! — — Ich kann nicht anders! — Die Trennung von ihm wäre mein Tod! — — (Sie birgt weinend ihr Haupt an der Mutter Brust.) Goeze (im höchsten Zorn). Es ist genug! — Ihre Seele ist befleckt! — Der Odem der Weltlust streifte den reinen Spiegel ihrer Unschuld — und — — zerbrach ihn! — — Es ist aus! — — aus auf immerdar! — (Furchtbar donnernd.) So geh! — geh hin! — Schreit' lächelnd hinweg über die zerbrochenen Herzen Deiner Erzeuger! — — Wirf Dich Deinem Galan vollends in die Arme und geh' zu Grunde für Zeit und Ewigkeit! — (Minna und ihre Mutter strecken flehend die Hände aus, Goeze mit entsetzlicher Stimme). Nichts kann ich Dir geben! — Ich bin arm! — — Du — — Du hast mich bettelarm gemacht! — — Aber eins hab' ich noch übrig für Dich! — — Eins! — — Nimm's mit auf den Weg des Verderbens! — Sei — — sei — — sei — — — ver — — — flu — — — Ah! — — — — — (Minna stürzt mit einem Aufschrei zu Boden, er sinkt wie bewußtlos in den Sessel, die Mutter beugt sich knieend über die am Boden liegende schluchzende Tochter und ringt in Verzweiflung die Hände.) — Ende des dritten Acts.

Der Conflict ist bis aufs Höchste gestiegen. Im vierten und fünften Act waltet die versöhnende Ausgleichung. Das unglückliche Kind, das wir seiner Toleranz und Mildthätigkeit wegen lieb gewonnen haben, hat sich, von seinem hartherzigen und gestrengen Vater verstoßen und gar verflucht, in das Haus der Freundin, der Frau Eva König geflüchtet, und nun werden alle Hebel in Bewegung gesetzt, um den zürnenden Vater wieder zu versöhnen. Dreyer bereut es jetzt doppelt, daß er Seine Hochwürden als den Verfasser des Theaterstücks bezeichnet hat; in einem Briefe an den Pastor hat er bereits seine Handlungsweise als einen Act der Übereilung dargestellt. Minna fühlt sich unendlich unglücklich; schon dreimal hat sie sich an ihren Vater gewandt, ist aber jedesmal von ihm abgewiesen worden. Nun weint und klagt sie, nun wirft sie sich vor, sie hätte das vierte Gebot, das da befiehlt, Vater und Mutter zu ehren und ihnen gehorsam zu sein, gröblich übertreten, und bittet Frau König, noch einmal einen Diener zu ihrem Vater zu schicken. Die Freundin erklärt sich bereit hierzu, und sie hat schon nach dem Diener gerufen, als der Jude Nathan erscheint, um das Mädchen zu trösten. Sie solle doch nicht mehr weinen, sage doch der Psalmist: „Die mit Thränen säen, werden ernten mit

Freuden.“ Dann erzählt er Minna, daß er bei ihrem Herrn Vater gewesen, daß er aber in größter Eile vor ihm habe entfliehen müssen, er, der Herr Hauptpastor, würde ihn sonst erwürgt haben wegen der schweren Beleidigung, die er ihm unabsichtlich dadurch habe zugefügt, daß er ihn als den Verfasser des neuen Theaterstückes bezeichnet habe. „Großer Gott!“ ruft Minna, „die bösen Menschen! diese Schmach noch zu all seinem Kummer!“ Daß aber dies geschehen, meint Nathan, darin liege ein Trost für sie. Nun trage doch sie allein nicht die Schuld, sondern ebenso viel und mehr noch jene bösen Menschen, die durch ihre Lügen den Vater so sehr gekränkt hätten. Und dann bekennt der Jude weiter, daß er das Fräulein so lieb habe, daß er könne lassen das Leben für sie, und darum sei er auch bereit, das Äußerste für sie zu wagen. Und mit den Worten: „Nun will ich gehen direct wieder in den Rachen des Lewen, — zu Ihrem Herrn Vater!“ verläßt er das Zimmer. Aber Minna klagt: „Und wenn er hart bleibt wie bisher, und auch dieser letzte Versuch an seinem eisernen Willen scheitert?! — — O, ich unglücklichste aller Menschenkinder! Ewald, Ewald! wie soll ich diesen Kampf bestehen!“ Dann bedeckt sie das Haupt mit beiden Händen und sitzt traumversunken da. Da wird leise die Thür geöffnet, und herein tritt Marloff.

Ha, — sie selbst, sie schläft! — (ruft er mit gedämpfter Stimme.) Der Himmel verzeih mir, aber ich mußte wissen, wo die Arme hingekommen! — Nun weiß ich's — und will mich wieder fortschleichen wie ein Dieb, der sich in das Heiligthum des Herrn gewagt! — — — Nein! — nein! sie ist mein! — mein vor Deinem Angesicht, ewiger Geist über den Sternen! — Mein, Du widriges Geschick, — und sollt' ich sie — — — Minna (wie im Schlaf). Ewald! — Ewald! — o Gott! — Marloff. Mein Name schwebt auf ihren süßen Lippen, in ihrem Busen wohnt mein Bild. (Blitz und Donner.) Minna (erwachend). Wer kommt? (Marloff gewahrend.) Herr des Himmels! — (Sie steht auf. Kleine Pause.)

Beide gestehen sich nun ihre Liebe und verträumen einen Augenblick seligster Wonne. Dann wieder zur grausamen Wirklichkeit erwacht, ruft Marloff aus:

Ich trage Dich durch Drangsal und Gefahren, durch Sturm und Nacht und durch des Schicksals Brandung! Laß Menschen dräu'n, laß Menschen sinnlos wüthen! Wir brauchen nichts im Himmel und auf Erden als unsere Liebe! —

Und fast hat er sie überredet, ihm zu folgen. Aber im rechten Augenblick erscheint Lessing, Marloff's väterlicher Freund. Ohne

von den beiden Liebenden bemerkt zu werden, ha
Worte gehört: „O, komm! fort! fort!“ und steht
vor dem, der sie gesprochen, gebieterisch seinen
Ein paar Worte genügen, den jungen Offizier an
Pflicht zu erinnern und an die Achtung, die er
schuldig sei. Lessing befiehlt ihm, die junge Dame
zu führen; reumüthig kehrt Marloff zurück und fra
thun soll.

Lessing. Das brauchen Sie nicht zu erfragen.
Selbstbeherrschung! — Entsagung! — Ja, ich kenne das!
Das kennen Sie? — — Wenn Sie sich darin nur nicht irren,
— Selbstbeherrschung und Entsagung, junge
sind die beiden härtesten Schleifsteine des
an denen er entweder den reinsten Glanz er
zermalmt wird! — — Doch ich bin nicht gekommen,
Geschicke die Hand zu bieten; — ich werde mit Ihnen geg
pfen, aber nur innerhalb der Schranken unserer Vernun
(giebt Lessing die Hand). Ich danke Ihnen! — Sie sind mein
— Sie sind mein Vater! — — Hier gelob' ich's dem gro
der „Minna von Barnhelm“ mit heiligem Schwur: Der
in Trauer“ wird zu jeglicher Zeit und in jeglicher Bezieh
„Marloff“ würdig sein! Lessing (ihn in die Arme schließen
Nun bist Du wieder der treue Sohn Deiner unvergeßlichen E
Und nun zeig' Dich so stark und männlich auch ihr geg
hinein und tröste das arme, verlassene Mädchen, — mit
chen die Selbstüberwindung gewährt, daß sie an Dir sich ei
— Marloff. Ihr väterlicher Rath ist — mir Befehl! —
mer, in das Minna und Frau König gegangen.) Lessing. Und i
zu ihm! —

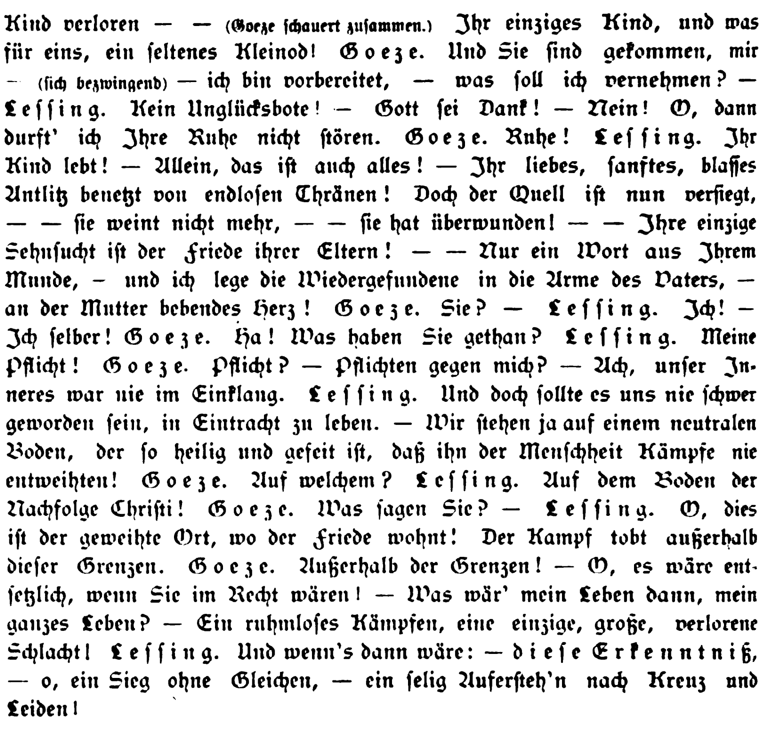
Es folgt nun eine Verwandlung, übrigens
ganzen Stück; aus dem Hause König's geht die
in das des Hauptpastors Goeze. Es ist bereits
kommt aus dem Zimmer seiner Gattin durch eine
das seinige; er ist in sehr gedrückter Gemüthsstim
bis zur Verzweiflung steigert.

Endlich allein! — ruft er aus — Entschlummert!
treue Gefährtin meines sturmbewegten Lebens! — (Er schre
Mitte.) Die Sorge um mich, und der Kummer um ihr
das die Wege des Heils verlassen, haben ihr die müde
geschlossen. — — (Nachdenkend) Wo weilt sie nun? (Er tri
Nacht ist dunkel — — Das Wort des Herrn sei meines F
— „Wer Vater oder Mutter schlägt, soll sterben!“ — —
ihr verstockter Sinn hat uns geschlagen, unser Herz verwu

Tod! — Ich habe gethan nach dem Willen des Herrn, — ich mußte es thun, — nun ist sie todt für mich. — Der Herr hat sie gegeben, der Feind seines Reiches hat sie dahin gerissen! — (Er setzt sich am Schreibtisch nieder und nimmt einige Papiere in die Hand.) Ich will arbeiten, — wirken — weiter wirken in meinem Beruf und Amt! — (Er wirft die Schriftstücke wieder fort, steht auf und macht einen Gang durchs Zimmer, darauf setzt er sich wieder.) Es war mir, als schaute jemand durchs Fenster. — Spiegelfechterei der höllischen Geister! Oder war es doch kein Trug? — Wenn sie es gewesen wäre, — wenn sie, — nagende Reue im Herzen, zurückkehren wollte — (er ruft hinaus.) Minna! — Mein Kind, mein armes Kind! — Oder war es ihr Geist?! O, Gott, wenn sie nicht mehr am Leben und ich zum Mörder meines Kindes geworden wäre! (Er nimmt einen Brief vom Tisch, den er öffnet.) Was ist das? Dreyer's Hand. — Die Hand meines Feindes. (Er liest.) Er klagt sich an als den Anstifter jenes Auftritts zwischen mir und dem Rittmeister, — behauptet, daß dieser ohne Anreiz und im guten Glauben zu mir gekommen — und fügt schließlich hinzu, daß sich meine Tochter im König'schen Hause aufhalte und dort meiner Sinnesänderung entgegensehe! — (Wirft den Brief bei Seite, freudig.) Ha! — Sie lebt! — Sie lebt! — (Steht auf.) Aber wo? — Unterm Dach meiner Feinde! Ha! Ha! Ha! Ha! — Sinnesänderung verlangt man von mir! — Von mir, — anstatt von ihr! — Daran erkenn' ich ja den Geist des Abgrunds, daß er das Gebot Gottes umkehrt und verlangt, daß Vater und Mutter die erbärmlichen Sklaven ihrer Kinder seien! — — So nur immer weiter! — Dann wird unser verderbtes Geschlecht alsbald zu Grunde gehen! — (Die Thurmuhr schlägt halb zwölf.) Halb zwölf! — Schon bald wieder Mitternacht — und der neue Tag bricht an, — und der alte scheidet! — So sei es auch mit mir! — — Nicht mehr das Herz von gestern! — — Heut' schon ein neues! — — Keine Nachsicht, — und Milde — keine Verzeihung mehr! — Jetzt trete die unerbittliche Strenge in ihr Recht — unwiderruflich! — (Man hört die Glocke der Hausthür läuten.) Was ist das? — Mitten in der Nacht?! — — Wenn sie es wäre! — — — Als reuige Büßerin, — — — mein Kind! — — — (Er ruft.) Johanna! — Johanna! — Die Hausthür! — — Johanna (die Mittelthür ein wenig öffnend und hineinrufend). Ja! Hochwürden! (Ab.)

Es folgt nun eine der schönsten Scenen des ganzen Stückes, eine ernste Unterredung zwischen Lessing und Goeze. Dieser nähert sich der Eingangsthür und spricht, indem er sie öffnet:

Wer drängt herein um Mitternacht und stört die Stille dieses Hauses? Lessing (im Mantel, eintretend.) Ich bin's! — Goeze (zurückprallend). Allmächtiger Gott! — Was hat das zu bedeuten?! Ich kann nicht Worte finden! — — Lessing! — Sie? Lessing. Als Nikodemus in der Nacht! Goeze. Wer erklärt mir das — — das Wunderbare?! Lessing. Ich komme auf Befehl des Herrn — — Goeze. Des Herrn? Lessing. Desselben der gesprochen hat: Ich bin krank gewesen, und Ihr habt mich besucht! — Dieser Umstand entschuldige mein Erscheinen in später Nacht. Goeze. O, Sie, — Sie kommen zu mir?! Lessing. Sie haben Ihr



Kind verloren — — (Goeze schauert zusammen.) Ihr einziges Kind, und was für eins, ein seltenes Kleinod! Goeze. Und Sie sind gekommen, mir — (sich bezwingend) — ich bin vorbereitet, — was soll ich vernehmen? — Lessing. Kein Unglücksbote! — Gott sei Dank! — Nein! O, dann durft' ich Ihre Ruhe nicht stören. Goeze. Ruhe! Lessing. Ihr Kind lebt! — Allein, das ist auch alles! — Ihr liebes, sanftes, blasses Antlitz benetzt von endlosen Thränen! Doch der Quell ist nun versiegt, — — sie weint nicht mehr, — — sie hat überwunden! — — Ihre einzige Sehnsucht ist der Friede ihrer Eltern! — — Nur ein Wort aus Ihrem Munde, – und ich lege die Wiedergefundene in die Arme des Vaters, — an der Mutter bebendes Herz! Goeze. Sie? — Lessing. Ich! — Ich selber! Goeze. Ha! Was haben Sie gethan? Lessing. Meine Pflicht! Goeze. Pflicht? — Pflichten gegen mich? — Ach, unser Inneres war nie im Einklang. Lessing. Und doch sollte es uns nie schwer geworden sein, in Eintracht zu leben. — Wir stehen ja auf einem neutralen Boden, der so heilig und gefeit ist, daß ihn der Menschheit Kämpfe nie entweihten! Goeze. Auf welchem? Lessing. Auf dem Boden der Nachfolge Christi! Goeze. Was sagen Sie? — Lessing. O, dies ist der geweihte Ort, wo der Friede wohnt! Der Kampf tobt außerhalb dieser Grenzen. Goeze. Außerhalb der Grenzen! — O, es wäre entsetzlich, wenn Sie im Recht wären! — Was wär' mein Leben dann, mein ganzes Leben? — Ein ruhmloses Kämpfen, eine einzige, große, verlorene Schlacht! Lessing. Und wenn's dann wäre: — diese Erkenntniß, — o, ein Sieg ohne Gleichen, — ein selig Aufersteh'n nach Kreuz und Leiden!

In dieser im höchsten Grade spannenden Weise geht der Dialog zwischen den beiden Gegnern weiter; auf der einen Seite steht der gelehrte Geistliche, befangen in Orthodoxismus und Buchstabenglauben, auf der anderen der religiös freisinnige, nicht minder gelehrte Dichter; beide doch ungleiche Gegner, da der Prediger dem Poeten in der Dialektik weitaus nicht gewachsen erscheint. Er wird von ihm in der mündlichen Disputation ebenso in die Enge getrieben wie in jenem berühmten Streit, wo die Waffen Broschüren und Flugschriften waren. Freilich wird in unserem Theaterstücke für Lessing der Sieg schon deshalb etwas leichter, weil auf Goeze ein schwerer Seelendruck lastet und sich die wiedererwachende Vaterliebe zu dem verstoßenen, unglücklichen Kinde zur Versöhnung neigt. Mit der völligen Aussöhnung der beiden Männer endigt die Unterredung: Goeze ist zu Lessing's Ansicht bekehrt, daß der Geist der Kirche Christi die Liebe sei und der Glaube an diese Liebe der einzig wahre, rechte, allein seligmachende Glaube. Und als dann Lessing freudig ausruft:



Morgen führe ich ein glücklich Kind zurück ins Vaterhaus, ruft Goeze: morgen, warum erst Morgen?! Lessing. Desto besser! — Noch in dieser Nacht! Aber dann vorher noch ein paar Zeilen! —(Er setzt sich an den Schreibtisch und schreibt, wobei er mit Goeze weiter spricht.) Die Überaschung kommt zu jäh und unerwartet. — Zuerst der große Schmerz! — und nun die große Freude! — So! — dieser Brief sei die Brücke für den Übergang vom tiefsten Schmerz zur höchsten Freude! (Er faltet den Brief) und das Mädchen, welches mich einließ — — er steht auf mit dem Brief in der Hand.)

Goeze ruft Johanna, die sich sofort mit dem Briefe noch mitten in der Nacht in das Haus König's begeben muß.

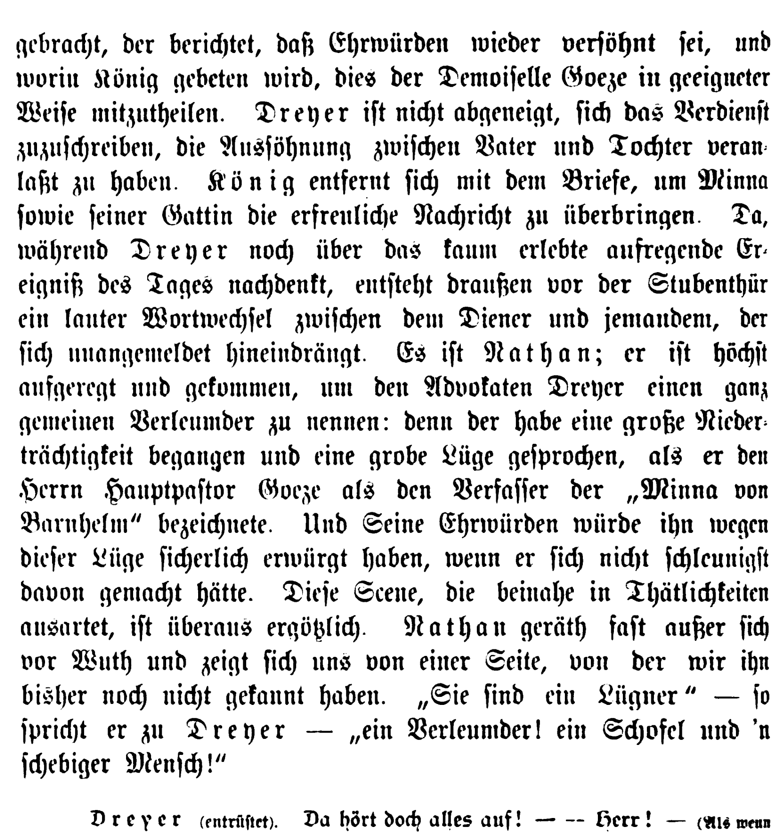
Goeze. O, noch einmal lassen Sie mich Ihnen die Hand drücken (thut es) und danken! — —Und dann zu meiner schlummernden Gattin! — Und mit ihr zu unserem Kinde! — Lessing. Und ich voran! — (Goeze die Hand gebend) Auf Wiedersehn im Hause meines Freundes! — Goeze. Auf Wiederseh'n! Lessing (durch den Haupteingang ab). Goeze (zurücktretend in die Stube. Die Thurmuhr beginnt zwölf zu schlagen, Goeze während sie schlägt). Schon Mitternacht! — O, süße, heilige Stille des Friedens! — Die Wolken sind zerstreut! — Die Sterne funkeln! — und bald, — bald die flammende Morgenröthe, — des Lichtes Verkünderin! — vor dem Aufgang der strahlenden Sonne! — (Glockenspiel vom Thurm.) „In allen meinen Thaten" (anhaltend bis zum Schluß des Actes.) Ha! — welch ein Ton! — wie greift er mir ins Herz! — Sehnsuchtsvoll und flehend sucht er seine alte Heimath, — den tiefen Grund der Menschenbrust, dem er entstieg! — O, süßer Sang aus meiner Jugend Tagen! — Du segenvoller, heiliger Choral, — den einst ein Pilger sang in wilder Wüste, — ach, woran mahnst Du mich! — Wie oft, wie oft hört' ich die Mahnung und verstand sie nicht! — Nun, Herr, will ich vertrauend zu Dir treten und freudig mit dem Dichter beten: (er faltet die Hände.)

In allen meinen Thaten,
Lass' ich den Höchsten rathen,
Der alles kann und hat;
Er muß zu allen Dingen,
Soll's anders wohl gelingen,
Mir selber geben Rath und That!

Nichts ist es spät und frühe,
Denn alle meine Mühe,
Mein Sorgen ist umsonst.
Er mag's mit meinen Sachen
Nach seinem Willen machen,
Ich stell's in seine Vatergunst.

(Der Vorhang fällt.)

Im fünften Acte drängt die Handlung rasch zum Schluß. Sie spielt im Hause König's und beginnt mit einem Dialog zwischen diesem und Dreyer. Unterdes wird jener Brief Lessings



gebracht, der berichtet, daß Ehrwürden wieder versöhnt sei, und worin König gebeten wird, dies der Demoiselle Goeze in geeigneter Weise mitzutheilen. Dreyer ist nicht abgeneigt, sich das Verdienst zuzuschreiben, die Aussöhnung zwischen Vater und Tochter veranlaßt zu haben. König entfernt sich mit dem Briefe, um Minna sowie seiner Gattin die erfreuliche Nachricht zu überbringen. Da, während Dreyer noch über das kaum erlebte aufregende Ereigniß des Tages nachdenkt, entsteht draußen vor der Stubenthür ein lauter Wortwechsel zwischen dem Diener und jemandem, der sich unangemeldet hineindrängt. Es ist Nathan; er ist höchst aufgeregt und gekommen, um den Advokaten Dreyer einen ganz gemeinen Verleumder zu nennen: denn der habe eine große Niederträchtigkeit begangen und eine grobe Lüge gesprochen, als er den Herrn Hauptpastor Goeze als den Verfasser der „Minna von Barnhelm“ bezeichnete. Und Seine Ehrwürden würde ihn wegen dieser Lüge sicherlich erwürgt haben, wenn er sich nicht schleunigst davon gemacht hätte. Diese Scene, die beinahe in Thätlichkeiten ausartet, ist überaus ergötzlich. Nathan geräth fast außer sich vor Wuth und zeigt sich uns von einer Seite, von der wir ihn bisher noch nicht gekannt haben. „Sie sind ein Lügner“ — so spricht er zu Dreyer — „ein Verleumder! ein Schofel und 'n schebiger Mensch!“

Dreyer (entrüstet). Da hört doch alles auf! — -- Herr! — (Als wenn er auf Nathan eindringen wollte, dieser springt schnell zurück hinter den Tisch, wo er schnell den Schirm gegen Dreyer aufspannt und wie in gedeckter Stellung einen Augenblick verharrt.) Was entblöden Sie sich, mir solche Gemeinheiten, — solche Injurien ins Gesicht zu schleudern, — Sie infamer Jude! Nathan (von dem Wort infamer Jude, wie elektrisch berührt). Was haben Sie gesagt? Infamer Jude haben Sie gesagt! — Ha! — (Sehr schnell.) Sie, Sie, Sie, Sie! — — wie haißt?! — Gemeinheiten?! — Injurien?! — Hat doch der infame Jude, -- infamer Jude! — Ha! — verleimdet noch keinen Menschen, und belogen auch keinen! — Keinen Juden und keinen Christen! — Hat aber der Herr Doktor Dreyer, der Christ, verleimdet Seine Hochwirden und hat belogen den Herrn Offizier und hat belogen und lächerlich gemacht Nathan, den Juden, und ihn in Gefahr gebracht, daß er hätte kennen verlieren sein Leben! — Und hat der Herr Doktor Dreyer, der Christ, belogen seine eigenen Leite — die Christen, — seinen Famulus, den vortrefflichen Dichter, — Herrn Mendlein, und seine Haushälterin, die ehrsame Jungfer Dorothea, — und hat veranlaßt, daß der Vater hat verstoßen sein Kind! -- der Vater — sein Kind! — Gott gerechter! — und daß die arme Demoiselle nun ist so unglücklich und so betribt, daß sie am liebsten kennte sterben! (schnell.) Ah! Ah! — Sie — Sie schebiger Mensch, Sie! —

— (wieder hinter den Tisch retirirend.) Dreyer (wüthend). Ich sage Ihnen nochmals, zügeln Sie Ihre Worte. — Was ich gethan, war ja nur ein Akt der Rache! — Nathan (schnell, während Dreyer es mehrfach vergeblich versucht, ihn zu unterbrechen). Zigeln?! — Wie haißt! — (schnell.) Ich firchte mich nicht! — Akt der Rache?! — wie haißt?! — „Die Rache ist mein", spricht der Herr! — „Und Du sollst nicht verleimden und afterreden", spricht der Herr! — „Und Du sollst lieben Deinen Nächsten wie Dich selbst", spricht der Herr! — Das hat gesprochen Jehova — der Herr Zebaoth — — der Gott der Juden! — Und was hat geredet der Messias der Christen durch den Mund seiner Apostel?! — „Liebet Eire Feinde! — segnet, die Eich fluchen! — thut wohl denen, die Eich hassen! — bittet fir die, so Eich beleidigen und verfolgen!" (Schnell.) Ah! Ah! Ah! Ah! — und Sie haben uns vorgelogen, daß Seine Hochwirden der Herr Pastor Geze sei der Verfasser der „Minna von Barnhelm", dem Herrn Offizier und dem Dichter Menchlein und der Jungfer Dorothea und mir! — Wenn ich wäre der Herr Offizier, — ich wirde fordern Sie zum Duell auf scharfe Degen und geladene Pistolen! — ich der infamige Jude, der sich freut, daß er Ihnen hat gesagt doch einmal die Wahrheit, — — Ihnen, dem Herrn Doktor Dreyer, daß Sie missen sich schämen und werden roth iber und iber! — — So! — und nun will ich gehen zu Seiner Hochwirden und erzähl'n ihm alles! — (schnell.) Sie, Sie, — schebiger Mensch, — Sie! — — (Im Forteilen zu dem Diener, welcher in der Thür sichtbar wird, laut rufend) Lassen Sie mich heraus! — Packen Sie mich nicht an! — Ich bin withend! — (Durch die Mitte ab.)

Es folgt eine kurze Scene, in der Dreyer Lessing beschuldigt, der armen Demoiselle Goeze Hoffnungen gemacht zu haben, deren Erfüllung noch sehr zweifelhaft sei; denn er (Dreyer) habe noch gar keine Antwort auf seinen Brief an den Hauptpastor erhalten und somit sei Lessing's wenig angebrachte Voreiligkeit ganz darnach angethan, alles zu verderben.

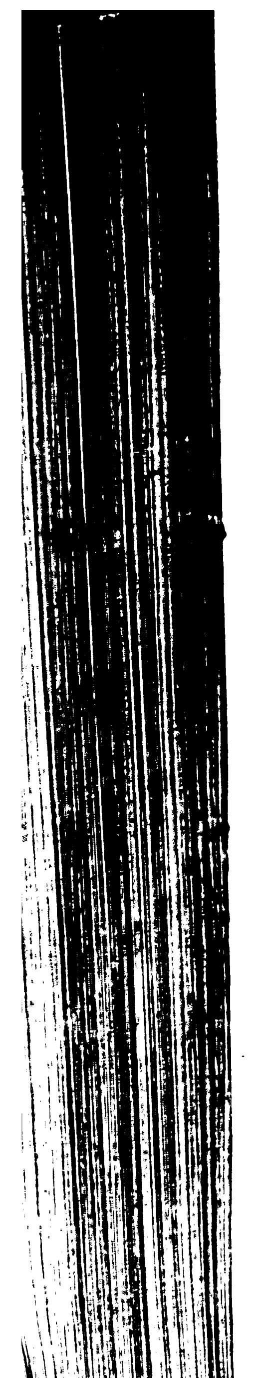
In der nächsten Scene, an der sich auch König, seine Frau Eva und Minna betheiligen, dankt diese Lessing in den herzlichsten Ausdrücken für seine Verwendung bei ihrem Vater. Doch Lessing verweist sie auf Gott, der alles zum Besten gelenkt habe. Nun richtet das Mädchen an Lessing die Frage:

Und wird auch ihm Verzeihung, dem edlen, ritterlichen Manne, der um meinetwillen, obgleich schuldlos, so viel ertragen hat? O, wenn Sie mir auch noch diese frohe Hoffnung geben könnten.

Lessing antwortet:

Vielleicht auch diese! Wir wollen hoffen!

Dreyer ist erstaunt über die Zuversicht, mit der dem besorgten Mädchen auch noch diese Hoffnung gemacht wird; denn er weiß ja nichts von Lessing's Unterredung mit dem Hauptpastor



und glaubt vielmehr, der Dichter hätte die von ihm (Dreyer) eingefädelte gute Sache mehr verdorben als gefördert. Aber er soll bald eines anderen belehrt werden: draußen ruft jemand sehr erfreut und laut:

Herr Kenig! Madame Kenig! Es kommt Besuch! Vornehme Leute! Liebe Gäste!

Es ist Nathan's Stimme, und herein treten Goeze und Frau. Minna eilt ihnen mit ausgebreiteten Armen und mit dem Rufe entgegen: Mein Vater! Meine Mutter! Und nun lassen wir sie selbst sprechen, die Glücklichen, die das Verhängniß so jäh auseinander gerissen und die sich nun — dank dem vornehmsten aller Gebote, der christlichen Nächstenliebe, und den Bemühungen zweier gleich edler Menschen, des großen Dichters und des Handelsjuden Nathan — so bald wiedergefunden haben.

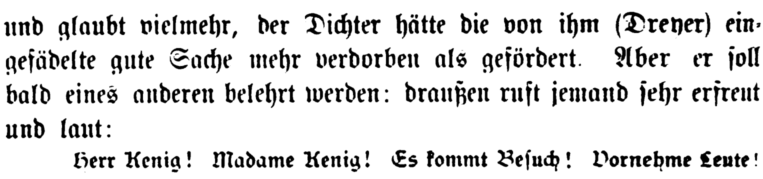
Goeze. Minna! — Minna! — mein Kind! — — (Er schließt sie in seine Arme.) Geliebtes, theures Kind! — (Fast weinend.) Und nun zur Mutter! Minna (der Mutter in die Arme eilend). Mutter! — Meine liebe, süße Mutter! Pastorin Goeze. O, meine Tochter! — Meine liebe, liebe Tochter! Goeze (zu Minna gehend, die noch an der Mutter hängt, und den Arm um sie, oder beide legend). Nun haben wir Dich wieder! — Alle Zeit! Minna. Dank, mein Vater! — Heißen Dank! Goeze. Dank?! — — O, danke Gott! Und (auf Lessing zeigend) Deinem Retter! — Nun bist Du wieder mein und sollst es bleiben! Minna. Mein Vater! Goeze. Da ich in dunkler Stunde einsam saß und trauerte, und da ich Gott in der Sünde meines erbitterten Herzens gebeten hatte, daß er hervorbrechen möchte in seinem Zorn, wie in den Tagen des alten Bundes, über meine Feinde, sie zu richten und zu verdammen, — — da trat ein Bote des Höchsten in das Haus der Schmerzen! — Lessing war 's! — Wir sind versöhnt! — Dreyer (für sich). Nun seh' ich klar! — (Zu Lessing.) O, Lessing! Lessing! Nathan (schnell). Sie guter Mann! — Sie braver Mann! — Sie edler Mann! — Goeze. Die Wolken sind zerstreut, — die Nacht entflieht und bald kommt schon der goldne Morgen! O, segensvolle Zukunft! — — Eine Sonne! — Eine Liebe! — — — — Mir ist, als stieg's herauf aus grauen Tagen! — — Dem Schoß der schlummernden Vergangenheit entwinden sich liebe, süße Erinnerungen, und vor mir seh' ich die Lichtgestalten seliger Geister! — — Marloff! — Kleist! — Ihr stillgewordenen Herzen, — o, kommt auch Ihr herab und tretet in diesen Kreis! — — und könnt Ihr nicht, — dann sendet Euren Boten! — — (Laut rufend.) Ewald von Marloff! Minna (schnell und in größter Freude rufend). Ewald! Ewald! Marloff (kommt aus dem Nebenzimmer. Goeze umarmt ihn. Er küßt der Pastorin Goeze die Hand). Goeze (Marloff zu Minna führend). So nimm ihn hin, den Dir Dein Gott erkor! (Beide knieen nieder. Goeze legt die Hände auf sie.) Er segne Euch! — Euch hat Gott zusammengefügt. — Nur er kann Euch scheiden. (Beide stehen wieder auf. Er

giebt ihnen die Hand und küßt sie. Ebenso die Pastorin.) Nathan (schnell). Demoiselle Geze, die Hand! – Herr Offizier, die Hand! (Drückt schnell beiden nacheinander die Hand.) Und weil da wird gefeiert die Verlobung, soll auch fehlen nicht das Simbol des schenen Bundes der Liebe! — (Er nimmt den Ring aus der Tasche und erfaßt Minnas und Marloff's Hand, legt sie in einander und giebt ihnen den Ring.) Nehmen Sie ihn beide zum Andenken an diese Stunde, wo der Herr hat ineinander gelegt Ihre Hände, daß sie sollen bleiben vereint fir's ganze Leben! — Minna und Marloff (zugleich). Herr Nathan! Lessing (Nathan die Hand drückend, mit besonderer Betonung, sanft, weich und liebevoll). Nathan! Dreyer (für sich, schnell, im entgegengesetzten Sinne). Der Jude! Goeze. Und wir sind auch vereint! — Und nicht mehr Feinde! – Sondern fortan Freunde! (Während er dies sagt, drückt er, beide Hände gebrauchend, König und Eva zu gleicher Zeit die Hand, ebenso Dreyer und Nathan.) Und wir versteh'n uns! — — (Dann zu Lessing gewandt und ihm die Hand drückend.) Doch wie soll ich lohnen dem edlen Dichter der „Minna", die mir zum Verhängniß ward?! Lessing. Mein Lohn ist — dieser Augenblick!

Johann Meyer hat die Überarbeitung dieses Dramas dem derzeitigen Oberregisseur des Kieler Stadttheaters, Herrn Adolf Dombrowski, „in herzlicher Verehrung" gewidmet. Wie fast alle Stücke dieses Dichters, ist auch dieses unter der vorzüglichen Regie Dombrowski's einstudirt und aufgeführt worden, zuerst zweimal am Kieler Stadttheater — am 22. Januar 1893, dem Geburtstage Lessing's, und einige Tage später —. Beide Male war die Aufnahme seitens des vollbesetzten Hauses die denkbar günstigste. Ende Juli desselben Jahres wurde das Drama im Kieler Tivoli-Theater gegeben, wo Herr Dombrowski während der Sommersaison die Oberleitung hatte und wo sich einer von den Schauspielern das Drama zu seinem Benefiz ersehen hatte. Auch hier spielte Herr Dombrowski, wie im Stadttheater, die schwere Rolle des Hauptpastors Goeze, mit großem Geschick und verhalf mit den vortrefflichen Kräften unter seiner Leitung dem Stück zu einem großen Erfolge.

Seitens der Kieler Presse wurden allen Aufführungen die günstigsten Besprechungen zu Theil. So schrieb die Kieler Zeitung vom 23. Januar 1893:

„Das Schauspiel „Lessing und Goeze" von Detlef Gottfried und Johann Meyer, welches am Sonntag zum ersten Male in Szene ging, spielt am 1. bis zum 2. Oktober 1767, am Tage und in der Nacht nach der ersten Aufführung von „Minna von Barnhelm"; und doch kann schwerlich ein Stück gefunden werden, das seiner Tendenz nach besser für die Gegenwart paßt als dieses. Es ist das Evangelium der reinen Menschenliebe, das



und glaubt vielmehr, der Dichter hätte die von ihm (Dreyer) eingefädelte gute Sache mehr verdorben als gefördert. Aber er soll bald eines anderen belehrt werden: draußen ruft jemand sehr erfreut und laut:

Herr Kenig! Madame Kenig! Es kommt Besuch! Vornehme Leute! Liebe Gäste!

Es ist Nathan's Stimme, und herein treten Goeze und Frau. Minna eilt ihnen mit ausgebreiteten Armen und mit dem Rufe entgegen: Mein Vater! Meine Mutter! Und nun lassen wir sie selbst sprechen, die Glücklichen, die das Verhängniß so jäh auseinander gerissen und die sich nun dank dem vornehmsten aller Gebote, der christlichen Nächstenliebe, und den Bemühungen zweier gleich edler Menschen, des großen Dichters und des Handelsjuden Nathan — so bald wiedergefunden haben.

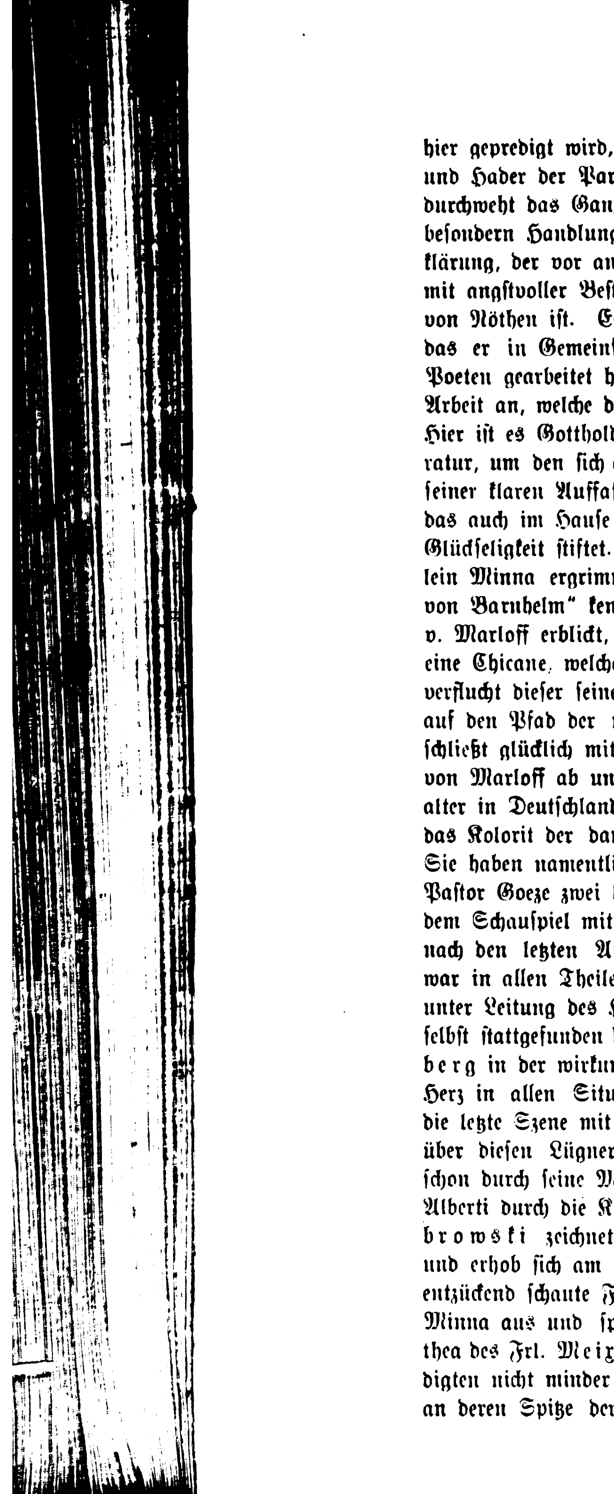
Goeze. Minna! — Minna! -- mein Kind! — — (Er schließt sie in seine Arme.) Geliebtes, theures Kind! — (Fast weinend.) Und nun zur Mutter! Minna (der Mutter in die Arme eilend). Mutter! — Meine liebe, süße Mutter! Pastorin Goeze. O, meine Tochter! — Meine liebe, liebe Tochter! Goeze (zu Minna gehend, die noch an der Mutter hängt, und den Arm um sie, oder beide legend). Nun haben wir Dich wieder! — Alle Zeit! Minna. Dank, mein Vater! — Heißen Dank! Goeze. Dank?! — — O, danke Gott! Und (auf Lessing zeigend) Deinem Retter! — Nun bist Du wieder mein und sollst es bleiben! Minna. Mein Vater! Goeze. Da ich in dunkler Stunde einsam saß und trauerte, und da ich Gott in der Sünde meines erbitterten Herzens gebeten hatte, daß er hervorbrechen möchte in seinem Zorn, wie in den Tagen des alten Bundes, über meine Feinde, sie zu richten und zu verdammen, — — da trat ein Bote des Höchsten in das Haus der Schmerzen! — Lessing war 's! — Wir sind versöhnt! — Dreyer (für sich). Nun seh' ich klar! — (Zu Lessing.) O, Lessing! Lessing! Nathan (schnell). Sie guter Mann! — Sie braver Mann! — Sie edler Mann! — Goeze. Die Wolken sind zerstreut, — die Nacht entflieht und bald kommt schon der goldne Morgen! O, segensvolle Zukunft! — — Eine Sonne! — Eine Liebe! — — — — Mir ist, als stieg's herauf aus grauen Tagen! — — Dem Schoß der schlummernden Vergangenheit entwinden sich liebe, süße Erinnerungen, und vor mir seh' ich die Lichtgestalten seliger Geister! — — Marloff! — Kleist! — Ihr stillgewordenen Herzen, — o, kommt auch Ihr herab und tretet in diesen Kreis! — — und könnt Ihr nicht, — dann sendet Euren Boten! — — (Laut rufend.) Ewald von Marloff! Minna (schnell und in größter Freude rufend). Ewald! Ewald! Marloff (kommt aus dem Nebenzimmer. Goeze umarmt ihn. Er küßt der Pastorin Goeze die Hand). Goeze (Marloff zu Minna führend). So nimm ihn hin, den Dir Dein Gott erkor! (Beide knieen nieder. Goeze legt die Hände auf sie.) Er segne Euch! — Euch hat Gott zusammengefügt. — Nur er kann Euch scheiden. (Beide stehen wieder auf. Er

giebt ihnen die Hand und küßt sie. Ebenso die Pastorin.) Nathan (schnell). Demoiselle Geze, die Hand! – Herr Offizier, die Hand! (Drückt schnell beiden nacheinander die Hand.) Und weil da wird gefeiert die Verlobung, soll auch fehlen nicht das Simbol des schenen Bundes der Liebe! — (Er nimmt den Ring aus der Tasche und erfaßt Minnas und Marloff's Hand, legt sie in einander und giebt ihnen den Ring.) Nehmen Sie ihn beide zum Andenken an diese Stunde, wo der Herr hat ineinander gelegt Ihre Hände, daß sie sollen bleiben vereint für's ganze Leben! — Minna und Marloff (zugleich). Herr Nathan! Lessing (Nathan die Hand drückend, mit besonderer Betonung, sanft, weich und liebevoll). Nathan! Dreyer (für sich, schnell, im entgegengesetzten Sinne). Der Jude! Goeze. Und wir sind auch vereint! — Und nicht mehr Feinde! — Sondern fortan Freunde! (Während er dies sagt, drückt er, beide Hände gebrauchend, König und Eva zu gleicher Zeit die Hand, ebenso Dreyer und Nathan.) Und wir versteh'n uns! — — (Dann zu Lessing gewandt und ihm die Hand drückend.) Doch wie soll ich lohnen dem edlen Dichter der „Minna“, die mir zum Verhängniß ward?! Lessing. Mein Lohn ist — dieser Augenblick!

Johann Meyer hat die Überarbeitung dieses Dramas dem derzeitigen Oberregisseur des Kieler Stadttheaters, Herrn Adolf Dombrowski, „in herzlicher Verehrung“ gewidmet. Wie fast alle Stücke dieses Dichters, ist auch dieses unter der vorzüglichen Regie Dombrowski's einstudirt und aufgeführt worden, zuerst zweimal am Kieler Stadttheater — am 22. Januar 1893, dem Geburtstage Lessing's, und einige Tage später —. Beide Male war die Aufnahme seitens des vollbesetzten Hauses die denkbar günstigste. Ende Juli desselben Jahres wurde das Drama im Kieler Tivoli-Theater gegeben, wo Herr Dombrowski während der Sommersaison die Oberleitung hatte und wo sich einer von den Schauspielern das Drama zu seinem Benefiz ersehen hatte. Auch hier spielte Herr Dombrowski, wie im Stadttheater, die schwere Rolle des Hauptpastors Goeze, mit großem Geschick und verhalf mit den vortrefflichen Kräften unter seiner Leitung dem Stück zu einem großen Erfolge.

Seitens der Kieler Presse wurden allen Aufführungen die günstigsten Besprechungen zu Theil. So schrieb die Kieler Zeitung vom 23. Januar 1893:

„Das Schauspiel „Lessing und Goeze“ von Detlef Gottfried und Johann Meyer, welches am Sonntag zum ersten Male in Szene ging, spielt am 1. bis zum 2. Oktober 1767, am Tage und in der Nacht nach der ersten Aufführung von „Minna von Barnhelm“; und doch kann schwerlich ein Stück gefunden werden, das seiner Tendenz nach besser für die Gegenwart paßt als dieses. Es ist das Evangelium der reinen Menschenliebe, das



hier gepredigt wird, das Evangelium des Friedens, welches allen Streit und Hader der Parteien besänftigt. Ein belebender Hauch der Humanität durchweht das Ganze und macht uns das Drama, ganz abgesehen von seiner besondern Handlung, lieb und werth. Wir hören von dem Geiste der Aufklärung, der vor anderthalb Jahrhunderten die Welt durchwehte und merken mit angstvoller Bestürzung, wie sehr uns dieser Geist auch jetzt noch bisweilen von Nöthen ist. Es ist das weit ausgesponnenste Werk Johann Meyer's, das er in Gemeinschaft mit einem leider nur zu früh dahingeschiedenen Poeten gearbeitet hat. — Es knüpft seinem Charakter nach an Meyer's letzte Arbeit an, welche den Dichter Voß in den Mittelpunkt des Interesses stellte. Hier ist es Gotthold Ephraim Lessing, der Bahnbrecher unserer Nationallitteratur, um den sich alle Geschehnisse gruppieren. Er bildet mit seiner Toleranz, seiner klaren Auffassung und echten Menschlichkeit das versöhnende Element, das auch im Hause des Todtfeindes, des Hauptpastors Goeze, Eintracht und Glückseligkeit stiftet. Der orthodoxe Hauptpastor Goeze ist über sein Töchterlein Minna ergrimmt, welche das Nationaltheater besucht hat, um „Minna von Barnhelm" kennen zu lernen, und nebenbei einen schmucken Rittmeister v. Marloff erblickt, der im Fluge ihr Herz erobert. Wüthend gemacht durch eine Chicane, welche Goeze selbst als den Verfasser der „Minna" publizirt, verflucht dieser seine Tochter und wird erst durch den edlen Sinn Lessing's auf den Pfad der wahren Humanität wieder zurückgeführt. Das Drama schließt glücklich mit dem Bunde Minnas und ihres geliebten Rittmeisters von Marloff ab und eröffnet zugleich die Perspektive auf ein herrliches Zeitalter in Deutschland. Die Autoren haben besonderes Gewicht darauf gelegt, das Kolorit der damaligen Zeit zu treffen und ihren Geist wiederzuspiegeln. Sie haben namentlich in dem wackeren Juden Nathan und dem starren Pastor Goeze zwei lebensvolle Charaktere geschaffen. Das Publikum folgte dem Schauspiel mit großem Interesse und rief den Dichter Johann Meyer nach den letzten Aktschlüssen stürmisch vor die Rampe. Die Aufführung war in allen Theilen wohlgelungen, dank der großen Zahl der Proben, die unter Leitung des Herrn Dombrowski und zum Theil Johann Meyer's selbst stattgefunden haben. Den größten äußeren Erfolg erzielte Herr Kugelberg in der wirkungsvollen Rolle des Handelsjuden Nathan, dessen gutes Herz in allen Situationen zum Ausbruch kommt. Namentlich gelang ihm die letzte Szene mit Dr. Dreyer (Herr Henschel), in der seine Wuth über diesen Lügner drastisch zum Ausdruck kommt. Herr Wallis, der schon durch seine Maske außerordentlich gefiel, übte als freisinniger Pastor Alberti durch die Kraft seiner Rede eine zündende Wirkung. Herr Dombrowski zeichnete den Hauptpastor Goeze mit festen, energischen Strichen und erhob sich am Schlusse des dritten Acts zu imponirender Größe. Ganz entzückend schaute Frl. Seldburg in ihrem streng historischen Kostüm als Minna aus und sprach voll Innigkeit und Frische. Die gemüthliche Dorothea des Frl. Meixner, der schwärmerische Mönchlein des Herrn Pütz befriedigten nicht minder als das Ehepaar König und die Schauspielergesellschaft, an deren Spitze der bedeutsame Lessing des Herrn Tichy erschien. Den

Rittmeister Marloff spielte Herr Fischer recht gewandt und voll Temperament. Kurzum, unsere Künstler hatten zum Gelingen des Abends ihr Bestes eingesetzt."

In der Nord-Ostsee-Zeitung, Abendausgabe vom 23. Januar 1893, heißt es:

„Zu den Dramen, welche die Lieblingsdichter der deutschen Nation, wie Schiller, Goethe, Heine, Bürger, zum Helden haben, ist nun durch die gestrige Aufführung des fünfaktigen Schauspiels „Lessing und Goeze" von Detlef Gottfried und Johann Meyer ein neues dramatisches Charakterbild, das unseren Dichterheroen Gotthold Ephraim Lessing verherrlicht, hinzugekommen. Die gestrige Feier von Lessing's Geburtstag bot den Anlaß zur Erstaufführung des Werkes, dessen Autoren sich schon dadurch, daß sie den großen Dramaturgen zum Sujet ihrer Dichtung gemacht, ein nicht geringes Verdienst erworben. Aber andere Momente treten hinzu, welche dem dramatischen Bühnenwerk voraussichtlich einen bleibenden Werth verleihen. Zunächst die Schilderung des damaligen litterarischen Lebens unserer Nachbarstadt Hamburg, in das durch Lessing's Wirken ein neuer frischer Zug gebracht wurde und das zu einem Litteraturbilde der ganzen damaligen Epoche erweitert wird. Wenn auch bei einigen in dem Charakterbild auftretenden Persönlichkeiten uns die historische Treue nicht völlig gewahrt erscheint, so namentlich bei dem Hauptpastor Goeze, so ist doch der Charakter und das erfolgreiche Wirken Lessing's mit liebenswürdiger Vertiefung in seine Eigenart dramatisch lebendig wiedergegeben, und darin liegt das Hauptmoment der Würdigung der Bühnendichtung.

Wie schon der Titel besagt, bildet der Kampf des Dichters mit dem Hauptvertreter der Orthodoxie in Hamburg den Kernpunkt der Fabel, die sich übrigens, der bekannten litterarischen Fehde entrückt, in der Familiensphäre des Hauptpastors Goeze abspielt. Die einzige Tochter des letzteren, Minna, so hebt die Handlung an, hat bei Gelegenheit der ersten Aufführung von „Minna von Barnhelm" auf den ersten Blick ihr Herz dem Rittmeister Ewald v. Marloff zugewandt, dessen in der Schlacht bei Hochkirch gebliebener Vater ein Jugendfreund Goeze's gewesen. Der Verbindung der beiden stemmen sich nun aber fast unüberbrückbare Hindernisse in den Weg, da irrthümlicherweise in Folge eines Racheakts des durch Goeze beleidigten Advokaten Dr. Dreyer der Rittmeister in dem Vorkämpfer der Orthodoxie den ungenannten Dichter der „Minna von Barnhelm" erblickt und diesem für dessen Dichtung seine Verehrung ausdrückt. Wie nun der auf das tiefste gekränkte Hauptpastor seine Tochter verstößt und wie es dem uneigennützigen, aufopferungsvollen Lessing gelingt, Vater und Tochter wieder auszusöhnen und alles zum Besten zu wenden, das ist die Quintessenz des Schauspiels, das besonders durch humoristische Episoden lebendig und fesselnd gestaltet wird. Namentlich anschaulich und theilweise in hübschen poetischen Bildern, welche der Lessing'schen Ideenwelt treffend angepaßt sind, bewegt sich die Diktion des Schauspiels, und auch die Charakteristik der einzelnen Personen ist sehr sorgfältig ausgearbeitet.

Für die Aufführung hatte man die besten Kräfte ins Treffen geführt. Herr Tichy gab den Lessing in den Grundzügen wahr und sympathisch wieder, Herr Dombrowski schuf in seinem Goeze eine ausdrucksvolle, wirksame Bühnenfigur. Für den Juden Nathan fand Herr Kugelberg die denkbar effektvollste Gestaltung, die in ihrem originellen Humor wohlthuend berührte. Für den der freieren Richtung huldigenden Pastor Alberti fand Herr Wallis in der Szene vor dem Konsistorium äußerst wirkungsvolle Accente. Herr Henschel gab den Dr. Dreyer bezeichnend, Herr Fischer den Rittmeister v. Marloff mit jugendlichem Feuer wieder. Von den Damenrollen tritt nur die Minna einigermaßen hervor; diese wurde durch Frl. Selbburg entsprechend wiedergegeben. Auch die andern Darsteller, unter diesen Frl. Meixner als plattdeutsch sprechende Haushälterin, Frl. Scherbarth als Eva, Herr Pütz als Mönchlein, Frl. Lind als Pastorin Goeze machten sich um die Vorstellung nach besten Kräften verdient.

Trotzdem das Sonntagspublikum für Vorstellungen dieser Art im Ganzen nur wenig Verständniß zeigt, wurde doch das Stück, das jedenfalls Wiederholungen erfährt, mit von Akt zu Akt gesteigertem Beifall aufgenommen. Der Mitautor Johann Meyer mußte verschiedentlich auf der Bühne für den Beifall danken."

Das Kieler Tageblatt vom 24. Januar 1893 schrieb:

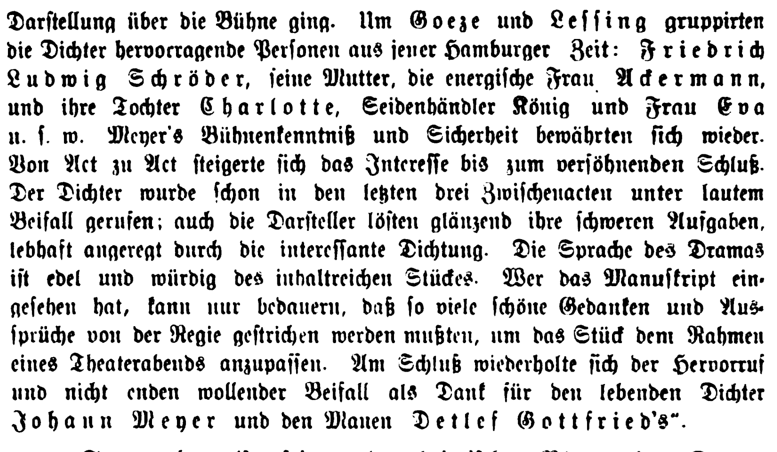
„Lessing und Goeze", Schauspiel in 5 Akten von Detlef Gottfried und Johann Meyer.

Fröhliche animirte Sonntagsstimmung, ein volles Haus, erwartungsvolles Publikum, dazu die Erstaufführung eines Werkes von einem Mitbürger unserer Stadt, dessen Feder unsere Leser schon so manche hübsche Dichtung verdanken, das alles stellte dem gestrigen Schauspiele „Lessing und Goeze" von Detlef Gottfried und Johann Meyer eine freundliche Aufnahme in Aussicht. Das Stück ist reich an interessanten Episoden, welche in der Hauptsache den bekannten Streit zwischen Lessing und dem Hamburger Pastor Goeze zum Inhalte haben. Die Gegensätze sind scharf betont. Auf der einen Seite tritt uns das starre, zähe Festhalten an den Grundsätzen, die auf strengster orthodoxer Anschauung basiren, das Verwerfen jeglichen Humanitätsprincips gegen Andersgläubige, das unerbittliche, bis in die äußersten Konsequenzen verfolgte Richten dem „freien Geiste" gegenüber in der Gestalt des Pastors Goeze entgegen, während Lessing die ideale Richtung der allgemeinen Menschenliebe vertritt, der Liebe, welche keinen Unterschied kennt, und aus welcher der wahre Glaube hervorgeht. In den Expositionsscenen hören wir von der stattgefundenen Erstaufführung des Lustspiels „Minna von Barnhelm," dessen Verfasser man folgerichtig in Lessing vermuthet; wir erfahren von dem zwischen dem strengen Lutheraner Goeze und dem Freigeist Lessing bestehenden Zwiste, von der Neigung der lieblichen Minna Goeze zu dem Husarenoffizier v. Marloff, den sie bei einem heimlichen Besuche des Theaters zum ersten Male gesehen, und unsere Aufmerksamkeit wird von Anfang an, schon während der Exposition und im Verlaufe der beiden ersten Akte, in denen wir den Juden Nathan und alle Hauptpersonen jener interessanten Epoche der

Geschichte des Hamburger Theaters kennen lernen, beständig angeregt und gefesselt. Volles, ganzes Interesse erweckt der dritte Akt, in welchem das Consistorium mit dem Hauptpastor Goeze an der Spitze über den abtrünnigen „freigeistigen“ Pastor Alberti zu Gerichte sitzt. Die Rede des letzteren ist in ihrer überzeugenden Wahrheit von zündender Wirkung. Im vierten Akte haben wir die Bekehrung des Goeze durch Lessing. Den schnellen Umschwung in der Gesinnung des zu Anfang so starr und zäh an seiner Meinung Festhaltenden sucht der Dichter durch die qualvolle Angst um die geliebte Tochter, welche das Herz des Vaters ergreift, glaubwürdig zu machen. Im fünften Akte folgt die allgemeine Versöhnung. Eine Gestalt von großer Naturtreue ist der Jude Nathan, in dem Lessing den Vorwurf zu dem Helden seines Schauspiels „Nathan der Weise“ findet. Die Künstler unterzogen sich insgesammt ihren Aufgaben mit anerkennenswerthem Eifer. Herr Dombrowski, der sich auch um die Regie verdient gemacht hat, wußte den Pastor Goeze ganz im Sinne der Dichtung wiederzugeben. Er war voll und ganz bei der Sache und seine Darstellung trug nicht wenig dazu bei, dem Stück zum Erfolge zu verhelfen. Mit überzeugender, schlichter Einfachheit spielte Herr Wallis den Pastor Alberti und errang durch seine warme Sprache einen wohlverdienten Beifall. Herr Kugelberg war vorzüglich in Maske und Spiel als Nathan, nur störte zuweilen ein eigenthümlicher Tonfall die Wirkung des im Übrigen brillant gesprochenen jüdischen Dialektes. Herr Tichy sah als Lessing vornehm und edel aus und erfreute durch seine warme herzliche Sprache. Fräulein Seldburg war als Minna Goeze eine sehr anmuthige Erscheinung. Das Ehepaar König fand eine gute Vertretung in Herrn Böhmert und Fräulein Scherbarth. Herr Fischer war ein flotter Husarenoffizier. Herr Henschel war als Advokat Dreyer, wie immer, an seinem Platze. Von den übrigen Vertretern der kleineren Rollen, die alle nach Kräften zum Gelingen des Ganzen mit beitrugen, seien noch Frl. Meizner und Herr Pütz erwähnt, welche ihre Episoden als Haushälterin und Famulus des Advokaten Dreyer zur besten Geltung brachten. Das Publikum applaudirte lebhaft nach allen Akten und zeichnete den Dichter Johann Meyer, welcher mehrere Male vor der Rampe erscheinen mußte, durch stürmischen Beifall aus.“

Auch in den Itzehoer Nachrichten vom 26. Januar 1893 wurde über das Stück und seine Aufführung geschrieben; es heißt dort:

„Manchen Ihrer Leser wird es vielleicht interessiren, von einem Erfolg schleswig-holsteinischer Dichtkunst zu hören. Die Muse und der „quellenreiche Strom“ der Poesie Johann Meyer's, den wir Kieler so gern „unsern Dichter“ nennen, spendete im Verein mit dem früh verstorbenen schleswig-holsteinischen Dichter und Lehrer Detlef Gottfried eine neue dramatische Arbeit, das fünfaktige Schauspiel „Lessing und Goeze,“ in welchem die litterarisch interessante Zeit der Jahre 1767 bis 1770 wieder auflebt vor unsern Augen und das gestern im Kieler Stadttheater, an Lessing's Geburtstag, unter lebhaftem Beifall in tadelloser


Darstellung über die Bühne ging. Um Goeze und Lessing gruppirten die Dichter hervorragende Personen aus jener Hamburger Zeit: Friedrich Ludwig Schröder, seine Mutter, die energische Frau Ackermann, und ihre Tochter Charlotte, Seidenhändler König und Frau Eva u. s. w. Meyer's Bühnenkenntniß und Sicherheit bewährten sich wieder. Von Act zu Act steigerte sich das Interesse bis zum versöhnenden Schluß. Der Dichter wurde schon in den letzten drei Zwischenacten unter lautem Beifall gerufen; auch die Darsteller lösten glänzend ihre schweren Aufgaben, lebhaft angeregt durch die interessante Dichtung. Die Sprache des Dramas ist edel und würdig des inhaltreichen Stückes. Wer das Manuskript eingesehen hat, kann nur bedauern, daß so viele schöne Gedanken und Aussprüche von der Regie gestrichen werden mußten, um das Stück dem Rahmen eines Theaterabends anzupassen. Am Schluß wiederholte sich der Hervorruf und nicht enden wollender Beifall als Dank für den lebenden Dichter Johann Meyer und den Manen Detlef Gottfried's".

So wurde also seitens der heimischen Blätter das Drama Lessing und Goeze überaus günstig beurtheilt. Man war Johann Meyer geradezu dankbar dafür, daß er das Gottfried'sche Stück durch eine geschickte Umarbeitung bühnengerecht gemacht hatte. Nur einer hat sich anders hierüber ausgelassen; er hat das Stück von dem einen Ende bis zum andern heruntergerissen. Es ist nun eine gar nicht selten zu machende Erfahrung, daß derjenige, der in der Kunstkritik eine Behauptung ausspricht, die allen andern Anschauungen schroff entgegen steht, ein Universitätsprofessor ist. Es gehen diese Herren allzu oft von irgend einer vorgefaßten Meinung aus. Was sie mit dieser Meinung in Einklang bringen können, bezeichnen sie als gut und schön; alles andere wird von ihnen rücksichtslos verworfen. Und so spricht bei ihnen der kalte Verstand da das Urtheil, wo es das warme Empfinden thun soll. Ja, es werden diese Kunstkritiker ex cathedra geradezu zu Fanatikern, die ihrem Kunstidol — das heißt ihrer vorgefaßten Meinung — alles, was sonst die Kunst geschaffen, zum Opfer bringen möchten.

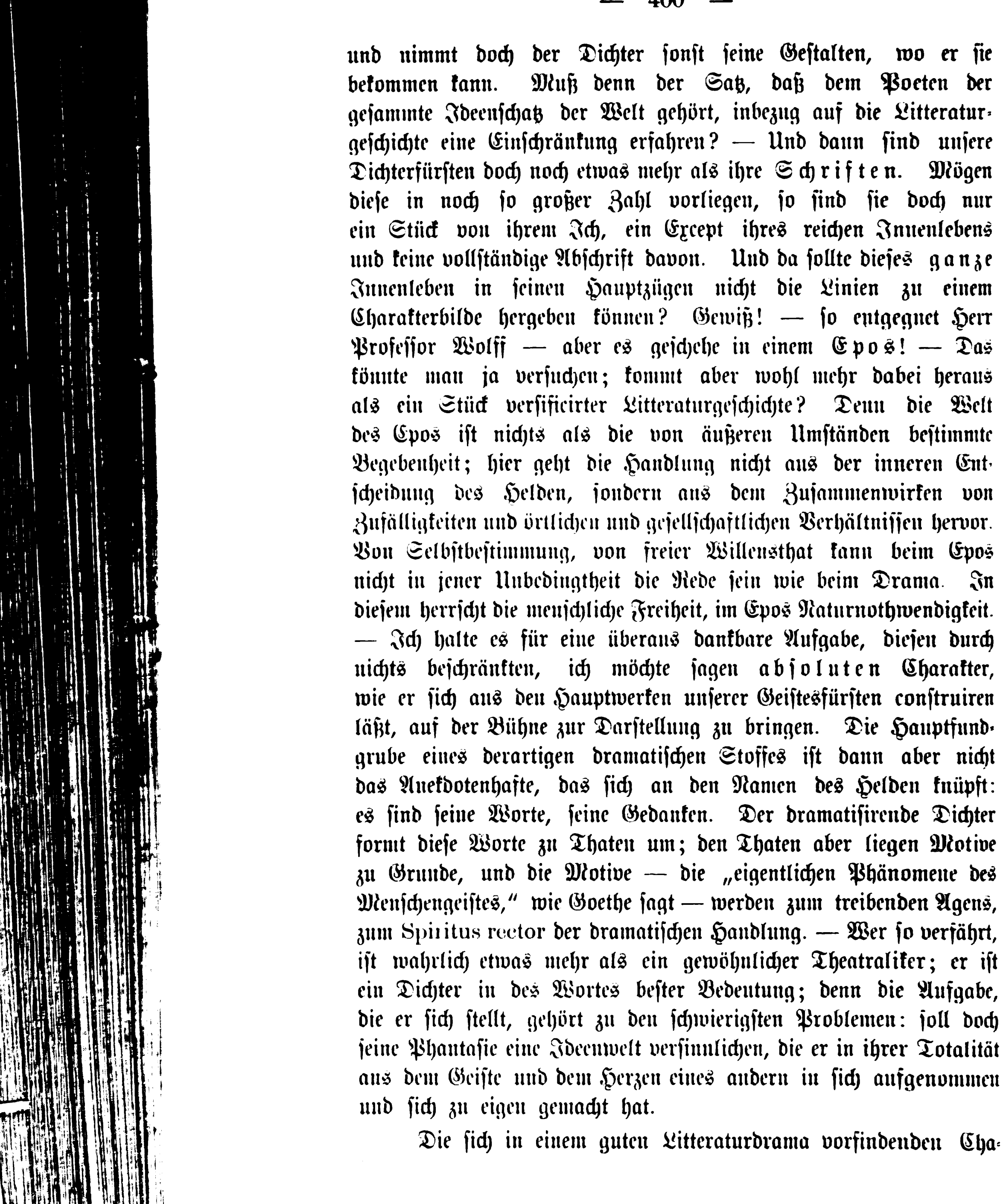
Da behauptet nun auch ein solcher Herr, der sich mit — ff unterzeichnet und niemand anders ist als Herr Professor Eugen Wolff in Kiel, im Hamburgischen Correspondenten vom 5. März 1893 (Zeit. für Litter., Kunst und Wissensch.), daß das Drama Lessing und Goeze gar keine Existenzberechtigung habe. Er sucht das auch zu beweisen. Aber er muß sich selbst von der Kraft dieses Beweises nicht sonderlich haben überzeugen

können; denn sonst würde er wohl kaum noch zu der sonst nicht als anständig geltenden Waffe des Hohnes und des Spottes gegriffen haben.

Sie haben, Herr Professor, das Recht, Ihre Meinung zu äußern, Sie haben selbstverständlich auch das Recht, Ihre Ansicht zu begründen, und auch der Gegner wird Ihnen dafür dankbar sein. Aber Sie haben nicht das Recht, Ihren Gegner zu verspotten und ihn im Ansehen seiner Mitmenschen herunterzusetzen. Freilich das Letztere ist Ihnen auch nicht gelungen, denn Johann Meyer steht — auch als Dichter — doch zu hoch in der Achtung aller, die ihn kennen, als daß er durch Ihren Angriff hätte Schaden und Einbuße daran erleiden können. —

Es ist überflüssig, hierüber noch weiter zu sprechen; sehen wir lieber zu, von welch vorgefaßter Meinung der Herr Professor bei seiner Achterklärung von Lessing und Goeze ausgeht. Lessing und Goeze ist ein Litteraturdrama, d. h. ein Stück, das sich zum Haupthelden den einen oder anderen unserer Dichterheroen genommen hat. Die Thaten dieser Helden sind nun selbst litterarischer Art, soll man nun mit ihrem Kalbe pflügen? Freilich darin liegt für den typischen Theatraliker ein Anreiz mehr; ist er doch des Interesses und der Sympathie des Publicums für seinen Helden auch ohne große Kunstentfaltung von vornherein sicher, und streut er dazu nur in leidlich geschickter Auswahl und Vertheilung einige drastische (!) geflügelte Worte aus den Schriften des Helden umher, so kann das Theaterstück nicht ganz ohne Wirkung und Beifall bleiben. Andernfalls sind es anekdotenhafte Gelegenheitsstücke, die es auf eine Episode aus dem Leben des Dichterhelden abgesehen haben und seine geistigen Großthaten entweder nur als bekannten geschichtlichen Hintergrund oder als Beiwerk heranziehen. — So ungefähr äußert sich der Herr Professor.

Ich weiß nun nicht, ob nach dem von Herrn Professor Wolff reproducirten Recepte „litteraturgeschichtliche Dramen" fabricirt worden sind. Selbstverständlich verdienten sie dann keine Beachtung. Warum man aber sonst nicht den dramatischen Stoff aus der Litteratur nehmen sollte, ist mir nicht klar. Ist doch gerade die Litteraturgeschichte sehr reich an großen Stoffen und Motiven,



und nimmt doch der Dichter sonst seine Gestalten, wo er sie bekommen kann. Muß denn der Satz, daß dem Poeten der gesammte Ideenschatz der Welt gehört, inbezug auf die Litteraturgeschichte eine Einschränkung erfahren? — Und dann sind unsere Dichterfürsten doch noch etwas mehr als ihre Schriften. Mögen diese in noch so großer Zahl vorliegen, so sind sie doch nur ein Stück von ihrem Ich, ein Excerpt ihres reichen Innenlebens und keine vollständige Abschrift davon. Und da sollte dieses ganze Innenleben in seinen Hauptzügen nicht die Linien zu einem Charakterbilde hergeben können? Gewiß! — so entgegnet Herr Professor Wolff — aber es geschehe in einem Epos! — Das könnte man ja versuchen; kommt aber wohl mehr dabei heraus als ein Stück versificirter Litteraturgeschichte? Denn die Welt des Epos ist nichts als die von äußeren Umständen bestimmte Begebenheit; hier geht die Handlung nicht aus der inneren Entscheidung des Helden, sondern aus dem Zusammenwirken von Zufälligkeiten und örtlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen hervor. Von Selbstbestimmung, von freier Willensthat kann beim Epos nicht in jener Unbedingtheit die Rede sein wie beim Drama. In diesem herrscht die menschliche Freiheit, im Epos Naturnothwendigkeit. — Ich halte es für eine überaus dankbare Aufgabe, diesen durch nichts beschränkten, ich möchte sagen absoluten Charakter, wie er sich aus den Hauptwerken unserer Geistesfürsten construiren läßt, auf der Bühne zur Darstellung zu bringen. Die Hauptfundgrube eines derartigen dramatischen Stoffes ist dann aber nicht das Anekdotenhafte, das sich an den Namen des Helden knüpft: es sind seine Worte, seine Gedanken. Der dramatisirende Dichter formt diese Worte zu Thaten um; den Thaten aber liegen Motive zu Grunde, und die Motive — die „eigentlichen Phänomene des Menschengeistes,“ wie Goethe sagt — werden zum treibenden Agens, zum Spiritus rector der dramatischen Handlung. — Wer so verfährt, ist wahrlich etwas mehr als ein gewöhnlicher Theatraliker; er ist ein Dichter in des Wortes bester Bedeutung; denn die Aufgabe, die er sich stellt, gehört zu den schwierigsten Problemen: soll doch seine Phantasie eine Ideenwelt versinnlichen, die er in ihrer Totalität aus dem Geiste und dem Herzen eines andern in sich aufgenommen und sich zu eigen gemacht hat.

Die sich in einem guten Litteraturdrama vorfindenden Cha-

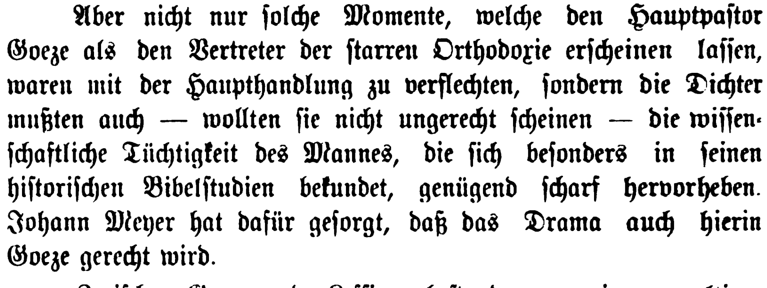
raktere gehören der Geschichte an; aber der Stoff, die Fabel, ist Erfindung des Dichters. Wir haben im Vorhergehenden durch die Wiedergabe einiger Scenen aus dem Drama „Lessing und Goeze" dem Leser vor Augen geführt, wie auch in den Litteraturdramen die poetische Erfindungsgabe und Gestaltungskraft zu ihrem Rechte kommen.

Was nun im besondern unser Drama anbetrifft, so war es ein ungemein glücklicher Gedanke, den Kampf zwischen Lessing und Goeze, den Streit der Aufklärung mit der pfäffischen Unduldsamkeit, zum dramatischen Stoff zu nehmen; denn kaum ein zweites Ereigniß auf dem Gebiete unserer Litteratur drängt mit einer größeren Entschiedenheit zur Lösung hin und eignet sich somit besser zu einem dramatischen Vorwurf als gerade dieser Kampf.

Freilich war es auch kein kleines Unternehmen, zum Helden eines Schauspieles einen Mann zu machen, der gleich groß ist als Dichter, Kritiker und Theologe und dessen schriftstellerische Thätigkeit in einem hohen Grade als der Abdruck seiner geistigen Eigenart erscheint. Dazu kommt, daß es der Dichter bei einem so scharf gezeichneten Charakter, wie es derjenige Lessing's ist, nicht wagen durfte, die Umrisse nach den Bedürfnissen der dramatischen Action zu ändern. Es mußte vielmehr das ganze Bild so geformt werden, daß es Zug um Zug dem geschichtlichen Lessing entspricht. Dies erforderte ein fleißiges Studium besonders der kritischen Schriften unseres Klassikers. Die beiden Dichter haben sich dieser Aufgabe mit vieler Liebe unterzogen, und ihr gemeinschaftliches Werk zeigt die Früchte dieser Vorarbeiten in jeder Scene.

Größere Freiheiten durften sich die Autoren inbetreff Goeze's erlauben. Es ist bekannt, wie jener strenggläubige, lutherische Pastor ein wachsames Auge auf diejenigen hatte, welche die Aufklärung zu fördern suchten und wie er bei seiner derben Natur keine Rücksicht und Duldung kannte; darum mußte auch sein helldenkender College Alberti sowie Basedow, Büsching und selbst Goethe seine Kampfeslust empfinden.

In Hamburg war ihm die Bühne ein Ärgerniß, und ohne sich die Mühe zu geben, den Gegenstand seines Entsetzens genauer kennen zu lernen, richtete er gegen das Theater eine Streitschrift.



Aber nicht nur solche Momente, welche den Hauptpastor Goeze als den Vertreter der starren Orthodoxie erscheinen lassen, waren mit der Haupthandlung zu verflechten, sondern die Dichter mußten auch — wollten sie nicht ungerecht scheinen — die wissenschaftliche Tüchtigkeit des Mannes, die sich besonders in seinen historischen Bibelstudien bekundet, genügend scharf hervorheben. Johann Meyer hat dafür gesorgt, daß das Drama auch hierin Goeze gerecht wird.

Zwischen Goeze und Lessing bestand nun ein gewaltiger Gegensatz; während jener im Christenthume etwas Feststehendes sah, war für diesen die Religion ein in ewiger Entwicklung begriffener Prozeß. Wie überhaupt der Mensch niemals die Wahrheit selbst besitzen werde, sondern immer nur im Streben nach Wahrheit sein Glück finden solle, so waren für Lessing die positiven Religionen nur die geschichtlichen Hüllen der religiösen Vernunftswahrheiten.

Zwei solch grundverschiedene Anschauungen müssen, sobald sie einander gegenüber stehen und auf allgemeine Geltung Anspruch erheben, in heftigen Widerstreit gerathen. Ein Ausgleich dieser Gegensätze erscheint schon deshalb unmöglich, weil der eine die Negation des andern ist.

Aber, was auf dogmatischem Gebiete nicht geschehen kann, verwirklicht sich in unserm Drama auf dem der Ethik. Denn beide, Lessing wie Goeze, waren der Ansicht, daß zum sittlichen Handeln der Glaube gehöre; freilich ist für den Hauptpastor dieser Glaube die Unterordnung des Denkens unter die Autorität des Dogmas, während Lessing darunter das sittliche Bewußtsein von dem unbedingten Werthe und der unbedingten Macht der sittlichen Ideen versteht. Diese Ideen faßt er mit dem Stifter der christlichen Religion in die Worte zusammen: Liebet euch unter einander! „Dieses Gebot ist," wie Lessing zu Goeze sagt, „der neutrale Boden, so heilig und gefeit, daß ihn der Menschheit Kämpfe nicht entweihten."

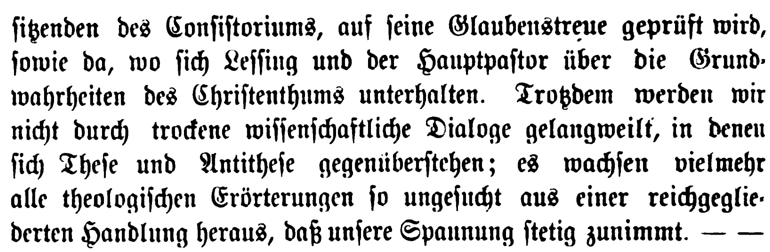
Und auf diesem Boden einigt sich auch der Goeze unserer Dichtung mit Lessing; er bekennt: „Ich will schweigen, will meinem Gott danken, daß er mir's gezeigt: auch außerhalb der Katechismusschranken giebt's Christen, würdige Jünger meines Herrn! O, eine Zeit schwerer Kämpfe liegt hinter mir — — sie

sei begraben und vergessen! Ein Morgen dämmert auf nach langer Nacht, ein Frühlingsmorgen wunderbar!"

Daß sich Lessing und Goeze in Wirklichkeit nie ausgesöhnt haben, ist dem Kundigen ebenso bekannt wie die Thatsache, daß beide Männer in Hamburg trotz der großen inneren Gegensätze sogar in einer Art freundschaftlichen Verhältnisses zu einander standen, daß Lessing in dem Hause des Herrn Senior gern verkehrte und sich mit ihm bei einem Glase Rheinwein an einem gelehrten Discurse oft erfreute. Auch die in die Haupthandlung eingeflochtene Herzensangelegenheit und andere Episoden sind nicht der Geschichte entnommen.

Aber geschichtliche Treue verlangt man ja nicht vom Dichter, wenn nur im übrigen der ausgewählte Stoff unter Beibehaltung feststehender Charaktere so umgeformt und idealisirt worden ist, daß er den ästhetischen Anforderungen genügt. Diese Zwecke verlangen auch, daß Goeze, der zwar leidenschaftlich, aber doch ehrlich den Kampf mit anderen Kulturmächten aufnimmt, zuletzt in eine sittliche Collision geräth, die ihn zur Umkehr nöthigt. Dieses geschieht auch im Einklange mit der ungleich höheren Bedeutung, die Lessing für unser Volk hat und entsprechend der größeren Schlagfertigkeit und der streng logischen Folgerung, womit er seine Ansichten verficht.

Also schon darum müssen in unserem Stücke die Lessing'schen Ideen bei dem Gegner Anerkennung finden, weil der Vertreter des Rationalismus ungleich stärker und kraftvoller ist als der des Orthodoxismus. Es sei dies besonders deshalb auch an dieser Stelle betont, um der Meinung entgegenzutreten, Gottfried's und Meyer's Dichtung wäre ein Tendenzdrama. Das ist nicht der Fall; wir haben es vielmehr mit einem theologisch-philosophischen und noch mehr mit einem geschichtlichen Stoffe zu thun, bei dessen dramatischer Ausgestaltung Gelegenheit genug geboten wurde zu Äußerungen über Gegenstände der Kunst, der Ethik und Religion. Aber diese Worte, welche die religiöse Bewegung im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts kennzeichnen, sind zum großen Theil den Schriften Lessing's und Goeze's entnommen, und auch dann, wenn sie von anderen gesprochen werden, so gefaßt, daß sie die Gesinnung jener Männer getreu wiedergeben. Dies zeigt sich u. a. besonders deutlich in der Scene, wo der Pastor Alberti von Goeze, dem Vor-



sitzenden des Consistoriums, auf seine Glaubenstreue geprüft wird, sowie da, wo sich Lessing und der Hauptpastor über die Grundwahrheiten des Christenthums unterhalten. Trotzdem werden wir nicht durch trockene wissenschaftliche Dialoge gelangweilt, in denen sich These und Antithese gegenüberstehen; es wachsen vielmehr alle theologischen Erörterungen so ungesucht aus einer reichgegliederten Handlung heraus, daß unsere Spannung stetig zunimmt. — —

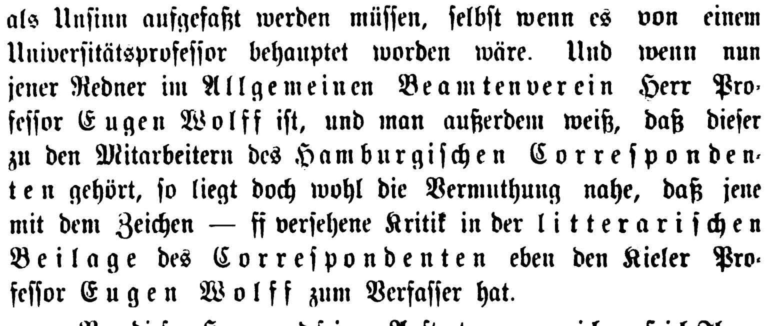
Nun noch einige Worte bezüglich der Gattung unseres Stückes!

„Lessing und Goeze“ ist ein Schauspiel, gehört also jener Dramengattung an, worauf besonders die moderne Kritik nicht gut zu sprechen ist. Man will entweder Trauerspiel oder Lustspiel und lehnt das ab, was „in zweifelhafter Mitte“ zwischen beiden steht. Als wenn in der Welt abwechselnd nur Melpomene und Thalia regierten und das Leben für den einen eine Folterkammer, für den andern ein Fasching wäre! Gewiß! das Leben ist ein Kampf, aber ein Kampf, in dem der normale Mensch — mögen die Pessimisten dreist das Gegentheil behaupten! — nicht überwunden wird, sondern kraftvoll überwindet. Und da nun das Drama auch dieses Leben, in dem die Kämpfe zu einem versöhnenden Ausgange geführt werden, wiedergeben soll, so muß es naturgemäß zum Schauspiel werden. Im Alterthume freilich kannte man dieses nicht; da unterlag der Mensch, bei aller sonstigen Kraft und Willensfreiheit, dem Verhängniß, dem „Fatum“. Wir erkennen aber dieses Fatum nicht mehr an; der Held unserer Theaterstücke steht mit seinen Idealen, seinen Lieblingsideen und Leidenschaften im Widerstreite mit anderen rein menschlichen Mächten. Unterliegt er, so unterliegt er der Schwäche seines Charakters oder seines Herzens. Aber er unterliegt nicht immer; oft triumphirt er — wie in „Lessing und Goeze“ — und zwingt den Gegner zur Anerkennung seiner Ideen. Und wie dürfte man es auch im Ernste wagen, die künstlerische Berechtigung einer Dramengattung abzusprechen, in der ein Lessing, Goethe, Schiller, Kleist und Uhland nie welkende Lorbeeren errungen haben? Aber die Abneigung gegen Schauspiele ist verständlich, wenn man sieht, wie ein großer Theil von ihnen allzusehr nach dem Lustspiele, ein anderer zu sehr nach dem Trauerspiele hinneigt; da wünscht man natürlich nichts Halbes, sondern etwas Ganzes. Hier die

richtige Mitte innezuhalten oder doch nicht in zu großen Schwingungsweiten über die Mittellinie hinaus zu pendeln, muß das Hauptaugenmerk des Schauspieldichters sein. Dann wird ein Drama erstehen, das auch als Schauspiel den ästhetischen Anforderungen voll genügt. „Lessing und Goeze“ darf man dieses Lob zuerkennen.

Mit einem Briefe Johann Meyer's über jenen Kritiker in dem litterarischen Beiblatt des Hamburgischen Correspondenten will ich meine Betrachtung über Lessing und Goeze schließen:

„Sehr geehrter Herr Doctor! Was den muthmaßlichen Verfasser jener Ihnen bekannten absprechenden Kritik über das Theaterstück Lessing und Goeze anbelangt, die bald nach der ersten Aufführung im litterarischen Beiblatt des Hamburgischen Correspondenten stand, so bin ich in der Lage, Ihnen hierüber einige Sie interessirende Mittheilungen zu machen. Daß jener Artikel von Kiel ausgegangen ist, darüber kann für jeden, der die obwaltenden Verhältnisse hier an Ort und Stelle kennt, gar kein Zweifel bestehen. Es kommt hinzu, daß ein Docent der hiesigen Universität, dessen Hauptlehrfach die deutsche Litteratur ist und der oft von Vereinen zu Vorträgen über diesen Gegenstand ersucht wird, einige Zeit nach dem Erscheinen jener abfälligen Kritik in einem Vortrage im hiesigen Allgemeinen Beamtenverein ganz dieselben Behauptungen ausgesprochen hat, wie jener Artikelschreiber, daß nämlich große litterarische Männer, wie Lessing, Goethe, Schiller und ebenso Luther, nicht auf der Bühne dargestellt werden und noch viel weniger Helden eines Dramas sein dürften. Ich selbst bin freilich bei jenem Vortrage nicht zugegen gewesen, aber ich erinnere mich noch deutlich des Referates, das am anderen Tage darüber die Nord-Ostsee-Zeitung brachte. Es hieß darin, daß jene Behauptung des Herrn Professors bei den zahlreich anwesenden Zuhörern ein gewisses Aufsehen erregt habe. Und wohl sehr natürlich; denn solange der Mensch unter der Macht des Schicksales steht, — und wer von den Sterblichen thäte das nicht — solange steht es auch unumstößlich fest, daß der Höchste wie der Geringste von uns von einem tragischen Geschick erreicht werden kann, das ihn unter Umständen voll berechtigt, zum Mittelpunkte oder zum Helden eines Dramas zu werden. Das Gegentheil hiervon zu behaupten, würde gegen alle menschliche Vernunft sein und



als Unsinn aufgefaßt werden müssen, selbst wenn es von einem Universitätsprofessor behauptet worden wäre. Und wenn nun jener Redner im Allgemeinen Beamtenverein Herr Professor Eugen Wolff ist, und man außerdem weiß, daß dieser zu den Mitarbeitern des Hamburgischen Correspondenten gehört, so liegt doch wohl die Vermuthung nahe, daß jene mit dem Zeichen — ff versehene Kritik in der litterarischen Beilage des Correspondenten eben den Kieler Professor Eugen Wolff zum Verfasser hat.

Von diesem Herrn und seinem Auftreten gegen mich muß ich Ihnen noch schnell ein wenig mehr erzählen. Wie Ihnen bekannt sein dürfte, bin ich von Klaus Groth noch kurz vor seinem Tode in der deutschen Revue vom März 1899 in beleidigender Weise angegriffen worden. In einem größeren Artikel, den Professor Eugen Wolff gleich nach Groth's Hingange in jenem litterarischen Beiblatte veröffentlichte und den er dem Verstorbenen, mit dem er schon seit Jahren befreundet war, gleichsam als Nachruf widmete, hat er auch jenes von Klaus Groth gegen mich gerichteten Angriffes gedacht und versucht, die Schärfe desselben zu mildern, und zwar in erster Linie durch Herabminderung meines Dichternamens und meiner poetischen Schöpfungen denen Groth's gegenüber und dann auch durch Mittheilung der Äußerungen Groth's über dessen eigenes Verfahren, deren Wortlaut gewesen sei: „Das habe ich doch nicht gesagt! so schlimm war es am Ende doch nicht gemeint! daß er von mir abhängig ist, werde ich doch wohl sagen dürfen.“ Es war für mich ein Leichtes, mich gegen Groth's Angriff zu vertheidigen. Meine Antwort lag auch schon in der Redaction desselben Blattes, worin der Angriff geschehen war. Sie war aber etwas verspätet eingesandt worden, weil ich von jenem Angriff zuerst keine Ahnung hatte und erst viel später zufällig davon erfuhr. Auch kam meine Entgegnung nicht zum Abdruck, weil Groth plötzlich aus dem Leben schied und ich mir deshalb mein Manuscript zurückschicken ließ. Aber noch vor dem Tode Groth's hat ein anderer ihm die gebührende Zurück- und Zurechtweisung zu Theil werden lassen, nämlich Dr. Friedrich Dörr in der Wochenschrift Das neue Jahrhundert, 1. Jahrgang No. 31. Auch diese in meinem Interesse geschriebene Entgegnung auf den Groth'schen Angriff stellt Professor Wolff so dar, als wäre sie

einem Mißverständnisse entsprungen, und er giebt dabei ganz unverhohlen kund, wie geringwerthig ich mit meiner bisherigen litterarischen Thätigkeit von ihm taxirt werde. Hier seine eigenen Worte: „Klaus Groth mußte die Bitterniß auskosten, selbst solchen herablassend an die Seite, wenn nicht gar hintan gesetzt zu werden, die nicht nur wie Reuter äußerlich, sondern auch innerlich weithin unter seinem Einfluß standen. Wie hoch oder gering man z. B. das Talent eines Johann Meyer einschätzen mag, in urtheilsfähigen Kreisen kann kein Zweifel darüber aufkommen, daß er mit Groth nicht in einem Athem, sondern nur in beträchtlichem Abstande zu nennen ist. Trotzdem liebte man es, geraume Zeit, besonders in kleinbürgerlichen, Kreisen Schleswig-Holsteins, Johann Meyer gegen eine Weltberühmtheit wie Groth auszuspielen."

In solcher Weise bin ich nun allerdings schon oft ausgespielt worden, und wenn gegen eine „Weltberühmtheit", um so ehrenvoller für mich! Hier nur ein paar Beispiele. Schon gleich nach dem ersten Erscheinen meiner plattdeutschen Gedichte im Jahre 1858 schrieb ein angesehener Kritiker, Ludolf Wienbarg, in einer Broschüre, die plattdeutsche Propaganda und ihre Apostel: „Wenn man diese Dithmarscher Gedichte liest, so muß man unwillkürlich ausrufen, daß hier mehr als Quickborn sei, und wer daher seinen Quickborn verkaufen sollte, um sich die Dithmarscher Gedichte von J. Meyer dafür anzuschaffen, der würde sicher nichts dabei verlieren." Und der Provinzialschulrath Lic. theol. Dr. Karl L. Leimbach in Breslau schrieb einige Jahre später in seinem großen litterarhistorischen Werke, Die deutschen Dichter der Neuzeit, Bd. VI, Heft 2: „Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß Meyer, wenn auch nicht in der Form, so doch in der Echtheit und Kraft des Volkstons den berühmten Vertreter der niederdeutschen Dichtung Klaus Groth überragt." Gar schön paßt hier auch jenes Urtheil, das Sie bereits im ersten Bande Ihres Werkes, Seite 341 angeführt haben, das Urtheil eines Kollegen des Herrn Professor Eugen Wolff, genau aus demselben Kreise, in dem sich dieser bewegt, — dem aber, was die Kenntniß der plattdeutschen Sprache und Literatur anbelangt, Professor Eugen Wolff nicht bis an die Schultern reicht, nämlich das des früheren Kgl. Universitäts-



Bibliothekars und Verfassers des schlesw.-holst. Dichter- und Schriftsteller-Lexikons, Prof. Dr. Eduard Alberti:

„Wenn Hebbel von Meyer und Groth sagt, daß sie beide auf den Mund des Volkes gehorcht haben, so bestätigt sich dies bei ersterem in der vorliegenden Sammlung seiner Gedichte vielfach aufs treffendste; ja, ich möchte Hebbels Ausdruck noch näher fassen und Meyer sehr oft den Mund des Volkes selbst heißen. Es ist geradezu etwas Naturwüchsiges, etwas Unbewußtes, womit Meyer in Ernst und Humor mit der volksthümlichen Naivetät zusammengeht und sich stets auf der Anschauungsbasis des gemeinen Lebens im Volke bewegt. Meyer geht in das allgemeine Denken und Fühlen des Volkes gänzlich auf. Jedes dichterische Gebilde von ihm ist immer eine individualisirte Allgemeinheit, wie sie jeder, der im eigentlichen Volk lebt und gelebt hat oder leben kann, bis in den kleinsten Ausdruck hinein als eigenes Fleisch und Blut, Herz und Gemüth erkennen muß."

Eine nicht geringe Anzahl ähnlicher Äußerungen aus „kleinbürgerlichen Kreisen" könnte ich noch Herrn Professor Wolff hinter den Spiegel stecken. — Übrigens steht es auch ja jedem frei, zu vergleichen und sich selbst sein Urtheil zu bilden. Ich habe vor einem solchen Vergleich keine Furcht, ebensowenig wie vor dem Urteil des Herrn Professor Eugen Wolff, von dessen Geschichte der deutschen Litteratur in der Gegenwart, 1896, Adolf Bartels in seinem Werke Die deutsche Dichtung der Gegenwart, Seite 7, schreibt, daß sie, da sie den Stoff nach den Gattungen der Poesie eintheile, über eine gewisse „papierne" Auffassung der litterarischen Erscheinungen nicht hinausgelange und historisch und ästhetisch nirgends tiefer bringe, meist oberflächlich und schief urtheile.

Dieses Urtheil ist für mich von besonderem Werthe. Es kennzeichnet den Mann, mit dem ich es zu thun habe! ...."



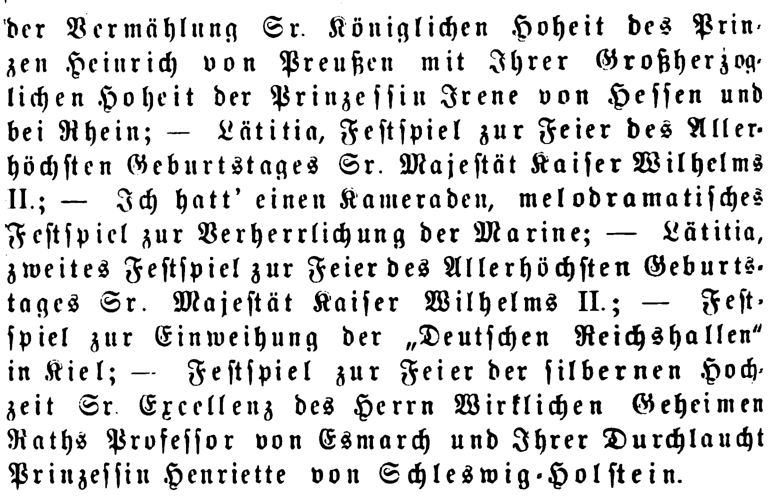
Lätitia.

Zweites Festspiel zur Feier des Allerhöchsten Geburtstages Sr. Majestät Kaiser Wilhelms II.

Personen:

Lätitia.
Kilia.
Jochen, Maurergeselle u. Kampfgenosse von 1870 u. 71.
Peter, Invalide, schlesw.-holstein. Kampfgenosse von 1848—51.
Berliner, Schlossergeselle, } Arbeiter der Kaiserlichen Werft.
Sachse, Tischlergeselle, } Arbeiter der Kaiserlichen Werft.
Ein Bootsmannsmaat.
Acht Matrosen von der Kaiserlichen Marine.
Andere Personen.

Nach jener, wenn auch nothwendigen, so doch unerquicklichen Polemik wenden wir uns wieder einem Bühnenstücke zu, und zwar diesmal einem solchen, das zu der Gattung der Festspiele gehört. Johann Meyer hat sieben Stücke dieser Art verfaßt; in Rücksicht auf ihre Entstehungszeit geordnet, sind es die folgenden: Festspiel zur Feier des 90. Geburtstages Sr. Majestät Kaiser Wilhelms I.; — Festspiel zur Feier



der Vermählung Sr. Königlichen Hoheit des Prinzen Heinrich von Preußen mit Ihrer Großherzoglichen Hoheit der Prinzessin Irene von Hessen und bei Rhein; — Lätitia, Festspiel zur Feier des Allerhöchsten Geburtstages Sr. Majestät Kaiser Wilhelms II.; — Ich hatt' einen Kameraden, melodramatisches Festspiel zur Verherrlichung der Marine; — Lätitia, zweites Festspiel zur Feier des Allerhöchsten Geburtstages Sr. Majestät Kaiser Wilhelms II.; — Festspiel zur Einweihung der „Deutschen Reichshallen" in Kiel; — Festspiel zur Feier der silbernen Hochzeit Sr. Excellenz des Herrn Wirklichen Geheimen Raths Professor von Esmarch und Ihrer Durchlaucht Prinzessin Henriette von Schleswig-Holstein.

Zwei von diesen Festspielen führen nach der darin vorkommenden Hauptperson, „die Freude", den Titel Lätitia. Das zweite dieser Spiele, das sich von dem ersteren durch das Auftreten von neuen Hauptträgern der Handlung unterscheidet, sei an dieser Stelle wiedergegeben.

Die kleine Dichtung, voll sonnigen Humors, giebt uns in fortschreitender Handlung die Geschichte der Bekehrung eines engagirten Socialdemokraten älteren Schlages zu einem treuen Anhänger von Kaiser und Reich. Die Handlung spielt am Geburtstage Sr. Majestät des Kaisers auf der Bühne des Kieler Stadttheaters i. J. 1891. Die Bühne ist dreitheilig eingerichtet, mit einem ersten und einem zweiten Hintergrunde. Hinter dem zweiten befindet sich ein Raum für die Aufstellung eines großen Gruppenbildes. Infolge dieser Eintheilung kann der erste Bühnenraum hinter dem Vorhange nur von geringer Tiefe sein. Rechts und links unmittelbar an der Rampe und gleichlaufend mit den Coulissen stehen zwei kleine hölzerne Bänke ohne Rückenlehne.

Ein streikender Maurergeselle, der schon seit einer Reihe von Jahren bei verschiedenen in sein Fach schlagenden kleineren Reparaturen im Theater thätig gewesen, wünscht, die hier angekündigte Geburtstagfeier, wenn auch nicht, um daran herzlichen Antheil zu nehmen, sondern aus Neugierde und zum Zeitvertreib, sich einmal anzusehen, und hat deshalb den Director gebeten, ihm einen passenden Platz anzuweisen. Der Director und der ihm

folgende Maurergeselle Jochen treten seitwärts aus der Coulisse, jener im Gesellschaftscostüm (Frack, Cylinder, weiße Weste, weiße Cravate und weiße Handschuhe), dieser in dem Sonntagsanzuge eines Maurergesellen aus der Zeit der Zünfte.

Direktor (von rechts auftretend, den Hut in der Hand. Jochen ihm folgend). So, kommen Sie hier nur her! Sie haben mich um einen schönen Platz gebeten, — möglichst nach vorn. (Nach der Bank zeigend.) Da haben Sie ihn! — Setzen Sie sich. — Wünsch' auch viel Vergnügen! (Rechts ab.) Jochen. Wünsch' auch viel Vergnügen! Wa spöttsch he dat sä. Weer't ni de Herr Direkter sülben we'n, denn harr ick em anschnauzt. — Setzen Sie sich! — — (er setzt sich schnell.) Sitt ja all! — So an de föfftein Jahr heff ick hier nu all mit rumflickt. Wenn dar mal en beten to muern weer, oder uttoputzen, denn heff ick dat dahn. — Ick hör dar nu ja all so quanzwies' mit to, un wil ick nu just mal streiken doh, heff ick denn dacht, schast mal en beten in't Theater gahn un Di den Zauber mal mit ansehn. (Pfeifen auf der Gallerie. — Er steht auf und sieht hinauf.) Wat hebbt Ju dar to fleuten? Ich bitte mir Ruhe aus! — (Setzt sich wieder. — Kurze Pause. — Er sieht ins Publikum hinein.) — — Ick weet ni, dat gefallt mi hier doch ni so recht. — Vun alle Kanten kiekt se op een dal. — Man sitt hier ja rein als op'n Verwunnerungsstohl! (Sieht nach oben.) Un denn so lik ünner den groten Panzer — Wenn de nu mal hindal full, dat weer ja de reine Gulljonetine! Denn flög min Kopp ja wul mank de Muskanten, un ick bleev op de Bühne. Peter (von links auftretend, im alten Waffenrock mit dem eisernen Kreuz am blau-weiß-rothen Bande, dunkle Hose, Feldmütze. Handstock). Süh', gu'n Dag, Jochen! — Na, wat makst Du denn hier? Jochen (kurz). Dat sühst Du ja! — Ick streik! Peter. Dat harrst ock laten kunnt! Jochen. So? Wat weetst Du davun? Peter. Wi keem dat denn? Jochen. De Mann behandel mi ni höflich genug. — Na, un als he mi denn nu güstern wiesmaken wull, dat ick en paar Muersteen scheef vermuert harr — dar smeet ick em den Kram vör de Föt! — Peter. Un nu geihst Du denn to Din Vergnögen mal en beten in't Theater. Jochen. Ja! en beten in't Theater! — Dat deihst Du ja ock! — Wat wullt Du denn hier? Peter. Ja, dat hett so sin egen Bewandniß. — Ick spel Di nämlich vunabend mal so'n beten mit. Jochen. Du? — Snack mi doch keen Löcker in'n Kopp! — Peter. Wat ick Di segg! — Un as ick dar denn nu so eben langs de Achtertrepp heropkeem, dar kreeg de Herr Direkter mi denn ock fort's bi'n Wickel. — „Es geht gleich los", sä he to mi, — „setzen Sie sich da links man hin, ganz vorne auf die andere Bank, Ihrem Freund Jochen gegenüber". (Er setzt sich.) Na, un dar sitt ick denn nu, Di lik gegenöwer! Jochen. Un ick Di! — Awers warum spelst Du denn mit? Peter. Na, wil dar hüt Abend to Kaisersgeburtsdag — (Jochen unruhig, bewegt sich und grunzt) noch jüst een fehlen deh, för de plattdütsche Roll, dar bün ick denn so ut Gefälligkeit gau mal mit rinsprungen. Jochen. Dar harrst Du ock doch leewer op wat anners stüern kunnt, als jüst op dat! Peter. Du büst doch ock hier! Jochen. Awers doch man blots' wil ick nu mal streiken doh, — un man jo ni wegen den Kaiser sin Geburtsdag! (Pfeifen auf der Gallerie.) Stimme (im Parterre)

Smit em rut! Jochen (dahinsehend). Rutsmiten? —
Arm to! — Hier reckst Du ni her! Sachse (im Ord
im schönsten Sonntagsstaat). Ei, Herrcheses! — ist mer det a
bei so änne Festvorstellung ins Dheader, det die Leite
so mitreden duhn. — Det hätte mer in Bärne, wo
nimme nich wage därfen. Jochen (höhnisch). Hm!
sitt hier seker! — Peter. Awer so als Du dar sittst,
ni sitten. Jochen. Un ick ni so als Du! P
Socialdemokrat! Jochen. Dat bün ick ock! Un
Peter. En olen Achtunveerdiger! — en echten S
un en guden Dütschen! Jochen. Ja! — Di hebbt
Peter. Na, hebbt wi unsen Herzog denn ock ni kregen
na Gottes Willn so sin schullt! — Awers vun de Dän
— un mit to Dütschland sünd wi kam, — un dat heb
verdanken! Berliner (im schönsten Sonntagsstaat. In der
über die Brüstung lehnend. Sein Cylinder steht auf der Brüstung. Wenn
sehen Jochen und Peter nach ihm hin). Siehste, wo de biste? Ick bin
mein Oller is, der hat feste mit uf die Schanzen bei Düppel
hat er! — und dadruff bin ick stolz als Berliner! Sachse.
Kriß Gott, Perliner! Berliner. Bon jour, Sachse
ä bissel hier? Berliner. Yes! Wie de siehste
Blauen! Sachse (vornehm). Und denn man so un
fier zwee Mark finfzig in de vornehme Losche?

Berliner.

An so en Tag doch immer mit Pläsir,
Mag 't kosten, wat et will!

Sachse.

(Sich auf den Bauch schlagend.) Mer kostet's ni
Mich hat der Bauchenschläger mitgenomm

Jochen (gegen den Berliner, dahin sehend). Awers
hebbt Ju uns doch! Un unrecht Gut weer dat. Pe
Du als Socialdemokrat? — de öwerhaupt keen Eegendo
Stimme (auf der Gallerie). Jochen, nu hol Di stief!
Ja, Eigenthum is Diebstahl! Peter. Ne! Eegendo
sick op'n rechtmäßige Wies' dörch Fliet un rechtmäßige Arb
Un ock dat noch, wat sick op düsse Art viellicht ock all
öllern erworben un op ehr Nafolgers verarvt hebbt.
munismus is dat eenzig Wahre! Peter. Unsinn!
eerst mal de Menschen anners, als uns' Herrgott se ma
Deiht garni nödi! — Wi Socialdemokraten sünd ja all
Und dochen nich anners, als all wi annern! — Desül
densülwigen Klumpen Eer! — mit datsülwige lütte M
sin guden un sin slechten Siden, — — mit sin Has
Leidenschaften un Begierden! — — Dat de Welt so is,
wi Menschen an Schuld! — wi makt se so. — Un sch

als se is, denn müß uns' Herrgott doch toeerst dit Minschengeschlecht wedder von ehr wegnehmen un ehr ganz annere, nie Menschen weddergeben! — Awer darum will ick likers ni bestrieden, dat dat nich all en Land gifft, wo de Socialdemokratie all för full an't Ruder is! — — Jochen (neugierig). So? wonem is dat denn? — Wo is dat, Peter? — Peter. Ja, wonem dat ligggen deiht, dat kann ick Di nu just so genau noch nich seggn. Aber ick weet dochen all ganz genau, wasücken als dat heeten deiht! — — Jochen (neugierig). So? Dat weetst Du? — Denn segg mi dat, Peter! — Segg mi dat! – Denn will ick utwannern. Peter. Wullt Du 't denn partu von mi weten? Jochen. Ja, dat will ick, segg mi dat! Peter. Dat Land – dat heet — Utopien! Jochen (macht unwillige Geberden und Bewegungen). Berliner und Sachse (zugleich). Ha! Ha! Ha! Sachse. Udobien! Ha! Ha! Ha! — Det is awer scheene, Perliner, Udobien! — Berliner. Det stimmt, Sachse! — wo die Jänse man so jebraten durch die Jasse trippeln! Peter. Un wenn nich alles drüggt, denn liggt dat am Enn wul op'n Maand! Jochen. Wa so? op'n Maand? op'n Maand? Peter. Wil he allemal, wenn wi em mal ördentlich to sehn kriegt, jümmers so vull un dick is, als wenn he 'n groten Fretbüdel un en groten Supjökel weer! Sachse und Berliner (zugleich). Ha! Ha! Ha! Peter. Ja, un wil he denn ock allemal mit sin dicken Pusbacken so swinplitsch un so smerig up uns hendal grient, als wenn he seggn wul: Hier is dat! — kamt hier man her! Sachse und Berliner (zugleich). Ha! Ha! Ha! Sachse. Buspacken, Perliner! Berliner. Und swinplitsch, Sachse! — det is jut! Sachse und Berliner (zugleich). Ha! Ha! Ha! Jochen (aufgebracht, laut). Meenst Du denn, dat Du mi optrecken kannst?! Peter. Jochen, schall ick Di mal wat seggn? Op düsse Eer kann en solches Land doch ni liggn, denn darför paßt se nich. Un een mutt dar dochen allemal öwer den annern stahn un so wit recken, as sin Arm denn nu mal langt, ob he en König is oder en Edelmann, en Fabrikherr oder en Meister, en Bur oder en Burknecht, en Werkmeister oder en Vörarbeiter un en Arbeiter. — Jochen (aufgebracht). Arbeiter! Peter. Ja! Arbeiter! — arbeiden möt se dochen all! Sachse. Ei ne! Ei ne! awer so merschtendeels hat er doch keen Unrecht nich, der Beder! — Mer in Sachsen sein doch ooch so änne socialtemogratscher Pienegorp, awer unsern Genig und unsre Genigin ham mer doch! und unsere Fabrikherren ooch und unsere Meister und Geselle! Berliner. Na und wir Berliner alleweil erst recht. — Herr Jottes, wenn wir so uff eenmal keenen König nich mehr hätten und keenen Kaiser nich mehr! — Ick möchte et ja nich beleben, Sachse! Janz Berlin würde ja uff die Köppe stehn und dämelig mit die Beene strampeln. Peter (zu Jochen). Denn probeert dochen eerst mal Ju System. Smit allens, wat Ju verdeent un wat Ju hebbt, mal in en Putt, und diffideert dat denn mal mit so vel, als dar Andeel an hebbt, dat weer to'n Minnsten doch mal son lütten Anfang. Jochen. Meenst Du denn, dat dat so swar weer? Peter. Dat will ick jüst ni seggt hebbn, wil't doch man blots en eenfaches Rekenexempel weer! — Awers gesetzt den Fall, Du harrst denn nu noch en lüttje Kist Cigarren, de Du dochen so

bannig geern för Di beholen möchst, und Du versteckst se denn un smökst Di denn so heemlich davun, — — denn weerst Du ja all keen echten Socialdemokrat mehr. Sachse. Weeß Kneppchen! — da hat er merschtendeels doch wieder mal keen Unrecht nich, der Beder! Peter. Ja, heff ick ni? Berliner. Ha! Ha! Ha! Ha! Wat is mich dat aber doch für 'n Schlauberger! (Zu Peter.) Na, hören Sie mal, Sie oller Kampfjenosse, wenn der Jochen nun aber die Cigarren zum alljemeinen Besten ooch mit abliefern dähte, — wat denn aber? Peter. Fallt em ja garnich in! — Denn müß ick Jochen ja nich kenn! Berliner. Ha! Ha! Ha! Bravo, Sie oller Aujustenburger! Sachse. Ei ne! Ei ne! Na heren Se mal, mei Kutester! Peter. Ja, ick hör ja all! — Awers Jochen is ock ni doo. Jochen (etwas erregt). Ick bün ock ni doo?! Wat wullt Du darmit seggn?! Peter. Ah, ick meen ja man! — De groten Versammlungen, wo Du alle Neslank hinlöppst un dat Schimpen so mit anhörst. Jochen. Schimpen? — wakeen schimpt dar denn? Peter. Ju alltohopen! — de den Unsinn quatscht, — un de dar Bravo ropt un Bifall klatscht! — — Un wo Ju am meisten op schimpen doht, dat is de Börgerstand. Berliner. Siehste, Sachse? merkst De wat? — Nun kommt er ihm auch noch mit die Burschoisie! Sachse. Na ewen! — mer verschtehn ihn schon! — weeß Kneppchen, — die Purkoasie! Peter. Awers wo bleeben Ju wul, wenn wi den Börgerstand ni harrn? — Wakeen gifft de meisten vun Ju de Arbeit un den Lohn? — Un wakeen verhürt Ju Dack un Fack? — Doch tomeist wul de Börgerstand, — — de Bourgoisie, as Ju em nömt — Un wenn de Noth mal dar is, wakeen sünd de Eersten? — De Hölpers un de Plegers ut'n Börgerstand! — Berliner. Yes! — Det stimmt, Sachse! Sachse. Nu ewen! — yes! Perliner! die Purkoasie! Peter. Un op Ju Karten klevt he man so sin baares Geld, — Un wat för Armenlasten hett he to dregen! — Awers daför dankt Ju em mit Undank un makt sin Ehrennam to en Schimpwort! — Mensch, wa dumm muß Du we'n! Jochen. Hm! — Dumm! — — wenn Du dat man ni büst! Peter. Ja dumm! — Un de dümmste vun all Ju Dummheiten dat is noch de mit de Frunslüd! Jochen (unwillig). Wa so? Mit de Frunslüd? Berliner. Nu paß man mal uff, Sachse! wat er da dermit wohl meinen duht! Sachse. Ei ne! Perliner! Am Ende meent er die freie Liwe! — Peter. Freie Liebe?! — Ja, dat 's ock so 'n Unsinn, — awer dar heff ick noch garni mal an dacht! — Ick meen de Frunslüd, dat se nu ock mit wähl'n un mit stimm'n schüllt, wenn dar mal en Wahl is. De hebbt ja so wie so all de Büxen an, un denn kriegt se dat ja eerst recht! — Berliner. Ha! Ha! Ha! Die Büxen an! Det is jut! Sachse. Wat heeßt denn det? Die Pixen an? Perliner?! Berliner. Dat heeßt so ville, als Männicken kommt unter'm Pantoffel. Sachse. Under'n Bandoffel? — Ei Herrcheses, ne! abrobo Perliner! — Awer da hat er doch merschtendeels wieder mal so Unrecht nich, der Beder! — Peter. Ja heff ick ni?! — De hebbt dat eerste un dat letzte Wort doch all so wie so! — un denn hebbt se dat eerst recht. — paßt man blots mal op, wa gau se Ju achter rut stimmt! — Wat wüllt Ju Schaapsköpp sick dar ock noch en Rod'

binn för Ju'n egen Puckel! Berliner. Ha! Ha! Ha! Det stimmt, Sachse, mulier taceat in ecclesia sagten schon die ollen Jriechen! Sachse. Ne, die Remer, die Remer, Perliner! Peter. Na, wakeen dat seggt hebbt, de hebbt dat nu mal seggt! dat makt ja wieder nix ut! — (Zu Jochen.) Awers wat seggst Du denn Jochen? — Du seggst ja garnix mehr! Jochen. Mit Di, — mit Di is ni to strieden! Peter. Un mit Di eerst recht ni! Jochen (aufstehend und sich ihm nähernd). Und Du, — Du büst en Fürstenknecht! Peter (aufstehend und sich ihm ebenfalls nähernd). Un Du, Du büst en Dummbüdel! Jochen (heftiger und lauter). Wat! — fangst Du nu ock noch an to schimpen?! — Peter (heftiger, lauter). Du reizt mi ja! Jochen (noch heftiger). Ne, Du mi! — (Stehen drohend einander gegenüber, als wenn sie mit einander raufen wollten.) Sachse (laut). Ei ne! ei ne! Herr Direkter! — Herr Direkter! – Sie kriegen sich, weeß Kneppchen, — noch bei die Keppe. Jochen. Awers an Di vergriep ick mi ni! Dar hol ick mi veel to gut to! Peter. Un ick mi ock för Di! Jochen. Du hest dat letzte Wort! Peter. Ne, Du hest dat! Jochen. Punktum! (Er setzt sich.) Peter. Sand darop! (Setzt sich). Jochen. Oha! — Dar mutt ick erst mal een op smöken. (Nimmt eine kurze Pfeife aus der Tasche und zündet sich dieselbe an.) Peter. Ick ock! (Macht es ebenso. Kurze Pause, während welcher beide rauchen.) Jochen. Du, Peter! Peter. Na, wat denn? Jochen. Dat is hier mal still, — so langwielig! Peter. Denn mak doch mal wedder Larm, als vörhin! Jochen. Nu warst Du all wedder anzüglich! — Harrn wi man en beten Musik! Peter. Denn bestell mal wat. — Die Marselleise! Jochen (aufgebracht). Nu stichelst Du all wedder! (Er steht auf und wendet sich gegen das Orchester.) Spelt doch mal een op, Ju ful'n Muskanten! Peter. Ja, dar kannst Du wat na luern! — Bi de Muskanten geiht allens na'n Tact, dat sünd tactvolle Minschen! — Wenn Du awers in so'n Conart mit se spreken deihst, denn büst Du tactlos. Jochen. Lat doch dat ewige Sticheln na! (Er setzt sich.) Peter. Warum büst Du ock so plump? (aufstehend.) Süh', so mußt Du dat maken. (Er wendet sich an den Capellmeister.) Ach bitte, Herr Capellmeister, wollen Sie nicht die Güte haben, uns mal einen Kleinen aufzuspielen? (Der Capellmeister greift nach seinem Tactstock, die Musiker greifen nach ihren Instrumenten.) Sühst Du, — Sühst Du? nu doht se dat all! — Awers bitte, so recht was Vergnügliches, was Freudiges, — so was, was so recht zu die Stimmung paßt. — Ick freu mi so! — — -- (setzt sich). Jochen. Ick ock! — Ne! — ick bün argerlich! — — Musik (eine Strophe des Liedes „An die Freude". -- Jochen und Peter stummes Spiel, betreffend die Musik, welche ihnen sehr gefällt. Unmittelbar nach Beendigung der Musik geht der zweite Vorhang rasch in die Höhe. — Waldlandschaft.) Jochen (aufstehend, schnell). Na, wat is dat?! Peter. (aufstehend, schnell). Ja! nu geiht de Kommedig denn ja wul los! Lätitia (rasch von rechts auftretend. Kurzes griechisches, rosafarbenes und mit Rosen besetztes Gewand. Auf dem Haupte einen Kranz von Rosen). Jochen und Peter (zugleich). Ah! (Beiden fällt vor Überraschung die Pfeife aus dem Munde). Berliner. Schau, Sachse, schau! Sachse. Ei Herrcheses! ne! Ei ne! ei ne!

Lätitia (zum Publikum).

Wir kennen uns, — habt Ihr mich früher doch

In menschlicher Gestalt schon hier gesehn!

Jochen. Dat ick ni wüß! **Peter** (freudig). Ja, Ja! — Lätitia! **Sachse und Berliner** (zugleich). Lätitia?! Lädita?!

Lätitia.

Doch wenn ich körperlos, kennt Ihr mich wohl
Viel besser noch, und tragt nach mir Verlangen!
Dann bin ich ja des Menschen schönstes Gut
Hier von der Wiege bis zum Grabe, — denn
Wo ich ihm lächle, blüht ihm ja das Glück,
Weil meines Daseins Wesen ist die Freude!

Jochen. Hm! Freude! **Peter.** Nu swig doch still! **Jochen.** Swig ja all!

Lätitia.

Auf Rosen wandle ich dahin; — denn wo
Mein Fuß berührt den Boden, sprießen sie!
Und Rosen, rothe Rosen schmücken mich
Und blüh'n im duft'gen Kranz um meine Stirn! —
Und daß ich heute wiederum vor Euch
An diesem Tage und in dieser Stunde
In menschlicher Gestalt erscheine, — seht,
Das ist geschehn, weil ganz das Heute mein, —
Denn heute ist es ja ein Tag der Freude!

Peter (froh). Ja, ja, ein Tag der Freude! **Jochen.** Hm, — all as man dat nimmt. (Setzt sich.) **Berliner.** Du, Sachse, weeßt Du wat? **Sachse.** Ick? ne, Perliner. — Na, wat weeste denn? **Berliner.** Det Mädchen zieht mich an, wie ein Magnet! **Sachse.** Weeß Kneppchen! mich ooch! — — So eene zweete ham mer nich bei uns daheeme, in ganz Sachsen nich, — wo doch sonst allemal, wie Du weeste, die Mädchen uf de Beime wachse. **Jochen** (ärgerlich zum Berliner und Sachsen). Snackt doch ni immer datwischen! **Peter.** Dat deihst Du ja ock! **Jochen** (ärgerlich und laut). Un Du eerst recht!

Lätitia (anfänglich zu Jochen).

Ich bitt Euch, nicht so zänkisch sein! — Seht her,
Wie ich mich freue! — Freut Euch doch mit mir!
Vom Fels zum Meer, durchs ganze deutsche Reich
Schallt heut' des Volkes Jubel um mich her!
Und wie mich auch durch Eure liebe Stadt
Des Holstenlandes meine Schwingen tragen,
Das habt ihr schon erschaut, seit früh am Morgen
Mit ihrer Flaggen bunter Farbenpracht
Sie sich so schön geschmückt — und frohe Menschen,
Die, meiner voll, durch ihre Gassen gehn!

Jochen (grunzt und räuspert sich). Hm! Hm! Hm! **Peter.** Wat grunzt Du denn all wedder?! **Jochen.** Wat geiht Di dat an?!

Lätitia.

Und da, wo Eurem Kaiser auch ein Heim,

Ein liebes, trautes winkt, wenn müde er
Zurückkehrt aus dem Drange der Geschäfte
In sein Familienglück, — wo von der Stirn
Die Sorg' sein hold', viellieb Gemahl ihm nimmt,
Die, eine Fürstentochter dieses Landes, —

Peter (begeistert). Sin schönsten Edelsteen hett he se nömt!

Lätitia.

Und wo der vollen Rosenknospen sieben
Zu einem Kranz so wunderlieblich schön,
Vereint um beide blühn — o, wie mag da,
Von meinem goldnen Sonnenschein verklärt,
Heut alles — alles leuchten! — — —

Peter (freudig begeistert). Ja, alles leuchten! — (Nach der Mitte vorgehend und die Mütze schwenkend). Hurrah! de söss lüttjen fröhlichen Prinzen mit ehr roden Backen un hellen Ogen, — un dat lüttje Nestküken, de lüttje nüdliche Prinzessin de schüllt leben, Hurrah! (dreimaliger Orchestertusch, Lätitia, Peter, Sachse und Berliner dreimal mitrufend, während Jochen theilnahmslos sitzen geblieben.) (Zu Jochen.) Na? — warüm steihst denn nich op un röppst ni mit? — Wat hebbt de lüttjen unschulligen Kinner Di dahn? Jochen (nach kurzer Pause, gerührt). De lütten Kinner?! — Nix, gar nix hebbt se mi dahn! — — Möchen alle Öllern, de dar Kinner hebbt, se to ehr Freud un Glück beholn! — — Ick sülben heff ja ock doch Kinner; — un harr sogar noch een mehr als söben! — — Doch dree darvun — — — In söben Dag heff ick de dree begraben! — — (Er bedeckt mit den Händen das Gesicht und weint.)

Lätita (tritt hinzu, ihm die Hand auf die Schulter legend.)
Nicht weinen, lieber Mann, was weinst Du denn?
Sieh her! — Sieh mir ins Aug'! Ich bin die Freude!
Und meine schöne Schwester ist die Liebe!
Ich lindere Dir den herben Schmerz, — es giebt
Dafür kein beff'res Mittel als die Freude!
Auch einen theuren Bruder haben wir,
Das ist der Glaube, — der dem Menschen ja
Den Muth verleiht, das Schwerste zu ertragen!
(Darauf wieder zurückgehend.)

Peter (zum Publikum, schnell). Vellicht is dat de rechte Städ?! Jochen (weich). Lieber Mann, — nicht weinen! — Wa week se dat sä! un wa sanft un tröstlich! — — — un wa leevlich se is! un wa schön! — wa schön! — Un as se mi de Hand hier so op de Schuller leggt, dar weer mi dat ja rein, als wenn dar en hitten Strom dör min Hart gung un all dat Is darum all smölten wull! — — — Ja, wenn ick mi man freuen kunn! — Awer ick kann mi ja man nich mehr freuen! — mi is sitdem de ganze Welt toweddern, un vundag, wo alle Lüd so fröhlich sünd, eerst recht! — Peter (zum Publikum). Hier sla ick en Haken in! — (Zu Jochen.) Denn is Di ock ni mehr to hölpen! En Mensch, de sick ni mehr freuen kann, de hett ock keen Religion mehr. Jochen. Wakeen seggt dat? Peter. Dat segg ick. — Dat kummt allens von Din verdreihten Ansichten her! —

De Religion is Jüm ja ock man Nebensaak. Jochen. Privatsaak! Privatsaak! Peter. Na, Privatsaak oder Nebensaak! — Wat is dar in düssen Fall wul noch för'n Ünnerscheed?! De se ni mag un den se ni gefallt, wil se em't in't Gewissen redt, de smitt se eenfach vun sick, för den is se Nebensaak. Jochen (erregt aufspringend). Privatsaak heff ick seggt! — Swig still, dat mi de Gall nich öwerlöppt. Peter. Ick swig ja all. (Jochen setzt sich wieder.)

Lätitia.

Aber Ihr müßt mich nicht immer stören!
Ihr trübt mir ja den schönen Augenblick,
Wo der Begeistrung Flamme in mir lodert.
Und Du, — Du wirst so wild und böse oft,
Daß ich mich fürchte, und von meinen Lippe
Das sonst so flücht'ge Wort nicht weiter will.
(Nach der Coulisse rechts sehend, die andern gleichfalls.)
Ah, dort! — was seh ich? — Hülfe, die mir naht!
Frau Kilia!

Kilia (von rechts auftretend). Berliner und Sachse (zugleich). Frau Kilia!? Vrau Gilia?! Berliner. Nu brat' mir aber eener eenen Storch! Peter (froh, schnell). Wahrhaftig,' ja se is't! Jochen (schnell). Dat harr 'ck ni dacht!

Kilia.

Lätitia, Du lieblich Kind, Du Süße!
Ich grüß und küsse Dich; (sie küssend) denn ganz von Dir
Ist heut' das Herz mir voll!

Lätitia.

Dann sprich Du weiter —
Und schütte meines mit dem Deinen aus
Zum Preise dieses Tags! — Ich fürchte mich
(nach Jochen zeigend)
Vor diesem da! — Er schaut so finster drein,
Als wär' er mit der ganzen Welt zerfallen!

Jochen. Dat is ni wahr! — Doch man blots mit min Meister! Kilia. Sch! Sch! Dich fürcht' ich nicht, Du bist ein Kieler! Jochen. Ja, dat bün ick! Peter (froh). Un ick doch ock! — en echten Kieler Jung! Berliner. So halb und halb sein wir's doch ooch schon, Sachse! Sachse. So halb und halb, — weeß Kneppchen, — ja det schtimmt, Schon merschtendeels Vrau Gilia ihre Ginder!

Kilia.

So hört denn auf die Worte Eurer Mutter!
Lätitia schweigt, — und freudig fahr' ich fort,
(auf Lätitia zeigend.)
Von ihr begeistert und zum Preise dem,
Dem heut zum fünften Mal als deutschem Kaiser
Im Zeitenfluge jener Tag genaht,
An welchem einst vor vierunddreißig Jahren
Auch er erwacht zu diesem Erdenleben.

(Während des folgenden Prologs ist stummes Spiel des Berliners und des Sachsen, am meisten Lätitia, doch auch Kilia und Jochen betreffend). Berliner. Du, Sachse! Sachse. Perliner! Berliner (auf Lätitia zeigend). Ick schweb' im siebenten Himmel! Sachse. Mer schwebe ooch! Berliner. Die lad' ick mir nachher zu Ball, bei Wriedt! Sachse. Den erschten Danz mit ihr! Berliner. Ne, ick den ersten! Sachse. Na, denn den zweeten danze ick mit ihr, Und fiehr' sie alleweil denn ooch ze Disch! Berliner. Det möchste wohl. — Det Vorrecht habe ick!

Sachse.

So dheile mer uns d'rein. — Ich sitze links,
Du rechts und die Läditia in der Midde,
Dadrum, weil se Läditia is, de Freide!
So ham mer beede zwee ja Dheil daran!

Berliner. Det laß ick mir jefallen! ja, det stimmt! Und daderum denn nu man ruff zu ihr! Sachse. Man ruff ze ihr, daß mer sie ankaschire!

(Beide ab.)

Kilia.

Ihr wißt, wie trüb und dunkel war die Zeit,
Wo ihm an seines theuren Vaters Statt,
Des Unvergeßlichen, beschieden war,
Alldeutschlands kaiserlicher Herr zu sein. —
Zwei Kaiser todt in einem Jahr! — und wie
Noch edlere nicht das deutsche Volk gehabt!

Lätitia (freudig, begeistert). Noch edlere nicht! Peter und Berliner (zugleich). Ja, Ja! Det stimmt! Peter (zu Jochen). Meenst Du't nich ock, Jochen? Jochen. Dat lat't! — Wat kümmert't mi?!

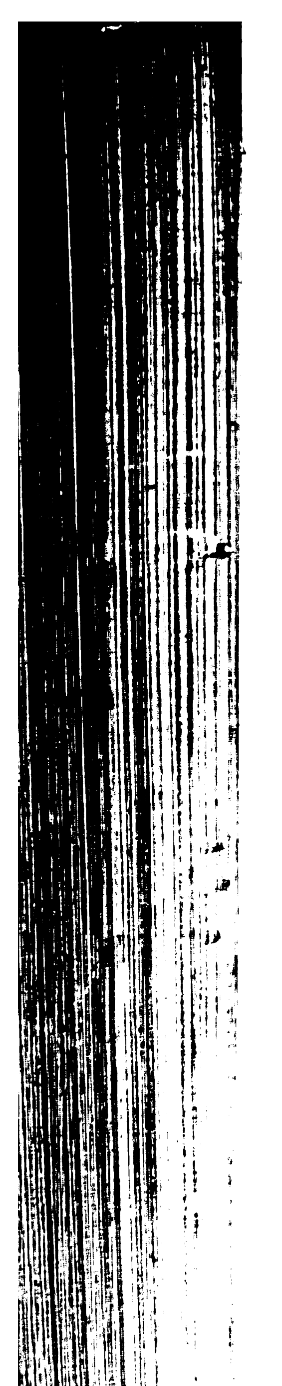
Kilia.

Doch Trost und Hoffnung kam zur selben Stunde,
Wo, starken Armes und mit fester Hand,
Das Doppelscepter, das umflorte, hielt
Zum ersten Mal der Enkel und der Sohn!
Ihr habt die Worte alle ja gehört,
Die aus der Tiefe seines edlen Herzens
Er an sein theures, deutsches Volk gerichtet! —
Und unvergeßlich bleibt auch das zumal,
Was allen er verheißen und gesagt,
Die, treu in seinem Dienst die Waffen tragend,
Die ersten Hüter jenes Kleinods sind,
Deß Träger Er, — der deutschen Kaiserkrone!

Lätitia (freudig, begeistert). Der deutschen Kaiserkrone! Peter. Ja, ja! Sin beiden Proklamatschonen „An mein Volk!" — un „An mein Heer!"

(Sachse und Berliner treten auf bei der Kilia und Lätitia.)

Jochen. Snack doch nich immer datwischen! Peter. Nimm Di man sülben bi de Näs! Jochen (laut und aufgebracht). Ne, Du! Peter (laut und aufgebracht). Ne, Du! — Sachse. Schon wieder diese zwee sich in die Haare! Berliner. Det Maul jehalten! Muttern hat det Wort!



(Berliner und Sachse gehen nach links hinüber, wo die Lätitia steht, mit der sie stummes Spiel machen. Zuerst versuchen beide sie zu engagiren und nachher schneiden beide ihr, eifersüchtig auf einander, die Cour.)

Kilia.

Schon gut! — So dann und wann gestatt ich gern
Das Wort Euch mal, weil Ihr ja meine Kinder!
Doch nun erinnert Euch, wie er gehalten
Sein kaiserliches Wort — und was er alles
Seit jener Zeit, wo er so muthig nun
Der Doppelkrone schwere Bürde trägt,
Zum Besten seines Reichs und Volks gethan!

Lätitia (freudig, begeistert). Zum besten seines Reichs und Volks gethan!
Peter. Wakeen kunn dat vergeten?! — Ja, dat's wahr!

Kilia.

Noch schmerzbelastet, gönnte er sich nicht
Die Ruhe der Erholung, — kam er schon
Zu uns, von hier die erste Meerfahrt freudig
Zu unternehmen, einsichtsreich erwägend,
Daß seiner Energie es möglich sei,
Die Wolken zu zerstreu'n, die, Unheil drohend,
Im fernen Osten sich emporgethürmt!

Jochen. Na, ja! — Dat is wul so! — Awers sünd wi mit de Franzosen fertig wurrn, denn weern wi't ock wull mit de Kosaken. Berliner. Die erste Meerfahrt, Sachse, weeßt Du noch! Sachse. Weeß Kneppchen, weeß ich's! — hab'n mer's doch geschaut. Peter. Weer dat en Dag för Kiel!

Kilia.

Und voll und ganz gelang das schöne Werk
Des Friedens und der Freundschaft! — Und Ihr wißt,
Wie nun unausgesetzt gar lange Zeit,
Zu Land und Wasser, allenthalben, wo
Sein hoher Einfluß es erheischen mochte,
Persönlich unser kaiserlicher Herr
Dem deutschen Reiche und dem deutschen Volk
Das höchste Gut zu sichern, thätig war,
Den goldnen Frieden!

Lätitia (freudig, begeistert) Den goldnen Frieden! Peter (zu Jochen). Na, wat seggst Du nu?! Jochen. Na ja! Dat will ick ock just ni bestriden! Awer all de Reisen, wat hebbt de wul för'n Geld kost! Berliner. Dat Jeld spielt doch for'n Kaiser keene Rolle! Sachse. Und imboniren misse mer die Velker!

Kilia.

Das sollt' ich meinen! — Und Ihr alle wißt,
Wie er im gleichen Sinne thätig war
Auch für den innern Frieden seines Reichs!
Das können selbst auch die nicht leugnen, die

Stets Zwietracht anzuschüren sind beflissen
(Jochen wird unruhig, grunzt erregt, rollt mit den Augen.)
Und so, die heil'ge Ordnung untergrabend,
Doch ihres Kaisers ärgste Feinde sind.

Peter (schadenfroh). Dar kreeg hee't awer dick! Dat schadt em nix! Berliner. Nu schau mal, Sachs', wie rollt er mit die Oogen! Sachse. Weeß Kneppchen! Ja! Als gummt schon än Kewidder! Jochen (zu Peter). Meen se mi damit, Peter? Meen se mi damit? (aufspringend, zur Kilia.) Wat schull dat heeten? Weer dat münzt op mi? (noch mehr gereizter.) Wat wul se damit seggn! Sachse (ängstlich). Herr Direkter! Herr Direkter! Er wird schon wieder witherig, der Jochen! Kilia. Spricht denn ein Kind mit seiner Mutter so? Jochen (sehr böse). Ick sei keen Zwiedracht! -- Ick heff mi ja man blots mal mit min Meister vertörnt! — Un ick — ick ünnergrav keen Ordnung! — Un ick — ick bün unsern Kaiser sin argsten Fiend doch nich! Peter (zum Publikum). Gott Lof! Nu ward he wedder vernünftig!

Kilia.

Nun, das ist brav von Dir! — Doch hör' mich weiter.
Zu solchem edlen Friedenswerk vor allem,
Recht in der Mitte seines Volks gehört
Ja jenes herrliche und große Werk,
Was schon begann der alte theure Kaiser,
Das Werk für jene, deren fleiß'ge Hände
Von Schwielen hart, verkündigen, daß sie
Im Zwang der körperlichen Arbeit stehn! — —
So unser hoher, kaiserlicher Herr
Als Friedensfürst nach innen und nach außen!

Lätitia (freudig, begeistert).

Als Friedensfürst nach innen und nach außen!

Berliner.

Yes! oui! Det schtimmt!

Sachse.

Als Driedensfärscht! — wi sehre!

Kilia.

Und willst Du Frieden, halt Dich kriegsbereit!
Auch jenes große Werk hat er vollendet,
Das ihm die beiden Väter noch nicht ganz
Vollendet hinterließen! — Welches Heer
Von all den andern auf der Welt vermöchte
Den Sieg der Feldschlacht uns'rer Landarmee
Wohl heut' noch zu entreißen? — —

Jochen. Dat lett sick allerdings ni bestrieden! Ick bün dar anno söbndig un eenunsöbndig ja ock mit bi wesen! Peter. Un ick all achteinhunnertachtunveerdig! Jochen. Junge, Junge, wat hebbt wi se awers verneiht, de Parlewus! Peter. Un wi de Hannemänner, Junge! Junge!

Kilia.

Und wie so prächtig, stolz und schön und hehr

Des theuren Kaisers zweite Macht und Wehr!
Ich meine das Dreikaiserwerk: die Flotte!
Lätitia (freudig, begeistert). Die Flotte!

Sachse und Berliner (zugleich). Die Flotte! Peter (begeistert). Ja, de Flott!

Kilia.

Wie oft schon hat sie ihre Treu' bewährt
Im Sturm und Drang bis in den Tod hinein!

Peter. Ja, dat schull ick meen — Hett se nich, Jochen? Jochen. Dat kann ick just ni bestrieden! Ja, dat hett se wul! Peter. Denk man blots mal an Kamerun! Berliner. An Sansibar, Samoa, Apia! Sachse. Und wie die andern Namen alle heeßen!

Kilia.

Nun ist der deutsche Kaiser Admiral!
Lätitia (freudig begeistert). Der deutsche Kaiser Admiral!

Berliner, Sachse und Peter (zugleich, die Kopfbedeckung schwingend). Hurrah!

Kilia.

Und wie er seine Flotte liebt und was
Er alles für sie thut, das wissen wir,
Wir Kieler ja noch mehr als all die andern!
Und wenn einmal der kaiserliche Ruf
An sie ergehen sollte in der Noth, —
Mit ihrem vielgeliebten Prinzen würde
Sie sicher dann den andern ebenbürtig,
Für ihren theuren, kaiserlichen Herrn
Des Lorbeers grüne Siegeskränze flechten!

Lätitia (freudig, begeistert). Des Lorbeers grüne Siegeskränze flechten! Peter. Ja, seker! Sachse. Ei ne! ei ne! Wat sagst Du nu, Perliner?

Berliner.

Ick sage: Allemal! na, ob und wie!
Da kannste Jift dr'uf nehm'n, mein lieber Sachse!

Kilia.

Und freudig sei auch dessen noch gedacht,
Was unserm theuren Kaiser ja so sehr
Am Herzen liegt! — O, seht doch, wie da blüh'n
Im Segen goldnen Friedens — — —
Lätitia (freudig, begeistert). Im Segen goldnen Friedens!

Kilia.

Ringsumher
Und unter seiner Weisheit Schirm und Schutz
Die Landwirthschaft — der Handel — das Gewerbe —
Die Wissenschaft und Kunst — zu aller Freude!
Lätitia (freudig, begeistert). Zu aller Freude!

Kilia.

Wie hoch schätzt er nicht solche Stätte auch,
Wo Euch mit ihrem Spiel erfreu'n die Musen!



Berliner. Ja, det dhut er! — Du, Sachse — und det find' ich jerade so jemüthlich von ihm, so, wie er die estimirt! Sachse. Nu ewen! die Ginstler! — Deßderwegen schwärmen sie ooch alle so vor ihn!

Kilia.

Das sollt' ein jeder anerkennend rühmen,
Wie Ihr es thut! — Ja, Ihr habt Recht! — Noch hatten
Die Deutschen keinen Kaiser, welcher so,
Begeistert für die Kunst und alles Schöne,
Die Künstler ehrte! — —

Lätitia
(nach der Coullisse rechts zeigend, verwundert).

A! A! was ist das?!
O, schau, Frau Kilia, schau doch schnell mal hin!
(Alle schauen dahin.)

Kilia.

Das sind ja Leute von der Flotte!

Peter.

Wat?
Mariners? Ja, wahrhaftig! —

Berliner.

Nu schau mal, Sachse, is et nich en Pracht?

Sachse.

Weeß Kneppchen, all' so brobber wie der Schnee!

Peter (zu Jochen).

Kiek, Jochen, wat för'n Staat!

Jochen.

Der Deutscher hal! — Du Peter, un vellicht
Min Swestersöhn, de Heine, mit datwischen.
Dat weer en Spaß!

Peter.

Dat kann man garni weten!

Lätitia (zur Kilia).

Sei liebreich gegen sie! — Was sie bewegt
Hierherzukommen, ist wohl auch die Freude!

Kilia (nach der Coulisse rechts winkend).

Kommt nur! kommt nur! Ihr seid uns all willkommen!

Bootsmannsmaat.

Da sind wir denn! — Und danken Dir's von Herzen!

Ein Matrose (zu Jochen).

Süh, Onkel Jochen! (Giebt ihm die Hand).

Jochen.

Heff ick mi't ni dacht?!

Peter.

Jung, Heine, dat's ja lustig! — Awer Du,
Spelt Ju denn ock all mit? — Wat wüllt Ju hier?

Matrose.

Heff man en Ogenblick Geduld, bit't kummt!

Bootsmannsmaat

(zieht die Mütze und verbeugt sich vor Kilia).

Frau Kilia!

Sachse.

Da gummt et schon! — Der Erschte zieht das Käppchen
Und macht 'nen Kratzfuß vor Vrau Gilia!

Kilia.

Nun, was ist Dein Begehr?

Bootsmannsmaat.

Zuvor ein Wort!

Kilia.

So sprich, — von Herzen gern!

Lätitia (freudig, begeistert).

Von Herzen gern!

Bootsmannsmaat.

Frau Kilia, wie bist Du schön geworden,
Du alte Holstenstadt am Ostseestrand,
Seitdem das deutsche Volk die Flotte hat
Und sich auf Deiner Föhrde grüner Fluth
Die mächt'gen, stolzen Panzer reihen, und
Jenseits die Schlote dampfen, — und die Hämmer
Im regen Fleiße gehn, bis wieder mal
Vom Helg'n herab ein stolzer Panzer gleitet! —
Auf Deines alten Schlosses Zinne rauscht
Die prinzliche Standarte. — Und der Prinz,
Ein Bürger Deiner Stadt — und bald einmal
Der deutschen Flotte erster Admiral!

Peter.

Ja, dat is klar!

Jochen.

Dat lett sick ni bestrieden!

Bootsmannsmaat.

Ist nun mal Noth am Mann, so führt der Kaiser
Die Landarmee! — Und glorreich wie die Väter!

Kilia.

Das sollt' ich meinen! — Und der Prinz, sein Bruder,
Die Macht zur See! — —

Bootsmannsmaat.

Und alle wir dabei!
Und sicherlich zum Ruhme und zum Siege! —

Kilia.

Du sprichst mir aus dem Herzen!

Lätitia (freudig, begeistert).

Mir auch!

Peter (herzlich).

Mi ock! (zu Jochen.) Un Di doch ock wul, Jochen, wat? —

Jochen.

Wa kannst noch fragen ?! — Mi nich minner, ja!
Ne, wat för'n stramme Jungs! — un wat för'n Staat!
Un wat för'n Freud! Un wat för'n Frunslüd, Peter!
De Lüttj' dar un de Grote, wat för'n Frunslüd!
Un wat för'n Freud! — — —

Peter.

Dat is nett, Jochen! — Dat mag ick liden vun Di! — Süh, nu heff ick ock noch en lütt Geschenk för unsen Herrn Kaiser to sin Geburtsdag!

Jochen.

Du, wat denn, Peter? wat denn?

Peter.

Ja, süh, — nu schenk ick em een, de dar Jochen heet, un dat büst Du!

Jochen (ablehnend).

A! — A, Du!

Peter.

Ick kann Di garnicht seggn, wa mi dat freut!

Lätitia (herzlich).

Mich auch! — Nun ist er ja nicht mehr so böse!

Kilia (zur Lätitia).

Lätitia, auch diese Freude noch
Zu all den andern, die der Tag uns brachte! —
Lätitia, mein Kind, wie hold bist Du,
Wie süß ist Deine Nähe!

Bootsmannsmaat.

Ja, wie süß!
Auch unsere Herzen sind ja voll von ihr!

Lätitia (freudig, begeistert).

Von mir!

Bootsmannsmaat.

Wie sie es damals waren, als das Glück
Uns ward zu Theil, auf unserm Kaiserschiff
Der „Hohenzollern", mit im Dienst zu sein,
Als sie, von unserm Prinzen kommandirt,
An Bord den Kaiser, in die Ostsee fuhr,
Frau Kilia, aus Deinem schönen Hafen.

Kilia.

Mir unvergeßlich bleibt der schöne Tag!

Lätitia.

Und mir erst recht!

Berliner.

Und wir sind damals ooch dabei jewesen,

Der Sachs' und ick.

Sachse.

Det sollt ick meen'n, und wie! —

Peter (zu Jochen).

Na, Jochen, wi doch ock?

Jochen.

Wa kannst noch fragen? Peter, — Peter, kumm!
Kumm hier heröwer (Peter geht hinüber, Jochen reicht ihm die Hand.) Süh, dar hest min Hand!
Wi wüllt uns nu nich eenmal mehr vertör'n.

Kilia.

Und wie Lätitia heute unter uns,
War sie es damals auch, die süße Freude!

Bootsmannsmaat (begeistert).

Und Kaiser Wilhelms erste Meerfahrt war's,
Von allen, die ihr folgten, doch die schönste!

Kilia.

Die schönste ja! — weil sie die Wolken theilte,
Die in der Ferne schon sich aufgethürmt!

Bootsmannsmaat (begeistert).

Und weil sie uns und unserem Beruf,
Und unsres Reiches zweiter Macht, der Flotte,
So ganz und voll das Kaiserherz gewann!

Lätitia (freudig, begeistert).

Das Kaiserherz gewann!

Bootsmannsmaat.

Und einen Leut'nant hatten wir an Bord,
Der war Poet und hat in einem Liede
Des Kaisers erste Meerfahrt hübsch besungen.

Berliner.

Ein Leutnant, — Sachse! Siehste, wo du biste!

Sachse.

Weeß Kneppchen! Was die Leutnants alles kinnen!

Bootsmannsmaat.

Nun wollten wir, Frau Kilia, Dich bitten,
Und Dich, Lätitia, Du süße Freude,
Ihr wollet beide freundlich uns gestatten,
Zum Preise unsers kaiserlichen Herrn,
Und auch zugleich zur Feier dieses Tages
Das Lied Euch vorzusingen.

Kilia.

O, wie gern

Gestatt ich das! (zu Lätitia.) Lätitia nicht minder!

Lätitia (freudig).

Ich auch, wie gern!

Kilia.

Wohlan, so singt es denn!

Bootsmannmaat (zu den Andern).
Na Jungens, denn man los!
(zur Kilia.) Das Lied es steigt!

Vorspiel.

Bootsmannsmaat (singt).
Als Kaiser Wilhelms erste Meerfahrt war,
Wie ließ da die Hohenzollern,
Um deren Großmast schwebt' der Kaiseraar,
Den König Dampf erbrausen und kollern!
Das war ein herrlicher Kaiserzug,
Den die Möwen jauchzend umflogen!
Und wie froh aufschäumte das Meer am Bug
Und bekränzte das Schiff, das es trug,
Mit den grünen, weißblühenden Wogen,
Mit den grünen, weißblühenden Wogen!

Chor.
Und wie froh aufschäumte das Meer am Bug,
Und bekränzte das Schiff, das es trug,
Mit den grünen, weißblühenden Wogen,
Mit den grünen, weißblühenden Wogen!

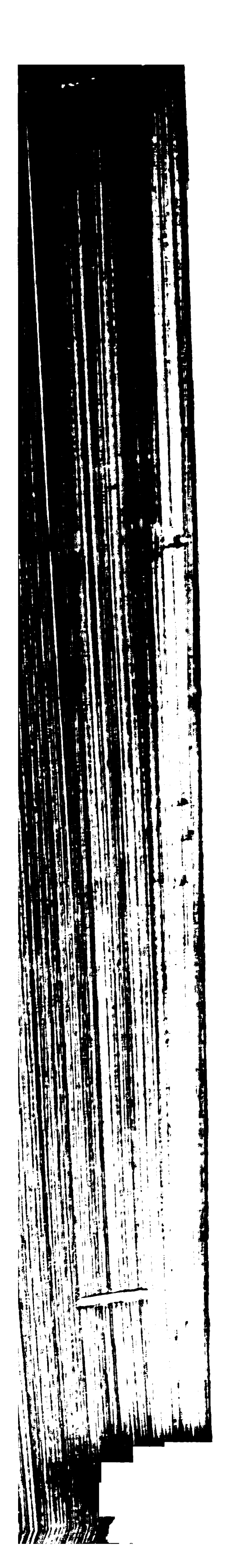
Bootsmannsmaat.
(Nach Anfang dieser Strophe schleicht Lätitia unbemerkt davon.)
Und von des Zollernschiffs Commandobrück
Auf die stolze Flotte hernieder,
Zwei Hohenzollern schau'n im vollen Glück,
Zwei Kaisersöhne und zwei Brüder!
Der Kaiseraar hoch drüber wie am Thurm!
Welch ein Schauspiel dem Meeresgotte!
Kaiser Wilhelm in Admiralsuniform,
Und Prinz Heinrich ihn führend durch den Sturm
Mit dem Kaiserschiff und der Flotte!
Mit dem Kaiserschiff und der Flotte!

Chor.
Kaiser Wilhelm in Admiralsuniform
Und Prinz Heinrich, ihn führend durch den Sturm,
Mit dem Kaiserschiff und der Flotte!
Mit dem Kaiserschiff und der Flotte!

Sachse (nach dem Gesang).
Ei, Hercheses, Perliner, nu is des Mädchen weg,
Die Läditia, die Freide!

Berliner, Peter und Jochen (zugleich). Wat?

Berliner.
Mir nach, Sachse, das wir se jreifen! (Links ab.) Sachse. Dich nach. (Links ab.) Peter. Kumm Jochen, mitgriepen! Jochen. Ja, mitgriepen! (Beide eilen links ab.)



Kilia.
Nur weiter, weiter! Daß ich alles höre.

Vorspiel.

Bootsmannsmaat (singt).
Und jeder weiß, es war vor Jahren mal,
Was wir erstrebten, aller Welt zum Spotte!
Nun ist der deutsche Kaiser Admiral
Und sein die stolze, schöne deutsche Flotte!
Und kräht mal wieder der gallische Hahn
Und ruft Alldeutschland zum Kriege,
Im weiten Felde und auf hoher See alsdann
Zwei Hohenzollern dem deutschen Volk voran!
Und so geht es zum Kampf und zum Siege!
Und so geht es zum Kampf und zum Siege!

Chor.
Im weiten Felde und auf hoher See alsdann
Zwei Hohenzollern dem deutschen Volk voran!
Und so geht es zum Kampf und zum Siege!
Und so geht es zum Kampf und zum Siege!

Kilia (nach dem Gesang).
Zum Kampf und Siege, wenn es sein muß, ja!
Doch sei der blut'ge Krieg dem deutschen Volke
Noch lange fern! — Und schenk' noch lange ihm
Sein Gott den goldnen Frieden! Segne er
Das deutsche Kaiserhaus, das deutsche Reich!
Und dankerfüllten Herzens ruft es nun:
Und freudig alle mit:
Heil unserm Kaiser!

(Dreimaliger Orchestertusch).
(Der Hintergrund geht in die Höhe.
Großes Gruppenbild mit bengalischer Beleuchtung.)

Hymne.
(Alle singen.)
Kaiser und König, Dir
Wünschen das Beste wir!
Werd's Dir zu Theil!
Dir sei Lätitia
Allzeit und immer nah!
Dir und Germania
Segen und Heil.

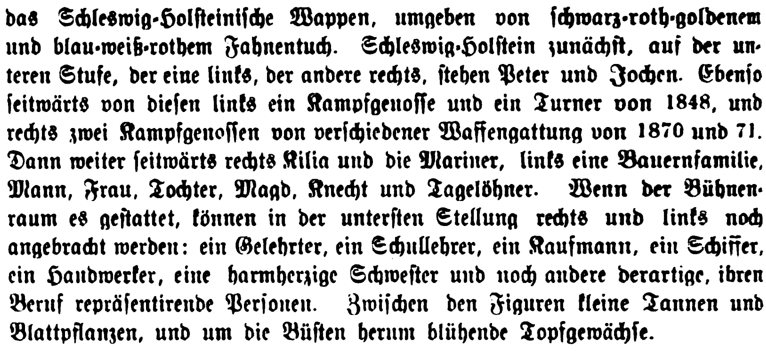
(Der Vorhang fällt.)
(Nach Wiederaufgehen desselben bleibt die Bühne jedesmal so lange offen, bis obige Strophe unter Begleitung des Orchesters auf's Neue ganz zu Ende gesungen.)

Die Festspiele Johann Meyer's sind mit Ausnahme von zweien, deren Aufführung die gerade obwaltenden Umstände nicht

gestatteten, von Mitgliedern des Kieler Stadttheaters unter der vortrefflichen Einstudirung und Inscenirung des Herrn Oberregisseurs Adolf Dombrowski vor stets ausverkauftem Hause und mit wahrhaft großartigem Erfolge zur Darstellung gebracht worden. Von einer Aufführung des Festspiels zur Vermählungsfeier Ihrer Königlichen Hoheiten des Prinzen Heinrich und der Prinzessin Irene, sowie von derjenigen des Festspieles zur Feier der silbernen Hochzeit Sr. Excellenz des Wirklichen Geheimen Raths Prof. Dr. von Esmarch und Ihrer Durchlaucht Prinzessin Henriette von Schleswig-Holstein mußte abgesehen werden, und zwar in dem einen Falle wegen der schweren Erkrankung Sr. Majestät Kaiser Friedrichs III. und in dem andern, weil die Aufforderung zur Abfassung des Stückes zu spät an den Dichter herantrat und somit die Dichtung zu kurze Zeit vor der Feier vollendet war, als daß die zu seiner Aufführung ausersehenen Herren und Damen mit der Einstudirung noch hätten fertig werden können.

Zu seinen sämmtlichen Festspielen hat der Dichter mit vielem Glück große, figurenreiche und ebenso außerordentlich sinnige wie wirksame Schlußbilder erfunden und deren Aufstellung immer selbst geleitet. Über das sich an das Festspiel Lätitia anschließende Gruppenbild giebt die gedruckte Ausgabe die folgenden Andeutungen:

Das Gruppenbild kann aus drei Stufen bestehen. In der Mitte auf der mittleren Stufe stehen auf Piedestalen die Büsten Ihrer Majestäten des Kaisers und der Kaiserin, um die alle andern Figuren passend zu gruppiren sind. Hinter und in der nöthigen Höhe über den Büsten steht die Lätitia, mit beiden Händen eine Rosenguirlande über den Büsten haltend. Hinter der Lätitia, auf der dritten, höchsten Stufe steht die Germania und an deren Seiten in passender Entfernung ein Mariner mit seiner Seitenwaffe und ein Füsilier mit einem Gewehr. Seitwärts von den Büsten, mithin auf der mittleren, zweiten Stufe können die vier Musen Polyhymnia, Melpomene, Thalia und Klio postirt werden, von denen Polyhymnia einen Lorbeerkranz gegen die Büste des Kaisers, und Thalia einen Kranz von Rosen gegen die Büste der Kaiserin emporhält, beide in sitzender Stellung, während Melpomene und Klio stehen. Seitwärts rechts und links von den beiden sitzenden Musen können zwei Studenten in Wichs stehen. Auf der untersten, dritten Stufe sitzen unter den Büsten die allegorischen Figuren Schleswig und Holstein, jene blau und gelb gekleidet, mit einem Buchenzweig um das Haupt und dem Kaiser einen Kranz von Ähren und Kornblumen hinhaltend, diese weiß und roth gekleidet, mit einem Eichenkranz um das Haupt und der Kaiserin einen Kranz von Feldblumen hinreichend. Zwischen Schleswig und Holstein, auf dem Podium der Bühne stehend und gegen die untere Stufe lehnend:



das Schleswig-Holsteinische Wappen, umgeben von schwarz-roth-goldenem und blau-weiß-rothem Fahnentuch. Schleswig-Holstein zunächst, auf der unteren Stufe, der eine links, der andere rechts, stehen Peter und Jochen. Ebenso seitwärts von diesen links ein Kampfgenosse und ein Turner von 1848, und rechts zwei Kampfgenossen von verschiedener Waffengattung von 1870 und 71. Dann weiter seitwärts rechts Kilia und die Mariner, links eine Bauernfamilie, Mann, Frau, Tochter, Magd, Knecht und Tagelöhner. Wenn der Bühnenraum es gestattet, können in der untersten Stellung rechts und links noch angebracht werden: ein Gelehrter, ein Schullehrer, ein Kaufmann, ein Schiffer, ein Handwerker, eine barmherzige Schwester und noch andere derartige, ihren Beruf repräsentirende Personen. Zwischen den Figuren kleine Tannen und Blattpflanzen, und um die Büsten herum blühende Topfgewächse.

Die Composition des Liedes „Kaiser Wilhelms erste Meerfahrt" für Baryton-Solo und vierstimmigen Männerchor mit Begleitung des Orchesters stammt von L. Friedrich Witt, dem früheren Director des Kieler Stadttheaters. Diese Musik ist überaus ansprechend und eine Perle der hübschen Dichtung.

Zum Schluß mögen noch einige Äußerungen der Presse über das in Rede stehende zweite Festspiel „Lätitia" und dessen wiederholte Aufführung im Kieler Stadttheater wiedergegeben werden. Die Kieler Zeitung vom Dienstag den 27. Januar 1891, abends, schreibt:

„Kieler Stadttheater. Festspiel von Johann Meyer. Das jüngste Stück von Johann Meyer wurde gestern vom Kieler Publikum mit großem Beifall aufgenommen. Man muß sagen, daß es dem Dichter gelungen ist, aus dem zähen und starren Material ein Festspiel zu schaffen, das unser Interesse in Anspruch nimmt, weil es originell erdacht ist, in wirksamer Mischung Realistisches und Idealistisches enthält, und mit dramatischer Steigerung sich aufbaut. Der Inhalt ist kurz dieser: Es treten ein strikender Maurergeselle, Kampfgenosse von 1870/71 und ein anderer Kampfgenosse von 1848 auf. Der erstere ist Sozialdemokrat, der andere ein begeisterter Preuße, der in der Errichtung des deutschen Kaiserreiches die Erfüllung seiner heißesten Wünsche sieht. Die beiden gerathen bald aneinander und werden auf sehr belustigende Art vom Zuschauerraum aus von einem Berliner und einem Sachsen interpellirt. Die Bekehrungsversuche an dem Sozialdemokraten werden aber doch erst recht wirksam, als Lätitia erscheint und bald darauf Kilia, denen es durch ihre begeisterten Reden von der frischen Kraft Kaiser Wilhelms, seiner Liebe zu seinem Volke, und dann auch von dem mächtig emporblühenden Kiel, das wiederum durch kaiserliche Huld so oft beglückt ist, schnell gelingt, den Verstockten zu bekehren. Dazwischen erklingt bei passender Gelegenheit ein von L. Friedrich Witt komponirtes Lied, Kaiser Wilhelms erste Meerfahrt, das durch den schwungvollen Vortrag des Herrn Schmidt einen nachhaltigen Eindruck auf die Hörer hervorrief. Das Ganze

endet mit einem großen Schlußbilde, das eben so hübsch erdacht, wie mit Aufbietung des ganzen Personals prächtig gestellt war.

Das Stück machte so viel Eindruck, daß der Dichter am Schlusse wiederholt gerufen wurde. Es kam hinzu, daß die Rollen sehr gut besetzt waren. Frl. Schwarz sprach als Lätitia vortrefflich und sah in ihrem rosengeschmückten Gewande sehr anmuthig aus. Frl. Spiess war eine hoheitsvolle Kilia; Herr Schwarz und Herr Lannuar, die beiden Kampfgenossen, gefielen durch die korrekte Handhabung des plattdeutschen Dialektes, Herr Schieke durch seine frische Natürlichkeit."

Dasselbe Blatt, No. 14108, Mittwoch, den 28. Januar 1891, abends, berichtet:

„Johann Meyer's Festspiel wurde auch bei der zweiten Aufführung mit starkem Beifall vom Publikum aufgenommen und der Dichter am Schlusse mit einer Ovation geehrt."

In den Kieler Nachrichten vom Donnerstag, den 29. Januar 1891 heißt es:

„Kieler Stadttheater. Festspiel von Johann Meyer zur Feier des Allerhöchsten Geburtstages Sr. Majestät des Kaisers Wilhelm II. Nach der Fest-Ouverture von Leutner, ging vor völlig ausverkauftem Hause ein neues Festspiel unseres verehrten einheimischen Dichters Johann Meyer in Scene. Auch in dieser Dichtung blüht überall eine künstlerische Überzeugung, die in den Empfindungen des Volkes wurzelt, die sich zusammenfügen zu lichter Einheit in der Liebe zu unserem Kaiser. Es ist eine hochpoetische Idee: Lätitia und Kilia, die in Fräulein Schwarz liebliche, in Fräulein Spieß imponirend schöne Vertretung fanden, die großen Verdienste des Kaisers um unsere Stadt Kiel und speziell um den Arbeiterstand verherrlichen zu lassen und dadurch sozialdemokratische Gesinnung in Ehrfurcht und Liebe zu unserem Kaiser und Herrn umzuwandeln. Die Dichtung ist dem Dichter Gefühlssache gewesen, darum spricht sie so unmittelbar zu Herzen. Über das Ganze ist ein urwüchsiger drastischer Humor gegossen, der es besonders wirkungsvoll macht. Das effectvolle farbenprächtige Schlußbild beschloß die Feier und hatte brausenden Jubel und Hervorruf des Dichters zur Folge.

Die Flensburger Nachrichten vom 29. Januar 1891 berichten:

„Wiederum hat die Muse des Dichters, auf den sein Kiel und Schleswig-Holstein stolz sein kann, das Geburtsfest Kaiser Wilhelms II. gefeiert durch ein sinniges Festspiel, das im Stadttheater von den besten Kräften des Schauspiels und der Oper zur Aufführung gelangte und, in voller Anerkennung seiner ästhetischen und theatralischen Wirkung, lauten Beifall fand und den Dichter mit Hervorruf lohnte. Der Zeittendenz Rechnung tragend, brachte Meyer's Festspiel, gleich Sudermann's „Ehre" und Wildenbruch's „Haubenlerche," einen murrenden Socialdemokraten in der Person des streikenden Maurers, den seine Genossen, ein Berliner Tischler, ein Sachse und vor allen

ein Kampfgenosse von 1848, vergebens umzustimmen suchen: [illegible] verweisen sie ihn auf die Wohlthaten des für sein ganzes Volk [illegible] Kaisers. Erst den idealen Gestalten, der rosengeschmückten, [illegible] (Freude) und der imposanten Kilia gelingt es, seine [illegible] zu besiegen. Der anfangs spröde Stoff wurde durch den [illegible] der kundig des Maßes und des scenischen Aufbaus, zur [illegible] Wilhelm geleitet und schloß unter dem Gesang des gemischten Chores [illegible] vollendet schönen, künstlerisch arrangirten lebenden Bild aller [illegible]. Die Büsten des Kaiserpaares überragte die Germania, und [illegible] von der Lätitia mit Rosen bekränzt.

Wohllaut der Sprache und Schwung der Phantasie besitzt [illegible] wie bekannt, in reichem Maße, fast unerschöpflich ist er in [illegible] und Wendungen, dazu die unvergleichliche Gabe, Ideen und [illegible] des Augenblicks sofort in Gedichte zu verwandeln. Wie stimmungsvoll [illegible] war vor wenig Tagen sein Nachruf an Musikdirektor L. F. [illegible] felix! Trotz schwerer Zeit und Kräfte raubender Berufsgeschäfte [illegible] Meyer im beständigen Strom des dichterischen Schaffens. Neb[illegible]bar, was er uns fort und fort aus seinem poetischen Reichthum [illegible] freuen wir uns des heimischen Dichters von „Gottes Gnaden“.

Die Schleswiger Nachrichten vom Mittwoch den 4. Februar 1891 bringen die nachstehende eingehende Besprechung:

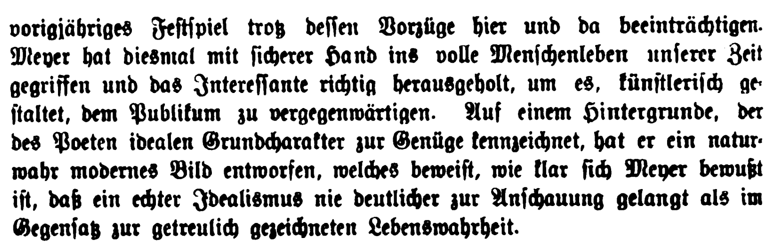
„Johann Meyers neuestes Kaiser-Festspiel. Aus der großen Zahl verschiedenartiger Veranstaltungen, durch welche in der Marinestation an der Ostsee der Geburtstag des deutschen Kaisers alljährlich verherrlicht zu werden pflegt, heben sich neuerdings in charakteristischer Eigenart die Festvorstellungen auf der Bühne des Kieler Stadttheaters hervor. Ihr intellektueller Urheber ist kein anderer als Johann Meyer, unser vaterländischer Dichter, der, nach wie vor mit seinem ganzen Empfinden in schleswig-holsteinischem Boden wurzelnd und das Tagesleben des schleswig-holsteinischen Volkes in Freud und Leid mit seiner Dichtung begleitend, zugleich als deutscher Patriot durch die großen Geschehnisse der letzten Jahrzehnte begeistert, seinen Blick über die engeren Grenzen der Herzogthümer hinaus in die Weiten Alldeutschlands zu richten gewohnt geworden ist, um auch dessen geschichtliche Thaten und hervorragende Männer durch die Erzeugnisse seiner fruchtbaren Gelegenheitsdichtung zu verherrlichen. Die letztere kennzeichnet die politische Stellung unseres Dichters genau; blättern wir in seinen Werken dieser Gattung, in den plattdeutschen wie in den hochdeutschen, so drängt sich uns als Verfasser eine scharf umrissene Gestalt vor Augen: Johann Meyer ist ein echter, rechter Sohn Schleswig-Holsteins, seinem Geburtslande zugethan mit Leib und Seele, zugleich aber aufgehend im alldeutschen Gedanken.

Derselbe erweist sich der Dichter in seinen, gleichfalls dem Gebiet der Gelegenheitsdichtung angehörigen patriotischen Festspielen, in welchen ein begeisterter deutscher Patriotismus mit einem kräftig athmenden schleswig-holsteinischen Heimathsgefühl sich unzertrennlich verschmilzt. Diese unlösliche Verbindung zweier gleich starker, gleich sympathischer Vaterlandsempfindungen

ist es in erster Linie, welche den Meyer'schen Bühnen-Festspielen ihren Reiz gerade für den zähen Schleswig-Holsteiner verleiht; sie ist es, welche in den letzten Jahren am Kaiserlichen Geburtstag jedesmal den Zuschauerraum des Kieler Stadttheaters füllte und dem Dichter und Darsteller den rauschenden Beifall eines begeisterten Publikums eintrug. Auf der breiten Basis des Gedankens an Deutschlands Errungenschaften bauen sich diese Festspiele auf, pyramidal sich zuspitzend in den Sonderbeziehungen jener Erfolge zu der Entwickelung der meerumschlungenen Herzogthümer. Monumentale Bauwerke sind's, einheitlichen Grundgedankens, aber bedeckt von farbenprächtigst ausgemalten Flächendekorationen und mannigfach ausgebaut durch hundert wirksame architektonische Zierlichkeiten.

Johann Meyer hat bisher im ganzen sechs dieser Festspiele verfaßt, drei derselben gelangten in Kiel zu wiederholter, wirkungsvoller Aufführung; das erste, dreimal nach einander. zur Feier des neunzigsten Geburtstages Kaiser Wilhelm I, das zweite, unter dem Titel „Lätitia" dem heutigen jugendlichen Inhaber des Hohenzollernthrones gewidmet. wurde zu dessen Geburtstage im Jahre 1889 ebenfalls dreimal gegeben, um im folgenden Jahre bei derselben Gelegenheit unter ungeschwächtem Beifall der Menge noch zwei weitere Aufführungen zu erleben, Das dritte endlich ging an den Abenden des 26. und 27. Januar dieses Jahres vor ausverkauftem Hause mit einem Erfolge über die Bretter, wie ihn bisher noch keine Bühnendichtung des rührigen Poeten errungen hat. Der Beifall, welcher schon bei offener Scene sich oft genug Luft zu machen suchte, brach am Schluß der Vorstellung in stürmischer Begeisterung los; vom Parket bis zur Gallerie hinauf unaufhörliches freudiges Klatschen und jubelnde Zurufe; der Vorhang, der sich über das prächtige Schlußtableau herabgesenkt hatte, mußte sich immer und immer wieder heben, und laut und anhaltend rief das Publikum den volksbeliebten Dichter, lohnte es die aufrichtigen Kunstbemühungen der einzelnen Darsteller.

Und es war ein wohlverdienter, voller Erfolg, den dieses neueste Erzeugniß der Meyer'schen Gelegenheitsdichtung erzielte, das mehr als alle früheren Leistungen des holsteinischen Poeten verdeutlichte, welch richtigen Blick derselbe für die hervorstechenden Momente unserer Gegenwart, der alldeutschen im allgemeinen, der schleswig-holsteinischen im besonderen, besitzt, und wie hervorragend zugleich seine Begabung ist, das dem Gange der Zeit abgelauschte in harmonischer Verkettung des idealen Gedankens mit dem realen Bilde aus dem alltäglichen Leben auf die Bühne zu bannen. Der Stoff, zum Theil in den politischen Ereignissen des letzten Jahres vorliegend, zum Theil der glücklichen Phantasie des Dichters entstammend, ist geschmackvoll zusammengeschmolzen und zu einem Gebilde geformt, das in seiner Gesammtwirkung zweckentsprechend würdig und erhebend, durch allerlei dichterische Episoden und reizende Überraschungen zugleich einen ununterbrochenen Wechsel von Eindrücken erzielt, deren bald freundlich ernster, bald liebenswürdig humorvoller Wirkung der Zuschauer sich nicht zu entziehen vermag Von Scene zu Scene wird er fortgerissen; überall fesselnde Handlung, keine Spur mehr von den bisweilen etwas breiten Reflexionen, welche noch des Dichters


vorigjähriges Festspiel trotz dessen Vorzüge hier und da beeinträchtigen. Meyer hat diesmal mit sicherer Hand ins volle Menschenleben unserer Zeit gegriffen und das Interessante richtig herausgeholt, um es, künstlerisch gestaltet, dem Publikum zu vergegenwärtigen. Auf einem Hintergrunde, der des Poeten idealen Grundcharakter zur Genüge kennzeichnet, hat er ein naturwahr modernes Bild entworfen, welches beweist, wie klar sich Meyer bewußt ist, daß ein echter Idealismus nie deutlicher zur Anschauung gelangt als im Gegensatz zur getreulich gezeichneten Lebenswahrheit.

Zwei allegorische Figuren, die rosenbekränzte „Lätitia" und die hoheitsvolle „Kilia" sind ausgesprochene Schöpfungen des idealistischen Dichters. Sie, die Göttin der Freude, eine Gestalt allgemeineren Charakters, und ihre Partnerin, die Repräsentantin der Stadt Kiel, eine Figur, durch deren Auftreten das Bühnenstück lokalisirt wird, ergehen sich in der Lobpreisung der Verdienste des jungen deutschen Kaisers, welche sich dieser um die Stärke Deutschlands, das Heer und die Flotte, und um dessen friedlichen Ausbau, Kunst, Wissenschaft, Landwirthschaft, Handel, Gewerbe und besonders um die Besserung der sozialen Lage des Arbeiters erworben hat. Aber keineswegs in langathmigen Tiraden, sondern bruchstückweise in den Dialog der übrigen Mitspielenden eingefügt, die eigentliche Handlung des Stückes in geeigneten Momenten unterbrechend, um sie zu fördern. Der Inhalt des Gesprächs dieser beiden Frauen steht gewissermaßen hinter oder über der eigentlichen dramatischen Entwickelung, diese überall farbig durchfluthend, sonnig durchleuchtend.

Die Handlung selbst und die betheiligten Personen sind die unverkennbaren Schöpfungen des Realisten. Vor unseren Augen und Ohren entwickelt sich die allmähliche Bekehrung eines Sozialdemokraten vom reinsten Wasser. Jochen heißt er, ist Maurergeselle und hat den Krieg von 1870/71 mitgemacht. Er sowohl wie sein Gegner, der 1848er Kampfgenosse Peter, ein glühender Vertheidiger staatlicher und gesellschaftlicher Ordnung, sind echte derbe Plattdeutsche, die sich ihres Dialekts in seiner ganzen Breite und mit seinem vollen Humor bedienen. In ihrem Disput der ersten Scenen mischen sich alsbald, die Komik des an sich schon köstlichen Dialogs erhöhend, die Meinungen von im Zuschauerraum sitzenden Personen. „Smit em rut!" oder „Jochen nu hol Di stiev!" schallts von der Gallerie herab. Aus der Prosceniumsloge heraus giebt ein Berliner Schlossergeselle seinen Senf zu dem Streit, aus dem Orchester ein sächsischer Tischlergeselle, der sich dort neben dem Paukenschläger verkrochen hat. Beide geben einander, über die Köpfe des Publikums hinweg, in ihren Sonderdialekten ihr Erstaunen über das gegenseitige Erscheinen an dieser Stelle zu erkennen, beide lassen sich, durch Lätitias Reize gefesselt, bewegen, ihre bisherigen Plätze zu verlassen und auf der Bühne selbst an der ferneren Entwickelung aktiven Antheil zu nehmen. Und nun wird's dort oben immer lebendiger. Rastlos klingen die verschiedenen Dialekte durcheinander, das Plattdeutsche der beiden ursprünglich Streitenden, von denen der eine vergeblich sich bemüht, den anderen zu überzeugen; der flotte Ton des Erz-Berliners und die singende Sprache des gemüthlichen Sachsen, eine Rede

und Gegenrede von außerordentlich komischer Wirkung. Dazwischen aber klingt, dem Scherz den Ernst hinzufügend, immer wieder das lobpreisende, auf die Bedeutung des Tages hinweisende Wort der beiden idealen Frauen, lieblich lachend von Lätitias Lippen, überzeugend gewichtig vom Munde der stolzen Kilia. Schnell befinden sich der Berliner und der Sachse in den Banden der rosigen Lätitia. „Du Sachse, ick schweb in'n siebenten Himmel!" meint der erstere. „Ick schwebe mit", antwortet der andere und eröffnet damit einen gemüthlichen Streit, wer von beiden abends die Schöne zum „ersch- den Danz" führen solle.

Aber auch auf den widerspenstigen Socialdemokraten verfehlt die Rede der Frauen ihren Eindruck nicht. Deren allmählich wirksame Bemühungen um seine Bekehrung, unterstützt durch ein von dem kürzlich in Kiel verstorbenen Musikdirektor Witt herrlich komponirtes, von acht Matrosen gesungenes Meyer'sches Gedicht „Kaiser Wilhelms erste Meerfahrt", führen endlich zum Ziele. Der Arbeiter ist überzeugt und bekehrt; und ein prächtig arrangirtes, unter Bengalfeuer erstrahlendes Schlußtableau, eine Apotheose des Kaisers unter Lätitias Auspizien, entzückt den erstaunten Zuschauer".

Mit der Besprechung dieses Festspiels ist nun auch der dritte Band meines Werkes „Johann Meyer, ein schleswig-holsteinischer Dichter" abgeschlossen und zugleich die ganze Arbeit vollendet. Bevor ich aber auch diesen dritten Theil der Öffentlichkeit übergebe, drängt es mich, noch eine Art Nachwort anzufügen. Jeder Kenner einer solchen Arbeit, wie es die vorliegende ist, weiß, daß sie ohne eine gewisse Mithülfe desjenigen, dessen Leben und Wirken sie darstellen will, nicht geschrieben werden kann. Und so bin auch ich meinem verehrten Freunde Johann Meyer für die Fülle von Mittheilungen, die er mir bereitwilligst hat zukommen lassen, zu großem Danke verpflichtet. Ohne diese seine Liebenswürdigkeit würden dem Werke nicht wenige gerade derjenigen Einzelheiten fehlen, welche dem darin gezeichneten Bilde des Dichters eine so interessante Umrahmung geben. Denn wie es die Kritik hervorgehoben hat, enthalten die beiden ersten Bände meiner Arbeit über Johann Meyer mancherlei nicht unwichtige Mittheilungen über Land und Leute Schleswig-Holsteins zur Zeit des ablaufenden Jahrhunderts.

Und nun noch einmal, wenn auch nur für wenige Zeilen, zurück zu der Persönlichkeit desjenigen Mannes, der nebst seinen Werken so manches Jahr hindurch Gegenstand meiner Studien gewesen ist! Je länger und je eingehender ich mich mit seinen poetischen Schöpfungen beschäftigt habe, desto mehr gelangte ich zu der Überzeugung, daß er in hohem Grade Anerkennung und Dank dafür verdient, daß er wie ein getreuer Haushalter mit dem ihm anvertrauten Pfunde gewuchert hat. Und daß es ihm möglich geworden ist, eine so außerordentlich stattliche Zahl hoch- und plattdeutscher Dichtungen aller Gattungen zu schaffen, und dazu Dichtungen, denen auch der strenge Kritiker, wenn er nur gerecht urtheilt, den ästhetischen Werth nicht absprechen wird: das muß als bewunderungswerth erscheinen, wenn man die Schwierigkeiten erwägt, die gerade dieser Dichter bis zur Erlangung einer sicheren Lebensstellung zu überwinden hatte, und wenn man des weiteren bedenkt, welch vollgehäuftes Maß von Mühe und Arbeit ihm der Beruf brachte, in dem er länger als ein Menschenleben, 38 Jahre, gewirkt und gestrebt hat. Ihm war es nicht wie vielen seiner Brüder in Apoll beschieden, von vornherein in eine Lebensstellung zu kommen, wo er frei von den Sorgen des profanen Lebens, ohne nennenswerthe Störungen der Lieblingsbeschäftigung mit den Musen hätte nachhangen können. Nur die Stunden, die er nach schwerer Arbeit eigentlich zur Erholung nöthig gehabt hätte, wurden dem dichterischen Schaffen gewidmet. Wie kurz bemessen aber war diese Zeit und doch wie reich an poetischen Schöpfungen! Erst jetzt, wo Johann Meyer am Abende seines Lebens steht, scheinen sich die Verhältnisse günstiger für ihn gestalten zu wollen: denn der größte Theil des Bestandes seiner Idiotenanstalt wird in eine andere Anstalt, die zur Provinzialanstalt eingerichtet wird, übergeführt werden, so daß für das Meyer'sche Institut nur noch verhältnißmäßig wenige Zöglinge zurückbleiben und somit dem rastlos thätigen Besitzer desselben noch Zeit genug zu seiner Lieblingsbeschäftigung gelassen wird.

Liegt da nicht der Wunsch nahe, es möchte dem 40- oder 50 jährigen Manne schon das vergönnt gewesen sein, was nunmehr dem 71 jährigen Greise zu Theil werden wird? Aber würden uns dann wohl alle Dichtungen Johann Meyer's beschert worden sein, die jetzt unser Herz so tief erregen? In der Zeit der Mühe und

der Sorge erstarken des Menschen Kräfte, sie arbeiten sich wie der lebenskräftige Keim der Eiche durch den harten Boden hindurch und streben zum Lichte. Und dann, kann der Dichter etwas anderes schildern, als das, was er erlebt hat? Schreibt er nicht gar oft seine Verse mit seinem Herzblute nieder? Und umso ehrwürdiger und verehrungswerther steht das Bild eines Mannes vor uns, der in den Sorgen und Mühen des Lebens nicht völlig aufgegangen ist, der vielmehr neben seiner aufreibenden Berufsthätigkeit noch die Zeit zu finden wußte, weit über die Grenzen seiner eigentlichen Arbeitsstätte hinaus zu wirken und durch dichterisches Schaffen veredelnd auf seine Mitmenschen einzuwirken. Ein gütiges Geschick möge es verleihen, daß er so noch lange Zeit in unserer Mitte weile!

